Die Zukunft

Herausgeber:

Maximilian Harden.

Sechsundneunzigster Band.

Berlin.
Verlag der Zukunft.
1916.

Inhalt.

Adam, wo bist Du? 59
Adler und Löwe 303
Alexander der II. s. Russische Hörner.
Alkoholverbot in Rußland s. Nach zwei Jahren.
Annexionen s. Frage und Antwort s. a. Sie sind fertig.
Arabien s. Sie sind fertig.
Asien oder Europa s. Adam wo bist Du?
Balkanstaaten s. Adler und Löwe.
Baum der Erkenntniß, am s. Adam, wo bist Du?
Belgien s. Dichtung und Wahrheit s. a. Frage und Antwort.
Berliner Kongreß s. Adler und Löwe.
Besuch 157
Bonapartes Fall s. Sie sind fertig.
Brief an Prof. Dr. v. Harnack . 267
Brief von Oldenburg auf Januschau s. Himmelswage.
Bulgarien s. Adler und Löwe.
Dichtung und Wahrheit . . 335
Dobrudscha, die s. Adler und Löwe.
Egmont s. Dichtung und Wahrheit.
Eisenerzlager in Frankreich s. Sie sind fertig.
Familie Schimek s. Adam, wo bist Du?
Ferdinand, König von Rumänien s. Himmelswage.
Frage und Antwort 179
Franz Ferdinand, Erzherzog s. Nach zwei Jahren.
Friedensbedingungen s. Sie sind fertig.
Geburtenrückgang in Frankreich s. Frage und Antwort.
Genesis s. Nach zwei Jahren.
Gortschakow s. Russische Hörner.
Goschen, Sir Edward s. Sie sind fertig.
Griechenland s. Himmelswage.
Griechisch-türkischer Krieg s. Himmelswage.
v. Harnack s. Brief.
Heere, die feindlichen s. Sie sind fertig.
Himmelswage, die 239
Japan s. Adam, wo bist Du? s. a. Nach dem Krieg.
Johanna in Paris 204
Italiens Kriegserklärung an Deutschland s. Wendung, die neue.
Judenthum, das s. Orient und Occident.
Karol, König von Rumänien s. Rumänien und Rußland.
Khalifat s. Sie sind fertig.
Kirche, die russische s. Russische Hörner.
Kreta s. Himmelswage.

Krieg, nach dem 51
Krieg zum Frieden, vom . . 43
Kriege der Balkanstämme s. Adler und Löwe.
Kriegserklärungen s. Nach zwei Jahren.
Kriegsgerichte, außerordentliche 158
Kriegswirthschaftstellen s. Brief, ein s. a. Himmelswage.
Künstler und Philosophen . . 161
Lebensmittel s. Himmelswage.
Lied, das hohe s. Nach zwei Jahren.
Makedonien s. Adler und Löwe s. a. Himmelswage.
Michaels Tag 367
Nach dem Krieg 51
Nach zwei Jahren 119
Nationalfest in Paris s. Russische Hörner.
v. Oldenburg auf Januschau s. Himmelswage.
Orient und Occident 46
Pallenberg s. Adam, wo bist Du?
Persien s. Sie sind fertig.
Phantasus. 173
Philosophen s. Künstler.
Pirouette s. Adam, wo bist Du?
Rasputin s. Russische Hörner.
Rathenau und Schleich . . . 378
Rumänien s. Adler und Löwe s. a. Frage und Antwort s. a. Himmelswage.
Rumäniens Kriegserklärung s. Wendung, die neue.
Rumänien und Rußland . . 209
Russische Hörner 89
Russisch-japanischer Vertrag s. Adam, wo bist Du?
Russisch-türkischer Krieg s. Rumänien und Rußland s. a. Wendung, die neue.
Sasonow s. Russische Hörner.
Schleich s. Rathenau und Schleich.
Schriftenversand, unterirdischer s. Frage und Antwort.
Selbstanzeigen 169
Serbien s. Nach zwei Jahren.
Sie sind fertig 1
Skizzen 391
Skizzen, drei 38
Stimmen, Feindliche s. Adam, wo bist Du? s. a. Frage und Antwort s. a. Sie sind fertig.
Trapezunt s. Sie sind fertig.
Ultimatum an Serbien s. Nach zwei Jahren.
Venizelos s. Himmelswage.
Verdun 29
Verse, deutsche 177, 206
Vlamen s. Frage und Antwort s. a. Dichtung und Wahrheit.
Völkerrecht 149
Volksernährung s. Himmelswage.
Wafurlogie s. Nach zwei Jahren.
Wallonen s. Frage und Antwort.
Weltherrschaft s. Sie sind fertig.
Wendung, die neue 239
Wirthschaftleben, das deutsche s. Brief an Harnack s. a. Himmelswage.

Die Zukunft.

Berlin, den 8. Juli 1916.

Sie sind fertig.

Glaube.

Xenophon, der aus der sokratischen Schule, nicht aus einem Generalstab, ins Strategenamt gelangt war, ist zweitausenddreihundertsechzehn Jahre vor Nikolai Nikolajewitsch an der Spitze eines Heeres in Trapezunt eingezogen. Als der Perser Kyros vor Babylon geschlagen, gefallen war, mußten die zehntausend Griechen sich zu Rückzug entschließen. Ueber den Tigris, das linke Flußufer hinauf, an Ninives vergessener Stätte vorbei, durch Meder- und Kurdenland, über Gebirg, durch Schnee, Felsgeröll und die langen Lanzen der wilden Khalyben bis auf den Heiligen Berg Techos, wo Krieger und Hauptleute einander umarmten und, nach der Qual der Kämpfe und Mühen, aufschluchzten: „Das Meer!“ Vor ihrem jauchzenden Blick liegt es; noch nicht das geliebte, das den Strand von Hellas bespült, doch ihm im Wesen verwandtes. Lanzentausch und Anruf der Götter besiegelt die Werbung eingeborener Führer, die Lebensmittel heranschaffen und den Weg durchs Gebirg von Kolchis bahnen. Nach neuem Kampf, Quartier in reichen Dörfern, Honigrausch, der mit allen Aengsten tötlicher Seuche schreckt, doch spurlos vorübergeht, neuem Marsch öffnet sich das Thor Trapezunts: einer Griechenstadt. „Diese Kolonie von Sinope liegt am Schwarzen Meer. Die Stadtbewohner bringen Nährmittel zum Kauf, bewirthen die Griechen, spenden Wein, Mehl, Ochsen und anderes Gastgeschenk. Den Rettern, Zeus und Herakles, kann das Dankopfer gerüstet wer-

den. Auch ein Schiff mit fünfzig Rudern ist unter den Geschenken von Trapezunt." Kaiser Hadrian hat der Stadt den Hafen geschaffen und Gunst erwiesen, aus der Reichthum wuchs. Weil Trapezunt reich ist, wird es von den Gothen überfallen. Die metzeln Tausende wehrloser Bürger, plündern und zerstören die prächtigen Tempel und Staatsgebäude, laden alles Erraffbare in Kähne, an deren Ruderbank sie die rüstige Jugend des Pontus schmieden, und kehren mit nie zuvor erlangter Beute vom Raubzug heim. Im zwölften Christenjahrhundert ist Trapezunt die Hauptstadt eines mächtigen Reiches, das von dem Griechenbasileus unabhängig wird und dessen Beherrscher, aus der Jüngeren Linie des Komnenenhauses, sich zuerst Herzoge, dann Kaiser nennen. Für eine Küstenkolonie, die Jahrhunderte lang zu Byzantions armenischem, dann zum khaldäischen Verwaltungbezirk gehört hat, wars ein Aufstieg. Doch nur der von Schwindel ganz Freie hält sich lange auf steilem Grat. Acht Jahre nach der Eroberung Konstantinopels rückt der zweite Sultan Mohammed ostwärts vor, belagert mit Heer und Flotte Trapezunt und läßt dem Kaiser David die Frage vorlegen, ob er dem Reich entsagen, Leben und Krongut retten oder mit der Krone auch das Haupt sammt aller irdischen Habe verlieren wolle. Bleibt dem schwachen Komnenen noch Wahl? Sein Nachbar, Fürst Ismael von Sinope, hat eine von zwölftausend Kriegern und hundert Kanonen geschirmte Stadt ausgeliefert, um sich den Ertrag der Kupferminen und das gehäufte Vermögen zu sichern. Diesem Vorgang folgt David. Er verzichtet auf sein kleines Kaiserreich, räumt Trapezunt, das die Hauptstadt eines türkischen Wilajets wird, und bezieht ein romanisches Schloß. Dort aber trifft den letzten Komnenen die Rache des Sultans, der ihn strafbarer Zettelung mit den Persern zeiht. Das ganze Geschlecht muß mitbüßen. Noch einmal wirkt persische Wirrung bis an das Schwarze Meer fort. Das Trapezunt, das Xenophon betrat, war griechisch; 1461 nahm der Türke das Anhängsel von Byzanz; 1916 ists russisch geworden: und wieder dem Schicksal Persiens (eines verrunzelten) nah.

Perserhistorie war dem Knabenauge ein Gipfel des Grausens; spät erst, als wir Montesquieu geschlürft und Curzon durchgekaut hatten, merkten wir, daß diese Geschichte gar nicht so langweilig ist, wie sie schlecht belehrter Kindheit schien. Astyages, der

Erbe des Kyaxares, der Ninive zerstört, das Mederreich gegründet und sein Herrschaftrecht bis an den Halys zu souverainer Geltung gebracht hat, will Mesopotamien erobern; wird aber von dem arischen Theilfürsten Kyros (550 vor Christus) gefangen und entthront. Der drängt nach Lydien vor, bereitet dem Babylonierreich den Untergang, wird Herr über Kleinasien, sichert seinen Persern die Hegemonie im Vorderorient und fällt im Kampf gegen wilde Turkvölker. Auf seinen Sohn Kambyses, der den Archipeltyrannen Polykrates von Samos zur Unterwerfung zwingt und Egypten besetzt, aber durch fühlbaren Hohn das Empfinden der Priesterkaste und ihres adeligen Anhanges beleidigt, folgt Dareios (der, um seinen Machtanspruch auf ein Recht zu stützen, sich für einen dem Kyros Verwandten ausgiebt und obendrein die Schwester und Witwe des Kambyses zur Ehe nimmt). Zwischen Ost und West des jungen Raubreiches öffnet sich ein Interessenspalt: der indogermanische Adel der Persis und anderer östlichen Landschaften will sich nicht von der höheren Kultur des Westens in den ertraglosen Rang Rückständiger drängen lassen; und setzt seinen Willen durch. Persepolis wird die Stätte des prächtigsten Königspalastes, der Stempel des arischen Perserthumes prägt die Reichseinrichtung und der Ahuramazdakult wird zur Staatsreligion. Widerstände, die sich in fast allen Theilen des Landes regen, werden von Dareios und seinen Großsatrapen niedergeschlagen. Diese Erfolge reizen ihn, der einsehen muß, daß ein künstlich geeintes Reich, eine aus im Wesen völlig verschiedenen Stämmen zusammengepeitschte Volksgemeinschaft nur im Erobererglück dauern kann, neuen Machtzuwachs zu ertrachten. Um nicht thatlos zu warten, bis der Perserherrschaft aus dem Nomadengewimmel zwischen dem Schwarzen und dem Kaspischen Meer eine Lebensgefahr erwächst, zieht er gegen die Skythen; überschreitet den Bosporus und die Donau, kann aber den Feind nicht zu offener Feldschlacht zwingen, sieht sein von Hunger, Durst und Fieber geplagtes Heer hinsiechen und muß froh sein, da er sich mit der (unserem Nationalgefühl unerklärlichen) Hilfe griechischer Tyrannen in die Heimath zurückzuretten vermag. Dem bonapartischen Abenteuer darf man diesen Feldzug dennoch nicht vergleichen. Dareios hatte erreicht, daß der Umfang und die Stoßkraft seiner Militärmacht weit hinter der Westgrenze des Perserreiches geahnt und gefürchtet und

seine Oberhoheit von Makedonen und Thrakern, von Lemnos und Imbros anerkannt wurde. Ein Sieg noch: und keine ernste Gefahr brauchte ihn fortan zu schrecken. Und soll, nach so langwieriger Rekognoszirung und Umgehung, dem Dünkel des Emporkömmlings der Sieg über Griechenland noch unmöglich scheinen? Bei Marathon, wo Miltiades die Perser schlägt, weicht der erste Hoffnungrausch, den die billigen Erfolge der Mardonios, Artaphernes, Datis zum Taumel gesteigert haben. Und der sterbende Dareios sieht obendrein noch den Aufstand Egyptens, für das er landesväterlich gesorgt und dessen Leben spendenden Strom er dem Rothen Meer verbunden hat. Hier festigt Xerxes wieder die Perserstellung; fruchtlos aber bleibt sein Versuch, die am Tag von Marathon dem Vater angethane Schmach an den Griechen zu rächen. Mußte er fruchtlos bleiben? Der Assyriologe Professor Winckler, der die Geschichte Westasiens geschrieben hat, giebt die Antwort: „Wenn Griechenland den Eroberungversuchen Persiens erfolgreichen Widerstand leistete, so erscheint uns Das als etwas Wunderbares; aber wir wissen nicht, was zur selben Zeit an anderen Grenzen des Landes vor sich gegangen sein und Persien von einer vollen Kräfteentfaltung nach Westen hin abgehalten haben mag. Man bedenke, daß der Kampf doch fast nie mit den Gesammtkräften Persiens geführt worden ist, sondern mit den westlichsten Unterthanen; meist ist nur ein Kampf zwischen Griechen und einem oder einigen kleinasiatischen Satrapen ausgefochten worden, so daß man die Kräfteverhältnisse nicht an denen von Griechenland und dem Perserreich messen darf. Das gilt zum Theil auch von dem Xerxeszug von 480; denn die Hauptentscheidung fiel bei Salamis. Zur See hatte das Perserreich gerade den geringsten Theil seiner Kräfte zur Verfügung, weil es eben so wenig wie Assyrien eine Seemacht hatte, sondern in dieser Hinsicht auf Phoenikien und die kleinasiatischen Küstenstaaten angewiesen war. Zweifellos wäre Griechenland eine reiche Beute gewesen und hätte eine ertragsfähige Provinz für Persien gegeben. Man vergegenwärtige sich aber auch, daß in Susa (der persischen Residenz) der Widerstand der Griechen sich nicht viel anders ausnahm als etwa ein Armenieraufstand und daß man zu Zeiten dort in solchem Widerstand nicht mehr sehen konnte als eine von den unaufhörlich an allen Grenzen vorkommenden Unruhen. In Susa konnte man Griechen-

land nicht nach der Bedeutung beurtheilen, die es später für die Geschichte der Menschheit gewonnen hat." Xerxes wird bei Salamis besiegt, seine Flotte bei Mykale vernichtet, sein Hoheitrecht auf wichtige Theile der südosteuropäischen Küste gekürzt; und schon naht die Zeit, die das Reich des Kyros dem Hellenenthum entriegelt. Artaxerxes Ochos, der die rebellischen Egypter noch einmal mit harter Faust ans Reich fesselt, verbündet sich, um Philipp von Makedonien auf seinem Siegerzug zu hemmen, den Athenern. Doch nach der Schlacht bei Chaironeia ist der Makedone der Herr von Hellas. Alexander unterwirft Egypten und Syrien, jagt den dritten Dareios (Kodomannos) nach Baktrien und zieht in Susa ein. Der letzte Perserkönig wird von einem Satrapen gemordet und Philipps Erbe führt den Hellenismus in Westasien zum Triumph. Schon bald nach der Niederlage von Salamis, sagt Winckler, „hatte im Perserreich die Zersetzung begonnen: auch ein Zeugniß für die Beschaffenheit der vielgepriesenen ‚Organisation' durch Dareios. Schon damals hätte Persien einem ernsten Angriff keinen Widerstand mehr zu leisten vermocht. Die Zehntausend Xenophons hätten genügt, um die persische Monarchie zu stürzen, wenn sie einen Führer gehabt hätten; jetzt, wo endlich einmal ein starker Gegner auftrat, fiel ihm die Beute ohne große Mühe in den Schoß. Einen großen Erfolg hat Alexander gehabt; eine große Leistung wars nicht, das von selbst fallende Reich umzustürzen. Die Geschichte des alten Orients hat uns zahlreiche Beispiele ähnlicher Eroberungen gezeigt. Der Erfolg dieser Eroberung ist denn auch nicht maßgebend gewesen: der Orient ist zwar durch die Waffen des Griechenthumes besiegt worden, hat dessen Kultur aber widerstanden und die Eroberer schließlich wieder hinausgedrängt."

Keine Furcht: nicht die Geschichte der Sasaniden soll hier erzählt, weder von den römisch-persischen Kriegen noch von den Kämpfen der Feueranbeter gegen die Christen gesprochen werden. Wer wissen will, wie Chosraw der Zweite, nach den Siegen in Palästina und Egypten, seine Schaaren bis nach Kleinasien und Byzanz vorschickte, von Heraklios zurückgeworfen wurde und wie der Perserstaat dann unter Araberstreichen, wie einst unter Makedonenhieben, zerbrach, Der mag bei den Zunftmeistern Belehrung suchen. Nöthig schien hier nur, für eines Augenblickes Dauer ins Dunkel der Anfänge hineinzuleuchten und vergeßlichen Sinn

zu erinnern, daß Persien schon unter den Achämeniden Neuerung nicht vertrug. Noch Montesquieu meinte, erst der islamische Glaube habe die Kraft des Perserreiches zermorscht. „Da die Menschen sich nähren, kleiden, erhalten und alle Pflichten gegen die Gemeinschaft erfüllen müssen, darf die Religion sie nicht in ein allzu betrachtsames Leben gewöhnen. Die Mohammedaner aber macht Gewohnheit zu weltfernen Grüblern. Sie beten täglich fünfmal und müssen bei jedem Gebet andeuten, daß sie alle dieser Welt angehörigen Dinge weit von sich wegwerfen. Der Parsenkult brachte das Perserreich zur Blüthe und milderte die üblen Wirkungen des Despotismus; Mohammeds Religion hat dieses Reich zerstört." Selbst die Kultvorschrift des Parsismus, die allen Gläubigen jede Flußschiffahrt verbietet, dünkt den Deuter des Esprit des lois ungefährlich, weil Chardin in Persien nur am äußersten Rande des Reiches einen schiffbaren Fluß, den Kur (Kyros), gefunden habe. Heute ists in den islamischen Ländern recht lebendig geworden und tiefer dringende Erkenntniß hat uns gelehrt, daß Persiens Schwachheit nicht durch den Wechsel der Staatsreligion bedingt war. Die Angst vor frühem Zerfall pfercht die Nation, aus der nie eine Volkheit wird, in Irans welkende Gedankenwelt, läßt sie vor jeder Wandlung des Staatswesens, der Kultur und Wirthschaft zittern: und die im dumpfen Gemäuer Entkräftete kann keinem Sturm stehen. Vor und nach Mohammed hat sie das selbe Schicksal erlebt. Als Persien, im siebenzehnten Jahrhundert, wieder eine Großmacht geworden ist und von Europäerstaaten, die in ihm einen möglichen Bundesgenossen gegen die Türkenmacht sehen, umworben wird, zeigt sichs so schwach wie in den Tagen des Makedoneneinfalles. Ein Afghanenhäuptling kann es überrennen, der russische Peter ihm die kaukasischen Pässe sperren, der Osmanensultan die Anerkennung als geistliches Oberhaupt erzwingen; und der von dem schiitischen Kadscharenfürsten Mohammed Khan 1794 begründeten Dynastie entgleitet der kaukasische und der armenische Besitz. Nasr ed-Din nimmt den Arabern Bender Abbas, den Russen Merw; kann auf die Dauer aber den Vormarsch der zarischen Truppen nach Centralasien nicht hindern und sucht in Europa Helfer gegen den neuen Feind (dem er sich zuvor, ohne den heftigen Einspruch der Volksleidenschaft, gegen die Türken verbündet hätte). Zum ersten Mal kommt ein Schah von

Persien nach Europa; zum ersten Mal hört man von der Absicht, das Iranerreich den Einrichtungen des westlichen Kulturkreises anzupassen. Nicht lange. Nasr ed-Din läßt Eisenbahnen und Telegraphen bauen, sein Heer von österreichischen Offizieren reorganisiren, das Verkehrs- und Zollwesen von den sichtbarsten Flecken säubern, giebt Konzessionen für Banken und Bergwerke; merkt aber bald, daß solche Neuerung im Land nur die Unruhe mehrt, den alten Interessenspalt weitet, und zieht sich in die feste Burg asiatischen Herrscherrechtes zurück. Jede Aenderung, denkt er, erneut die Gefahr aus der Zeit sinkender Afghanenmacht, an deren Ausgang Russen und Türken die Theilung Persiens besannen. Sein Nachfolger hat vom Vater weder den klaren Blick noch die harte Hand geerbt. Dieser Muzaffer ed-Din will sein Reich mit Reformen beglücken: und wird der Organisator der Revolution. Er läßt sich von Rußland zweiundzwanzig Millionen Rubel leihen, verpfändet ihm dafür die Zolleinnahmen und ahnt nicht, daß der Entschluß zu so lästiger Abhängigkeit den Volkssinn dem Herrscher entfremden muß. England darf die Anmeldung seiner Wünsche nicht länger verzögern; kann aber, mit unzulänglicher Landmacht, nur einen bequemen Handelsvertrag und eine Drahtverbindung mit Indien durchdrücken, so lange der Reussenname die Asiaten schreckt. Erst nach dem mandschurischen Krieg wird die Verständigung mit dem geschwächten Konkurrenten möglich. Curzons Landsleute kennen die Lehre der Persergeschichte; wissen, wie rasch jede Neuerung das Gefüge dieses Reiches lockert; und sind drum (natürlich) auf seine Sicherung bedacht. Revolution, Konstitution in Persien: während das europäische Festland sich wundert, preist der Brite den unaufhaltsamen Fortschritt befreiter Menschheit. Sieben Monate nach dem Tode des Schahs Muzaffer ed-Din ist das anglo-russische Abkommen über Persien fertig. Theilung? Wie häßlicher Schimpf wird der Gedanke in London abgewehrt. Für immer, spricht Sir Edward Grey, wollen wir die Unabhängigkeit und Unantastbarkeit Persiens sichern; der neue Vertrag soll beiden Mächten die Möglichkeit nehmen, unter dem Vorwand einer Interessengefährdung gewaltsam einzugreifen, und dem von der Furcht vor solchen Eingriffen erlösten Perserreich die Fähigkeit zu selbstständigem Handeln zurückgeben. Der Norden den Russen, der Süden den Briten: so wird den Erben

des Kyros die Freiheit gewahrt. Daß seitdem in ihr Land die Ruhe nicht einkehren will, ist (natürlich) nur ein betrübender Zufall. Ein König der Könige wird, wie die Glaubens- und Standesgenossen Abd ul Hamid und Abd ul Aziz, abgesetzt und unschädlich gemacht, ein Knäblein heißt Schah und nach dem willkommenen Tod eines Reichsverwesers, der die Zeichen der Zeit nicht verstand, fällt die Regentenwürde an Nasr ul-Mulk, der in Oxford studirt hat und den Curzon und Grey eng befreundet ist. Dem Leun winkt der Sieg. Zwar stehen die Russen mit stattlicher Truppenzahl im Norden und können, wenns ihnen paßt, Teheran (das unter Mohammed Khan zur Hauptstadt wurde) bedrohen. Doch sie sind den Persern verhaßt und den Briten verbündet. Da ist also nichts zu fürchten. Und Britanien hat warten gelernt.

Vor sechs Jahren schien ihm der Tag der Ernte nah; wagte es eine Machtprobe, die alle in drei Erdtheilen entstandenen Zweifel mit einem Schlag wegzaubern sollte. Während Nasr ul-Mulk in die Heimath reist und über eine anglo-persische Anleihe verhandelt wird, kommt dem Auswärtigen Amt in London plötzlich die Erkenntniß, daß die Unsicherheit der persischen Zustände nicht länger zu dulden ist. Ultimatum: Ihr sorgt dafür, daß in drei Monaten die Sicherheit der Karawanenstraßen in unserer südlichen Einflußsphäre nicht mehr gefährdet wird, oder wir schaffen uns aus Eurem Menschengewimmel und auf Eure Kosten eine Schutztruppe, die unter dem Kommando anglo-indischer Offiziere die Ordnung wieder herstellt. Ob Sir Edward Grey dem neuen Regenten und Studiengenossen, der ihn vor der Heimfahrt besuchte, diese Absicht entschleiert hat? Nasr ul-Mulk hätte vielleicht geantwortet: „Der Vertrag vom August 1907 öffnet Euch (und schließt den Russen) den Weg vom Westen nach Indien und Tibet. Daß Ihr auch die Bagdadbahn beherrschen, also den Persischen Golf völlig umklammern möchtet, begreife ich; die stille Herrschaft über Maskat, Kuweit, Bachrim bringt erst die erhoffte Rente, wenn der Endstrang der Bagdadbahn auf englischem Boden liegt. Dann habt Ihr den Feind in der Sackgasse und braucht nicht mehr zu träumen, er könne übermorgen den trockenen Weg nach Indien beschreiten. Seid im Lebenssitz Eurer Macht vor Deutschland so sicher wie vor Rußland. Gegen dieses verständige Streben sage ich kein Wort. Bedenket aber, was Ihr uns zumuthen dürft! Noch gilt England

dem Perser als Hort der Freiheit und edler Gesittung; noch glaubt er, durch den Sphärenvertrag vom Jahr 1907 habe es Rußland, den Erzfeind, an raschem, rohem Zugriff gehindert. Jetzt? Wir wollen ganz offen zu einander reden. Die Unruhe in unserem Reich ist zum größten Theil Euer Werk und paßte in Euren Kram, weil sie Persien geschwächt und die Gelegenheit zu vortheilhaftem Vertragsabschluß mit den Russen geboten hat. Die fordern seitdem leise die Meerengenöffnung; können sie aber, trotz der londoner Verheißung, nicht erreichen, so lange ihre persische Stellung das Mißtrauen der Türkei von Mond zu Mond steigert. Wer ihnen den Bosporusschlüssel nicht gönnt, muß wünschen, daß sie sich noch fester in unsere Nordflanke einhaken; denn jeder Schritt vorwärts bringt sie einem Konflikt mit dem jungtürkischen Selbstgefühl näher. Und wenn fünfzig Briten nach Schiras marschiren, werden fünftausend Russen von Täbris nach Teheran geschickt. Diese Rechnung würde stimmen. Was aber sollen wir thun? Die revolutioären Wirren, die schon drei Jahre dauern, werden in drei Monaten nicht enden; wirds für eine Weile mal ruhig, so kann der kluge Schutzherr der Nomaden leicht nachhelfen. Wir haben weder zuverlässige und entbehrliche Soldaten noch Geld zur Anwerbung der Bachtiarenkrieger. Eurem vollen Säckel werden sie zulaufen. Dann haben wir im Norden die aus persischer Mannschaft und moskowitischen Offizieren bestehende Kosakenbrigade, im Süden die bachtiarische Gendarmerie unter Britenkommando. Die neutrale Zone, die 1907 keinem der beiden Kontrahenten zugesprochen wurde, wird von einer Polizeitruppe besetzt, die wir bezahlen und die Euch gehorcht; von persischen Unterthanen, die jeden Befehl anglo-indischer Offiziere ausführen. Braucht Persien dann noch einen Regenten, den Irans Erde gebar? Und könnte ich, wenn das Volk sich so versklavt sähe, ungestraft noch mein Freundesgefühl für England erweisen?“

Jedes Mahners Stimme wäre damals verhallt. Marokko, Osmanenreich, Persien: ist hier noch Islam, demüthige Ergebung in Gottes Willen, wie Mohammed sie von seinen Völkern heischte? Deren Welt wird von Wehen geschüttelt, als müsse sie morgen ein Neues gebären. Die Stunde solchen Kreißens darf täppischer Eingriff nicht stören. Ueber Persiens Erde kribbelt ein Volk, das stets Neuerung erstrebt und doch erweist, daß es Neues dem Alten

nicht einzugliedern vermag; auch das Zufallsspiel mit Verfassung und Parlament hülfe ihm nicht in den Willen zu kräftigem Leben. Bleibt der Süden, Indiens Schutzwall, in leidlicher Ordnung, dann ist Englands Hauptwunsch erfüllt und das Reich des Kyros mag, wie im Herbst seine Rosenhaine, in verwesender Schönheit weiterwelken. Der Hall des ungeheuren Krieges scheucht das Volk auf; wird es in dem Ringen, für das alle Erdtheile Kämpfer und Waffen liefern, Partei ergreifen? Nein; noch ertastet sein Auge kein Ziel, sein Arm nirgends ein Schwert. Hört es auch nur, was an Asiens Nordwestrand geschieht? Durch Schnee und Eis stampft ein Russenheer nach Armenien; pflanzt das Kreuz auf die Zinnen von Erserum und Trapezunt, das die asiatische Küste des Schwarzen Meeres beherrscht, und sichert bequemen Nachschub von Mannschaft und Kriegswerkzeug. Darf es hoffen, über die Gräber der alten Königreiche Pontus, Paphlagonien, Bithynien bis an den Bosporus vorzudringen, oder wenigstens, auf dem Weg der zehntausend von Xenophon geführten Griechen den Engländern eine starke Helferkolonne zu schicken? Kann die vereinte Macht der Mitteleuropäer den Speer, ehe er eine Lebensader zerriß, aus dem Fleisch des Khalifates ziehen? So stumm ist Persien noch, als ahnte es nichts von den blutigen Händeln der Erde. „Neben Allah ist kein Gott; nur er ruft zu Auferstehung. Wer nicht Allahs Weg wandelt, darf nicht der Freund des Gläubigen sein. Keinen, der auf anderem Weg ist, dürft Ihr als Helfer aufnehmen; und Pflicht befiehlt, Jeden zu töten, der in gottlosen Weg umkehrt.“ Der Koran, der Solches gebietet, ist Vaterland, Wurzelscholle des Glaubens, überragt, überdauert alle Staatsverfassung. Die Herrschaft über ein islamisches Volk wird nicht dadurch gefährdet, daß Theile in eine andere Staatszone absplittern. Regirt in ihr ein zuverlässiger Freund, so braucht der Wachsame nicht zu bangen. Nur: des Glaubenhauptes muß er gewiß sein. Da England, spät erst (trotzdem der Orientalengeist Benjamins D'Israeli den Kurs erspürt hatte), in diese Erkenntniß gelandet war, konnte es Franzosen in Marokko, Russen in Persien und Turko-Armenien, Italer in Tripolitanien einlassen; kann es morgen gestatten, daß Frankreichs Fahne in Syrien, Griechenlands in Smyrna wehe. Von Gewalt, die nur von außen stieße, scheint es im Ost nicht viel zu hoffen; und führt in Mesopotamien deshalb den Kampf lässiger,

als zu erwarten war. Sein wichtigster Orientkriegsschauplatz ist unterirdisch; in Minen und Höhlengedärm kämpft es mit allem erlangbaren Zündstoff um die Zukunft des Khalifates. Die Zeit der Verhandlung mit Persiens Regenten war vertrödelt; ob der Russe dort der verhaßte Erbfeind bleibt, ob Gold ihm den Acker der Volksgunst düngt: einerlei. Wer den Khalifen hat, hat den Islam. Herr Sasonow war von Britenweisheit erleuchtet, da er das Spottwort von dem berliner Khalifat sprach; den Beherrscher aller Gläubigen als eine Puppe des Deutschen Kaisers verschrie. Wird der Machtschimmer des alten Khalifen fahl, verbleicht er, ehe im Krieg Entscheidung fällt, völlig, dann wird Raum und Zeit für den neuen. Ruft Dieser zu Heiligem Krieg, dann stellt sich Asien nicht taub. Und schallt der Ruf gar aus Mohammeds Stadt: der trägste Perser denkt des Tages, da er den Ihram, den Pilgermantel, abthat, und gürtet sich fromm mit dem Schwert.

Morgen? Durch die dunkelste Musulmanenseele zuckt wie Wetterleuchten die Kunde, der Scherif von Mekka sei dem Weihamt enthoben worden. „Wollt Ihr denn, Männer von Mekka, die Letzten sein, die Mohammeds Glauben bekennen, und die Ersten, die sich aus dem Islam lösen?“ Was hundert Zungen über den Streit zwischen Mekka und Stambul melden, klingt, als müsse dem zweiten Theil der uralten Frage Bejahung werden. Aus Arabien, aus dem Brunstwirbel der Heiligen Städte Mekka und Medina waren Mohammeds erste Statthalter (Khalifen) über den Euphrat gezogen. Ihr Heer eroberte Persien (dessen Banner, der Lendenschurz eines Grobschmiedes, von gleißenden Kleinodien so übersät war wie das Heldenthum der Oberschicht von den Lastern des Wohlstandes), das reiche Irak, das einst Babylonien hieß, und baute Basra, die Stadt und den Hafen. Diese und andere Eroberung, meinten sie, gelang, in Asien und Afrika, weil Gott mit ihnen war. Davon wurden auch die Unterworfenen überzeugt. Ein gefangener, aus Seide, Gold, Edelsteinbehang geschälter Fürst von Susa knirschte in hilfloser Nacktheit: „So lange Gott neutral war, erstritten die Waffen uns Siege; seit er bei den Arabern ist, kann Kriegskunst uns nicht nützen.“ Die Khalifen aus dem Omajjadenhaus, deren Reich von Spanien sich bis an Indiens Grenze streckte, waren, als Hohepriester, Koransdeuter, Könige, Oberfeldherren, die mächtigsten Monarchen ihrer Zeit. „In Samar=

land und in Sevilla wurde damals mit gleichem Eifer ihr Glaubensgesetz und ihre Sprache studirt. Oestlich vom Tigris hörte der Wanderer überall Araberlaute. Der Maure umarmte den Inder als Landsmann, wenn er ihn auf der Wallfahrt nach Mekka traf." (Gibbon.) Im zehnten Jahrhundert spaltet der Khalifat sich. In Bagdad, Kairo, Kordova thronen „Beherrscher aller Gläubigen"; und hassen einander grimmiger als den schmutzigsten Feind des Propheten. Hulagu, der Enkel des grausamen Dschengis-Khans, erstürmt 1258 Bagdad; läßt die Stadt des Friedens vierzig Tage lang von seiner Mongolenhorde ausplündern und den Khalifen, Mohammeds sechsundfünfzigsten Nachfolger, töten. Die Wüste bewahrt die Heiligen Städte vor Mongoleneinbruch. In Kairo entsteht ein schwächlicher Khalifat, der hinkümmert, bis die Türken (1517) Egypten erobern. Sultan Selim der Erste schmückt sich mit dem Khalifentitel und vererbt ihn mit der Herrschaft über Konstantinopel. Noch ein paar Monate: und der Tag könnte gefeiert werden, der den Osmanen die Gewalt über alle Gläubigen gab. England möchte sie ihnen nehmen, die von anderem Stamm, ohne Blutsverwandtschaft mit Mohammed und, als Eindringlinge, den Hütern überlieferten Glaubensstolzes verdächtig sind. Niemals ist, trotz aller Feinarbeit ihrer Sendlinge im Hedjas und im Yemen, ihnen gelungen, sich ins Herz Arabiens einzunisten. Schon vor zehn Jahren schien ihrer Herrschaft über die Halbinsel Lebensgefahr zu drohen. Ein „arabischer Nationalausschuß" fordert die Landsmannschaft, aber auch die „gebildeten und menschlich empfindenden Völker Europas und Nordamerikas" auf, aus dem Verfall in die Herrlichkeit Arabiens zurückzublicken und zu erkennen, was unter schlechter Verwaltung aus einem Land geworden sei, dessen Sonne doch nicht erkaltet, dessen Boden nicht verdorrt ist. Die Wiederherstellung des Araberreiches hatte Midhat Pascha besonnen, als er in Bagdad Gouverneur war. Nun kam der Plan, die zwölf Millionen Araber aus dem Sultanat zu lösen und sie zu Trägern eines neuen Omajjadenstaates, zur Leibgarde des echten Khalifen zu machen, aus Kairo: wo England ihn fördern oder erdrosseln konnte. Immer, schrieb damals Herr Pinon, „war Mekka ein Herd, in dem das Feuer religiösen und politischen Dranges brannte. Wenn, aus innerem Antrieb oder unter dem Sporn einer fremden Macht, ein verehrter Scherif aus

dem Geschlecht Mohammeds dort aufstünde, Türkenhaß predigte, die Nachfolge des Propheten und der alten Khalifen für sich heischte, könnte er mit einem Schlag die priesterliche und die kaiserliche Macht des Sultans bis in die Tiefe erschüttern. Die Verkündung einer in Arabien, im islamischen Rom, weitab von jedem Großstaat, wurzelnden Geistesmacht, deren Ansehen ins Innerste asiatischer Musulmanenprovinzen leuchten könnte, würde in Egypten gewiß froh begrüßt. Mehr noch als andere Europäerstaaten, denen Mohammedaner unterthan sind, dürfte England sich einer Revolution freuen, deren Absicht wäre, dem Sultan, der sich von dem Britischen zum Deutschen Reich wendet, die Gewalt über die Gläubigen zu nehmen." Der Scherif steht heute vor uns. Hussein Pascha weigert sich, den Sultan noch als Khalifen anzuerkennen; der Hauch seines Mundes hat in der Heiligen Moschee die Lösung Mekkas aus dem Reich Osmans angekündet; und von Englands Drähten sprang die Botschaft, in Medina sei die türkische Besatzung umzingelt, die Volksmehrheit für Hussein gestimmt. Der ist abgesetzt, ein neuer Scherif und Emir ernannt worden. Kann Hussein sich, als Herrn der Kaaba, behaupten, bleibt das Gefolge der ersten Empörungstunde ihm, trotz der Vehmung, treu, dann hebt England ihn wohl in die Glorie der Khalifen.

Der Entschluß würde noch in den Gewittern dieses Krieges wie ein Donnerschlag von unerhörter Wucht wirken. Um das Auge der Russen von den Pamirs, dem Indus und Ganges, von allen Grundmauern und Quellen britischer Imperialmacht abzulenken, ließ England sie von den Japanern schlagen; bis sie sich in die Niederlage geschickt, in das Bündniß mit dem Ueberwinder und dessen Schirmer gewöhnt hatten, konnte der Sultan des aus wilder Kampfzeit ihnen verfeindeten Volkes das Erbe Mohammeds wahren. Der wurde gefährlich, seit er willig schien, gegen londoner Zumuthung sich in neue Freundschaft zu verschanzen und vor der Herkunft die Ertragsfähigkeit der Angebote aus West zu prüfen. Am Persergolf, in der Marmara und im Mittelmeer ist ein Rußland, dem die Slawisirung Südosteuropas und Nordwestasiens gegönnt wird, bequemer als das Deutsche Reich, das über Wehrmachtbegrenzung nicht reden will und dessen Volk mit dem Gräuel seiner Tüchtigkeit dem reichen Vetter das Leben verleidet. Gestern hats die Hohe Pforte ermuthigt, am Ausgang der Bagdad-

bahn Kuweit, auf der Sinaihalbinsel die Oase von Tabah, als ihrem Interessenkreis unentbehrliche Stücke, zu fordern; morgen wird es an Salisburys Wort erinnern, daß die britische Besetzung Egyptens nur einen zeitlich beschränkten Ausnahmezustand schaffen solle. Will der Sultan im Orient der Schwertträger dieses Reiches werden, dann schwindet sein Recht auf die Gewalt und Würde des Glaubenshauptes; muß man ihm die Möglichkeit entwinden, eines Tages alle Völker des Islams zu schaaren. Wo ist auf der Haut seines Reiches die dünnste, reizbarste Stelle? In Arabien. Das braucht der Herr Egyptens und Indiens, der am Suezkanal, am Rothen Meer und am Schatt-el-Arab befehlen, von Alexandria bis nach Singapor fremden Einspruch nicht dulden will. „Im Besitz Egyptens und der stärksten Kriegsflotte kann England über Syrien, Kleinasien, das Euphratland verfügen, die Türkei einjochen, zwischen Konstantinopel und dem Persischen Golf jeden Landweg sperren oder öffnen.“ Herr de Freycinet, der, vor elf Jahren, diesen Satz schrieb, sitzt, als Staatsminister ohne Portefeuille, neben Herrn Briand. Wird der Greis den Brand sehen, der in Arabien aus glimmenden Funken aufprasseln soll? Er sogar würde sich jetzt des Flammenspieles freuen. Der Türkensultan, dem der Khalifat genommen wäre, würde ein schwacher, auch im Bezirk der Mondsichelfahne entkräfteter Mann. Der arabische Khalif könnte von der Kaaba, dem Allerheiligsten Mekkas, aus den Islam treiben und hemmen. Ihm wäre der „geweihte Eisenstrang“, der von Damaskus, am Rande des Hedjas, nach Medina nnd Mekka führt, in anderem Sinn, als Abd ul Hamid wünschte, ein Machtwerkzeug. Rußland in Trapezunt, am Schwarzen und am Rothen, am Aegäischen und am Indischen Meer nur Freunde und Vasallen: der Krieg, der dieses Ergebniß brächte, wäre mit keinem Preis zu theuer bezahlt. In Persien war aller Aufwand zinslos verthan; hinkte aller Scharfsinn nur in den Thorenversuch, Gespenster aus Mythenferne zu beschwören. Wars nöthig, zu zwei Königen Kyros ins Schattenreich zu kriechen und in Moder Urkunde davon zu suchen, daß der Staat, die Behörde den Perser nicht in Heil zwingen kann? Vermag Hussein Pascha, als der in Konstantinopel Geächtete, für seine Sache Arabien aufzurütteln, dann ist auch in Teheran, Ispahan, Basra sein Wille Gesetz. Und Mohammeds Welt fortan deutschem Einfluß verrammelt.

Liebe.

Im Juni hat Sir Edward Goschen, der bis in den vierten Augustabend 1914 Großbritaniens berliner Botschafter war, einen Brief aus der romanischen Schweiz mit Sätzen beantwortet, die uns nicht aus dem Gedächtniß schwinden dürfen. „Allerlei Artikel möchten die Gewißheit verbreiten, daß Deutschland zu Land und zu See gesiegt habe und zu Friedensverhandlung bereit sei, in die Frankreich und Rußland eingehen würden, wenn England sie nicht zurückhielte. Seit dem Kriegsausbruch bin ich aus dem öffentlichen Leben geschieden; habe, auch ohne Amt, aber aufmerksam den Gang der Oeffentlichen Meinung beobachtet und bin nicht nur mit den regirenden Staatsmännern, sondern auch mit anderen Wortführern des Britenvolkes in Verkehr. Ich weiß also, wie unser Volk über die Ereignisse und über die Friedensfühler denkt, die aus neutralen Ländern kommen. England will jetzt von Frieden nichts hören; das Häuflein, das davon spricht, ist seit einem Jahr nicht gewachsen, im Parlament kaum vertreten und die Regirung braucht nicht mit ihm zu rechnen. Unser Volk weiß, daß die Ziele, für die Großbritanien kämpft, noch nicht erreicht sind. Ehe sie aber erreicht sind, wird das englische Volk ein Gerede über Frieden nicht erlauben und jede Regirung stürzen, die sich in solches Gespräch hingäbe. Dessen darf man überall gewiß sein. Der deutsche Preßfeldzug soll in den neutralen Ländern den Glauben schaffen, England sei das Hemmniß auf dem Weg eines nach Frieden lechzenden Konsortiums. Diese Meinung würden Frankreich und Rußland widerlegen, wenns ihnen nöthig schiene. Ich bitte, zu beachten, daß der deutsche Kanzler niemals deutlich gesagt hat, unter welchen Bedingungen Deutschland Frieden schließen möchte. Er scheint anzunehmen, daß die Mächte der Entente, weil ihnen der Sieg bis heute noch nicht gelungen sei, sich besiegt fühlen und deshalb um Frieden bitten müssen. Auf dieses Ansinnen giebt es nur eine Antwort: Die Mächte der Entente bestreiten, besiegt zu sein. Unbestreitbar ist, daß ihre Heere weder in Magdeburg noch in Berlin sind und daß ihr Feind Belgien, Serbien, große Strecken Frankreichs und Rußlands besetzt hat. Entscheidet aber, wie der Kanzler immer wieder behauptet, die Größe der Landfläche, die eine Kämpfergruppe der anderen genommen hat, dann darf die Entente auf die Thatsache weisen, daß sie 676 000, ihr Feind nur

110 000 Quadratmeilen fremden Bodens erobert hat und besitzt. Doch unter keinen Umständen werden die Regirungen der Entente der Meinung zustimmen, daß an solchen Ziffern die Entscheidung über das künftige Machtverhältniß hänge. Jeder Monat ändert die Lage und bestimmt von selbst die Werthe, die von Deutschland und von den Neutralen zu errechnen sind, ehe diese Staaten uns den Feinden vergleichen. Wer etwa glaubt, Rückschläge könnten im Britenvolk den Willen zum Sieg lähmen, hat von diesem Volk eine wunderlich falsche Vorstellung; er sollte bedenken, wie es uns am Anfang des vorigen Jahrhunderts ging. Die Macht, die damals, sich zu Gunst, das europäische Gleichgewicht stören und ihre Militärherrschaft dem Erdtheil aufzwingen wollte, schien ihr Ziel erreicht zu haben. Ihre Heere hatten nicht nur zwei oder drei Provinzen, nicht nur beträchtliche Stücke feindlichen Landes besetzt, sondern das ganze Mitteleuropa sammt Italien. Ihre Macht umfaßte Westdeutschland, die Schweiz, Illyrien, Italien, Spanien. Auch Rußland war dem Einfluß aus Frankreich offen; und von allen Europäerstaaten nur Portugal und die Türkei noch unabhängig: weil ihre Unterjochung den Kaiser Napoleon noch nicht nöthig dünkte. In England wurden die Minister so schroff kritisirt, wie mans heute nicht hört. Der Zug nach Walcheren war, trotz großen Opfern an Blut und Gut, mißglückt. Dennoch durfte der große Geschichtschreiber Mahan sagen: ‚Der Macht Frankreichs, der Streife seiner Heere und Helferlegionen durch Europa stemmte sich eine andere Macht entgegen, die, unsichtbar, von Tag zu Tag fühlbarer wurde: der stille, doch allgemach überwältigende Widerstand der Meere‘. Wähnen Deutsche und Neutrale, das Gedächtniß Englands sei so kurz, daß es vergessen konnte, wie seinem Finanz- und Wehraufwand gelang, den vorigen Versuch zur Unterwerfung Europas bei Waterloo zu vernichten? Und wenn irgendein Wunder bewirkte, daß die Entente morgen nicht mehr eine Kanone, ein Gewehr, nicht mehr einen Soldaten hätte: selbst dann könnten ihre Flotten hindern, daß auch nur ein einziges deutsches Schiff aus der helgolander Bucht fahre. Selbst dann noch könnten sie den ganzen Ueberseehandel des Deutschen Reiches vernichten und es, um ein Jahrhundert, in die Zeit zurückwerfen, wo es nur Ackerbauland war. Wenn Volk und Regirung in Deutschland dieser Thatsachen bewußt geworden sind, werden sie vielleicht

bereit sein, Friedensbedingungen vorzuschlagen, die wir annehmen können. Diese Bedingungen müssen die Sühnung der von unseren Feinden gemachten Fehler und die Wiederherstellung der von ihnen zerstörten Werthe verbürgen."

An den Fall Bonapartes erinnert auch das würdige Institutsmitglied Charles Richet. „Napoleon wollte, wie Wilhelm, nur vielleicht auf festerem Grund, die Weltherrschaft erlangen. Im September 1812 hatte er das Russenheer fast vernichtet und saß in Moskau. Doch von dem Sieg war sein Heer so geschwächt, von zwanzig Kriegsjahren Frankreich so erschöpft, daß der Kaiser die Nothwendigkeit raschen Friedensschlusses erkannte. Vom vierzehnten September bis zum neunzehnten Oktober wartete er in wahrer Angst auf die Friedensvorschläge des Zaren. Mit einem Schein von Recht sprach er: ‚Da ich Sieger bin, ists nicht meine Sache, den Frieden anzubieten.' Die Kriegskarte (die den Kanzler des Deutschen Reiches entscheidend dünkt) zeugte für ihn. Er hatte Rußland: denn er war in Moskau; Italien: denn er war in Rom; Spanien: denn er war in Madrid; Deutschland: denn der König von Preußen war sein gehorsamster Diener und der Kaiser von Oesterreich sein Schwiegervater und Bundesgenosse. Vierzig Siege strahlten von seinen Standarten und er war Europas unbestrittener Herr. Doch erobertes Land, das man nicht zu halten vermag, ist ohne Werth. Jeder kennt den Ausgang des ruhmreichen, schmerzreichen Abenteuers. Nach neuen Schlachten, die manchmal Sieg, immer Schwächung brachten, weigerte Napoleon dreimal den ihm angebotenen Frieden: weil er Sieger sei und ungeheure Gebietsstrecken besetzt habe. In Dresden schlagen, im Mai 1813, die Verbündeten ihm vor, auf Deutschland zu verzichten, aber alle Rheingrenzen zu behalten. Er lehnt ab. Nach der Niederlage bei Leipzig werden ihm, im November, in Frankfurt die selben Bedingungen angeboten. Er lehnt ab. Nach dem Einbruch in Frankreich wird ihm, im Februar 1914, der Friede unter etwas härteren Bedingungen angeboten. Er lehnt zum dritten Mal ab. Einen Monat danach muß er, in Fontainebleau, auf sein ganzes Reich verzichten. Diesen Thatsachen könnte der Kanzler nachdenken, wenn er sich herabließe, die Lehren der Geschichte zu erfragen. Die Besetzung weiter Räume schützt ein Herr, das verlorene Kraft nicht mehr ersetzen kann, nie vor endgiltiger Niederlage. Wenn

das deutsche Heer entmuthigt, an der Etsch oder vor Verdun zu fruchtloser Anstrengung verurtheilt wird, wenn die Russen ganze Armeen in Gefangenschaft führen, die deutsche Flotte, zerschunden, in ihre Häfen zurückkehren muß und der Magen des Volkes von Hunger knurrt: dann wird man merken, wie schwer die Kriegskarte wiegt. Am neunzehnten Oktober 1812 verließ Napoleon Moskau; am einunddreißigsten März 1814 zogen die Verbündeten in Paris ein. In siebenzehn Monaten war die gewaltigste Kriegs- und Staatsmacht der Menschengeschichte zerschmolzen. Im Oktober 1812 wehte Frankreichs Fahne in Moskau, Hamburg, Neapel, Madrid; im März 1814 konnten die verbündeten Herrscher als Triumphatoren durch den Louvre schreiten. Nicht die Kriegskarte, sondern die Kraft der den Krieg führenden Heere bestimmt die Friedensbedingungen; auf die Leistungmöglichkeit kommt es an. Daß sie im Juni 1916 auf unserer Seite größer als auf der anderen ist, lehrt schon der flüchtige Blick. Wilhelm oder Napoleon: jeder Tyrann erliegt, wenn die Bannerträger der Freiheit sich wider ihn verbünden. Um seinen Sturz zu erleben, braucht man nur Geduld. Schon ist die Linie des Verfalls in das Dunkel der Zukunft vorgezeichnet. Hat Herr von Bethmann nicht Lust, sich bei Geschichtstudien aufzuhalten, so mag er in der Sage Belehrung suchen. In Roms königlicher Zeit soll Tarquinius die Sibylle nach dem künftigen Schicksal der Ewigen Stadt gefragt und den hohen Preis geweigert haben, den die Sibylle für die sieben Schicksalsbücher forderte. Sie warf eins der Bücher ins Feuer, forderte für die sechs übrigen den selben Preis und verbrannte, da Tarquinius in seiner Weigerung blieb, noch fünf Bücher, eins nach dem anderen. Als nur eins noch unversehrt war, besann sich Tarquin und bot nun für ein sibyllinisches Buch den Preis, der ihn für sieben Bücher zu hoch gedünkt hatte. Das berichtet die Sage. Sie stimmt mit der Geschichte durchaus überein. Das deutsche Volk wird bald bedauern, daß seinem Kanzler die Sage eben so fremd ist wie die Geschichte." (Le Petit Journal.)

Nach den Geheimsitzungen der pariser Kammer, die Herrn Briand ein Vertrauensvotum von 444 (gegen 80) Stimmen einbrachten, schrieb der Sozialistenführer Herr Pierre Renaudel: „Die Kammer hat durch eine starke Mehrheit die Handlungfähigkeit der Regirung gekräftigt und den Willen zu Mitarbeit gezeigt,

die, wenn die Regirung danach strebt, sehr intim und sehr wirksam werden kann. Sie hat zugleich aber auch den Kriegern der Republik den Entschluß ausgesprochen, Nachlässigkeit und unbedachtes Handeln, deren Kosten der Soldat zu tragen hätte, nicht länger zu dulden. Alle Anträge forderten Verstärkung des Kraftaufwandes, der uns den Sieg bringen soll. Abermals wurde erwiesen, daß auf dem Boden der Vaterlandsvertheidigung die Kammer nicht durch Meinungstreit gespalten ist. Dieser Beweis wird den tiefsten Eindruck auf Alle machen, die fürchten konnten, nach dreiundzwanzig Kriegsmonaten werde Frankreich Spuren der Ermüdung zeigen. Noch belebt es der Athem der Freiheit. Sein Glaube an den Sieg, der dauernden Frieden sichern soll, wächst im Angesicht des neuen Kriegszustandes. Die Ereignisse, die bisher unseren Feinden günstig schienen, gerathen mählich in Wandlung. Die entscheidenden Monate sind gekommen. Jetzt muß das Schicksal gezwungen werden. Die Kraft, der Muth und Wille zum Sieg treibt uns, alles nöthige Geräth zum Krieg zu schaffen, das schon geschaffene zu stärken und in den Dienst unserer heldischen Krieger zu stellen. Dieser Arbeitgemeinschaft muß gelingen, dem Geschick die Bahn vorzuzeichnen.“ (L'Humanité.)

Seit die Schrift, in der sechs deutsche Wirthschaftverbände das nach ihrer Meinung dem Feind Abzufordernde aufzählen, übersetzt und in pariser Blättern veröffentlicht worden ist, weiß Frankreich, daß der Sieg Deutschlands ihm das Erzbecken von Briey nehmen würde. Der erste Weckruf kam aus dem Munde des Herrn Berenger, des Schriftführers im Wehrausschuß des Senates. Längst, sprach er, „hat Jeder bei uns, Krieger und Bürger, erkannt, daß in diesem Krieg das Eisen König ist. Ohne Eisen keine Kanonen, Granaten, Maschinengewehre, Waffen und Kriegsgeräthe irgendwelcher Art. Deshalb hat Deutschland sich sofort auf das Erzbecken von Briey geworfen, das neunzig Prozent unseres Eisens liefert, und alles Erdenkliche gethan, um es für sich zu behalten. Das ist der Hauptzweck des Vorstoßes gegen Verdun; der des wilden Unterseekrieges, durch die Torpedirung der Handelsschiffe uns das Eisen aus England und Amerika zu entziehen. Das Erzbecken von Briey ist das Schlachtfeld, auf dem Frankreich und Deutschland um die Eisenherrschaft kämpfen. Und dieses Becken liegt zwischen Metz und Verdun, wie ein Riesen-

schlüssel mitten zwischen den gewaltigen Schlössern, als die man die zwei Grenzfestungen Lothringens betrachten kann. Begreift man nun, daß Deutschlands Wunsch, uns Verdun zu nehmen, eben so stark sein muß wie unserer, Metz zurückzuerobern? Vor dem Krieg förderte Deutschland 28 Millionen Tonnen Eisenerz im Jahre; davon kamen 21 aus dem 1871 annektirten Theil von Briey. Frankreich förderte 22 Millionen Tonnen; 15 aus dem französisch gebliebenen Theil des Beckens. Den hat es seit dem Einbruch des Feindes verloren; England und die Vereinigten Staaten mußten aushelfen. Deutschland, das den luxemburgischen und den französischen Theil des Beckens besetzt und fast alle Hochöfen in Gang gebracht hat, konnte seinen 28 Millionen Tonnen 15 aus Frankreich und 6 aus Luxemburg zufügen; hat für sich und seine Mitschuldigen also 49 Millionen Tonnen Eisenerz. Daraus kann es 45 Millionen Tonnen Stahl machen. Die sechs deutschen Verbände haben deshalb dem Kanzler gesagt, daß die Fortsetzung des Krieges unmöglich geworden wäre, wenn seit dem August 1914 die Produktion von Roheisen und Stahl sich nicht verdoppelt hätte; da die Minette, das Erz von Briey, 60 bis 80 Prozent dieser Produktion sichere, wäre ohne ungestörte Förderung im ganzen Becken von Briey der Krieg kaum noch zu gewinnen. Das erklärt den hartnäckigen Vorsturm gegen Verdun. Fällt es, so können die Deutschen an die Möglichkeit unbegrenzter Kriegsführung glauben; denn Briey birgt drei Milliarden Tonnen Eisenerz in seinem Schoß. Halten wir aber Verdun und nehmen Metz zurück, so verliert Deutschland neun Zehntel seiner Stahlproduktion. Aus dieser Thatsache die strategischen Schlüsse zu ziehen, ist nicht meines Amtes.“ (Le Matin.) Wir wolleu der Prophetie gedenken.

Nach dem Senator sprach Herr Engerand, der Abgeordnete von Calvados. „Nicht oft genug kann wiederholt werden, daß die Lothringergrenze von 1871 dem Deutschen Reich die Kraft gab; daß es aus einer schmalen Ecke dieses Grenzlandes den Hauptstoff seiner Metallindustrie, das Eisenerz, empfing: im Jahr 1913 schon 29 (von 36) Millionen Tonnen. Das preußische Deutschland hat 1870, in seiner Ruhmsucht, auch das Geschäft nicht vergessen. Als Bismarck den Vorvertrag unterzeichnen sollte, der dem Deutschen Reich 41 (von 62) Hochöfen und die wichtigsten Metallindustriestätten unseres Moselkreises gab, hörte er, dicht an der

Grenze sei ein Eiseninselchen, an dessen Annexion der Große Generalstab nicht gedacht habe. Der Mann, der den Blick des Kanzlers auf die lothringenschen Minen hin lenkte, war ein kleiner Ingenieur, Hauchecorn, der vor dem Krieg in dieser Gegend gearbeitet und nach dem Kriegsausbruch über die Minen, Hütten, Salzquellen in den einst deutschen Theilen Frankreichs einen Bericht gemacht hatte, den er am achtzehnten August 1870 dem Bezirkskommissar in Hagenau gab. Der behielt ihn vier Wochen lang und brachte ihn dann erst nach Nancy. Da blieb er liegen, weil er dem Gouverneur von Lothringen werthlos schien, kam ins Archiv des Bezirkes Meurthe-et-Moselle: und ich war wohl der erste Franzose, der ihn las. Lange zuvor hatten die Deutschen ihn abschreiben lassen. Ohne die Nachlässigkeit der preußischen Militärverwaltung hätten wir von dem kostbaren Boden noch mehr verloren. Bismarck hörte von der Sache erst beim Abschluß der Präliminarien. Um die Folgen des Irrthums einzuschränken, machte er den kleinen Ingenieur zum Leiter der Kommission, die im Gelände die neue Grenze ziehen sollte. Und da brach Hauchecorn dreist einen Streit vom Zaun. Er nützte den unklaren Wortlaut des Abkommens über Belfort zu dem Versuch aus, für zehn Kilometer bei dieser Festung von Frankreich die Eisenlager von Aumetz, Villerupt und Ottange zu erlangen: 1500 Hektar und 15 Gemeinden zwischen Briey und Longwy, in der Ecke, die sein Bericht die ergiebigste genannt hatte. Nach hitzigem Streit über dieses Tauschangebot mußten wir nachgeben und die neue Forderung schlucken. Deutschland erpreßte die Zuwage von Eisenerz und nahm dreizehn Gemeinden, die der Präliminarvertrag uns zusprechen wollte, in seine Gewalt. Noch ein paar Kilometer mehr: und es hatte das ganze Becken von Briey. Daß es dazu nicht kam, danken wir einem Irrthum offizieller Wissenschaft. Das lothringische Erz war in den Ausläufen, im Osten, besonders eisenreich; je weiter westwärts, also nach Frankreich hinein, man ging, desto ärger wurde die Phosphoristrung. Noch aber war Phosphor der Hauptfeind des Hüttenmannes: und deshalb stand das Lothringererz in schlechtem Ruf. Hauchecorn, der von dem Zunftvorurtheil nicht frei war, glaubte, nur in einer Zone von zwei Kilometern sei das Erz lohnend nutzbar. Dieser Glaube wurde uns Wohlthat: er hat uns Briey erhalten. Schon damals aber konnte man die Zukunft

verrufenen Bezirkes ahnen. Der nicht von Scheuklappen Gehinderte mußte wissen, daß ein französischer Chemiker die Nutzbarkeit phosphorhaltigen Erzes erwiesen hatte, und voraussehen, daß die Industrie das im Laboratorium Erprobte bald ausnützen werde. So geschah es denn auch. Der londoner Polizeischreiber Thomas fand 1875 die Möglichkeit industrieller Entphosphorung. Daraus wurde eine der größten Wirthschaftrevolutionen und für Frankreich etwas einem Sieg Aehnliches: denn nun war das Erz Lothringens, des Westens und der Normandie brauchbar, der Phosphorgehalt, auf dem das Thomas-Verfahren beruht, aus dem Feind der Helfer der Metallindustriellen geworden und Frankreichs Erzbesitz plötzlich im Werth erhöht. Weil die Hälfte des Lothringerbeckens dem Deutschen Reich zugefallen war, nützte auch ihm die Erfindung; sie wurde seiner Metallindustrie zum Heil. Niemals aber hat es verwunden, daß die Bevollmächtigten ihm 1871 nicht das ganze Briey sicherten; und jetzt haben wir das Geständniß, daß der Wunsch, das Versäumte nachzuholen, einer der Zwecke des Krieges von heute ist. Wir wissen, was wir verloren haben, seit Briey besetzt ist. Was bringt es den Deutschen? Alles, antworten Manche; Andere: Nicht eine Tonne. Herr Hoschiller hat im ‚Temps' sogar von einer Legende von Briey gesprochen. Gegen die Roheit der Thatsachen kommt aber kein Geistreichthum auf. Briey und Longwy haben im Jahr 1913, in dem Deutschland 14 Millionen Tonnen Eisenerz einführte, 18 Millionen geliefert; und die deutschen Industriellen sagen selbst, daß der Eisengehalt der Minette von Briey den ihres Lothringererzes um vier bis fünf Prozent übersteige. Und solche Minen sollten sie, die in diesem Bezirk über ein Dutzend Konzessionen verfügen, ungenützt lassen? Unsere Industrie ist überzeugt, daß sie ungefähr drei Millionen Tonnen aus Briey fördern; und sie haben noch Longwy. Daraus decken sie, was im 1871 annektirten Lothringen fehlt. Wenn wir die Grenze Briey-Longwy zu schützen, unsere Eisenindustrie und, in Luxemburg, einen wichtigen Theil der deutschen unter dem Feuer unserer Kanonen zu halten vermocht hätten, wäre die Fortsetzung des Krieges den Deutschen unmöglich geworden; und diese Sicherung wäre vielleicht noch erlangbar, wenn wir das Hauptstück unseres Grenzgebietes zurückgewönnen. Wie also lautet die Lehre von Briey? Eine nicht ein-

fältige Regirung darf nicht einen Hauptbestandtheil der Landesvertheidigung an einer offenen Grenze lassen. Die Deutschen, die doch nur an einer Grenze Erz haben, sind klüger gewesen: die Schwerkraft ihrer Eisenindustrie liegt in Westfalen, jenseits vom Rhein. Wir haben an vielen Stellen Erzlager; ausgebeutet wurden aber nur die Minen an der lothringischen Grenze und da sind auch zwei Drittel unserer Stahlindustrie. Der Fehler wird uns recht theuer; er darf nie wiederkehren. Wir müssen unserer Metallindustrie mehrere Centren schaffen; die östliche war auf deutsche Kohlen angewiesen, vom Feind beherrscht, eine Industrie der Besiegten. Unser Boden ist der auf der Erde an Eisen reichste; nach dem Krieg werden wir ihn gründlich ausbeuten und dadurch die Zukunft unserer Wirthschaft sichern." (L'Écho de Paris.)

Alltäglich werden die Briten gemahnt, an der Schlagkraft des auferstandenen Russenheeres, das schon im Juni zweihundertundzwanzigtausend Gefangene und überreiche Beute eingebracht habe, nicht länger zu zweifeln. Ein Beispiel; aus dem Hauptquartier der Kowel-Armee. „Die Organisation ist so verbessert worden, daß ein Vergleich mit der von 1914 kaum noch möglich ist. Alexejew, der Generalissimus, hat als Generalstabschef Iwanows seine Leistungsfähigkeit erwiesen; die warschauer Front mit einem ganz unzulänglich gegen ein bis ins Kleinste gerüstetes Heer so lange gehalten, wie nur denkbar war; und in Wilna mit ungemeiner Geschicklichkeit die Taktik des Feindes vereitelt. Alle Führer, der Armeen und Corps, vertrauen ihm, seiner Strategenkunst, und sind gewiß, daß dieser Oberbefehlshaber nicht schwanken und irren werde. Eben so fest wurzelt das Vertrauen in den General Brussilow, den Führer der südlichen Armeegruppe. Niemand weiß, wo die Bewegung seines Heeres enden, Jeder, daß sie nicht in Unheil führen wird. Bei Kowel kommandirt Kaledin; noch Neuling auf so hohem Posten. Er führte, als der Krieg begann, eine Kavalleriedivision und hat jetzt, weil er sich in jeder Operation gut bewährte, eine Armee. Ich war oft sein Gast und lernte den stillen, entschlossenen Mann schätzen, der seinen Generalstab sorgsam, aus erprobten Offizieren, gebildet hat. Wer die drei Hauptführer kennt, ist gewiß, daß die Russen das überhaupt Mögliche leisten werden; mögen sie noch weiter vordringen, in ihren Stellungen bleiben oder zurückgehen. Alles

ist viel besser geworden. Kein Soldat mehr ohne Gewehr. Nirgends Mangel an Munition sichtbar. Vor zwei Jahren war die Beförderung eines Corps schwieriger als heute die großer Massen. Die Verbindunglinien sind zu rechter Zeit frei und die Geschoßkolonnen vor Verwirrung bewahrt. Ueberall Automobile; die Stäbe in ganz anderem Zustand als in der ersten Kriegszeit. Auch der Verwundetentransport ist jetzt in Ordnung; ein paar Stunden nach der Schlacht sind alle Frontlazarete wieder leer und die Transporte, zuerst in die hinteren Etapen, dann ins Innere des Reiches, leiden nicht mehr unter Verstopfung der Wege. Die Stimmung des Heeres könnte nicht besser sein. In den Lazareten, die ich als Begleiter des Generals Kaledin besuchte, fragten Schwerverwundete, sogar dem Tod nahe oft, wie es an der Front stehe und ob die Gräben genommen oder gehalten worden seien; gern, sagten sie, wollen wir sterben, wenn die Deutschen geschlagen werden. Solcher Gefühlsausbruch lehrt, wie tief der Kriegsgedanke jetzt ins Herz des russischen Heeres und Volkes eingewurzelt ist." (Herr Stanley Washburn in The Times.) Da der englische Reporter so viel Phantasiekraft zeigt, war ihm zuzutrauen, daß er auf die Aehnlichkeit der Namen Kaledin und Kalid („Das Schwert Gottes") weisen und der City die Ueberzeugung künden werde, Nikolais General sei, wie Omars, vom Himmel zu Reichsmehrung berufen worden. Genügt Ostgalizien?

Auch für das Britenheer wird die Trommel gerührt. „Die Ausrüstung der Briten übertrifft alle Vorstellung. Nichts fehlt; nirgends auch nur das Allergeringste. In den Armeemagazinen kann Jeder erhalten, was er braucht; aus bestem Stoff und zum Einkaufspreis. Sommer- und Winterhandschuhe, Flanellgürtel, Hemden, Strümpfe, Schuhe, Shlipse, Taschentücher, Mäntel, Umhänge, Marsch- und Lagerstiefel, Messer, Tischgeräth: Alles, was der Feldsoldat begehren könnte, ist in diesen riesigen Militärbazaren zu haben. Und der Offizier braucht nicht einmal zu bezahlen. Zwar wird ihm nichts geschenkt; aber die Intendantur rechnet direkt mit der londoner Bank ab. Statt der Löhnung erhält der Offizier ein Bankkonto; der Betrag der Checks, die er für Eingekauftes ausgestellt hat, wird von der Soldsumme, dem Kreditkonto, abgezogen. Hat er eine Mütze oder einen Shlips gekauft, so giebt er dem Kassirer des Militärwaarenhauses einen Check, der an die Bank weitergeht. Auch im Feld gelten also die ver-

nünftigen Bräuche des englischen Handels, der überall auf die Einschränkung des Bargeldumlaufes bedacht ist.“ (Oberst Feyler in Le Journal de Genève.) Wie wärs mit KdW und KdO?

Herr Lucien Descaves, dessen (fürs Franzosenheer schmerzlicher) Unteroffizierroman einst auch in Deutschland weithin Absatz fand, ist zu rechter Zeit ins Lager der starren Patrioten übergegangen; und erzählte neulich eine putzig wüste Geschichte. „Für vier Francs fünfzig waren in Paris wunderhübsche Uhren zu kaufen, auf deren Nickelgehäus das farbige Bild des Generals Joffre oder des Königs der Belgier prangte. Herrliche Gelegenheit, die vielleicht nie wiederkehrt! Ich wollte ein Dutzend kaufen, um mir bekannten Haarigen an der Front eine Freude zu bereiten; besann mich aber und nahm zunächst nur zwei. Ein wahrer Segen! Sie gingen nur sechs Stunden lang; und auch nur in meiner Uhrtasche; sobald ich sie hinlegte, standen sie still. Elender Pfuschkram, auf den die schweizer Fabrikation sich nichts einbilden durfte. Daß sie in der Schweiz gemacht worden seien, hatte der Händler verbürgt. Mir kamen Zweifel. War nicht am Ende eine bocherie dahinter? Ich schrieb an einen Freund nach Neuchatel. Er antwortete: Nein, diese Uhren werden bei uns gemacht. Doch später, als ich ihn besuchte, sagte er: ‚Sie waren im Recht; die Uhren mit dem Bild Joffres und des Königs Albert kamen, fast alle, aus Deutschland. Die schweizer Firma, die ein Dienstmann der Boches leitet, deckte mit ihrem Namen nur die schlechte Waare. Der Kerl, der sie einschmuggelte, und der Fabrikant, der sie annahm, sind hinter Schloß und Riegel. Seitdem ist der Schund von Frankreichs Markt verschwunden.‘ Ich empfahl ihm schroffe Abwehr solcher Kniffe, die den guten Ruf der schweizer Uhrenindustrie vernichten müßten. Auch in Eurer Tasche, rief ich, ist Deutschlands Hand. Erkennet, daß unser Feind Eurer ist!“ (Le Figaro.) Dichtung oder Wahrheit? Solcher Behauptung müßte man nachgehen; ihr Gehalt muß zu ermitteln sein. Witzig wärs, wenn deutsche Händler ihre Waare unter dem Schutz von Bildern Joffres und Alberts durch die Sperre klemmten; aber der Witz röche nicht gut.

Hoffnung.

„Wie in der Ostecke der Kaaba der Stein, den Gabriel aus dem Himmelsgefild herniedertrug, weiß war und vom Anhauch sündiger Menschheit schwarz wurde: so ist Deutschlands steiner-

nes Herz von Frevel wie Kohle geworden. Sein Schlag, der unter dreiundzwanzig Monden munter war, ist nun dumpf; als ahnte jedes Organ der prahlerisch Organisirten das schnelle Nahen der Verhängnißstunde. In Arabien ist die Mine gelegt, die den Räuber des Khalifates in die Luft sprengt und den Islam aus Knechtschaft erlöst. Was bleibt dem Sultan, wenn er nach Armenien noch Arabien, nach Europa und Afrika auch Asien verliert? Auf schwankem Steg zwischen zwei ihm feindlichen Erdtheilen wird er Keinen mehr schrecken. Seine Wehrmacht zerstiebt; und lange gedämpfte Gier stürzt sich auf die Beute. Hellas erinnert sich byzantischen Glanzes. Stellen nur Hunderttausend, nur Achtzigtausend seiner Söhne sich in den Kampf für die Freiheit: sie reißen Rumänien mit und das von Beiden leidenschaftlich gehaßte, Beider Zukunft bedräuende Bulgarien muß reuig in Rußlands Mutterarme zurückkehren oder elend in der Zange verröcheln. Dann steigt, aus der Gruft, Serbien in neue Größe; streckt sich über die Drina und athmet, von Spalato bis Durazzo, endlich die Salzluft der Adria. Wann? Der erste Widerhall westlichen Sieges giebt zu solcher Umgestaltung in Ost das ersehnte Zeichen. Spröde Zweifelsucht selbst muß dieses Sieges heute gewiß sein. Unsere Macht wächst von Mond zu Mond, ist dem Gipfel noch fern, von dem der Feind, keuchend, schon abwärts humpelt. Kitchener hatte voraus gesagt, daß der Krieg drei Jahre dauern (auch, daß ihm das Meer Grab sein) werde; und im April 1916 war in seinem Heer die Zahl der Offiziere so groß, wie im November 1914 die der Mannschaft gewesen war. Frankreich, das schon im fünften Monat nun Verdun gegen Feuerorkane hält, und Rußland, dessen Heere abermals die Karpathenkämme erklimmen, haben den Engländern die zur Rüstung nothwendige Zeit verschafft. Dafür hat Britania durch die Sicherung freier Zufuhr und durch den Helferdienst in den schwülen Marnetagen gedankt; und viel mehr Freiwillige gerüstet, als jemals bereit waren, auf fremder Erde zu fechten, zu fallen. In den drei Ländern, auch in Italien, ist gearbeitet worden wie nirgends zuvor. Die petersburger Putilow-Werke sind heute ein in zehnfache Leistung erweitertes Creuzot. Alles ist fertig. Jedes Instrument in Bereitschaft. Jetzt kämpft nicht mehr Frankreich gegen Deutschland, ein schlecht gerüstetes Volk von achtunddreißig gegen ein unübertrefflich gerüstetes von achtundsechzig Millionen; auch nicht Rußland, ohne Schwergeschütz und

Munition, gegen Krupp. Die Einheit des Handelns auf gemeinsamer Front ist, endlich, erreicht. Briten, Franzosen, Russen, Italer, Belgier, Serben fechten zum ersten Mal in der selben Stunde. Die österreichische Offensive gegen Italien ist gelähmt; der russischen in Galizien und der Bukowina die Zermorschung ganzer Armeen gelungen. Von allen Seiten wird unser Hauptfeind, dessen Genossen längst siech sind, berannt. Frankreich hält ihn fest an der Gurgel. England schickt seine Heldenjugend wider ihn ins Feld. Rußland ballt an der Düna neue Massen zum Sturm auf die deutsche Nordfront. Der Tag der fünf Schlachten, fünf Offensiven ist nah. Durch ihren Abend schallts: Weh den Besiegten!"

Täglich hören wir, seit der Kalender Sommersanfang meldete, solche Rede. Herr Hanotaux, der Jahre lang Minister der Auswärtigen Angelegenheiten war und lesbare Bücher (über Richelieu und die Anfänge der Dritten Republik) geschrieben hat, pfaucht, vor Verdun, auf den Maashügeln, an die es sich geklammert hat, müsse das deutsche Heer sterben. „Alle Strategie wird heute von dem Grundsatz beherrscht: Stellung ist nichts, Alles die Heereskraft. Wenn die Russen in Ungarn einfallen und sich nach Nord wenden, muß Deutschland dort auf zwei Fronten kämpfen. Oesterreich war schon genöthigt, die für die Trentinofront aufgesparten Reserven ostwärts zu schicken. Zwischen Ypern und Soissons donnern seit gestern Englands Kanonen; da werden die Deutschen was zu hören, zu sehen kriegen. Den Finger auf den Mund; abwarten! Saloniki? Sarrails Armee wird bald wichtige Arbeit haben. Das Griechenheer, das den Verbündeten im Rücken lästig geworden wäre, geht nach Haus. Deutsche und Oesterreicher sind nach Galizien geeilt, die Bulgaren (von denen Oesterreich Hilfe erbettelt haben soll!) allein auf sich angewiesen. Mit fast kokettem Eifer ist für die Ausstattung der Saloniki-Armee gesorgt worden. Allmählich wird der Gesammtplan offenbar. Die Hauptschlacht aber, die Entscheidung bringen muß, ist und bleibt unsere. Krieg und Civilisation hängen am Schicksal Verduns. Auf dieser Stätte, deren Name alle anderen in der Geschichte überstrahlen wird, messen sich zwei Vaterländer, zwei Welten im Zweikampf. Deutschland hats gewollt. Corps folgt auf Corps. Das Danaidenfaß: sprach ein deutscher General. Auch wir leiden; Krieger, Familien, Volk; Alle. Aber wir halten aus; Alle. Im letzten Graben, auf dem hintersten Hügelchen und

wenns nicht anders sein kann, dieseits von der Maas: wir halten aus; müssen aushalten. Verdun war in der Reihe der Hauptschlachten vornan; in den Sieg bei Verdun muß sie enden." Der das Schlachtroß so tummelt, gehört noch nicht zu den Wildesten. Pariserstimmung im Ersten Stock. Darf sie uns fürchten lehren?

Nicht für die Dauer der finstersten Nachtminute. Würdiger Anstand sei uns Rüstung. Wir könnten nicht, wie der Feind, auf dessen Erde fast seit zwei Jahren der fremde Eroberer haust, für schlechte Haltung mildes Urtheil erbitten. Wir müssen sein, wie uns die Reichsmannschaft sehen will, der noch einmal nun die höchste Leistung, von Menschensinn kaum zu erfassende, abverlangt wird. Sie wird das Mögliche thun; und dürfte den Wicht anspeien, der hinter der Erzmauer schlottert, sich und den Nachbar dadurch zu vergnügen trachet, daß er Neugier ins Wüste ausschweifen läßt. Die Feinde sind fertig? Wir auch. Drum könnten sie, nach der Kraftprobe, die jetzt begonnen hat, die Rechnung machen und, ohne sich zu bücken, den geraden Weg in vernünftigen Frieden suchen. Verankert Euch aber nicht in den Glauben, daß sie so handeln werden. An jeder Ecke heißts: „Die Franzosen können nicht weiter, fürchten den dritten Winterfeldzug mehr als Demüthigung und werden, wie auch der Würfel falle, im Herbst sich entwaffnen." Solche Rede kommt aus dem selben Trugwahn, der drüben, schwache Seelen zu trösten, ausschwatzt, Deutschland (das in heimischer Garnison noch, mindestens, dreißig starke Armeecorps hat und dem in jedem Jahr sechshunderttausend Rekruten zuwachsen) trommele Blinde und Lahme zusammen. Hüte Jeder sich und die Nächsten vor Enttäuschung. Glauben die Feinde, noch nicht auf den Gipfel ihres Vermögens gelangt, im Frühling mit Schwergeschütz und Munition uns voraus zu sein: sie werden ihre Männer abermals in Wintersturm, Schnee, Grabenwasser stellen. Der Muthige will weder getröstet noch belogen werden. Ein Massenangriff kann mit Gefunkel beginnen und ertraglos auslaufen; der erste Vorstoß kann splittern, der zehnte eine Hauptader des Heereskörpers aufschlitzen. Tapfere Vernunft räth, hinter jeder Offensive einen Lagerkampf von der Dauer des um Verdun wüthenden zu erwarten; von Geprahl sich nicht schrecken, von närrisch heulender Beutegier nicht aus Menschheitbewußtsein ködern zu lassen. Der Krieg nimmt, der Friede bringt nicht, was Michel träumt.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Paß & Garleb G. m. b. H. in Berlin.

Boden-Aktiengesellschaft Berlin-Nord.

Bilanz-Konto am 31. Dezember 1915.

Aktiva.	M.	pf	Passiva.	M.	pf
Grundstücke . . .	8 571 812	15	Aktienkapital-Konto .	10 000 000	—
Haus-Konto	348 821	20	Hypothek.-Schulden	4 382 225	—
Hypothek.-Forderung	5 420 755	23	Gläubiger	7 518 726	68
Schuldforderungen .	2 671 515	44	Avale . . M. 592 800		
Verfügbare Mittel . .	217 327	66			
Avale . . M. 592 800					
Inventar	1	—			
Gewinn-u. Verlust-Kt.	4 670 719	—			
	21 900 951	68		21 900 951	68

Gewinn- und Verlust-Konto per 31. Dezember 1915.

Debet.	M.	pf	Kredit.	M.	pf
Saldo-Vortrag a. 1914	3 349 531	15	Pachten, Miet. u. Verschiedenes	4 115	65
Geschäfts-Unkosten .	127 453	16	Hypotheken-Zinsen .	162 777	89
Grundst. u. Unkost. a. unbebaute Grundst.	47 993	19	Verlust	4 670 719	—
Zuwachssteuer . . .	19 906	01		4 837 612	54
Zinsen u. Provisionen	299 393	92			
Hypotheken-Zinsen .	171 471	48			
Hausverwalt.- u. Nießbrauch-Zuschüsse .	121 719	89			
Abschreib. a. Wertpap.	724	50			
do. a. Schuldford.	49 419	24			
Rückst. f. d. Vergleich m. d. Südd. Immobil.-Gesellschaft . . .	650 000	—			
	4 837 612	54			

Berlin, den 14. Juni 1916.

Der Vorstand.

Hahn. Horwitz.

Der Aufsichtsrat.

v. Klitzing.

Bad Salzbrunn (Schlesien). Bis zum 30. Juni 1916 sind 2434 Kurgäste, 1941 Durchreisende, zusammen 4375 Personen hier eingetroffen. Außerdem wurden 23 619 Tagesbesucher gezählt.

Die Zukunft.

Berlin, den 15. Juli 1916.

Verdun.

Verdun trägt (wie die drei gleichnamigen Orte in den Departements Tarn=et=Garonne, Saône=et=Loire und Ariège) in seiner zweiten Silbe keltischen Ursprung noch deutlich zur Schau. Sie ist die Verkürzung des in der Zusammensetzung so vieler gallischen Ortsnamen (wie auch allein, in Dun an der Maas, in Thun in der Schweiz) auftretenden dunum, das mit dem neuhochdeutschen Zaun, dem englischen town in sprachlichem Zusammenhang steht und sich schicklich mit Burg wiedergeben läßt.

Das sogenannte Itinerarium Antonini (etwa aus dem Beginn des dritten Jahrhunderts, trotz dem Namen) erwähnt den Ort als eine der Stationen auf der römischen Straße von Divodurum nach Durocortorum, von Metz nach Reims; und die Notitia dignitatum der späten Kaiserzeit (gegen 400) spricht von der civitas (dem ganzen Gebiet) Verodunensium, die mit den drei anderen civitates: Treverorum, Mediomatricorum und Leucorum als Belgica prima (mit dem Hauptort Augusta Treverorum, Trier) zusammengefaßt wurde.

Von Paris und Meaux her kam vor der Mitte des vierten Jahrhunderts als erster Verkünder des Christenthums Sanctinus (Saint Saintin), der auf dem Hügel im Westen vor der Stadt Petrus und Paulus zu Ehren ein Kirchlein erbaute. An das Gotteshaus heftete sich später der Name des volksthümlichsten der Bischöfe Verduns, des Heiligen Vidennus oder Vitonus (Saint Vanne[s]) aus der Zeit Chlodwigs (481 bis 511). Er erscheint auf Darstellungen (wie unter anderen auch Saint Marcel an der Außenseite von Notre=Dame in Paris) mit einem (symbolischen) Drachen, von dem er das Land befreit hatte und dessen

Bildniß, nach der Angabe des Abbé Clouët, noch bis in die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts bei der Bittprozession, die Himmelfahrt vorausgeht, getragen wurde. Die später umgebaute Kirche Saint-Vanne(s) wird in der Folgezeit zum Mittelpunkt einer berühmten Benediktinerabtei. Um sie herum entstand unter Ludwig dem Dreizehnten von 1627 an unter dem Gouverneur Louis von Marillac (er wurde 1629 Marschall und ward 1632 auf Betreiben von Richelieu in Paris hingerichtet) die schon 1552 geplante Citadelle, die Vauban später in seinem Sinn umbaute.

Die Klosterräume wurden seit der Französischen Revolution Kaserne. Die ihrem Einsturz nahe Kirche ward im vierten Dezennium des neunzehnten Jahrhunderts bis auf einen romanischen Thurm abgetragen. Das Bombardement von 1870 that sein Uebriges; und so ist heute fast nichts mehr von den einst so umfangreichen Baulichkeiten vorhanden. Das Selbe gilt von einer Reihe später entstandener Klöster, wie Saint-Airy und Saint-Paul, das Gaspard de Saulx de Tavannes (eins der Forts heißt nach ihm) 1552, als man das Herannahen Karls des Fünften von Metz her fürchtete, aus militärischen Gründen dem Boden gleich machen ließ.

Nach dem Abzug der Horden Attilas (451) aus der vernichteten Stadt baute Pulcronius (Saint Pulchrône) auf der Höhe in ihrer Mitte der Maria ein Gotteshaus, das, so oft es auch zerstört ward, noch heute als Kathedrale seine alte Stelle bewahrt.

Als Chlodwig 511 starb, kam Verdun mit Austrasien an den ältesten der Söhne: Theoderich den Ersten. Er nimmt dem Nachfolger von Saint Vanne, dem Desideratus (Désiré), Habe und Amt; aber Theodebert, sein Sohn, setzt den Geistlichen wieder ein. Um verarmten Bürgern aufzuhelfen, erbittet der Bischof vom König Geld und erhält siebentausend Goldsolidi, die er sich mit Zinsen zurückzuzahlen verpflichtet. Als man dem Herrscher endlich die geliehene Summe bringt, weist er sie zurück und legt so den Grund zum Reichthum der Händler in Verdun, deren Wohlstand Gregor von Tours hervorhebt. Zweihundert Jahre später, zur Zeit Karls des Großen, hören wir von als Bracenses negotiatores bezeichneten Händlern, die sich des Wasserweges bedienten und deren Bedeutung und wachsender Einfluß zum Vergleich mit der Korporation der Nautes (nautae) in Paris auffordert.

Theodebert lebte mit der schönen Deuteria aus dem südlichen Gallien in Wilder Ehe, in die sie eine Tochter mitgebracht hatte, und da die Mutter in ihr die künftige Nebenbuhlerin fürchtete, ward ein Unglücksfall erheuchelt. Wild gemachte Stiere stürzten

den Wagen (die basterna) mit der Jungfrau bei Verdun von der Brücke in den Fluß, auf der die alte römische Straße die Maas überschritt; es ist die Stelle des Pont Sainte-Croix. Deuteria ward verstoßen und der König (der 548 starb) nahm die Langobardin Wisigardis zum Weib.

Von der Mitte des sechsten Jahrhunderts an sitzt auf dem bischöflichen Stuhl in Verdun ein Bürger der Stadt selbst, der durch Venantius Fortunatus besungene Agericus (Agiricus, Algerich, Saint Airy), der das erste Kind Sigiberts und der durch ihren Kampf mit Fredegunde und durch ihr schreckliches Ende bekannten Brunhild, Childibert den Zweiten, tauft.

Als 587 in einer Verschwörung gegen Brunhild, den jungen König und seinen Onkel Guntchramn (Gontran) von Burgund, einer der Missethäter, Guntchramn Boso, trotz der Bürgschaft von Saint Airy, in dessen Schutz er sich begeben hatte, nach Andelot am Rognon (im heutigen Departement de la Haute-Marne) hin abgeholt und getötet worden und ein anderer in der Kapelle des bischöflichen Hauses, in die er sich geflüchtet hatte, von oben her durch das abgedeckte Dach, niedergemacht worden war, hielt es Childebert der Zweite für gerathen, den frommen Herrn in Verdun zu besuchen. Bei dieser Gelegenheit ward ein von Saint Airy gesegnetes Weinfaß trotz größtem Durst der Gäste nicht leer; so wenigstens sucht sich die Legende mit der Tonne abzufinden, die auf den Darstellungen von Saint Airy erscheint.

Pippin der Mittlere hatte noch kurz vor seinem Tode (Dezember 714) auf Betreiben seiner Frau Plektrudis seinen Sohn von der Alpheid, Karl (Martel), von jeder Erbschaft ausgeschlossen. Aber gerade ihn drängten die Ereignisse an die Spitze des Staates, als er der Haft, in der er saß, entkommen war. Dem Bischof Peppo in Verdun lohnte Karl, der seine Gründe hatte, der Kirche im Allgemeinen nicht hold zu sein, mit Schenkungen die ihm beim schwankenden Beginn seiner Herrschaft bewiesene Treue.

Bald nachdem Karls Sohn Pippin König der Franken geworden war, ist Bischof von Verdun Madelveus (Saint Madalvé), der eine Pilgerfahrt ins Heilige Land unternimmt und unter dessen Episkopat der größte Theil der Stadt und die Kathedrale ein Raub der Flammen wird.

Ein trauriger Zug bewegte sich 833 durch Verdun. Er kam vom Lügenfeld. Lothar führte seinen Vater Ludwig den Frommen zur Kirchenbuße nach Sankt Medardus bei Soissons.

Zehn Jahre später wird in Verdun der berühmte, aber mit Unrecht als der Scheidepunkt französischer und deutscher Geschichte

bezeichnete Zerstückelungvertrag geschlossen, der es dem Gebiete Lothars des Ersten zutheilt. Dieser starb 855, wenige Tage, nachdem er Mönch geworden war, im Kloster Prüm in den Ardennen, das die Normannen 882 niederbrannten. Die Gebeine des Kaisers hat man 1860 wieder aufgefunden. Von seinem zweiten Sohn, Lothar dem Zweiten, stammt der Name Lothringen.

Bei diesem Fürsten stand Bischof Hatto in Gunst, der das ärmliche Gotteshaus, das Madalveus mit seinen beschränkten Mitteln errichtet hatte, durch ein schöneres zu ersetzen begann. Er nahm 869 Karl den Kahlen auf, der es eilig hatte, das Reich seines verstorbenen Neffen an sich zu bringen und sich in Metz zum König von Lothringen krönen zu lassen. Aber Ludwig der Deutsche forderte seinen Theil an der Beute, drohte; und so kam es 870 zum Zerstückelungvertrag bei Meersen. 882 starb Ludwig (der Zweite von Germanien, Louis le Jeune), der zweite Sohn Ludwigs des Deutschen; und sein Bruder Karl der Dicke vereinte noch einmal fast das ganze Gebiet Ludwigs des Frommen. Arnulf von Kärnten giebt 895 seinem Bastard Zwentibold Lothringen zum Königreich; und nachdem Dieser 900 gefallen war, erkennen die Unterthanen seinen legitimen Halbbruder Ludwig das Kind, den letzten deutschen Karolinger, als Herrscher an und 911 den Karolinger Karl den Einfältigen von Frankreich.

Der ehrgeizige Giselbert, der Karl viel Unruhe bereitet hatte, streitet um den Besitz des Landes mit Heinrich dem Ersten von Sachsen, dessen Schwiegersohn er 928 wird. Er ertrinkt 939 auf der Flucht vor Otto dem Ersten (936 bis 973) im Rhein. Ludwig der Vierte von Frankreich, der Sohn Karls des Einfältigen, heirathet Giselberts Witwe, wird also Ottos Schwager; aber der Deutsche Kaiser weiß Lothringen zu behaupten. Sein Bruder, der Erzbischof Bruno von Köln, theilt Lothringen in Nieder- und Ober-Lothringen; an dem zweiten Theil bleibt später allein der Name Lothringen haften. Ludwigs des Vierten Sohn, Lothar, erobert während der Minderjährigkeit des Deutschen Kaisers Ottos des Dritten Verdun, das aber bald nach dem Tode des französischen Herrschers an Deutschland zurückfällt.

Kaiser Otto der Dritte ernennt den Bischof Heimo zum weltlichen Herrn über Verdun mit allen Hoheitrechten. „Otto imperator, Heimo episcopus" künden die Münzen.

Aber die scheinbar so einfache Rechnung war ohne den Wirth, ohne die Grafen von Verdun gemacht, denen damit die Rolle von absetzbaren Unterstellten des Bischofs zugetheilt wurde, wo sie sich das Recht des Eigenthums zuschrieben. Als daher Raim-

bert, der auf Heimo folgte, Louis de Chiny zum Grafen ernannte, entfesselte er den Zorn Gothelons (er war der zweite Sohn Gottfrieds des Alten, Grafen von Verdun), der aus Niederlothringen herbeieilte und seinen Nebenbuhler tötete. Gothelons Sohn ist Gottfried der Bärtige. Als ihm der Bischof Thierry Erbschaftrechte nicht zugesteht, nimmt er 1047 Verdun ein, läßt die Stadt plündern; und Notre-Dame geht in Flammen nieder. Gottfried thut öffentlich Buße. Die Kathedrale ersteht unter Thierrys Regiment wieder; und zum Jahresschluß 1069 findet Gottfried in ihr seine letzte Ruhestätte.

Gottfried der Bärtige ist bekannt durch seinen Widerstand gegen Kaiser Heinrich den Dritten und seine Heirath mit Beatrix von Tuscien, deren Tochter, die berühmte Mathilde, die 1077 Gregor den Siebenten in Canossa aufnahm, den Sohn ihres Stiefvaters, den 1076 ermordeten und in Verdun beigesetzten Gottfried den Buckeligen, 1070 geheirathet hatte. Gottfrieds des Buckeligen Neffe ist der Held des ersten Kreuzzuges: Gottfried von Bouillon, der letzte der alten Grafen von Verdun. Er giebt seine Ansprüche dem Bischof Richer gegenüber auf; und Der macht den Grafen von Bar zu seinem bischöflichen Grafen (voué). Der zweite dieser Würdenträger ist Reinhold der Einäugige (Renauld-le-Borgne), der für Verdun zur schlimmen Plage wird und dessen Macht erst ein Ende nimmt, als es dem Bischof Albéron von Chiny gelingt, die Burg des Tyrannen, die Courlouve, in seinen Besitz zu bekommen.

Der Heilige Bernhard aus Fontaine-lez-Dijon hatte in Vézelay vor Ludwig dem Siebenten und Eleonore von Guyenne den zweiten Kreuzzug gepredigt. Auf seiner Fahrt dazu nach Metz weilte der König 1147 in Verdun; und noch im selben Jahr erschien in der Stadt der dritte Papst Eugenius und weihte die Kathedrale; der seit Gottfrieds des Bärtigen Zeit errichteten hatte Reinhold so übel mitgespielt, daß Albéron den Neubau unternommen hatte. (Heute ist es der älteste Theil des Gebäudes.) Der Architekt Garin gab ihm auch im Westen Chor und Querschiff. In das romanische Werk drang mit Pierre Perrat Gothik ein; und endlich wandelte das achtzehnte Jahrhundert mit jenem Unverständniß, das Victor Hugo so scharf gegeißelt hat, Das, was die alten Meister geschaffen hatten, in einen faden Bau im Stile Ludwigs des Fünfzehnten um, an dem das einzig Beachtenswerthe die Reste der älteren Zeit sind, so der um 1510 erbaute Kreuzgang auf der Südseite im Stil der flammenden Gothik. Das langgestreckte kasernenähnliche Gebäude neben der Kathedrale, das

mit ihr Stadt und Umgegend überragt, ist der bischöfliche Palast und das Große Seminar.

In das Jahr 1254 fällt der kurze Episkopat des Schustersohnes aus Troyes, der zum Patriarchen von Jerusalem emporstieg und 1261 als Urban der Vierte an die Spitze der Christenheit kam. Er ist der Papst der Tannhäusersage; der selbe, der den Visionen der Juliane bei Lüttich durch allgemeine Anordnung des Fronleichnamsfestes zur Wirklichkeit verhalf.

In wechselvollen Kämpfen mit den Bischöfen wird in Verdun allmählich die bürgerliche Freiheit erreicht.

Gegen 1265 wird (nach den Angaben des Abbé Clouët) Verdun eine erste, 1286 eine zweite „Friedenscharta“ bewilligt, die die Anerkennung der Kommune durch die Bischöfe bedeutet. Aber Streitigkeiten in der Kommune selbst begründen die Schutzwacht (la Garde, la Warde), die die Stadt bei Frankreich, beim Haus Luxemburg, beim Grafen von Bar zu suchen genöthigt war. 1357, 1374 und 1378 endlich ward durch Karl den Vierten, den Verkünder der „Goldenen Bulle“, die Stadt für frei und kaiserlich erklärt, der Kommune die hohe Gerichtsbarkeit endgiltig zugesprochen und damit die bischöfliche Autorität außer Kraft gesetzt.

Die Kommune in ihrer demokratischen Form mit der Gesammtheit der Bürger (der bourgeois) wird unter dem Druck der lignages, einflußreicher unter sich verbundener Familien, allmählich zu einer aristokratischen Einrichtung (der der citains).

In der zweiten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts erbaut die Kommune die großen Stadtmauern (le Grand Rempart), unter deren letzten Resten die auf Kosten des Großkaufmanns und doyen séculier Jehan Waultrec errichtete (später etwas veränderte) Porte-Chaussée sehenswerth ist.

Die Bischöfe und das demokratische Element neigen (einer der Hauptgründe dazu liegt auch in der Sprache) im Allgemeinen zu Frankreich, das aristokratische zum Kaiser. So erkannte Liébauld de Cusance (Leobaldus de Cusantia, natione burgundus) 1389 Karl den Sechsten von Frankreich als Mitinhaber seiner Hoheitrechte über Stadt und Landschaft Verdun an; aber auf Betreiben der citains und bei kaiserlichem Einspruch ward eine bloße Schutzwacht daraus, die mit Karl dem Siebenten, dem König der Jungfrau von Orleans, erneuert ward.

In der berühmten, für Ludwig den Elften so demüthigenden Zusammenkunft mit Herzog Karl dem Kühnen von Burgund in Péronne (1468) war auf „das wahre Kreuz, das der Heilige Karl der Große trug und das sich das Siegeskreuz nennt“, auch die

Bedingung beschworen worden, daß Monseigneur Charles de France, Herzog von Berry, der einzige Bruder des Königs, die Länder Champagne und Brie erhalten sollte. Das hätte Karl dem Kühnen als Verbündetem des Herzogs von Berry ermöglicht, ohne Schwertstreich bis in die Nähe von Paris zu kommen; so wußte der im Verhandeln und Intriguiren so gewandte Ludwig (qui était plus sage à conduire tels traités que nuls autres princes qui aient été de son temps: Commines) fertig zu bringen, daß sein Bruder 1469 die Guyenne annahm, wo er weit von Burgund entfernt war. Aber der Kardinal Balue, Bischof von Angers, der Ludwig viel verdankte, rieth dem Bruder seines Königs heimlich und dringend, nur die von Burgund in Vorschlag gebrachte Theilung anzunehmen. Das hatte Balue und sein Schützling, der gleichfalls bisher von Ludwig begünstigte Bischof von Verdun, Guillaume de Haraucourt, mit langer Gefangenschaft in den berüchtigten Käfigen zu büßen, von denen Victor Hugo in „Notre-Dame de Paris" nach Henri Sauval ein so entsetzliches Bild entwirft. Doch haben beide Gefangene nach ihrer Entlassung aus der Haft noch über zehn Jahre gelebt. Nach Piganiol de la Force sah man noch 1780 im Donjon des Schlosses von Loches zwei solcher Käfige aus Holz mit Eisenbeschlägen von sechs Fuß Breite und acht Fuß Länge; und nach dem Abbé Gabriel gab es in den Gefängnissen des bischöflichen Palastes in Verdun bis 1760 noch einen Eisenkäfig.

Im Jahr 1552 willigt Moritz von Sachsen für die Hilfe, die Frankreich den protestantischen Fürsten Deutschlands im Kampf gegen Karl den Fünften zu gewähren hat, darein, daß Heinrich der Zweite die inmitten Lothringens gelegenen reichsunmittelbaren Bisthümer Metz, Toul und Verdun als Vicaire du Saint-Empire (als Vicarius Imperii) unter sein Protektorat nimmt. Schon seit dem Jahr 1508 waren mehrfach lothringische Prinzen Bischöfe von Verdun; und als während der Liga die Stadt eine lothringische Besatzung aufnahm, hielt sich Lothringen für ihren Herrn. Beim Triumph Heinrichs des Vierten über seine Gegner beeilte sich aber auch Verdun, unter die Botmäßigkeit des Königs zurückzutreten. Unter seiner Regirung hörte das Appellation-Recht bei der Kaiserlichen Kammer in Speyer, als dem obersten Gerichtshof, auf.

Die Citadelle, die unter Richelieus Regiment entstand, war bestimmt, die Bürger im Zaum zu halten und Feinde von außen her abzuwehren. Gegen ihren Bau in „seiner" Stadt erhebt 1627 der Bischof François de Lorraine mit öffentlichem Anschlag und

allen geistlichen Waffen, die ihm zu Gebote stehen, Einspruch. Das erregt überall das größte Aufsehen und wird Veranlassung zu einer Schrift, in der das Recht der französischen Krone auf Verdun den Bischöfen gegenüber verfochten wird.

Das Reichswappen machte 1632 überall der französischen Königslilie Platz; und 1633 ward die städtische Gerichtsbarkeit abgeschafft und die Urtheile wurden in des Königs Namen gefällt. Das bedeutete das Ende der städtischen Freiheit.

Am Schluß des Dreißigjährigen Krieges endlich, der weder der Stadt die Pest noch der Umgegend alle Schrecken der Verwüstung ersparte, ward, am vierundzwanzigsten Oktober 1648, in Münster vom Deutschen Reiche die Souverainetät Frankreichs über die drei Bisthümer Metz, Toul und Verdun anerkannt: „Die Oberherrschaft, die Landeshoheit und andere Rechte, die bisher das Römische Reich auf die Bisthümer Metz, Toul und Verdun und deren Städte und Gebiete gehabt hat, sollen künftig auf eben die Weise der Krone Frankreich zustehen und ihr auf ewig einverleibt sein, jedoch mit Vorbehalt des Metropolitanrechtes, das dem Erzbisthum Trier zukommt" (Uebersetzung von Woltmann, Leipzig, 1809). Damit schwand auch der letzte Schein der Hoheitrechte der Bischöfe auf Verdun und die Grafschaft.

Am Pfingstsonntag und am Tage des Fronleichnamfestes 1687 weilte Ludwig der Vierzehnte in Verdun. In seinem Gefolge war auch Racine, der in einem Brief seinem leidenden Freunde Boileau (er hatte seine Stimme völlig verloren) in Auteuil (damals noch Dorf in der Nähe der Hauptstadt) das Versprechen giebt, nach der Heimkehr ausführlich über Alles zu berichten.

Der August 1725 brachte große Ausgaben. Man mußte Maria Leczinska würdig aufnehmen, die Tochter des Polenkönigs Stanislaus (von 1737 bis 1766 letzten Herzogs von Lothringen), die der Herzog von Bourbon als leitender Staatsmann dem noch nicht sechzehnjährigen Ludwig dem Fünfzehnten bestimmt hatte. Die Hochzeit war im September in Fontainebleau.

In Folge der Unvorsichtigkeit eines Arbeiters ging am achtzehnten November 1727 die Pulvermühle in die Luft; fünfzig Häuser wurden mit vernichtet, andere schwer beschädigt. In der Unterstadt blieb nicht eine Fensterscheibe unversehrt.

Aus einer ganzen Reihe bekannter Männer, die in Verdun geboren sind, sei nur des tapferen Chevert (1695 bis 1769) gedacht, dessen Denkmal aus Bronze sich zwischen der Porte de France und der Kathedrale erhebt. Er zeichnete sich im österreichischen Erbfolgekrieg in Prag und im Siebenjährigen Kriege bei Hastenbeck besonders aus.

Die Geschehnisse des Jahres 1792, der Einmarsch in Frankreich unter Herzog Karl Ferdinand von Braunschweig, dem sich Friedrich Wilhelm der Zweite, der preußische Kronprinz und viele Emigranten angeschlossen hatten, sind durch Goethes „Campagne in Frankreich" bekannt. An Einzelheiten hat neuere Forschung, so die von Chuquet, geändert. Nach Ablehnung der Uebergabe ward Verdun in der Nacht zum ersten September bombardirt. „Gegen Mittag wurde die Stadt zum zweiten Mal aufgefordert und erbat sich vierundzwanzig Stunden Bedenkzeit." Der Kommandant Beaurepaire war gegen Auslieferung des Ortes, sah aber ein, daß er dem fast allgemeinen Drängen gegenüber machtlos war, und erschoß sich deshalb in aller Frühe und Stille des zweiten September in seinem Zimmer auf dem Rathhaus, nicht aber „in voller Sitzung". „Il aima mieux se donner la mort que de capituler avec les tyrans."

Nach Abschluß der Kapitulation fiel der Husarenlieutenant Graf Henckel als Opfer eines unverständigen Schusses. Den König günstig zu beeinflussen, heißt es nun, begaben sich daher mehrere der „wohlerzogensten Frauenzimmer" ins Hauptquartier nach Bras (nördlich von Verdun) mit Blumen und jenen dragées, die seit langen Zeiten eine gefeierte Besonderheit von Verdün sind, die aber, wie es scheint, in diesem Fall wohl nicht einmal angenommen wurden.

Dem Abmarsch der Preußen und der Wiederbesetzung durch die Franzosen folgte das traurige Drama, dessen letzte Szene im April 1794 in Paris die Guillotine abschloß. Harte Zeiten geben harten Spruch. Fünfunddreißig Häupter waren dem Schaffot verfallen, darunter das von Neyon, der die Kapitulation abgeschlossen hatte, und von vierzehn weiblichen Wesen, eben jenen, die im preußischen Lager erschienen waren. Man faßt sie im Anschluß an eine Ode von Victor Hugo (auch Delille hat sie in Versen und Lamartine in seiner poetischen Prosa gefeiert) als die Vierges de Verdun zusammen, obwohl unter ihnen nur sieben junge Mädchen waren. Den beiden jüngsten ward die Todesstrafe gegen Ausstellung auf dem Schaffot und Gefängniß erlassen, aus dem die Aenderung der politischen Lage sie früh befreite.

Als im Sommer 1808 der Gymnasiallehrer und Historiker Galletti aus Gotha durch Verdun kam, schrieb er: „Für Damen und Kinder hat diese Stadt eine eigene Merkwürdigkeit. Sie liefert ihnen die feinen Bonbons, die ihnen schon durch ihre witzigen Devisen eine angenehme Unterhaltung gewähren. Hier lebt jetzt mancher gefangene Engländer fern von seinem Vaterland." 1803 hatte Bonaparte (damals noch Erster Konsul) nach

dem Bruch des Friedens von Amiens vom März 1802 alle Engländer, die noch in Frankreich weilten (es waren nach der Angabe des Abbé Gabriel etwa sechshundert), nach Verdun bringen lassen, wo sie, überwacht, aber sonst in völliger Freiheit, bis 1814 bleiben mußten.

An die heldenmüthige Vertheidigung der Stadt im Jahr 1870 unter dem General Guérin de Waldersbach und an das dreifache Bombardement im August, im September und im Oktober erinnert auf dem Friedhof ein Denkmal: zwei Gestalten, die mit höchster Anstrengung der Muskeln ein Kanonenrohr am Strick herbeischleppen.

Der Stadt ward die ehrenvolle Bedingung zugestanden, daß das in ihr vorhandene Kriegsmaterial beim Friedensschluß zurückgegeben werden solle. Sie blieb bis zum dreizehnten September 1873 besetzt und wurde später Grenzfestung. Für den Heroismus, mit dem sich Frankreichs Kinder jetzt seit Monaten vor Verdun wehren, wäre Lob aus deutschem Mund nur Wortegetön.

Reinickendorf-West. Hans Flemming.

Drei Skizzen.

Der Sucher.

Wißt Ihr, wie Das ist, wenn man sucht, wenn man sein ganzes Leben sucht und nicht findet? So ging es dem kleinen Winfried. Er fühlte, daß er mit Etwas auf die Welt gekommen war, das er nicht hatte. Aber es machte ihm lange Zeit große Schwierigkeit, herauszufinden, was ihm denn eigentlich fehle. Als er auf einem Waldweg das Märchen vom Mann ohne Schatten hörte, sah er sich ängstlich um, ob er selbst schattenlos sei. „Kind, Du fällst über Deine Beine,“ sagte die Mutter. Und da lag er auch schon. „Warum jagst Du nicht Schmetterlinge? Immer voran, geradeaus führt der Weg in die Welt!“ Aber Winfried dachte nicht an die Welt. „Spiel mit dem Brüderchen! Das wird Dir gewiß Freude machen.“ Winfried gehorchte, aber während er ihm unermüdlich den Ball zurollte, den der Kleine ihm warf, überlegte er, warum es ihm wohl gar keinen Spaß mache.

In den Sommerferien zogen sie einmal ins Gebirge. Alles jubelte über den Wasserfall am Bergabhang, über die Blumen und Beeren, die man pflücken konnte, über den Sonnenaufgang hinter den hohen Gipfeln. Winfried sagte sich: man ist arm, wenn man sich nicht über die Natur freut; ich will sie genießen! Nun machte er

Stunden lang Wege, hörte auf jede Lerche, sah jeder Wolkenbildung nach und dachte: Was fehlt mir nur? Ich empfinde doch gar nichts. Genau so ging es ihm beim Tanz mit den Mädchen. Weil er hübsch und gut gewachsen war, schaute er in lauter lachende Gesichter. Es wäre ihm ärgerlich gewesen, wenn Eine ihm einen Anderen vorgezogen hätte. So aber sagte er nur gedehnt: „Sehr nett! Ich wünschte, ich könnte mich verlieben.“ In der Ecke saß ein Mädchen mit schwarzen, seelenvollen Augen. Er beschloß, es zum Ziel seiner Wünsche zu machen. Nun näherte er sich ihr, sprach von Tanz und Sport und Wald und Berg, von Einsamkeit und Liebe. Er hatte klug beobachtet und wußte, wie mans mache. Es verfing aber nicht. „Warum tanzen Sie nicht?“ „Es ist häßlich, sich von Jedem umarmen zu lassen.“ „Tanzen Sie mit mir.“ „Nein, danke.“ „Warum auch nicht mit mir?“ „Ich tanze, wenn meine Seele tanzt und wenn die meines Partners tanzt, aber Ihre tanzt nicht.“ „Ich habe wohl keine?“ Plötzlich schoß es ihm durch den Sinn. Und da hatte er den Grund seiner Leere gefunden.

Er dachte: wenn mein Wille gut ist, muß es mir glücken, mir eine zu machen. Wille ist Alles, kann Alles. Aber was ist Das: Seele? „Du bist egocentrisch,“ sagte sein Freund in Prima, als er mit ihm philosophirte. Also, dachte Winfrid, muß Seele nicht die Gedanken zu mir, sondern zu Anderen führen. Er dachte an Mutter und Geschwister, an all die Menschen, die Andere gern erfreuen, beschenken, unterhalten. Oft sagte er sich, wenn er Etwas kaufte: Muß ich nicht schenken, bin ich ihm nicht Etwas schuldig? Andere fragten sich (Das merkte er deutlich): Kann ich ihm nicht noch mehr schenken? Habe ich nicht noch irgendwo Mittel? Welcher himmelweite Unterschied der Auffassungen! Er schloß weiter: Mir wird die Liebe einst das Himmelsthor öffnen. Dann werde ich innerlich so froh sein, daß ich Alle beschenke, am Meisten die Reichen, denn sie sind die Seelenärmsten, weil an ihre inneren Nöthe Niemand denkt. Da wurde ihm warm ums Herz. Er begann, zu seinem Freunde gut zu sein, und er hatte auch sein kleines Mädchen, als er in die Universitätstadt gezogen war. Das Einzige, was ihn noch immer störte, war der Gedanke: „Ich thue ihr Liebes, um selber zu gewinnen. Ich habe in meinem ganzen Leben noch nicht Etwas ohne Absicht gethan; und so lange habe ich auch noch keine Seele.“

Weiter zog er durchs Leben, freudlos, obwohl ihm Alles glückte. Er besann sich, daß ihm ein Heim fehle. Aber so oft er sich einer Frau näherte, um sie zu werben, zog sie sich scheu zurück. „Frauen wollen um ihrer selbst genommen werden,“ sagte die Mutter, „nicht, um Dein Heim zu schmücken.“ Er fühlte, der Mensch muß erst durch einen Abgrund schreiten, um über sich hinaus zu kommen. Wie wartete er auf eine Enttäuschung, wie hätte er verzehrend gerungen, entbehrt, gelitten, nur um durchzudringen an den Kern seines Wesens, der noch ungeweckt schlief! Aber er wußte, daß ihm eine Erfahrung,

die er aufsuchte, keine Hilfe bringen werde, eben, weil sie gewollt, weil sie Mittel war. „Gott, Gott, gieb mir eine Seele," stöhnte er nachts. Und thäte er den ganzen Tag nichts als Gutes, besuchte er Waisenhäuser und läse er Blinden vor: nie, nie würde sich seine Seele ihm entdecken, weil alles Gute nicht Selbstzweck für ihn war. Er wollte auf Liebe, auf Eigenglück verzichten. Er wußte: auch Das hülfe nicht.

Er war früh gealtert, entnervt und gebrechlich geworden. Einst, als er sein Mittagsschläfchen im Lehnstuhl hielt, weckte ihn eine Stimme, die auf der Straße sang. Es war ein ganz junges Mädchen; neben ihr stand ein Knabe, der die Geldstücke aufhob, die ihnen Vorübergehende oder Leute am Fenster herunterwarfen. Der Schlaf hatte ihn benommen, das Lied, die Stimme, zuletzt die Gestalt hatten auf ihn gewirkt. Er nahm ein Goldstück, einen Zettel, schrieb darauf: „Komm morgen wieder" und warf das Geld in dem Papier hinaus. Nun schlief er jeden Mittag ein, um von der süßen Stimme geweckt zu werden. Jeden Tag warf er ein Goldstück mit den selben Worten hinunter. Viele Tage ging Das so. Und einmal scholl das Lied:

„Mich führt Dein Geld,
Mein Vogelsang
In die Welt, in die Welt
Hinaus! Hab' Dank!"

Da wußte er, daß Alles vorbei war. Er legte den Kopf in die Hände und weinte. Er malte sich aus, wie das begabte Geschöpf nun Mittel habe, ihrer Sehnsucht nach in die Welt zu ziehen und entweder ihrer Kunst zu leben oder ihrer Liebe. Denn daß sie eine Fülle von Liebe verschwenden könnte, wußte er. Und er war glücklich, zum ersten Mal glücklich! Er empfand nicht, daß er sie verloren hatte, an die er bereits gewöhnt war.

Diese Nachmittagsstunde war stets ihr geweiht. Im Lehnstuhl, im Halbschlaf malte er sich ihre Laufbahn aus, die von Tag zu Tag in seiner Vorstellung heller strahlte. Sie wurde für ihn zum Wesen über allen Wesen, voll Güte und Anmuth, mit dem Gottesklang in ihrer Kehle. Er begann, in die Großstädte zu reisen, Opern- und Singspielhäuser zu besuchen, um sie in ihrem Glanz wiederzufinden. Und sah er Eine, die ihr nur von fern glich, dann schmunzelte er in sich hinein und sprach: „Gewiß, Die ist es!"

Verrannt.

Wie ein ohne Führer losgelassener Eisenbahnzug, zwei Feuerkugeln im Kopf, stürzte er hinein. Die Welteingeweide sehen, nicht aus Büchern zu der einbalsamirten Erfahrung, nein, aus Wissen, vom Samen bis zum Entstandenen, zur Macht dringen, die stärker als Glaube ist, die im sicheren Können beruht!

Was er sah, erfüllte ihn nicht mit Staunen. Staunen ist Unbewußtsein; ich bin bewußt, zu sehen, was ich sehen wollte, deshalb erstaune ich nicht. Also mehr! Er jagte mit Automobilgeschwindigkeit,

den Schnellzug schon überholend. Er trank mehr als Alle und betrank sich nicht. Er tanzte, wenn Das an sein Ziel führte, wenn er verführt werden wollte. Er selbst blieb bewußt erwägend. Wenn er am Tage gehungert hatte, spielte er abends Karten und gewann nach zehn Minuten genug für ein paar Tage. Dann ging er; und man fand ihn brutal.

Einmal liebte er eine Frau wahnsinnig; sie bekam ein Kind von ihm, das aber nicht leben durfte. Weil ihr diese Schmach von einem Manne wurde, haßte sie ihn. Dafür rächte er sich. Er warf ihr eine Tasse an den Kopf, die zersprang, und das ganze kostbare Service, ihre einzige Kostbarkeit, folgte Stück vor Stück. Sie trennten sich. Die Frau führte ein lodderiges Leben und wurde in die Klinik eines Irrenarztes gebracht; von dort sandte sie Karten an ihn, die ihn kalt ließen. Sie war für ihn erledigt.

Die Frau war erledigt.

Blieben die Männer. Die drängten sich mit Begierde an ihn, aber er stieß sie zurück oder wollte sie nur am Trinktisch sehen. Er ließ sie laut lachen, weil ihm Das Freude machte. Sie sprachen von Politik und von dem Geist der Zeit. Das begann, ihn zu interessiren. Bald arbeitete er mit ihnen, nicht in ihrem Schwarm, sondern als Führer.

Neue Phase. Fieberhafte Thätigkeit. Flugblätter; Beschlagnahme; Staatsanwalt.

Ferne Pläne von Volkswohl in der Zukunft. Für die Gegenwart nichts, absolut nichts. Und er fror. Er dachte an allgemeine Menschenrechte für die Masse wie an warme Unterkleidung. Aber das Wasser zog sich auf seiner Zunge zusammen, wenn er an die paar Vernünftigen dachte. Denen wollte er „potenzirte Vernunft, als Extrakt, verabreichen“; auch solche Kunst, die alles Aesthetenthum verachtete, die Kunst der Kraft. Und er litt trotzdem. Sollte er zu den Männern gehen?

Eines Tages sah er sich in einem behaglichen Raum. Eine hohe Frauengestalt lag auf riesigen Kissen in tiefen Farben und wimmerte: „Wenn das Wetter krank ist, dann bin ich auch krank. Sonne muß wie Pfeile strahlen, Wärme wie Zobelpelze schmeicheln, Schönheit wie aus Gesinnung sein.“ Sie schloß die Augen und flüsterte: „Bring mir den Fußofen!“ Er holte den geschnitzten Kasten mit den fünf Löchern im Deckel und stellte die Vase mit der glühenden Kohle hinein. Sie dankte durch Augenleuchten und streichelte über seinen Arm, bis sich ihre Fingerspitzen berührten. Er legte sich auf den Teppich, auf den sie das größte Kissen geworfen hatte. Sie tranken Rum zusammen. Er las ihr seine Arbeiten vor. Die meisten fand sie nicht kühl beredt oder nicht glühend genug; sie reizte und stachelte ihn immer wieder.

Das war seine erfolgreichste Zeit.

Da entdeckte er, daß sie Alles, er nichts war; er hatte das Bewußtsein seines Willens verloren. Er war tot, kein Einzelwesen mehr, auf-

gelöst im Altruismus. Nein! Sein Körper sollte nicht zum Gespött des Geistes weiterleben. So gab er sich den Tod.

Ein Staaterhalter.

Als Franz sieben Jahre zählte, lag er auf den Knien vor der Jungfrau Maria und bat sie um Vergebung. Er hatte gelogen; aber es war ein so famoser Spaß, den Lehrer anzuführen, daß er an die Sünde nicht dachte. Nun war er zerknirscht und überbot sich in Selbstkasteiung.

Er war vierzehn Jahre alt, als ihm Heine und Voltaire in die Hände fielen. Da schwor er alle Religion ab und wollte nur noch Aesthet sein. Er fühlte sich mit dem jungen Goethe, mit Lenz und mit Grabbe identisch, bildete heimliche Schülerkneipen und schwang Reden über Napoleon als literarisches Vorbild.

Mit einundzwanzig Jahren erklärte er seinen Eltern, daß ihm die Welt zu eng sei und er in die Kolonien gehen müsse. Dort fand er bald, in der wildesten Gegend, eigenen Grund und Boden, wo er als unbeschränkter Herrscher zügellos waltete. Die Negerweiber behandelte er als Theil seines Besitzes, mit dem er nach Belieben verfuhr. Nach etwa sieben Jahren hatte er dieses Leben satt, schiffte sich nach der Heimath ein und gründete ein landwirthschaftliches Erziehungheim. Als abermals sieben Jahre verstrichen waren, sah er sich nach einer praktischen Hausfrau um, die den großen Gutsbetrieb zu leiten vermöchte.

Er zählte schon zweiundvierzig Jahre, als er stolz den Kreis seiner Kinder überblickte: das halbe Dutzend war voll; die Zahl sollte rund bleiben.

Da die Sieben seiner Jahre ins Quadrat gestiegen war, ging er mit sich zu Rath, ob es nicht Zeit sei, die Lasten des Lebens zu verringern und den Lohn für seine Verdienste zu erhöhen. Er stellte Beziehungen zur Hauptstadt und zu einflußreichen Persönlichkeiten her; mit der Kirche hatte er schon lange Frieden geschlossen. Es war ihm eine hohe Freude, als der sechsundfünfzigste Geburtstag ihm den ersten Orden brachte.

Als nochmals sieben Jahre verstrichen waren, umarmte er seinen Schwiegersohn. Den tüchtigsten seiner Assistenten hatte er erwählt, um ihm mit seiner Tochter sein Lebenswerk zu übergeben. Er zog sich ganz vom Beruf zurück und genoß schmunzelnd nur noch den Hauptheil der Einnahmen. In der Stadt ließ er sich von ehemaligen Schülern, die jetzt in angesehenen Stellungen saßen, gönnerhaft umschmeicheln, beschenken und ehren.

An seinem siebenzigsten Geburtstag konnte er auf ein segensreiches Lebenswerk, auf blühende Kinder und Enkel schauen. Deputationen aus allen Kreisen und hohe Ehrungen bewiesen ihm, daß er nicht umsonst gelebt habe. Dr. Käthe Brodnitz.

Vom Krieg zum Frieden.

Wenn ein Mensch nach einem Unfall, etwa zur See oder in einem Bergwerk, längere Zeit ohne Nahrung gewesen ist, muß man sehr vorsichtig bei der ersten Zuführung von Nahrungmitteln sein. Nur ganz behutsam kann man anfangen; zunächst mit flüssiger Nahrung, wie Milch oder rohen Eiern, und erst nach einigen Tagen darf der Genesende wieder die gewöhnliche Nahrung zu sich nehmen. Geschieht Dies nicht, kann ein solcher Verunglückter sein großes Nahrungbedürfniß sofort voll befriedigen, dann wird seine Gesundheit darunter leiden.

Genau so würde es dem Staatskörper des deutschen Volkes ergehen, wenn gleich nach dem Frieden die Grenzen in der vor dem Kriege gewohnten Weise der Einfuhr geöffnet würden. Wie eine Lawine würden sich die zurückgehaltenen Waaren, namentlich Kupfer, andere Metalle und Gummi, in das Land stürzen; und die Folgen wären schlimm. Wer glaubt, daß in diesem Augenblick die Preise sofort auf den Stand vor dem Krieg zurückgehen würden, ist im Irrthum. Der Großhandel würde allein Nutzen haben und ungeheure Summen verdienen: denn er kann die Einfuhr regeln, die billig erworbene Waare zurückhalten und erst allmählich zu sehr hohen Preisen abgeben. Der zu erwartende Vortheil wäre so groß, daß es sicher zu einer Syndikatsbildung käme.

Das zweite Bedenken ist noch größer. Die Waare, die der Großhandel zu solchem Zweck einführt, muß dem Ausland bezahlt werden. Das kann nur geschehen durch „Devisen“ (in Gold zahlbare Auslandswechsel) oder durch Gold. In der ersten Zeit nach dem Krieg wird aber unser Export aus verschiedenen Gründen nicht so groß sein wie vor dem Krieg. Wir werden also auch weniger Auslandswechsel erhalten und sind deshalb genöthigt, die Auslandswaare zum großen Theil mit dem Gold unserer Reichsbank zu bezahlen. Die ist dann, um diesen Abfluß einigermaßen zu beschränken, genöthigt, den Wechseldiskont zu erhöhen. Das schadet aber der Industrie, die nach dem Krieg billiges Geld braucht, um wieder zu einer normalen Produktion zu kommen. Dies gilt auch für die jetzt mit Kriegslieferungen beschäftigte Industrie; vielleicht noch mehr als für die andere, die an Arbeitermangel leidet, die Lücken nach dem Kriege nur allmählich wieder füllen und zu normaler Produktion zurückkehren kann. Die Kriegsindustrie hat heute genug Arbeiter, muß aber, wenn die Lieferungen fürs Heer aufhören, sehen, andere Arbeit zu bekommen, oder muß Arbeiter entlassen. Selbst kann der Indu-

strielle in der Regel die ihm nothwendige Auslandsrohwaare nicht einführen; und der Großhandel wird nach dem Krieg die Waare sehr vertheuern. Der Diskontosatz muß aber, aus dem angegebenen Grund, erhöht werden; also werden auch dem Fabrikanten die nothwendigen Betriebsmittel fehlen. Will man Das verhindern, so muß man auf die Auslandswaare hohe Zölle legen, die in den drei oder vier folgenden Jahren allmählich abzubauen sind. Hierdurch wird die Einfuhr verringert und auf das wirklich nothwendige Maß beschränkt. Der Goldabfluß aus der Reichsbank wird gering und die Erhöhung des Wechseldiskontes vermeidbar sein. Wenn der Fabrikant dann auch seine Auslandswaare theurer bezahlen muß, so kann er doch wenigstens billige Betriebsmittel erhalten. Das Zweite ist aber wichtiger als das Erste. Da diese Zölle alle Fabrikanten des selben Betriebszweiges gleichmäßig treffen, sind sie erträglich. Die fertige Waare wird etwas theurer werden müssen. Dagegen spricht kein ernstes Bedenken, denn Geld hat Deutschland jetzt im Ueberfluß; und eben so groß ist das Bedürfniß nach Ersatz des im Krieg Verbrauchten. Nützlicher ist jedenfalls, daß diese Zölle in die Reichskasse fließen, die außerordentlicher Mittel dringend bedarf, als daß sich der Großhandel bereichert. Dadurch entstände obendrein die Gefahr, daß der Großhandel ihm geschäftlich befreundeten Fabrikanten die Auslandswaare billiger liefert als anderen und dadurch die Kalkulation der nicht bevorzugten Fabriken erschwert.

Die schwierigste Frage ist die nach der Ernährung, insbesondere nach der Zufuhr des nothwendigen Getreides. Undenkbar ist, daß die jetzt geltenden Bestimmungen plötzlich aufgehoben werden und wieder, wie vor dem Krieg, Angebot und Nachfrage den Verkehr beherrschen. Die Höchstpreise müssen fürs Erste bleiben und dann allmählich herabgesetzt werden. Die Getreideeinfuhr muß auf das Nothwendige beschränkt und der Bedarf, wo es möglich ist, im Inland gedeckt werden. Dazu ist nöthig, daß man die freie Einfuhr verbietet und einer Getreideeinkaufsgesellschaft das Monopol überträgt. Diese Gesellschaft, die, ähnlich wie die Reichsbank, mit staatlicher Betheiligung einzurichten wäre, müßte das Recht erhalten, nach Maßgabe der in ihren Händen befindlichen Getreidevorräthe, die als Deckung zu dienen hätten, Kassenscheine auszugeben. Diese Scheine würden die jetzt von den Darlehenskassen ausgegebenen ersetzen. Da also diese Getreideeinkaufsgesellschaft ihren Bedarf, wenn sie ihn im Inland deckt, mit ihren Scheinen bezahlen kann, das Auslandsgetreide aber mit Gold bezahlen muß, so wird sie den ersten Weg vorziehen.

Daß sie das Getreide billiger liefern kann als der Großhandel, ist zweifellos. Denn der Großhändler will und muß verdienen. Die Aktionäre der Einkaufsgesellschaft würden aber über ein Maximum, etwa fünf Prozent, hinaus nichts erhalten, der Ueberschuß in die Reichskasse fließen und dadurch wieder der Gesammtheit zu Gut kommen. Stellt die Verbilligung sich nicht sofort im erwünschten Umfang ein, so ists noch kein Unglück. Viel wichtiger für den Konsumenten sind möglichst gleich bleibende Getreide- und Brotpreise. Ein starker Wechsel der Preise nützt nur dem Zwischenhandel und den Bäckern, die sofort jede aufsteigende Konjunktur zum Aufschlag benutzen, aber bei fallender Tendenz nicht in gleichem Schritt zurückgehen. Werden die Getreidepreise in möglichst gleicher Höhe gehalten, dann werden auch die Fleischpreise nicht stark schwanken, denn Eins ist hier vom Anderen abhängig.

Wir sind jetzt an die Darlehnskassenscheine gewöhnt und entbehren den Goldumlauf im Lande leicht. So muß es auch nach dem Krieg bleiben, bis die Darlehenskassenscheine durch andere Scheine ersetzt werden, die für die Reichsbank bares Geld bedeuten. Dann kann sie das Gold behalten und braucht sich nicht im inneren Umlauf abzunutzen. Das ist nach diesem Krieg doppelt nothwendig, weil an den Goldbestand der Reichsbank starke Ansprüche für den Ankauf von Auslandswaare gemacht werden müssen. Der bargeldlose Verkehr (durch Check) hat ja auch sein Gutes und ist gewiß erstrebenswerth, aber noch nicht beliebt und wird entschieden zu wenig benutzt. Bis der Check sich eingebürgert hat, brauchen wir Kassenscheine. Die öffentlichen Kassen sollten übrigens mit gutem Beispiel vorangehen, so oft wie möglich durch Checks zahlen und sie in Zahlung nehmen. Daß der bequeme Postcheck sich nicht so eingebürgert hat, wie wünschenswerth ist, wird durch die zweckwidrige Einrichtung erklärt. In Deutschland trägt in der Regel der Schuldner bei der Zahlung die Portokosten. Durch den Postcheck ist dieser Gebrauch umgedreht worden und der Empfänger zahlt die Kosten. Dieser Umstand hindert viele kleine Leute, Detaillisten und Handwerker, sich ein Postcheckkonto anzulegen; sie wollen die Portokosten nicht auf sich nehmen. Auch die öffentlichen Kassen können die Zahlkartengebühr nicht tragen und müssen verlangen, daß der Schuldner sie zahle. Deshalb sollte man gestatten, daß der Aussteller eines Postchecks diese Gebühr (durch Aufkleben einer Freimarke auf das Formular) zahlen kann.

Wächtersbach.

Friedrich Wilhelm Fürst zu Ysenburg und Büdingen.

Orient und Occident.

Daß die Juden in neunzehnhundertjähriger Zerstreuung ein Volk geblieben sind, erscheint der heutigen Wissenschaft als ein Problem. Dem gläubigen Christen ist es keins, mag auch sein Glaube, manches Kirchendogma zurückweisend, sich auf die biblischen Grundwahrheiten beschränken. Gott hat die absolute Religion, die dem Menschengeschlecht zur Vollendung seines Menschenthums verhilft, mit zwei parallelen Prozessen vorbereitet. Die Hellenen hat er mit einer Geisteskraft begabt, die sich in Dichtern und Denkern aus kindlicher Mythologie zur Idee einer allwaltenden Weltvernunft emporarbeitete; und den israelitischen Propheten hat er sich als den persönlichen Schöpfer und Weltregirer offenbart, dessen Walten sich ihnen an der wunderbaren Führung des auserwählten Volkes verdeutlichte, dem sie selbst angehörten. In der Fülle der Zeiten, als in Alexanders Reich der jüdische Geist sich mit dem hellenischen vermählt, Rom aber Orient und Occident zu einem Verkehrsgebiet verbunden hatte, in dem Ideen sich rasch verbreiten konnten, sandte Gott Jesum, der die Prophetenreligion vollendete, und den Paulus, der die Gesetzeshülse sprengte, in welcher der göttliche Samen gereift war. Die Mehrheit der Juden aber hing an dem Gehäus, mit dem die wahre Religion die Weltreligion, die sie nach der Verheißung der Propheten werden sollte, nicht werden konnte, weil gewisse gesetzliche Riten den Hellenen und den Römern höchst anstößig waren. So blieben denn die Juden außerhalb der Kirche, wurden aber in der Zerstreuung erhalten, wie die Kirche glaubt, um neben ihr als lebendige Zeugen der Wahrheit der göttlichen Verheißungen bis ans Ende der Zeiten zu wandern, wie ich glaube, außerdem noch, weil sie durch ihre Eigenart zur Lösung gewisser Kulturaufgaben besonders befähigt und darum ein unentbehrliches Kulturelement sind. Ihre Kritik ist nothwendig, weil der Hang anderer Völker, bei einer fertigen Lebensform zu beharren, ohne jene Kritik Erstarrung zur Folge haben würde. In die Aufgabe, durch Zersetzung des Bestehenden die Entwickelung im Fluß zu erhalten, theilt sich mit dem jüdischen Geist der gallische, der in Voltaire den schärfsten Ausdruck gefunden hat.

Martin Buber führt in seinem gedankenreichen gründlichen Buch „Vom Geiste des Judenthums" (Kurt Wolffs Verlag in Leipzig) für die Ablehnung des Christenthums einen anderen Grund an. „Das ist der Sinn des jüdischen Dualismus, daß Jeder selbeigen aus seiner Tiefe und Finsterniß nach göttlicher Freiheit

und Unbedingtheit ringt: kein Mittler kann ihm helfen. Deshalb wurde die urchristliche Bewegung für den Juden unfruchtbar, als sie aus der wahrhaft jüdischen Verkündung Jesu, Jeder könne durch unbedingtes Leben Gottes Sohn werden, die Lehre machte, allein der Glaube an den eingeborenen Sohn Gottes könne dem Menschen die Ewigkeit gewinnen." Ich kenne zu wenig von der nichtbiblischen Literatur der Juden, um beurtheilen zu können, ob diese Gesinnung und Stimmung (sie klingt an Das an, was die Evangelischen an ihrem Luther rühmen) wirklich der Grund der Ablehnung des Christenthums gewesen ist; der zuvor angegebene Grund dürfte, für die Masse des jüdischen Volkes wenigstens, als der wahrscheinlichere befunden werden. Zweifellos richtig sind Bubers Worte: „Die jüdische Religiosität ist nicht, wie Viele glauben, ein Gegenstand zwar von besonderer Würde, aber von unerheblicher Aktualität für die sogenannte Lösung der Judenfrage, sondern sie ist, wie von je, so auch jetzt, für das Judenthum der einzige Gegenstand von absoluter Aktualität, Triebkraft seines Schicksals, Richte seiner Bestimmung, die Gewalt, deren Aufflammen es neu beleben, deren völliges Erlöschen es dem Tod überantworten würde." Richtig ist auch, daß die Propheten die unbedingte Entscheidung für Jehovah gefordert haben. Als unanfechtbar an sich darf auch noch die folgende Bemerkung bezeichnet werden: „Man fälscht den Sinn des Aktes der Entscheidung, wenn man ihn als einen blos ethischen behandelt; er ist ein religiöser, vielmehr er ist der religiöse Akt." Aber das daran gehängte Sätzchen, „denn er ist die Verwirklichung Gottes durch den Menschen," muß ich als Theist ablehnen; und den vorangehenden Hauptsatz müßte man für bedenklich erklären, wenn er Geringschätzung des ethischen Gehalts der Religion ausdrücken sollte. Dieser Gehalt ist gerade das Wesentliche bei der Entscheidung. Der Israelit sollte sich doch nicht für einen beliebigen unter vielen Götzen entscheiden, sondern für den einen und einzigen Gott, dessen Wesen Geistigkeit, Vernunft, Gerechtigkeit und Güte ist. „Was soll mir Euer Fasten, Eure Selbstpeinigung? Löset ungerechte Bande, erleichtert die Lasten, brich dem Hungrigen Dein Brot, führe den obdachlosen Armen in Dein Haus, wenn Du einen Nackten siehst, bekleide ihn! Thust Du Das, dann wird Dir das Heil aufgehen wie die Morgensonne." Dieses ist, neben den Verheißungen, das Grundthema aller Prophetenpredigt; dafür entscheidet sich der Israelit, wenn er den Jehovahdienst statt des Baalkultus wählt. Das zurückgewiesene Sätzchen von der Verwirklichung Gottes und manches Andere beweist, daß Buber

dem Pantheismus huldigt, der die moderne Religionphilosophie beherrscht. Zu deren Religionbegriff gehört auch die Schätzung des Mythos als eines wesentlichen Bestandtheils jeder Religion. Man habe, sagt Buber, die polytheistisch empfindenden Völker den monotheistisch empfindenden als die Mythen schaffenden den mythenlosen gegenübergestellt. „Zu diesen, den mythenlosen, wurde das jüdische gezählt und als solches verherrlicht oder verachtet.“ Ich gehöre zu Denen, die das Alte Testament gerade auch darum verehren, weil seine unbedeutenden mythischen Bestandtheile verschwinden neben der Fülle des Historischen, Ethischen und Prophetischen. Buber versucht, zu beweisen, daß Israel ursprünglich reich an Mythen gewesen sei.

Ganz neu war mir, was er vom Chassidismus und seinen beiden Häuptern, dem Baalschem und dem Rabbi Nachman, erzählt. Man ist erstaunt darüber, daß in einer Zeit, die der Gegenwart so nah liegt, in der Ukraine sich eine so reiche und tiefe Mystik entfalten konnte, die, wie es scheint, die ganze dortige Judenschaft ergriffen hat. Erklären läßt sich ja die Erscheinung; wenn einem hochbegabten, feurigen, überaus regsamen Volk die Bethätigung im öffentlichen Leben und in den weltlichen Wissenschaften versagt ist, dann bleiben religiöse Inbrunst und Phantastik als einzige Bethätigungform der gefesselten Seelenkräfte übrig.

Verhalte ich mich diesem Theil von Bubers Buch gegenüber als Lernender, so glaube ich, an der völkerpsychologischen Einleitung ein Wenig Kritik üben zu dürfen. Herder, Goethe, Novalis, Görres hätten den Orient als Einheit erkannt; dieser edelste Besitz der erkennenden Menschheit, die Totalität, werde jetzt von den Rassentheoretikern aufgelöst. Asiaten und Europäer unterschieden sich dadurch von einander, daß Jene motorische, Diese sensorische Menschen seien. Ich dächte, der Europäer lasse an Beweglichkeit nichts zu wünschen übrig, während der indische Heilige und der dem Kef ergebene Türke doch gewiß nicht motorisch sind. Dieser hat sich ja jetzt zu erstaunlicher Energiebethätigung aufgerafft, aber vor den letzten Umwälzungen seines politischen Zustandes wurde er uns als ein Mann geschildert, der alle die modern europäischen Einrichtungen, die ihn im ruhigen Behagen stören, als Erfindungen des Teufels verwünsche. Die einzigen motorischen Asiaten sind, so viel ich zu erkennen vermag, die Japaner und die Juden, die eben hierdurch beweisen, daß sie keine ganz echten Asiaten sind.

Und was die vermeintliche Zersetzung betrifft: Die ist doch schon von der Natur vollzogen. Die Rassenunterschiede lassen

sich einmal nicht leugnen. Der Chinese ist von dem Inder der arischen Oberschicht nicht nur in Hautfarbe und augenfälligem Gesichtsschnitt, sondern auch seelisch verschieden; welcher Gegensatz zwischen seiner nüchternen Nützlichkeitphilosophie und der indischen Metaphysik! Auch ist es nicht die Rasse allein, was die asiatischen Völker von einander unterscheidet; andere Unterschiede begründet das Klima. Schon Hippokrates hat erkannt, daß das gleichmäßige und milde Klima Asiens erschlafft, die Frische und die häufigen Wetterwechsel Europas die Energie wecken. Und er kannte noch nicht einmal den Gegensatz in seiner vollen Schärfe, denn weder von Indien noch von Nordeuropa wird er Genaueres gewußt haben. Eine Kälte von dreißig Grad (die wir leider lange nicht mehr gehabt haben) macht dem faulsten Phlegmatikus Beine, so daß er weder ans Nabelbeschauen noch an Kef denkt. Japan hat europäisches Klima.

Allerdings giebt es Etwas, das allen Asiaten gemeinsam ist: die Größe Asiens und der asiatischen Länder. Es ist eine bekannte, aus der weltgeschichtlichen Erfahrung geschöpfte Wahrheit, daß höhere Kultur nur in Ländern entsteht, wo die Bodengestalt mannichfache kleine Landschaften gegen einander abgrenzt, deren Bewohner geschlossene Gemeinwesen bilden, in denen vielfältige Reibung mit benachbarten Gemeinwesen den Geist weckt und die Verschiedenheit individueller Nationalitäten heraustreibt. (Vor neunzehn Jahren habe ich diesem Gegenstande eine längere Betrachtung gewidmet in der Einleitung zu einem Referat über den ersten Band von Davidsohns Geschichte von Florenz.) Stämmen, die sich auf weiten Ebenen ausbreiten können, ohne auf ein Hinderniß zu treffen, ohne mit andersartigen Stämmen in Berührung zu kommen, fehlt ein Anstoß, aus sich herauszugehen; sie werden verschlafen und verträumt und es fehlt der Anstoß zu Veränderungen, zum technischen Fortschritt. So kommt es, daß der Europäer, der den Orient bereist, Gestalten begegnet und Szenen schaut, die ihm aus den biblischen Geschichten der Zeit vor dreitausend Jahren vertraut sind. Und schon darum gehört das weiträumige ebene Rußland mehr zu Asien als zu Europa, während das gegliedertere Vorderasien die Brücke zu Europa bildet, wie denn die Griechen, die sich auf der vielgestaltigen Westküste Kleinasiens (wie gut charakterisirt diese Benennung das Land!) niederließen, einen lebhaften Verkehr zwischen Europa und dem halb europäisch gearteten Vorderasien hergestellt haben. Die Kulturen dieses Halbeuropas sind, abgesehen von der griechischen, in eng

begrenzten Gebieten entstanden; am Unterlauf der Bruderströme, der jetzt die europäische Landkarte neugestalten hilft, und in der schmalen Rinne, die der Unterlauf des Nil in der großen Kalkplatte Nordostafrikas ausgespült hat. Das winzige Palästina im Grenzwinkel aber war der Prellbock, an dem von drei Seiten her Erobererheere und verschiedene Kulturen zusammenstießen, so daß es seinen Bewohnern an Lebensweckung nicht fehlen konnte. Die indische Kultur haben die arischen Stämme in der Zeit der Eroberungskriege geschaffen; wie die chinesische Kultur, vielleicht im vorgeschichtlichen Zusammenprall mongolischer Stämme mit kaukasischen, entstanden ist, wissen wir nicht.

Also über die asiatische Einheit denke ich anders als Buber; aber darin stimme ich wieder mit ihm überein, daß es ein unersetzlicher Verlust für die Menschheit wäre, wenn es europäischer Habgier, Schacherpolitik und Kriegstechnik gelänge, „die Seele Asiens“ (oder, wie ich lieber sage, die Seelen der asiatischen Völker) zu „morden“. Der geistige Reichthum besteht in der Fülle mannichfacher Ideen und Erscheinungen, und so wenig wir ein Glied der europäischen Völkerfamilie entbehren können, so schmerzlich wäre der Untergang der asiatischen Kulturen, deren ruhiges Beharren als ein so wohlthätiges Gegengewicht gegen unsere nerventötende Unrast wirkt, zur modernen Uebertreibung des Motorischen. Und wie entsetzlich ist der Gedanke, alle Chinesen, Inder und Beduinen könnten nach fünfzig Jahren, gleich den fashionablen Negern der Vereinigten Staaten und Liberias, Hanswürste in Frack und Cylinder geworden sein!

Buber hofft auf eine Wendung im Europäisirungprozesse. Voranzugehen, sei das Volk berufen, „dessen Leben im Geist und dessen metaphysische Schöpfung einzig im modernen Europa den Schöpfungen der großen orientalischen Völker verwandt ist, das deutsche Volk. Es muß sich unterfangen, eine neue Aera der Erhaltung des Orients und des Einvernehmens zwischen ihm und dem Abendlande zu gegenseitiger Förderung und gemeinsamer menschheitlicher Arbeit zu begründen. Für diese weltgeschichtliche Mission bietet sich ihm ein Mittlervolk dar, das alle Weisheit und Kunst des Abendlandes erworben und sein orientalisches Urwesen nicht verloren hat,“ das jüdische, das dieses Mittleramtes am Besten walten würde, wenn es wieder Bodenständigkeit erlangte in Palästina, seiner Heimath. War es doch, wie Buber sehr schön nachweist, im Ursprung nicht ein Nomadenvolk, sondern ein Volk fleißiger Bauern; nomadisch ist es erst geworden nach der gewaltsamen Losreißung vom Heimathboden.

Neisse. Dr. Karl Jentsch.

Nach dem Krieg.*)

Hyogo ist heute von einem zauberhaft durchsichtigen Lichtmeer umflossen, das unbeschreiblich ist, ein Frühlingslicht, das in seiner duftigen Körperlosigkeit den Dingen in der Ferne etwas Geisterhaftes, Ueberirdisches giebt. Die Formen, obgleich scharf umrissen, werden durch die zarten Farbentöne, die über ihnen schweben, gleichsam idealisirt; und die großen Hügel hinter der Stadt streben in ein wolkenlos leuchtendes Blau, das eher der Geist des Azurs zu sein scheint als der Azur selbst.

Ueber den blaugrauen abfallenden Giebeldächern ist ein Schwirren und Wogen von merkwürdigen Gebilden, ein Schauspiel, das mir zwar nicht neu, aber immer gleich köstlich erscheint. Ueberall flattern, an große Bambusstäbe befestigt, ungeheure buntfarbige Papierfische, die genau das Aussehen und die Bewegungen von lebendigen Fischen haben. Die meisten sind zwischen fünf und fünfzehn Fuß lang, aber hier und da sehe ich ein Miniaturexemplar von kaum einem Fuß Länge an den Schweif eines größeren geheftet. An einigen Stäben hängen vier oder fünf Fische in einer Höhe, die der Größe der Fische entspricht, die größten oben. So wunderbar in Form und Farbe sind diese Gebilde, daß der erste Anblick den Fremden geradezu verblüfft. Die Leinen, an denen sie schweben, sind immer durch den Kopf gezogen und der Wind, der in den geöffneten Mund freien Zutritt hat, schwellt nicht nur den Körper zu täuschender Lebenswahrheit der

*) Aus „Ko=Ko=Ro“, einem der schönsten Hearn=Bücher, die bei Ruetten und Loening in Frankfurt erschienen sind. Die feine Skizze heute zu lesen, ist lehrreich. Der Krieg, dessen Ausgangsstimmung sie schildert, ist der von Japan gegen China geführte. Von Nagasaki her waren im Frühjahr 1895 russische Kriegsschiffe gekommen. Auf der Rhede von Tschifu machten sie klar zum Gefecht. Doch kein einziger Schuß fiel. Im Beach=Hotel wurde Alles hübsch still abgemacht. Rußland, Deutschland, Frankreich hatten sich verbündet, um die Auslieferung der im Friedensvertrag von Shimonoseki den Japanern versprochenen Kriegsbeute zu hindern. Wenn Japan auf der Liau=Halbinsel herrscht, ist Peking bedroht und Koreas Unabhängigkeit nur noch leerer Wahn. Das sagen die Vertreter der drei Großmächte; sie fordern, daß die Japaner aus Liautung abziehen. Die Männer von Nippon zaudern. Auf der Halbinsel ist das Blut ihrer Brüder geflossen; sie haben Port Arthur erstürmt: und sollen auf den werthvollsten Kampfpreis nun verzichten? Doch Rußland spaßt nicht. Deshalb ist das starke Geschwader vor Tschifu versammelt: ists nöthig, so sprechen die Batterien. Am zehnten Mai fällt im Drawing=Room des Beach=Hotels die Entscheidung. Mit rothem Stift hatten die Russen auf der Landkarte den Bezirk eingezäunt, den Japan herausgeben müsse. Ihr Admiral Makarow wirft seinen Degen auf die Karte,

Form, sondern erhält ihn in steter Wellenbewegung. So steigen und sinken sie, schnellen und drehen sich genau so wie lebendige Fische, während der Schwanz auf und ab zuckt und die Flossen tadellose Schwimmbewegungen ausführen.

In dem Garten meines Hausnachbars sind zwei wunderbare Exemplare; einer hat einen orangefarbigen Bauch und blaugrauen Rücken, der andere schillert ganz silbern und beide haben große, geisterhafte Augen. Das leise Rauschen, mit dem sie gegen den Himmel segeln, ist wie das Streichen des Windes über Schilfrohr. In einer kleinen Entfernung sehe ich einen anderen großen Fisch mit einem kleinen rothen Knaben auf dem Rücken. Dieser rothe Knabe stellt „Kintoki" vor, das kräftigste aller Kinder, die je in Japan geboren waren, das schon als Säugling mit Bären rang und Koboldvögeln Fallen stellte.

Jedermann weiß, daß diese Papierkarpfen oder „Kois" nur zur Zeit des großen Knabengeburtfestes im fünften Monat des Jahres ausgehängt werden. Ihr Erscheinen über einem Haus kündet die Geburt eines Sohnes an und symbolisirt die Hoffnung der Eltern, ihr Sohn werde einstmals im Stande sein, sich allen Hindernissen zum Trotz seinen Weg durch das Leben zu bahnen, eben so wie der wirkliche „Koi", der breite japanische Karpfen, große Flüsse gegen den Strom hinaufschwimmt.

In diesen leuchtenden Frühlingstagen des Jahres 2555 der japanischen Zeitrechnung wird der „Koi" zum Symbol von etwas Größerem als der Elternliebe: er wird zum Symbol der großen Zuversicht einer durch den Krieg gekräftigten Nation. Die militärische Wiedergeburt des Reiches, das wahre Geburtfest des „neuen Japan", be-

---

daß der Tisch dröhnt. Ja oder Nein? Die gelben Männer müssen nachgeben. Neun Jahre danach hat eine von ihnen gelegte Mine dem Admiral Makarow und seinem Flaggschiff „Petropawlowsk" den Untergang bereitet. Japan hat Port Arthur noch einmal erobert (der russische Vertheidiger war nicht so leicht zu überwinden wie der chinesische) und nun fest in der Hand behalten. Längst herrscht es auf Korea; und erstrebt jetzt die Vormundschaft über das kopflose Gebild, das sich Republik China nennt. Zuerst hat es „die Schmach von Tschifu" an Rußland gerächt. Im Jahr 1914 an dem Deutschen Reich. (Das Ultimatum, das sein Botschafter in die Wilhelmstraße trug, fing mit den selben Worten an wie das 1895 an Makarow durchgedrückte. Vergeßlich sind die Herren in Tokio nicht. Geduldig und, auf ihre besondere Weise, nicht ohne Humor.) Fehlt nur noch Frankreich. Daß ihm die Mitwirkung zu der That des Zufallsdreibundes verziehen worden sei, glauben nur arglose Seelen. „Auch mit Frankreich rechnen wir noch ab": oft haben Japanerlippen die Drohung gemurmelt. Daß der Tag in Tschifu solche Folgen haben könne, ahnte damals nur ein winziges Politikerfähnlein. Jetzt, nach der feierlichen Besiegelung des russo-japanischen Schutzbündnisses, wird Rückkehr in die Kriegsstimmung uns lehrreich.

ginnt mit dem Sieg über China. Der Krieg ist zu Ende, die Zukunft, obgleich bewölkt, scheint voll von Verheißungen; und wie groß die Schwierigkeiten sein mögen, die weiteren Errungenschaften im Weg stehen: Japan hat weder Furcht noch Zweifel. Vielleicht liegt sogar eine Gefahr in eben diesem maßlosen Selbstvertrauen. Dies ist kein neues, durch den Sieg geschaffenes Gefühl, es ist ein Rassegefühl, das häufige Siege nur noch verstärkt haben. Von dem Tage der Kriegserklärung an herrschte niemals auch nur für einen Augenblick der geringste Zweifel an dem endgiltigen Sieg. Allgemeiner und tiefer Enthusiasmus machte sich überall bemerkbar, wenn auch keinerlei äußere Kundgebungen von Erregung stattfanden. Ernste Männer machten sich gleich ans Werk, Geschichten über die japanischen Triumphe zu schreiben. Diese Geschichten, mit photolithographischen Zeichnungen oder Holzschnitten illustrirt, fanden Verbreitung im ganzen Land, lange, ehe fremde Beobachter gewagt hatten, den Ausgang des Kampfes vorherzusagen. Von allem Anfang an war sich die Nation ihrer Kraft und der Ohnmacht Chinas bewußt.

Die Spielsachenverkäufer brachten Legionen Dinge mit sinnreichem Mechanismus auf den Markt: chinesische Soldaten, die flüchteten, oder solche, die von japanischen Reitern niedergestochen oder mit zusammengebundenen Zöpfen in Gefangenschaft fortgeführt wurden oder vor berühmten Generalen, um Gnade flehend, den „Kotau“ machten. An der Stelle altmodischer Spielsachen, die Samurais in voller Rüstung vorstellten, erschienen Figuren aus Thon, Holz, Papier oder Seide, die japanische Kavallerie, Infanterie und Artillerie vorstellten, Modelle von Festungen und Batterien, Portraitfiguren von Kriegsberühmtheiten. Die Erstürmung der Schanzen von „Port Arthur“ durch die Kumamoto-Brigade war der Gegenstand einer dieser sinnreichen mechanischen Spielsachen. Andere zeigten den Kampf des Matsushima-Kan mit chinesischen Panzerschiffen. Auch wurden Myriaden von Miniaturgewehren verkauft, die durch Luftdruck mit lautem Knall Korke entluden, und Myriaden winziger Schwerter und zahllose kleine Hörner, deren unablässiges Blasen mir den Zinnhorntumult an einem längstvergangenen Neujahrsabend in New Orleans zurückrief.

Jede Siegesnachricht entfesselte eine ungeheure Produktion farbiger Abbildungen, roh hingeworfen und billig ausgeführt, die, wenn sie auch meist nur der Phantasie des Künstlers entsprungen waren, sich dennoch trefflich dazu eigneten, die öffentliche Liebe zum Ruhm anzufeuern. Auch wunderbare Schachfiguren tauchten auf; jede Figur stellte einen chinesischen oder japanischen Offizier oder Soldaten vor.

Die Theater feierten den Krieg in einer noch anschaulicheren Weise. Beinahe jede Episode des Feldzuges fand auf der Bühne ihre Wiederholung. Schauspieler suchten sogar die Schlachtfelder auf, um dort Hintergründe und Szenen zu studiren und sich für ihre Darstellung nach der Natur zu bilden. Mit der Hilfe von künstlichen Schneestürmen gelang ihnen dann, eine wahrheitgetreue Vorführung des Kriegsungemaches der Mandschurei-Armee zu geben. Jede tapfere That

wurde allsogleich dramatisirt. So der Tod des Hornbläsers Shirakami Genjirō, der Heldenmuth Harada Jinkishis, der sein Leben aufs Spiel setzte, um seinen Kameraden ein Festungthor zu öffnen, der Heroismus der vierzehn Reiter, die sich gegen den Ansturm von dreihundert Mann Infanterie behaupteten, der erfolgreiche Ueberfall eines chinesischen Bataillons durch unbewaffnete Kulis: alle diese und viele andere Ereignisse wurden auf Tausenden von Theatern dargestellt. Ungeheure Illuminationen, bei denen auf einer Unzahl von Papierlaternen Loyalitätkundgebungen und patriotische Sprüche prangten, verkündeten den Ruhm der Armee und erfreuten das Herz und die Augen der Soldaten, die mit der Eisenbahn ins Lager fuhren. Aber die Triumphe des Krieges wurden auch durch die Industrie des Landes gefeiert. In Porzellan, Metall, kostbaren Geweben, in Zeichnungen für Briefpapier und Umschläge wurden Siege und heroische Thaten verewigt. Man sah sie auf dem Seidenfutter der „Haori" und auf Frauentüchern von Chirimen, Gürtelstickereien, Mustern von Seidenhemden und Kinderfestkleidchen, von billigen Waaren wie Kaliko und Drillstoffen ganz zu schweigen. Man sah sie auf Lackarbeiten aller Arten und auf den Seitenwänden und Deckeln von geschnitzten Kästchen, auf Tabaksbeuteln, Aermelknöpfen, auf Haarschmucknadeln, Frauenkämmen und selbst Eßstäbchen. Zahnstocherpäckchen wurden in kleinen Schächtelchen feilgeboten und jeder einzelne Zahnstocher trug in Miniaturschrift irgendein Kriegsgedicht. Und bis zum Friedensschluß oder wenigstens bis zu dem unsinnigen Versuch eines „Soshi", den chinesischen Bevollmächtigten während der Verhandlungen zu töten, war Alles so eingetroffen, wie das Volk es wünschte und hoffte.

Aber kaum wurden die Friedensbedingungen bekannt, da beeilte sich Rußland, zu interveniren, und nahm Frankreichs und Deutschlands Hilfe in Anspruch, um Japan zu unterdrücken. Das Bündniß fand keinen Widerstand. Die Regirung spielte „Jiujutsu" und täuschte die Erwartungen der Nation durch unvorhergesehene Nachgiebigkeit. Japan war nun schon lange darüber hinaus, an seiner militärischen Macht zu zweifeln. Die Kraft seiner Reserven ist wahrscheinlich viel größer, als man je zugegeben hat, und sein Unterrichtssystem mit seinen sechsundzwanzigtausend Schulen ist eine riesige Drillmaschine. Auf seinem eigenen Boden konnte es Japan mit jeder Macht der Welt aufnehmen. Die Flotte war seine schwache Seite und dieser Schwäche war es sich vollkommen bewußt. Es war eine kleine Flotte mit kleinen leichten Kreuzern, die jedoch wunderbar geführt wurden. Wohl hatte ihr Admiral ohne Einbuße eines einzigen Schiffes die chinesische Flotte bei zwei Zusammenstößen vernichtet, aber sie war noch nicht stark genug, um der vereinten Macht dreier europäischen Flotten Widerstand leisten zu können; und die Blüthe der japanischen Armee war zu Land in Anspruch genommen. Man hatte mit großem Scharfsinn den geeigneten Moment für die Intervention gewählt. Die schweren russischen Schiffe wurden für den Kampf gerüstet und schon sie allein hätten die japanische Flotte überwältigen können, obgleich der Sieg den Russen theuer

geworden wäre. Aber plötzlich wurde die russische Aktion durch die englischen Sympathiekundgebungen für Japan unterbrochen. England war in der Lage, innerhalb einiger Wochen eine Flotte in die asiatischen Gewässer zu bringen, die alle hier versammelten Flotten der europäischen Mächte in einem einzigen Gefecht vernichten konnten. Und ein einziger Schuß eines russischen Kreuzers konnte einen Weltkrieg entfachen.

Aber in der japanischen Flotte herrschte ein unbezähmbares Verlangen, mit allen drei Mächten zugleich den Kampf aufzunehmen. Es wäre ein furchtbarer Kampf gewesen, denn kein japanischer Admiral hätte sich dazu verstanden, zu weichen, kein japanisches Schiff hätte seine Segel gestrichen. Auch die Landarmee war begierig auf den Krieg. Es bedurfte wirklich der ganzen Staatsklugheit und Energie der Regirung, um die Nation zurückzuhalten. Man unterdrückte die freie Aeußerung und brachte die Presse zum Schweigen; und durch die Rückgabe der Halbinsel Liau an China (im Austausch für eine größere Kriegsentschädigung, als ursprünglich verlangt worden war), wurde der Friede gesichert. Die Regirung handelte mit kluger Voraussicht. Denn in diesem Stadium der japanischen Entwickelung hätte ein kostspieliger Krieg mit Rußland verhängnißvolle Folgen für die Industrie, den Handel und die Finanzen haben können. Aber der nationale Stolz war tief verwundet.

Der Matsushima-Kan ist von China zurückgekommen und liegt vor dem Garten der Friedensfreunde verankert. Er ist kein Koloß, obgleich er Ungeheures geleistet hat; aber er sieht immerhin recht imposant aus, wie er so in dem klaren Licht daliegt, eine steingraue Festung aus Stahl, die aus der glatten blauen Fluth emporragt. Die Besichtigung wurde der entzückten Bevölkerung freigegeben, die sich zu dieser Gelegenheit wie zu einer ganz großen Tempelfeier geschmückt hat. Auch mir wird gestattet, mich einigen von ihnen anzuschließen. Es sieht aus, als ob alle im Hafen vorhandenen Boote für die Besucher gemiethet worden wären: so ungeheuer ist der Andrang der Fahrzeuge, die um das Panzerschiff wimmeln. Es ist unmöglich, die zahllosen Schaulustigen zu gleicher Zeit an Bord zu lassen. Man bedeutet uns, zu warten, während Hunderte früherer Ankömmlinge hineingelassen werden und andere hinausströmen. Aber das Warten in der kühlen Seeluft ist nicht unwillkommen und das Schauspiel der Volksfreude ist interessant. Welch frohes Heranstürmen, wenn die Reihe an sie kommt! Welch Drängen und Wogen! Zwei Frauen fallen ins Meer: flugs werden sie von Theerjacken herausgefischt; sie sagen, sie seien nicht böse, hineingeplumpst zu sein, weil sie sich nun rühmen können, ihr Leben der Bemannung des Matsushima-Kan zu verdanken. In Wirklichkeit waren sie wohl gar nicht in Gefahr gewesen, zu ertrinken, denn eine Legion gewöhnlicher Schiffer stand hilfbereit da.

Aber den Männern des Matsushima-Kan schuldet das Volk Wichtigeres als das Leben zweier jungen Frauen; und das Volk ist redlich bemüht, ihnen mit Dank zu lohnen. Geschenke anzunehmen, wie sie

Tausende gern darbieten möchten, ist ihnen durch ein Disziplinarverbot untersagt. Die Offiziere und die Mannschaft müssen schon ermüdet sein, aber sie begegnen dem Andrang der Schaulustigen und ihren Fragen mit der entzückendsten Liebenswürdigkeit. Man zeigt ihnen Alles bis ins Detail; die ungeheure Kanone mit ihrem Ladeapparat und dem Zielmechanismus, die Schnellfeuerbatterien, die elektrischen Scheinwerfer mit ihrem weitstrahlenden Leuchtmechanismus. Ich selbst, der als Fremder einer besonderen Erlaubniß bedarf, werde überall umhergeführt, hinauf und hinab, ja, man gestattet mir sogar einen flüchtigen Blick auf das Portrait der kaiserlichen Majestäten in der Kajüte des Admirals und man erzählt mir den höchst aufregenden Verlauf der großen Schlacht am Yalu. Inzwischen führen an diesem goldenen Frühlingsmorgen die alten kahlen Männer, die Frauen mit ihren Babies das Kommando auf dem Schiff. Offiziere, Kadetten, Blaujacken sparen keine Mühe, sich ihnen gefällig zu zeigen. Einige unterhalten sich mit den Großvätern, Andere lassen die Kinder mit ihren Schwertgriffen spielen und lehren sie ihre kleinen Händchen hochzuheben und „Teikoku-Banzai“ zu rufen. Und für die müden Mütter werden Matten ausgebreitet, auf die sie sich in dem Schatten zwischen den Verdecken niederkauern können.

Diese Verdecke waren vor wenigen Monaten noch von dem Blute tapferer Männer geröthet; hier und da sieht man noch schwarze Flecke, die dem Scheuerstein Trotz geboten haben, und das Volk blickt auf diese Male mit zärtlich frommer Andacht. Das Admiralschiff wurde zweimal von großen Granaten getroffen; seine unbeschützten Theile wurden von einem Hagel von Geschossen durchbohrt. Es hielt den Ansturm aus, büßte aber die Hälfte seiner Besatzung ein. Sein Tonnengehalt ist nur viertausendzweihundertachtzig und seine Angreifer waren zwei chinesische Panzerschiffe, jedes siebentausendvierhundert Tonnen. Von außen zeigt sein eherner Leib keine tiefen Risse, denn die geborstenen Platten wurden wieder ersetzt; aber mein Führer weist stolz auf die zahlreichen ausgebesserten Stellen der Verdecke, auf das stählerne Takelwerk, auf den Rauchfangfirst und auf gewisse schreckliche Vorsprünge mit den kleinen aus ihnen hervorragenden Spitzen in dem fußdicken Stahl der Geschützbänke. Er bezeichnet uns unten den Weg, den die Granate, die das Schiff durchbohrte, genommen hat. „Als sie kam,“ sagt er, „warf die Erschütterung Männer so hoch in die Luft“ (er hebt seine Hand zwei Fuß über Deck), „im selben Augenblick wurde Alles pechschwarz, man konnte nicht die Hand vor den Augen sehen. Dann fanden wir, daß eine der Backbordkanonen zersplittert worden war und die ganze dortige Mannschaft getötet hatte. Vierzig Mann waren auf der Stelle tot, viel mehr schwer verletzt; in diesem Theil des Schiffes konnte sich kein einziger retten. Das Deck gerieth in Brand, weil die Munition explodirt war, und so mußten wir zugleich kämpfen und uns bemühen, das Feuer zu löschen. Selbst Schwerverwundete, denen die Haut in Fetzen von Gesicht und Händen herunterhing, arbeiteten, als fühlten sie keinen Schmerz, und Sterbende betheiligten sich mit dem letzten

Aufgebot ihrer Kräfte an der Arbeit des Wasserzureichens. Aber es gelang uns, den Ting-Yuen mit einer Salve aus unseren Haubitzen endlich zum Schweigen zu bringen. Den Chinesen standen europäische Kanoniere bei. Hätten wir es nicht mit Europäern zu thun gehabt, unser Sieg wäre allzu leicht gewesen!"

Er spricht die richtige Stimmung aus... Nichts hätte an diesem schönen Frühlingstag das Herz der Matsushima-Männer so erfreuen können wie der Befehl, die Anker zu lichten, um zum Angriff der großen russischen Kreuzer an der fernen Küste zu schreiten.

Als ich vor einigen Jahren von Shimonoseki in die Hauptstadt fuhr, sah ich unterwegs viele Regimenter, die eben nach dem Kriegsschauplatz gingen. Alle Leute trugen weiße Uniformen, denn die heiße Jahreszeit war noch nicht vorüber. Diese Soldaten sahen so völlig wie Studenten aus, die ich unterrichtet hatte (und wirklich waren Tausende unter ihnen eben erst aus der Schule entlassen worden), daß ich mich des Gefühls nicht erwehren konnte, es sei doch grausam, solche Jünglinge in die Schlacht zu schicken. Der Ausdruck der Knabengesichter war so offenherzig, so frohgemuth, so völlig unbewußt des schweren Ernstes des Lebens! „Fürchten Sie nichts für sie," sagte ein mitreisender Engländer, der sein Leben in Feldlagern zugebracht hatte, „sie werden sich sicher trefflich bewähren." „Das weiß ich," antwortete ich, „aber ich denke an Fieber, Frost und den Winter in der Mandschurei; all Dies ist furchtbarer als die Gewehrläufe der Chinesen."

Der Hornruf, der beim Anbruch der Dunkelheit die Mannschaft zum Appell zusammenrief oder die Ruhestunde verkündete, war seit Jahren eine meiner Sommerfreuden in den japanischen Garnisonstädten gewesen. Aber während der Kriegsmonate berührte mich dieser langgezogene klagende Ruf ganz anders. Ich glaube nicht, daß an der Melodie etwas Besonderes ist, aber mir war manchmal, als ob sie mit einem besonderen Gefühl gespielt würde; und wenn sie von allen Hörnern einer Division zugleich in die sternenhelle Nacht hinausschallte, hatte dieser reiche Zusammenklang von Tönen eine melancholische Süße, die mir unvergeßlich bleiben wird. Und ich versank in einen traumhaften Zustand, in dem mir war, als riefe ein Geisterhorn die Jugend und Kraft von Tausenden in das Schattenreich ewiger Ruhe.

Heute ging ich, um die Rückkehr einiger Regimenter zu sehen. Auf der Straße, durch die sie kommen sollten und die von Kobé nach der Nanko-San-Station führt (dem größten Tempel, dem Geist des Helden Kusunoki Masashigé geweiht), waren mit Laub geschmückte Triumphbogen errichtet worden. Die Bürger hatten sechstausend Yen gespendet, um der Ehre theilhaft zu werden, den rückkehrenden Soldaten das erste Mahl anzubieten; und viele Bataillons hatten diesen liebreichen Willkommensgruß schon empfangen. Die Zelte in dem großen Tempelhof, wo die Truppen aßen, waren mit Flaggen und Festons geschmückt; für alle Regimenter hatte man Geschenke vorbereitet, Süßigkeiten, Cigarrenpäckchen und Tücher, die mit Gedichten zum Preis der Tapferkeit bedruckt waren. Vor dem Tempelthor war

ein wirklich sehr schöner Triumphbogen errichtet worden; er trug auf seinen beiden Fassaden Willkommensworte in chinesischen Goldbuchstaben und auf seiner Spitze thronte ein Falke, der mit seinen ausgebreiteten Fittichen einen Erdglobus beschattete.

Zuerst wartete ich mit einem Greis auf dem Bahnperron, der sehr nah dem Tempel ist. Als der Zug einfuhr, befahl eine Schildwache den Zuschauern, die Plattform zu räumen; draußen auf der Straße hielt die Polizei den Andrang zurück und ließ allen Verkehr einstellen. Einige Minuten später zog das Bataillon ein. In regelmäßigen Reihen marschirten sie durch den Triumphbogen, an ihrer Spitze ein ergrauter Offizier, der beim Gehen ein Wenig hinkte und eine Cigarette rauchte. Die Menge verdichtete sich um uns, aber keinerlei Hochrufe wurden laut, man hörte nicht einmal sprechen; nur der dröhnende Schritt der Soldaten unterbrach die Stille.

Ich konnte gar nicht glauben, Dies seien die selben Männer, die ich in den Krieg hatte ziehen sehen. Nur die Nummern auf den Achselklappen machten mir klar, daß es sich doch so verhalte. Sonnverbrannt und finster waren die Gesichter; viele von ihnen trugen große Bärte. Die dunkelblauen Winteruniformen waren beschmutzt und zerrissen, die Schuhe zur Formlosigkeit vertreten, aber der taktfeste, rhythmische Schritt war der Schritt wetterharter Soldaten. Das waren keine Knaben mehr, sondern gestählte Männer, fähig, es mit jedem Kriegsheer der Welt aufzunehmen. Männer, die Blut vergossen, Bollwerke gestürmt hatten, Männer, die auch viel erduldet, von dem die Geschichte nichts erzählen wird. Die Gesichtszüge zeigten weder Freude noch Stolz. Die scharf spähenden Augen hatten kaum einen Blick für die Willkommensgrüße, die Flaggen, die Dekorationen, den Triumphbogen mit dem den Erdball überschattenden Kriegsfalken. Vielleicht, weil diese Augen oft Dinge gesehen hatten, die Menschen ernst stimmen. Ein einziger Mann nur lächelte beim Vorübergehen und rief mir die Erinnerung an ein Lächeln wach, das ich auf dem Antlitz eines Zuaven gesehen hatte, da ich als Knabe der Rückkehr eines Regimentes aus Afrika beiwohnte: ein höhnisches Lächeln, das durchbohrte. Viele der Zuschauer waren sichtlich bewegt, denn sie fühlten intuitiv den Grund dieser Wandlung. Ich sagte zu einem alten Mann: „Heute werden sie in Osaka und Nagoya sein. Sie werden das Hornsignal vernehmen und beim Appell ihrer armen Kameraden gedenken, die niemals die Heimath wiedersehen werden."

Der Greis antwortete mit schlichtem Ernst: „Die Leute im Weltwesten glauben vielleicht, daß die Toten niemals zurückkehren. Wir denken anders darüber: die japanischen Toten kehren zurück; sie kennen den Weg. Von China und von Korea werden sie kommen, auch die tief im Meeresgrunde ruhen, Alle kehren zurück, Alle. Alle sind jetzt mit uns. Und wenn es dunkelt, schaaren sie sich und harren des Signalrufes. Und sie werden ihn auch an dem Tag hören, an dem die Truppen des Sohnes des Himmels gegen Rußland marschiren."

Lafcadio Hearn.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Paß & Garleb G. m. b. H. in Berlin.

Bilanz per 31. März 1916.

Aktiva.	M. pf	Passiva.	M. pf
Grundstücks-Kto. Hôtel Bristol	8 [illegible] 25	Aktien-Kapital-Konto	9 500 000 —
Gebäude-Konto Hôtel Bristol	[illegible] —	Vorzugs-Aktien-Kapital-Kto.	2 800 000 —
Hôtel Bellevue-Konto	4 250 000 —	Reservefonds-Konto	3 679 679 81
Inventar-Konto	1 541 000 —	Hyp.-Schuld.-K. Behrenstr. 67	700 000 —
Maschinen-Anlagen-Konto	80 000 —	Hyp.-Schuld.-K. Hôt. Bellevue	3 650 000 —
Beteiligungs-Konto	105 000 —	Konto für vorausbez. Mieten	54 500 —
Konto für vorausbez. Prämien	16 2[illegible] 10	Vorz.-Akt.-Divid.-Kto. 1913/14	100 —
Kassa-Konto	29 257 [illegible]	Dividenden-Konto 1913/14	1 800 —
Effekten-Konto	[illegible] 588 27	Steuern-Reserve-Konto	108 000 —
Debitoren-Konto	2 925 527 [illegible]	Kreditoren-Konto	1 369 226 66
Waren-Vorrats-Konto	1 2[illegible] 711 38	Rückstellungs-Konto Bauer	182 000 —
		Mietsausgl.-Kto. Centr.-Hôtel	750 000 —
		Gewinn- und Verlust-Konto	293 641 20
	23 088 947 67		23 088 947 67

Gewinn- und Verlust-Konto pro 1915/16.

Debet.		M. pf	Kredit.	M. pf
Steuern- u. Hausabgabe-Kto.		277 8[illegible]	Zinsen-Konto	128 905 02
Gebäude-Instandhaltungs-Konto Centralhôtel		48 [illegible]	Generalbetriebs-Konto	2 697 927 39
Salär-Konto		[illegible] 11		
Licht-Konto		824 [illegible]		
Hyp.-Zins-Kto. Behrenstr. 67		28 750		
General-Unkosten-Konto		208 [illegible] 14		
Talonsteuer-Konto		5 000		
Kriegs-Unterstützungs-Konto		25 187 89		
		1 982 [illegible]		
Abschreibungen	550 [illegible] 08			
Gewinn	293 641 20	844 [illegible]		
		2 826 832 41		2 826 832 41

Die in der heutigen ordentlichen Generalversammlung festgesetzte **Dividende** auf die **Vorzugsaktien für die Geschäftsjahre 1914/15 und 1915/16 (je 5% = M. 50.—)** gelangt **sofort** gegen Einreichung der Dividendenscheine **Nr. 8** u. **Nr. 9** bei den Herren **Braun & Co.** hier, [illegible]str. 11, bei der **Deutschen Bank**, hier, bei d. Herren **Koppel & Co., Bankgeschäft**, hier, Pariser Platz 6, bei Herrn **Abraham Schlesinger**, hier, Mittelstr. 2/4, zur **Auszahlung**.

Berlin, den 4. Juli 1916.

Hôtelbetriebs-Aktiengesellschaft Conrad Uhl's Hôtel Bristol-Centralhôtel.

Lüpschütz. C. Pelzer.

Die Zukunft.

Berlin, den 22. Juli 1916.

Adam, wo bist Du?

Pirouette.

Wenn das Thier noch mehr abmagert, muß es bald aussehen wie, im belagerten Paris, die Schattenkätzchen, die in der Dachkammer den armen Theophile Gautier umschlichen. Von Elephantenblutwurst und Rattenfilet sind wir noch weitab; höchstens die Lyriker, die sich nicht früh genug der Kriegskonjunktur angepaßt haben, dem verqualmten Elend des Romantikers nah der, im abgeschabten, speckig blinkenden Sammetkittel, auf dem Lockenkopf die rothe Mütze, auf jedem Schenkel eine schlummernde Katze, von der lebenden Prinzessin Mathilde und dem erdichteten Fräulein von Maupin, von entschwundener Herrlichkeit der Schöpfung und der allumfassenden Gottähnlichkeit des erhabenen Victor Hugo, des Meisters aller Meister, träumte. Wir können uns nähren und kleiden und nur den (nach der Sprache unserer Gesetzgeber) unter krankhafter Störung der Geistesthätigkeit Leidenden ist schon der Einfall gekommen, die Raubthiere und anderen Prunkstücke der Zoologischen Gärten den Schlächtern auszuliefern. Daß den von Fleischesfülle und Butterbächen Entwöhnten die Bäuche schrumpfen, von hundert Weibern nur zwanzig noch zur Einhüllung des Hüftengebirges den Glockenrock brauchen, ist nicht unter die Minderung des Nationalvermögens zu buchen. Der vierbeinigen Haussippe aber gehts allgemach nun schlecht. Theos Katzen erschnappten, im Fünften Stock eines nicht sehr sauberen Hauses, manchmal noch ein Mäuschen. Das wagt sich

nicht in eine blanke berliner Hinterwohnung, deren Speisekammer leer, vom letzten Speckrüchlein längst gelüftet ist. Sogar Fliegen sind, weil Sommershitze nicht werden will, rar; und Motten sättigen nicht. Halbstunden lang liegt der Kater vor dem Sofa, in dem er ein Nest wittert, auf der Lauer, den Kopf fast ganz darunter, bewegunglos, wie ohne Athem; schnellt auf, reckt die Krallen, fängt aber nichts und zupft seine Wuth an dem Perserteppich aus, in dessen Gewebe er Lust und Leid einzukratzen pflegte. Den kennt er länger als allen anderen Hausrath. Denn Teppich und Katze kamen in der selben Stunde, in dem selben Korb die drei Treppen zu der ärmlich engen Wohnung hinauf. Beide von einer Kinokünstlerin, die unter Italiens Sonne des Filmens beflissen war, beim Kriegsausbruch das Brot und die reichen Freunde verlor und in Berlin, wo auf den sonst üppigsten Mädchenweiden das Angebot die Nachfrage hoch übersteigt, alles irgend Entbehrliche losschlagen mußte. Der Verlust des schon fahl gewordenen Persers war zu ertragen. Das schneeweiße Angoraprinzchen aber „kleidete" so schmücklich Unter dem blauschwarzen Haar, auf der fast olivgrünen Haut des Fräuleins Bonaventura Rutschke (aus der Landsbergerstraße) sah das Thier wirklich gut aus. „Wie ein Weißfuchs; nur weicher. Meinen Silberfuchs habe ich in Mailand versetzt; mit einem großen Saphir. Die Reise war so theuer. Gerade hatten die Proben für einen Mohammed-Film angefangen. Ich hatte, natürlich, eine Hauptrolle. Blumen, Spangen und Flor; nicht einen Viertelmeter festen Stoff. Ich kam aus der Unterwelt, schuppig, garstig; und der erste Trick war, daß in der Sonne aus meiner Haut Blumen aufblühten. Der Prophet hinter mir her; schenkte mir Spangen, Ringe und seine schönste Katze. Die hat mitgespielt; seitdem habe ich sie. Ehe wir die große Badeszene fertig hatten, wurde meine Rolle umbesetzt. Weil der erhoffte Bombenerfolg durch die Lappen gehen konnte, wenn sich herumredete, daß ich aus Berlin sei. Ein fettes Frauenzimmer aus Sizilien sprang ein. Das sah nicht halb so italienisch aus wie ich; wie ein mit Mohnblumen besteckter Schinken. Nicht mal die Monatsgage war zu retten; weil in dem Vertrag nicht mein richtiger Familienname stand. Und am Liebsten hätte die Bande mir auch den Kater abgeknöpft. Denn im Schlußbild sollte er auf meiner nackten Leiche liegen. Jetzt muß ich mich von dem süßen Vieh trennen. Hier

ist ja nichts los. Und er ist furchtbar verwöhnt. Immer stand, in einer geschliffenen Glasschale, Milch bereit. Das feinste Schabefleisch, mindestens zweimal täglich. Abends gezuckerte Sahne. Mit Atlasschleifschen aller Farben wurde der Bengel geputzt; mußte doch stets zu meiner Toilette passen. Das Gestreichel! Ein Herzog (nur die beste Gesellschaft verkehrte bei mir) war selig, wenn das Thier auf seinem Schoß Milch leckte und ihm die Hose betropfte. Mein Marchese legte es um seinen Frackkragen und prahlte: Nur mich pfaucht Pirouette nicht an." Woher denn der Name, Fräulein? Ist ja ein Kater. „Weiß nicht. Der französische Filmonkel, der den Wurf kaufte, gab den Namen. Und Katze is Katze."

Das ging nicht. Dumm genug, daß wir Flüsse und Mörser, Riesenschiffe und jagdbare Vögel verweiben. Ein im Lande der Dogen (und der Banditennudeln) geborener Kater durfte unter deutschem Dach nicht Pirouette heißen. Wie? Literaturnamen, aus Hoffmann, Scheffel, Kipling oder noch ehrwürdigerem Papierzwinger: zu abgewetzt und greisenhaft für das junge Ding mit dem Schneepelz, den himmelblauen Augen, dem rosigen Schnäuzchen. Ein feister Zwergbulldogg, der Romeo, eine Windhündin, die Baucis gerufen wurde, warnte vor unbedachter Taufe. Dem dunklen Fräulein zu Gedächtniß und Ehrung: Rutschke? Was am ersten Tag witzig war, würde am dritten ranzig. Der Stubengenosse, der, nach zwei Sprüngen, ohne Anlauf, wie ein listiger Kämpfer von der Schrankzinne herabblickt, hat Edleres verdient. Er buckelt den Rumpf zum Halbkreis, streckt den Kopf, mit flatternden Nasenflügeln, vor, zwei Zehen beben von Mordlust: die Wildkatze aus Löwengeschlecht wird sichtbar. Vorderasien war den Urahnen Heimath. Auf der Karawanenstraße zwischen Byzantion und Syrien jagten und paarten sie sich, saßen, hoch, auf duftenden Kisten oder ringelten sich um zottige Kamelbeine. Dahin kam auf dem Weg in die Erdherrschaft der Lahme Timur, den die Europäer Tamerlan nennen, mit seinen Tataren. Persien, Georgien, Rußland, Indien hatte er schon erobert; am Don Gesandte der Italer, Spanier, Egypter, zu Huldigung und Tributspende, empfangen, bei Delhi sich und seine Leute in Hindublut gebadet. Am Ganges hört er von Christenaufstand in Anatolien, von türkischer Grenzverletzung bei Erserum; und beschließt, noch einmal den Fuß des Muthes in den Bügel der Geduld zu stellen. Der

Fünfundsechzigjährige bricht in Syrien ein, zermalmt mit einer Linie indischer Elephanten, von deren Thürmen Griechenfeuer und Pfeile niederprasseln, die Vorhut der Mameluken, läßt in Aleppo von seiner geilen Schaar metzeln oder schänden, was Menschenantlitz zeigt, die ausgeplünderte Stadt verbrennen, den Damaszenern zehn Millionen Goldstücke abpressen, auf den Trümmern von Bagdad aus neunzigtausend Schädeln eine Pyramide schichten, am Araxes dem Osmanensultan Bajesid Krieg ansagen. Durch Armenien tost er, geht über den Halys und schlägt bei Angora die durch zwanzigtausend europäische Panzerreiter verstärkten Türken. Das schnellste Roß kann den von Gicht gekrümmten Sultan nicht retten; er wird gefangen, sieht seine Frauen im Lager unverschleiert dem Sieger und dessen trunkenem Gefolge die vollen Becher kredenzen und muß aus einer vergitterten Sänfte den Aufbruch Tamerlans nach Samarkand schauen. Der ist nun Herr über Asien, gebietet von der Wolga bis an den Ganges und schickt den unersättlichen Blick nach China, wo die Ming-Dynastie seit dem Tode des Stifters wankt. Während durch die Wüste eine Etapenstraße mit Vorrathsspeichern gelegt und alles Land zwischen den Irtischquellen und der chinesischen Mauer in eine Strategenkarte verzeichnet wird, läßt der Allmächtige sechs Enkeln die Hochzeit rüsten. Prunkzelte leuchten aus den Gärten von Khanigful; ungeheure bemalte Hallen bieten Tausenden Raum zu Schmaus und Gezech. Ganze Wälder mußten ausgeholzt werden, um Feuerung in die Küchen zu liefern. Thurmhohe Gerüste ächzten nun unter der Last köstlicher Speisen und Tränke. Gesandte aus drei Erdtheilen knien im Zelt des gewaltigen Khans. Neunmal werden, nach dem Austausch der Heirathverträge, die Brautpaare aus- und angekleidet und vor jedem Umzug aus Goldeimern über ihre Häupter Rubinen und Perlen geschüttet, die das Gesinde auflesen und behalten darf... Dagegen kam, trotz Herzog und Marchese, der Palazzo Rutschke nicht auf. Fortan heiße Tamerlan, Kater!

Brauchst drum aber nicht sogleich, wie der Pathe, zu hinken. Sitzt ein Splitter in den Hinterzehen? Nein. Alles unempfindlich und glatt. Nur, unter den Krallen, die Hautfarbe blasser als sonst; auch die Nase spitzer und bleicher. Wenn er sich kauert, den Rundkopf tief in den Pelz bettet, scheint der Zärtling noch fett; streckt er sich, dann drückt das Knochengerüst sich durch das Fell.

Alle Munterkeit schwand. Kein Spiel mehr mit Knäuel und Murmel, kein Haschen nach Bindfaden. Am Fenster sitzt er, schreitet langsam den schmalen Rand der Blumenkästen ab, beschnuppert die Fuchsien, blinzelt mürrisch in den Regen und reißt die Augen erst auf, wenn ein Spatz, ein in den Hof verirrter Fink ihm in Sicht kommt. Das von der Aufwärterin, ihm zu Liebe, geschonte Spinnennetz, zwischen zwei Töpfen, hat er betrachtet, doch nicht zerstört. Drei tote Fliegen: ein ekles Mal; und der heiligste Katzenfreund, Mohammed, hat, in der Fünften Sure, verboten, zu essen, was erwürgt, angefressen ward oder auf andere Weise elend krepirt ist. Auch in Katzenblut wirkt die Gewöhnung der Ahnen. Wer von Ueberlieferung und Hausgesetz sich nicht binden läßt, gilt in allen Thierheitberichten als dem Pöbel zugehörig. Aus dem Körbchen ans Fenster, vom Fenster ins Körbchen; lahm, ohne die freche Grazie der guten Tage, wo der buschige Schwanz ungestümer Freude den Takt schlug. Folge der Einsamkeit, des ehelosen Standes? Mit züchtigem Lächeln und herabgelassenen Lidern hatte, beim Abschied, Bonaventura geflüstert: „Hüten Sie ihn; er ist noch unschuldig." Selbst diese Erfahrene konnte irren. Im März war der Gefährte im Halbdunkel zweimal durch den Thürspalt geschlüpft und nach langer Weile erst wieder, mit Stimme und Pfoten, hörbar geworden. Danach folgte ein Geputz des verfitzten Pelzes, ein Geleck mit der borstigen Zunge; ein Schlaf, bis die Teppichklopfer die Luft erbosten. Hatte ers einer Katze angethan, so gabs nach acht Wochen fünf oder sechs Junge; bald fünfhundert, wenn sein Eros an jedem vierten Tag ihm Abenteuer erlaubte. Wodurch klar bewiesen wird, daß Weibchen nicht können, was Männchen vermögen. Steine karren, Granaten drehen, Briefe austragen, Fahrscheine lochen, Baugrund ausschachten, Werkzeugmaschinen bedienen, Kutscher und Autoführer sein: Alles geht. Unterschied ist, trotz der heftigsten Frauenbewegung: Aus einem Adam können zwischen zwei Lenzen hundert und, treibt ers in Nothzeit mal emsig, zweihundert Junge werden; aus der anstelligsten Eva würde nur ein neues Leben. Von Problem der Bevölkerung schwatzt Ihr? Entknotet der Sitte, die sich als Sittlichkeit spreizt, den Heuchelschurz: im Urstande der Natur füllt, nach kurzer Frist, der Trieb alle Lücken. Also lehrt Manu, Zarathustra; und Tamerlan. Diesen rief noch im Mai manchmal eine brünstige

Stimme. Graue und gelbfleckige Fräulein hakten die Fünfzeher in den Henkel der Mülleimer oder kletterten auf den Waschkellerhals und blickten aus Hoffnung empor. Der Umworbene wedelte leis, blieb aber in ruhiger Hoheit. Nur eine Kartäuserin, deren Schwarzblau an den flaumigen Knabenleib der Diva Rutschke erinnern mochte, reizte ihn jedesmal zu kokettem Geräkel auf dem Fensterblech. Jetzt kam sie nicht mehr. Nicht die schäbigste Base. Verhungert oder gebraten: sagte die Aufwärterin, während sie den Kaffeetisch abräumte. „Vielleicht auch in'n Thierschutzverein quartirt; wenn er solche Miether noch annimmt. Wer kann sich heute 'ne Katze leisten? Ja, wo Mäuse sind oder für Frösche gesorgt wird. Milch is nich, Fleisch wäre Affenschande, Marmelade, Chocoladebrei und anderen süßen Papp, womit wir die Kinder füttern, nehmen die verwöhnten Trinen nich. Herrn Doktors Kartoffelkarte könnte sie meinetwegen zerknabbern. Davon setzt sich aber nichts an die Rippen. Schließlich kriegt sie noch Rotz, Grind oder Schwindsucht. Seit ich dem Ollen einen der drei neben der Laube erjagten Spatzen abgebettelt habe, hat sie nichts Nahrhaftes gefressen. Schlachten, ehe Haut und Knochen draus wird; drei Schrotkörner zwischen die Augen, spricht Meiner, dann hätten wir Wildpret zum Sonntag. Soll sie vorher ihr Vergnügen haben, wo doch keine Katze mehr aufzutreiben is: ordentlich Baldrian in die Nase und dann das Kieferfell krauen. Wenn das Zeug Bier tränke! Daran fehlts nirgends. Jeder kann sich ohne Karte besaufen. Trotzdem Gerste und Malz doch wohl besser zu verwenden wäre. Frage ich nachts den ollen Pachulke, ob er sich auch vor den Kindern nich schäme, dann schleimt er was von schwerer Arbeit und Nährwerth. Das Maulwerk! Nährt Bier und Schnaps, so gehörts heute erst recht auf Karten und Denen Ersatz, die solchen Stoff nich verbrauchen; und is kein Nährwerth: klappt den Braukessel zu, bis Friede wird! Unsereins aber fragen Die oben niemals. Hopfen, Malz, Gerste geht verloren und Zichorie is unser ganzes Rieselfeld. Schlachten oder schießen, Herr Doktor; sonst vermickert Ihnen das Vieh zu Leder. Schmeckt wie junges Kalbfleisch. Und das Fell is gegen Reißen wie warme Kruken."

Darauf ists abgesehen. Den Angorenser aushungern, bis der Besitzer kapitulirt. Die Frau hat vier kleine Kinder, Bohnen und Hülsenfrucht in der Laubenkolonie: von den sechs Fleischkarten

konnte für Tamerlan ein Scheibchen abfallen. Sollte ja nicht umsonst sein. Nie eine Faser. Kein Tröpfchen Milch. Nur nicht etwa dem Thier aufhelfen, das Braten werden soll. Mißtrauisch umschnuppert es das Semmelwasser im Napf; näßt die Zungenspitze und trollt sich mit gesenkten Barttastern wieder ans Fenster. Versuche mit Kohlrabi, Karotten, Blumenkohl halfen nicht viel; über die zweite Kelle ergoß sich meist schon das Unglück. Hätten Filmer und Filmerin Dich nicht früh verwöhnt, Dir wäre besser; aus der schleckenden Pirouette ein harter Kämpfer ums Dasein geworden. Las ich nicht irgendwo, daß Katzen Fische fressen, die träge felis domestica angorensis selbst sogar mit der Pfote aus Teichen Kleinzeug holt? Darob hätte sie die Gemeinde des Pythagoras verachtet. Die ehrte in den Wasserthieren die Stummheit, die willige Ergebung in göttliches Schweigen und nahm den Fisch nicht zu Speise noch Opfer. Nicht nur den Seefisch, wie, nach Herodots Bericht, die Egypter, denen das Meer, als das Grab ihres Osiris-Nil, verhaßt war und die deshalb weder sein Salzwasser noch ein darin erzeugtes Thier mit der Lippe berührten; sogar den Seeleuten nie einen Gruß erwiderten. Abscheu des Gaumens und der Seele; uns doppelt seltsam. Wohl kann in der allen Festlandswesen unentbehrlichen Luft die Brut des Meeres nicht leben; wäre aber die Fremdheit ihres Elementes und ihrer Art ein Grund zu Abscheu vor dem Genuß ihres Fleisches, der Duft verwandten Blutes lieblicher, der aus ähnlichem Stoff genährte Leib der leckerste Bissen: warum ekelt uns Pferdslende und Hundskeule, schreckt Menschenfresserei als unfaßbares Gräuel? Ueberdruß an Geschwätz drängte den weisen Pythagoras in Andacht vor stummes Geschöpf und hieß ihn ein gefülltes, um hohen Preis eingehandeltes Netz, durch dessen Maschen ein Gewimmel schnappte und zappelte, schleunig wieder ins Meer leeren. Oder befahl sanftmüthige Gerechtigkeit, die Thiere zu schonen, von denen der Mensch nicht Schaden zu fürchten hat? Scholle, Steinbutt, Zunge kratzen kein Saatkorn aus der Furche und rupfen kein Blüthchen von der Rebe; nicht einmal Athemluft und Trink- oder Waschwasser nehmen, trüben, verpesten sie uns. Eine Raupe schafft dem Bauer mehr Leid als einem ganzen Dorf ein Hai oder Walfisch, der das Wagniß, auf dem Trockenen zu athmen, mit dem Leben bezahlen müßte. Von dem keckſten Delphin, der durch die Dünung

hüpft und Wassergarben aus dem Spritzloch schnaubt, kommt dem Menschenbesitz nicht so viel Unheil wie von dem unsichtbaren Maulwurf. Hühner, Enten, Gänse, Sperlinge, Singvögel, Heerdenvieh, Hasen, Hunde, Pferde sind zwar nicht Schädlinge, sondern dem Eigner Gewinn oder Freude; würden aber gefährlich, wenn der Tod nicht unter sie träte. Der Mensch, der sie schlachtet oder abschießt, darf sagen, daß er sich vor Bedrängniß schützt, einer Uebermacht vorbeugt, und den Schmaus mit dem wunderlichen Trost würzen, daß er die Leiche eines künftigen Feindes verzehrt. Kein Menschengut litte, wenn im Meer das Gekribbel so eng würde wie auf einer Ameisenstraße. Die ältesten Neptunisten, die glaubten, die Erdrinde sei aus Meerwasser entstanden, der Mensch vom Fisch auf die Küste ausgeworfen worden, hatten wieder andere Ursache, Schuppen- und Krustenthiere, Ahnen und nächste Sippschaft, nicht auf dem Eßtisch zu dulden. Dem Egypter hat Haß, dem Syrer Ehrfurcht grätige Atzung gewehrt. Trotzdem die egyptische Lustgöttin Bast mit einem Katzenkopf, über hunderttausend Katzengrüften, im Tempel thronte, Mohammed und Tamerlan ihre Sohlenspur tief in den Syrersand drückten: der Ekel vor Fisch hat sich im Orient den Zehengängern nicht vererbt. Aber Fisch ist nirgends zu haben, stöhnt die Pachulke. Dieses Weib will mich zum Verzicht, zu dem wehsten Opfer zwingen. Darauf hat sies abgesehen.

„Fräulein Rutschke!" Mit einem Blick, der unerschauten Sündenfalles verdächtigt, einem Ton, der, ohne Erbarmen, in Schwefelpfuhl verdammt. Hunger, Neid, Liebe: unsere Welt. Keusch klingt aus Herrnmund die Abwehr: „Lassen Sie die Thür offen und warten mit den Kartengängen, bis die Dame weg ist."

Ein Gewisper im Korridor. Aus dem Hirn spinnt sichs zu Pythagoras zurück. Daß er egyptischen Priestern tiefe Weisheit ablauschte, scheint sicher; von dort oder aus fernerem Orient kam wohl auch der Glaube an Seelenwanderung. „'n Abend!" Sie sitzt schon. Dem ersten Blick eine ganz Fremde. Wohin schwand der Abglanz von Duca und Marchese, Saphir und Silberfuchs, Paradies und Huri? Gelbe Schuhe, die lange im Schaufenster standen, breit karrirter Rock, geschlossene Bluse, Lackhut. Alles billig. Weder Dame noch Artistin. Das Haar schlicht aufgesteckt; mit Hornnadeln. Keine Handschuhe. Keine Farbenabtönung. Der dunkle Flaum am Kinn üppiger. „Sie kucken! Damals hatte ich

noch den Kimono und viel Schildpatt. Kommt wieder. Glanz mit Speckstippe. Mehr als im Apfelsinenland. Unter den Wind, der jetzt weht, muß man sich aber ducken. Wer zahlt heute denn Gage, von der ein anständiges Mädchen leben kann? In der Pulverfabrik bin ich mit dem Anzug noch fein. Und wer will und kein Trampel is, hat Ueberstunden. Deshalb gings nicht früher. Auto nich mehr zu machen. Und den halben Sonntag verschläft man. Endlich aber mußte es sein. Was macht denn das süße Vieh?"

Mutter Pachulke ist auf dem Posten. Reißt, als wäre ein erwartetes Stichwort gefallen, die Küchenthür auf, ruft, mit dem rauhen Lockton der Knusperhexe, das Thier (das ihr Fleischfresserdrang doch in die Bratpfanne sehnt) und stemmt sich vierschrötig an die mit Geknarr weichende Angel, das Schauspiel, das nun wird, nicht zu versäumen. Ein Schauspiel so wilder Zärtlichkeit, wie der Marchese sich in schwüler Stunde erträumen mochte, wie sie, trotz allem Aufwand, ihm aber gewiß nie Erlebniß wurde. Seltsam: dieses in jeder Gefühlszone wetterharte, in allen Wassern gewaschene, mit allen Hunden gehetzte Mädel (auch seinen dritten moralistischen Stücktitel könnte Sankt Wedekind auf die vor Kirche und Staat unverehelichte Rutschke anwenden) in Verzückung dem Kätzchen hingegeben; in Wallung, die der fremde Betrachter mütterlich nennen müßte. Seltsam. Kennen wir je einander? Nicht den Nächsten. Alles Menschliche ist undurchsichtig. Alles Undurchsichtige menschlich? Oder göttlich? Dünkt uns so. Auch Tamerlan wird zum Welträthsel. Nach dem ersten, tigerhaft wilden Sprung auf den vertrauten Schoß, nach dem Freudenwirbel des Schwanzes starrt der Kater wie die grazile Vase aus kopenhagener Porzellan. Das Tätzchen, das in die Bluse, über der höchsten Kuppe des Frauenrumpfes, eine Wunde schlug, ist rasch wieder herabgeglitten und der Leib strebt aus den klammernden Händen in Freiheit. Ein fremder Duft, der den Flügel der Zärtlichkeit lähmt und Erinnerung tilgt, als käme sie aus Gedächtnißtrug? Das Ohr schnappt nicht nach dem Gestöber italischer Sprachflocken, das über leidig Gegenwärtiges die Decke breiten soll. (Auf mein Lateinerthum, spricht, nach dem Zeugniß des Herrn Bellaigue, unser Freund D'Annunzio, „bin ich stolz und kann in Menschen anderen Blutes nur Barbaren sehen." Bekenntniß, mit dem London und Petrograd, Gent und Belgrad sich abfinden müssen. Bo-

naventura ködert vergebens mit Latinitätgemeinschaft.) „Im Sommer war sie schon einmal fast eben so mager. Am Lido; weißt noch, Du Schweinchen? Und die Angst, wenn ich, in Purpurtricot und (hoch geschlossener) Taille, im Wasser mit ihr auf der Kabinentreppe saß und die Herren wetteten, schöneres Grün-Weiß-Roth sei nirgends zu finden! Entfettung schadet ihr nich. Und Schellfisch oder Bückling kriegt man ja noch." Die Aufwärterin wird ausgiebig mit rügenden Blicken belegt. Bricht aber nicht zusammen. „Nich in den Smyrna, Pirouette! Da is schon 'n verdächtiger Fleck. Das hätten Sie dem Thier aber ... Herrje: Halbacht! Ich muß ja noch meine zwei städtischen Eier holen. Gieb Pfötchen und Schnurrbart, Muschi! Nach Acht is zu. Hast doch sonst nicht gekratzt, Dussel! Kann ich wieder rankommen? Denn also Mahlzeit!"

Das große Waschen hebt an. Als müsse jeder Anhauch von Erde getilgt, jede Spur von Getätschel und belebtem Staub weggewischt werden: so sorglich fährt, ohne Hast flink, die Zungenbürste über das Fell; über Augenhöhlen, Rumpf, Schweif, unbehaarte Zehenhaut. Alles soll sauber sein wie Daunen, die Frau Holle vom Himmel schüttet. Um zu den nicht bequem erreichbaren Rumpftheilen hinzugelangen, schmiegt das Köpfchen sich unter die Pfote. Zierliches Spiel; und in der stummen Lust an Reinigung doch Etwas von Weihefeier. Im Dämmergrau schwillt es zum Abbild eines weißen Mönchleins, das sich, ehe das Licht wird, zur Waschung erhoben hat; treu der Lehre des Meisters, des Siddhattho („des am Ziel Stehenden"), der nun der Buddha ist. Führt von Pythagoras auch zu Diesem ein Steg zurück? Gewiß war in das Ohr der egyptischen Priester, von denen der Mann aus Samos Kunde empfing, ein Nachhall alter Inderweisheit gedrungen. Die Seele stirbt nicht, wandert aus welkem in knospenden Leib, aus des Thieres in menschlichen. Und alle Seelen, in denen Abglanz von Gottheit ist, verstehen einander. Dewadatto, der Judas des Buddha-Mythos, gilbt von Neid auf den Ruhm des Meisters und sinnt, ihm den Tod zu bereiten. Listig stiehlt er sich aus der Jüngerschaar, die der Stadt Rajagaham zuschreitet, und löst den wildesten Elephanten, den Schrecken des Volkes, aus der Kette. Wie Sturm tost das Ungethüm durch die Straßen und zerstampft in blinder Wuth, was sich nicht aus dem Bereich seines Rüssels und seiner plumpen Füße zu retten vermag. Entsetzen

durchheult die Stadt; starrt aus den Häusern auf Blutlachen, Fleischknäuel, Haufen zermalmter Knochen; schwingt sich auf die Mauer und beschwört, aus dem Munde des Zinnenwächters, den Buddha, die Grausesstätte zu meiden. Der aber wandelt so ruhig, wie als Erwachsener niemals durch seines Vaters Palast und Gärten, durch die von Todesangst geleerten Straßen (nur ein Jünger, Anando, ist noch hinter ihm) und hebt, als der Elephant auf ihn zudröhnt, lautlos, furchtlos die Hand zum Gruß. War es sein letzter? Das wilde Thier scheint gelähmt, jetzt gesänftigt; auf die wulstigen Kniee sinkt es, fegt mit den Ohrlappen den Sand und reibt, als müsse es Verzeihung erflehen, mit der Schulter das Kleid des Erhabenen. Ein Wunder! Rasch weicht die Furcht, aus allen Winkeln keucht Volk herbei, rahmt das Bild, das kein Auge je sah, und jauchzt dem großen Wirker. Der streichelt das zärtlich an ihn gekauerte Thier und spricht: „Lasset nicht Zorn in Euch herrschen; denn aus ihn ist kein Weg in Erlösung.“ Dewadatto, der Dieses erblickt und erhorcht, fällt selbst sich mit Flüchen an und taumelt in Höllenschlund (obwohl sein Nachtplan nicht, wie des Karioten, der nach Jesu Verurtheilung den Verräthersold in den Tempel warf und sich henkte, dem Meister Unheil gestiftet hat). Weiter schreitet der Buddha fürpaß; und vor ihm, hinter ihm ist das Jauchzen Erlöster. Wie unter warmem Lenzregen eines Baumes Blättergewölb, so wächst der Glaube an seine Lehre und bis an den Rand füllen sich die Almosenschalen seiner Jünger. Schauet den Wipfel des Riesenbaumes, dessen Umfang schon dem eines Wäldchens gleicht und Hunderten schattiges Obdach gewährt! Ahnet Ihr, welcher Saft mit so gewaltiger Triebkraft aus der Wurzel stieg? Wer ohne Liebe ist, dünkle sich Krone der Schöpfung. Wer in Liebe alle Kreatur, nächste und fernste, umfing, wird von allen Seelen verstanden; ist der in Vollendung Erhabene.

Miauze nicht, Kater! Um Deinesgleichen, um seine Vergöttlichung, Vermenschlichung gehts; und zu den heiligen Tönen, die aus Lotosland her klingen, will der thierische Laut nicht passen. Nicht? Auch solcher war dem Buddha und dessen Getreuen Ausdruck einer Seele, Sprache eines verwandten Wesens. Und die stillste, die frommste Liebe verbot, irgendein Thier, wild oder zahm, Elephant oder Wurm, Kalb oder Wespe, zu kränken, gar zu vernichten. Finsterniß lag über der Welt, in die Wolke üblen Wollens

war sie eingenebelt und alles Fleisch tief in ein Meer des Leides versunken. In Ost wurde Licht und liebreiche Weisheit rüstete den Kahn, dessen Ferge das Leidensmeer durchsteuern und die zu Gutem willigen Seelen sanft auf festen Grund retten soll. Indien, Egypten, Hellas, Galilaea; alle Wege führen nach Rom. Wenn er dem Licht fest verlobt ist und nie sich dem Ruf des reinen Geistes weigert, hebt sich der Geringste in Glanz. Iste est sanctus homo! Huldigung, die dem Buddha jubelte, umhallt auch den Sohn Pietros di Bernardone, den werksam frommen Bruder Franz; spricht auch ihn heilig. Zwischen Assisi und Montefalco erblickt er im Geäst und auf der Flur ein Vögelheer, wie es, in solcher Menge, in so fremder Buntheit, diese Landschaft nie sah. Er löst sich von den Schülern, tritt unter die gefiederte Schaar und predigt ihr, als habe sie Ohr, Verstand, Sehnsucht des Menschen. „Danket, die Ihr uns Brüder und Schwestern seid, dem Herrn, rühmet in jeglicher Stunde ihn, der Euch Singstimmen gab, für jede Jahreszeit ein zierliches Kleid, die Fähigkeit zu ungehemmt freiem Flug und Nahrung, die nicht im Schweiß des Antlitzes zu erarbeiten ist. Ihr sät und erntet nicht, wisset nicht zu nähen, zu weben: dennoch ist Euch der Tisch gedeckt und Kleidung bereitet. Aus Quell und Fluß dürfet Ihr trinken, auf Bäumen nisten und die Brut pflegen, auf Hügeln und Bergen, Felsen und Klippen Euch ausruhen und in Schlupfwinkel verstecken. Wie könntet Ihr, Geschwister, dem Gott, der Euch solche Wohlthat spendete, jemals den Dank schuldig bleiben?“ Alle Vögel hatten sich dicht um ihn gedrängt, von den höchsten Zweigen hatte sein Wort sie auf den Rasen gerufen und bewegunglos saßen alle, selbst die von der Mönchskutte gestreiften. Da er, nach der Mahnung, den Schöpfer zu loben, nun schwieg, öffneten sich alle Schnäbel, reckten alle Hälse sich vor, neigten alle Köpfchen, zwischen gespreiteten Flügeln, sich in ehrfürchtiger Andacht erdwärts. Leis zwitschert es schon aus der Gemeinde. Franzens Finger segnet sie mit dem Zeichen des Kreuzes: und in dessen Gebälkrichtung verschwirrt sie, die ein gemeinsamer Aufschwung vom Boden zu heben schien, mit lieblichem Gesang. Gen Morgen und Abend, Mittag und Mittnacht vertönt das Loblied der Vögel, die nur ein dürftiges Nesthälmchen ihr Eigen nennen und denen, wo frommes Vertrauen in Gottes vorsorgende Güte ihr Fittich ist, doch, den heimlosen, an

Besitz ärmsten, Himmel und Erde gehört. Der Heilige Franz liebt die Zikade, die auf dem Feigenbaum sitzt, wie eine Schwester; lobt die Nachtigal, deren Stimme im Wettgesang seine besiegt hat; freut sich des Schäfleins, das im Kirchenchor neben den Brüdern kniet und den Drang zu Andacht in leises Geblök löst; trägt das Würmchen, damit es nicht zertreten werde, vom Weg ins Dickicht; giebt den neuen Mantel, das schönste und wärmste Kleid, um zwei Lämmer von dem Bauer loszukaufen, der sie an einem Strick auf den Markt, in die Schlachtstatt trägt; und baut den Turteltauben, die er dem Jüngling aus Siena abgebettelt hat, mit eigener Hand die Nester, daß sie nicht länger im engen Korb der Freßsucht feil seien. Was dem Buddha in Rajagaham gelang, wirkt Franciscus in Gubbio. Dem raubgierigen Wolf, der dort haust, mit scharfem Zahn Thiere und Menschen anfällt und die Stadt in Angst bannt, tritt der Heilige Mann in milder Ruhe entgegen. Schaulust und Mitleid späht von der Mauer; den allzu Kecken verschlingt gewiß sogleich der schäumige Rachen. Der aber schließt sich unter dem Kreuzeszeichen; wie ein Lamm legt der Wolf sich vor den Wehrlosen und hört mit gespitztem Ohr die Rede: „Schwer fällt, Bruder Wolf, Deine Sündenlast ins Gewicht und als Räuber, als Würger und Menschenmörder hast Du grausame Todesstrafe zehnfach verdient. Willst Du hinfüro Dich aber in Frieden verpflichten und keinem Geschöpf je wieder Uebles thun, so will ich annehmen, daß nur Hungerswuth Dich in Sünde verstrickte, und nicht Verzeihung nur, sondern für alle Zeit Deines Lebens auch Nahrung Dir sichern.“ Der Schwanz wedelt, die Ohren wackeln, der Kopf nickt. „Solches Gelöbniß will deutlichere Bürgschaft; hier ist meine Hand.“ Sacht tastet der rechte Vorderfuß sich auf den Handteller. Mönch und Wolf schreiten wie Freunde durchs Thor. Auf dem Marktplatz wimmelt das Volk. „Wäret Ihr frei von Schuld, nie hätte so arge Bedrängniß Euch heimgesucht. Bereitet Euch zu Buße. Und haltet treulich den Friedensvertrag, den ich hier mit Eurem Feind erneue.“ Zwei Jahre noch lebt der Wolf. Thut niemals wieder Schaden. Zweimal täglich scharrt er vor eines Bürgers Thür und geht niemals ohne reichliche Nahrung. Den Mörder hat Liebe gezähmt. Kein Kind fürchtet ihn. Kein Hund bellt ihn an. Von Heiligengeist scheint er fortan durchleuchtet wie die Vögel, denen Franciscus, die Fische, denen Antonius das Glück alles Lebenden predigte.

Und war zuvor doch allem Schwächeren ein rechter Wolf gewesen. Rächer von Menschenthun? Vielleicht nur Nachahmer. Was der Mensch, in Habgiergefecht oder anderem Krieg, jemals dem Menschen that, in Aeonen that ers zuvor, bis auf den Wolluſtgrat schmatzender Grausamkeit Alles, dem Thier. Ob ers zu Spiel oder Fraß, Dienst oder Schmuck begehrte: widerstrebendem, nur lästigem hat er die ärgste Qual, die tückischste Marter nie erspart. Die im Thier das Verwandte ehrten, ragten in Gottheit, waren von dem Brahmanenwort Tat Twam Asi („Dieses bist Du") ganz erfüllt und der Warnung bewußt, die der Glaube an Seelenwanderung einätzt: „Als das Wesen, dem Du jetzt Leiden schufest, wirst Du auferstehen und bist verurtheilt, dann das selbe Leid zu erdulden." Auch, die sich von Thierleibern nährten, thierisch zu handeln? Wenn Hungersnoth einst Tamerlan zu Brei und Pflanzenkost bekehrt, schwindet am Ende noch, was uns das Wesen der Katze dünkt. „Die ist stark und gewandt; ihr Charakter ein Gemisch von Besonnenheit und Tollkühnheit, List und Blutgier, Heuchelei und Trotz; noch aus der zahm scheinenden pfaucht plötzlich die eingeborene Wildheit hervor." Wer wagt, über den Menschen von heute Solches zu sagen? Der ist sich die Krone der Schöpfung. Mohammed, der die Katzen zu sich kommen ließ, kannte den Menschen (dem er den Teufel Alkohol nahm, doch mannichfache Geschlechtsluſt erlaubte) und blinzelte aus einem Mythos, der heiterer als Indiens und Nazareths ist, mitleidigen Spottes voll auf den Dünkel des himmelan langenden Gabelthieres nieder. ... Finsterniß schleiert den Hof und die Stube. Wie eine weiße Eule hockt, ohne Regung, Tamerlan vor dem Gewande der Nacht.

Asien oder Europa?

Der neue russo-japanische Vertrag, den Minister Sasonow und Botschafter Vicomte Motono am dritten Juli unterzeichnet haben, ist kurz. „Die Kaiserlichen Regirungen von Japan und Rußland sind entschlossen, ihr Bemühen um die Erhaltung des Friedens im Fernen Osten fortzusetzen, und haben sich deshalb in das folgende Abkommen verpflichtet. Erster Artikel: Zu einer gegen Rußland gerichteten politischen Verständigung oder Zettelung wird Japan, zu einer gegen Japan gerichteten wird Rußland nicht mitwirken. Zweiter Artikel: Werden im Fernen Osten

die von dem Partner anerkannten Territorialrechte und Sonderinteressen einer der beiden Vertragsmächte gefährdet, so werden Japan und Rußland berathen, mit welchen Mitteln sie einander Beistand gewähren und gemeinsam die bedrohten Rechte und Interessen vertheidigen und sichern können." Vicomte Ishi, der Leiter des internationalen Japanergeschäftes, hat diesen drei Sätzen die Versicherung nachgeschickt, von dem neuen Vertrag habe keine Macht eben so friedlichen Wollens irgendwas zu fürchten und das anglo-japanische Bündniß werde durch ihn ergänzt und bekräftigt. Den Japanern bringt er zunächst eine Ansehensmehrung und hebt sie aus dem Verdacht, mit dem Gewinn Tsingtaus, Neuguineas, Samoas, der Marschall-Inseln, Karolinen und Marianen sich begnügen, mit dem Deutschen Reich einen Sonderfrieden schließen, vielleicht ihn gar noch für Rußland vermitteln zu wollen. Solchen Abweg sperrt zwar der Julivertrag nicht völlig (Deutschland könnte ihm beitreten); aber er wäre heute sinnlos, wenn die ostasiatischen Vormächte nicht von dem Sieg des Fünfbundes überzeugt wären, dessen Vorstöße in der Stunde des Vertragsabschlusses begonnen hatten und der sich am fünfzehnten Juni einer Metallgeldreserve von zwölftausendachthundertsechzig Millionen Mark rühmte. Japan hat den Europäerkrieg mit ungemeiner Klugheit ausgenützt. Kleiner Kraftaufwand, zur Eroberung von Kiautschau, trug ihm großen Gewinn ein: den deutschen Besitz in China und in der Südsee und ein ganzes Bündel wichtiger Vorrechte im Bezirk der Chinesischen Republik. Durch die ungeheuren Mengen von Waffen, Munition und Geräth, die es den Bundesgenossen, besonders den Russen, liefert, hat es, endlich, seine Wirthschaft gekräftigt und den Finanzstand gehoben; ihm kanns nur angenehm sein, wenn der Krieg noch lange dauert, die Rieseneinkunft fortwährt und die europäischen Konkurrenten sich selbst und einander so schwächen, daß sie an Uebergriff nach Ostasien für mindestens ein Jahrzehnt nicht denken dürfen. Jetzt braucht Japan nur noch ein Abkommen mit den Vereinigten Staaten (Philippinen; Einwanderergesetz), in das Herr Wilson oder Herr Hughes sich eines Tages wohl bequemen wird: dann ist „der Friede im Fernen Osten" sicher geschirmt. Solchen erstrebte schon der japanische Ministerpräsident Graf Katsura, als er vor zwölf Jahren den Krieg gegen Rußland beschloß. „Ein

haltbarer Friede, wie wir ihn fordern müssen", sagte er damals laut zu einem amerikanischen Missionar, „ist nur möglich, wenn Rußland uns nicht mehr zu schaden vermag. Wie das alte Griechenland für seine Freiheit und für den Frieden Europas gegen die Perser kämpfte, so kämpfen wir für unsere Freiheit und für den Frieden Asiens gegen die Russen. Das Verhältniß ist bis ins Kleinste eben so. Nicht für die Vorherrschaft einer Rasse oder Religion fechten wir, sondern für die Sache menschlicher Gerechtigkeit, für die Freiheit des Handelsverkehres, für die Civilisation." Focht je ein Staatswesen für ein minder edles Gut, jemals eins nicht nur für die hehre Sache der Menschheit? Der Friede von Portsmouth gab dem finanziell schwachen Reich des Tenno nicht so viel, wie die Siege des Heeres und der Flotte es hoffen ließen. Erst später fügte es seinem schmalen Leib Korea fest an; erst in der Zeit unseres Krieges kaufte es (für den Pappenstiel von fünfundzwanzig Millionen Yen) den Südstrang der Transsibirischen Bahn, der Japans Waaren nach Karbin befördert und den Anschluß nach Moskau und Europa gewährt. Dem Inselreich des Ostens ist der Zugang in unseren Erdtheil schwerer zu verriegeln als dem des Westens (wo trotzdem kein Zurechnungfähiger daran denkt, Calais zu behalten und nach Jahrhunderten den dümmsten Fehler der Britengeschichte zu wiederholen). Yuan-Shi-Kai ist tot, sein Folger im Präsidentenamt ein stiller, einstweilen der Verfassung getreuer Mann; Japans „Sonderinteressen" im Gebiet der Chinesenrepublik sind morgen also noch nicht gefährdet. Warum die Engung des Bundes zwischen Japan-Hellas und Rußland-Persien den Sturz des Ministeriums Okuma, wie in der Presse erzählt wird, bewirkt haben sollte, ist nicht zu erkennen. Schied es aus der Macht, dann wohl aus anderem Grund. General Terautki, der als künftiges Haupt des Naikasku, der Centralregirung, genannt wird, war, als der Krieg gegen Rußland beschlossen wurde, im Kabinet Katsura Kriegsminister, zuvor aber Militärbevollmächtigter in Paris (wo damals Motono, der Zeichner des Julivertrages, Botschafter war), von Frankreichs Reiz entzückt und ein Liebling der Paradegaffer von Longchamp. Unwahrscheinlich, daß er gegen die kostenlose Verständigung mit Rußland ist, die schon 1901 von dem Marquis Ito, dem Marschall Yamagata und dem Grafen Inuye (dessen Sohn gerade jetzt von dem londoner Botschafterposten zu-

rücktritt) erstrebt wurde. Der neue Vertrag kann ja nicht der Laune Okumas und Ishiis entstammen; er ist gewiß vom Rath der Alten geprüft und gebilligt worden, von den ums Vaterland verdienten Männern, ohne deren Zustimmung selbst Kaiser Mutsuhito ernsten Reichsfragen nie die Antwort beschlossen hat. Vielleicht soll Terautski mit Frankreich, der einzigen Macht, an der Japan den Schimpf der Shimonoseki-Enttäuschung noch nicht rächte, einen Vertrag machen, der den Weg in friedliche Abrechnung öffnet und, gegen indochinesischen oder madagassischen Entgelt, Japans Wehrmacht für die Zeit der Kriegsentscheidung in den Dienst unserer näheren Feinde stellt (zu Flottenangriff oder zu Kampf wider deutsche Tauchboote). Daß dem russo-japanischen Abkommen andere folgen werden, ist in Paris und in London angedeutet worden. Herr Iswolskij hatte sich lange nicht geregt; im vorigen Sommer, während des Russenrückzuges aus Galizien und Polen, war ihm in der pariser Botschaft, wo die Bank- und Preßkundschaft mürrische Gesichter zeigte, manchmal wohl schwül geworden. Jetzt darf er, der nach dem Krieg den ersten Vertrag mit Japan schloß, sich wieder sonnen, ohne von scheelem Blick geärgert zu werden. Vor dreißig Jahren hat der Britenbotschafter Sir Robert Morier von der Newa an den Kollegen White nach Konstantinopel die Frage geschickt, ob der Slawismus vor dem Germanismus nach Asien zurückweichen oder mit ganzer Kraft sich in Europa behaupten werde. Die Hohe Excellenz Iswolskijs hat auf die Frage immer geantwortet: „Wir dürfen niemals aufhören, europäische Großmacht zu sein.“ Der neue Vertrag besiegelt Rußlands Entschluß zu Umkehr nach West. In Asien sichert ers vor Störung durch Japan, das dafür bis nach Karbin, an die Schwelle der größten russischen Kolonisatorenschöpfung, bis an die Pforte des Priamurgebietes gelassen wird. Was Rußland an Wehrmacht aufzuwenden vermag, kann es fortan in Europa nützen. Wie hoch dieser Aufwand steigen wird? Ueppig siehts unter Stuermer nicht aus. Auf weiten Strecken des Reiches, das in Friedenszeit für Nährstoffexport Milliarden eintauscht, jetzt also, nach zwei ausfuhrlosen Jahren, in der Menge gestapelten Vorrathes ersticken müßte, ist Noth und kaum noch erträgliche Theuerung. Mangel an Bahnsträngen, Lokomotiven und Wagen, weil die Versorgung des auf drei Fronten kämpfenden Heeres alles Material heischt. Mangel an Maschinen, brauch-

baren Landarbeitern (Geschütz- und Geschoßfabriken fahnden nach allen Tauglichen, die der Wehrdienst noch nicht rief), an wirksamer Organisation. Gestern hat in Petrograd eine Gans drei Mark, ein Ei drei Pfennig gekostet; heute sind sie unerschwinglich; morgen vielleicht wieder spottbillig, wenn Tshin, Semstwo, Stadt- oder Reichsduma der Wucherpest Herr würden. Noch immer, wie vor Ruriks Berufung auf den Fürstensitz, das ungeheuer große, ungeheuer reiche Land ohne Ordnung. Die möchte England stiften. Schwer ruht die Tatze des Britenlöwen auf dem Willen der russischen Minister. In jedes halbwegs beträchtliche Finanzgeschäft guckt der Englische Botschafter; erlaubt oder verbietet. Ueberall maßt irgendein Lord oder Gentleman sich das Aufsichtrecht an. Und die Regirung, der die Geldzeichen so knapp sind, daß sie weder den in feindlichem Ausland zurückgebliebenen Russen das zu Lebensnothdurft Langende pünktlich schicken noch in Schweden gekauftes Stahl bezahlen und beziehen kann, muß sich in ungewohnte Vormundschaft fügen. Ueber allen Aerger tröstet das Bewußtsein hinweg, daß die Armeen wieder an Rumäniens Thor, dicht vor Ungarns Pforte stehen, in Armenien sich Bayburt nähern. „Unseres Sieges Gewißheit ist jetzt so fest, daß sie Kathedralen tragen könnte. Aber ein Jahr lang müssen wir noch fechten und Englands Kontrole dulden. Dann erst liegt Deutschland am Boden.“ Das ist die Losung. Und faule Tshinowniks versenden Rundschreiben mit Vorschrift für die künftige Behandlung der in unserer Ostmark lebenden Polen; stürzen sich also in Arbeit, die nicht wegliefe.

Japan kann lächeln (in lautes Lachen verirrt kühle Schlauheit sich niemals). Zwei Jahrzehnte haben ihm in Großmacht geholfen und sein Verhältniß zu Rußland völlig verändert. Hitrowo sah, als Gesandter in Tokio, 1894 die Stunde heraneilen, in der Japan die Aufnahme in den franko-russischen Bund erbitten werde. Der Ostasiatenkrieg öffnet einem Russen das Auge. Aus Peking schreibt der Militärbevollmächtigte Oberst Wogak: „Die Wandlung im Fernen Osten wird in erster Reihe von Japan bestimmt werden. Mit dieser Macht, die uns ein höchst gefährlicher Nachbar werden kann, müssen wir rechnen lernen, statt immer nur zu bedenken, wie wir uns gegen England und China stärken könnten. Noch sträubt der Kopf sich; doch er darf den Gedanken nicht abschütteln.“ Fürst Lobanow will, als Minister des Aus-

wärtigen, nicht dulden, daß der Friede von Shimonoseki den Japanern die Liau-Halbinsel gebe, den Inselstaat zur Festlandsmacht weite; und er drückt seinen Willen durch, weil Deutschland und Frankreich sich als dessen Stützer mißbrauchen lassen. Kaiser Mutsuhito warnt, nach dem Sieg über China, das Volk vor Dünkel. „Noch hat Japan nicht das Ziel erreicht, das seine Geschichte ihm weist. Sein Volk ist die einzige Wehr, der es vertrauen darf. Wenn dieses Volk sich aber nicht in stille Arbeit für Massenerziehung, Heer und Flotte bescheidet, sondern eitel sich mit Erfolgen spreizt, schreckt es die Freunde selbst von uns ab.“ Hitrowos Nachfolger, Baron Rosen, ahnt früh (1897), daß Japan die Schmälerung der Shimonoseki-Beute rächen, Rußlands Vorherrschaft auf Korea nicht hinnehmen will. Iswolskij, der ihn für eine Weile ablöst, räth, den Vorschlag Itos anzunehmen, der den Japanern Korea, den Russen die Mandschurei zuspricht; das Bündniß mit England (vom Januar 1902) schütze Japan vor neuer Koalition und sichere ihm für den Fall franko-russischen Angriffes den Beistand der stärksten Seemacht. Nach seiner Wiederkunft erneut Rosen die Mahnung; noch wäre durch Verzicht auf Korea die Mandschurei und fast unbeschränkte Freiheit des Handelns in China zu retten. Vergebens. Zwei Jahre nach dem Frieden von Portsmouth schließt Minister Iswolskij, die fortglimmende Feindschaft zu löschen, den Vertrag, der in der Mandschurei die Zonen abgrenzt, den Handelsverkehr ordnet und den Japanern, die das Fischfett als Düngmittel und Industriestoff, das Fischfleisch zu Nahrung brauchen, das Recht zum Fang in Rußlands Küstengewässern verbürgt. Seit der Niederlage Kuropatkins (der sich jetzt mit Hindenburg-Ludendorff zu messen wagt) ist der Traum von russischem Imperialismus im Fernen Osten verkrüppelt. Und Mushikweisheit warnt den unter Henkersbeil Verurtheilten, um den Verlust der Haare zu weinen. Ganz hat der Vertrag von 1907 die Wunde nicht enteitert. Der alte Ito, der ihn durch ein Bündniß ersetzen, mit dem Finanzminister Kokowzew in Karbin darüber verhandeln will, wird, als er aus dem Zug steigt, von einem Koreaner getötet. Juli 1910: neuer Vertrag (Iswolskij-Motono). Drei Artikel; der wichtigste bestimmt, daß die zwei Kaiserreiche, wenn dem in der Mandschurei giltigen Rechtszustand Gefahr droht, sich zu Schutz und Abwehr verständigen werden. Japan ist,

als Herr auf Korea und Liautung, nun kontinentale Großmacht; seine Reichsschuld ist aber auf eine Viertelmilliarde Pfund Sterling angeschwollen. Diese Last mindert der Europäerkrieg. In allen Fabriken, auf allen Werften (deren Zahl unwahrscheinlich groß ist) wird für Rußland und für die Westmächte gearbeitet, die jeden Preis zahlen. Dieser Krieg, der Rußland vor die schwerste Aufgabe seiner Geschichte stellt, hat auch die Furcht weggeweht, aus Nordostkorea könne ein Japanercorps in die Provinz Girin einfallen und Karbin bedrohen. Dahin öffnet der neue Julivertrag in Freundschaft den Weg. Wie Volkskraft und Volksfleiß politisch, ohne Gefährdung der Reichszukunft, nutzbar zu machen ist, lehrt den Schüler heute nur noch Japan. Das hat seinen chinesischen „Sonderinteressen“ wohl in Geheimklauseln die Anerkennung Rußlands gesichert. Und die Hoffnung, es werde sich rasch mit Großbritanien verzanken, ist Wahn, in den Furchtsame sich jetzt gern einspinnen. Der Muthige will weder getröstet noch belogen werden. Gelingt der Plan, auch Deutschlands Wirthschaft aus Ostasien zu verdrängen, dann ist Japan dem lästigsten Industriewettbewerb überhoben; doppelt aber auf das londoner Clearinghouse angewiesen. Von Streit um Religion und Rasse wird nach dem Krieg, der in einem Lager Weiße, Gelbe, Braune, Schwarze, Anglikaner, Katholiken, Orthodoxe, Shintoisten, Hindu, Atheisten, im anderen Protestanten, Katholiken, Calviner, Bulgaro-Orthodoxe, Türken, Kurden vereint, nach dem Krieg, der Slawen und Mohammedaner spaltet, nicht so oft wie zuvor zu hören sein. Der Sieche, aus zehn Wunden Blutende nimmt Labung, Verband, Arzenei gern noch aus der Hand, die anders als seine gefärbt ist. Japan könnte sein Geschäft auch mit uns machen? Nur, wenn wir den Entschluß aussprächen, selbst im Fall deutschen Sieges Rußland unangetastet zu lassen. Wer ihm den Gurt von der Westflanke reißt, den Wall der Fremdvölker nimmt, drängt es, trotz allen Verträgen, nach Asien. Und da würde das Gewimmel dem Mikado unbequem: mit dem chinesischen gegen in einig.

„Eine Gesellschaft Stachelschweine drängte sich, an einem kalten Wintertag, recht nah zusammen, um, durch die gegenseitige Wärme, sich vor dem Erfrieren zu schützen. Jedoch bald empfanden sie die gegenseitigen Stacheln; welches sie dann wieder von einander entfernte. Wenn nun das Bedürfniß der Erwärmung

sie wieder näher zusammen brachte, wiederholte sich jenes zweite Uebel; so daß sie zwischen beiden Leiden hin und her geworfen wurden, bis sie eine mäßige Entfernung von einander herausgefunden hatten, in der sie es am Besten aushalten konnten. So treibt das Bedürfniß der Gesellschaft, aus der Leere und Monotonie des eigenen Inneren entsprungen, die Menschen zu einander; aber ihre vielen widerwärtigen Eigenschaften und unerträglichen Fehler stoßen sie wieder von einander ab. Die mittlere Entfernung, die sie endlich herausfinden und bei welcher ein Beisammensein bestehen kann, ist die Höflichkeit und die feine Sitte. Dem, der sich nicht in dieser Entfernung hält, ruft man in England zu: Keep your distance! Durch solche Entfernung wird zwar das Bedürfniß gegenseitiger Erwärmung nur unvollkommen befriedigt, dafür aber der Stich der Stacheln nicht empfunden. Wer jedoch viel eigene innere Wärme hat, bleibt lieber aus der Gesellschaft weg, um keine Beschwerde zu geben noch zu empfangen." Gleichniß und Sprache sind von Schopenhauer. Was der „Philosoph für die Welt" ins Gesellige schränkte, läßt sich auch in die Maße internationalen Bedürfnisses weiten: und erklärt dann, wie, in allen Erdtheilen und Jahrhunderten, Bündnisse entstanden, sich lockerten, lösten. Borstenspitze, die ins Fell sticht, schmerzt heftiger als Frost. Wer in würdiger Freiheit athmen will, erhalte sich Eigenwärme. Einsam noch ist er dann mächtig; ringsum gehürnt.

Asien oder Europa? Nicht nur vor Rußland dräut diese Schicksalsfrage. Japan hat seine Siege, sein Düppel und Königgraetz, mit zäher Geduld, mit der wuchtigen Kraft ausgemünzt, die nur durch Einheit des Willens und der Vorstellung, des Handelns und der Glaubenslehre ermöglicht wird. Ohne Genienhilfe, fast ohne Hang in Uebersinnliches hats, mitten durch die Trümmer naher Feudalzeit, sich den kürzesten Weg in eine Politik gebahnt, die dem Verstand Kühnheit paart. Vorgestern, als demüthiger Bittsteller, barsch abgewiesen, als Sieger der Beute beraubt; heute umworben, verhätschelt, Geber, nicht Nehmer mehr in der Genossenschaft mit dem Weißen Zaren und dessen hundertsiebenzig Millionen Menschen. Und schon an der Transsibirischen Bahn, auf der Handelsstraße nach Europa. Wenn es aus Chinas schlummerndem Riesenleib breite Fetzen schält, mit dem Schwert der Gewalt, mit dem Angelköder der List Mandarinen,

Literaten und Kulis, hungernde Monarchisten und enttäuschte Republikaner dem Sohn des Himmels einfängt, mit dem Russenschreck und der Marktprofitlockung die Vereinigten Staaten kirrt, nach deutschem Vorbild den Ewigen Bund gelber Staaten knüpft? Müßte nicht Nacht sich auf unseren Erdtheil senken? Ihn, der sich von Christen bewohnt, von Christengeist beherrscht wähnte, könnte vor Ohnmacht nur noch rascher Friedensschluß retten, der nirgends Rachsuchtkeim aufwuchern läßt und durch die Verpflichtung in Kriegsschuldgemeinschaft behutsam die Eintracht europäischer Willensprovinzen vorbereitet. Hellas und Persien? Katsuras stolzer Traum reizt Wache nur zu Spott. Doch größer als ihre Schaar, viel größer ist der Schwarm der von Schlaf oder Gier Trunkenen, all der Verleiteten, deren Hirn blind und taub geworden, deren Seelenherd ausgebrannt ist. Die könnte ein Demosthenes selbst nicht überreden. Wäre, seufzt der Athener, „in Arkadien und Thessalien auch nur Einer meines Sinnes gewesen, Griechenland lebte heute noch in glücklicher Freiheit."

Quodlibet.

„Sowas Verdrehtes! Blusen mit Handstickerei, Fileteinsatz und Aermeln, die nur bis über den Ellbogen gehen; Umlege- statt der Stehkragen! Haste Worte? Wenn Eine Kropfansatz oder Huhnknöchel hat, is se geliefert."

„Fünfdreiviertel Meter für ein Wollkleid! Höchstmaß. Wie ein Regenschirm im Futteral wird man drin stecken. Und in der Freude auf die Krinoline waren Plättbrett- und Zungenwurst-Figuren mal einig."

„Warst Du beim Rennen?"

„Nee. Ich hatte mir das Hamburger Derby geleistet. Daneben sind Karlshorst und Grunewald Margarine. Und kriegt man ein Auto, dann knarrt, schlingert, stinkt es, daß sich Einem der leere Magen umdreht"

„Der neuste koschere! In der Börse (was man jetzt so nennt) schreit Einer: ‚Wenn der Krieg noch länger als drei Monate dauert, will ich nicht Cohn heißen.' Antwort, mit schiefem Kopf: ‚Risiko!' Nur für Juden."

„Feuer, Wasser, Rauch; stimmt. Kaufhaus. Tief heruntergesetzt. Wenns ausgewaschen und geplättet ist, gar nicht zu merken. Toller Andrang. Inventurausverkauf ist ja verboten."

„Abends? Familie Schimek, wenn Ihr noch nicht da waret; und waret Ihr schon, erst recht. Pallenberg als böhmischer Gegenvormund! Röckchen, Hut, Flunsch: das Haus quietscht, heult, schnaubt, böllert. Die Mitspieler bohren die Nägel in die Handfläche, um nicht loszukreischen. Dabei nicht die Spur von Uebertreibung; nie ein eitles Mätzchen. Daß er faulen Quark genießbar macht, merkt manchmal Einer. Kaum je, daß er aus der Fratze den leidenschaftlichen Drang nach Recht und Güte vorschimmern, in dem Schweinhund den Menschen ahnen läßt. Lug und Trug sind die Waffen, Schmarotzerei und Kuppelei sind die Lebensmittel des Kerles, der immer vor dem Schaufenster der Prunkläden, vor der Thür blinkender Speisestuben stehen mußte und durch die Schlüpflöcher der Rechtsordnung, die er verachten lernte, Genüßliches rafft. Wenn er in der Klemme ächzt, die Diele unter sich wanken fühlt, aus frecher Sicherheit in Scham des Ertappten gleitet, windelweich wird, das Thränensalz in der Kehle zerknirscht, wie ein Schuljunge vor Rohrstocksoffensive stottert: drei Lears, ein Halbdutzend Scheilocks sammt dem Nigger von Venedig haben mich nicht so gepackt. Die stärkste Natur auf deutschen Bühnen. Sein Rappelkopf steigt von Raimunds Theaterhügel für Augenblicke bis in den großen Ekel, wo Shakespeares Timon haust; von Spitzweg in den Dunstkreis von Rembrandts Homer. Als Argan spielt er alle Pariser in den Nachttopf des Klystierbringers. Molière ist sein Element; Lebensposse, unter der Abgrund und Schluchzen ist. In jeder Minute ein Mensch: dessen Nacktheit jetzt Lachgewieher, jetzt Mitleidsstrom erzwingt. Und er kann bis in steile Tragik; zu Franz Moor und Meister Anton. Geht hin!"

„Bei dem Wetter was Duftiges? Das fehlte noch. Seesong für Flanell und Pelzkragen; abends eingekachelt, daß Aepfel drin braten könnten. Und überhaupt erst fein aufdonnern? Männer sind ja nich hier. Wo denn? Was blieb, is Bruch."

„Begucken Sie doch die Fenster: überall Laden 'runter. Fällt den Leuten nicht ein, in Ferienzeit Pflaster zu treten. Ungewöhnliche Umstände? Sie meinen wohl den langweiligen Krieg? Macht nichts. Miesepeterei hilft nicht vorwärts. Stimmung muß sein."

„Erster Klasse hat er! Wetten? Wo er doch vor einem Jahr in die Etape kam!"

„Alle Kohlensachen sind gut. Stahl und Eisen versteht sich am Rande; aber zu hoch, seit Friede aus Sicht ist. Klotziges Geld wird verdient. Wenn Sie noch Wagonaktien, irgendwelche, fa[illegible] können, sind Sie fein heraus."

„Also im Esplanade tadellos. Hors d'oeuvre mit mächtigen Gansleberschnitten. Doppelte Kraftbrühe in Tassen. Krebsschwänze. Gebackene Eier. Rheinlachs mit Petersiliekartoffeln und dreierlei Sauce. Artischoke holländisch. Eisspeise mit Pfirsich. Käse in Urform und Stangen. Kirschen, Trauben, Erd-, Stachel-, Johannisbeeren. Mokka. Fleischloser Tag, wie Sie sehen. Wenn Das die Engländer wüßten! Auf jedem Tisch Blumen. Tafelmusik. Sogar wieder Smokings und ausgeschnittene Mieder. Dreiundneunziger Margaux, Schloßabzug, und Pommery. Alle französischen Sektsorten. Knüppelvoll. So leben wir alle Tage. Uns kann Keiner."

„Haben Sie den Bericht schon gelesen?"

„Worüber? Ach so ... In den letzten Tagen war ja nichts."

Am Baum der Erkenntniß.

Ein Neutralenkongreß hat aus Stockholm an Herrn Bryan, der Wilsons erster Staatssekretär im Auswärtigen Amt war, die Frage gerichtet, auf welchem Weg ihm die Beschleunigung des Friedensschlusses möglich scheine. Der rührigste Pazifizist Amerikas sieht nur einen. „Die meisten heute kämpfenden Völker huldigen dem ‚Friedensfürsten'; können in Krieg also nur das letzte Mittel sehen, das anzuwenden ist, wenn alle anderen versagt haben. Diese Auffassung bestimmt aber auch die Antwort auf die Frage, ob der Krieg fortgeführt werden solle. Die für den Ausbruch Verantwortlichen konnten nicht alle Folgen voraussehen. Die für die Fortführung Verantwortlichen müssen erkennen, welche entsetzliche Gräuel sie heraufbeschwören. Alle Regirungen leugnen, daß sie den Krieg gewollt und begonnen haben. Sie können also auch nicht wünschen, daß der Krieg, der die besten und tapfersten Bürger in Schaaren getötet und nie erträumte Summen verschlungen hat, noch länger daure. Warum sagen sie dann nicht einfach, unter welchen Bedingungen sie zu Friedensschluß bereit sind? Warum belasten sie durch Säumen sich mit der Verantwortlichkeit für neue Häufung von Blut und Leid? Sie müssen doch wissen, wofür sie kämpfen, und ihr Kriegsziel kann nicht so sein, daß Scham es der Welt verbergen muß. Wenn sie deutlich und ohne Rückhalt aussprechen, an welches Ziel sie mit Waffengewalt ge-

langen wollen, wird die Oeffentliche Meinung wissen, unter welchen Bedingungen sie zu Frieden bereit wären. Offene Ehrlichkeit wird im internationalen Verkehr nicht geringer als im privaten geschätzt. Jede kämpfende Macht müßte jetzt ihre Friedensbedingungen veröffentlichen. Regirungen, die sich dazu entschließen, werden höhere Achtung ernten als die von Offenheit abgewandten. Giebt auch nur eine Regirung eine klare Darstellung, so folgt wahrscheinlich von der Gegenseite eine Antwort: und aus Erörterung kann Verständigung werden. Eines Tages müssen die Friedensbedingungen ans Licht. Weshalb nicht morgen? Da jede der in den Krieg verwickelten Mächte sich gegen den Verdacht wehrt, ihn begonnen zu haben, müßte jede nach der Ehre streben, ihn zu enden." Der Rath ist gut; platzt aber in eine Zeit, die ihn nicht nützen kann. Unsere Feinde haben den Krieg, auf dessen Verglimmen die Einfalt hoffte, in Hochgluth erneut. Wer dürfte, da mit so ungestümer Wucht nach Entscheidung, wohl gar erst in den Vorhof, der an das Ausgangsthor führt, hingestrebt wird, breitspurig sich auf Friedensbedingung stellen? Kinder und Söldner, die zu „Interessenvertretung" gemiethet sind, mögen ihre Wunschzettel an den Stamm der Weltesche kleben; mögen, den Kriegern zu Hohn und Ekel, sich in Heldenthum brüsten, dessen Weihezeichen das breit aufklaffende Maul ist. Furchtsame Seelen singen in dunklem Wald: mit schmetterndem Lied unheimliches Nachtgeräusch zu übertönen. Gönnet ihnen den Trost; und scheuchet die der Lage, der Pflicht, der Möglichkeit Unkundigen nicht aus holdem Traum. Kater Geck selbst ist, als er Pulverdunst schnupperte, aus Spielerei und Geschleck in wachsame Haltung erstarrt. Ernste, auch in Finsterniß, vor Dornen und Disteln muthige Menschen, die noch zu denken wagen und deshalb wissen, was ist, werden jetzt weder nach Frieden greinen noch albernem Gezänk über die Beute lauschen, die nicht für jede Dauer erstritten ist. Ob sie uns gedeihen oder Unheil ins Reichshaus einschleppen würde: heute ist sie, als Pfand, Schanze, Deich, gegen Angriff und Abtrag zu sichern. Dafür steht Deutschlands Wehrmannschaft. Die achtet der Feind, seit er ihren starken Arm, ihren Einzelwillen zu kräftiger Menschlichkeit gefühlt hat. Und ihr verbrüdert sich im wildesten Getümmel sein Hang, keuchend noch, blutend die Hinterfronthelden auszulachen, die in währendem Streit mit dem Schwert der Zunge die Erde neu theilen.

Auf allen Fronten tobt Kampf, wie noch nie einer Menschheit schüttelte. In jeder Minute mäht der fahle Schnitter einen Landsmann. Jede Tagesstunde verschlingt in wüstem Reigen zehn Millionen deutschen Vermögens. Der Großstädter, der nicht aus seinem Fleisch und Blut Einen draußen hat, schwang sich längst in Vergessen. Freiherr Jasomirgott von Schlapping auf Klein-Schwänzchen würdigt Arminium Hamster, den Geheimen Kommerzienrath aus Berlin W. 10, vertraulicher Zwiesprache; und George Goulet (brut) wird der Bürge ihres Willens zu muskelstarker Durchhalterei. Minder feierlich Gestimmte fühlen sich dennoch verpflichtet, den Bericht der Heeresleitung zu lesen. Daraus erfährt man, was war. Was draußen ist? „Trübe Gedanken hülfen Keinem. Auch hört mans ja aus dem Pressequartier."

Will der Feind Frieden? Nicht eine Stimme hat ihn im Senat der Französischen Republik gefordert. Sechs Tage, so lange, wie der Weltschöpfer am Werk war, hatten im verriegelten Saal des Luxembourg, in dem einst die Toskanerin Maria von Medici thronte, die Ehrwürdigen den Stand des Krieges, das Schicksal der Dritten Republick berathen und von jedem Geheimniß den Schleier gehoben. Dann sprachen sie, am sechsten Abend, der Regirung ihr Vertrauen aus; die feste Zuversicht, daß ihr, mit dem Beistand der Kammern und der großen Parlamentsausschüsse, gelingen werde, durch umsichtige Organisation und entschlossene Handlung den Sieg zu beschleunigen. Dafür 251 Stimmen; nur 6 dagegen. Und diese Sechs begehrten nicht etwa Friedensschluß, sondern wollten, unter der Führung des Paares Clemenceau & Pichon, das Ministerium Briand fahrlässiger Schlaffheit zeihen und, endlich, stürzen. Niemals, auch nicht in der Sintfluth von Panama, nicht als gelästerter Dienstmann Englands, hat Herr Clemenceau, der seit Monaten gegen das Kabinetshaupt alle Funken aufschürte, seit Wochen nur um die Stimmung des Comité Secret bemüht war, so grausame Enttäuschung erlebt. Nie Aristides Briand solchen Triumph. Greisenurtheil rückte ihn neben Gambetta. Fester als je sitzt er auf seinem Stuhl; hat für morgen und übermorgen nichts zu fürchten und kann die Achseln heben, wenn der einsame Homme Enchaîné weiterschimpft. Auch dem Generalissimus Joffre leuchtet wieder die Sonne; über das vor Verdun im Winter Versäumte ward der Mantel der Liebe

gespreitet. Und wir dürfen glauben, daß in den dreizehn Geheimsitzungen der zwei Kammern jeder Fehler gerügt, jeder Mißgriff beklagt, kein Zweifel gehehlt worden ist. Auch alles Erdenkliche von Neugier und Patriotensorge erfragt. Warum die große Westoffensive noch nicht den heißesten Wunsch erfüllt, den in Schmerz ersehnten Durchstoß gebracht habe. Wann Joffre den Grabenkrieg enden, in Manöver übergehen und dazu die Russenreiter verwenden zu können hoffe. Ob Italien, da es vor österreichischem Einbruch in die venetische Ebene nicht mehr zu beben braucht, Truppen an die Maas, an die Somme, wenigstens an den Wardar schicken werde. Welcher Tag, der von Brüssel oder der von Antwerpen, dem König der Belgier als Geschenk und Entschädigung Deutsch-Ostafrika, zu seinem Kongostaat, spenden solle. Heiklereș noch. Dem Widrigsten bog der Geheimkonvent nicht aus. Feindschaft war auf der Hut. Die Möglichkeit des Falles von Verdun wurde erörtert. Nach Frieden hat Keiner gestöhnt.

„Was würde geschehen, wenn die Deutschen in Verdun einzögen? Durch unruhige Köpfe spukt die Frage. Die Antwort ist leicht zu finden. Ist Frankreichs Stimmung gedrückt und beschleicht es der Glaube, daß der Krieg sich ihm zu Ungunst wende? Sieht es die Russen vor naher Vernichtung, Italien von Oesterreich besiegt und die Briten bereit, auf ihre Insel zurückzufliehen und den deutschen Händlern das Feld zu räumen? Jeder, auch der nicht ‚Eingeweihte', weiß, daß Frankreichs Stimmung sehr fest, hoch über Alltagszufall des Kriegsglückes erhaben ist. Noch scheint der Verfalltag, die Entscheidungstunde ihm fern; und es rüstet sich für den dritten Winter. So würde in Verdun, was nach dem Einzug der Deutschen in Warschau ward. Die Generalstabspresse schlägt die Große Pauke; Berlin hängt Fahnen heraus; die Schulen werden, für vierundzwanzig oder achtundvierzig Stunden, geschlossen; in allen Zeitungen steht, wie viele Quadratkilometer die deutschen Truppen nun besetzt haben; und das Volk erwartet den raschen Friedensschluß, den Regirung und Heerführer als die sichere Folge des Falles von Verdun ihm verheißen haben. Vierzehn Tage danach erstarrt, etwas weiter nach Süd, zwischen Maas und Argonnen, eine neue Front in Unbeweglichkeit. Da wird nun gekämpft. Aus Afrika, aus dem ganzen britischen Weltreich und den tiefsten Schachten Rußlands erwächst den Verbündeten neue Kraft. Und

Verdun reiht sich in der Geschichte an Warschau, Brest-Litowsk, Brüssel, Maubeuge, Belgrad und den ‚Seesieg' am Skagerrak. Im Wesentlichen wäre nichts verändert; nur Deutschland um eine Enttäuschung reicher. Denn (so unwahrscheinlich es klingt) aus Deutschland scheint der Aberglaube an die falsche Strategie des Kaisers noch nicht entwurzelt. Er hat sich sogar über die Grenze gewagt. In Basel ist eine Karte erschienen, die der Verleger ‚Karte für die Entscheidungskämpfe bei Verdun' nennt. Dieser Verleger giebt für die deutsche Mache sein gutes Geld hin und hängt mit rührendem Vertrauen an der unfehlbaren Macht, die ihm einredet, man könne Karten für Entscheidungskämpfe im Voraus herstellen. Da Solches in der Schweiz geschehen konnte: was ist, was nicht von Deutschland zu erwarten?" (Oberst Feyler, für einen Neutralen recht hitzig, im Journal de Genève.)

Ein Schock ähnlicher Artikel wäre schnell gehäuft. „Die Engländer sind ein starkes Volk, das, wenn es herausgefordert ist, die angeborene Kraft in Höchstleistung steigert und, statt die Nerven in Ueberspannung zu reizen, ruhig die Muskeln strafft. Gegen diesen Willen vermag Deutschland nichts. Die gelassene Ruhe erklärt auch, warum Großbritanien für die Friedenszeit seiner Handelspolitik noch nicht den Weg gewählt hat. Wenn wir so weit sind, wird es, in freier Herrschaft über alle seine Kräfte und Mittel, verfügen, wie Pflicht dann befiehlt. Daß der Krieg unsere Nationen, die gleicher Drang nach Freiheit erfüllt, einander näher gesellt hat, als Friede je vermocht hätte, ist ein Glück. Für den Kampf von heute und morgen müssen wir die herzliche Eintracht noch inniger verdichten; denn sie stellt in den Dienst der Freiheit zwei Mächte, die zwar im Wesen verschieden sind, gleich furchtbar aber dem Urfeind des Menschengeschlechtes." (Senator Herriot in Le Journal.) „Zwei Grundmauern müssen das Schloß des künftigen Friedens tragen. Die Urbewohner eines bisher der Germanenherrschaft unterjochten Landes dürfen, welche ‚Rasse' und ‚Muttersprache' man ihnen zuschreiben wolle, nicht in ein Schicksal verurtheilt bleiben, dem sie in Schaaren widerstreben. Und das europäische Gleichgewicht muß wiederhergestellt werden; dazu gehört aber, nach dem Satz Talleyrands, ‚ein richtiges Verhältniß der Angreifer- und der Vertheidigerkräfte in den Staatsgebilden'. Der Versuch, auf dem in Gleichgewicht gebrachten

Erdtheil den Völkern Selbständigkeit zu sichern: Das ist unser Friedensideal. Alles Gespräch über Entschädigung von den Kriegskosten ist noch ‚Zukunftmusik', wie die Deutschen sagen. Jetzt ist mörderisches Schlachtgetös unsere Musik. Schon heute aber stärkt uns die Vorstellung, daß der Feind den Krieg, den er gewollt hat, bezahlen muß und bezahlen kann." (Herr Jean Herbette in L'Écho de Paris.) „Um Deutschlands kriegerische Kraft zu zerstören, muß man seinen Geldbeutel packen. Wenn unser Feind gezwungen wird, den Verbündeten allen Kostenaufwand zu ersetzen, ihnen die Milliarden zu überlassen, die er alljährlich für seine Rüstung ausgab: nur dann ist er für ein Jahrhundert in Frieden gekettet." (Le Temps.) Für heute genügts wohl.

Frankreich glaubt noch (oder glaubt wieder) an Sieg. Daß dieser Glaube sofort bleichen werde, wenn Verdun, ein Maasufer oder die ganze Stadt, erobert ist, klingt wie freundlich schmeichelndes Märchen. Herr Lloyd George, der das Haupt der neuen Nationaldemokratie, Britaniens ungekrönter König, Gladstone und Beaconsfield in einer Person werden will, klettert aus der sicheren Stille des Rüstungmeisters und Rohstoffwalters auf den umgafften Wachtthurm; heftet seinen schon glorreichen Namen an das schwierigste Amt, dessen Bürde sogar Kitchener spürte. Da er sich ins Kriegsministerium überreden ließ, muß in ihm Siegesgewißheit wurzeln; die Ueberzeugung, daß sein Land, auch wenn die im Juli begonnene Offensive kargen Ertrag oder Niete bringt, im Ring der Genossen oder in gelichteter Phalanx weiterfechten, sich noch gewaltiger, mit Mörsern, langen Kanonen, Geschoßbergen, ganzen Maschinengewehr-Corps, Stickgas, Bomben, waffnen, den Industriekrieg ins bisher Ungeahnte treiben und nicht rasten werde, ehe es selbst oder sein Feind verröchelt. Mit solcher Absicht müssen wir rechnen. Färbt die Rechnung den Himmel zu schwarz, bricht früher, als jetzt zu erspähen ist, ein Sonnenstrahl durchs Gewölk: diese Enttäuschung trüge der schwächste Zärtling. Werbung um Frieden aber brächte jetzt Schmach; der Uebermuth des Feindes nähme sie höhnend als Ohnmachtzeichen. Sie käme zu früh oder zu spät; wie der Zank reiner Thorheit über den Umfang der Gebiete, die das Deutsche Reich sich eingliedern sollte, müßte, könnte. Schädlich wäre auch der Versuch, diesen Hader öffentlich zu schwichtigen; für Mäßigung und zugleich für Zu-

versicht mit der Lippe, der Feder zu wirken. Schädlich: weil die Männer der großen Wortbrocken sich dawider bäumen und die Feinde sich an dem Hader noch böser ergötzen würden, als sie gestern schon thaten. Nach Menschenermessen (auch in grausig modernem Krieg hat Fortuna Launen) erwürbe in diesem Sommer nur Schuldbekenntniß und Bußbereitschaft Frieden. Dem Fünfbund ist das Deutsche Reich ein Spieler, der, unter Glücksgunst, einen Banknotenhaufen geschichtet hat und nun aufhören und heimgehen möchte, ehe den Partnern die Heilsstunde schlug. Sprechet aus, was ist. Dem Muthigen frommt weder Trost noch Lüge. Müde werdet Ihr nicht: denn Ihr wisset, daß unser Heer das Menschen Mögliche stumm, ohne Bespiegelung, leistet; daß es in Erzklammern hält, was Bruderblut gewann; und daß es zu neuer, unnöthiger Eroberung nicht aufgerufen wird. Aber Ihr habt Euch, viele Städter und manches Landkind, mählich dem Krieg entwöhnt. Lebet ihn wieder, statt zwischen zwei Schlachtberichten in andachtloses Gelunger, Geschwätz, Geliebel, in Bummelei und Schlemmerei zu rennen. Lebet, wie ein Krieger im Grabenrock, mit dem Schweiß und Unrath der Sumpfkämpfe am Körper, es ohne Scham und Zornesaufbrunst erblicken könnte. Sonst seid Ihr kleiner als Euer Schicksal, als der zwerghafte Pfleger im Spital und scheut die Erkenntniß, daß es, noch immer, ums Reichsleben geht.

Keiner soll drum den heiligen Willen zu Frieden in sich verscharren. Ders thäte, sänke aus Menschheit in schlammige Tiefe, aus der ihn das Netz der rüstigsten Allerbarmer, der weisesten Seelenfischer und Thiererlöser niemals an Himmelslicht retten könnte. Unser Erlebniß ist so unausdrückbar gräßlich, wie in Delhi, Jerusalem, Mekka, in Samos und Assisi niemals der Satansengel eins in Traum gezerrt hat; billionenmal grasser als aller seit Kain, seit den punischen Sichelwagen, dem Hunnenalb von nackter oder getünchter Thierheit vollendete Totschlag. Wie immer es ende: keine Sonne sah so unausschöpfbaren Leidensquell. Wer aus ihm schlürft und danach die Lippen ableckt, ist Vieh. Dem Menschen aber ward sein Edelstes aus Erkenntniß. Die, sprecht Ihr, gebar doch Sünde. Mythos narrt gern den hastigen Wanderer. Die Frucht, die das Auge des aus Erde Geformten aufthat, wuchs im Garten der Gottheit. Und deren Wille war, daß ihr Ebenbild leide und liebe, „wissend, was Gut und Bös ist."

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Paß & Garleb G. m. b. H. in Berlin.

Die Zukunft.

Berlin, den 29. Juli 1916.

Russische Hörner.

Ventil.

Von Nikolai Alexandrowitsch zu Alexander Nikolajewitsch blickt, über sieben Jahrfünfte hin, das Auge rückwärts. Alexander Michailowitsch Gortschakow ist noch Kanzler des Russenreiches. Einer, der die Welt kennt und aus allen Machtquellen den Trank gekostet hat. Laibach, Verona, London, Florenz, Stuttgart, Frankfurt (Deutscher Bundestag), Wien: überall hat der Kleine sich ins Vertrauen der Wichtigsten eingefilzt. Er darf sich der Abkunft von Rurik rühmen, als Ahnen die Heiligen Wladimir, Jaroslaw und Michael von Tschernigow, auch den Wojwoden Peter nennen, der am Morgen des siebenzehnten Jahrhunderts Smolensk gegen den polnischen Sigismund zwei Jahre lang hielt. Noch bei ziemlichem Aufwand nicht in Geldklemme, seit er eine Prinzessin Urusow geheirathet hat. Das Eheband hindert ihn nicht an munteren Seitensprüngen und der Hof sagt von ihm, daß er in jedem Jahr mindestens viermal läufig werde. Soll man ihm, der das Diplomatenpersonal und die Coulissengeschichte von Europa am Schnürchen hat und im Geschäker mehr als in Amtsstuben erfuhr, den Umgang mit hübschen und gut aufgeschirrten Weibern verargen? Schüler und Günstling Nesselrodes, der 1850, in dem Rechenschaftbericht über ein Vierteljahrhundert nikolaischer Politik, sagen konnte, seit dem Sieg über Bonaparte sei die Macht Rußlands und seines Gossudars nie so unbestreitbar gewesen. Will und kann Gortschakow sie erhalten oder noch mehren? Nur ein Meister hätte

es nach dem Krimkrieg vermocht. Aus dem wiener Botschafterhaus hat der Eitle wüthenden Haß gegen Oesterreich heimgebracht. Das, sagt er, ist undankbar und doppelzüngig, hat vergessen, daß Rußlands Waffe ihm Ungarn zurückerobert hat, und muß dafür hart bestraft werden. Genau so empfindet Zar Nikolai; schenkt die Büste des Kaisers Franz Joseph, die er nicht länger im Arbeitzimmer sehen will, seinem Kammerdiener und schreit dem Vertreter dieses Kaisers ins Gesicht: „Ich und Sobieski waren, weil wir Oesterreich retteten, die dümmsten Kerle auf Polens Thron!" (Auch in Berlin ist der Aerger über Buols Oesterreich so heftig, daß der König an den Koburger schreibt, nach dem „frechen Hintergehen" unterhandle er mit dieser Macht nicht mehr.) Barsch wendet Gortschakow sich von dem Nachbar, der die Heilige Alliance zerrissen und sich den Westmächten verschrieben hat. „Rußland grollt nicht, sondern sammelt seine Kräfte": diese Losung läßt er verbreiten. Aeugelt bald wieder mit Frankreich, dessen Kaiser den Zaren auf deutscher Erde besucht, und streichelt Italien, weils Oesterreichs Erzfeind ist. Den Briten, die dem Russenreich keinen Platz im Ring der Seemächte gönnen, mißtraut er. Bismarcks erster petersburger Brief an Schleinitz zeigt den Minister der Auswärtigen Angelegenheiten in feierlicher Pose: in der Kirche, „gestützt auf den mit Totenköpfen gezierten Katafalk" (des Fürsten Hohenlohe), stöhnt er über Englands Unzuverlässigkeit. Der Preußische Gesandte merkt aber bald, daß der kleine Fürst „Heimlichkeiten mit dem Französischen Botschafter hat". Und läßt sich nicht umgarnen, trotzdem der Russe thut, als stehe seinem Herzen kein Anderer so nah wie der Märker. „Ich sage nur, was ich sagen will. Ihnen lieber und offener als jedem Anderen. Meine Stellung ist uneinnehmbar, weil ich sie nicht vertheidige." Ein für das schwere Amt tauglicher Russe sei nicht zu finden und die Ernennung des Barons Budberg hindere der deutsche Name. Die russische Stimmung lehren Bismarcks Sätze erkennen: „Die Nachrichten von den fortdauernden Unfällen der Oesterreicher im Felde und von den Siegen der Verbündeten werden hier mit einem Frohlocken aufgenommen, als ob es Triumphe der eigenen Armee wären. Die Verherrlichung der französischen Armee ist, in allen Ständen, so lebhaft, daß sie auch für mich, der ich mich für die Landsmannschaft mit den Oesterreichern doch nicht vollständig

begeistern kann, etwas Verletzendes hat. In den höheren Ständen, besonders in Moskau, ist es eine Art von Fanatismus, der gar nicht mit sich diskutiren läßt.“ An dieser Klippe scheitert alles Mühen des Oesterreichischen Botschafters Grafen Thun, den Verkehr wieder in den Ton der Freundschaft zu erwärmen; und Gortschakow erzählt selbst, er sei in Warschau um den von Franz Joseph für ihn mitgebrachten Stephansorden mit Brillanten gekommen, weil er sich nicht den wiener Wünschen eingepaßt habe. Bismarck kennt seinen „Gönner“. Als Minister gewinnt er ihn durch die Bereitschaft zu Hilfe gegen den Polenaufstand. Gortschakow muß sich schroff gegen die den Polen günstige Eingriffslust der Westmächte auflehnen und bettet sich tiefer, als Nesselrode je konnte, ins Volksvertrauen. Daß Rußland 1866 und 1870 neutral bleibt, 1872 in Berlin die Zusammenkunft der drei Kaiser möglich wird, ist sein Werk wie Alexanders. Während des Franzosenkrieges hat er durchgesetzt, daß Rußland im Schwarzen Meer wieder Kriegsschiffe halten darf; und danach, daß von Petersburg, über Berlin, wieder ein Weg nach Wien und Budapest führt. Eitelkeit und Eifersucht wider den Preußen, der ihn so hoch überwuchs, verleitet ihn in thörichtes Gelärm. Der Greis bestrahlt sich selbst hell als den Erhalter des Europäerfriedens, den Retter Frankreichs (vor „deutschem Ueberfall“, der niemals geplant war); und drängt sich, nach dem Türkenkrieg und dem Frieden von San Stefano, trotz ernster Krankheit vor Schuwalow, dem der Zar zum Berliner Kongreß Verhändlervollmacht gegeben hat. Diese Aufdringlichkeit und das Komoediantengespreiz des Einundachtzigjährigen erwirkt den verhängnißvollsten Fehler bismärckischer Politik: der Kongreß, dem der Deutsche Kanzler vorsaß, läßt Rußland, den Sieger, ohne Kriegsertrag scheiden und sichert Oesterreich-Ungarn, dem Zuschauer, aus dem Osmanenerbe die saftigsten Stücke. Nie war seitdem einem Russen auszureden, daß sein Vaterland 1878 in Berlin bös geprellt worden sei. Der sieche Gortschakow hat sich längst Nikolai Karlowitsch Giers, den Mann seiner Nichte, als Stütze ins Amt genommen. Behält aber die Hauptfäden in der Hand. Und brütet Rache. Statt, durch vernünftige Offenheit und zureichendes Gebot, Bismarcks Hilfe zur Dardanellenöffnung zu erlangen, wirft er aus dem Versteck ihm Steinchen zwischen die Beine. Erlebt aber nicht, daß der

Große strauchelt. Und Frankreich ist noch zu müde, nach der Niederlage noch nicht tollkühn genug, um sich schon jetzt in die Flanke des Ueberwinders von gestern hetzen zu lassen.

Der alte Kanzler (bisher der letzte in Rußlands Geschichte) spinnt noch allerlei Ränke, als Nikolai Konstantinowitsch Michailowskij mit derbem Griff am Strang der Sturmglocke zieht. Der starke Kritiker der Glaubens- und Sittlichkeitlehre, der Philosophie, Geschichtschreibung, Literatur und des Sozialismus ruft alle revolutionären Kräfte zu politischem Kampf. Weil Alexander der Zweite sich niemals aus freiem Willen in eine Verfassung einschränken werde, müsse man sie ihm abzwingen, ehe der Bourgeoisie gelungen sei, auf den Gebieten des Geistes und der Wirthschaft ihre Macht so zu festigen wie in Westeuropa. Rußlands Wappenadler habe zwei Köpfe; der rechte Schnabel zerhacke die politische Freiheit, der linke fresse den Leib des Bauers an (den Alexander doch aus der Leibeigenschaft erlöst hat). „Schlaget dem Raubvogel beide Köpfe ab! Vogue la galère!“ Nach dem Krimkrieg ist, wie fast immer nach russischer Niederlage, mit Liberalismus getändelt worden. Nicht lange. Seit der Wille zu mählicher Freiheitgewährung geschwunden, das Westfenster wieder verriegelt, verkittet ist, durchwühlt die Schreckenssucht der Nihilisten die Hauptstadt. Der Armenier Loris-Melikow, der im Türkenkrieg zwar Erserum nicht erreicht, aber Kars genommen hat, wird zum Haupt des höchsten Exekutivausschusses, dann zum Minister des Inneren ernannt und mit manchem Recht eines Diktators bekleidet. Kann er den Schrecken bannen, durch Minderung des Regirungdruckes den Anhang der Rebellen lichten? Auf ihn ist geschossen worden. Auf offener Straße, am hellen Tag haben, in Petersburg und in der Provinz, Schüsse Civilwürdenträger und Generale hingestreckt. Unter dem Eisenbahnzug des Kaisers, im Speisesaal des Winterpalastes platzen Minen. Nirgends fühlt der im Vorrecht des Besitzes Wohnende sich noch des Lebens sicher. Ganze Stadtbezirke, raunt es, seien unterminirt: und in Schaaren fliehen Hausbesitzer und Miether mit ihrer Habe die verrufene Stätte. Alexander Nikolajewitsch schämt sich, furchsam zu scheinen. Er hat den Bauer befreit. Gegen den Zar-Erlöser hebt kein Russe die Waffe.

Sonntag, am ersten März (russischer Kalenderrechnung) 1881, will er in der Michael-Reitbahn die Parade der aufziehenden

Wache sehen. Loris-Melikow hat ihn gewarnt. Seit drei Tagen ist er auf der Spur neuer Verschwörung. Zwei Zugehörige sitzen; und haben bekannt, daß draußen noch Dreizehn dem Kaiser auflauern. Der müsse sich, heute wenigstens, im Haus halten. Morgen könne das Manifest erscheinen, das die von den Semstwos abgeordneten Männer in den Reichsrath zuläßt, also eine Volksvertretung gewährt, der Selbstherrschaft Schranken setzt, dem sehnenden Auge den Keim einer Verfassung zeigt. Danach reinigt sich die Luft, in der die Verschwörerseuche gedieh, und Jubel grüßt auf jedem Weg den gütigen Zaren. Alexanders Stirn runzelt sich. Zwanzig Jahre nach der Erlösung von Leibeigenschaft soll er noch um Liebe werben? Nein. Der Schwatz Verhafteter kann das Oberhaupt der Kirche und des Reiches, den Papst-Gossudar, nicht schrecken. Den schützen Wächter; und mit ihm ist Gott. Genug ... Er unterschreibt, endlich, das längst erhoffte, umflüsterte Manifest, siegelt die Hülle, adressirt sie an den Senat, macht die Kreuzeszeichen; und geht. Nach der Rückkehr wird er die Abgabe des Briefes befehlen. Um Eins ist er in der Reitbahn. Die Botschafter und Militärbevollmächtigten erwarten ihn. Generaladjutanten treten, für eine Stunde, in die Stelle ein, auf der sie als junge Offiziere einst standen. Schweinitz, Kalnoky, Chanzy: Jeder empfängt ein huldvolles Wort. Frontrapport. Schluß. Der Kaiser fährt zu der Großfürstin Katharina; bleibt zehn Minuten bei ihr; will ins Schloß zurück. Am Katharinenkanal fliegt eine Bombe unter die Beine seiner Schlittenpferde. Drei Kosaken stürzen; auch ein paar Zuschauer sinken blutend hin. Alexander steigt aus, schreitet auf den Jüngling zu, der die Bombe warf und schon umzingelt, geknebelt ist, und spricht: „Mir ist, Gott sei Dank, nichts geschehen.“ Der neunzehnjährige Ryssakow speit aus Banden ihm das Hohnwort ins Antlitz: „Warte noch ein Bischen, ehe Du Gott dankst!“ Wieder krachts. Im Schnee liegt, in einer rothen Lache, der Zar. Beide Beine über dem Knie zerschmettert. Der Waffenrock in Fetzen. Während man ihn, dessen Wagen zertrümmert ist, in den Schlitten des Polizeipräsidenten trägt, entströmt den Wunden das Blut; kommt von den Lippen nur dumpfes Gestöhn. „Kalt. Ich friere. Ins Schloß. Nicht hier sterben.“ Zwanzig Schwerverwundete. Darunter der Mann, der die zweite Bombe warf. Bis in die Nachtdämmerung lebt er; läßt sich kein Wort aber, auch nicht seinen Namen ent-

winden. Im Schlafzimmer des Winterpalastes ein Häuflein zermalmten Gebeins, ein bewußtlos verröchelnder Rumpf: der Zar-Erlöser. Von allen Seiten jagen schon Schlitten herbei. Minister, Schranzen, Hofdamen klemmen sich durch die Menschenmauern; gleiten in wirrer Hast aus und schütteln dann den Schnee von den Kleidern. Fünf Minuten nach Halbvier sinkt die Kaiserstandarte von der Mastspitze herab. Kein Laut wird hörbar. Zehntausend Arme recken die Finger zum Kreuzeszeichen. Schweigend verläuft sich die Menge, deren Tritt nicht durch die weiche Erddecke schallt, in die von Gold, Edelstein, Kerzenlicht funkelnden Kirchen, in die Schänke, ins Heim. Gott hat gewollt, daß Batjushka so sterbe. Wozu unerforschlicher Absicht nachgrübeln? Der russische Mensch ist zu Leid geboren, an Leid gewöhnt; in eisiger Nacht wärmt ihn die Vorstellung, daß Himmelswille auch seinen Leib, eines armen Sünders, ans Kreuz genagelt hat. Langsam sickert nun durch, wie das Furchtbare möglich geworden war. Die ganze Sadowastraße unterminirt. Von einem Milchkeller, den die Verschwörer vor der Weihnacht gemiethet hatten, ging ein mit Dynamit vollgestopfter Erddarm aus. Ins Herz der Hauptstadt. Und kein Späher brachte der Polizei davon Kunde. Der Chemiker Kibaltschik, ein dem Christglauben entwichener Popensohn, hat die Bomben gemacht. Die Perowskaja war die Feuerseele, Jette Helfmann das Schlauköpfchen der Verschwörung. Sechs Angeklagte: nicht ein Geständniß. Alle sind bereit, zu sterben. Keinen lockt die Hoffnung auf Gnade in Aussage über Mitschuldige, Vorbereitung, Werkzeug des Verbrechens. Wenn Michailowskij der Verhandlung zuhörte, könnte er wieder zornig seufzen: „Unsere Revolutionäre sind zum Tod, nicht zum Leben willig. Statt politisch zu kämpfen und im Hirn der Liberalen die Funken in Flamme zu schüren, verschleudern sie ihre Kraft, bauen auf Schreckenswirkung und wähnen, im Blut eines Selbstherrschers sei auch der Selbstherrschaftgedanke zerronnen." Der lebt; kräftiger als je seit den Unwetterstagen, in denen der Wesenspanzer Nikolais des Ersten verrostet war. Ein weicher Zar, der sich immer aus Frauenarmen, immer ungern ans Staatsgeschäft zwang, ruht in der Gruft; ein harter, flecklos ehrbarer vermählt von dieser Stunde an sich der Herrscherpflicht. Alexander der Dritte zerreißt das Manifest, in dem sein Vater etwas einer Volks-

vertretung von fern Aehnliches verheißen hatte. Niemals ließe er am Gewand der Autokratie auch nur einen Saum auftrennen. Nach zehn Wochen schickt er den Grafen Loris-Melikow fort. Katkow und Pobedonoszew werden seiner Seele Berather.

Gortschakow behält noch ein Jahr lang den Titel des Kanzlers. Der Hof ist ihm allzu sittsam geworden; um sich nicht zum altgläubigen Moskauer verkleiden und dem Oberprokurator des Heiligen Synods ins ernste Auge schauen zu müssen, bleibt er in Baden-Baden, durch das noch ein Duft von Glücksspiel und feilem Weiberfleisch weht. (Seit der Kongreßzeit ist er geizig geworden und pfaucht, weil Bismarck ihm nicht mehr, wie früher, Freifahrt in einem Salonwagen gewährt. „Jede seiner Reisen hat den Etat des Auswärtigen Amtes mit elfhundert Mark belastet. Das bewillige ich nur für gutes Betragen.") Reichsgewinn könnte er nicht, wie Nesselrode einst mit leidlichem Recht that, auf sein Konto buchen. Den drei Kaisern, denen er diente, hat er alte Freundschaft entfremdet und nirgends neue erworben; wo er Fädchen anzuknüpfen trachtete, fehlte innere oder äußere Bereitschaft. Die Thatsache, daß er mit Gambetta und Decazes, mit Leflô und manchem pariser Monarchisten die Möglichkeit inniger Eintracht besprochen hat, weiht ihn noch nicht zum Schöpfer des franko-russischen Bundes. Den hatte, als Schutz gegen wuchtige deutsche Reichsmacht, schon der erste Zar Nikolai dem Minister Tocqueville empfohlen. (Nicht aber, wie oft erzählt worden ist, der sterbende Alexander 1881 dem General Chanzy.) Als Frankreich die Taster ausstreckte, war Gortschakow tot und Giers Herr im Auswärtigen Amt. Den hatte der Orient, Konstantinopel, Kairo, Teheran, früh ermüdet. Er sah aus, als scheue er die Mühe, die Lider von den Thränensäcken zu heben. Dennoch hat er ringsum Alles gesehen und Wichtiges bereitet. Den Assekuranzvertrag mit Deutschland und, als Ersatz der Rückversicherung, die in Berlin, nach Bismarcks Entlassung, nicht mehr gewünscht wurde, das Bündniß mit Frankreich. Herr von Freycinet bietet, als Kriegsminister, dem Botschafter Mohrenheim französische Gewehre an. Nach dem Sturz Alexanders von Battenberg kann auf dem Balkan ja bald wieder Krieg werden. „Dürfen wir gewiß sein, daß der Lauf dieser Gewehre sich niemals gegen uns richten wird?" Durchaus. Abgemacht. Mohrenheim spinnt in Paris, Laboulaye in Pe-

tersburg den Faden weiter. Im März 1890 geht Bismarck. Im April weiß Giers, daß die Rückversicherung nicht erneut, im Streitfall also für Oesterreich, gegen Rußland optirt werden soll. Am siebenundzwanzigsten August 1891 setzen Ribot und Mohrenheim ihre Namen unter das Abkommen, das Frankreich und Rußland verpflichtet, Uebereinkunft zu erstreben, wenn dem Frieden und Gleichgewicht Europas Gefahr droht. Ein Jahr danach: Abschluß der Militärkonvention. März 1894: Alexander der Dritte und Casimir-Perier unterschreiben den Bundesvertrag. Weil das Verhältniß zu den Nachbarn kühl geworden, obendrein noch durch Handelszwist getrübt ist, sucht Giers, der, so oft er durfte, den Fürsten Bismarck besucht hat, neue Stützpunkte. Sein Kopf gebar den Plan, Italien aus dem Dreibund zu locken; er hat dem Marchese di Rudini und dessen Erben das „andere Ufer“ der Adria als Ziel gezeigt. Nach ihm hielt Keiner sich lange. In vierzehn Jahren wurden an der Sängerbrücke vier Minister verbraucht. Fürst Lobanow-Rostowskij kommt aus Wien, hat oft in dem Haus gesessen, das Maria Theresia für ihren Kaunitz bauen ließ, und denkt, im Bund mit der Französischen Republik und Oesterreich-Ungarn ließe selbst unstete, unklare deutsche Politik sich ertragen. Doch erst seinem Nachfolger gelingt das „Einvernehmen über die Balkanfragen“. Michael Nikolajewitsch Murawiew, den Berlin als Ersten Sekretär Schuwalows und als Straßenbirschgänger gekannt hat, läßt den geraden, jetzt aber tief versandeten Weg nach Wien wieder ausschaufeln. Der selbe Mann schickt das Friedensmanifest Nikolais in die Welt. Warnt die gegen England, nach Marchands Rückzug von Faschoda, tobenden Pariser vor Uebereilung. Und stirbt, nach einem Abendessen bei Witte, als der Liebling Europens. Die Leistung dreijährigen Amtslebens scheint beträchtlich, weil Rußland sich in diesen Jahren erholt hat und von allen Mächten umworben wird. So bleibts unter Lamsdorf, der mit dem Grafen Goluchowski das Balkanprogramm von Mürzsteg vereinbart, sich mit England herumzankt und versöhnt; so bleibts, bis der Japanerkrieg und der Reichsaufruhr Rußland ärger entkräftet, als ein Halbjahrhundert zuvor der Krimkrieg vermocht hat. Kann es genesen? Ehe ein Sommer die Hoffnung reift. Die Westmächte glauben sich von Deutschland bedroht. Britanien wünscht Rußlands „Rückkehr nach Europa“;

muß sie wünschen: damit Frankreich, dem es durch den Kolonialvertrag vom achten April 1904 gesellt ist, im Festlandskrieg, wenn er ihm aufgezwungen werde, nicht allein fechte. In Algesiras ists, als hätten England, Frankreich, Rußland nur eine Stimme. Die Knüpfung dieses Dreibundes ist Lamsdorfs letztes Werk. Er kränkelt, geht: und Iswolskij kommt. Den kennen wir.

Gestopfter Ton.

All diese Wirbel der Gottheit, die, sacht oder heftig, von außen stieß, haben Rußlands Seele kaum gewandelt. Lüftung oder Absperrung des Reiches, Liberalismus oder Reaktion, Mordseuche oder Kirchhofsruhe, Wendung nach Ost oder West, Bündniß mit dieser, mit jener Fremdmacht: solche Fragen beschäftigen die Aufgeklärten, die Sapadniki, die nach Europa hinstreben oder einträgliche Herrschaft über Asien ersehnen. Dem Gewimmel ist nur der Glaube die Heimath; leben in der Steppe, am Flußufer, auf der Fruchterde immer noch Götter und Teufel, Heilige und böse Hexenmeister; lächelt aus Alltag der Himmel und aus jedem Dämmern die Hölle. Durch ein Jahrtausend trug es den Traum; durch Dornen und Dickicht. Wurde bis heute nicht wach.

In Chersones, wo, an der Südwestküste der Krim, jetzt das Städtchen Inkerman neben Ruinen schlummert, ließ Wladimir, der Sohn des tapferen Bulgarenbesiegers Swätoslaw, sich im Jahr 988 taufen. Als ein Türkenstamm den Vater gemordet hatte, war der junge Russenfürst nach Schweden geflohen. Mit skandinavischen Helfern, die der Slawe Warjaeger nannte, kehrte er nach Nowgorod zurück; sicherte sich die Herrschaft über Kiew; folgte dem Ruf des Kaisers von Byzanz, gegen den Swjätoslaw Bulgarien nicht zu halten vermocht hatte, ins Donauthal und wurde für seinen Sieg über die Tatarensprossen mit der Hand Annas, der zweiten Tochter der Kaiserin Theophano, belohnt. Anna war die Enkelin eines lakedämonischen Bergschankwirthes, galt aber als die Schwester des Kaisers Basilius; und hat Wladimir sammt seinem Volk in die Christenheit orthodoxen Griechenglaubens überredet. Ihr Eheherr, der zuvor ein wilder Gesell und Lüstling gewesen sein soll, wandelte sich nach der Taufe in einen frommen Mann ernsten Wollens; baute der Heiligen Mutter Gottes Kirchen und schickte aus Kiew und anderen Städten die Kinder

der Wohlhabenden in Schulen, damit sie lesen und das Wort Christi begreifen lernten. Die Mütter beweinten ihr Kleinvolk wie Tote, für immer Verlorene: doch Wladimir stand auf seinem Willen und wankte nicht von dem Versuch, aus Barbaren fromme, gesittete Menschen zu machen. Ohne sie zu zerweichen noch ihren Sinn zu umdüstern; trotzdem die Geschichte ihn Wladimir den Heiligen nennt, hat er noch siegreiche Kriege geführt und mit seinen Russen, nicht nur, wie die Vorgänger, nur mit den Bojaren, in fröhlicher Kraft sich des Lebens gefreut. Erst unter Jaroslaws, seines Sohnes, Regirung nistete der mönchische Geist der Griechenkirche sich in Rußland ein. Die Vorstellung, daß der munter ins Leben Blickende ein Teufelsknecht, dem Herrn des Himmels nur der Leidende, im Leid Selige ein wohlgefälliger Anblick sei. Weh Jedem, der in und mit der „Welt“ haust! Der Erlösung gewiß ist nur der Einsiedler, der in einer Höhle oder engen Zelle, auf einem Steinpfeiler oder in einem hohlen Baumstamm die Tage verbringt, dem Leib nie mehr als die unentbehrliche Nahrung bietet, oft fastet, Gebete himmelan sendet und vom Band der Ehe (die von der Kirche doch als eine heilige Einrichtung anerkannt ward) sich nicht fesseln läßt. Der Orient, mit seinem aus der Hitze des Lebensgenusses in Enthaltsamkeit, als in die Bereitung auf den Weltuntergang, strebenden Büßerwahn, erobert die kältere Zone der jungen Slawenwelt. Der Pope Hilarion gräbt sich bei Kiew eine Höhle, die nach ihm, da er in die Würde des Metropoliten aufsteigt, der junge Antonius bewohnt. Der war bis auf den Berg Athos gepilgert, dort Mönch geworden; und lebt in der Heimath nun noch kümmerlicher als in Südost die Schüler des Athanasios. Nur von Wasser und Brot; und auch damit quickt er sich nur an jedem zweiten Tage. Ihm, von dessen Ruhm die Gegend widerhallt, gesellt sich zuerst Nikon, dann Theodosios. Der hat schon als Knabe, wider den Willen der harten Mutter, das Kleid der Sklaven angethan und mit ihnen gearbeitet; jede Unterscheidung, in Gewand, in Speise und Bettstatt, von den Aermsten als Todsünde betrachtet; eine Flucht ins Heilige Land versucht; dann, da die Mutter ihn zurückholen und einsperren läßt, versprochen, in Kursk, der Heimath, zu bleiben, sich bald aber in die Weihbrotbäckerei verdingt. Das Stadthaupt findet an dem Jüngling Gefallen, nimmt ihn zu sich, giebt ihm reiches Gewand; sieht ihn aber

bald wieder in Bettlerstracht, unter der eine Eisenkette den Leib einschnürt. Endlich gelingt die Flucht. Mit der Karawane eines Waarenhändlers entschlüpft Theodosios nach Kiew. Dort, hat er gehört, sind Klöster. Die aber nehmen den Armen nicht auf. Nikons Höhle öffnet sich ihm. Erst nach vier Jahren entdeckt ihn die Mutter: und wird, weil er ihrem Flehen taub bleibt, selbst Nonne, um den Sohn, der nicht in die Heimath zurückkehren will, manchmal doch sehen, hören, streicheln zu können. Aus der Einsiedelei entsteht, nach der Aufnahme eines Bojarensohnes, der sich Warlaam nennt, ein Kloster mit geräumiger Höhlenkirche; und Theodosios wird der Brüderschaft zweiter Abt. Weil er der gütigste Bruder gewesen war. Niemals müde; stets willig, Alle zu bedienen, Brennholz heranzuschleppen, beim Vermahlen des Kornes, bei der Flecht- und Strickarbeit, von deren Ertrag die Klosterleute lebten, einen schwächeren oder trägeren Gefährten abzulösen; während des Gottesdienstes unbeweglich auf seiner Steinplatte. Die Linsen oder Kräuter, die, nur an Sonntagen, auf den Tisch kamen, dünkten ihn schon ein allzu leckerer Bissen; und Wonne war ihm, den nackten Oberleib von Fliegen und Mücken zerstechen zu lassen. Ueber dem blutrünstigen Rumpf sang der Mund dann mit doppelter Inbrunst die Psalmen. Als Abt wurde er der treuste und klügste Verwalter; doch auch der strengste Hirt. Neben der alten Höhle Hilarions baut er eine zweite Kirche, weiht sie der Jungfrau, umringt sie mit Zellen. Diesen Ring schreitet er in jeder Nacht ab, horcht an den Pförtchen und klopft mit seinem Stab daran, wenn er Geflüster erlauscht. Denn die Mönche sollen nicht mit einander plaudern; sollen beten, arbeiten, im Schlaf zu neuer Arbeit ausruhen. Hären ist sein Hemd, über dem er nur einen schlichten Kittel, nie des Abtes Ehrenkleid, trägt; und in seiner Heerde duldet er nur Geräth, das Allen zugleich angehört. Nährt sich von Roggenbrot und fettlosem Kräutersud, ist unsauber (nur die Hände reinigt er), doch milden Herzens für Anderer Nothdurft; Blinden und Krüppeln läßt er eine Herberge zimmern, giebt ihnen den zehnten Theil der Klostereinkunft und schickt vor jedem Sonntag auch in die Gefängnisse Brot. Und so gewaltig war das Ansehen des Abtes, daß der stolze Fürst von Kiew Gesang und Saitenspiel sofort verstummen hieß, als er in seinem von fröhlichen Gästen gefüllten Festsaal, plötzlich, Theodosios erblickte.

Der verdammt Geselligkeit und Musik nicht minder schroff als Zins und Wucher, Trunksucht und den „Heidenbrauch, während und nach der Mahlzeit die Weiber zu küssen“. Duldsamkeit predigt er; will sie aber nicht den Feinden Gottes gewähren. „Wer Dir, vor Deinem Auge, den Bruder, den Sohn getötet hat, ist Dein Feind. Ihm sollst Du verzeihen. Nimmermehr Einem, der nicht den rechten Glauben hat, einem Juden, Ketzer, Lateiner, Sarazener, Armenier.“ „Wenn Einer zu Dir spricht, diesen und jenen Glauben habe Gott gegeben, so frage ihn, ob Gott etwa wankelmüthig sei, und weise ihn auf die Schrift, die sagt: Ein Gott, ein Glaube, eine Taufe.“ Das Gefäß, aus dem ein Lateiner gespeist oder getränkt worden ist, muß gespült und durch Gebet gesäubert werden, ehe ein Rechtgläubiger wieder daraus ißt oder trinkt. Theodosios legt noch selbst den Grundstein zu der dritten Kirche, der ersten ganz aus Stein zu fügenden. Hört noch die erste russische Heiligenbildlegende (von den vier byzantischen Baumeistern, denen die Mutter Gottes, mit ihrem Wunder wirkenden Bild und mit den Gebeinen vier heiliger Männer, den Auftrag giebt, über dem Höhlenkloster von Kiew die Kathedrale zu bauen). Am zweiten Maitag des Jahres 1074 ist er gestorben. Sein letzter Wille war, daß sein Leichnam, ungewaschen, in dem abgetragenen Kittel, der den Lebenden deckte, in einer Erdhöhle ruhe. Hunderttausende umknien in jedem Jahr andächtig die Weihstätte dieses Grabes.

Und der Geist des Ehrwürdigen Theodosios von Petscherfk wirkt fort. Im zwölften Jahrhundert ruft ein Bischof von Wladimir dem Höhlenmönch Polykarpios zu, alle Pracht seiner Kathedrale, aller Glanz seines kirchenfürstlichen Lebens dünke ihn nicht edler als Koth und er würde Alles gern hinwerfen, wenn er damit das Glück erkaufen könnte, als ein Bettler vom Höhlenkloster Almosen zu empfangen. Armuth, Mißgeschick, Schmerz, der Seele und des Leibes, wird als die Krone frommen Lebens gepriesen; Leid als die wahre Wollust, die Seligkeit verheißt, empfunden; die Natur, das Urwesen der Menschlichkeit, die Welt mit ihren Kräften und stählenden Kämpfen, wie der Erzfeind verabscheut. In der Brunst solchen Wahnes verdorren die spärlichen Keime der Volksbildung, welkt muthiger Wille zu schöpferischer That. Heilig zu scheinen, wird das Ziel Derer, die in der Gemeine Geltung heischen. Wer gestern mit Weibern praßte, Knaben schändete,

aus Rachsucht oder Goldgier Männer mordete, krümmt sich heute vor dem Marienbild und badet die Wange in Thränen. Und wer sich zu völliger Abkehr von der Welt und ihrem süßen Graus im Innersten nicht entschließen kann, heuchelt wenigstens Heiligkeit und spricht vor Seinesgleichen: „Nicht, zu genießen, noch, das Gewicht des Leibes zu mindern, sind wir geschaffen, sondern, in nie endendem Weh uns zu läutern.“ Ist er reich genug, so stiftet er ein Kloster oder köstliches Kirchengeräth: und darf dann hoffen, als ein Heiliger oder Ehrwürdiger Mann im Gedächtniß der Nachwelt zu leben. Bis ins vierzehnte Jahrhundert bleibt Kiew die Glaubenshauptstadt der Nordslawen. Da die moskauer Großfürsten die Donprovinz grausam drücken, wandert von dort aus, was den Zehrgroschen erschwingen kann. In dem Schwarm ist der Bojar Kyrill, der mit seinem Weib und drei Söhnen aus Rostow nach Radonesh zieht. Der älteste Sohn geht, nach dem Tode der Eltern, ins Kloster; den zweiten, Bartholomaeus, lockt das hehre Vorbild des Theodosios. Als Einsiedler lebt er im Wald, zimmert ein Holzkirchlein, läßt sich scheeren und wird der Mönch Sergius. Das Gerücht, daß dicht bei Moskau ein Frommer lebe, der den Leib kasteie, mit dem Wink seines Auges Raubthiere bändige und in Verzückung den Heiland und die Gnadenmutter schaue, wirbt ihm Gefährten und ruft Waller ins Dickicht. Die finden armsälige Herrlichkeit. Zwölf Mönche, die in Dürftigkeit ihrem Gotte dienen; mit einem Birkenspahn ihr Altärchen beleuchten; die Liturgie vertagen, wenn der Kelch leer ist; und doch nicht betteln dürfen. Einen Abt, Sergej, der schustert, backt, Wasser vom Quell herbeischleppt, Holz spaltet, den elf Brüdern das karge Mahl bereitet und selbst nie Anderes als Brot und Wasser zu sich nimmt. Ein Heiliger? Eines Propheten ist seine Rede. Aus Smolensk kommt der Archimandrit Simon und bringt sein Vermögen ins enge Holzkloster. Reichere folgen ihm; Kaufleute und Fürsten, Bettler und Wojwoden drängen sich in die Gemeinschaft des Frömmsten. Der Wald wird gerodet, das Neuland beackert, Bauernhöfe und Dörfer entstehen. So weit ist die Kunde von Sergejs Wirken gedrungen, daß der Patriarch von Konstantinopel ihm ein Kreuz und ein Mönchsgewand schickt und ihm die Gründung von Klostergemeinden erlaubt. Abt Sergius versöhnt die Fürsten von Moskau und Rjasan; ruft den Großfürsten Dmitrij von Moskau, ruft Allrußlands

Volk zum Krieg wider den Mangolenkhan Mamai auf; prophezeit den Sieg auf dem Gefild von Kulikow; und weist die Würde des Metropoliten von sich. Er hat noch viele Klöster gegründet und jedes unter die Hut eines Schülers gestellt. Nie aber wollte er ein Goldkreuz tragen und nie aus seiner ersten Schöpfung, dem Kloster der Heiligen Dreifaltigkeit, weichen (das jetzt Troïzko-Sergejewskaja-Lawra heißt). Dort ist er, vor der Schwelle des achten Lebensjahrzehntes, 1397 gestorben. Und lebt nun, der Sohn eines aus dem Bezirk moskowitischer Gewaltherrschaft Entflohenen, als Schutzheiliger Moskaus und seiner Zaren in hundert Millionen Hirnen. Sein Kloster hat mit dem Ruhm wunderthätigen Segens sogar das theodosische überstrahlt. An jedem Pfingstsonntag umfängt es die Selbstherrscher und deren Familie. Und in mancher Schicksalsstunde ist ein Zar zu Fuß ins Dreifaltigkeitkloster gepilgert, um in der Seelensphäre Sergejs Erleuchtung zu finden.

Der Judenglaube, den des Abtes starr fromme Seele wie ein Giftkraut aus überhitzter Erde gehaßt hat, bedräut, hundert Jahre nach dem Tode des Ehrwürdigen, das alte Kirchengebäude mit tiefem Grundmauerspalt. Gossudar Iwan Wassiljewitsch (der Byzanz mit Asien vermählte, die Vorstellungwelt oströmischer Kaiser an den Willensfels mongolischer Hordenkhane band, durch diese Vereinung für zwei Jahrhunderte ein Russenreich schuf und oft drum, trotz seiner feigen Grausamkeit, der Große genannt wurde) möchte die Herrschaft der weltlichen über die geistliche Macht jedem Auge beweisen. Metropolit Gerontios hat sich widerspenstig gezeigt: und soll geduckt werden. Als er die Kathedrale zur Himmelfahrt Mariae weihte, schritt er im Rundgang von West gen Ost. Das dünkt den Gossudar wider den Sinn der Heiligen Schrift. Wandert nicht auch die Sonne von Ost nach West? So sei fortan der Weg jeder Prozession. Die ganze Geistlichkeit zeugt für Gerontios; nur der Wladika von Rostow und Gennadios, der Archimandrit des Tschudowklosters im Kreml, lassen immerhin die Möglichkeit gelten, daß Iwan richtig geurtheilt habe. Der muß nachgeben, den Gerontios selbst ins Metropolitenamt, dem er grollend entflohen ist, zurückholen; bleibt aber dem Helfer Gennadios dankbar und macht ihn zum Erzbischof (Wladika) von Nowgorod. Hier steht der gelehrte Mann vor der Pflicht, den Keim der Ketzerei auszujäten. Sind die Heiligen Bücher so, wie sie geschrie-

ben wurden, uns, ohne Entstellung von den Abschreibern überliefert worden? Darf die Priesterweihehandlung als Vorwand für eine Steuer genommen, die Seelenmesse bezahlt, dem Popen für besonderen Eifer Geld gegeben werden? Kann das von unwürdigen Priestern, Säufern, Lüdrianen, Erpressern, gespendete Sakrament Heil bringen? Solche Fragen waren gestellt und von rasch anschwellenden Volkshaufen verneint worden. Der Raskol, die Glaubensspaltung, hatte begonnen. Auf offenem Mark wurde, von Männern und Frauen, Satzung und Brauch der Kirche erörtert. Aus Kiew kommt der Jude Scaria nach Nowgorod, streut seines Glaubens Saat in das Dunkel der wirren Köpfe, ruft aus der Heimath zwei kluge Stammesgenossen nordwärts, wirbt seiner Lehre sogar Priester, verpflichtet sie aber, die Wandlung ihres Sinnes zu bergen und sich am Altar als rechtgläubige Christen zu geben. Zwei dieser innerlich Abtrünnigen werden denn auch in wichtige Hirtenämter nach Moskau berufen. Gennadios findet das Unkraut „jüdischer Afterweisheit“ in dicken Bündeln. Alles mönchische Leben wird verdammt; Paulus selbst habe an Timotheus geschrieben, daß nur Lügner und Teufelsknechte das eheliche Leben und den Genuß der Nahrung, die Gott wachsen ließ, verbieten. Der Glaube an die Dreieinheit, an Christi Gottheit zerbröckelt. Die Bilder der Heiligen, der Allerreinsten Jungfrau umjauchzt frecher Spott. Und die von Scaria verführten Priester haben das Gift nach Moskau geschleppt, in das Herz Rußlands geträufelt. Ihr Anhang erreicht, daß ein ihrem Streben günstig gestimmter Mann, Sossima, auf den Metropolitensitz erhöht wird. 1490. Noch im selben Jahr geräth er in Streit mit Gennadios. Der fragt, in einem von Zorn glühenden Brief, wie Sossima dulden könne, daß Iwan morsche Kirchen niederreißen und Friedhöfe in Gärten wandeln lasse. „Wo Gottes Haus ragte, wo Altar und Opfertisch standen, da hindert jetzt nicht der dünnste Zaun den Zulauf der Hunde! Das ist eine Reichsschmach. Kennet Ihr nicht die dem Leichenausgräber angedrohte Strafe? Wohl wurde das Gebein der Toten weggeschafft; darf auf der Stätte aber, wo ihr Fleisch in Staub zerfiel, ein Lustgarten in Blüthe prangen?“ Wider die Ketzer, die der Metropolit allzu freundlich schone, fordert Gennadios das strengste Gericht. Sossima kann die Erfüllung des Wunsches, den die Mehrheit der Bischöfe unterstützt, nicht wei-

gern; ruft aber Gennadios, den Feind, nicht ins Konzil. Das verurtheilt neun Priester, weil sie das Sakrament des Abendmahles gehöhnt und die Heiligenbilder geschmäht haben, zum Verlust des Amtes und weist ihnen fern von ihren Gemeinden den Wohnort an. Den nach Nowgorod Verschickten schärft Gennadios die Strafe. Läßt sie vierzig Werst vor dem Stadtthor von Häschern empfangen; ihnen das Kleidfutter nach außen wenden, Strohkränze, darüber Helme aus Birkenrinde mit Bastzotteln aufs Haupt stülpen, Tafeln mit der Inschrift „Satans Kriegsheer“ umhängen und sie rücklings, mit dem Schwanz zugekehrtem Antlitz, auf gemeine Zugpferde setzen. So reiten sie in Nowgorod ein; jeder wird, als Feind Gottes, vom Volk angespien und muß, mit gefesselten Händen, still auf seinem Gaul hocken, bis der angezündete Holzhelm verkohlt ist. Der Wladika hat erlangt, was er wollte. Darf er nun ruhig im Vorrecht seines Oberhirtenamtes wohnen? Nein. Denn auf dem sichtbarsten Stuhl thront, in der Hauptstadt des Gossudars, Einer, der dem Frommen von Jahr zu Jahr verdächtiger wird.

Sossima. Ein Schlemmer und Genüßling, der im Uebermuth des Weines und geiler Unzucht das Kreuz bespöttelt, die Glaubenssatzung als Unsinn verschreit und die Seelen seiner Gäste mit Lästerrede striemt. „Auferstehung? Keiner kehrt aus dem Grab zurück. Wer gestorben ist, liebe Leute, bleibt tot und alles von Jesu Wiederkunft Erzählte ist nur für die Dummen.“ Soll er Ketzer verfolgen? Richtet nicht: der Heiland selbst hats gesagt. Wer sich offen gegen den Kirchenbrauch auflehnt, mag vors weltliche Gericht gestellt werden. „Schnüffeln, wie Einer im Innersten denkt? Nicht meine Sache.“ Der Widerhall solcher leichtfertigen Worte sickert ins Volk. Und der tapfere Abt Josephus von Wolokolamsk ruft alle Diener Gottes gegen Sossima auf. „Ein Judas, ein Erzketzer, wie die Sonne noch keinen ärgeren sah, ein Wolf im Priesterkleid sitzt auf dem Thron der Heiligen Petrus und Alexius. Wird dieser Judas nicht rasch vernichtet, nicht jeder Rechtgläubige morgen ermahnt, alle Gemeinschaft, des Essens und Trinkens sogar, mit diesem unfläthigen Teufelsknecht zu meiden und seinen Segen wie Pest zu fliehen, dann, seid gewiß, frißt das Gift der Ketzerlehre die ganze Heerde.“ So gellt das Wort Josephs, der im Bund mit Gennadios ist: und Sossima muß dem Sturm weichen, den die beiden Frommen entfesseln. Seine Gesundheit, stöhnt er, sei zer-

rüttet; entbindet, vor der Gemeinde, seiner Brust das Omophorion, die mit Edelsteinen geschmückte Schärpe, legt sie auf den Altar der Dreifaltigkeitkirche und entschlüpft den Rächern ins Kloster. Zehn Jahre danach muß auch Gennadios die Würde des Wladika abthun; seiner unerbittlichen Strenge sind allzu viele Feinde erstanden. In der Kirche: weil er die Unwissenheit und den schlechten Wandel der Popen oft gerügt und laut gesagt hat, im Zungenstreit gegen so unwürdige Burschen müsse jeder Judaist oder andere Ketzer siegen. „Da kommt ein Kerl und bittet mich, ihn zum Priester zu weihen. Ich frage ihn nach der Apostelgeschichte: er weiß nicht das Geringste davon. Er soll mir Psalmen vorlesen: mühsam stolpert seine Zunge vorwärts. Ich jage ihn weg: und höre dann, ich sei gar zu streng. Wir haben, sagt man, nicht genug Leute, die lesen können. Gewiß: ich habe das ganze Land abgesucht und nicht Einen gefunden, den ich mit gutem Gewissen zum Priester weihen dürfte. Deshalb muß der Gossudar überall Schulen einrichten und die Kinder zuerst das A B C lehren lassen, damit sie nachher jedes Buch und insbesondere die Heilige Schrift lesen können.“ Er hat auch, 1503, die Konzilsbeschlüsse durchgedrückt, daß fortan Mönche und Nonnen nicht mehr im selben Haus wohnen, für Ordination und Pfründenvergebung nicht Abgaben gefordert noch angenommen werden dürfen und daß jedem unkeusch lebenden Priester schleunig, ohne Erbarmen, das Amtsrecht zu entziehen sei. Im nächsten Juni war Gennadios, der Unbequeme, selbst aus dem Amt geärgert. Im Tschudowkloster ist er, im Dezember 1505, gestorben. Durfte sich aber noch in der letzten Stunde sagen, daß er gegen die (von Iwans, des Herrschers, Zweifelsucht geförderte) Ketzerei mehr erwirkt habe als vor ihm irgendein Anderer. Den Judaismus hat er nicht völlig auszuroden vermocht. Doch er sah noch die Flamme, in der die Häupter dieser Sekte verbrannten, und hörte noch die Kündung des Fluches, der an jedem Sonntag Invocavit in allen Kirchen des Russenreiches das Andenken der Unsauberen peitschen sollte. Zwei Jahrhunderte hat er durchdröhnt.

Ob Dostojewskij an den moskauer Metropoliten und Ketzer dachte, als er dem Staretz, dessen Lebensbahn er von Alexej Karamasow nachzeichnen ließ, den Namen Sossima gab? Der spricht: „Weil unter den Mönchen üble Gesellen sind, Tagdiebe und Prasser, Lüstlinge und Strolche, nehmen die weltlich Gebildeten sich das

Recht, alle Mönche als von fremder Arbeit lebende Schmarotzer, als unnützliche Glieder des Volkskörpers zu verrufen. Sie wollen die fromme Demuth nicht sehen, die sich in Einsamkeit birgt und im Gebet des Herzens Heimath findet. In diesen Einsiedlern aber, diesen demüthigen Betern, wird Rußland einst seine Retter erkennen. Denn sie sind die echten Folger des Heilands, sie erhalten der Menschheit sein Bild in unbefleckter Reine und werden es ihr vors Auge zwingen, wenn die gottlose Welt mit ihrem Wahn von wissenschaftlich verbürgter Wahrheit und Allen in gleichem Maß gewährter Freiheit zusammenbricht. Abermals kommt dann das Licht von Ost. Was erblicken wir heute? Der Wollust und des Hochmuthes Herrschaft. Ueberzeugung und Ehre, Selbstzucht und Nächstenliebe: das edelste Seelengut wird, wie ein werthloser Fetzen, weggeschleudert, wenn es die Jagd nach Vergnügen, irdischer Macht und Weltrang hindert. In wahrhaft christliche Freiheit weist das mönchische Leben den Weg. Gehorsam bändigt den selbstherrischen Willen, Fasten entwöhnt den Leib anerzogenem Bedürfniß und Gebet ruft Gottes Hilfe herbei. Entsteht so nicht, nur so Freudigkeit des Geistes, die dauern kann? Die stillen Beter und Faster rüsten zu großem Werk. Mit ihnen ist das Volk, das alle ungläubigen Kräfte, auch die vom Genius beflügelten, ablehnt. Deren Nahen weckt das rechtgläubige Rußland zu thätiger Einheit." Der geschändete Name ist entsühnt. Noch aber schlägt dieses Sossima Stunde nicht. Noch schwankt zwischen drei Lagern das Kriegsglück.

Der kühne Abt Josephus hat das Wort gesprochen, der Zar gleiche in seinem Wesen zwar anderen Menschen, rage mit seiner Macht aber in den Bereich der Gottheit und sei drum verpflichtet, die Kirche des Heiligen Rußland gegen alle Feinde, von außen drohende und innen wühlende, zu schützen. Die Josephiner häufen und vermörteln die Steine, auf denen die Theokratie ruhen kann. Mutter Moskau wird das Dritte Rom und neben seinem Sohn Michael, dem ersten Romanow, hebt der Patriarch Philaret sich in Regentengewalt. Byzantion ist tot, in Konstantins Stadt haust der Türke: soll Rußlands Mannheit sich nun Europen vermählen? Schon hat das Reich ein Thorspältchen dem Fremden geöffnet, Handwerker, Kaufleute, Baumeister, Techniker, Massenwaare und Luxusgeräth einzulassen. Da tost Peter Alexejewitsch heran, stößt das Thor auf und öffnet alle Fenster, durch die das Auge

Europa erblicken kann. Mit der „Viehheerde“, die zum Kampf gegen Tataren tauglich war, kann er nichts ausrichten. Er braucht ein Heer, eine Flotte, also Drillmeister und Waffen aus dem Westen, der nicht mehr, wie Iwans Asiatenbyzanz noch, im Mittelalter lebt. Peter hat sich, nach dem Sieg über Schweden, den Titel der oströmischen Imperatoren verliehen, sich stolz den Zaren aller Reussen genannt; aber dieses Zars Residenz ist Petersburg, die dem Westmuster nachgebildete Beamtenstadt, nicht Moskau, und seines Wirkens Ziel ist, dem vergrößerten Reich den Rang einer europäischen Großmacht zu sichern. Wer dahin strebt, darf die großen Zeichen der Zeit nicht mißachten; muß den Rath der Wissenschaft höher schätzen als das Gestammel blinden Aberglaubens. Die Herrschsucht der Kirche schreckt den harten Reformator nicht. Läßt er den Stuhl des moskauer Patriarchen, des Seelenkaisers, leer? Nein: er setzt sich selbst darauf und brüllt den Priestern, die ihn, nach Adrians Tod, um die Auswahl eines neuen Glaubenshauptes bitten, ins Gesicht: „Ich bin Euer Patriarch!“ Er hört auf Protestanten, giebt dem Heiligen Synod eine Kollegialverfassung, einen Oberprokurator weltlichen Standes und knebelt jedes Mitglied in den Eid, daß es den Monarchen auch in geistlichen Angelegenheiten als den höchsten Richter anerkenne. Der Caesar, der Basileus ist nun auch Papst. Einer, der duldsam sein, das Gewissen nicht knechten, die in Gehorsam Unterthanen nicht ins Joch neuen Glaubens beugen will. Das gilt für römische Katholiken und für Protestanten aller Farbe; nicht für Raskolniken. Die sind des altmoskowitischen Geistes Vorkämpfer, den Peter der Antichrist dünkt, und müssen deshalb als Ketzer behandelt werden. Ihr Schwur gilt nicht und kein Amt steht ihnen offen; sie müssen doppelte Steuer zahlen, sich nach einer Sondervorschrift kleiden, ihre Kinder in der Staatskirche taufen lassen und werden, wenn sie auch nur die schüchternste Propaganda wagen, gehenkt. So muß es sein. Wer die Kirche kränkt, ärgert ihr Haupt, den Kaiser. Der ragt bis ins Gewölk der Gottheit, schafft sich aus eigenem Recht seinen Mythos und straft die leiseste Regung des Willens zu Widerspruch mit dem Verlust befristeten Lebens und ewiger Seligkeit.

Der nächste starke Regent kommt den Russen aus Anhalt-Zerbst; und trägt einen Weiberrock. Katharina, die dem Haus Holstein-Gottorp höheren Ruhm wirbt, als Peter („der mit Bar-

barenmitteln sein Land aus Barbarei erlösen wollte“) den Romanows zu werben vermocht hat, übertrifft ihn auch an Toleranz. Sie nennt sich eine Republikanerin, sieht in Montesquieu den letzten Heiligen, hat sich als Bachfischlein schon in den Fluß platonischer Gedanken und in die Schleußbrandung ciceronischer Klugheit gewagt, ist den Diderot und Voltaire befreundet: und muß, um nicht altmodisch angezogen zu scheinen, duldsam sein. Dumme Frauenzimmer, wie Anna und Elisabeth, haben wider die Raskolniken gewüthet. Katharina läßt sie laufen, gönnt ihnen sogar winzige Aemter, sorgt nur dafür, daß die straffe Zucht der Kirchenbureaukratie weithin sichtbar sei, und röstet die Seele (die sie freilich nicht so oft splitternackt zeigt wie den Leib) an der Gluth des Lobes, das die feinsten Geister des Westens ihrem Edelsinn spenden. In ihre „heiligen Hände“ will Diderot das Wörterbuch der Philosophie legen, das er plant (doch nicht vollendet). Voltaire nennt sie die Göttin des Nordens, Unsere Liebe Frau von Sankt-Petersburg, rühmt ihren Geist als der Gesammtweisheit aller Akademien überlegen und räth den Franzosen, von ihr zu lernen, wie der Staat sein Verhältniß zur Kirche ordnen müsse. Herder (von dem sie, als ihr erzählt ward, er sei Hofprediger in Weimar und schreibe über Philosophie, gesagt hat: „Wenn er Pfaffe ist, kann er nicht Philosoph, wenn Philosoph, nicht Pfaffe sein“) sieht unter ihrem Szepter die Ukraine in ein neues Hellas erblühen und hofft von dem Rußland, das ihres Wesens Eindruck empfing, die zweite Renaissance des Europäergeistes. Lacht Kathrinchen? Nicht ihr Kopf, nur ihr Weiblichstes ist schmeichelnder Verführung willig. Alles Gerede von Uebersinnlichem läßt sie eiskalt. Nicht einmal der weltberühmte Zauberer Cagliostro darf ihr vors Auge. Grimm hört sie spotten: „Der Mann gab sich für einen spanischen Offizier aus, der Geister beschwören könne. Damit, sagte ich, wird er in Rußland sein Glück nicht machen. In meinem Reich werden die Zauberer nicht verbrannt. In meiner zwanzigjährigen Regirung gab es nur eine Anklage gegen Hexenmeister: und die wurden, da ich sie vor den Senat führen ließ, als harmlose Dummköpfe entlarvt. Dem Herrn Cagliostro war die Stunde günstig. Swedenborgs Lehre hatte in vielen Freimaurerlogen den Wunsch nach Geistererscheinungen genährt und Alles lief deshalb dem spanischen Wundermann zu. Der produzirte seine berühmten Heilungen, zog aus dem Fuß eines

Gichtkranken Silber: und wurde überführt, selbst in das Badwasser, in das er den Gichtkranken tauchte, einen silbernen Löffel geworfen zu haben. Nach anderen mißlungenen Experimenten kam heraus, daß er kaum lesen und schreiben könne. Als seine Gläubiger ihn bedrängten, floh er in Jelagins Weinkeller, soff sich mit Champagner und Porterbier voll, kam mit dem Hausmeister ins Raufen und wurde hinausgeworfen. Höflich. Jelagin setzte ihn, der gedroht hatte, in die Luft aufzufliegen, in eine Kibitka und gab ihm und seiner Frau (die sich dort Prinzessin von Santa-Croce nannte und an die Angel ihrer Reize Patiomkin ködern wollte) einen alten Invaliden, als Gläubigerscheuche, bis nach Mitau mit. Das ist die Geschichte von Cagliostro. Wunderbares ist nicht drin. Ich habe den Kerl weder nah noch von Weitem gesehen und niemals irgendwelches Verlangen nach solchem Anblick gespürt.“ Die Quacksalber und Possenreißer, die, nach Bismarcks Zeugniß, „von den Adepten unserer Kurfürsten bis auf neuere Zeiten“ ins Zollernhaus Zutritt erlistet haben, fanden am Hof der verrußten Zerbsterin keinen Spielraum. Ihr Enkel erst, Alexander Pawlowitsch, hat dieser Sippe sacht wieder die Thür geöffnet. Katharina hatte, nach der Französischen Revolution, selbst noch die Freimaurerlogen geschlossen. Der tolle Paul verpflichtet den Klerus, in dem Kaiser den von Gott eingesetzten Herrn der Kirche, ihres Geistes und Körpers, zu ehren. Das war nur die etwas schrillere Wiederholung des vom ersten Peter Geforderten. Alexander aber, der gewußt hat, daß seinem irren Vater eine Verschwörung den Tod bereite, und der schwächer ist als seine von der Gewißheit dieses nützlichen Todes entzückte Frau, löst sich niemals ganz aus der Qual der Gewissensmahnung; möchte, der Erbe der Imperatoren und Patriarchen von Ostrom, die Hand des Weströmerpapstes küssen, aus dem Munde dieses in Allmacht Thronenden hören, daß die Sünde des Jünglings dem Mann vergeben sei; und gleitet aus der Lehre Rousseaus und Laharpes, der Kirchenfeinde und Demokraten, in den Nebel mystischer Vorstellung. Katholiken und Protestanten, Quäker und Herrnhuter, Irvingianer und Skopzen füllen, in schnellem Wechsel, mit ihrer Rede sein Ohr. Barbara von Krüdener, die Reisende der Brüdergemeinde, führt die Feder, die 1815 in die Urkunde der Heiligen Alliance schreibt: „Die drei Monarchen (Rußlands, Oesterreichs, Preußens) be-

trachten sich als von der göttlichen Vorsehung zur Herrschaft über drei Zweige der selben Familie Bevollmächtigte und unterstellen sich nur dem Herrn des Himmels, dem Heiland, dem lebendigen, Leben spendenden Gotteswort." Als der Romantikerspuk gefährlich scheint, bläst eines Bauers stinkender Athem ihn weg. Photius Spaßkij, der Pflugscharknecht in der Kutte, wird Herr der Kirche, des Kaisers, des Reiches. Was er will, geschieht. Der rohe Eiferer stürzt den Günstling, dem Alexander die Verwaltung des Heiligen Synods anvertraut hat; gewährt und weigert nach Willkür die Sakramente; bereitet dem lutherischen Bettschätzchen des ihm verbündeten Kriegsministers die feierlichste Form der Toteneinsegnung und stößt Rechtgläubige, weil sie sich nicht vor seinem Zelotismus duckten, von der Gnadenpforte. Und bewahrt noch unter dem ersten Nikolai (der die moskauer Universität die Wolfshöhle nennt, ihr den Lehrstuhl der Philosophie nimmt und einen Reitergeneral zum Oberprokurator des Synods kürt) zehn Jahre lang die Glaubensrichtermacht. Der Mushik thront im Glanz.

Unter Nikolai Pawlowitsch: Fotij Spaßkij. Unter Nikolai Alexandrowitsch: Gregorij Rasputin. „Dieser Hypnotiseur in der Mönchskutte hat mit seinen Künsten die kranke Kaiserin umsponnen, den ganzen Damenhof in Hystero-Ekstasen verzückt und ist ein so mächtiger Mann geworden, daß Kokowzew nicht gegen ihn aufkommen kann, Witte ihm anhängig und dadurch wieder gunstfähig wurde." Vor Jahren wars hier zu lesen. Jeder Versuch, dem Papst-Kaiser der Orthodoxen Kirche diesen Rasputin (dessen Name einen in Unzucht Lebenden, von Wollust Geknechteten bezeichnet) zu verekeln, ist schmählich mißlungen. Wir wissen, daß Rasputin nicht Dostojewskijs schlichtem, schweigsamem Mönchlein ähnelt, „das aussieht wie ein Bauer, den ein großes, seinem Geist unfaßbares Erlebniß aus der Seelenruhe geschreckt und furchtsames Zittern gelehrt hat"; noch weniger dem heiter geduldigen Karatajew, der neben Tolstois Grafen Peter Bezuchow das Brot der Gefangenschaft ißt und eines Abends, weil er nicht weiter marschiren kann, im Schnee, mit einem letzten Lächeln blöder Demuth auf der Lippe, am Schaft einer Fichte von den Franzosen erschossen wird. Rasputins Bild zeigt ein Antlitz, wie kein Sterblicher oft eins geschaut hat; über dem Mund eines Genußgierigen, über Wangen, die ruchloser Teufelinnen Tanzplatz gewesen könnten, eines Hei-

lands Auge. Himmelslicht über einem derben Stamm, dessen Wurzel in Sumpfland gefault ist. War Dieser je Priester? Jemals mönchischer Beschaulichkeit hingegeben? Ein Wunderwirker wie der von Origines der Kirche geworbene Gregorios, der vom Schwarzen Meer nach Palästina wanderte und in der Heimath dann den Ruhm des Thaumaturgos erwarb? Ein Hort ehrwürdigen Glaubens wie der Athanasier Gregoros, dessen blanke Wortpfeile die Rüstung der Ketzer zerbeulten? Oder ist er nur der verschmitzte Wüstling mit dem Taufnamen und Täuferblick des Heiligen? Keiner Frage finden wir Antwort. Vor ihm hat der Synod, der Selbstherrscher sich gebeugt; schon durfte er, wie Peter im Kreml, sprechen: „Ich bin Euer Patriarch.“ Und die Wurfgeschosse, mit denen die Demokraten der Reichsduma ihn im Lebenssitz treffen wollten, ritzten ihm nicht die Haut. Ein sibirischer Bauer, der zu Haus den Mägden die Brüste gekitzelt und in Peters Stadt, mit der Stimme des zürnenden Bußpredigers, Fürstinnen aus Zobel und Seide ins dampfende Sühnbad gerufen hat. Pflüger der Scholle und Befruchter des Schoßes, unwissende Einfalt, die aus schmutzigem Elend durch grauses und großes Erlebniß in Heiligkeit schreitet: Diesen schuf Allrußlands Sehnen. Am Ende der Sühnfahrt, des langen Weges zu dem tröstenden Gott, dem die Glieder aus byzantinischer Starrheit, die Seelenkräfte aus asiatischer Molochsstrenge gelöst sind, steht der Bauer, der nicht Beamter des Himmels, nicht fleckos, wie Theodosios, ist; der mit Menschen gelitten, aus dem Meer böser Lust sich auf den Strand gerettet hat und an dessen Lichtkranz drum Höllenruch haftet.

„Was ist die Hölle? Staretz Sossima fragt; und antwortet: „Der ungeheure Schmerz Eines, der nicht mehr zu lieben vermag. Auch in der Hölle sind Märtyrer. Solche, die sich dem stolzen Geist Satans ganz und gar ergaben und die sich in der Gluth nun von ihrem boshaften Hochmuth nähren, wie in der Wüste der Verschmachtende von dem Blut, das er aus dem eigenen Körper saugt.“ Und Alexej Karamasow, der Sossimas Reden aufschrieb, hört von der Lippe des Bruders das Gedicht von dem uralten, nie ermattenden Kampf weltkluger Kirchenwalter gegen den Galiläer, der Menschen fischen wollte und doch nicht wußte, wie man sie, Abermillionen, im Netz hält. „Aus dem Sarg, aus dem Duft weißer Blumen weckt er das tote Kind. Und da es lächelnd nun sitzt und

die Röslein aufs wieder pochende Herz preßt, schreitet, straff noch unter der Bürde von neunzig Jahren, der Inquisitor vorüber; nicht im Pomp des Kardinals: im grob gewebten Mönchsgewand. Auf seinen Wink greift die Wache den Wunderthäter. Und zu ihm spricht, nachts, im Kerker der Greis: ‚Warum kamst Du? Uns zu stören? Anderthalb Jahrtausende haben wir gebraucht, um die Freiheit, die Du verheißen hattest, die dem Menschen aber nur Schaden stiftet, auszureuten. Du wolltest nicht mit Broten Gehorsam erkaufen; wir habens gethan. Aus Schwächlingen mit Empörertrieben wolltest Du gottähnlich freie Helden machen; wir haben ihren Willen in Ketten geschmiedet. Das Schwert und den Purpur des Caesars hast Du verschmäht; wir haben beide Machtzeichen errafft und gehindert, daß je wieder des Schwertes Schneide sich gegen uns wende. Du kehrtest Dich von dem Versucher; wir schlossen mit ihm einen nützlichen Pakt. Und nun kommst Du zurück? Auf dem brennenden Holzstoß sollst Du es büßen.‘ Da fühlt der beredte, doch welke Mund den Kuß des Heilands. Die Knochenhand öffnet des Kerkers Thür. Und hinter dem befreiten Befreier röchelts: Nie aber kehre, niemals, der Menschheit zurück!“

Floh der Heiland das Reich des Heiligen Wladimir, unter dessen Urenkeln er einen Gortschakow sah, und gebietet in der entseelten Kirche allmächtig heute noch der Inquisitor? „Aus dem Dunkel eines Dorfes im fernen Sibirien rufe ich Euch; ruft ein von Qual und Weh zermartertes Herz. Rettet, Brüder, einen Unschuldigen, der nicht weiß, womit er die grausamste Strafe verdient hat. Im vorigen Jahr, an dem Tag, der auf der ganzen Erde die Juden zur Klage über die Zerstörung ihres Tempels verpflichtet, saß ich, ein Greis von sechsundsiebenzig Jahren, der die Hälfte dieser Lebenszeit in dem selben Dörfchen verbracht hat, im Morgengrau auf der Diele meiner Kammer, las in der Schrift von unserem Heiligen Tempel und Thränen rannen mir in den Bart. Zwei Bauern, der Gemeinde als Strolche bekannt, traten auf die Schwelle und fragten: ‚Was treibst Du da, Jud? Bittet Dein Geheul Gott, unser Dorf den Deutschen auszuliefern?‘ Ich las weiter; beugte und hob den Kopf, wie sich in solcher Andacht ziemt. Das deuteten die Kerle als Bejahung ihrer Frage und holten die Straßenwächter. Die stolpern herein, sehen, daß ich lesend auf dem

Boden kaure, erlauben mir nicht, das Klagegebet zu enden, und lassen mich in die Bezirkshauptstadt schleppen. Dort schüttelt sich der Polizeimeister, als er Anschuldigung und Vertheidigung gehört hat, daß ihm vom Lachen der Bauch wackelt; sagt dann aber, da ich ihm nun eingeliefert worden sei, müsse er über den Fall an die höhere Behörde berichten. Er ist freundlich und meint, geschehen könne mir nichts. Dennoch werde ich festgenommen und ins Gefängniß gesperrt. Nach vier Wochen werde ich frei. Nach drei Tagen wieder gepackt und mit dem Schub nach Sibirien verschickt. Von einer Verbrecherstation, einer Strafanstalt in die andere. Zwei Monate dauert die Reise. Der Gubernator von Irkutsk weist mir das entlegene Dorf Znamenka als Wohnort an. Was ich unterwegs, von Wächtern, Schließern, Sträflingen, zu erdulden hatte, kann ich nicht schildern; meine Lebenskraft, die oft nur noch an einem Fädchen hing, reicht dazu nicht aus. Was aber wird aus meinen Leuten? Seit zwei Söhne und zwei Schwiegersöhne in den Kriegsdienst eingezogen waren, ernährte ich außer meinem alten Weib ihre vier Familien. Die sind jetzt ohne Brot. Denn die kleine Mühle, die ich so lange allein in Stand hielt, soll zerstört sein. Und ich habe hier gar nichts. Manchem Verschickten geben sie drei Rubel sechzig für jeden Monat. Mir nicht eine Kopeke. Ich lebe von verschimmelter Brotrinde und schlafe auf der nackten Flur des Bethauses. Warum? Muß man nach Sibirien, weil man die Zerstörung des Tempels beweint hat? Was sie über mich auf Papier geschrieben haben, weiß ich nicht; nicht eine Zeile ist mir vorgelegt worden. Daß aber Alles genau so war, wie ichs Euch sagte, schwöre ich bei Gott, bei allem in unserem Glauben Heiligen, bei den Häuptern meiner Kinder, die ihr Blut dem Vaterland geben. Trachtet, Brüder in Israel, mich zu befreien! Ich habe ja nicht gewünscht, daß die Deutschen in unser Dorf kommen, sondern, daß der Herr unser Volk nach Jerusalem zurückführe. Sorget, daß ich nicht hier verrecke, sondern, wenn meine Zeit um ist, auf dem Friedhof des Dorfes ruhe, in dem ich gelebt habe!" Dieser Brief ist an den Judenausschuß gelangt, der den vom Kriege geschädigten Glaubensgenossen Hilfe verheißt. In den Süden, wo Wladimir sich vor neunhundert Jahren taufen ließ. In das Gottesreich, dessen Hirt Nikolai ist. Lacht da noch die Hölle? Wird sein Volk niemals wach?

Visions.

Nationalfest in Paris. Zur Erinnerung an den Tag, da das aus Fesseln befreite Volk die Bastille stürmte, das Standbild frecher Willkürherrschaft in Trümmer schlug. Auf den Hauptboulevards und den Elysischen Feldern harrt, Kopf an Kopf, die Menge im Regen. Elf Uhr. Von fern kündet das Getös den Einzug der Truppen an, die das Feldheer für diesen Tag der Hauptstadt geliehen hat. Französische Landwehr vornan. Belgier, Engländer, schottische Highlanders, Russen in resedagelben Röcken und Hosen, die in dunklen Schaftstiefeln stecken. Langsam schreiten sie; singen langsam ein Schlachtlied, dessen Weise sich, wie Kirchenchor, feierlich bauscht. Danach Jäger, Bergschützen, Zuaven, Seesoldaten, Füsiliere, Reiter, Artillerie, ein Zug der Schutztruppen, Marokkaner, Annamiten. Wo sind die Inder, die Anglo-Afrikaner? Alle bluten, weil Engländer und Franzosen, die das gelbe, braune, schwarze Volk in seiner Heimath entrechten und knechten, das Blutopfer befehlen. Alle müßten hier sein: um, endlich, zu hören, wofür sie fechten. Nicht für ihr Vaterland; dessen Gesetz giebt, dessen Frucht raubt der fremde Eroberer. Nicht für den Glauben, den der Fronherr ihnen läßt, der Missionar verleidet, für helle Zukunft noch für Macht und Wohlstand der Reiche, denen ihr Arm und ihr Hirn verdingt ist. Nein: für die Befreiung der Menschheit von deutscher Barbarei. Im Grand Palais, neben der auf den Namen des dritten Alexanders getauften Brücke, spricht der Präsident der Republik. „Auch Verdun ist, wie so manche Stadt unseres Nordens und Ostens, nur noch ein Trümmerhaufe. Ueber den geschwärzten Steinen der von Flammen ausgehöhlten Häuser hat das deutsche Heer aber, in der Ferne, schon unseren Sieg erblickt. Die Kaiserreiche Mitteleuropas können sich nicht mehr dem Wahn hingeben, wir seien zu ermüden und in einen Frieden zu überreden, den der preußische Militarismus nur listig zu Vorbereitung neuen Angriffes nützen würde." Da sind die Inder, Araber, Neger. Hören sie, daß sie hergerollt wurden, um den Tag zu feiern, der den Fall der Bastille, den Sturz der festesten Zwingburg ins Buch der Menschheitgeschichte schrieb? „Auch für Euch, Brüder aus Moskau und Kiew, Kairo und Kalkutta, hat Danton, hat Robespierre gelebt. Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit! Gott schütze den Zaren."

Gott schütze den Zaren! Zwei Tage danach durchhallt der

fromme Schrei Petrograd. Georgijfest. Dem Heiligen, der, Bauer und Siegbringer, eine Jungfrau zu retten, den Drachen erschlug, gilt die Feier. Ueberall drängt sich das Bild des jungen Ritters auf weißem Roß in das Sehfeld des Auges. Sein Orden ist auf Rußlands Erde mächtig geworden. Katharina hat ihn gestiftet. Vier Klassen, die Rangerhöhung und Gnadengehalt verleihen; die fünfte Klasse ist für gemeine Mannschaft. In diesem Krieg, rühmte die Schreiberzunft, ist das weiße Kreuz sogar Juden zuerkannt worden (wenn sie nicht etwa dem Tempel Jeruschalajims, der Friedensstätte, eine Zähre nachgeweint hatten). Morgens in allen Kirchen Gottesdienst, Totenfeier, Massengebet für den Sieg Batjushkas und seines Mütterchens Rossija. Mittags, auf dem Senatsplatz, vor dem Denkmal Peters des Großen, weiht der Metropolit die alten und neuen Ritter. Te, deum, laudamus! Den Gott, der die Wunden des Reiches heilen und dessen Haupt noch einmal krönen wird. Nach der Messe wird die Kriegstrophäenausstellung auf der Newa eröffnet. Reißet die Augen weit auf! Schwergeschütz, Flugzeug, Wagen, Explosivgeschosse, Beute aller Art. Jeder Russe soll sich dran freuen. Auf dem Riesenfloß schwimmt das Ganze aus der Newa ostwärts. Und wird dann jedem Dorf der Wolga-Ufer gezeigt. Dürfte Nekrassow heute noch fragen, wer in Rußland glücklich sei? Hunderttausende jauchzen in Sonntagslust. An der Thür der Theater, Kinos, Schänken wird kein Eintrittsgeld verlangt. Volksfest, Ihr Bengel! Das giebts nur in Kriegszeit. Unser Dostojewskij, der nicht immer traurig war, hat sie mit heiligem Recht gepriesen. „Krieg erfrischt die Menschen, läßt Nächstenliebe aufsprießen, verbrüdert die Völker, weil er eins das andere achten lehrt, und jätet das Unkraut des Hasses aus, das im Frieden geil wucherte. Nach dem Krieg erblüht Alles schnell in neues Leben. Das Land prangt bald so üppig, als hätte Segensnaß seine Schollen getränkt. Und dem vom Kriege Geschädigten wird von allen Seiten, aus Schlössern und Hütten, zärtlich Hilfe aufgedrängt.“ Der war ein Dichter! Wer wagt noch, zu stöhnen? Nebenan ist Brusilows Zermalmung der Oesterreicher und eine Parade vor Papa Joffre zu schauen. Horch: die Marseillaise! „Was will die Horde gekrönter Verräther?“ Noch sinkt im Norden die Sonne nicht. Die Krüppelschaar trägt ihr Kreuz heim.

Sergej Dimitrijewitsch Sasonow war nicht bei dem Fest. Ist

wohl wieder krank? War er schon, als er Tscharykow von dem Posten des Ersten Gehilfen im Auswärtigen Amt ablöste. Das schwindsüchtige Täubchen: hat ihn der Großfürst genannt. Weil er kränklich, scheu, im Verkehr linkisch war, schien er Manchem dumm; in Vornehmheit verblödet, wie der mit Ringen, Armbändern, Kreuzen, Edelstein und Rosenkranz aufgeputzte Nekludow und Andere seiner Sorte. Wenn Sasonow aber nicht ein Büchschen mit Mutterwitz aus Rjasan mitgebracht und dann fleißig gearbeitet hätte, wäre er nicht so weit gekommen; Stolypin war zu schlau, um einen unfähigen Schwager ins Licht zu stellen. Staal und Iswolskij, die nicht leicht zufrieden waren, ließen ihn sich lange gefallen. Er war nur in London und beim Vatikan. Brauchbarer Diplomat; nicht zum Staatsmann geboren. Daß ihn das Schicksal in Gewitter, wie niemals eins war, am Rockkragen auf den Platz Nesselrodes tragen werde, hat er selbst nicht geahnt. Die Grundfarbe seines Wesens war ein blasses Himmelblau. Am Liebsten hätte er mit allen Großmächten so still, sanft, freundlich verkehrt wie in den Römerjahren mit den greisen Kardinalen der Kurie. Aerger und Alkohol konnte er nicht vertragen. Als er in die Centrale zurückkam, hatte Iswolskij, den er als pfiffigen Techniker bewunderte, den Reichskahn weit vom alten Russenkurs weggedreht. Mit Oesterreich-Ungarn war er persönlich verzankt, in Deutschland, dessen Geschäftsführern er volle Kränze spendete, ohne Vertrauenswurzel; seit Algesiras, Racconigi, Reval den Westmächten fest verknotet. Sein Kompaß wies nach Europa; und der Irrwisch war stolz darauf, daß er einheimsen durfte, was König Eduard ihm zugedacht hatte. Abkommen über Persien und Afghanistan; anständige Auseinandersetzung mit Japan. Da er seine Pläne, politische und private, im Westklima rascher fördern zu können glaubte, ging er nach Paris und empfahl Sasonow als Platzhalter. Der würde nicht schaden. Blieb dem Begünstiger auch lange anhänglich. Der erste Aerger hinkte ihm aus Berlin nach. Da hatte Kiderlen ihm viel zu trinken gegeben, aber nicht gesagt, daß eine neue deutsche Militärmission mit der Türkei verabredet sei. Deutsche Offiziere als Führer des Ersten Osmanencorps, Herren in Konstantinopel: als das Geheimniß entschleiert war, hielt Sasonow sich für das Opfer unziemlicher List und hörte am Hofe flüstern, man merke doch schon, daß er nicht vom Kaliber

Iswolskijs sei. In unbefangenen Verkehr mit deutschen Diplomaten hat er sich seitdem nicht wieder gewöhnt. Langwierige Lungenkrankheit, Agadir, Tripolis, zwei Balkankriege, Londoner Reunion, Bukarester Friede: er kam nicht zu Athem; wußte wohl kaum, wie in ruhiger Zeit das Staatsgeschäft zu führen ist. Dazu das ewige Kreuz mit einem launischen, leicht bestimmbaren Herrn, der nirgends den Muth zu Aufrichtigkeit gelernt hat und kratzen will, wenn sein Blick süße Huld lächelt; mit Kabinetshäuptern, die verständnißlos ins Internationale dreinreden; mit Reichsrath und Duma, Rasputin und anderen Hofheiligen. Auch der Kontroleur in Paris wird oft lästig. Das Täubchen wäre dennoch behutsam durchs Dickicht gekommen. Da schlug in Belgrad der Blitz ein: und ein Flammenmeer brandete über Europa hin. Herr Sasonow hat hundertmal geschworen, daß er den Krieg nicht gewollt, alles zu würdigem Ausgleich Erdenkliche gethan habe. Er trat für die Verständigungformel ein: „Wenn Oesterreich sein Heer auf serbischem Boden Halt machen läßt, wenn es anerkennt, daß aus dem austro-serbischen Zwist eine Frage von europäischem Interesse geworden ist, und zugiebt, daß die Großmächte erwägen, welche Genugthuung Serbien, ohne seine Unabhängigkeit und souverainen Staatsrechte zu gefährden, der austro-ungarischen Regirung gewähren könne, verpflichtet Rußland sich, in abwartender Haltung zu verharren." Er entwirft die Depesche, mit der, am einunddreißigsten Juli 1914, Nikolai auf Wilhelms Warnung antwortet: „Die militärischen Beschlüsse sind schon fünf Tage alt und nur zur Abwehr der österreichischen Vorbereitungen bestimmt. Von ganzem Herzen hoffe ich, daß sie Deine Vermittlerarbeit, die ich sehr hoch schätze, nicht hemmen werden. Wir brauchen Deine kräftige Einwirkung auf Oesterreich, damit es sich zu Verständigung mit uns entschließt. Aus Deinem Willen zu Mitarbeit schimmert mir noch eine Hoffnung auf freundlichen Ausgang der Sache. Unsere Wehrvorbereitungen wurden durch die österreichische Mobilmachung bedingt; sie einzustellen, ist technisch unmöglich. Der Wunsch, Krieg zu führen, liegt uns ganz fern; so lange unser Gespräch mit Oesterreich über die serbische Angelegenheit währt, wird mein Heer jede herausfordernde Handlung meiden. Darauf gebe ich Dir mein Ehrenwort. Wie auf Fels baue ich auf Gottes Gnade. Zum Heil unserer Länder und des Europäerfriedens wünsche ich

Deiner Vermittlung in Wien volles Gelingen. Herzlichst Dein Nikolai." Der Deutsche Botschafter fordert: Demobilisation, auch auf der österreichischen Grenze, binnen zwölf Stunden; sonst müsse der Kaiser die Mobilmachung befehlen. Letzter Vergleichsvorschlag (bis zu dessen Erledigung die Waffen ruhen müßten): Keine Kleinerung des serbischen Gebietes und Hoheitrechtes, doch, unter der Bürgschaft der vier unbetheiligten Großmächte, volle Genugthuung für Oesterreich. Schon aber ward Entscheidung. In die Maße der Nothwendigkeit, die sich nun thürmte, paßte Sasonow nicht. Ihm gelang eine wirksame Rede, ein giftiger Witz über die Absicht auf den Khalifat von Berlin. Doch er stand überall im Schatten des Britenwillens, wurde drum schlaffer Nachgiebigkeit geziehen und war längst entschlossen, nach der Ratifizirung des Vertrages mit Japan zu gehen. Sein Auge hatte gelitten, die Zunge strauchelte leicht und nach jeder Anstrengung versagte das Hirn den Dienst. Untauglich zu Vorbereitung des Friedens. Und ein Hemmniß auf dem Weg, den dieser Sommer öffnen soll. „Wenn Rußland Siebenbürgen besetzt und in Bukarest anbietet, reißt Rumänien wohl Griechenland mit und das auch von Sarrails Armee (Briten, Franzosen, Serben, Italer) bedrohte Bulgarien kann dem Ansturm nicht widerstehen." Die so rechnen, lügen sich selbst vor, Deutschland könne in solchen Kampf nicht eingreifen. Leichter ist zu verstehen, daß sie, die ohne Rumäniens Vertrauen nicht an das erste Ziel ihres Wollens kämen, scheel auf Sasonow blickten. Der war im Juni 1914 mit seinem Kaiser in Konstanza, mit dem Ministerpräsidenten Bratianu in der Provinz, wo Walachen unter Habsburgs Szepter leben. Der hat weder den russo-rumänischen Ehepakt durchgedrückt noch ein Stück aus der Südwestrippe Bessarabiens an die Angel gehakt, sondern durch die laute Forderung der Herrschaft über Konstantinopel und die Meerengen sogar die Willigsten abgeschreckt. „So blind wie Gortschakow nach Karols Helfersieg bei Plewna." In Südost schweigen die Hörner. Ein Spieler verschwand. Durch das nächste Frühroth tost neue Jagd.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Paß & Garleb G. m. b. H. in Berlin.

Die Zukunft.

Berlin, den 5. August 1916.

Nach zwei Jahren.

Wafurlogi.

Lang ist eine Nacht, länger sind zweie:
Wie mag ich dreie dauern?
Oft daucht ein Monat mich minder lang
Als eine halbe Nacht des Harrens.

Die Strophe steht am Ende des Eddaliedes von Skirnirs Fahrt. Skirnir ist Freyrs Dienstmann, des Gottes, in dem das Licht, der Frühling, die Fruchtbarkeit Körper ward. Der Knecht und Bote dieser Dreieinheit, dem der Gebieter das Sonnenroß und, als Schwert, den Sonnenstrahl lieh, soll um Gerdr werben, die Freyr vom Himmelsdach aus im Riesenheim erblickt hatte. „Ihre Arme leuchteten und Luft und Meer schimmerten von dem Scheine. Mehr lieb' ich die Maid, als ein Jüngling mag im Lenz seines Lebens. Von Asen und Alfen will es nicht Einer, daß wir beisammen seien!“ Winterriesen, die dem Tod verschwägert sind, bewachen die Jungfrau; um den Saal, der ihr Kerker ist, tost das Gebraus des ungestümen Beli, des gewaltigen Lenzsturmes, heulen wüthende Hunde, leckt mit blutrother Wildkatzenzunge Wafurlogi, der lodernde Gischt des Scheiterhaufens, der die Unterwelt von Sonnenland scheidet. Skirnir wird Herr des Sturmes, wehrt sich der Hunde, dringt, auf dem Sonnenroß, mit dem Sonnenstrahl selbst ein wandelndes Feuer, durch die Flammen. Lockt und schreckt die Jungfrau. „Mit dreiköpfigem Thursen theilst Du das Leben oder alterst unvermählt. Sehnsucht scheucht Dich

von Morgen zu Morgen; wie die Distel dorrst Du, die sich gedrängt hat in des Ofens Oeffnung." Rasch erwirbt er sie dem Herrn. Der aber knirscht, weil er nach neun Nächten erst, im Wald stiller Wege, die Liebste umfangen soll. In der Skalda wird Freyr zu dem Heerkönig Sigurd, dem Sohn Sigmunds und Enkel Wölsungs, wird Beli zum Fafnir, der sich, das Schwarzalfengold zu bewachen, in einen Drachen verwandelt hat. Sigurd erschlägt ihn. „Dort sitzt Sigurd, von Blut bespritzt, und brät am Feuer Fafnirs Herz." Er versucht, obs schon gar gebraten ist, steckt den vom glühenden Fett verbrannten Finger in den Mund: und versteht nun die Sprache der Vögel und bleibt nichts ihm mehr Geheimniß, was die Adlerweibchen von den Zweigen rufen. Gerdr ist Hilde geworden. Brünnhilde: weil sie in Helm und Brünne auf dem Hindaberg ruht, den ein Flammenstrom umlodert. Walküre ist sie; und hat laut gelobt, sich nur Dem zu geben, der durch Wafurlogi zu dringen vermochte. Gunnar, der mit Sigurd und den Giaukungen, die auch Niflungen heißen, den Berg hinan reitet, vermags nicht; denn sein Roß Goti scheut das Feuer. In Gunnars Gestalt reitet auf Grani, das unter einem anderen Manne nicht gehen will, Sigurd durch die Flammen; vermählt sich die Jungfrau und grenzt sich auf dem Brautlager durch sein bloßes Schwert von ihrem Leib. Erlischt nun das Feuer und wirkt nicht mehr zerstörend durch die verjüngte Mythenwelt fort? Aus Qualmschwaden prasselt es vorn und hinten in Etzels Halle, darin die Burgunderkönige und ihre Mannen, unter Hagens und Volkers, des Fiedelmannes, Wacht, als Hochzeitgäste, als Häftlinge des Hunnenkönigs weilen. In der Sonnenwendnacht erbitten sie sühnenden Frieden. Den weigert Etzel, Kriemhildens zweiter Gemahl, weil sie sein Kind getötet und ihm schon viele Verwandte erschlagen haben. Sie bitten, im Freien, nicht länger im dumpfen Pferch, kämpfen zu dürfen. Kriemhild versagts; Freiheit werde ihnen nicht, ehe sie Hagen auslieferten, der den edlen Siegfried ermordete und vor dem Blick seiner Witwe Siegfrieds Schwert, mit dem grasgrünen Jaspis am Knauf, zu schwingen wagt. Doch unköniglich dünkt die Könige, den treusten Diener zu opfern. Ihr Widerstand hat, seit die Sonne aufstieg, zwanzigtausend Hunnen getrotzt. Noch aber ist die Rachsucht der Frau nicht gesättigt. „Sie hatte nicht gesonnen auf solche Mörderschlacht. Als sie den Streit begonnen, hatte sie

gedacht, Hagen sollte allein dabei sein Ende sehn. Da schuf der Böse Teufel, über Alle mußt' es ergehn." Die noch draußen stehen, werden in den Saal getrieben. „Noch wollten sich nicht scheiden die Fürsten und ihr Heer: sie ließen von der Treue zu einander nicht mehr." Etzels Weib befiehlt, die Halle, in der ihre Brüder fechten und durch die Volkers eherne Fiedel klingt, in Brand zu stecken, damit ihr Hagen nicht entrinne. Stürzt Beli sich aus Brunst auf Wafurlogi? Sturm wirbelt ein Flammenmeer auf, bevor der Ruch des Glimmens in die Nüstern der Fechtenden, Blutenden stieg. Müssen sie in dörrender Hitze verdursten?

Da sprach von Tronje Hagen: „Ihr edlen Ritter gut,
Wen der Durst will zwingen, Der trinke hier das Blut.
Das ist in solcher Hitze besser noch als Wein;
Hier mag halt zu trinken nichts Kühleres sein."

Hin ging der Recken einer, wo er einen Toten fand;
Er kniet' ihm zu der Wunde, den Helm er niederband.
Da begann er, zu trinken das fließende Blut.
So wenig ers gewohnt war, er fand es köstlich und gut.

Da sprach von Tronje Hagen: „Stellet Euch an die Wand!
Laßt nicht die Brände fallen auf Eurer Helme Band
Und tretet sie mit Füßen tiefer in das Blut.
Eine üble Hochzeit ist es, zu der die Königin uns lud!"

Noch einmal wird Wafurlogi von Heldenmuth, Naturgewalt von Menschenwillen überwunden. Das Schwert, nicht das Feuer, entscheidet. Und der Dichter des alten Liedes stöhnt: „Nie wurde solcher Schrecken noch einem Volksheer bekannt. Kein Friede war zu hoffen; drum sah man fließen das Blut aus tiefen Todeswunden: deren wurden viel geschlagen. Man hörte nach den Freunden Jeglichen klagen." Wir sehen ein Volksheer, dem grausener Schrecken bekannt ward. Das durch Feuerorkan und Erzgewitter, aufrecht und hellen Auges, schreitet, als ginge es zum Fest. Ist seine That, die nahem Blick noch unermeßliche, einst Mythos geworden, dann schrumpft alle Sage von Freyr und Skirnir, von Siegfried und Hagen ins Trutzlied halbflügger Knaben.

Heute reckt sie sich aus dem überladenen Kahn der Erinnerung und stemmt sich, bäumt sich vor unseren Blick. Als wäre in der letzten Nacht aus Göttermythos das Lied in Menschheitbesitz empfangen worden: so stark klingen all seine Saiten. Ists

Volkers Fiedel, die tröstend die Sorge schwarzer Nacht übertönt? Vom Rhein sind die Burgunder, die Nibelungen an die Donau gezogen, weil Kriemhild, die sich dem Witwenschleier, der Klage um Siegfried entschält hat und als Etzels Königin im Hunnenreich thronen will, die Brüder und deren Mannschaft zur Hochzeitfeier lud. Muß Feuer werden und ein Weltbrand an der Donau ein Völkergewimmel verzehren, um den einen Unschuldigen zu rächen, von dessen Blut bei Worms „die Blumen wurden naß“? Hebbels Siegfried (der von Freyr und von Skirnir, dem Heiterer, nicht viel hat, doch tiefer, in einem unserer Mannheit ähnlicheren Hirn, empfindet und heißer glüht als der lachende Degen des alten Volksgedichtes) hörten wir aufbrüllen: „Hier gilt es keine Fehde, keinen Kampf nach Recht und Brauch, hier gilt es eine Jagd auf böse Thiere! Mir däucht, ich stehe hier für die ganze Welt und meine Zunge ruft, wie die Glocke zum Gebet, zur Rache und zum Gericht, was Mensch mit Menschen ist.“ Mußten wir solches Rachegericht, in einer Zeit, deren Sitte gesänftigt schien, noch einmal erleben? An der Donau sieht das Auge des Gedächtnisses zwei Rosse, auf denen zwei Fürstenknaben einst gen Verona ritten, mit leeren, roth triefenden Sätteln einem Schloßpark zu laufen. An der Donau, bei Pöchlarn, wo einst die Burg des wohlhäbigen Markgrafen Rüdiger ragte, schaut es fürstlichen Trauerzug. Unter nächtigem Donner, Blitz, Regengepeitsch scheuen, vor der Fähre, die Pferde, die im Glaswagen den eingeurnten Leib einer Herzogin in die Schloßgruft von Artstetten ziehen sollten. Sie müssen abgesträngt, können erst am anderen Ufer wieder eingespannt werden. Wiehert aus ihrer Brust Naturgewalt, die sich wider den Eindrang in ehrwürdiges Herrscherhaus recht sträubt? Will der Blitz einen Feuerwall thürmen, der das Totenpaar, den echtbürtigen Fürsten und die ihm vermählte Hofdame, vor dem Grabesgemeinschaft öffnenden Thor noch trennt? Abergläubige überläufts. Das Auge erstarrt. In das Ohr gellt, wie in des Tronjers aus demselben Strom, „ein Lachen, so widerwärtig und entsetzlich häßlich, als käms aus einem Sumpf von tausend Kröten und Unken.“ Nicht ein bezirktes Feuer wird, löschbares, wie um Gerdrs Saal, um den Hindaberg und die Halle Etzels. Das Gebälk, das ganze Gemäuer unserer Welt loht in blutrothen Flammen auf. „Rüsten wir zu neuen leidvollen Heldensängen den Stoff? Müssen die Nibelungen, auf deren Ge-

schlechtsnamen ein bülowisch unbedachtes Spielwort, ein noch, uns zum Heil, sinnloses, die Menschheit des Deutschen Reiches getauft hat, vom Rhein abermals an die Donau, am Bettrand des grünen Stromes abermals in bewehrter Schaar abwärts ziehen? Soll in Blut und Brand eine Welt verröcheln, verprasseln, weil (nicht von eines treuen Tronjers, sondern) von eines eitel schwärmenden Knaben Hand ein Unschuldiger gefällt worden ist? Weh Jedem, der diese Brunst, solchen Blutbades Rüstung einst schauen muß!" Am elften Juli 1914, ehe draußen und drinnen an Krieg, an Kriegsmöglichkeit geglaubt wurde, lasen die Freunde hier diese Sätze. Aus Ahnung ward Ereigniß. Wasurslogi aus dem Geglimm von allerlei Reibung. Und kein Ende ist, nirgends eine Hoffnung auf nahes Erlöschen, nach fünfundzwanzig Monaten, zu erblicken. „Lang ist eine Nacht, länger sind zweie: wie mag ich dreie dauern?" Wie ich zwei dauerte: in dem Bewußtsein harter Nothwendigkeit und auf dem Fels des Willens, mit dem Schwert der Trutzpflicht Herr des Schicksals zu werden.

Genesis.

Aus gewandeltem Auge, nach zwei Jahren, auf den Ursprung des Grauses zurück zu schauen, mag nützlich werden. Nur das Sichtbare findet, noch heute, der Blick. Am achtundzwanzigsten Juni 1914, genau vierzehn Jahre nach dem Tag, da Erzherzog Franz Ferdinand von Oesterreich-Este in der Kleinen Rathsstube der wiener Hofburg den Ehepakt mit der Gräfin Sophie Chotek geschlossen und, vor dem Kruzifixus, auf das Thronerbrecht aller aus dieser morganatischen Ehe zu erhoffenden Kinder verzichtet hatte, ist er, ist neben ihm seine Frau unter heiß leuchtender Sonne in Sarajewo getötet worden. Als Generalinspektor des Heeres wollte er in Bosnien Truppenübungen prüfen und zog am Tag des Heiligen Vitus in die Hauptstadt der dem Habsburgerreich eingefügten Provinz ein. Fünfhundertfünfundzwanzig Jahre lang war dieser Tag, der Schlacht auf dem Amselfeld, die dem von Stephan Duschan geschaffenen serbischen Kaiserreich die tötliche Wunde schlug, allen Serben, in den zwei selbständigen Staaten und in den österreichischen Ländern, der Tag tiefster Stammestrauer gewesen. Zum ersten Mal durften sie, als Bezwinger der Türken und Bulgaren, als Herren über Nowibazar und Makedonien,

ihn nun, aus der Zuversicht heiteren Herzens, als das Ostern, nicht mehr als den Karfreitag nationalen Glaubens begrüßen. Morgens, nach Zehn, rollt das Automobil, in dem Franz Ferdinand und seine Frau sitzen, vors Rathhaus. Ein Krach. Am Quai ist eine Bombe geworfen worden; hinter dem Wagen des Erzherzogs, dessen Arm sie noch abwehren konnte, ist sie geplatzt und hat ein paar Menschen verwundet. Trotz der Warnung, die von Generalen und hohen Beamten kommt, fährt, nach der Huldigung im Rathhaus, der Hofwagen die Straße zurück, in der die Bombe geworfen wurde. Der vorausfahrende biegt vom Quai ab. Will das Auto, in dem der Erzherzog mit seiner Sophie sitzt, folgen? Mitten im Gewühl der Gaffer hält es; der des Weges unkundige Chauffeur will rückwärts steuern, will wenden: da durchpfeifen zwei Kugeln die Luft. Der in den Konak gerufene Franziskaner findet zwei Leichen. Das ist ohne Vorgang in neuer Fürstengeschichte. In okkupirtem, dann annektirtem Land, dicht an Serbiens Grenze, am Veitstag kein sorgsam vorbereiteter Schutz, Rückfahrt durch die ungesäuberte Straße, aus der eine Halbstunde zuvor eine Bombe bis an den Rumpf des Erzherzogs flog und in deren dichtestem Gedräng sein Auto Sekunden lang still steht. Nur der Glaube, das ganze Räderwerk der Polizei und Stadtverwaltung sei in Wirrniß gerissen worden, kann, in der ersten Stunde, das Unfaßbare erklären. Dann sprach Feldzeugmeister Potiorek, das Haupt Bosniens: „Der Thronfolger ließ das endgiltige Reiseprogramm in Wien von seinen eigenen Leuten, ohne irgendeine Vereinbarung mit dem Gemeinsamen Finanzministerium, feststellen. Das geschah, weil offiziell die Reise nur einen militärischen Zweck hatte.“ Und in der Neuen Freien Presse wurde gesagt: „Der Thronfolger fiel in Mörderhände, weil er in Sarajewo nicht als Generalinspektor des Heeres, sondern als Thronfolger eingezogen ist. Die Reise zu den Manövern sollte mit einer Huldigungfahrt enden, die ursprünglich nicht vorgesehen war und die Behörden so verwirrte, daß die Allee von Bombenwerfern sich bilden konnte.“ Der neunzehnjährige Bosniak Gawrilo Prinzip hat das Paar erschossen, sein Alters- und Stammesgenosse Kabrinowitsch zuvor die Bombe geworfen. Zwei Oesterreicher, auf österreichischem Boden. Beide waren, wie die meisten jungen Bosniaken, eine Weile in Belgrad gewesen. Unsere Polizei, sagte nach der That dort der

Ministerpräsident, „hätte sie beobachtet, wenn sie uns jemals als verdächtig bezeichnet worden wären; als wir aber Kabrinowitsch ausweisen wollten, brachte er von seiner Heimathbehörde ein so günstiges Leumundszeugniß, daß wir ihn in Ruhe ließen.“ Wer Geschichte als Erlebniß fühlt und, seit dem Bukarester Frieden, die Spannung der Willensstränge, den Zeiger des Manometers betrachtet hat, weiß dennoch, was in Südost sich aus Nebeln braut. Heißer Sonntag war, als ich, am Bahnhof Zoologischer Garten, ausrufen hörte: „Erzherzog Franz Ferdinand in Sarajewo ermordet!“ In der Hauptstadt der Bosna, die altserbisches Siedlergebiet war, ein Ziel neuserbischen Sehnens ist. In der selben Sekunde trieb Ahnung den Ruf auf die Lippe: „Das ist der Krieg!“

Noch sieht es, in Europens Sommerferien, auf unserer grünen Erde nicht danach aus. Wildem Geheul ist Stille gefolgt. Daß verantwortliche Beamte des Königreiches Serbien der Anstiftung zu dem Doppelmord schuldig, auch nur der Begünstigung verdächtig seien, scheint noch nicht zu erweisen; und wird, mit ruhigem Ernst, in Belgrad bestritten. In Wien, daß an Bedrohung Serbiens gedacht werde; nicht von „démarche“, nur von „pourparlers“, höflichem Meinungaustausch, dürfe man reden. Im Ungarischen Reichstag hat Graf Tisza kühl gesagt, das Verhältniß der Monarchie zu Serbien bedürfe der Klärung. Frankreichs Generalkonsul aber meldet aus Budapest, die Volksmasse fürchte plötzlichen Kriegsausbruch und die vierprozentige Rente sei schon am zehnten Juli unter 80, in nie erschaute Tiefe, gesunken. Botschafter Dumaine schreibt aus Wien, die Macht Derer wachse, die rathen, die unvermeidliche Abrechnung mit Serbien nicht zu vertagen, bis Rußlands Rüstung fertig sei und Frankreichs Heer sich in die neuen Pflichten dreijähriger Dienstzeit gewöhnt habe. Der Konsulatskanzler warnt lauter: Die amtliche Telegraphenagentur, die sonst immer nur die wichtigsten serbischen Preßstimmen wiedergebe, verbreite jetzt das Geschimpf des kleinsten Hetzblattes, um das Keiner sich kümmere und gegen das die belgrader Regirung kein Bändigungmittel habe. Man wolle das Oesterreichergefühl aufreizen, eine dem Kriege günstige Stimmung vorbereiten und von Serbien fordern, daß es der Schutzmann seines großen Nachbars werde. Gewiß schaukelt Uebereifer sich im Papageienring. Niemand will Krieg. Oesterreich-Ungarn ist froh, wenn es die

Last der Mobilisirung, die seit der Annexion kaum je ganz rückgängig ward, endlich abschütteln kann. Dem Befehl, die strategischen Stellungen in Albanien zu räumen, haben die Serben im November 1913 gehorcht. Das Verhältniß zu Peters Staat ist nicht so schlecht, daß nur Eisen es heilen könnte. Mit kaufmännischer Nüchternheit wird über das Recht auf die makedonischen Bahnen verhandelt. Am vierzehnten August soll eine neue Skupschtina gewählt werden. Vielleicht zermalmt der Block, zu dem die Sprudeljugend sich den Liberalen und Fortschrittsmännern vereint hat, die Altradikalen und erschlägt deren Ausschuß, das Ministerium Paschitsch. Der organisirt im Timok-Bezirk den Wahlfeldzug. Zu seinem Vertreter, dem Finanzminister Patschu, trägt Oesterreichs Gesandter Freiherr von Giesl das Ultimatum.

„Wien, am zweiundzwanzigsten Juli 1914.

Euer Hochwohlgeboren wollen die nachfolgende Note am Donnerstag, den dreiundzwanzigsten Juli, nachmittags, der Königlichen Regirung überreichen:

Am einunddreißigsten März 1909 hat der Königlich Serbische Gesandte am wiener Hof im Auftrag seiner Regirung der K. und K. Regirung folgende Erklärung abgegeben:

‚Serbien anerkennt, daß es durch die in Bosnien geschaffene Thatsache in seinen Rechten nicht berührt wurde und daß es sich Dem gemäß den Entschließungen anpassen wird, welche die Mächte in Bezug auf den Artikel 25 des Berliner Vertrages treffen werden. Indem Serbien den Rathschlägen der Großmächte Folge leistet, verpflichtet es sich, die Haltung des Protestes und des Widerstandes, die es hinsichtlich der Annexion seit dem vergangenen Oktober eingenommen hat, aufzugeben, und es verpflichtet sich ferner, die Richtung seiner gegenwärtigen Politik gegenüber Oesterreich zu ändern und künftighin mit diesem Reich auf dem Fuß freundnachbarlicher Beziehungen zu leben.‘

Die Geschichte der letzten Jahre nun und insbesondere die schmerzlichen Ereignisse des achtundzwanzigsten Juni haben das Vorhandensein einer subversiven Bewegung in Serbien erwiesen, deren Ziel ist, von der österreichisch-ungarischen Monarchie gewisse Theile ihres Gebietes loszutrennen. Diese Bewegung, die unter den Augen der serbischen Regirung entstand, hat in der Folge jenseits des Gebietes des Königreiches durch Akte des

Terrorismus, durch eine Reihe von Attentaten und durch Morde Ausdruck gefunden.

Weit entfernt, die in der Erklärung vom einunddreißigsten März 1909 enthaltenen formellen Verpflichtungen zu erfüllen, hat die Königlich Serbische Regirung nichts gethan, um diese Bewegung zu unterdrücken. Sie duldete das verbrecherische Treiben der verschiedenen gegen die Monarchie gerichteten Vereine und Vereinigungen, die zügellose Sprache der Presse, die Verherrlichung der Urheber von Attentaten, die Theilnahme von Offizieren und Beamten an subversiven Umtrieben, sie duldete eine ungesunde Propaganda im öffentlichen Unterricht und duldete schließlich alle Manifestationen, welche die serbische Bevölkerung zum Haß gegen die Monarchie und zur Verachtung ihrer Einrichtungen verleiten konnten. Diese Duldung, der sich die Königlich Serbische Regirung schuldig machte, hat noch in jenem Moment angedauert, in dem die Ereignisse des achtundzwanzigsten Juni der ganzen Welt die grauenhaften Folgen solcher Duldung zeigten. Es erhellt aus den Aussagen und Geständnissen der verbrecherischen Urheber des Attentates, daß der Mord von Sarajewo in Belgrad ausgeheckt wurde, daß die Mörder die Waffen und Bomben, mit denen sie ausgestattet waren, von serbischen Offizieren und Beamten erhielten, die der ‚Narodna Odbrana' angehörten, und daß schließlich die Beförderung der Verbrecher und deren Waffen nach Bosnien von leitenden serbischen Grenzorganen veranstaltet und durchgeführt wurde.

Die angeführten Ergebnisse der Untersuchung gestatten der K. und K. Regirung nicht, noch länger die Haltung zuwartender Langmuth zu beobachten, die sie durch Jahre jenen Treibereien gegenüber eingenommen hatte, die ihren Mittelpunkt in Belgrad haben und von da auf die Gebiete der Monarchie übertragen werden. Diese Ergebnisse legen der K. und K. Regirung vielmehr die Pflicht auf, Umtrieben ein Ende zu bereiten, die eine ständige Bedrohung für die Ruhe der Monarchie bilden.

Um diesen Zweck zu erreichen, sieht sich die K. und K. Regirung gezwungen, von der serbischen Regirung eine offizielle Versicherung zu verlangen, daß sie die gegen Oesterreich-Ungarn gerichete Propaganda verurtheilt (Das heißt: die Gesammtheit der Bestrebungen, deren Endziel es ist, von der Monarchie Gebiete

loszulösen, die ihr angehören), und daß sie sich verpflichtet, diese verbrecherische und terroristische Propaganda mit allen Mitteln zu unterdrücken.

Um diesen Verpflichtungen einen feierlichen Charakter zu geben, wird die Königlich Serbische Regirung auf der ersten Seite ihres offiziellen Organs vom sechsundzwanzigsten Juli nachfolgende Erklärung veröffentlichen:

,Die Königlich Serbische Regirung verurtheilt die gegen Oesterreich-Ungarn gerichtete Propaganda (Das heißt: die Gesammtheit der Bestrebungen, deren letztes Ziel ist, von der österreichisch-ungarischen Monarchie Gebiete loszutrennen, die ihr angehören) und sie bedauert aufrichtig die grauenhaften Folgen dieser verbrecherischen Handlungen. Die Königlich Serbische Regirung bedauert, daß serbische Offiziere und Beamte an solcher Propaganda theilgenommen und damit die freundnachbarlichen Beziehungen gefährdet haben, die zu pflegen sich die Königliche Regirung durch ihre Erklärung vom einunddreißigsten März 1909 feierlich verpflichtet hatte. Die Königliche Regirung, die jeden Gedanken oder jeden Versuch einer Einmischung in die Geschicke der Bewohner was immer für eines Theiles Oesterreich-Ungarns mißbilligt und zurückweist, erachtet für ihre Pflicht, die Offiziere, Beamten und die gesammte Bevölkerung des Königreiches ganz ausdrücklich aufmerksam zu machen, daß sie künftig mit äußerster Strenge gegen die Personen vorgehen wird, die sich derartiger Handlungen schuldig machen sollten, Handlungen, denen vorzubeugen und die zu unterdrücken sie alle Anstrengungen machen wird.'

Diese Erklärung wird gleichzeitig zur Kenntniß der königlichen Armee durch einen Tagesbefehl Seiner Majestät des Königs gebracht und in dem offiziellen Organe der Armee veröffentlicht werden.

Die Königlich Serbische Regirung verpflichtet sich überdies:

1. Jede Publikation zu unterdrücken, die zum Haß und zur Verachtung der Monarchie aufreizt und deren allgemeine Tendenz gegen die territoriale Integrität der Monarchie gerichtet ist.

2. Sofort mit der Auflösung des Vereines ,Narodna Odbrana' vorzugehen, dessen gesammte Propagandamittel zu konfisziren und in der selben Weise gegen die anderen Vereine und Vereinigungen in Serbien einzuschreiten, die sich mit der Propaganda gegen Oesterreich-Ungarn beschäftigen; die Königliche Regirung wird die nöthigen Maßregeln treffen, damit die aufgelösten

Vereine nicht etwa ihre Thätigkeit unter anderem Namen oder in anderer Form fortsetzen.

3. Ohne Verzug aus dem öffentlichen Unterricht in Serbien, sowohl was den Lehrkörper als auch die Lehrmittel betrifft, Alles zu beseitigen, was dazu dient oder dienen könnte, die Propaganda gegen Oesterreich-Ungarn zu nähren.

4. Aus dem Militärdienst und der Verwaltung im Allgemeinen alle Offiziere und Beamten zu entfernen, die der Propaganda gegen Oesterreich-Ungarn schuldig sind und deren Namen, unter Mittheilung des gegen sie vorliegenden Materials, der Königlichen Regirung bekanntzugeben sich die K. und K. Regirung vorbehält.

5. Einzuwilligen, daß in Serbien Organe der K. und K. Regirung bei der Unterdrückung der gegen die territoriale Integrität der Monarchie gerichteten subversiven Bewegung mitwirken.

6. Eine gerichtliche Untersuchung gegen jene Theilnehmer des Komplots vom achtundzwanzigsten Juni einzuleiten, die sich auf serbischem Territorium befinden; von der K. und K. Regirung hierzu delegirte Organe werden an den bezüglichen Erhebungen theilnehmen.

7. Mit aller Beschleunigung die Verhaftung des Majors Woija Tankositsch und eines gewissen Milan Ciganowitsch, serbischen Staatsbeamten, vorzunehmen, welche durch die Ergebnisse der Untersuchung kompromittirt sind.

8. Durch wirksame Maßnahmen die Theilnahme der serbischen Behörden an dem Einschmuggeln von Waffen und Explosivkörpern über die Grenze zu verhindern; jene Organe des Grenzdienstes von Schabaz und Loznica, die den Urhebern des Verbrechens von Sarajewo bei dem Uebertritt über die Grenze behilflich waren, aus dem Dienst zu entlassen und streng zu bestrafen.

9. Der K. und K. Regirung Aufklärungen zu geben über die nicht zu rechtfertigenden Aeußerungen hoher serbischer Funktionäre in Serbien und im Ausland, die, ihrer offiziellen Stellung ungeachtet, nicht gezögert haben, sich nach dem Attentat in Interviews in feindlicher Weise gegen Oesterreich-Ungarn auszusprechen.

10. Die K. und K. Regirung ohne Verzug von der Durchführung der in den vorigen Punkten zusammengefaßten Maßnahmen zu verständigen.

Die K. und K. Regirung erwartet die Antwort der Königlichen Regirung spätestens bis Samstag, den fünfundzwanzigsten dieses Monats, um sechs Uhr nachmittags."

Noch ahnt die sommerlich leere Hauptstadt, ahnt das Land nicht, was geschehen ist. Die meisten Politiker reisen abends in die zu bearbeitenden Wahlkreise ab und sprechen auf dem Bahnhof mehr von Hoffnung und Furcht der Parteien als von Oesterreich-Ungarns Note. Daß sie angelangt sei, wird gemunkelt; den Inhalt kennen nur die Minister. Am nächsten Morgen wird in der „Stampa" der Wortlaut veröffentlicht. Die Ruhe der letzten Wochen war also doch die unheimliche Stille vor dem Gewittersturm; „ein Schweigen in den Lüften, die Winde sprachlos und der Erdball drunter starr wie der Tod, bis jäh durch Stummheit dröhnt der grause Donner." Erst am vierundzwanzigsten Julimittag kann der Ministerpräsident wieder in Belgrad sein: und neunundzwanzig Stunden danach läuft die zur Antwort gelassene Frist ab. Wird Alles angenommen? So tief, heißts, darf ein Staat, der noch ferner in Selbstachtung wohnen will, sich niemals erniedern. Hastig strömts aus den Badeörtchen in die Gluth der Hauptstadt zurück. Vor dem Ministerium des Auswärtigen staut sich die Menge; und jauchzt dem Kronprinzen Alexander zu, der den kranken König vertritt. Stunden lang sitzt er im Kronrath. Niemand erfährt, ob schon ein Beschluß gefaßt worden sei. Von wo ist Hilfe zu hoffen? England, dessen Foreign Office stets für die Bulgaren war und das serbische Sehnen nach Bosnien, der Herzegowina, dem Sandschak und Makedonien als „Illusion" (Hardinges Wort zu dem Minister Milowanowitsch) höhnte, wird nichts thun. Und der Gesandte Hartwig, der, vielleicht, das schwerfällige Rußland in raschen Entschluß zu drängen vermocht hätte, ist tot. Auch die Nacht scheucht den Schwarm nicht ins Bett. Der Prinz-Regent, wird getuschelt, hat an den Zaren telegraphirt. Dessen Antwort bringt erst der späte Vormittag; nach dem Rath zu würdiger Mäßigung einen Hoffnungstrahl. Ein paar Minuten vor Sechs geht Herr Paschitsch selbst zu dem Freiherrn von Giesl. Zwei höfliche Sätze, zwei Verbeugungen blasser Männer. Sechsmal schlägt die Uhr. Fortunens Kugel rollt thalwärts. Die Antwortnote Serbiens liegt auf dem Schreibtisch des Gesandten.

„Die Königlich Serbische Regirung hat das Schreiben der

Kaiserlichen und Königlichen Regirung vom Dreiundzwanzigsten dieses Monats empfangen und ist überzeugt, daß ihre Antwort jedes Mißverständniß beseitigen wird, durch das die guten nachbarlichen Beziehungen der austro-ungarischen Monarchie zu dem Königreich Serbien gestört werden könnten. Sie darf mit vollem Bewußtsein sagen, daß die Proteste, die auf der Tribüne des serbischen Volksparlamentes, in Rede und Handlung verantwortlicher Staatsmänner zu Ausdruck gekommen sind, bis, am letzten Märztag des Jahres 1909, die serbische Regirung ihnen ein Ende machte, sich niemals gegen die große Nachbarmonarchie wiederholt haben. Seit diesem Tag ist weder von einer der Regirungen, die einander folgten, noch von einem ihrer Organe je wieder ein Versuch zur Aenderung des in Bosnien und der Herzegowina geschaffenen politischen und rechtlichen Zustandes gemacht worden. Wir können auch darauf hinweisen, daß uns nach dieser Richtung nur in einem Fall von der K. und K. Regirung eine Beschwerde zugegangen ist, die (es handelte sich um ein Schulbuch) in durchaus befriedigender Weise von uns erledigt wurde. Während der Balkankrisis hat Serbien oft seinen Willen zu vernünftig friedlicher Politik erwiesen; nur dieser Politik und den Opfern, die Serbien ihr brachte, war die Erhaltung des Europäerfriedens zu danken. Für Demonstrationen und Reden Privater, für Preßartikel und Vereinsäußerungen, die in fast allen Ländern alltäglich und meist der Staatsaufsicht entzogen sind, kann die serbische Regirung um so weniger verantwortlich gemacht werden, als sie, so oft eine zwischen Oesterreich-Ungarn und Serbien schwebende Frage zu beantworten war, dem Nachbar weit entgegengekommen ist und dadurch in den meisten Fällen eine dem Fortschritt beider Staaten nützliche Erledigung ermöglicht hat. Durch die Behauptung, daß Staatsbürger des Königreiches Serbien zu der Vorbereitung des Attentates von Sarajewo mitgewirkt haben, ist deshalb die Königliche Regirung schmerzhaft überrascht worden. Sie erwartete die Einladung zur Mitarbeit an der Prüfung aller mit diesem Verbrechen zusammenhängenden Umstände und war, um ihre Lauterkeit durch die That zu erweisen, zum Einschreiten gegen alle irgendwie verdächtigen Personen bereit. Sie erfüllt auch jetzt den Wunsch der K. und K. Regirung und ist entschlossen, jeden serbischen Staatsbürger, welcher Klasse, welchem Rang er auch

angehöre, für dessen Mitschuld an dem Attentat von Serajewo ihr Beweise geliefert werden, vor den Richter zu stellen. Sie wird am sechsundzwanzigsten Juli auf der ersten Seite des Staatsanzeigers veröffentlichen, was hier folgt:

‚Die Königlich Serbische Regirung verurtheilt jede gegen Oesterreich-Ungarn gerichtete Propaganda (Das heißt: die Gesammtheit der Bestrebungen, deren letztes Ziel ist, von der österreichisch-ungarischen Monarchie Gebiete loszutrennen, die ihr angehören) und sie bedauert aufrichtig die grauenhaften Folgen dieser verbrecherischen Handlungen. Sie bedauert, daß serbische Offiziere und Beamte an solcher Propaganda theilgenommen und damit die freundnachbarlichen Beziehungen gefährdet haben, die zu pflegen die Königliche Regirung sich durch ihre Erklärung vom einunddreißigsten März 1909 feierlich verpflichtet hatte. Die Königliche Regirung, die jeden Gedanken oder jeden Versuch einer Einmischung in die Geschicke der Bewohner was immer für eines Theiles Oesterreich-Ungarns mißbilligt und zurückweist, erachtet für ihre Pflicht, die Offiziere, Beamten und die gesammte Bevölkerung des Königreiches ganz ausdrücklich aufmerksam zu machen, daß sie künftig mit äußerster Strenge gegen die Personen vorgehen wird, die sich solcher Handlungen schuldig machen sollten, Handlungen, denen vorzubeugen und die zu unterdrücken sie alle Anstrengungen machen wird.‘

Ein im Namen des Königs vom Kronprinzen Alexander zu erlassender Tagesbefehl wird dem Heer diese Erklärung übermitteln; außerdem wird die nächste Nummer des Amtlichen Armeeblattes sie veröffentlichen.

Ferner verpflichtet sich die Königliche Regirung:

1. Von der Skupschtina, sobald sie zu ordentlicher Tagung versammelt ist, die Aufnahme einer Vorschrift zu fordern, nach der das Preßgesetz die Aufreizung zu Haß und Verachtung der austro-ungarischen Monarchie und jede Veröffentlichung, deren Ziel die Antastung des austro-ungarischen Landbesitzstandes ist, mit den strengsten Strafen zu ahnden hat. Die nahe Verfassungrevision wird ihr die Möglichkeit geben, den zweiundzwanzigsten Verfassungartikel so zu ändern, daß Artikel und Schriften der angedeuteten Art in Beschlag genommen werden können. Das ist jetzt, nach dem unzweideutigen Wortlaut dieses Verfassungartikels, unmöglich. Die Regirung verpflichtet sich, diesen Zustand zu ändern.

2. Sie hat keinen Beweis (und auch die Note der K. und K. Regirung liefert ihr keinen) dafür, daß der Verein ‚Narodna

Odbrana', ihm ähnliche Vereine oder ihnen zugehörige Personen irgendwelcher verbrecherischen Handlungen der erwähnten Art schuldig geworden seien. Dennoch erfüllt sie den Wunsch der K. und K. Regirung: sie wird diesen Verein und jeden, der sich gegen Oesterreich-Ungarn wendet, auflösen.

3. Sie verpflichtet sich, aus dem öffentlichen Unterricht Serbiens ohne Säumen Alles zu entfernen, was der Propaganda gegen Oesterreich-Ungarn dient oder sie irgendwie nähren könnte; sie erwartet, daß die K. und K. Regirung ihr das Bestehen solcher Propaganda erweisen werde.

4. Sie will alle Offiziere und Beamten, denen die gerichtliche Untersuchung feindsäliges Handeln gegen den austro-ungarischen Landbsitzstand nachgewiesen hat, zunächst mindestens aus dem Staatsdienst entlassen; und erwartet, daß die K. und K. Regirung ihr bald die Namen solcher Offiziere und Beamten nebst den auf ihnen lastenden Anschuldigungen mittheile, damit das Verfahren eröffnet werden könne.

5. Sie muß gestehen, daß ihr Sinn und Tragweite der Forderung nicht ganz klar ist, die sie verpflichten soll, auf Serbiens Boden die Mitarbeit von Organen der K. und K. Regirung zu gestatten; sie erklärt sich aber zur Duldung jeder Arbeitgemeinschaft bereit, die mit den Grundsätzen des Völkerrechtes, mit der Strafprozeßordnung und mit einem guten Nachbarverhältniß in Einklang ist.

6. Sie fühlt sich vom natürlichsten Pflichtgefühl zur Eröffnung des Verfahrens gegen alle in ihrem Staatsgebiet lebenden Personen gedrängt, die zu der Verschwörung vom achtundzwanzigsten Juni mitgewirkt haben oder solcher Mitwirkung verdächtig sind. Daß in diesem Verfahren Agenten der K. und K. Regirung mitarbeiten, kann die Königliche Regirung nicht zulassen, weil sie sonst die Verfassung und die Strafprozeßordnung verletzen würde. Doch könnten in bestimmten Fällen die Ergebnisse der schwebenden Untersuchung den austro-ungarischen Organen angezeigt werden.

7. Sie hat sogleich nach der Zustellung der Note, noch am selben Abend, die Verhaftung des Majors Wojia Tankosisch befohlen. Milan Ciganowitsch gehört dem Staatsverband der austro-ungarischen Monarchie an. Bis zum achtundzwanzigsten Juni stand er als Aspirant im Dienst der Eisenbahndirektion. Wo er sich jetzt

aufhält, war noch nicht zu ermitteln. Die K. und K. Regirung wird ersucht, so schnell wie möglich, zum Zweck weiterer Ermittelung, die Verdachtsgründe und die von der Untersuchunginstanz in Sarajewo bisher gefundenen Schuldbeweise in der üblichen Form mitzutheilen.

8. Sie wird die giltigen Vorschriften gegen den Grenzschmuggel mit Waffen und Sprengstoffen verschärfen und erweitern. Sie wird, natürlich, sofort eine Untersuchung eröffnen, um festzustellen, ob Grenzbeamte auf der Strecke Schabaz-Lozn ca durch Begünstigung der Urheber des Verbrechens von Sarajewo pflichtwidrig gehandelt haben. Solche Beamte würden streng bestraft werden.

9. Sie ist gern bereit, über das auf serbischem Boden und im Ausland von Beamten in Interviews nach dem Attentat Gesagte (das, nach der Angabe der K. u. K. Regirung, der austro-ungarischen Monarchie feindsälig war) Auskunft zu geben, sobald die K. und K. Regirung ihr solche Redewendungen angegeben und als Aeußerungen serbischer Beamten erwiesen hat. Sie wird sich auch selbst um die Sammlung solcher Beweise und Ueberführungmittel bemühen.

10. Sie wird, so weit es noch nicht in dieser Note geschehen ist, der K. und K. Regirung die Ausführung alles hier Zugesagten unmittelbar nach dem Beschluß und der Verfügung anzeigen.

Sollte die K. und K. Regirung von dieser Antwort noch nicht befriedigt sein, so ist die Königlich Serbische Regirung, die im gemeinsamen Interesse beider Reiche gegen eine überhastete Erledigung der Sache ist, zu friedlicher Verständigung, wie immer, bereit. Die Beantwortung der schwebenden Fragen könnte dann entweder dem Internationalen Gerichtshof im Haag oder den Großmächten übertragen werden, die an unserer Erklärung vom einunddreißigsten März 1909 mitgearbeitet haben."

Ich habe die österreichische Note nach dem Wortlaut des Rothbuches abgedruckt, die Serbiens aus dem französischen Urtext übersetzt. In der sechsten Stunde, in der sie überreicht wurde, war, für alle Fälle, das Heer mobilisirt worden. Schon drei Stunden zuvor, meldet Freiherr von Giesl aus Semlin, sei der Befehl ins Land gegangen; und fügt hinzu: „Ich habe in Folge ungenügender Antwort der Königlich Serbischen Regirung auf unsere Forderungen die diplomatischen Beziehungen zu Serbien für abge-

brochen erklärt und mit Personal der Gesandtschaft Belgrad verlassen." Da läuten von allen Kirchthürmen die Glocken. Alle Parteien versöhnen, die Feinde von gestern verbrüdern sich. Im kleinsten Dorf schwört Jeder, daß Serbien schuldlos überfallen worden sei und mit dem sarajewoer Mord nicht die mindeste Gemeinschaft gehabt habe. „Was konnte er uns denn nützen? Die Frau des Thronfolgers liebte die Slawen und er traute den Magyaren, unseren Hauptfeinden, nicht über den Weg. Daß Handgranaten aus dem kragujewacer Depot verwandt wurden, beweist nichts: denn Hunderte haben aus den Balkankriegen solche Granaten als Andenken heimgebracht. Wir brauchten nur Ruhe, um das erkämpfte Land zu verdauen. Hat Paschitsch uns noch nicht tief genug gedemüthigt? Was er heute nicht schluckte, aber auch nicht ausspie, ist Kleinigkeit und kann nicht Kriegsvorwand sein." So schwirrts durcheinander, während die rüstige Mannheit zu den Fahnen eilt und die Weiber schluchzen, weil sie nun wieder allein hausen müssen. Das geht schon ins dritte Jahr. Die Alten verschleißen Trostpülverchen. Diesmal wird nicht Krieg. Ist ja nur Schreckschuß. Nach wenigen Tagen ist der Milosch, Peter, Wladan wieder daheim. Kaiser Franz Joseph ist ein gütiger Herr. Rußland verläßt uns nicht. Seid hübsch geduldig; Frauenvolk!

An dem selben fünfundzwanzigsten Julitag läßt Ministerpräsident Paschitsch an alle serbischen Gesandtschaften telegraphiren: „Den Vertretern der uns befreundeten Staaten habe ich den Grundriß unserer Antwort vorgelegt und gesagt, daß sie durchaus versöhnlich sein werde. Die serbische Regirung wird alle Forderungen Oesterreich-Ungarns, die überhaupt annehmbar sind, annehmen und ist gewiß, daß die austro-ungarische Regirung die ihr gewährte vollkommene Genugthuung anerkennen wird; wenn sie nicht etwa unter allen Umständen Krieg führen will." Der Vornotiz folgt schnell der Wortlaut; und nachts die Kunde vom Bruch.

Am Sechsundzwanzigsten schreibt Minister Graf Berchtold an die Botschafter Oesterreich-Ungarns: „Wir haben, nachdem Serbien die von uns aufgestellten Forderungen abgelehnt hat, die diplomatischen Beziehungen zu diesem Lande abgebrochen. Ich ersuche Euer Excellenz nun, sich sofort zu dem Herrn Minister des Aeußeren oder dessen Stellvertreter zu begeben und sich ihm gegenüber beiläufig in folgender Weise auszusprechen. ‚Die Kö-

niglich Serbische Regirung hat abgelehnt, die Forderungen, welche wir zur Sicherung unserer von ihr bedrohten vitalsten Interessen an sie stellen mußten, zu erfüllen; womit sie bekundet hat, daß sie ihre subversiven, auf die stete Beunruhigung einiger unserer Grenzgebiete und ihre schließliche Lostrennung aus dem Gefüge der Monarchie gerichteten Bestrebungen aufzugeben nicht Willens sei. Zu unserem Bedauern und sehr gegen unseren Willen sind wir dadurch in die Nothwendigkeit versetzt worden, Serbien durch die schärfsten Mittel zu einer grundsätzlichen Aenderung seiner bisherigen feindsäligen Haltung zu zwingen.'"

Auf den zweiten Hilferuf des Kronprinzen und Regenten Alexander antwortet, laut nun, am siebenundzwanzigsten Juli der Kaiser von Rußland: „Als Eure Königliche Hoheit sich in einer besonders schweren Stunde an mich wandten, haben Sie die Empfindung, die ich für Sie hege, eben so richtig wie mein herzliches Mitgefühl mit dem serbischen Volk erkannt. Ich betrachte die Lage mit ernstester Aufmerksamkeit und meine Regirung müht sich mit aller Kraft um den Ausgleich der entstandenen Schwierigkeiten. Ich zweifle nicht, daß Eure Königliche Hoheit und die Königliche Regirung uns diese Aufgabe erleichtern und nichts versäumen werden, was, unter Wahrung der Würde Serbiens, eine friedliche Lösung sichern und den Schrecken neuen Krieges vorbeugen kann. So lange auch nur die allergeringste Hoffnung bleibt, blutigen Austrag zu vermeiden, muß all unser Mühen diesem Ziel zustreben. Können wirs, trotz unserem tief aufrichtigen Wunsch, nicht erreichen, dann darf Eure Königliche Hoheit gewiß sein, daß Rußland in keinem Fall das Schicksal Serbiens als ihm gleichgiltig betrachten wird. Nikolai."

Am letzten Julitag erklärt sich, zum ersten Mal, die wiener Regirung bereit, über ihr an Serbien gerichtetes Ultimatum mit Rußland zu verhandeln. Graf Berchtold telegraphirt an die Botschafter Oesterreich-Ungarns: „Die der Situation entsprechenden Pourparlers zwischen dem wiener und dem petersburger Kabinet, von denen wir uns eine allseitige Beruhigung versprechen, nehmen ihren Fortgang." Aus Petersburg meldet ihm Botschafter Graf Szapary: „Bei meinem heutigen Besuch legte ich Herrn Sasonow dar, daß ich Instruktionen erhalten hätte. Ich müsse aber vorausschicken, die augenblickliche, durch die russische

allgemeine Mobilisirung in Wien geschaffene Lage sei mir gänzlich unbekannt, so daß ich von dieser bei Verdolmetschung meiner noch vorher abgegangenen Weisungen vollkommen absehen müsse. Ich sagte, daß die beiden Weisungen Eurer Excellenz von dem Mißverständniß handeln, als ob wir weitere Verhandlungen mit Rußland abgelehnt hätten. Dies sei, wie ich ihn schon ohne Auftrag versichert hätte, ein Irrthum. Eure Excellenz seien nicht nur gern bereit, mit Rußland auf breitester Basis zu verhandeln, sondern auch speziell geneigt, unseren Notentext einer Besprechung zu unterziehen, so weit es sich um dessen Interpretation handle. Ich betonte, wie sehr die Instruktionen Eurer Excellenz an mich einen weiteren Beweis guten Willens böten. Ich könne nur hoffen, daß uns der Gang der Ereignisse nicht schon zu weit geführt habe. Jedenfalls hätte ich für meine Pflicht gehalten, im gegenwärtigen hochernsten Augenblick den guten Willen der K. und K. Regirung nochmals zu dokumentiren. Herr Sasonow erwiderte, er nehme von diesem Beweis guten Willens mit Befriedigung Akt; doch möchte er auch aufmerksam machen, daß ihm Unterhandlungen in Petersburg aus nahliegenden Gründen weniger Erfolg versprechend erschienen als solche auf dem neutralen londoner Terrain. Ich erwiderte, Eure Excellenz gingen, wie ich schon dargelegt hätte, vom Gesichtspunkt einer direkten Fühlungnahme in Petersburg aus, so daß ich nicht in der Lage sei, zu seiner Anregung bezüglich Londons Stellung zu nehmen; doch würde ich Euer Excellenz hiervon Meldung erstatten."

Am Tag zuvor hat die Regirung der Französischen Republik pünktliche Erfüllung der Bündnißpflicht zugesagt; aber auch gelobt, alles zur Friedenswahrung Erdenkliche zu thun, und die Russen beschworen, Alles zu meiden, was „dem Deutschen Reich einen Vorwand zur Mobilmachung liefern könnte". Herr Sasonow antwortete: „Ich gebe bis in die letzte Minute die Verhandlung nicht auf." Doch Petersburg glaubt, daß ihm Berlin, Berlin, daß ihm Petersburg in der Vorbereitung des Kriegszustandes voraus sei. Botschafter Swerbejew meldet die deutsche Mobilmachung; und widerruft gleich danach die Meldung, die aus dem Irrthum eines Extrablattes kam. Die Nachricht, daß in den Frühstunden des dreißigsten Julitages Belgrad von den Oesterreichern beschossen worden sei, erregt in Rußland die Gemüther. Aus Wien

aber telegraphirt Botschafter Schebeko, daß sein Gedankenaustausch mit dem Ballhausplatz, trotz der Mobilmachung, fortdaure; Graf Berchtold sei durch die russische Vorbereitung gegen Deutschland unruhig geworden und versichere, daß Oesterreich-Ungarn sich bisher auf die Rückberufung der Mannschaft von den Manöverfeldern und der beurlaubten Offiziere beschränkt habe. In der Mitternachtstunde bringt der Deutsche Botschafter Herrn Sasonow die Note, die binnen zwölf Stunden den Beginn der Demobilisirung an den Grenzen Deutschlands und Oesterreich-Ungarns fordert; und, da er keine Antwort erhielt, am ersten Augustabend, zehn Minuten vor Sieben, die Kriegserklärung. In deren Begründung wird noch betont, daß der Deutsche Kaiser in Eintracht mit England sich um die Vermittelung zwischen Wien und Petersburg bemüht habe. Drei Tage danach erwähnt der Reichskanzler in seiner Denkschrift drei „englisch-deutsche Vermittelungvorschläge"; erwähnt, daß Britaniens Diplomatie das Vermittlermühen Deutschlands unterstützt, „Schulter an Schulter mit ihm unausgesetzt an der Vermittelungaktion fortgearbeitet habe". Während diese freundlichen Sätze gelesen werden, fordert im Auswärtigen Amt Botschafter Goschen für sich und seine Gehilfen die Pässe, weil die Kaiserliche Regirung verweigert hat, die deutschen Truppen, die morgens die belgische Grenze überschritten haben, zurückzuziehen. Auch ihn erinnert, beim Abschied, der Kanzler an die Thatsache, daß Großbritanien fast bis in die letzte Stunde in Gemeinschaft mit Deutschland sich für die Erhaltung des Friedens eingesetzt habe. In dem Bedauern, daß zwischen zwei Großmächten, deren Verkehr gerade jetzt freundschaftlicher geworden sei, als er seit Jahren war, morgen Krieg sein solle, ist Herr von Bethmann mit Sir Edward Goschen einig; wie, vierzehn Tage zuvor, Sir Edward Grey mit dem Botschafter Fürsten Lichnowsky in Abscheu vor jedem Krieg zwischen Großmächten, gar vor einem um Serbiens willen entbrennenden „wholeheartedly" einig gewesen war. Zu spät. Das Deutsche Reich ist gegen Rußland, Frankreich, England in Krieg. Oesterreich-Ungarn kündet ihn am sechsten August der Russenregirung an. Botschafter Dumaine bleibt bis zum zwölften, Botschafter Sir Maurice de Bunsen bis zum vierzehnten August in Wien. Die Vertreter beider Westmächte haben Kriegserklärungen in Kaunitzens Haus getragen, nicht aus ihm

empfangen. Noch unter dem selben Mond folgt Japan. Ueber die fünf Festländer der Menschenwelt hin leckt im Herbst der Brand.

Das Hohe Lied.

An der Pforte des dritten Kriegsjahres rühmen die Mächte, wie gut es ihnen und ihren Gefährten, wie jämmerlich schlecht aber den Feinden gehe. „Dem Gespann, das den Wagen des Pharao zog, vergleiche ich Dich. Goldene Halskettlein mit Besatz aus Silber und buntem Stein will ich Dir schenken. Wie in wildem Wald ein Apfelbaum: also bist Du; Dein Schatten quickt mich und Deine Frucht labt meinen Gaumen. Aus köstlichen Zedern sind die Balken unserer Häuser und die Zypresse schuf ihnen das Getäfel. Um die Lagerstatt Salomos stehen sechzig Starke, von Israels Stärksten, und hat Jeder ein Schwert und ist Jeder des Krieges höchst kundig. In unseren Gärten prangt es und duftet von Myrrhen, Granatäpfeln, Wein- und Nußblüthe, Hyazinthe und Aloe, Lilien und Palmen. Weh den mageren Füchschen, die unseren Weinbergen Verwüstung trachten!“ Wahrhaftigkeit strahlt, wie Demant, von der Lippe des Freundes. Von Trügergift aber ist die Zunge des Feindes bespeichelt und schleimig, wie Krötenbrut, ihr Wortgeknäuel.

„Weil der Russe trank, sind wir von Japan besiegt worden; nur ein Rußland, das nicht säuft, kann die Deutschen besiegen.“ Diesen Satz hat in der Gossudarstwennaja Duma ein starr Konservativer, der zweite der beiden Markows, gesprochen. Japans Sieg hatte wohl noch andere Gründe; und Deutsche werden sich nicht in den Glauben entschließen, daß ein nüchternes Rußland ihre Armeen besiegen könne. Merkenswerth ist immerhin, daß so grob wahrhaftige Worte im petrograder Reichstag von der rechten Seite kommen. Er hat mit Stimmeneinheit den Gesetzentwurf angenommen, der Herstellung und Verkauf alkoholischer Tränke verbietet. (Das in dem Ukas des Zaren ausgesprochene Verbot gilt nur für die Kriegsdauer.) Siebenundfünfzig Abgeordnete, die den Entwurf in Ausschüsse begraben wollten, zogen den Antrag zurück, weil ihren Wortführern Betheiligung an Großdestillationen nachgesagt worden war. Wenn der Reichsrath, das Oberhaus, zustimmt, wird das Russenvolk zum Verzicht auf „starke Tränke“

gezwungen sein. Das sind alle Tränke, die mehr als anderthalb Prozent Alkohol enthalten; also nicht nur der Wodka (den der Norddeutsche nicht mehr Wutki nennen sollte) mit vierzig Prozent, sondern auch das Bier. Wer für die Industrie, für Aerzte, Apotheken, Lehranstalten und zur Ausfuhr Spirituosen herstellen will, bedarf staatlicher Erlaubniß. Kaukasier und Kosaken haben für den Wein aus Rebenbeeren eine Ausnahme erwirkt. Der reiche Säufer schien nicht so gefährlich wie der dürftige; und man durfte den Weinbauern in Kaukasus, Krim, Bessarabien nicht die Einkunft entziehen. Gegen das Verbot, die Gewächse aus Bordeaux, Burgund, der Champagne einzuführen, hätte wohl auch die Französische Republik, amie et alliée, sich heftig gewehrt. Ein Jahr nach dem Friedensschluß erlischt das Verbot, aus den russischen Weinbaubezirken den Trank in die anderen Reichsprovinzen zu liefern; doch bleibt den Stadt- und Landgemeinden das Recht, den Verkauf zu begrenzen oder ganz zu verbieten. Schon ist freilich, nach dem Wort des Abgeordneten Skobelew, ein „neues Uebel“ entstanden. Wo der geliebte Wodka allzu schmerzlich entbehrt wird, sind Ersatzmittel gesucht und gefunden worden. Ein paar Dutzend. Salz, Pfeffer, Essig, Tabak, Bilsenkraut werden als Würze benutzt; Malzschrot, Hopfen, Honig sollen Kraft oder Wohlschmack geben; Eau de Cologne, Holzsprit, Aether, Lacksud, Benzin, Rosinen- und Heidelbeerschnaps, scharfe Apothekertropfen aller Art werden gesoffen. Und in tausend Häusern und Hütten wird „gebrannt“. Der private Kleinbrenner will sich selbst das Betäubungmittel schaffen, das ihm bisher die Branntweinregie lieferte; und die leichtsinnige Brennerei der des Gewerbes Unkundigen hat die (in Rußland immer sehr hohe) Zahl der Feuersbrünste ins Beängstigende gesteigert. In allen Gegenden aber soll die gute Wirkung des Alkoholverbotes sichtbar sein. Das Bauerland, heißts, das Dorf und die Kleinstadt sind nicht wiederzuerkennen; die Menschen helfen und lieben einander wie rechte Brüder; Wohlstand und Sittlichkeit haben sich beträchtlich gehoben, Diebstahl, Strolcherei, Unzuchtärgerniß ist selten geworden und alle Ehefrauen, Mütter, Kinder flehen zum Himmel, er möge das Verbot erhalten. Im Juni 1916 sollen die öffentlichen Sparkassen hundertsechzig Millionen Rubel mehr als im Durchschnitt zuvor eingenommen haben; solche Steigerung war noch nie. Die Naphtha-Ausbeute

soll in dem selben Monat, weil der nüchterne Arbeiter mehr leiste, in den Bezirken Baku und Surakhanij um fünf (auf neununddreißig) Millionen Pud, in den ersten sechs Monaten dieses Jahres in Surakhanij allein um zwölf (auf einundvierzig) Millionen Pud Petroleum gestiegen sein. Die Nachprüfung der Zahlen ist von Weitem jetzt nicht möglich. Die Russen rühmen sich auch einer Ernte, die um zehn Prozent über das Mittelmaß hinausgehe; nach ihrer Angabe ist im Jahr 1915 für die Förderung von Kohle, Petroleum, Schwefel, Kupfer, Eisenerz, Schwefelkies und Aehnliches im transkaspischen Gebiet die Erlaubniß in zwanzigtausend Fällen erbeten, in fünfhundertfünfzig gewährt worden. All diese Ziffern sollen erweisen, in welchem Umfang Arbeitleistung und Unternehmunglust seit dem Alkoholverbot zugenommen haben. Völlig auswirken kann es sich erst, wenn für die Volksschule viel mehr als bisher gethan wird, die Zahl der Analphabeten (noch fast neunzig Prozent auf dem Ackerland) in ein Europas würdiges Verhältniß gesunken ist und die Vereine, Gesellschaften, Bünde, die für Volksaufklärung, Gesundheit, Sittlichkeit, Nüchternheit sorgen wollen, von den Behörden nicht länger gehindert und gepeinigt werden. Schon aber ist das Beispiel, das Rußlands Heer und Volk, mit einer noch in der Zeit des Japanerkrieges unerreichbaren Leistung, bietet, zu ernster Lehre geworden; und auch in Westeuropa müßte der Wille zur Dämmung der Trunksucht erwachen. Wenn Rußland die ungeheuren Summen, die das Branntweinmonopol ihm eintrug, entbehren kann, vermag doch wohl auch das Deutsche Reich ohne Saufzins zu leben ... Flink, Brüderchen, noch mehr Rühmliches! Hier: Stuermer, Boris Wladimirowitsch, der an der Sängerbrücke den armen Sasonow ablösen mußte, hat von dem Zaren Alexej Michailowitsch, dem Vater unseres Peter, gelernt, daß ein Staatsdiener, der nicht die Ehre des Herrschers, des Reiches wahre, nur Tadel verdiene, und, auch aus dem siebenzehnten Jahrhundert, daß die Diplomatenkanzlei das Auge sei, das, unter dem Schutz des Allmächtigen, ohne je zu blinzeln noch einzuschlafen, über Rußland wache. Diese Wahrheit, spricht er, ist noch heute in Kraft. Ist bei Solchem nicht alles Reichsgeschäft, inneres und äußeres, sicher geborgen?

Daß er des Sieges gewiß, vom Nahen endgiltigen Triumphes innig überzeugt, den Gefährten in West und Ost fester, zärtlicher

noch als je zuvor verbündet ist, pfeifen die Spatzen vom Dach. Von jedem, daß die Häusler in ewigem Glanze sind und den Feind in finsteren Abgrund gestoßen haben. Selbst Italiens Finanzminister brüstet sich in Kerngesundheit und spritzt, über die noch immer unerlösten Weihestätten Trient und Triest hin, eiskalten Spott auf die Genossen von gestern, die frecher Bluff, nur bis morgen, vor schmählichem Niederbruch schütze. Von seinem Freund aber singt Jeder ein Preislied, wie das Mägdlein aus Sulem von ihrem: Auf Marmorsäulen der Rumpf biegsam wie eine Libanonzeder, Elphenbein die Haut, Türkisringe die Hände; und der Kopf aus lauterem Gold öffnet Augen, die leuchten, wie vom Himmel das feucht blanke Schiffergestirn. All das Geprahl und Gefluch zu hören, lüstet Euch nicht. Wo das Kriegsgeschäft, mit Schwert und Goldschaufel, leidlich geht oder aus Dämmern ihm Hoffnung aufglüht, jubeln die Rosen im Thal und auf dem Hügel die Reben Hosianna. Wo der Zins ausblieb, murrt, mit gelber Runzelhaut, zitterndem Kinn und grau verpelzter Zunge, Aerger durchs Land; und der Stratege wird, der Führer, wie der Türkenkopf vor der Dorfbude, beschossen. „In jeder Schicht, sogar an jedem Tisch findet Ihr Leute, die genau wissen, auf welchen Wegen unsere Heere vorrücken, wo sie lagern, welche Stellungen einnehmen müßten. Wie, wo, wann dringt man in Feindesland? Wohin legt man Proviant und Geräth? Befördert man sie auf der Landstraße oder zu Schiff? Wann ist Angriff, wann Rast zu gebieten? Diese Allwisser haben jede Antwort am Schnürchen. Sie entwerfen den Kriegsplan und heischen den Feldherrn, der davon abzuweichen wagte, wie einen Frevels Schuldigen vor ihr Gericht. Weil nicht jeder Heerführer die Seelenruhe des Fabius hat, der höher als seinen Ruf den Vortheil des Vaterlandes schätzte, kann solches Gerede leicht den Gang der Operationen hemmen. Ich will nicht etwa behaupten, daß der Feldherr niemals des Rathes bedürftig sei; vielmehr dünkt mich einer, der Alles nach seinem Kopf richten will, eitel und durchaus nicht weise. Zu Rath aber ist nur berufen, wer in einem hellen Kopf gründliche Kenntniß der Kriegskunst, erlernter und erlebter, birgt, den Kriegsschauplatz und den Feind aus eigenem Auge bis ins Kleinste sah und, weil er, so zu sagen, auf dem selben Schiffsdeck steht, auch die selbe Gefahr vor sich erblickt. Ist unter Euch Einer, der sich fähig glaubt, für den Krieg, den ich beginnen muß, mich mit Rath zu waffnen: er weigere dem Vaterland nicht

so nützlichen Dienst. Jeder ist mir immer willkommen; und Schiffsraum, Beritt, Zelt, Speise und Trank soll dem Helfer nicht fehlen. Wer das Ding aber zu beschwerlich findet und den Kriegsmühen behagliches Städterleben vorzieht, Der vermesse sich nicht in den Wunsch, vom Ufer aus das Steuer zu lenken. Gesprächsstoff bietet die Stadt in Fülle. Verschonet uns drum mit Schwatz und ätzet dem Eifer die Lehre ein, daß im Lager nur Rath frommt, den das Lager geboren hat." Lucius Aemilius Paulus, der Sohn des Illyrerbezwingers, der im Kampf gegen Hannibal bei Cannae gefallen war, sprach die Sätze, ehe er nach Makedonien aufbrach, um das Römerheer, das unter schlechter Führung gelitten hat, zum Sieg über König Perseus zu führen. Den schlägt der schon Alternde bei Pydna (nicht weit von Saloniki); fängt ihn bei Samothrake als Schaustück für des Feldherrn Triumphzug; und bringt so reiche Beute heim, daß den Bürgern Roms alle Steuer fürs Erste erlassen wird. Ehe sie wieder zinst, ist die vom Hohn des Aemiliers erwürgte Stuben- und Stammtischkritik auferstanden. Und Paris findet sie in der Masse des Römererbes. „Castelnau ist ein Weihwedel, auf den ein Stahlhelm gestülpt ward, Foch ein verqualmendes Talglicht und Joffre, seit ihm nicht mehr, wie an der Marne, ein Gallieni hilft, kaum besser als Publius Licinius Crassus, mit dem Hannibal und Perseus Schindluder spielten. Alle, roth oder himmelblau, viel zu alt. Moreau, Hoche, Bonaparte: längst wären unsere poilus am Rhein, wenn so genialisch kühne Jugend sie führte!" Daß auch die jüngsten Generale im Konvent und in der Kneipe benörgelt, den stärksten Schöpferköpfen durch die Zumuthung, sich der Vormundschaft putziger Armeekommissare zu beugen, Schlachttage und Sorgennächte verleidet wurden, ist aus dem Gedächtniß weggetropft. Losung ringsum in West: „Die Führung buschiger Plunder; aber wir siegen."

Von den Kämpfern, die den Völkerstrauß mit Lunge und Feder ausfechten, wird das deutsche Heer noch immer geschmäht. Staunet Ihr? Der ernste, auf seine Art große Flaubert, der sich allzu oft zwar schwitzend bemühte, ein Rubens der Wortkunst zu scheinen, doch als ein Pfadfinder, ein aus fast herzloser Gluth mächtig gestaltendes Hirn in Europens Dichtung fortlebt, hats vor fünfundvierzig Jahren nicht besser getrieben. An den ungemein begabten Freund Feydeau, dem, seit hunderttausend Nasen den Wildgeruch des Romanes „Fanny" gierig erschnüffelt hat-

ten, Lasterdarstellung zu einträglichem Geschäft geworden war, schrieb er aus Croisset: „Gegen die Kerle unserer Commune hege ich so wenig Haß wie gegen tolle Hunde. Wie Herzkrampf empfinde ich den Einbruch der Herren Doktoren, die Wanduhren stehlen und aus Pistolen Spiegelscheiben zerschießen. Da ist mal was Neues in der Geschichte. Mein Grimm gegen die gelehrten Herren wurzelt so tief, daß Du niemals erleben wirst, mich mit irgendwelchem Deutschen in einem Raume zu sehen. Und daß Du jetzt in ihrem Schandreich bist, wurmt mich ein Bischen. Was willst Du denn dort?" Der Freund konnte antworten: „Aus Kothklümpchen ein Denkmal fügen, an dessen Sockel ich schreiben werde: Deutschland im Jahr 1871." Heute noch bleibt kaum andere Wahl als zwischen den Weisen Flauberts und der geistig verarmten Feydeausippe. „In weiter Ferne wird der Herr sein Banner entrollen: und vom Erdende eilen dann, unter so hoher Lockung, die Heiden hierher. Deren ist Keiner schwach oder träg. Keiner schlummert oder schnarcht tief. Fest spannt der Gurt das Kleid um ihre Lenden und nie zerreißt Einem der Riemen am Schuh. Scharf ist ihr Pfeil, immer des Bogens Sehne straff gespannt, steinhart der Huf ihrer Pferde und wie Sturm geschwind das Rad ihrer Wagen. Im Gebrüll gleichen sie jungen Löwen; auch in der Raubsucht. Was ihre Tatze erhascht hat, hält sie fest in der Klammer. Als eine Meeresfluth werden sie über das Land hin brausen; und wer es danach betrachten will, merkt sogleich, daß aus Angst Finsterniß ward." Jesaias Vorurtheil wurde, sieben Jahrhunderte vor dem Christus, williger dem Todfeind gerecht als jetzt einer von den civilisirten Beschreibern, Berednern hehrster Menschlichkeit.

Und wie stehts bei uns? Wie ist in der nicht überrannten Heimath der Deutschen nach zwei Kriegsjahren die Stimmung? In Wesentlichem nicht anders, als sie nach sechs Kriegswochen war; in Zuversicht und in Ungeduld. Oeffne, Zweifler, das Ohr: was in die Muschel schallt, hat sie schon einmal erfüllt.

„Tag vor Tag wird jetzt, leider auch öffentlich, die Frage erörtert, welchen Theil der Erde die deutsche Menschheit nach dem Sieg umfangen, besiedeln werde. Wer freute sich nicht der männlichen Willenskraft, von deren Widerhall die Frage doch so keusch bebt wie von Mutterglücksahnung der Schoß des bräutlich bangenden Mädchens? Wer stähle nicht gern sich von der Pflicht weg, andächtig im Bildwerk eines Tempelgewölbes schwelgenden

Augen den fahlen Herbsttag zu zeigen? Ueber selbstgefügte Granitstufen stiege Deutschlands guter, gesunder Stolz, ein schlanker Spätling mit rothen Backen, am Liebsten kühn in den Himmel, den Allerhalter zu fragen, ob ihn nicht reue, daß bei der ersten Theilung der Erde dem Germanen nicht mehr, nicht Ergiebigeres zugewiesen ward. ‚Das wird nun, endlich, anders, Herr Gott; und Deine Majestät wird in Ewigkeit des Wandels froh bleiben.‘ Die Stufen dauern. Doch die unterste näßt häßlicher Nebel. Wir gehen in schwere Zeit. Wir müssen hindurch. Und könnens nur, wenn uns bewußt ist, wohin wir schreiten; wenn der vom Rausch Ernüchterte den scheelen Mißmuth abwehrt, der Aufrechte an seine Humpelkrücke wünscht. Dann straucheln wir nicht.

Großes Erlebniß war, ist und wird währen. Ueber all unser Hoffen, das verwegenste, hob sich die That der Volksgemeine, der nichts Unreines mehr, nichts Unredliches anzukleben schien. Neben den Alternden, dessen Schatz im Kriegsbrand schmolz, dessen Lebenswerkstatt in Trümmer sank, schlich das Weiblein, dem der Nähsold genommen, die Wartestelle gekündigt ward: und Beider Blicke schauten selig die Hochzeit des Vaterlandes. Niemals verglimmt solche Flamme der Seele, in die ihres Leuchtens Abglanz einst drang. Niemals kann, wo Deutsche athmen, das Wunder vergessen werden, das die Gemüthseintracht, der göttlich oder gottlos, doch immer fromm wüthende Wille zum Opfer uns schuf. Freude hat im deutschen Dom funkelnder Sommertage mehr Wangen gefeuchtet als Schmerz: und überall war doch Abschied ohne Gewißheit des Wiedersehens. Jetzt wird Herbst. Denen im Feld zerkreischt und zerpeitscht kalter Sturm die lustige Enge der Zeltgenossenschaft. Uns fröstelt im Festgewand. Und Pflicht mahnt, die Nächsten, die Fernsten zu warnen: Meidet die Gaukler! Noch ist nicht die Erde zu theilen.

Herbst; und noch Kriegsanfang. Drei starke Staaten, gestern die mächtigsten, trachten uns Vernichtung; drei kräftige Nationen sind ihnen verbündet; und der hellste Verstand kann nicht ahnen, ob im Morgengrau nicht ein neuer Geselle in ihr Lager einschwenken wird. Alle wissen, daß dieser Krieg vom Unterlegenen nicht mit einer Provinz, einem Goldhaufen bezahlt wird; daß er über Macht und Ohnmacht, vielleicht über Sein und Nichtsein entscheidet. Jeder wird kämpfen, bis ihm das letzte Röcheln die Glieder lähmt. Keiner ist ganz schwach, ganz feig, ganz zum Erbarmen. Nicht Einer,

wie Unkraut, aus seinem Heimathboden zu jäten. Die Leistung der Wehrmannschaft und ihrer Führer erlaubt uns, ernstlich zu hoffen, daß Frankreich und Rußland besiegt werden. Noch sind sies nicht; noch winkt ihnen manche Möglichkeit, aus der Schicksalswende werden kann. Und welcher Druck zwänge sie zu schnellem Friedensschluß? Wenn Rußland (dessen Heer einstweilen tief in Galizien lagert) alle Polenbezirke verlöre, wiche es an die Newa, Moskwa, noch weiter zurück und lüde den Ueberwinder nach Jakutsk oder Wladiwostok. Frankreich müßte unser Millionenheer herbergen und nähren, deutsche Verwaltung dulden, auf Rekrutirung verzichten. Sein Gold hat es über den Kanal verfrachtet. Seine Kolonien? Nehmt sie, wenn Ihr hingelangen könnt! Das könnten wir erst nach Englands Entkräftung. Wie wäre sie zu erwirken? Himmelsgunst und Zufall kann helfen. Aufruhr in Indien. Türkeneinbruch in Suez. Feuersbrünste oder Massenstrikes im Vereinigten Königreich. Eine Seeschlacht, die von der Marine nicht so viel übrig läßt, daß mit den Schiffen Japans, Frankreichs und schmächtigerer Freunde etwas einer Großmachtflotte Aehnliches zurechtzuflicken ist. Noch leidet Britania nicht. Pferderennen, Cricket, Fußball: Alles wie sonst; Unbefangene melden, daß Londons Antlitz sich nicht gefurcht hat. Die Schiffe sind (sechsundfünfzig im August nur nach Amerika) pünktlich abgegangen und angekommen. Der englische Händler bedient einen Theil unserer Kundschaft und brüstet sich in den Wahn, sie morgen ganz einzufangen. Fürs Erste bestimmt er den Waarenpreis und säckelt stattliche Summen ein. Er braucht nicht zu darben. Kann sich für eine weitsichtige Ausbeutung Rußlands rüsten. Und sperrt alle Straßen, auf denen unsere Industrie Rohstoffe nach Deutschland holen könnte. ‚Was wird aus Eurer unbesiegbaren Konkurrenz, wenn dem Elektriker Kupfer, in allen Maschinenhallen Schmieröl fehlt? Ich nenne nur Pröbchen aus meiner langen Liste. Ihr seid gewesen!‘ Wir wollen sein. Weder auf Himmelsgunst noch auf Zufall harren ... Noch sind wir nicht am Ziel. Hinderniß aller Art kann sich vor das Heer thürmen. Von keinem ist es zu hemmen. Daß ihm nichts Erlangbares fehle, sei unsere Sorge. Nicht die einzige. Wir werden mehr nacktes Elend und Siechennoth sehen als sonst in Jahren. Trotz aller Barmherzigkeit und jedes Einzelnen freudigem Helferwillen. Schicket Euch früh deshalb in die schwere Zeit. Schnappet nicht vor jedem Mahl nach neuer Siegesbotschaft;

und lasset, wenn sie ausbleibt, erst recht nicht die Köpfe hängen. Bildet Euch nicht ein, wir seien schon, fast schon fertig und dürften uns munter an die Theilung der Erde wagen. Paris, Wilna, Warschau: wunderschön; doch keine Entscheidung. Die ist nur der zähen Haut und dem kühlen Blut der Engländer abzutrotzen. Krieg ist nicht Sport, nicht Mörderei nach bestimmten Waffenspielregeln. Ist Pein und Glück. Krieg ohne Leid, Allen gemeines, würde nie einer Volkheit heilig. Daß unseren Krieg jede Sonne neu heilige, sei jedes deutschen Herzens inbrünstiger Wunsch. Wie kämen wir sonst durch die Düsterniß des Winters, der dräut? Nicht in der Stimmung Eines, der von tadelloser Aufrollung des Feindes schwatzt und sein Gesicht grämlich verkatert, wenn ein tausendmal verhöhntes Corps sich als wehrhaft erweist. Wir müssen hindurch. Nicht Hand in Hand, wie im Zwergenmythos und Kindermärchen, doch neben einander, Jeder Allen verwandt und der Stämmige dem Schwachen ein Stab. Dann nur kann das Ungeheure gelingen. Dann nur sind wir der Kämpfer würdig, die nie ermüden, nie der härtesten, unsäuberlichsten Pflicht sich entziehen. Und die, in Sumpf und Frost noch, uns neidenswerth dünken: weil sie thätig sein dürfen und ins Tagwerk nicht das Sorgenbündel mitschleppen, unter dem wir von der größten Arbeit deutscher Volksgeschichte Ausgeschlossenen früh und spät keuchen."

Manchem, der in der sechsten Kriegswoche hier die Sätze las, dünkte sie von grämlichem Sinn aufgesäugt: und sie deuteten doch nur an, was jeder in Politik nicht Landfremde schon damals erkennen mußte. Noch ist nicht wieder Herbst. Der dritte Sommer. Aus unserem Gesichtsfeld hebt sich nirgends ein Zeichen, das hoffen läßt, vom murmelnden Bach her werde der liebliche Knabe hüpfen und lächelnd die Völker entwaffnen, ehe das Jahresthor sich in Weiß einwickelt und mit Glitzerzacken behängt. Der Friede, den die Lautesten begehren, der zwei Nationen von der Staatenkarte streichen, einer Großmacht ihr Element nehmen, der zweiten das Erz ausbrechen, der dritten den hellsten Erdtheil sperren soll, setzt als Bedingniß voraus, daß diese drei Großmächte, mindestens durch die Entkräftung einer aus ihrem Ring, gezwungen werden, in Demuth sich unter den deutschen Willen zu spreiten. Wie lange die Ohnmacht und dadurch erwirkte Demuth währen, ob die Einpflanzung fremder Volkssplitter den Leib Germaniens stärken oder schwächen würde,

ob schon im neunzehnten Jahrhundert Annexion alter Form je einem Reichswesen in Europa fördersam war, soll heute nicht geprüft werden. Bedenket, noch einmal, aber, daß solcher Friede leicht zu fordern, doch schwer zu erlangen, schwerer für Kind und Kindeskind, für eine nach Friedensruhe lechzende, zu ihr entschlossene Zeit zu sichern ist. Und Friede, der die Frucht bescheidener Verständigung würde, reift nicht am Baum der Stunde. Wieder steht Rußlands Heer in Galizien, der Bukowina, dicht vor den Karpathen. Wird es in zweiten Rückzug geschlagen (für dessen Ordnung Kuropatkin in Bereitschaft ist): wer bürgt dafür, daß aus den vom Eis befreiten Flüssen nicht die dritte Welle, noch stärkere, sich aufs mühsam behauptete, mit Strömen edlen Blutes gedüngte Land wälzt? In West brüllen achttausend Geschütze; donnert und röchelt, geht und steht eine Schlacht, wie der Dschenghis-Khan, der Hinker Timur, Attila, Hannibal, Caesar, Bonaparte, Moltke nie eine erträumt hat. Muß der bewunderswerthe Aufschwung französischer Wehrkraft nächstens erlahmen? Wartet ohne eitle Weissagung; noch trägt das zerstückte Land die Farbe unbeugsam zornigen Entschlusses. Britanien ist, nach argem Blutverlust, nicht mehr so munter wie im zweiten Kriegssommer; hat aber ein großes, im Kampf gegen Meisterschaft bewährtes Heer und die Hoffnung, im unausdenkbar geschwächten Erdtheil, über Trümmern, als der Kräftigste zu walten (und kann sich, wenns sein muß, um den Preis von Kanada dem in Ueppigkeit gediehenen Kind verbünden). Beide Westmächte haben gesagt, ihre Offensive solle nicht höchste Kraftprobe, gar letzte sein, sondern ein behutsamer Versuch, dem Erfahrung anderen, noch wuchtigeren, nachschicken werde. Machtbewußtsein oder hohle Prahlerei: noch ist nicht die Erde zu theilen. Deutschlands ungeheure, aus jeder Sonne wie neues Wunder funkelnde Volksleistung hat entschlummerte Nationen rauh geweckt, Reichthumserben den Sporn tief ins Speckpolster gebohrt. Wache werden fortan um uns sein und auf jeder Scholle und Planke rührig sich zu Wettbewerb tummeln. Nur von Enttäuschung, die das Ziel zu nah gewähnt hat, würden wir daheim morsch; und müßten vor eines Kriegers fragendem Blick uns in Scham verkriechen. Das Feuermeer ist nicht verbrandet. Wenn Reiter und Roß, selbst ein wandelndes Feuer, gegen Gluthwirbel, wie gegen Eishauch, gehürnt sind, wird deutscher Frühling.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Paß & Garleb G. m. b. H. in Berlin.

Stahlwerk Becker A.-G., Willich, Rhld.

Betrifft: **Bezugsangebot von M. 8 000 000 neuen Aktien.**

Die ausserordentliche Generalversammlung vom 30. Juni 1916 hat beschlossen, **das Aktienkapital von 8 000 000 auf 16 000 000 durch Ausgabe von 8000 Stück Inhaber-Aktien über je nom. M. 1000 mit Dividendenberechtigung vom 1. Juli 1916 an zu erhöhen.**

Diese M. 8 000 000 neuen Aktien hat ein Konsortium unter Führung der Deutschen Bank in Berlin mit der Verpflichtung übernommen, sie den Besitzern der alten Aktien mit der Massgabe zum Bezuge anzubieten, dass auf je eine alte Aktie von nom. M. 1000 eine neue Aktie zu nom. M. 1000 zum Kurse von 150% zuzüglich 5% Stückzinsen auf den bezogenen Nennwert vom 1. Juli 1916 bis zum Tage der Einzahlung frei von allen Kosten bezogen werden kann.

Nachdem die Eintragung der Kapitalserhöhung und der Durchführung der Erhöhung in das Handelsregister erfolgt ist, fordern wir im Auftrage des von der Deutschen Bank geführten Konsortiums die Aktionäre unserer Gesellschaft auf, das Bezugsrecht unter nachstehenden Bedingungen auszuüben:

1. **Die Ausübung des Bezugsrechts** hat bei Vermeidung des Ausschlusses bis zum 9. August d. J. einschliesslich
   in **Berlin** bei der **Deutschen Bank,**
   „ „ **Berliner Handels-Gesellschaft,**
   „ **Barmen** „ dem **Barmer Bankverein, Hinsberg, Fischer & Co.,**
   „ der **Deutschen Bank Filiale Barmen,**
   „ **Essen** „ „ **Essener Credit-Anstalt,**
   „ **Crefeld** „ „ **Deutschen Bank Filiale Crefeld,**
   „ dem **Barmer Bankverein, Hinsberg, Fischer & Co.,**
   „ „ Bankhause **J. Frank & Co.,**
   „ **Düsseldorf** „ „ **Deutschen Bank Filiale Düsseldorf,**
   „ dem **Barmer Bankverein, Hinsberg, Fischer & Co.**
   zu erfolgen.
2. Bei der Anmeldung sind die Aktien, für welche das Bezugsrecht geltend gemacht werden soll, ohne Dividendenschein in Begleitung eines doppelt angefertigten Anmeldescheins, wofür Formulare bei den oben erwähnten Stellen erhältlich sind, einzureichen. Die Aktien, für welche das Bezugsrecht ausgeübt worden ist, werden abgestempelt und demnächst zurückgegeben.
3. **Bei Ausübung des Bezugsrechts — spätestens am 9. August d. J. — sind 25% des Nennwertes der bezogenen Aktien zuzüglich 5% Zinsen hierauf vom 1. Juli 1916 bis zum Tage der Einzahlung sowie das Aufgeld von 50% einzuzahlen.**

   Die weiteren Einzahlungen sind bei derjenigen Stelle, bei welcher der Bezug ausgeübt ist, mit je 25% des Nennwertes der bezogenen Aktien spätestens am 10. Oktober, 20. November und 30. Dezember 1916, und zwar zuzüglich 5% Zinsen vom 1. Juli 1916 bis zu den genannten Einzahlungsterminen zu bewirken. Die beziehenden Aktionäre sind berechtigt, sofort beim Bezuge Vollzahlung zu leisten.
4. Ueber die geleistete Einzahlung wird auf einem zurückzugebenden Anmeldeschein Quittung erteilt. Die **Aushändigung** der neuen Aktien nebst Dividendenscheinen und Erneuerungsscheinen erfolgt nach Vollzahlung, aber nicht vor dem 15. August 1916 gegen Quittung derjenigen Stelle, bei welcher die Einzahlung geleistet ist.

   Die Vermittlung von Ankauf und Verkauf des Bezugsrechtes einzelner Aktien übernehmen die Anmeldestellen.

Willich, im Juli 1916.

Stahlwerk Becker A.-G.

Becker.

Die Zukunft.

Berlin, den 12. August 1916.

Völkerrecht.

Ueber Völkerrecht ist in den beiden Kriegsjahren viel Unsinn zusammengeschrieben worden. So dozirte ein Gelehrter, im Alterthum sei Völkerrecht nicht denkbar gewesen, weil die Rechtssubjekte, gleichberechtigte Völker und Staaten, fehlten; habe doch jedes Volk sich für das von der Gottheit auserwählte gehalten und anderen Völkern keinerlei Rechtsansprüche zugestanden. Der gute Mann hat sein elementares Schulwissen gründlich verschwitzt; hat vergessen, daß die Römer ihre Niederlage an der Allia als eine Strafe der Gottheit für den Bruch des Völkerrechtes ansahen, den ihre Gesandten dadurch verübt hatten, daß sie in einem Gefecht der Clusiner gegen die Gallier mitkämpften. Vergessen den Fetialenritus, durch den dafür gesorgt war, daß nur nach verweigerter Genugthuung deren Erzwingung durch einen vor dem Gewissen gerechtfertigten Krieg (puro pioque duello) beschlossen und der Krieg nur nach feierlicher Ankündung begonnen werden konnte. Vergessen auch die langen Verhandlungen, die dem Peloponnesischen Kriege vorhergingen: wie ängstlich jede Staatengruppe das eigene Recht und das Unrecht der Gegner zu erweisen bemüht war, wie dann im Krieg vor jedem neuen Unternehmen aufs Neue überlegt wurde, ob man dazu auch durch einen Vertragsbruch des Feindes oder eine von ihm erlittene Schädigung berechtigt sei. Freilich waren alle am Krieg Betheiligte Griechen, doch standen einander selbständige Staaten gegenüber; und waren sich auch die Hellenen ihrer geistigen, sitt-

lichen und ästhetischen Ueberlegenheit über die fremdsprachigen*) Völker stolz bewußt, so ist ihnen doch niemals eingefallen, diese Völker für rechtlos zu erklären: sie haben Verträge mit ihnen geschlossen und (mit der bei Staatsverträgen bis auf den heutigen Tag üblichen reservatio mentalis) gehalten. Besondere Beachtung verdienen die Worte, mit denen Livius den Camillus jenen verruchten Schulmeister heimschicken läßt, der ihm die Kinder der vornehmen Falisker ausliefern will; sie enthalten den Kern des allerneusten Völkerrechtes. „Mit den Faliskern verbindet uns keins jener Bande, die von Menschen durch Vertrag geknüpft werden; aber die von der Natur gestiftete Gemeinschaft besteht zwischen uns und wird immer bestehen.“ Das ist der Grundgedanke der Genfer Konvention: das Moralgesetz wird nur aufgehoben, Tötung und Dergleichen erlaubt, so weit es der Kriegszweck fordert; in allem Uebrigen bleibt seine Verbindlichkeit unangetastet, wird die Verpflichtung zur Menschlichkeit auch gegen den Feind nicht aufgehoben. „Die Waffen tragen wir gegen bewaffnete Männer, nicht gegen das Lebensalter, dem auch nach Erstürmung einer Stadt noch Schonung zu Theil wird.“ Hier haben wir den Grundgedanken des Haager Abkommens von 1907, den schon König Wilhelm von Preußen beim Einmarsch in Frankreich verkündet hatte: Krieg wird nur gegen die Armee des feindlichen Staates geführt, nicht gegen die übrige Bevölkerung, namentlich nicht gegen Weiber und Kinder, so lange sie sich nicht, wie bei fanatisirten Völkern manchmal geschieht, in den Kampf eindrängt.

Nun habe ich den Hugo Grotius wieder vorgenommen und gefunden, daß er, über eine weit vollständigere Kenntniß der altklassischen Literatur als ich verfügend, dieser die meisten seiner Rechtsregeln entnimmt. Er vermißt sich nämlich nicht etwa, ein Völkerrecht schaffen zu wollen, sondern kodifizirt nur das längst vorhandene. Als Erster dieses Recht, die zerstreuten Regeln zusammenfassend, in zusammenhängender Darstellung vorzutragen, drängt ihn das traurige Schauspiel, das die Christenheit giebt, deren Fürsten und Völker mit einer Zügellosigkeit, „deren sich Barbaren schämen würden“, aus den nichtigsten Beweggründen über einander herfallen. Nur selten sieht er sich genöthigt, auf das Naturrecht zurückzugreifen, weil positive Rechtsbestimmungen fehlen, die übrigens selbst dem Naturrecht entquellen.

---

*) Die eine andere (allerdings, meinte der Grieche, weniger wohlklingende) Sprache reden: Das bedeutet barbari. Barbarus hic ego sum, quia non intelligor ulli, seufzt Ovid in der Verbannung am Pontus.

Die allermeisten seiner Vorschriften vermag er auf Aussprüche der alten Geschichtschreiber und Philosophen, der römischen Juristen, der Bibel, der Kirchenväter und Theologen zu stützen.

In der Einleitung zeigt er, wie die von der Vernunft erkannte Natur der Dinge, die Gesammtheit menschlicher Bedürfnisse, soziale Gebilde schafft, die ohne eine Rechtsordnung nicht denkbar sind, und wie diese Rechtsordnung durch die offenbarten Gebote Gottes vollendet wird. Wenn nun, folgert er, keine Gemeinschaft oder Genossenschaft von Personen, und wäre es auch eine Räuberbande, ohne Rechtsordnung bestehen kann, so auch die große Gemeinschaft der Völker. Die Völker sind nämlich zu einer Gemeinschaft verbunden, weil keins sich selbst genügt; jedes bedarf anderer Völker, zur Ergänzung seines Mangels an mancherlei Gütern oder als der Helfer zur Vertheidigung gegen Feinde, zu welchem Zweck Bündnisse geschlossen zu werden pflegen. Mit den Verträgen tritt das positive Völkerrecht ins Leben. Das Naturrecht ist in Allem, was es unbedingt gebietet oder verbietet, als göttliches Recht unveränderlich; in Beziehung auf das naturrechtlich Erlaubte können verschiedene Vereinbarungen beschlossen werden, so daß Widersprüche im positiven Recht nicht überraschen dürfen.

Die Darstellung des Völkerrechtes beginnt mit dem Nachweis, daß es gerechte Kriege geben könne. Das Recht zur Kriegsführung fließt aus der Pflicht der Selbsterhaltung; sein Recht mit Gewalt durchsetzen, wenn dadurch Rechte eines Dritten nicht verletzt werden, entspricht der Naturordnung. Der private Krieg, die Nothwehr des Einzelnen, hört auf, sobald der Staat hergestellt ist, kann aber, wenn der Staat versagt, wieder erlaubt werden. Der öffentliche Krieg, von dem nach Ueberwindung der Anarchie allein noch die Rede sein kann, ist entweder bellum solemne ex jure gentium oder minus solemne, formlos. Zur Solennität des Krieges gehört, daß die höchsten Machthaber ihn führen und daß bei der Erklärung und Führung die hergebrachten Vorschriften beachtet werden. Wenn der feierliche Krieg als solcher gerecht genannt wird, so hat dieses Wort nur die Bedeutung von formgerecht; wie man eine Eheschließung, ein Testament justum nennt, wenn dabei alle vorgeschriebenen Formen beobachtet worden sind. (Hier hat das justum zugleich die Bedeutung von giltig.) Was unter höchsten Machthabern zu verstehen sei, welche Schwierigkeiten aus den verschiedenen Staatsverfassungen, aus der Depossedirung und Verzichtleistung oder Abdankung von Regenten entspringen, wird ausführlich unter-

sucht; eben so die Pflicht der Unterthanen und ihr Recht, den Gehorsam zu verweigern, wenn etwas dem Naturrecht oder einem ausdrücklichen göttlichen Gebot Widersprechendes befohlen wird.

Soll der Krieg nicht nur formell, sondern auch materiell, innerlich gerecht sein, so muß er eine gerechte Ursache haben. Nicht erlaubt ist, gegen einen Staat zu kämpfen, weil man fürchtet, daß seine Macht bei weiterem Wachsthum dem eigenen Staat gefährlich werden könne. Nützlich möge Das sein, aber gerecht sei es nicht. Das Leben, schreibt Grotius, ist so geartet, daß dem Einzelnen wie dem Staat volle Sicherheit niemals verbürgt werden kann; gegen nur mögliche zukünftige Gefahren soll man sich nicht mit Gewalt wehren, sondern mit Gottvertrauen waffnen und mit Vorsichtmaßregeln, die Keinem schaden. Bekanntlich vermochte auch Bismarck Präventivkriege mit seinem Gewissen nicht zu vereinigen; doch giebt es Fälle, wo ein Präventivkrieg gerechtfertigt erscheint, weil die Gefahr überaus drohend ist und mit dem Krieg nicht nur dem eigenen Volk, sondern auch anderen Völkern große Wohlthat erwiesen werden kann.

Nach Grotius ist ein Volk berechtigt, durch Krieg einen nothwendigen Durchmarsch zu erzwingen, wenn ihm die Erlaubniß dazu verweigert wird, wie den Israeliten von den Amorrhitern geschah. Wie das Marschiren und Reisen durch fremdes Gebiet, so ist auch der Waarentransport ein natürliches Recht, seine Hinderung ein gerechter Kriegsgrund. (Danach hätten jetzt sämmtliche Neutrale einen vollgiltigen Grund, England den Krieg zu erklären.) Grotius hält auch den Krieg, der ein Unrecht bestrafen will, für erlaubt; Bismarck hat in Nikolsburg die selbe Ansicht seines Königs bekämpft. Gewöhnlich, sagt Grotius, verbinde sich diese Absicht mit dem eben so gerechten Zweck der Schadloshaltung. Aus bloßer Kampf- und Abenteuerlust Krieg zu führen, meint Grotius, überschreite die gewöhnliche Grenze menschlicher Verderbtheit; mit Recht nenne Aristoteles diese Artung thierische Wildheit (θηριότης). Auch um der Beute oder des Soldes willen die Waffen zu gebrauchen, sei nicht erlaubt. Unter den vierzehn Beweggründen zum Kriege, die einen Schein von Berechtigung haben, führt er an: bloßen Nutzen ohne Nothwendigkeit. Darin ist ihm beizustimmen, nicht aber, wenn er den Befreiungskampf eines unterjochten Volkes in diese Kategorie einbezieht. Uebrigens gelte auch für den Entschluß zum Krieg die allgemeine Regel, daß man niemals gegen sein Gewissen handeln darf, in zweifelhaften Fällen also auf den Krieg verzichten und durch Unterhandlungen ans Ziel zu gelangen suchen muß.

Der Erörterung Dessen, was im Krieg erlaubt sei, wird der heute allgemein anerkannte Grundsatz vorangestellt: Erlaubt ist Alles, was der Zweck des Krieges fordert. Die Frage, wie man sich Denen gegenüber zu verhalten habe, die dem Feind Gebrauchsgegenstände zuführen, wird nach Kategorien dieser Gegenstände entschieden. Wer dem Feind Kriegsbedarf, zunächst also Waffen, liefert, ist als Feind zu behandeln, denn er wirkt an der Seite des Feindes am Kriege mit. Luxuswaaren, Schauspieler und Delikatessen soll man dem Feind nicht nur zuführen lassen, sondern die Zufuhr sogar begünstigen, weil sie geeignet sind, ihn zu schwächen. Bei Gütern, die im Krieg wie im Frieden gebraucht werden, wie Nahrungmittel, Geld und Schiffe, hängt die Entscheidung von der Kriegslage ab. Ist sie so, daß der Gegner nicht überwunden werden kann, wenn die Zufuhr gestattet wird, dann ist es erlaubt, diese Gegenstände dem liefernden Neutralen wegzunehmen, der aber Entschädigung fordern darf.

In einem Punkt geht Grotius, von der Barbarei seiner Zeit beeinflußt, weit über das heute geltende Recht hinaus: ihm scheint erlaubt, im feindlichen Land auch Nichtkombattanten, sogar Frauen und Kinder, zu töten, weil auch sie schaden können; nach unseren Rechts- und Moralbegriffen dürfen sie erst dann an Leib und Leben gestraft werden, wenn sie geschadet haben. Die Verurtheilung des Franctireurwesens läßt sich übrigens aus einem Vorgang der römischen Geschichte folgern, den Grotius erwähnt. Cicero erzählt ihn im elften Kapitel des Ersten Buches De officiis. Ein Sohn des Cato Censorius stand im Heer des Konsuls Popilius. Die Legion, der er angehörte, wurde entlassen, der junge Cato aber blieb aus Freude am Krieg im Heer. Da schrieb der Vater an Popilius, wenn sein Sohn weiter kämpfen wolle, müsse er aufs Neue vereidigt werden, denn die erste Vereidigung gelte nach der Auflösung der Legion nicht mehr; ein seinem Eid entbundener Mann aber sei nicht mehr Krieger. Grotius freilich zieht daraus die Folgerung nicht, daß nur dem Krieger der Gebrauch der Waffe gegen den Feind erlaubt sei; er meint, die Auffassung Catos entfließe nicht dem Völkerrecht, sondern nur der römischen Disziplin, die alles Handeln dem Willen des Vorgesetzten unbedingt unterworfen habe, so daß bekanntlich eine ohne Erlaubniß oder gegen die ausdrückliche Anordnung des Oberbefehlshabers unternommene militärische Handlung auch dann mit dem Tod bestraft worden sei, wenn sie glücklich verlief. Aber die beiden alten Heiden stehen auf einer höheren Stufe der Moralität als der Christ des sieben-

zehnten Jahrhunderts. Cicero leitet die Erzählung mit den Worten ein: „Für den streng sittlichen Charakter (die aequitas) der Kriegsführung hat das römische Volk durch sein Fetialeninstitut höchst gewissenhaft (sanctissime) gesorgt. Danach ist ein Krieg nur dann gerecht, wenn zuvor vergebens Genugthuung gefordert und wenn der Krieg in gebührender Weise angekündet und erklärt worden ist.“ Und er schließt mit den Worten: „Mit so peinlicher Achtung der Rechtsregeln verfuhr man (adeo summa erat observatio) bei der Kriegsführung.“ Schreibe doch Cato in seinem Brief: Einem, der nicht Krieger ist, sei es nicht erlaubt, mit dem Feinde zu kämpfen. (Negat enim, jus esse, qui miles non sit, cum hoste pugnare.) Also Franctireurs darf es nicht geben.

Zuletzt wird von der Pflicht, auch dem Feinde Treue und Glauben zu halten, und vom Friedensschluß gehandelt. Den Frieden habe man sich als Ziel im Krieg stets vor Augen zu halten. Die Mahnung zur Friedensliebe schließt Grotius mit dem Wunsch, Gott möge den Lenkern der Christenheit das Verständniß des göttlichen und menschlichen Rechtes verleihen und in ihnen das Bewußtsein ihres hohen Berufes, Menschenkinder, Deo carissimum animal, zu regiren, lebendig erhalten. Freiherr von Mackay urtheilt in seinem Buch „Die moderne Diplomatie“: „In der Blüthezeit des Humanismus (die war ja anno 1625 längst der Barbarei gewichen) suchte Grotius mit der Medizin seines De jure belli et pacis dem siechen Völkerrecht wieder auf die Beine zu helfen, freilich ohne jeden Erfolg, weil er nach der Weise ihm unbekannter chinesischer Vorläufer (und der ihm bekannten Scholastiker) das Völkerrecht aus einem voraussetzunglosen (vielmehr die göttliche Weltordnung voraussetzenden) aber intelligiblen Naturrecht ableiten wollte. Erst im achtzehnten Jahrhundert, namentlich durch Moser, wurde es aus dem philosophischen Traumreiche auf den geschichtlichen Felsgrund zurückgeführt.“ Aber Grotius stützt ja alle seine Regeln auf geschichtliche Vorgänge; und mit dem Zurückgreifen auf das göttliche oder Naturrecht verirrt er sich nicht in ein Traumreich, sondern gelangt auf den wirklichen und einzigen Felsgrund, den es giebt. Gewiß sind es reale Bedürfnisse der Völker, die zur Schaffung eines positiven Rechtes drängen, und hängt der Ausfall der Vereinbarungen von Machtverhältnissen ab; doch Vereinbarungen, die gegen die Natur der Dinge oder das Sittengesetz gehen, sind nicht lange aufrecht zu erhalten. Den Einwand, ein Völkerrecht könne es nicht geben, weil ihm die Exekutivgewalt fehlen würde, weist er mit der Bemerkung zurück, es habe sogar zwei Exekutoren: das Gewissen und die Sorge um den guten Ruf

(wir sagen heute: die Oeffentliche Meinung). Das Gewissen ist nach der katholischen Definition dictamen practicum rationis, also das Selbe, was Kant die praktische Vernunft nennt; diese erkennt eben die Natur der Dinge, erkennt, daß Selbsterhaltung auch für ein Volk Pflicht, Krieg zum Zweck der Selbsterhaltung darum erlaubt ist. Des Grotius edles Bemühen hatte gerade deshalb keine Wirkung, weil im schrecklichsten aller christlichen Jahrhunderte die Exekutoren schliefen: die Herzen waren verhärtet, die Gewissen durch Aberglauben und Theologasterei verschroben, eine gesunde Oeffentliche Meinung nicht zu hören. Die neuhumanistische Bewegung des achtzehnten Jahrhundert hat die Herzen erweicht, wieder menschlich gemacht und eine die Kulturwelt beherrschende Oeffentliche Meinung geschaffen. Das Unrecht für Recht zu erklären, seinen Standpunkt jenseits von Gut und Böse zu wählen, wagt heute kein Volk, keine Regirung mehr. Alle versuchen, namentlich auch den Entschluß zum Krieg vor dem Gewissen zu rechtfertigen.

Daß aber die Natur der Dinge sich gegen alles Widerstreben von Interessenten schließlich durchsetzt, zeigt besonders deutlich das Seerecht. Aus der Natur des Meeres folgert Grotius das Recht aller Völker auf seine ungehinderte Benützung. Dem Gegenstand, außer einem Abschnitt im großen Werk, eine besondere Schrift, Mare liberum, zu widmen, veranlaßte ihn die Anmaßung der Portugiesen, die den Holländern den Handelsverkehr mit Ceylon, Java und den Molukken wehren wollten. (Seine Landsleute habens freilich, nachdem sie seemächtig geworden waren, um kein Haar besser getrieben als die Portugiesen.) Das Meer, sagte er, ist von der Natur oder, was das Selbe ist, von Gott zur Verkehrsstraße der Völker und zu ihrer Versorgung mit Fischen bestimmt. Da es für Alle ausreicht, sind Abkommen über die Benützung nicht nöthig, während geordnete Bodenbenützung ohne Eigenthumsrecht nicht denkbar ist. Ein Eigenthumsrecht auf Meerestheile ist aber auch gar nicht möglich, weil auf dem Meer keine Grenzen zu ziehen sind. Auf dem Land wird das Eigenthumsrecht durch die Errichtung von Gebäuden, durch Mauern und Zäune sinnlich wahrnehmbar gemacht. Vom Meere können nur ganz kleine Theile, wie Häfen und Buchten, als privater oder Staatsbesitz abgegrenzt und gesichert werden. Abkommen über die Fischerei sind möglich und zulässig, wenn einem kleineren Meerestheil Erschöpfung seines Schatzes an Wasserthieren droht. Der Versuch, andere Völker von der Benützung des Meeres auszuschließen, ist eine Störung der hochwichtigen und wohlthätigen Einrichtung Gottes, daß kein Land, kein Himmelsstrich

alle zum Leben nothwendigen, nützlichen und des Lebens Annehmlichkeiten erhöhenden Güter hervorbringt, darum die Völker zum Austausch ihrer besonderen Naturgaben genöthigt sind und so zu einer Gemeinschaft, zur Menschheit, verbunden werden.

Die Natur des Meeres konnte sich nicht sofort durchsetzen, weil sie nicht erkannt wurde, sich nicht geltend machte. Den Ozean zu befahren, hatten die Völker unseres Kulturkreises im Alterthum weder ein Bedürfniß noch die Möglichkeit. Ihr Meer war das Mittelmeer. Um dieses kämpften nach einander Kreter, Phönizier, Karthager, Römer, die es dann ganz beherrschten und durch Vernichtung der Seeräuberei zu Dem machten, wozu es bestimmt war: zur offenen Verkehrsstraße der Bewohner seiner Küsten. Nicht dieses Meer selbst, sondern der Handelsverkehr auf ihm wurde dann in der christlichen Zeit wieder Streitgegenstand; und eine Seeherrschaft war möglich, weil es immer nur wenige seefahrende Staaten gab, deren einer durch Vernichtung der Handelsflotten der Konkurrenten ein Monopol des Seehandels erringen konnte. So haben Pisaner, Genuesen, Venezianer, Türken einander verdrängt und für den Mißbrauch des Meeres gestraft, bis zuletzt die Piraterie der Barbaresken dem geordneten Handel für eine Weile ein Ende machte. Eben so verliefen die Dinge auf dem Ozean, auf den die Verbesserung der Schiffahrt den Schauplatz der Handelskämpfe verlegte. Die Benützung des Weltmeeres wurde nicht sofort Bedürfniß aller Nationen, sondern Spanier und Portugiesen, Holländer, Engländer lösten einander in der beschriebenen Art der Seeherrschaft ab und straften einander für diese Versündigung am Naturrecht. Voraussetzung dieser Seeherrschaft war, daß der Seehandel, aus der Piraterie geboren, von ihr kaum zu unterscheiden war. Kriegsschiffe und Handelsschiffe waren keine streng von einander geschiedenen Kategorien; die Kauffahrer waren bewaffnet, die Kriegsschiffe die unentbehrlichen Instrumente des Handels.

Die Entwickelung der Schiffahrt hat endlich auch die Anerkennung der Natur des Ozeans durchgesetzt und ihn seiner Bestimmung übergeben. Die Erleichterung und Verbilligung des Seeverkehres durch die Erfindung des Dampfschiffes hat die Personen- und Warenbeförderung über See zum Bedürfniß und Brauch aller Völker gemacht, den keine Kriegsflotte beseitigen kann. In der Zeit der sogenannten Seeherrschaften war der Krieg der Normalzustand; hat doch der Krieg zwischen Holland und Spanien achtzig Jahre gedauert. Bei unserer Art der Kriegsführung würde schon die fünfjährige Dauer den Tod der kämpfenden Völker bewirken; darum ist Friede der Normalzu-

stand. Im Frieden aber können Kriegsschiffe dem Handel anderer Völker gar nichts anhaben. Die englische Kriegsflotte hat nichts dagegen zu thun vermocht, daß in einer Zeit, wo es noch kein Deutsches Reich und keine deutsche Flotte gab, Hamburg der größte Handelshafen Europas wurde und daß in den letzten Jahrzehnten Deutschland und Nordamerika sich zu ebenbürtigen Konkurrenten Englands emporgeschwungen haben. Jetzt kann es freilich den Seeverkehr sperren und das Wirthschaftleben der ganzen Welt schädigen. Aber das Wort Seeherrschaft ist heute nur noch eine unzeitgemäße Phrase; und das aufs Naturrecht gegründete Mare liberum des Hugo Grotius hat sich durchgesetzt.

Neisse. Dr. Karl Jentsch.

Besuch.

Eines Abends lag ich ermattet in meinem Zimmer; da trat eine Gestalt ein. Sie war gekommen, ohne die verschlossene Thür geöffnet zu haben, und setzte sich zu mir an mein Lager.

Ihr Gesicht war regelmäßig, aber ohne jeden Ausdruck; einfach ein Gesicht. Ihre Augen zeigten keinerlei Farbe. Augen. Aber eine seltsame Gewalt schien ihnen gegeben; wenn ich diese Augen auf mich gerichtet fühlte, war ich nicht mehr im Stande, mich zu rühren, und alle Kräfte und Fähigkeiten meines Wesens schwanden allmählich. Zuerst verließ mich die erhabenste, beseligendste Kraft unserer Seele: der Gedanke.

„Wer bist Du," fragte ich bang die Gestalt an meinem Lager, „bist Du der Tod?" Die Gestalt blieb stumm. Ich fühlte, wie der Wille aus mir entwich.

„Wer bist Du?" fragte ich wieder; „bist Du die Sorge?"

Wieder ward mir keine Antwort. Nun glitt die Fähigkeit zur Freude aus mir, hinaus, ins Nichts.

„Bist Du die Enttäuschung?"

Abermals nichts. Nun fühlte ich, wie die Augen der Fremden unerbittlich auch die Fähigkeit aus mir sogen, die uns von allen die zum Leben unentbehrlichste ist: die Fähigkeit, zu leiden und das Leiden zu ertragen.

Nur die vegetirende Masse meines Körpers war geblieben. Die Gestalt erhob sich. Da bat ich: „Du hast mir Alles genommen; so laß mich wenigstens wissen, wer Du bist, Du, furchtbarer als Tod und Sorge und Enttäuschung!"

„Ich bin der Alltag", antwortete die Erscheinung; und war verschwunden.

Wien. Moritz Scheyer.

Außerordentliche Kriegsgerichte.

Die einheitliche Strafgerichtsorganisation des Deutsches Reiches ist vom Krieg nicht unberührt geblieben. Das fast in Vergessenheit gerathene Institut der „Außerordentlichen Kriegsgerichte“ hat der Krieg in neues Leben erweckt. Nicht einheitlich für das Reichsgebiet ließ der Kriegszustand diese Gerichte wieder entstehen. Dem jeweilig höchsten militärischen Befehlsträger der einzelnen Reichstheile war auf Grund des preußischen Gesetzes vom vierten Juni 1851 über den Belagerungzustand (das durch den Artikel 68 der Reichsverfassung reichsrechtliche Geltung erhielt) für sein Kommandogebiet die Einsetzung dieser Ausnahmegerichte vorbehalten. Seinem Ermessen blieb, als der vollziehenden Gewalt, überlassen, ob er durch eine Zusatzmaßregel zu dem vom Kaiser für das Reichsgebiet erklärten Belagerungzustand auch die Aburtheilung von Civilisten für bestimmte Delikte in Anspruch nehmen wolle. So konnte der einzelne Militärbefehlshaber den Kriegszustand durch die Einsetzung Außerordentlicher Kriegsgerichte verschärfen, die nicht nur für alle Uebertretungen der vom Militärbefehlshaber im Interesse der öffentlichen Sicherheit (§ 9b des Belagerungsgesetzes) erlassenen Verbote zuständig sind, sondern auch für Verbrechen, die das Belagerungsgesetz (§ 10) einzeln aufzählt; über Hoch- und Landesverrath, Mord, Raub, Erpressung, Gefangenenbefreiung und Aehnliches hat das Außerordentliche Kriegsgericht zu urtheilen.

Von Einheit der Strafgerichtsorganisation kann also für die Dauer des Krieges nicht die Rede sein. Die That, die an einem bestimmten Ort gethan, von dem Schöffengericht, der Strafkammer, dem Schwurgericht oder (bei Hoch- oder Landesverrath) dem Reichsgericht zu ergründen und zu sühnen, danach (sofern nicht das Reichsgericht schon in Erster Instanz zuständig war) im weiteren Instanzenzug nachzuprüfen ist, kommt vielleicht in einem Nachbarort vor das Außerordentliche Kriegsgericht. Wollte man den so für das Reich geschaffenen Rechtszustand graphisch darstellen: die Zeichnung würde an die Tage trauriger Rechtszerrissenheit erinnern und Manchem die Frage aufdrängen, ob den Bewohnern eines von feindlichem Einfall nicht bedrohten Landestheiles wirklich zuzutrauen sei, daß sie nur unter dem Zwang rasch arbeitender

und jede Nachprüfung ausschließender Sondergerichte die Achtung vor öffentlicher Sicherheit und Ordnung bewahren.

Nicht einmal die Bürgschaften, die unsere Strafprozeßordnung dem Angeklagten zu gewähren sucht und die, wie die dem Reichstag vorgelegten Entwürfe beweisen, auch der Regierung unzulänglich scheinen, sind im Bezirk der Außerordentlichen Kriegsgerichte in Geltung. Ein Ermittelungverfahren, als Vorbereitung der Anklage und der Hauptverhandlung, giebt es da nicht; deshalb auch keine Anklageschrift, die im ordentlichen Rechtsverfahren die wesentlichen Ergebnisse der Ermittelungen schildert, die Beweismittel und das anzuwendende Strafgesetz bezeichnet. Zu gerichtlicher Vorprüfung der Frage, ob eine Hauptverhandlung nothwendig sei, ist nirgends Raum. Bringt der Staatsanwalt, der in diesem Verfahren „Berichterstatter" heißt, die Sache vor das Außerordentliche Kriegsgericht, so bestimmt es einen Verhandlungtermin, ohne den Angeklagten zuvor auch nur zu hören. An eine Ladungfrist, zwischen Terminsverkündung und Hauptverhandlung, ist das Gericht nicht gebunden. Vielleicht lehrt erst der Vortrag des „Berichterstatters" den Angeklagten, was ihm vorgeworfen wird und wie dieser Thatbestand die Anwendung eines bestimmten Strafgesetzes rechtfertigen soll. Beweisanträge des Angeklagten braucht das Gericht nicht anzunehmen; nicht einmal (was im ordentlichen Verfahren Grundsatz ist) über diese Anträge einen mit Gründen versehenen Beschluß zu verkünden. Ob es Zeugen, deren Aussage schriftlich vorliegt, auch persönlich sehen und hören will, steht ganz in seinem Belieben. Eben so, wann und wie oft es den Angeklagten während der Beweisaufnahme hören und auf eine mögliche Veränderung der Rechtslage hinweisen will; kein Gesetz schafft hier feste Regeln. Zwar wird der Vorsitzende, der vom Vorstand des örtlichen Civilgerichtes aus der Richterschaft zu wählen ist, sich gern an die Vorschriften der Strafprozeßordnung halten; doch eben nur da, wo seinem subjektiven Ermessen die Beachtung dieser Vorschriften nöthig scheint: denn ihn bindet keine Gesetzesbestimmung. Und hätte er eine mißachtet, so bliebe das Urtheil, da Berufung und Revision fehlt, dennoch in Rechtskraft und wäre sofort vollstreckbar. Länger als vierundzwanzig Stunden darf die Vollstreckung nur ausgesetzt werden, wenn es sich um ein vom Militärbefehlshaber zu bestätigendes Todesurtheil handelt.

Nicht nur in Nebendingen ist also dieses Gerichtsverfahren vom ordentlichen verschieden. Gewiß: auch in diesem Verfahren

kann Recht gefunden werden; und wir dürfen nicht glauben, daß nach so ungehemmter, so unprüfbarer Prozedur die Zahl der Fehlurtheile auf Gipfel steigen müsse. Immerhin birgt dieses Verfahren mehr Fehlerquellen in sich als das ordentliche: und deshalb sollte es auf den äußersten Nothfall beschränkt werden. Tritt dieser Nothfall noch so oft ein, wie bei der Verkündung des Kriegszustandes angenommen wurde? Das müßte der Gegenstand einer sorgsamen Nachprüfung sein. Länger schon, als beim Erlaß der das ordentliche Gerichtsverfahren einschränkenden Verfügungen zu erwarten war, dauert der Kriegszustand und sein Ende ist noch nicht abzusehen. Ein Ausnahmezustand, der für kurze Zeit erträglich, sogar gedeihlich sein mag, kann auf die Dauer schmerzhaft fühlbar werden. Ueberall ist dem deutschen Volk das Bewußtsein der Nothwendigkeit, dem im Krieg erhöhten Bedürfniß öffentlicher Sicherheit nichts schuldig zu bleiben, in Fleisch und Blut übergegangen. Es bedarf keiner Eiljustiz, um die Bürger in Schranken zu halten. Ernste Bedenken regt aber die Thatsache an, daß im Bezirk Außerordentlicher Kriegsgerichte alle Verfehlungen gegen die im Interesse der öffentlichen Sicherheit vom Militärbefehlshaber erlassenen Verbote in diesem summarischen Verfahren erledigt werden. Eine Fülle neuer Verbote ist entstanden; daran knüpft sich der Streit über den Geltungbereich der einzelnen Verbote und manche noch subtilere Rechtsfrage. Jeder Blick in eine Juristenzeitschrift lehrt, wie hart bei der Auslegung solcher Verordnung oft die Meinungen der Fachmänner aufeinanderplatzen, wie oft aus Bezirken, in denen die Gerichtsorganisation des Alltags noch gilt, der Ruf an das Reichsgericht ergeht (dessen Senate sich manchmal selbst nicht auf eine Meinung zu einigen vermochten). Soll, wo es sich um so heikle Rechtsfragen, um so viele Verordnungen handelt und jeder Bürger in Konfliktsgefahr kommen kann, der Eine auf ein summarisches Verfahren angewiesen sein, während der Andere sich in einem mit starken Rechtsgarantien umgebenen Verfahren zu verantworten hat und hinterdrein noch mindestens eine neue Instanz anrufen darf? Konnte in diesem Krieg irgendwo die Meinung entstehen, unser ordentliches Gerichtsverfahren habe sich nicht bewährt? Nur da, wo dringende Noth es fordert, sollte ein vom Geist moderner Rechtsanschauung erfüllter Staat in ein wesentlich einfacheren Lebensverhältnissen angepaßtes, längst aber veraltetes Gerichtsverfahren zurückkehren. Rechtsanwalt Dr. Max Alsberg.

Künstler und Philosophen.

Die künstlerische Schöpfung hat den selben letzten Inhalt wie die philosophische; Beide sind, heraus aus der relativen Welt des dinglich Vielen, Besinnung unseres Lebens auf das Absolute, geistig Eine. Der Strom der künstlerischen Begeisterung geht sogar, wo er am Breitesten ist, in das Meer der Abstraktion; Dichter formuliren den Hauptgedanken von der Relativität und Negativität der Welt mit einer Kraft und Klarheit, die an den Ausdruck des philosophischen Systematikers heranstreift. Man lese Calderons Verse:

„In den Räumen
dieser Wunderwelt ist eben
nur ein Traum das ganze Leben;
und der Mensch (Das seh ich nun)
träumt sein ganzes Sein und Thun,
bis zuletzt die Träum' entschweben.
König sei er, träumt der König;
und in diesen Wahn versenkt,
herrscht, gebietet er und lenkt.
Alles ist ihm unterthänig;
doch es bleibt davon ihm wenig...
Auch der Reiche träumt; ihm zeigen
Schätze sich, doch ohne Frieden.
Auch der Arme träumt hienieden,
er sei lebend und leibeigen.
Träumet, wer beginnt, zu steigen;
träumet, wer da sorgt und rennt;
träumet, wer von Haß entbrennt;
kurz, auf diesem Erdenballe
träumen, was sie leben, Alle,
ob es Keiner gleich erkennt.
So auch träumt mir jetzt, ich sei
hier gefangen und gebunden;
und einst träumte mir von Stunden,
da ich glücklich war und frei.
Was ist Leben? Raserei!
Was ist Leben? Hohler Schaum,
ein Gedicht, ein Schatten kaum!
Wenig kann das Glück uns geben:
denn ein Traum ist alles Leben
und die Träume selbst sind Traum."

Aehnlich hatte schon Pindar gesungen: das Leben ist eines Schattens Traumgesicht; und Shakespeare im Sturm: Wir sind gleichen Stoffs mit dem der Träume.

Kommen nun aber auch die Dichter mit den Philosophen wesentlich überein, so philosophiren sie doch noch keineswegs (denn sie entwickeln und befestigen nicht Gedanken, sprechen nur Resultat oder nur Stimmung des Denkens aus, öfter noch lediglich faustische Sehnsucht, die zuletzt nicht anders denn schwammig schweifendes, unreifes, jugendliches Philosophiren genannt werden kann) und machen deshalb wahrlich nicht etwa die Philosophen unnöthig. Dies so wenig, daß sie selber der Philosophen nicht entrathen können; die Größten unter den Künstlern haben Das gewußt und gezeigt: Michelangelo in seinem Verhältniß zu Platon, Goethe in seinem Verhältniß zu Spinoza. Wir dürfen nicht über dem gleichen Was bei Künstlern und Philosophen ihr ungleiches Wie aus der Acht lassen: der geistige Inhalt geht ihnen in verschiedenen Modifikationen auf, die verschiedenartige Wirkung üben auch auf sie selber. Was der Künstler im Bild vorstellt und darstellt, Das hat der Philosoph unumwunden, in der Art der wissenschaftlichen Demonstration. Gleich ihr besitzt die Philosophie Klarheit und Sicherheit, wodurch sie Macht erhält, das geistige Symbol (für die Geistigen) förmlich prosaisch begreiflich zu machen, obwohl die Philosophie selbst, ihrem Wesen nach, so über der Prosa und der Wissenschaft steht wie Kunst, und hat, gleich dieser, ihr Leben aus der Phantasie, also aus der Weite des Gedankens. Dem letzten Inhalt und Wesen nach stimmen Kunst und Philosophie zusammen. Wenn der Dichter sagt, wir Menschen sind gleichen Stoffs mit dem der Träume, so sagt er das Selbe wie der Philosoph, der sagt: das Denken und die Ausdehnung (oder die Dinge) sind nur Attribute der Substanz, sind von den unendlich vielen Attributen der Substanz die beiden uns bekannten Attribute, anders ausgedrückt: Dasjenige, worin wir Menschen unsere Relativität haben. Enthält dieses Wort Spinozas von der Substanz und den unendlich vielen Attributen keine Phantasie? Die überschwänglichste, die je in eines Menschen Herz und Kopf gekommen; und sie bringt des Menschen Herz und Kopf zur Ruhe, indem sie mit der Negativität und Relativität zugleich das Positive und Absolute bewußt macht; die größte wissenschaftlich-philosophische Phantasie der Wahrheit (man vergleiche damit die übrigen philosophischen Aussagen vom Absoluten), größer als irgendwelche Phantasie der Dichtung. Denn Dichtung vergleicht das Eine aus unserer Welt mit dem Anderen aus unserer Welt; hier aber wird unsere Welt zum Gleichniß (wir staunen, daß wir Solches ins Bewußtsein zu fassen vermögen) und setzt uns

das denkbare Ganze unserer einen Relativität in die Phantasie von zahllosen Relativitäten und damit in die Phantasie von dem nicht denkbaren gänzlich Anderen und Ungeheuren des absoluten Wesens. Ein Philosophiewerk und ein Kunstwerk, was ist es Anderes als das Wagniß, hinauszugehen über das Menschliche; im Werk Spinozas und zuhöchst in diesem Werk ist das Wagniß völlig geglückt. Die Substanz oder Gott oder alle Attribute Gottes: unendlich viele Attribute, so verschieden allesammt unter einander, wie diese beiden unseres Denkens und unserer Ausdehnung von einander verschieden sind; derart, daß die Relativität anderer Attribute in keinem Punkt hat von der Relativität unserer Welt, gar nichts von unserem Denken und unserer Ausdehnung, so wenig wie unsere Relativität gemein hat mit der Art der übrigen Relativitäten; somit eine Fülle grundverschiedener Welten, jede von der Gottheit ein anderer Huldgedanke und jede in sich ewiges Wesen ausdrückend, aber alle die unendlich vielen Welten nicht neben, sondern in einander, ohne ineinanderzugreifen, ganz so wie (Das ist die am Stärksten aufrüttelnde und erweckende unter unseren Erkenntnissen) unsere Welten des Denkens und der Ausdehnung in einander sind . . Ja, Substanz und ihre unendlich vielen Attribute, Das zieht uns Sonnenstaub aus dem Staube, durchbricht den Naturhorizont von Sonnensystem, Fixsternen und Nebelflecken und erhöht den Sinn herrlich hinaus über die spießbürgerlich hochfliegende Beschränktheit vom Himmel über uns und vom Sittengesetz in uns; und, nein, es giebt kein Wort dichterischer Phantasie, diesem gleich an Kühnheit, erhabener Gluth, Pracht und wundermächtiger Seligkeit; und wer dieses Wort der Wahrheit zu fassen vermag, Der hält es, es hält ihn und er ruht darauf unüberwindlich als auf einem Felsen.

Die Philosophie in unmittelbarer, unverkennbarer Anknüpfung an das prosaisch-wissenschaftliche Denken logisch deutlich, systematisch entwickelnd, macht sehen die Wirklichkeit (Spinoza nennt die Demonstrationen die Augen des Bewußtseins), macht sehen das eine Wirkliche, was dem wirklich Sehenden Festigkeit und Frieden giebt. Das giebt Kunst nicht und dazu vermögen Künstler durch sich selber nicht zu gelangen; vielmehr gewahrt man an Künstlern, die keinen anderen Leitstern haben als Kunst, ein Lässigwerden der Triebe, Verweichlichung und Verweiblichung des Wesens. Hiermit ist das allgemeine Leiden der Künstler getroffen, womit sie viel Leiden Anderer verursachen; Schwache, mehr zu beklagen als zu verklagen, können gefährlicher sein als

Schurken. Die Kunst, mit ihrem Gebundensein an die Bildhaftigkeit und das Naturgefühl unserer menschweltlichen Relativität, an die Wahrheit im eingehüllten Zustand, macht nicht dauernd und für das Ganze ihres Lebens die Künstler frei und bringt sie nimmer zur gesicherten und positiven Erfassung der Abstraktion; sie bleiben dem Stoffe mehr verhaftet als die Philosophen und seine Schrecken haben größere Gewalt über sie. Das wird bewiesen durch ihre melancholischen Anwandlungen, durch ihre Berührung mit dem Wahnsinn; und wohl nur wenige von ihnen müßten erst ausziehen, um das Gruseln zu lernen. Sie leiden viel; es zu gestehen, hindert sie, wenn nicht Furcht, so doch Scham, die auch sie zurückhält, von den Entzückungen ihres Schauens das Rechte und Geheimste ohne Schleier zu offenbaren. Selten werden sie der dunklen Hinderungen ganz Herr, zuletzt hat auch ihre Freude Leid in sich; während die Philosophen zu Seelenruhe und Heiterkeit hindurchdringen. Philosophie ist vergleichbar der Pyramide, deren Bau, bis zur Spitze hinauf, fest steht und ruht auf breiter, unerschütterlicher Grundlage; Kunst hingegen gleicht der Kugel, der immer beweglichen, nur auf einem Punkt ruhenden, jedesmal auf einem anderen. So mags gelten, die verschiedenartige Naturfarbe zu erläutern, das verschiedene Naturell der beiden, auf dem Grunde der absoluten Besinnung gleichen Charaktere, je nachdem sie modifizirt erscheinen entweder durch Philosophie oder durch Kunst, die Festigkeit und Sicherheit der einen, das Schwankende der anderen.

Und die Künstler haben nicht Genüge an der Kunst, weil sie grundgleichen Wesens und gleichen Blutes sind mit den Philosophen; und darum ist es, daß sie eine verhohlene Konkurrenz mit den Philosophen treiben. Ueberall berühren sie die letzten Gedankenreihen und suchen geradezu philosophischen Ausdruck, hundertmal eher als die Philosophen dichterischen. Wirklich philosophiren und zugleich auch wirklich dichten gekonnt hat nur Platon, das Wunder und Doppelwunder eines Dichters und Philosophen, der einzige wahrhafte Dichterphilosoph. Gäbe es doch einen Himmel, der uns bewahrte vor den modernen, nach der heruntergebrachten Vorstellung von Dichtung und von Philosophie so genannten Dichterphilosophen! Durchweg gilt: kein Philosoph ist Dichter, kein Dichter ist Philosoph; und Mischerei von Dichtung und Philosophie ist das Weder-Noch, womit sie dem Teufel in die Arme springen; wenn ich Platon einen Dichterphilosophen nenne, so soll er damit bei Leibe nicht gekennzeichnet sein als Geschöpf zarter Mitte zwischen Dichtung und

Philosophie, sondern eben als Philosoph und Dichter, dessen Dichtung Ornamentik ist zum philosophisch Konstruktiven und der gleichsam von der Natur bestimmt scheint, die Wesensgleichheit der Philosophie und Kunst vor Augen zu bringen und die Brücke zwischen Beiden, die von den Philosophen wie von den Künstlern zu beschreiten ist. Aber Thatsache bleibt: auch Alleindichter wollen nicht allein Dichter sein, sondern zugleich einen gedankenfesten Bau aus ihrem Innersten errichten; was unmöglich gelingen kann. Flammenhaft schwankend und bleibend nur ist die Bewegung des Gedankens in der künstlerischen Phantasie, und noch viel zu flammenhaft bunt. Doch sie wollen philosophiren, meinen, es zu thun und gethan zu haben, bleiben davon dennoch im Grunde unbefriedigt, und Die, denen noch am Besten das Denken einigermaßen in Takt und Tempo gelang, suchen alsdann die wirkliche Philosophie, wo sie die neutrale Wahrheit und Urheit für die Geistigen aller Modifikationen, auch für sich selbst, ausgesprochen finden und lehnen an einen Philosophen sich an. Wie Goethe an Spinoza.

Gewiß war Goethe dem Spinoza kongenial, auch in Gedanken, aber hierin als der Große dem Größeren: „Ich fühle mich Spinoza auf das Innigste verwandt, obwohl sein Geist viel klarer und tiefer ist als der meinige.“ Sehr innig war die Verwandtschaft und Beziehung. Was darüber zu wissen, ist nicht erschöpft durch Goethes eigene begeisterte Aeußerungen und nicht mit der Kenntniß seiner Abhängigkeit von Spinoza in einzelnen Gedanken und Ausdrücken, noch auch, indem man die Wahrheit empfindet: „Die Lehre Spinozas, aus der mathematischen Hülle entpuppt, umflattert uns als goethisches Lied“, der Lyriker Goethe verdankt seiner Vertrautheit mit Spinoza wohl nicht weniger als etwa seiner Vertrautheit mit dem Volksgesang. Viel mehr aber noch bedeutet: daß der Lebenspraktiker Goethe völlig spinozistisch geworden, daß er bei Beurtheilung der vielen Menschen, mit denen er zusammentraf, jegliche moralische Kritik zum Schweigen zu bringen, auch gegenüber seinen Feinden von allem Affekt sich frei zu machen verstand und daß schließlich, wie seine Lebenstechnik und sein Lebenstakt, so auch seine ganze Aeußerungweise und das Instrument seiner Sprache, — nun, vom klassischen Muster in den Wahlverwandtschaften bis zum resignirendsten und blassesten Geheimrathsstil, was haben wir daran Anderes als die Betrachtung sub specie aeterni und eine Art Sprechen more geometrico? So daß man sagen möchte: Der ältere Goethe hat die mathematische Hülle angezogen. Das ist die weit-

aus bedeutendste von den Nachahmungen verschiedenartiger Stile, in denen wir Goethe, trotz all seiner nie genug zu bewundernden Wunderbarkeit und originalen Hoheit, begriffen finden; da ist mehr als Nachahmung, weil darin Nachahmung und verwandter Geist sich durchdringen; und ist nicht etwa nur literarische Modifikation, sondern Modifikation und Modellirung der ganzen Persönlichkeit. Hinter dieser Hülle steht die Größe und eiserne Festigkeit von Goethes Charakter und Lebensführung; und wir erkennen, daß der Geist der Ewigkeit wahrhaft sein ganzes inneres Dasein durchheiligte. Wie viel dazu das großartige Beispiel und der Segen des Philosophen Spinoza geholfen, Das wollen wir nicht verkennen bei dem Dichter, der keineswegs immer in allen Angelegenheiten (in den Liebesangelegenheiten nicht) die Haltung und Souverainetät erreichte, die er für sich wünschen mußte, und der so klar ausgesprochen hat, „daß die Muse zu begleiten, doch zu leiten nicht versteht".

Das haben viele Künstler erfahren, sich aber deshalb noch nicht leiten lassen von Dem, was leiten kann. Im Gegentheil. Je geringer die Künstler und je mehr solche von ihnen philosophischen Halt nöthig hätten, die so wenig allein aufrecht stehen können wie ein leerer Sack, desto eigensinniger pflegen sie gegen ihr Heil sich zu sträuben. Von Philosophie wollen sie nichts wissen. Weil sie von Philosophie nichts wissen! Weil sie nicht ahnen, was Philosophie ist und leistet und sie, die Künstler, ganz im Besonderen angeht; weil sie die Philosophen verwechseln mit Jenen, die zu den Anderen gehören. Aber Zweierlei ist nicht Einerlei, trotz bestehender Namensgemeinschaft nicht; Zweierlei übrigens genau wie in ihrem eigenen Haus, wo ja doch auch zwischen den echten Künstlern und den anderen Künstlern unterschieden wird. So dürfen sie denn auch nicht die wahrhaften Philosophen mit den Metaphysikern zusammenwerfen und nicht glauben, daß Platon und Spinoza von der selben Art seien wie Immanuel Kant, der mit überschwemmender Wirkung unsere Welt von Neuem scholastifizirt hat, oder gar wie die Philosophie-Philologen von heute, die Oeden und Putzigen an unseren Universitäten. „Die Philosophie der Kunst", wie sie von Denen hervorgebracht wird, ist für die Künstler ein Popanz und Gelächter; und die Philosophie-Professoren der Scholastik sind damit das genaue Gegentheil von Dem, was, nach der Stellung der Philosophie zur Kunst, die Philosophen den Künstlern sein sollten. Das kommt daher, daß die Philosophie-Professoren durchweg das Gegentheil zu sein pflegen von Philosophen, mit allen ihren Philosophie-Gegenstän-

den, und nicht allein keine Professoren für, sondern welche gegen Philosophie; und daher kommt denn auch, was für die Künstler kommt. Wer müßte mehr sich kümmern um die Philosophie der Kunst oder die Aesthetik als die Künstler; wer aber kümmert sich weniger darum als die Künstler? Die Aesthetik sehen sie an als ein Gespinnst kurioser Leute, die gar kein Verhältniß haben zur Kunst und keins zu den Künstlern; sie entdecken da keinerlei Zusammenhang, weder mit ihrer Praxis noch mit ihrer Art des Auffassens, Empfindens, Denkens; da kommt nichts vor von den künstlerischen Naturen, in denen die Idee, die Erfindung und die Phantasie ihres Schaffens wurzelt; sie werden nicht aufgeklärt über die Besonderheit ihrer Naturen und nicht über den Sinn der Begeisterung, als deren Werkzeug sie sich finden bei seltsamen Schöpfungen, so völlig und gewaltig abweichend von allem übrigen Werk der Menschen, unbegreifliche Hervorbringungen innerhalb der Menschenwelt! Indem nun aber die Künstler sich abkehren von Leuten, durch die freilich sie über die Philosophie und die Herzensbedeutung, Herzensunentbehrlichkeit und Herzensunersetzlichkeit der Philosophie nichts erfahren können; die, selber erstarrt vom Froste der Scholastik, Andere nicht zu wärmen vermögen; und, von denen geleitet, sie zur verkehrten Thür hineingerathen würden ins ganz Andere, — indem sie, solche Leute verwechselnd mit den Philosophen, die Philosophen und die Philosophie verwerfen und befehden, thun sie, was nicht ungestraft sich thun läßt, was überhaupt von ihnen nicht eigentlich gethan werden kann. Denn sie kommen ohne Philosophen nicht aus; ja, wer kommt denn ohne Philosophie aus, ohne wirkliches Denken, als allein die wirklich Gedankenlosen? Schwer scheint aber begreiflich, daß die Gedanken nicht anders sich in Ordnung bringen lassen als durch Denken, nur durch systematisches Denken, durch Philosophie, und daß es keine Bildung geben kann als mit philosophischem Denken. Was Einer übrigens sein und wissen mag: denkt er nicht auch philosophisch, so bleibt er roh, wüst, abenteuerlichen Verstandes, und wenn es ihm ernst ist, eine selbstquälerische und Andere quälende Existenz. Wer nicht philosophisch denkt, Der denkt nicht; wer so vom Denken im Allgemeinen wohl hoch spricht, die besonderen philosophischen Gedanken jedoch nicht denken kann, Der kann überhaupt nicht denken. Philosophie ist Denken; wenn aber Philosophie kein Denken ist, dann ist gewiß auch nichts Anderes Denken und jedes Andere schlechter als Denken (was vollauf auch von dem „Denken" gilt, womit unsere Empiriker die Philosophie ersetzen wol-

len). Keine Bildung ohne philosophische Erkenntniß: Das haben von Gebildeten die griechischen Gebildeten gewußt, nicht die schlechtesten der Welt und diejenigen, die am Wenigsten durch das Volksbewußtsein gebunden erscheinen: unter all dem Hohen, was sie besaßen, gestanden sie, gestand auch ein Perikles den höchsten Rang der Philosophie zu; nicht die Religion, sondern die Philosophie war ihnen Gewissen und Halt; und geistige Menschen sollten nicht zu allen Zeiten eben so von der Philosophie wissen? Schlimm, daß viele Künstler es nicht wissen; und da gerade die Künstler, wie wir sahen, am Wenigsten ohne Philosophie sein können, so setzen sie an die Stelle der Philosophie (o Jammer!) ihr Philosophiren. Das ist nicht schön, aber häßlich; und heißt nicht mehr eine verschämte Konkurrenz mit der Philosophie treiben. Künstler, die man am Heftigsten so und so schelten hört auf die Philosophie, die selben Künstler hört man zugleich fürchterlich selber philosophiren. Von der Kunst meinen sie nicht, daß sie durch Unkunst und Nichtkünstler hervorgebracht werden könne, aber von der Philosophie meinen sie offenbar (ganz so wie unsere wissenschaftlichen Empiriker), es lasse sich nur mit Unkenntniß und Verachtung ihrer philosophiren, und sie zeigen sich als Nichtdenker unternehmender im Denken, als Denker sind; sie verachten nicht allein auf die Gedanken herunter, sondern auch gleich mit auf alles Wissen und Lernen (ein alter Weiser hat gesagt: Wer nicht lernt, ist des Todes schuldig!): nur ihre wunderthätige Unwissenheit halten sie für geeignet, über Alles zu urtheilen, — als wenn der Körper ohne Nahrungaufnahme sich behaupten und gesund sein wollte. Sehr viele Künstler trifft man in erstaunlicher Unwissenheit über die Geschichte und die Erzeugnisse der Kunst, die sich gewaltig darauf zu Gute thun, wie sie allem Denken über die Kunst aus dem Wege bleiben (reden dennoch viel, sehr viel über Kunst und über ihre eigenen Werke im Besonderen, was sie dann aber merkwürdiger Weise keineswegs als nicht gedachtes, gedankenloses Geschwätz von Ignoranten genommen wissen möchten); und alle Aesthetiken verdammend, wurden die Meisten gar selber (durch ihr eigenes Philosophiren und durch das der Philosophen von ihrer Art und der Dichterphilosophen) zu Aestheten, zum Aergsten, wozu sie werden konnten. Aestheten: Das sind die schauderhaften Menschen der Selbstentwurzelung und der Selbstaushöhlung. Und so sind sie weiter ab von der Philosophie als jemals; in ihrem Leben nicht ein einziges Mal widerfuhr ihnen die Gewalt des Gedankens, die erschütternde Gewalt des Gedankens vom

Einen widerfuhr ihnen niemals in der Klarheit, Bestimmtheit, Unverlierbarkeit der philosophischen Erfassung; und darum sind sie so in der Irre. Sie ahnen nicht, welche die Gedanken der Philosophie sind, die wahrhaft denkbaren, innerlich widerspruchslosen, in aller Gesundheit lebendigen, Frucht bringenden, frei machenden, selig machenden, was Alles an diesen wahrhaften, redlichen Gedanken hängt auch für ihr Schaffen und für ihr Leben – denn sie können nicht leben, ohne daß sie den Kraftboden der Philosophie berühren —, und wie Künstler und Philosophen, trotzdem die Wege, die von ihnen beschritten werden müssen, sie weit auseinanderführen, wie sie dennoch herzinnig zusammengehören und auf einander angewiesen sind gegenüber dem Leben der Allgemeinheit; einem Leben, in dem nichts von der Wahrheit des Geistes, viel vom Aberglauben stets verwirklicht ist, wo in die Praktik der Vernunft immer und überall der Wahn hineinregirt und in manchen Zeiten ganz allein regirt.

Potsdam. Konstantin Brunner.

Anzeigen.

Die moderne Diplomatie, ihre Entwickelungsgeschichte und ihre Reformmöglichkeiten von B. L. Freiherrn von Mackay. Literarische Anstalt von Rütten & Loening in Frankfurt.

An dem Streit um die Reformbedürftigkeit unserer Diplomatie kann ich mich wegen Mangels an Sachkenntniß nicht betheiligen; nur Eins glaube ich behaupten zu dürfen: daß eine Auslandspolitik, die nur Diplomatie ist, nichts Ersprießliches, am Wenigsten etwas Großes, zu leisten vermag. Ich unterscheide nämlich von der Diplomatie die Hohe Politik. Diese ist die Kunst des leitenden Staatsmannes (wenn, wie in England, eine Oligarchie die Geschäfte führt, der leitenden Männer), den Tendenzen der Völker- und Staatenentwickelung, den Bedürfnissen und Strebungen des eigenen Volkes die Ziele zu entnehmen, die er sich zu stecken hat; während Diplomatie die Hilfkunst ist, durch Verhandlungen mit den fremden Regirungen, durch Beeinflussung der Presse, der Oeffentlichen Meinung im In- und Auslande die Wege zum Ziel zu bahnen. Herr von Mackay nennt nach dem gewöhnlichen Sprachgebrauch Beides Diplomatie, unterscheidet aber von der alten Schachspieldiplomatie die Politik Bismarcks, die er als die ideale Politik schildert. Diese Unterscheidung nun fällt so ziemlich mit meiner zusammen, denn die Unterhandlungen der Organe des leitenden Staatsmannes können den Schachspielcharakter niemals ganz abstreifen; und Bismarck ist, während er nebenbei auch Diplomat

war, doch eben vor Allem als Staatsmann in meinem Sinn groß gewesen; auf die Ehrlichkeit, Offenheit, Gradheit, strenge Sittlichkeit, die Bismarcks Politik adelte, werden die Helfer, die eigentlichen Diplomaten, wohl oft verzichten müssen. Wenn Mackay in der Behandlung Oesterreichs und Rußlands ein Zurücklenken Bismarcks in die Methode der alten Diplomatie sieht, so fällt damit kein Schatten auf das glänzende Bild, das er von dem Meister der Hohen Politik entwirft, das würdigste und schönste von allen Bildern, die ich kenne, denn „das tragische Los, immer durch schwere Konflikte sich hindurchringen zu müssen, wo die Noth Entschlüsse erzwingt, wo zum Vaterlandsverräther gestempelt wird, wer nicht die Gelegenheiten am Schopf ergreift, wie sie kommen, und Verachtung und Hohn dem Besten im Nacken sitzt, der nicht den Erfolg auf seiner Seite hat, bleibt keinem großen Diplomaten (ich würde sagen: Staatsmann) erspart."

Der geschichtliche Theil des Buches erzählt, wie die gegen Ende des Mittelalters geborene europäische Diplomatie im päpstlichen Rom ihr Gymnasial-, in der Handelsrepublik Venedig ihr Hochschulstudium durchgemacht hat, das dann von den Seemächten zur Wissenschaft der Weltbeherrschung ausgebaut wurde. Im Mittelpunkt der Darstellung steht überall Bismarck; dann folgen einige Epigonen. Der den Reformen gewidmete Theil zeigt, welche Gefahren für die Gesundheit der Politik das parlamentarische System der Westmächte birgt, und, daß bei uns noch am Ehesten die unentbehrliche Grundlage für eine gesunde Politik, das gegenseitige Vertrauen von Regierung und Volk, sich herstellen läßt. Die Reformvorschläge können im Rahmen dieser Anzeige nicht skizzirt werden. Der Baron Mackay geht von der Ueberzeugung aus, daß die deutsche Diplomatie „auf der selben Höhe des Leistungvermögens und fortschrittlicher Entwickelung steht wie alle anderen Organe des deutschen Staatskörpers, allerdings auch deren Schwächen und Fehlbildungen theilt. Vom Scheitel dieses Gesichtswinkels aus muß das Reformproblem betrachtet und der Lösung entgegengeführt werden. Dabei ist vorab eine scharfe Linie zu ziehen zwischen den Aufgaben des Konsulats- und des Botschafterwesens; denn viele der Diplomatie als solcher gemachten Vorwürfe haben ihren Ursprung lediglich in gedankenloser Verwechselung und Verschiebung beider scharf getrennten Amtsgruppen." Der Reformentwurf schließt mit der Erinnerung an den hohen Beruf Deutschlands, „nicht nur der Logiker, sondern auch der Ethiker der Weltpolitik zu werden." Das kleine Buch belehrt gründlich und ist darum ein nützliches Buch; es erhebt und begeistert, weil es von Vaterlandliebe durchglüht ist; und ferner unterhält es angenehm, weil der mit reichem Wissen und plastischer Phantasie ausgerüstete Verfasser gut zu schildern und abstrahirte Wahrheiten, trockene Thatsachen mit sinnigen Bildern zu illustriren versteht.

Neisse. Dr. Karl Jentsch.

Und doch. Gedichte. Im Xenien-Verlag in Leipzig.

Es giebt stets bereite Kinder der Zeit. Wer kein Härchen krümmen konnte, versteht nun, alttestamentarisch zu hassen. Zage Seelen, die Watte in den Ohren trugen, lassen Kanonendonner krachen; über Nacht kommt ihnen Sanftmuth und Pelidenzorn; das Hosiannah und Kreuzige liegt ihnen gar nah bei einander. Und dann leben sonderbare Käuze, altmodische, die, so zu sagen, ihr Haus in die einsamen Seitengassen bauen. Solch Einer tritt ins freie Licht und wagt, Lieder zur Harfe zu singen, während draußen die Völker ringen.

Altfränkischer Sonntag.

Irgendwo, im fernen Osten,
stampft das Schicksal über tausend Leiber,
irgendwo, gen Niedergang,
haucht ein einziger Sohn sein Leben aus.
Und inmitten grausamen Geschehens
lächelt mild der Sonnentag von gestern,
spannt sich ruhevoll ein zarter Himmel,
lockt Emailleblau auf Maiengrün
aus den Büschen an den stillen Weiher.
Eine Lerche schwirrt, ein Kuckuck ruft,
Liebe schlendert mit verschlungenen Händen
durch die schattenkühlen Taxushecken;
tief versonnen rauschen alte Zeiten.
Nur wie einer fernen Sense Dengeln
klingt der Flügelschlag von Riesenvögeln,
mahnt an Erntetag der Schnitter Tod.

Triebsand.

Weit bin ich durch das Land gezogen;
ging irr mein Wanderschritt?
Hab' ich mich kreisend selbst betrogen,
glitt dünenwallend mit
der Boden, der zu Sehnsuchtzielen
mich Pilger tragen sollt?
Die Schatten, die einst abwärts fielen,
sind über mich gerollt.
Ich stehe auf der alten Stelle,
ins Ufer eingekrallt,
urewig quillt und rauscht die Welle,
die von Erfüllung lallt,
vom Hoffen, das, wie Sand zerronnen,
mich zu begraben droht,
vom Lichte, das, zu Staub zersponnen,
fern meiner Welt verloht.

Das Glück.

Leise, leise: das Glück steht vor der Thür.
Siehst Du, wie sich die Klinke langsam neigt,
ein feiner Lichtspalt sich im Dunkel zeigt?
Hörst Du, wie klingend sich die Angel dreht,
ein Aeolsharfenton melodisch weht?
Streift Dich das Tasten einer zarten Hand,
der Morgengruß aus langerträumtem Land?
Fühlst Du, wie Dich ein Mantel weich umhüllt,
sein süßer Duft den engen Raum erfüllt,
der sich nun dehnt, so tief, so hoch, so weit,
daß aus dem Schoße der begrenzten Zeit
helleuchtend wächst empor Unendlichkeit?
Spürst Du den ewigen Geist, wie ich ihn spür'?
Leise, leise: das Glück steht vor der Thür!

Gestern.

Leise gleitet unser Nachen,
Silbertropfen rinnen klingend
von den ausgestreckten Rudern;
tönende Erinnerungen
kräuseln auf der Spiegelfläche,
wie ein Windhauch auf der Harfe.
Blau und weiß im Mondenscheine
ruht die Welt, das ferne Ufer,
wo noch gelbe Feuer glimmen,
stirbt dahin; nichts mahnt an heute,
Alles flüstert wie im Traume
von dem Gestern, das uns liebte.

Am Ziel.

Noch braut der Nebel überm Ried
wie zitternder Orgelton,
von ferne weht ein Abschiedslied;
die Sterne verglimmen schon.
Wir tasten uns durch Dorn und Strauch,
durchschauert von Morgenfrost,
umspült von naher Stunden Hauch,
traumwandelnd gen rothen Ost.
Das Klingen schwillt, der Thalwind saust,
die nächtliche Fessel bricht;
hell über uns Erlösten braust:
die Sonne, der Tag, das Licht!

Wer an Kriegslieferungen Gefallen findet, meide dieses Buch; es kommt zu spät oder zu früh. Doch kümmerts den singenden Vogel, ob der Herbst zu lange währt oder der Frühling zu schnell kam?

Leipzig. Gustav Hermann.

Phantasus.

Phantasus. Insel-Verlag in Leipzig. 336 Seiten Großfolio.

Seit dreißig Jahren kämpfe ich einen Kampf, der, noch von keinem Zeitungschreibenden beachtet, vom Publikum nicht geahnt und nur erst von wenigen Freunden begriffen, dem deutschen Gedanken (und zwar naturnothwendig, weil die Kraft von Ideen sich berechnen läßt) die Führung auch in der Literatur sichern wird, wie Hunderttausende heute dafür bluten, daß sein Bestehen nicht aus der Welt der Völker gedrängt wird.

Im „Vorwort" meines letzten Werkes, „Berlin. Die Wende einer Zeit in Dramen. Ignorabimus. Tragoedie," streifte ich diese Idee und schloß: „Karl Goedeke, der alte Goedeke, unter allen unsern Literarhistorikern nicht blos der ganz zweifellos unvergleichlich verdienstvollste, sondern auch zugleich der unbestechlich ehrlich-verläßlichste und objektivste, schrieb in seinem ‚Grundriß', fünftes Buch, zweites Kapitel, über Martin Opitz: ‚Mit ihm und durch ihn beginnt die Abhängigkeit der deutschen Dichtung, die bis auf die Gegenwart fortdauert, bald von Holländern, Italienern und Spaniern, dann von Franzosen und französischen Engländern, dann von Römern, Griechen und Engländern, darauf vom Mittelalter, von dem Orient und weitesten Occident und schließlich vom Auswurf aller Weltliteratur ... Ein Weg, der, wenn er auch über glänzende Höhen führt, im geschichtlichen Sinn ein Leidensweg ist und möglichst abgekürzt zu werden verdient.' Um diesen ‚Leidensweg' (man erinnere sich wohl: die ‚glänzenden Höhen', über die er ‚geführt', hatten die eine ‚Schiller' und die andre ‚Goethe' geheißen, und was nachfolgte, war Bärme und meine gesammte Zeitgenossenschaft taumelt auf ihm noch immer), um diesen ‚Leidensweg' nicht etwa blos ‚möglichst abzukürzen', sondern um endlich sein Ende herbeizuzwingen, und darin, mit aller Bewußtheit, habe ich nun seit fast dreißig Jahren meine ‚Mission' erblickt, gab es nur eine Möglichkeit. Die alte Tradition, die jede Weiterentwickelung niederklammerte, wie mit Polypenarmen, zu zertrümmern und an Stelle der Zertrümmerten eine neue zu fundamentiren. Jede Wortkunst, Lyrik wie Drama (vom schlapp gewordenen ‚Epos', vom Roman, der stets eine Zwitterform war, wie er stets, die Gründe gab ich anderswo, eine solche bleiben wird, eben so vom sogenannten Prosadrama, das sich mir heute, trotz seinem letzten Großen, Ibsen, nur als eine bloße Auflösung spiegelt, sehe ich hier ausdrücklich ab), jede Wortkunst, von frühster Urzeit bis auf unsere Tage, war, als auf ihrem letzten, tiefstuntersten Formprinzip, auf Metrik gegründet. Diese Metrik zerbrach ich und setzte dafür ihr genau diametrales Gegenteil. Nämlich Rhythmik. Das heißt: permanente, sich immer wieder aus den Dingen neu gebärende, komplizirteste Nothwendigkeit, statt, wie bisher, primitiver, mit den Dingen nie oder nur höchstens ab und zu, nachträglich und wie durch

Zufall, koinzidirender Willkür. Das klingt sehr simpel und hört sich ‚wie nichts an‘, etwa ähnlich, wie die Umkehrung des Satzes, die Sonne dreht sich nicht um die Erde, sondern die Erde um die Sonne, von dem heute, rund dreieinhalbhundert Jahre nach dem Tode des Kopernikus, jeder, so zu sagen, bessere Esel sich einbildet, er hätte sich diesen kleinen Scherz, von dem so viel Aufhebens gemacht wird, eben so leisten können, wird aber in seinen Folgen, und zwar nicht nur für uns und unsere Literatur, sondern auch für alle übrigen, die es eben so befreien wird, genau so unvergänglich bleiben, wie es, auf ihrem Gebiet, die That des frauenburger Domherrn bleiben wird. Lyrik und Drama (bereits bei der ‚Sonnenfinsterniß‘ war mir Das aufgegangen, aber erst durch das ‚Ignorabimus‘ ist es mir heute Gewißheit) haben sich formal wieder zu einer Einheit geschlossen. Den selben rhythmischen Nothwendigkeitorganismus, den jedes mir geglückte ‚Phantasus‘-Gedicht darstellt, nur noch entsprechend differenzirter, bilden jetzt auch diese Tragoedien. Meine Arbeit, die mit diesem ihrem ersten Haupt- und konstruktiven Theil hinter mir liegt, war eine mühenvoll lange, die Hemmnisse und Schwierigkeiten, die sich mir entgegengestellt, innere wie äußere, schienen mir oft die denkbar niederdrückendst unüberwindbarsten, aber ich habe sie bewältigt und brauche daher mein Leben, das ich an diese Aufgabe gesetzt, nicht zu bereuen!“

Das mochte sich anhören, wie aus dem Stolz eines Gottes, der nach sechstägigem Schaffen am siebenten auf sein Geschaffenes zurückblickte und „sahe, daß Alles gut war“. Es brauchte, als Behauptung, meinetwegen auch noch Keinen zu überzeugen.

Aber man stutzt vielleicht, man beginnt am Ende doch, in seine bisherige Lässigkeit, in sein Ueberhören, in seine Nichtachtung ein gewisses Mißtrauen zu setzen, wenn ich mich heute unterfange, auf mein damaliges „Exempel“ (formale: Das heißt also künstlerische Wiedereinheit von Lyrik und Drama, wie zu allen großen Zeiten) die „Probe“ zu geben. Hier ist sie! Ich saß über der Korrektur dieses Buches, dessen sechstes Heft einen Cyklus, wenn ich mich so ausdrücken darf, „religiöser“ Gedichte enthält. Zwischen dem mir vorliegenden vorletzten, das mit einer absoluten Verneinung schloß, und dem letzten, das mit einer eben solchen Bejahung begann, schien mir eine kompositionell allzu große Lücke zu klaffen, die ich unter allen Umständen überbrücken müßte; und zwar schon für diese Ausgabe und für diese Fassung, so durchaus wissentlich ich im Uebrigen eine ganze Reihe anderer noch als solche belassen hatte.

Und ich hörte zugleich deutlich die Worte:

„Und ... doch! Und ... doch! Und ... doch! Und ... doch!“

Diese Worte schienen mir für die gesuchte Ueberleitung „die Melodie“ anzudeuten; und ich theilte ihre Begründung, wie ich sie mir dachte, einem Freunde mit, der mir gegenüber saß und mir an einem zweiten Exemplar bei der Durchsicht der Korrektur half.

„Diese Begründung haben Sie im ‚Ignorabimus‘, an irgendeiner Stelle, ich glaube, im fünften Akt, schon einmal gegeben! Leider muß ich jetzt fort. Sehn Sie mal nach. In einer Stunde bin ich wieder da.“

Im „Ignorabimus“? „Fünfter Akt“? Ich entsann mich nicht. Aber ich sagte mir: hatte mein Freund Recht gehabt, hatte ich diesen „Inhalt“, wie er behauptete, wirklich schon mal gegeben, so mußte seine Form mit der, die ich hier suchte, identisch sein. So brauchte ich jene Stelle, die ich vollkommen vergessen hatte, nur mechanisch hier einzufügen: und das Gedicht, das ich zwischen den beiden vermißte, stand da. Ich verrathe und bekenne gern, daß ich an das Suchen der Stellen mit einem gewissen Herzklopfen ging. Mit meinem entweder positiven oder negativen Resultat (Das wußte ich) bejahte sich mir jetzt oder verneinte sich mir sowohl meine „Theorie“ als mein Können.

Seite 336, 337. Das wars. Da stands! Und ich las. Mit stockendem Athem!

Hurra! Nicht ein Wort, das sich verschob, nicht ein Ton, der nicht „saß“, nicht eine Silbe, die verändert zu werden brauchte! Und als mein Freund (ich kann seinen Namen, falls man es wünscht, nennen) zurückgekommen war, stand das Fehlende in meinem Exemplar, entsprechend seiner inneren Rhythmik, bereits eingeordnet:

Und ... doch! Und ... doch! Und ... doch! Und ... doch!

„Unser bestes
Sehnen
schreit nach Gerechtigkeit!

Aus diesem gemeinen, schmutzigen Tohuwabohu, in dem wir Alle beschlammt bis an den Hals waten,
verlangt es
selbst den Besudeltsten und Beschmiertesten
nach einer läuternden, regenerirenden, seelischen Transmutation und Wiedergeburt,
nach einem erlösenden, sühnenden Entsündigungbad,
nach einer fleckenlosen
Reinheit!

Wenn auch schon längst nicht mehr in dieser,
so doch in irgendeiner fernen,
tröstenden,
oft nur wie durch einen dunklen Traum erhofften
und erahnten,
imaginären anderen Welt!

Jedem Schmerz,
in unumgänglich nöthiger Wechselwirkung,
nach einem letzten, tiefsten, innersten Empfindungsgesetz in uns,
aus einem uns bereits seit Urbeginn immanenten, weit über unseren Verstand und unsere Sinne gehenden,

ultraimperativen Muß heraus,
entspricht
eine Freude!

Jedem Negativum ein Positivum,
jedem Minus ein Plus,
jedem Relativen ein Absolutes,
jedem Diesseits
ein kompensirendes, alles Irdische wieder wettmachendes,
ausgleichendes Jenseits!

Daran glaube ich, darauf hoffe ich,
darauf baue ich, darauf vertraue ich, darauf schwöre ich, darauf verlasse ich mich,
daran halte ich, halte ich, halte ich
fest!
Und ... doch! Und ... doch! Und ... doch! Und ... doch!
Und ... doch!

Wie leicht, wie erlösend, wie selbstverständlich fügte sich jetzt an diesen „Uebergang" das Schlußgedicht! Man mag es, an seiner von mir bezeichneten Stelle, im Zusammenhang nachlesen.

Hatte schon je ein Astronom, allein aus seinen Berechnungen, auf das Vorhandensein eines bestimmten, noch nicht entdeckten Sterns geschlossen und dieser Schluß sich dann durch die Wirklichkeit bewahrheitet: hier, im vorliegenden Fall, in einer Disziplin, die noch ungleich komplizirter war, weil sie eine rein geistige ist, war mir jetzt genau das Selbe geglückt! Es bewies, bestätigte und bekräftigte mir: die kommende, unausbleibliche Führerschaft Deutschlands auf einem Gebiet, auf dem unser Volk, eigenem, unverdächtigem Zeugniß nach, bisher, trotz einzelnen unleugbar großen Thaten, doch nur eine im letzten, entscheidenden, weil Evolutionsinn mehr empfangende als gebende Rolle gespielt hatte! Ein geschichtliches Werden und Sichentwickeln, das ich geahnt hatte von allem Anfang an und dessen letzte Schleier jetzt vor mir zerrissen lagen! Einheit, nothwendige, durch die gesammte Wortkunst, von Form und Inhalt! Rhythmik, statt Metrik! Determination, auch hier, und nicht mehr, wie bisher, sogenannte „Willensfreiheit"!

Mit dieser Idee, mit dieser Forderung, über die eine im Prinzip noch weitere Steigerung gedanklich nicht mehr möglich scheint und die, nach dem klugen Wort des alten Fontane, der sofort damals hellhörig die Ohren spitzte, als er um 1890 herum ihre ersten Stammellaute vernahm, eine „literarische Weltwende" eingeleitet hat, tappen wir jetzt anderen Völkern künstlerisch nicht mehr hinterdrein, sondern marschiren wir jetzt ihnen, allen, vorauf und an der Spitze.

Ob mich eine zeitgenössische, „vaterländische", sich so nennende „Kritik" in ihrer eingebildeten, privaten Geschmacks-Rangliste als „Dichter" vor Li-tai-pe und Shakespeare notirt oder hinter Balduin

Bählamm: man darf mir wirklich glauben, daß ich letzten Endes nicht allzu viel Werth darauf lege. Aber der Spaß hört auf, ihr Hirn hat zu funktioniren, ihr Intellekt darf sich nicht totstellen, wenn es sich nicht mehr blos um meine Person, die sich selbst vollkommen gleichgiltig ist, sondern außer mir auch noch um eine Sache dreht! „Diese Sache“, schloß Robert Reß seine 1913 im Verlag von Karl Reißner in Dresden veröffentlichte Schrift „Im Kampf um Arno Holz. Eine eröffnete Reihe. I. Arno Holz und die deutsche Presse“, „ist die künstlerisch wichtigste, die es in Deutschland heute durchzukämpfen gilt, und von ihrem Erfolg, oder Nichterfolg wird es abhängen, ob die deutsche Literatur im höheren Sinn sein oder nicht sein wird.“ . Sie wird sein, weil diese „Sache“, ganz gleich, wie man sich zu ihr stellt, ob ich ihr noch länger dienen darf oder nicht, nun auf die Dauer nicht mehr totzukriegen ist!

Die Noth dieses großen Krieges rief unser Volk, aus der Fremde, zu sich selbst. Möglich, daß ein neues Deutschland einsieht, was mein Werk der Befreiung, falls man ihm noch zwanzig Jahre der Weitervollendung vergönnt, für sein geistiges Zukunftwachsthum bedeuten würde. Mein letztes Ziel mit diesem Lyrikon („Lyrikon“, jawohl!), dessen ungefähre Umrisse sich vorläufig nur andeuten, dessen innerstes, unterstes Grundwollen vielleicht für Manchen noch kaum zu Tage tritt und dessen gegenwärtiger Umfang von der vollendeten Fassung, wie sie mir vorschwebt, erst etwa den knapp dritten Theil bildet, ist ein Weltbild, wie es meine Absicht war, mit meiner begonnenen Dramenreihe, von der ich noch nicht ahne, ob Glück und Umstände es mir gestatten werden, nochmals und wieder zu ihr zurückzukehren, ein Zeitbild zu gestalten.

Rein „technisch“ bemerke ich noch: ich hatte in meiner „Revolution der Lyrik“, die zu meinem einschlägigen Schaffen die theoretische Grundlage gab, in meinem Eifer als Praktiker einen kleinen logischen Schnitzer verbrochen; den einzigen, dessen ich mich schuldig weiß. Nämlich: den Reim völlig auszumerzen, statt ihm, wie den übrigen überlieferten Hilfsmitteln, sekundäre Bedeutung zu belassen. Ich nagle Dies hiermit fest und freue mich dieses Fehlers, da ich sonst, ohne ihn, wie ich das Gefühl habe, nie die Stufe erreicht haben würde, auf der ich, wie ich glaube, heute, künstlerisch, stehe.

Arno Holz.

Deutsche Verse.

Bild der Freiheit.

Siehst Du den Strom, den Bergeshöhn entquollen,
Die dunklen Wogen majestätisch rollen?
Es steht bei Dir, ob er auf seinem Pfad
Dir Segen bringend, ob verderbend naht.

Grab ihm ein Bett, so wird er Deine Auen
Erquicken und zur Fruchtbarkeit bethauen;
Doch stemmst Du Dich entgegen seinem Lauf,
So geht Dein Acker, sammt der Frucht, darauf.

Friedrich Hebbel.

Phantasie.

(Aus „Verse und Bilder"; im Verlag der Aktion.)

Ich sehe die Geister in dunkelen Lauben zechen
Und schimmernde Weiber sich dehnen auf nackten Thronen.
Ich höre, wie Riesen ihre Fesseln zerbrechen.
Fahl schimmern die Schlösser, in denen die Greifen wohnen.

Kolosse schwanken heran, Cherubgestalten,
Nacht im wilden Auge, schwarz rauscht ihr Gefieder
Empor. Lodernde Fahnen entfalten
Sich. Chöre verhallen und wilde Sturmlieder.

Wohlan! Wohlauf, altes Herz! Mit unzähligen Maschen
Ziehen die schimmernden Träume über die Welt.
Wer hat sie gewebt? Wer will ihre Enden erfassen?
Strahlender Schmuck, der ins Unendliche fällt.

Lied.

Zierliche Birke Du, neige
Dich tief in den Himmel ein,
In Deine hängenden Zweige
Kehrt der Abendstern ein.

In dem zarten Gehäuse
Leuchtet er doppelt klar,
Ein Fisch in himmlischer Reuse,
Golden und wunderbar.

Abendstern, friedliches Kleinod,
Birgt sich am Himmelsrand,
Purpurflore und Weinroth
Reichen ihm lieblich die Hand.

Abschied und kühles Verwehen.
Lange Dämmerung wacht,
Hirtengesänge gehen
Selig durch die Nacht.

Wilhelm Klemm

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Paß & Garleb G. m. b. H. in Berlin.

Die Zukunft.

Berlin, den 19. August 1916.

Frage und Antwort.

Frage.

Sie erwarten, Herr Direktor, daß ich gegen die Versendung von Schriften, die Annexionen fordern und trotzdem den Regierenden mißfallen, ein kräftiges Wort sagen werde? Ich muß Sie enttäuschen. Mir scheint der Tadel solcher Versendung völlig grundlos und ich begreife nicht, daß reinliche Menschen und Zeitungen aus ihm fast schon einen Sport machen, Auflageziffer und Vertriebsart öffentlich angeben und dadurch die Behörden in Trab zu bringen versuchen. In unserer Heimath leben Leute, die meinen, daß man keinen von und nach der englischen Küste steuernden Passagier- oder Frachtdampfer schonen oder auch nur warnen, um die Empfindlichkeit der Vereinigten Staaten sich nicht kümmern, im Inneren die Sozialdemokraten nicht als anderen im Recht gleiche Bürger behandeln, den Krieg nur durch einen Friedensvertrag enden dürfe, der dem Deutschen Reich ungefähr eine halbe Million Quadratkilometer neuen Landes giebt. Daß diese Leute empfehlen, die Bewohner der dem Reich anzuflickenden Strecken wegzujagen oder zu rechtlos Hörigen zu machen, ist mir ein Schmerz: weils unseren Feinden erlaubt, die Deutschen von 1916 eines Mangels an Menschengefühl zu zeihen, dessen das Rom der Antonine sich zu schämen begann. Die sich so absurd geberden, sind aller Politik fern, rauh aus dem Glauben an die Wirksamkeit staatsmännisch-diplomatischen Handelns gestoßen und in den Wahn verleitet worden, Deutschland könne nur gedeihen, wenn

es sich unter allen Umständen selbst zu ernähren, die wichtigsten Rohstoffe aus Eigenem zu sichern und dennoch andere Staaten zur Abnahme seines Waarenüberschusses zu zwingen vermöge. Manche, die nicht auf dem offenen Feuer internationaler Politik für den inneren Haushalt sich die zu Macht stärkende Speise bereiten wollen, wären in vernünftiger Erörterung vielleicht zu belehren. Der aber gewähren die Herrschenden nicht den schmalsten Raum. Unmöglich, auch nur zu erweisen, daß neun Zehntel des unfruchtbar scheinenden Zankes von der Absicht auf innere Politik bestimmt sind. Die Absperrung aller Hauptgebiete politischen Trachtens muß schädlicher wirken als die Verriegelung der sonst dem Handel offenen Reichsthore. In Friedenszeit quillt dem Volk, nach der Arbeit in Werkstatt, Kontor, Amts- oder Studirstube, mannichfache Lehre über die ihm fremden Gegenstände gemeinen, gar internationalen Wesens; jetzt, vor verhängnißvoller Entscheidung, ist es auf den armsäligen Bestand des inneren Geistesmarktes und auf Gevatterstratsch angewiesen. Der unterirdische Schriftenversand soll aus der Noth helfen; redlicher Ueberzeugung, ohne Scheu vor Mühe und Kosten, Genossenschaft werben. Dagegen sage ich nichts. Bedaure nur, daß solche Heimlichkeit nothwendig geworden ist (und daß der Verfasser einer mißliebigen Schrift nicht Generallandschaftsdirektor bleiben durfte). Vernünftig, würdig, nützlich könnte ich nur den Rechtszustand nennen, der Jedem gestattet, in der Noth des Vaterlandes sein Meinen und Wollen mit anständiger Offenheit auszusprechen. Ist Spähsucht und Angeberei noch immer von Censurzwang untrennbar? Muß der Verständigung mit Rußland Erstrebende Den schimpfen und in Aechtung verwünschen, der ein leidliches Verhältniß zu England vorzöge? Und müssen Beide sich mit hastig verbrüderter Wuth auf den Ketzer stürzen, der den Reichskörper vor Splittern fremden Volksthumes bewahren will und warnend auf die Thatsache weist, daß im letzten Jahrhundert keine Nation in Europa annektirten Landes froh ward? Von dem Häuflein, das mindestens fünf Reiche zerstücken möchte, sind die Regirenden nicht durch Grundsätze, sondern nur durch die Mauer des Entschlusses geschieden, nicht mehr zu nehmen, als zu erlangen ist. Gönnet Jedem die Möglichkeit, unter selbst gewählter Fahne zu fechten; für die Einzwängung von zwanzig bis dreißig Millionen Polen, Let-

ten, Esthen, Litauer, Wallonen, Vlamen, Franzosen, für die Erhaltung des von der Reichsverfassung umschriebenen Gebietes, meinetwegen sogar für die Edensfrucht eines Mitteleuropa (das, scheint mir, auch vor dem Krieg deutschem Willen nicht verschlossen war). Dann wird sich zeigen, in welcher Kämpferschaar die Uebermacht glüht. Frei, Herr Direktor, darf sich nur nennen, wer bereit ist, auch dem Gegner, dem Feind, dem wildesten Tollkopf die Freiheit, des Wortes und der Handlung, nicht zu schmälern.

Warum ich so lange nichts über Rumänien gesagt habe? Weil Neues nicht zu sagen war und die Bedrohung eben so thöricht ist wie die Umschmeichelung der Dako-Walachen. Die werden thun, was sie nützlich dünkt; und zunächst wohl abwarten, ob die Feinde Oesterreich-Ungarns, nach Czernowitz, Kolomea, Brody, Stanislau, Görz, auch Lemberg und Triest erobern können. Ueberredungversuche helfen nicht. Nur die Furcht, daß der Feldmarschall von Hindenburg die Russen noch einmal zurückwerfen werde, kann den Vordrang hemmen. An dem selben Julitag des Jahres 1870, da Fürst Karl von Rumänien an den Vetter Wilhelm schrieb, sein Gefühl werde „stets sein, wo das schwarzweiße Banner weht", sprach sein Minister Carp in der Kammer: „Wo Frankreichs Fahne weht, ist auch Rumäniens Gefühl und Interesse." So, ungefähr, siehts noch heute an der Unteren Donau aus. Die Volksmehrheit unfrei und stumm; in der dünnen Oberschicht die Gier nach dem Ehrentitel der France de l'orient. Die stärksten Gründe gegen die Verbündung mit Rußland deutete der Brief an, den Graf Julius Andrassy, nach dem Rücktritt aus dem Amt, im April 1880 an den Fürsten Karl schrieb. „Nach meiner Ansicht, die ich nun, als Privatmann, unumwunden aussprechen kann, hat Rumänien sowohl in seinem nationalen als im europäischen Interesse den selben Beruf wie Oesterreich-Ungarn: gegen die Slawisirung eines Theiles von Europa und besonders des Orients eine wirksame Barriere zu bilden. Ihre gemeinsame Aufgabe ist, das Zusammenfließen der nord- und der südslawischen Elemente zu verhindern. Ein Abweichen von dieser Richtung müßte unserer Monarchie viele Gefahren, dem Fürstenthum Rumänien den Untergang bringen. Ich bin überzeugt, daß das seit dem Besuch des Fürsten Bismarck in Wien zwischen uns und Deutschland bestehende Verhältniß Eure Königliche Hoheit in Ihren beiden

Eigenschaften, als Fürst von Rumänien und als Hohenzoller n gleich angenehm berührt hat. Dieses Verhältniß ist nicht ephemer und beruht nicht auf persönlichen Beziehungen, sondern auf einer gesunden Realpolitik, die kein englischer Ministerwechsel stören kann. Weil dieses Bündniß nur so weit gegangen ist, wie die Interessen erheischen, und nicht um eines Haares Breite weiter, weil es keinem Theil ein Opfer zumuthet, das über dessen eigene Interessen hinausginge, wird es bleiben und fest sein. Es beschränkt sich auf eine natürliche Abwehr einer natürlichen Gefahr und gipfelt, wie Eurer Königlichen Hoheit ohne Zweifel bekannt ist, darin, daß ein russischer Angriff auf einen der beiden Staaten beide vereint finden würde. Rumänien braucht, nach meiner unmaßgeblichen Meinung, nur zu wollen, um in einem gegebenen Augenblick der Dritte im Bund zu sein; es hat nur in geeigneter Weise den Entschluß anzuzeigen, sich, wenn es angegriffen wird, an die beiden Reiche zu lehnen. Damit thäte Rumänien nur, was Oesterreich und Deutschland schon gethan haben: es hätte im Voraus markirt, wo es im Fall eines Angriffes seine Stütze suchen würde. Solche Erklärung Rumäniens würde die beiden anderen Reiche moralisch binden. Sollte Herr Bratianu aus Wien und Berlin den Eindruck mitgenommen haben, man sei ihm mit zu viel Reserve begegnet, so hätte er geirrt. Als Deutschland und Oesterreich vereinbarten, dem russischen Kabinet kein Geheimniß daraus zu machen, daß ein Angriff auf einen der beiden Staaten beide vereint finden würde, bestand eine Gefahr, die eben durch diese Erklärung fürs Erste beseitigt wurde. Damals wars keine Herausforderung, auf dem Papier die Konzentrirung vorzunehmen und zu veröffentlichen; heute, ohne solche Gefahr, könnte die Fortsetzung des Manövers durch die präventive Zuziehung eines dritten Staates als eine kränkende Bedrohung Rußlands aufgefaßt werden, die beiden Staaten fern liegt. Daher eine gewisse Zurückhaltung. Rückt aber die Möglichkeit der Gefahr wieder näher, so, naturgemäß, auch die Fortsetzung des Begonnenen! Eine Militärkonvention käme dann von selbst; und ich bin überzeugt, daß sich das von Eurer Königlichen Hoheit mit unbestreitbarem Ruhm geführte Heer an das meines allergnädigsten Herrn reihen würde, zu Erhaltung des Friedens oder zu siegreicher Entscheidnng, jedenfalls zum Wohl Beider!" Ganz so einfach, wie der Magyar

sie in struppigem Deutsch schilderte, war die Entwickelung nicht. Erst nach Jahren entschloß Karl sich zu der angebotenen Militärkonvention; und als sie, 1914, wirksam werden sollte, sprach das Ministerium, der König habe, in dem Geheimvertrag, den Kaisern sein Wort, nicht Rumäniens, verpfändet, das nicht gefragt worden sei und dem das gekräftigte Oesterreich-Ungarn ein unerträglicher Nachbar wäre. Aus der Bukowina, aus Siebenbürgen, dem Banat und anderen ungarischen Komitaten ward dem Königreich Rumänien ein Gebietszuwachs von fast hundertfünfzigtausend Quadratkilometern, ein Volkszuwachs von sieben Millionen Menschen verheißen. So großen Gewinn ohne ernstes Wagniß einzuheimsen, wäre Wonne. Rußland könnte für die Duldung bewaffneten Durchmarsches die Bukowina oder, wenn sein Heer so weit vorwärts käme, Siebenbürgen anbieten und Ministerpräsident Bratianu sich dann des Briefes erinnern, in dem der kluge Fürst Karl Anton von Hohenzollern an seinen Karl schrieb: „Krieg gegen Rußland, zum Schutz der Neutralität, scheint mir für Rumänien eine Monstrosität zu sein, die selbst von Europa nicht verstanden würde.“ Noch aber dämmt die Vorstellung deutscher Heereskraft den Willensstrom, der die Roumanie Asservie befreien möchte. Nirgends hat eine Lehre Bismarcks sich tiefer eingeprägt als dem Rechnersinn der Rumänen die aus dem Frühjahr 1868: „Rumänien muß das Belgien Südosteuropas sein, ein möglichst gutes Verhältniß zu allen Nachbarn erstreben und geduldig warten, bis ihm vom Europäerbaum ein paar reife Früchte in den Schoß fallen. Selbst die Früchte, zumal unreife, zu pflücken, ist ihm verboten. Mit allen Mächten muß es gleich gut stehen und in der letzten Stunde, wenn Alles zusammenbricht, sich der Macht zugesellen, deren Sieg mit Sicherheit zu erwarten ist.“ Dieses Wort löst alle Räthsel rumänischer Politik; und keine Beredsamkeit von heute und morgen kann es übertönen. Noch schlug nicht die Stunde des Zusammenbruches. Das Wetter kann sich, ehe Herbst wird, noch einmal ändern. „Mit wem werden Sie gehen?“ „Mit dem Sieger; denn nur er ist im Recht.“

Was die Feinde am Ende des zweiten Kriegsjahres gesagt haben? Was sie seit zwei Jahren sagen: daß sie, in zärtlichster Eintracht, des Sieges gewiß sind. Der russische Generalstabschef Alexejew: „Ich glaube, daß die schwierigste Strecke des Feldzuges

hinter uns liegt. Wir fühlen, daß der Feind schwächer wird; noch aber leistet er zähen Widerstand und erst nach gewaltiger Anstrengung wird uns gelingen, ihn völlig zu vernichten.“ Der britische Generalstabschef Robertson: „Wir haben Menschen, Geschütz und Geschosse und begrüßen in ruhiger Zuversicht das dritte Jahr des Kampfes für Recht und Freiheit.“ Abgeordneter Bissolati: „Der Krieg ließ uns Frankreichs unverwelkliche Jugend erkennen und ich bin stolz darauf, daß mein Vaterland Italien der Republik, zu Rettung europäischer Civilisation, brüderlich gegen die selben Feinde verbündet ist.“ Staatssekretär Chamberlain: „Die Eintracht der Nationen und ihrer Heldenheere verbürgt uns vollkommenen Sieg.“ General Turner: „Ich glaube, daß der Krieg noch in diesem Kalenderjahr enden wird; denn Deutschland und Oesterreich würden, wenn sie ihn länger führten, an Menschen und Vermögen so arm, daß sie sich kaum in vier Jahrzehnten erholen könnten.“ Lord Derby: „Wir werden den besiegten Feinden Bedingungen aufzwingen, die Europa vom Militarismus erlösen und auf viele Menschenalter hinaus den Frieden sichern werden.“ Sir Arthur Conan Doyle (dem es Sherlock Holmes verrathen haben muß): „Wir werden in Sparpflicht, Deutschland und Oesterreich aber in Bankerot genöthigt werden.“ Genügen die Pröbchen? Mir auch. Nur noch ein paar Sätze aus dem Festtagsartikel des Genossen Hervé: „Beim Krämer hört man Kleinbürgerfrauen und Proletarierinnen oft sagen, trotz allen schönen Reden und Schreibereien sei der Feind nun schon zwei Jahre im Land und sitze fest in sieben Bezirken. Warum? Weil die Abgeordneten nicht das fürs Heer geforderte Geld bewilligt haben. Die selbe Anklage finde ich oft in Briefen. Und ein Freund erzählt mir, bei ihm zu Haus, hinter unseren Somme-Linien, sei von Bauer und Bäuerin täglich zu hören: Den Einbruch der Deutschen haben wir der Republik und den Republikanern zu verdanken. Nun hat zwar der Abgeordnete Klotz, als Berichterstatter über den Haushalt, nachgewiesen, daß alles für die Wehrmacht Verlangte von den Kammern bewilligt worden ist. Aber man muß auch dem Volk die Wahrheit sagen. Frankreich ist ein kleines Land mit neununddreißig Millionen Einwohnern und einem dieser Ziffer angepaßten Heer; Deutschland, mit neunundsechzig Millionen, kann sich ein größeres leisten. Frankreich ist fast schon

eine Macht zweiten Ranges; Deutschland überragt es an Menschenzahl um beinahe das Doppelte, an Industriekraft ums Drei- oder Vierfache. Da habt Ihr die wirkliche Ursache des Unglücks, das unsere nördlichen und nordöstlichen Bezirke erleben und aus dem sie weder der Heldenmuth unserer Haarigen noch die Leistung der Führer bisher erlösen konnte. Am Tag der Kriegserklärung hatte Deutschland drei Millionen ausgebildeter Leute, Frankreich nicht viel mehr als die Hälfte. Um von Belfort bis an die Nordsee unsere Grenze dicht zu sperren und vom ersten Tag an der deutschen Mannschaftziffer nahzukommen, wären wir verpflichtet gewesen, die Landwehr sofort nach vorn zu schicken. Daran war nur zu denken, wenn man die nöthigen Gewehre, Kanonen, Geschosse, Uniformen, allen Zubehör hatte und den alten Leuten so viel wie den jungen des aktiven Dienstes zutraute. Dieses Vertrauen brachte (ohne triftigen Grund, wie mir scheint) der Generalstab nicht auf: und deshalb konnten wir die Grenze nur von Belfort bis nach Charleroi decken. Von Charleroi bis ans Meer blieb sie ungeschützt. Da brachen die Deutschen ein, überschwemmten Nordfrankreich, bedrohten unseren linken Flügel mit Umfassung und erzwangen so unseren Rückzug. Die Republik hat einen breiten Buckel! Der Einbruch wurde möglich, weil wir seit vierzig Jahren keine Kinder (oder höchstens zwei in einer Familie) haben wollten. Sozialisten, Republikaner, Konservative: überall die selbe Wirthschaft. Die Staatsform ist daran unschuldig; der Geburtenrückgang ist älter als die Republik. Deutschland hatte 1871 nicht mehr Menschen als Frankreich, dem es heute schon um dreißig Millionen voraus ist. Wären wir nicht verkrüppelt und verrunzelt, sondern ein gesundes, von Lebenskraft strotzendes Volk mit der solcher Stärke entsprechenden Industrie: Deutschland hätte sich den Angriff zweimal überlegt und uns wäre nicht nur der Einbruch, sondern der ganze Krieg erspart worden!" Und warum hat Frankreich mit dem Feuer gespielt, aus dem Weltbrand werden konnte? Wollte es die Verkrüppelung, die Runzeln nicht sehen, von denen (in seinem Blatt La Victoire) Herr Hervé nun, am Feiertag, wie von allbekannten Thatsachen spricht?

„Rettet die Rasse!" Aus dem Matin hallt der Schrei des Professors Letulle ins Gallierland. „Wird Frankreich morgen noch genug Kinder haben, um den Strahl seiner Gesittung über die

dem Frieden zurückgewonnene Erde hin leuchten zu lassen? Wird es stark genug sein, um seine Rolle in dem großen Drama der Menschheit weiterzuspielen? Im Jahr 1893 hatten wir 343 000, zwei Jahrzehnte danach nur noch 293 000 Rekruten. Trotz der Warnung, die aus dem Mund unserer berühmtesten Forscher kam, sank die Geburtenzahl unaufhaltsam. Lannelongue, Charles Richet, der liebe alte Meister Pinard predigten die Wahrheit, leider, in der Wüste. Ist Galliens gütige Erde nicht die freigiebig Nahrung spendende Amme von einst? Oder sträuben die jungen Franzosen sich gegen den Ehezwang? Nein; noch ist der Acker unserer Heimath fruchtbar, die Weide fett, der Weinberg ergiebig und die Zahl der Ehen im letzten Halbjahrhundert stetig gestiegen. Ist das Blut unserer Rasse siech geworden? Blicket auf das von unserer Mannschaft an der Marne, am Yser, in der Champagne, vor Verdun, auf jedem Gelände Geleistete! Aber viele französische Ehepaare wollten höchstens zwei Kinder haben und bedachten nicht, daß nur durch Geburtenfülle die Macht einer Nation zu sichern ist. Industrie und Handel der fruchtbaren Völker, die neben uns wohnen, die Ströme der Fremden, die unser milder, aller Lebenslust holder Himmel anzieht und festhält, bedrohen uns mit Ueberfluthung. Wollen wir, die der Germane nicht als einen Bissen herunterzuschlingen vermochte, uns in blödem Stumpfsinn von den Nachbarn zerknabbern lassen? Der Abgeordnete Bénazet hat dem Parlament einen Gesetzentwurf vorgelegt, der sich auf Pinards alten Grundsatz stützt: ‚Die Geburtenzahl wird nur wachsen, wenn die Kinder den Eltern Nutzen, nicht Last, bringen.‘ Jede Mutter lebender Kinder soll vom Staat Prämien empfangen: für die ersten zwei je 500, fürs dritte 1000, fürs vierte 2000, für jedes noch folgende 1000 Francs. Dieses Geld soll der Mutter, auch der unverheiratheten, allein gehören; wird ihr aber, damit sie das Neugeborene sorglich betreue, erst ausgezahlt, wenn das Kind ein Jahr alt ist. Auch der Vater geht nicht leer aus. Sobald er dem Amtsvorsteher mindestens vier lebende, seit der Geburt von ihm vor Noth bewahrte Kinder vorführt, hat er das Recht auf 2000 Francs. Die zu solchem Aufwand nöthigen Mittel kann eine Sondersteuer schaffen, die kinderlose oder nur ein Kind aufziehende Männer und Frauen zu tragen hätten. Leset, Franzosen aus Frankreich, den Gesetzentwurf Bénazets und zwinget die Abge-

ordneten, ihn schleunig anzunehmen. Und Du, schmerzenreiche Mutter, ewig Geopferte, anbetungwürdige Mama, wage, zu hoffen! Endlich dämmert der Morgen, der Gerechtigkeit beschert. Segen den Müttern: sie werden Frankreich retten!“ Ergrausend hört der als Feind Verschriene die Anpreisung solchen Quacksalbermittels. Wenn Frankreich die Wunde von 1871 verharschen ließ, war es nirgends gefährdet; konnte den Einzelnen und der Gesammtheit Schätze häufen, mit deutscher Bürgschaft ein mächtiges Kolonialreich, ein nahes Indien, nützen und frei in der Willensbahn seines Genius leben. Nun? Die kräftigste Mannheit tot oder verstümmelt. Die Zeugerkraft in Garben hingemäht. Die werthvollsten Bezirke verwüstet. Wirthschaft und Finanz bis ins Tiefste zerrüttet und die Gläubigerschaar in Nord- und Südosteuropa auf absehbare Zeit zu Rückzahlung und redlicher Verzinsung des Geliehenen unfähig. Könnte von solchem Verlust der Sieg selbst entschädigen? Deutsche Menschenmehrheit von dreißig Millionen; bald noch höhere. Frankreichs Stolz müßte sich in Gewinsel um Bundesgenossenschaft ducken; und die Nation von unübertrefflicher Tapferkeit würde, weil sie den Russen nicht Geld, den Briten nicht starke Armeen zu bieten hat, kühl vielleicht, wie ein schüchterner Bettler, von der Thür der Mächte gewiesen, für die sie ihr Blut und Vermögen hingab. Nie ist hier gehehlt worden, wie schlimm unsere Politik im Verkehr mit Frankreich geirrt hat. Doch all ihr Fehl schrumpft dem Auge, das ihn der Raserei französischer Heroensucht vergleicht. Deutschland will leben; wird leben. Den Franzosen ist es der Erbfeind: und hat von 1871 bis 1914 doch nie das winzigste Gehöft von ihnen begehrt.

Antwort.

Vor und hinter der Schwelle des dritten Kriegsjahres ist wieder heftig auch über Belgiens Wesen und Zukunft gestritten worden. Die Erinnerung an den keltischen Kriegerstamm der Belgae, die den Römern die Eroberung Galliens Schritt vor Schritt wehrten, dem großen Julius Caesar sieben Jahre lang widerstanden, unter Claudius Civilis den Bataveraufruhr zu ernster Gefahr für Rom machten und denen in Südbritanien Verwandte lebten, war dem Gedächtniß des mit dem Bellum Gallicum, den Kämpfen gegen Nervier, Remer, Viromanduer Geplagten früh

entronnen. In Mythosferne schien ihm auch die „Au am Ufer der Schelde bei Antwerpen“ zu liegen, wo Wagners Deutscher König Heinrich die Fürsten, Edlen, Freien von Brabant zur Heeresfolge nach Mainz heischt, an die Bedrohung durch der Ungarn Wuth mahnt und die Mannheit aufruft: „Nun ist es Zeit, des Reiches Ehre zu wahren; ob Ost, ob West: Das gelte Allen gleich! Was deutsches Land heißt, stelle Kampfesschaaren, dann schmäht wohl Niemand mehr das Deutsche Reich!“ Die Gallia Belgica war fränkisch, dann lothringisch geworden; kam unter spanische, dann unter österreichische Herrschaft. Die abzuschütteln, drängte zuerst die hitzige Jugend der Hochschule in Loewen. Die Oesterreicher mußten Brüssel räumen; kämpften aber noch ein Jahrzehnt lang um das katholische Niederland und verloren es ganz erst im Frieden von Lunéville (1801). Die „Vereinigten Belgischen Staaten“ blieben der Traum der Sprudeljugend. Bonaparte legte die Hand auf das an Menschen und Erdschätzen reiche Land; peitschte und streichelte es in das Empfinden inniger Gemeinschaft mit Frankreich. Blieb auf ein selbständiges Leben Belgiens noch Hoffnung? Ein Franzose, Mirabeau, hatte es als Erster unter Fremden verheißen. Nun begräbt der erste Franzosenkaiser die Zuversicht. Nach seinem Sturz will der Wiener Kongreß, der das Kunstgebild der neutralen Republik Krakau stümpert und den Polen die Erhaltung ihres Volksthumes zusagt, im Niederland den Glaubensspalt schließen, der seit dem Tag der Utrechter Union (1579) zwischen Katholiken und Reformirten klafft. Auf Englands Wunsch klebt er Belgien wieder an Holland und kürt den Oranier Wilhelm zum König der „Vereinigten Niederlande“ (deren Südgrenze im zweiten Pariser Frieden ins Herzogthum Bouillon gestreckt wird). Der Nothbau hält sich durch drei Lustren. Wie nach der Jakobinerrevolution die Brabanter sich wider Joseph den Zweiten und das „wiener Joch“ erhoben, so steht nach der pariser Julirevolution, nach der Entthronung des katholischen Bourbonenkönigs von Frankreich, das gedrückte Belgiervolk gegen den kalten Knechter, den protestantischen Oranier auf. Beide Stämme: Vlamen und Wallonen; bald auch, auf den Ruf des klugen Patrioten Louis de Potter, beide Parteien: Klerikale und Liberale. Das Sturmlied Masaniellos (in Aubers Oper „Die Stumme von Portici“) entbindet den Willen zu offener Rebellion. Ueber dem brüsseler Rathhaus flattert das

Dreifarbentuch mit dem Bild des brabanter Löwen. Durch die Straßen gellt das neue Freiheitlied: „Brabançonne". Nach dreitägigem Straßenkampf muß das Oranierheer aus der Hauptstadt weichen. In Schaaren fliehen die Belgier von Hollands Fahne. Wilhelm läßt von der Citadelle aus die Scheldestadt Antwerpen in Brand schießen. Die Kleisterarbeit des Wiener Kongresses bindet die Theile nicht mehr. Der alte Geusentrotz ist erwacht. Belgien will frei sein; weder zu Holland noch fortan, wie das unentkräftete Konventsgesetz vom Jahr IV bestimmt, zu Frankreich gehören. „Schwarz-Gelb-Roth sei unser Banner; unter ihm fechten wir, wenns sein muß, mit den verdehmten Waffen der Infamen."

Aexte, Piken, Metzgerbeile, mit Nägeln gespickte Breitsparren: Das taugte in die Tage der rebellirenden Junker, die, vor dem Ohr der Statthalterin Margarete von Parma, ein Höfling (1566) einen Bettlerschwarm schalt, die sich seitdem gueux nannten, goldenes und silbernes Bettelmannsgeräth an Hut und Gürtel trugen und im Dickicht, am verglimmenden Lagerfeuer schworen, mit dem blutig aus der Bauchhöhle gerissenen Darm das Antlitz des Herzogs Alba und seiner frommen Folterknechte zu striemen. Jetzt waren andere Waffen nöthig; feinere (und drum wirksamere) erstritten den Sieg. Frankreich, dessen König nun Louis Philippe heißt, will den Einsturz des Niederländerstaates nützen, um dem seit Leipzig und Waterloo verblaßten Gallierruhm die „Nordmark", das Keltenland, zu erobern. Tausende Freiwilliger eilen aus Frankreich nach Belgien und geloben sich dem Kampf gegen den Oranier. Sehen die vier Großmächte, die das Königreich der Vereinigten Niederlande als einen Wall wider Frankreichs Vordrang schufen, müßig ihr Kunstgebild zerfallen? Metternich stöhnt über die (von Mirabeau vorausgesagte) Weltreise der Revolution, die überall neue Krater aufbreche; gesteht aber, daß Oesterreich „den Prozeß in den Niederlanden verloren habe." Zar Nikolai will die Gewalten höllischen Aufruhrs niederwerfen und schickt seinen Feldmarschall Diebitsch nach Berlin, damit er den Schwiegervater Friedrich Wilhelm in den Entschluß zum Krieg überrede. Auch der Oranierkönig Wilhelm bittet den berliner Schwager und Vetter um Hilfe. Noch schwankt in Preußen die Wägschale. Der siebenzigjährige Gneisenau schreibt: „Selbst die Empörung in Polen wird nicht hindern, daß Deutschland gegen Frankreich unter die Waffen

tritt; denn die Macht Rußlands wird den polnischen Aufstand, bei der nie erlöschenden Uneinigkeit dieses halb barbarischen Volkes, bald genug dämpfen.“ Auch sein Generalstabschef Clausewitz will den Krieg. Stein fürchtet, die Eitelkeit der Franzosen lechze nach schneller Rache an den Bezwingern Bonapartes. Der König befiehlt zwar den Abmarsch des Vierten Corps aus Sachsen an den Rhein; zaudert aber vor dem Gedanken an den dritten Feldzug gen Westen. Das Niederland war ihm ein schlechter, unverträglicher, übermüthiger Nachbar; und er weiß, daß französische Truppen in Belgien einrücken, sobald ein Preußenbataillon die Grenze überschritten hat. Das Volk der Befreiungskriege für die Bataverenkel bluten zu lassen, dünkt ihn fast Frevel. Da der belgische Aufruhr nicht mehr zu ersticken ist, wäre noch das Vernünftigste, die Umordnung in friedlicher Gemeinschaft mit Frankreich vorzubereiten. Preußens Gesandter in London, Heinrich von Bülow (Schwiegersohn Wilhelms von Humboldt und Großoheim Bernhards, der Deutschlands vierter Kanzler wurde), soll für diesen Plan wirken: und findet den Weg an das von Friedrich Wilhelm und seinem Minister Bernstorff erblickte Ziel schon leidlich geebnet. Dem England Wellingtons und Aberdeens war die belgische Sache höchst unbequem geworden. Damit ihm die Hälfte der holländischen Kolonien bleibe, hatte es auf dem Wiener Kongreß den europäischen Besitz der Oranier mit vlamischem und wallonischem Land breit gerundet. Damit dieses Gebiet, das einen wichtigen Theil der Kanalküste umfaßt, vor Frankreich geschirmt sei, hat Wellington den Bau der Südfestungen beschlossen und geleitet. Ein französisches Belgien, gar ein mit Priesterhilfe aus dem Ketzerbund gelöstes, das die katholischen Iren in Nachahmung lockt: niemals darf England solche Entwickelung dulden. Truppen hinüberwerfen? Dafür wäre die City, die von dem oranischen Niederland nicht den erhofften Geschäftszins erhalten hat, kaum zu haben; und der liberale Brite, der Wahlrechtserweiterung und Handelsfreiheit ersehnt, freut sich an dem Frankreich der Julirevolution und des Bürgerkönigthumes. Das schickt seinen schlausten Mächler, Talleyrand, ins Inselreich. Der neue Botschafter giebt sich als den redlichen Mann und arglosen Friedensbürgen. Belgien an uns ketten? Wir denken nicht dran; müssen nur gegen den Einbruch einer fremden Macht gesichert sein. Auf diese Straße kann Bülow treten. Die Konferenz

der fünf Mächte wird nach London einberufen. Noch einmal versucht der Zar, dem „Barrikadenkönig" (Louis Philippe) die Pforte, die in den Hohen Rath von Europa einläßt, zu verrammeln; er will sie Frankreichs Bevollmächtigten erst öffnen, wenn die pariser Regirung sich verpflichtet hat, in Belgien den Rechtszustand wiederherzustellen und zu erhalten, der vor der brüsseler Revolution galt. Das, antwortet Friedrich Wilhelm, „kann niemals erreicht werden." Preußen rettet Belgien vor Rußlands Grimm. Nikolai Pawlowitsch muß in den Haag schreiben, sein Wille sei einsam geblieben und die russische Waffenhilfe werde, wenn die anderen Mächte des Vierbundes nicht mitschlügen, Holland nur schaden. Am vierten November 1830 beginnt in London die Konferenz.

Im London Wilhelms des Vierten, des Matrosenkönigs, der noch im November das konservative Ministerium Wellington durch das Whig-Kabinet Grey-Palmerston-Russell ersetzen muß. Die Vertreter des Vierbundes (England, Oesterreich, Preußen, Rußland) sind einig in der Erkenntniß: Belgien darf nicht in die Machtsphäre Frankreichs gleiten. Den Oraniern, die der Brüsseler Kongreß, nach der Beschießung Antwerpens, entthront hat, ist die jüngere Krone nicht zu erhalten. England opfert den Schützling, wie es manchen Sultan und Dey, wie es gestern die Bourbons geopfert hat. Ihm soll der neue Staat ein williger Kontorfreund und dankbarer Küstenwächter werden: deshalb erfüllt es ihm jeden nicht ganz vernunftwidrigen Wunsch. Soll, wie Rußland und Preußen empfehlen, die Schleifung der südbelgischen Festungen beschlossen werden? Palmerston möchte den demüthigenden Beschluß hinausschieben; französischen Einbruch würde ja Britaniens Heer abwehren (das ihm stärker scheint als jedes aus allgemeiner Wehrpflicht entstandene; besoldete Freiwillige, faselt er, „sind dem Feldherrn ein besseres Werkzeug als eine Bande von Sklaven, die ihren Heimstätten mit Gewalt entrissen wurden"). Einstweilen genügt Bülows Vorschlag, Belgien für einen neutralen Staat zu erklären und die Unantastbarkeit seines Gebietes von allen Großmächten verbürgen zu lassen. Der preußische Antrag wird zugleich mit der Theilung der Niederlande angenommen. Wer aber soll in Brüssel herrschen? Während der Polenaufstand Rußlands und Preußens Heere beschäftigt und zum ersten Mal der Plan auftaucht, einem österreichischen Erzherzog die Jagellonenkrone zu

geben, heischt Belgien ein Haupt. Der Kongreß denkt an den Herzog von Nemours, den zweiten Sohn Louis Philippes. An Dessen Thron ließe Frankreich nicht rütteln; und gewiß ist der junge Herr so bescheiden bürgerlich wie sein Vater, der zu Fuß durch die pariser Straßen spazirt und bei Regen irgendeinen Bourgeois unter seinem Schirm an die Hausthür geleitet. Diese Kandidatur ist natürlich nicht durchzusetzen; zwei Kronen für Orleans, ein Franzose als Belgierkönig, die Neutralität eine Posse: keine Großmacht könnte zustimmen. Die Konferenz beschließt, daß ein den fünf großen Herrscherhäusern Angehöriger niemals den belgischen Thron besteigen dürfe. Preußen versäumt eine bedeutsame Stunde. Da vier Großmächte in dem Wunsch übereinstimmen, Belgien vor dem Einfluß des französischen Nachbars abzudeichen, winkt dem anderen, dem preußischen Nachbar eine ergiebige Möglichkeit: er müßte sich die Belgier befreunden und für die Wahl eines vertrauenswürdigen Hauptes wirken. Das geschieht nicht. Hollands Gesandter, Graf Perponcher, wird in Berlin viel höflicher behandelt als der belgische Baron Behr. Und bald darf Palmerston sich als den Vater des neuen Staates vor Europa brüsten. Seine Gnade giebt ihm den König: den Prinzen Leopold von Koburg. Einen deutschen Fürsten und russischen General, der aber als Ehemann der britischen Thronerbin zum Engländer geworden war und mählich die Muttersprache verlernte. Als vierzigjähriger Witwer wird er zum König der Belgier gewählt; heirathet später des Bürgerkönigs Tochter Luise; bleibt aber, wo sein Geldmachertrieb es erlaubt, auf dem Festland der gehorsame Statthalter Englands, dessen junge Königin, seine Nichte Victoria, er dem Koburger Albert vermählt. Sein Königthum wird von dem Oranier bestritten und seine Miliztruppe von den tapferen Holländern überrannt. Doch Louis Philippe hilft. Er schickt, die Neutralität Belgiens zu schützen, den Marschall Gérard mit einer Armee über die Grenze und schreibt an Leopold: „Meine beiden ältesten Söhne werden den Feldzug mitmachen; auch der Herzog von Nemours, der jetzt Ihre Krone trüge, wenn ich sie nicht abgelehnt hätte.“ Holland muß weichen, aber auch Gérard rasch abmarschiren. Talleyrand entschleiert nun endlich seinen lange verborgenen Plan: Preußen, Frankreich, Holland theilen das Land; wenn Antwerpen und Ostende Freihäfen werden, wird England nicht widersprechen. Bülow weiß, daß ihn,

wenn er für solchen Vorschlag einträte, sein gewissenhafter König fallen ließe. Zum zweiten Mal rettet Preußen die Selbständigkeit Belgiens. Das wird nun, nach den Vierundzwanzig Artikeln der Londoner Konferenz vom fünfzehnten November 1831, von allen Großmächten anerkannt und lebt fortan auf dem Grundrecht einer Verfassung, deren wichtigster Satz ausspricht, daß alle Staatsgewalt vom Volk verliehen werde. Leopold beschwört sie; darf nach ein paar Jahren aber zuverlässigen Handlangern zuraunen: „So lange Belgien sich nicht von Grund aus ändert, bin ich der Staat.“

Noch aber sitzen die Holländer in der antwerpener Citadelle. Als Paskiewitsch in Polen den Aufstand niedergerungen, Toll die Hauptstadt gestürmt und in der pariser Kammer der Korse Sebastiani gesagt hat, in Warschau herrsche jetzt Ordnung, können England und Frankreich den müden Ostmächten das Schauspiel neuen Waffenganges zumuthen. England soll Hollands Schiffe in Beschlag nehmen, Frankreich die Oraniertruppe aus Antwerpen jagen; Preußen mag für die Dauer dieses Unternehmens Ostbelgien besetzen. Mürrisch lehnt Friedrich Wilhelm den Antrag ab; nach der polnischen Belästigung wollen die drei Ostmächte sich nicht in neuen Hader versträhnen und beschränken sich deshalb in die Geberden „moralischen Widerstandes“. Der hindert den Marschall Gérard nicht, als Europens Feldherr vor Antwerpen zu rücken. Nach vier Wochen ergiebt die Festung sich zwölffacher Uebermacht; und die Franzosen ziehen heimwärts. Erst nach sechs Jahren aber räumt König Wilhelm die kleinen Scheldebefestungen Lieffkenshoek und Lillo; ist Leopold Herr seines ganzen Gebietes. Auf ihrer Weltreise ist die Revolution in Italien und Polen zermalmt, in Frankreich und Belgien vom Sieg gekrönt worden. Preußen hat nichts, Frankreich einen gefälligen Nachbar und Eidam, England einen pfiffigen Lehnsmann, der Papst eine neue Provinz gewonnen, dicht neben dem niederländischen Calvinerreich den katholischen Staat, den Kardinal Richelieu aus Spaniens Niederland machen wollte. Der in seinen hellsten Stunden staatsmännisch weise Priester dürfte sich des neuen Gebildes freuen, wenn dessen Rechtszustand ihm gefallen könnte. Am vierten Oktober 1830 hat die Provisorische Regirung beschlossen: „Die gewaltsam den Niederlanden entrissenen Belgierprovinzen werden in einen unabhängigen Staat geeint, dem der Volkskongreß die

Verfassung geben wird.“ Die Namen De Potter, Sylvain van de Weyer, Mérode, Rogier stehen unter dem Beschluß; Wallonen und Fransquillons haben die Mehrheit. In der Verfassung vom fünfundzwanzigsten Februar 1831 wird allen Besitzern des Bürgerrechtes (das der Fremde durch die grande naturalisation erwerben kann) jede damals erdenkliche Freiheit verbürgt. Kein Standesunterschied; alle Belgier vor dem Gesetz gleich; aller Heimstätte, Glaubens- und Wollensausdruck unverletzlich; der Staat darf nicht in die Kultordnung eingreifen, nicht Priester ernennen, nicht die Presse in irgendeine Art von Censur zwingen, unter keinem Vorwande das Briefgeheimniß mißachten, nie einen Bürger hindern, von den „im Land gebräuchlichen“ Sprachen die ihm bequeme zu sprechen. Alle Gewalt geht vom Volk aus. Erlasse des Königs werden erst durch die Gegenzeichnung eines Ministers giltig, der dadurch die Verantwortungpflicht auf sich nimmt. Die Volkskammer kann die Minister anklagen und, während beide Kammern tagen, vor den höchsten Gerichtshof stellen; einen von dieser Instanz verurtheilten Minister darf der König nur auf den Antrag einer Kammer begnadigen. Das gleiche Recht aller Kirchen und Kulte, das den Katholiken die Verfassung von 1815 verleidet hatte, wurde diesmal nicht erwähnt. In dem belgo-holländischen Trennungvertrag, den die Staatshäupter von Frankreich, Großbritanien, Oesterreich, Preußen, Rußland am fünfzehnten November 1831 unterzeichnen ließen, um eine Störung des durch den niederländischen Zwist bedrohten Europäerfriedens zu hindern, steht, als Siebenter Artikel, der Satz: „In den zuvor bestimmten Grenzen wird Belgien ein unabhängiger und für alle Zeit neutraler Staat sein und sich zur Wahrung dieser Neutralität gegen alle anderen Staaten verpflichten.“ Den endgiltigen Friedensvertrag, den die fünf Großmächte „im Namen der Allerheiligsten Untheilbaren Dreieinigkeit“ mit Wilhelm von Holland schlossen und in den die Bürgschaft für Belgiens Neutralität aufgenommen wurde, haben im Auftrag ihrer Regirungen die Grafen Pozzo di Brogo, Sebastiani, Senfft-Pilsach, Viscount Palmerston, Freiherr Heinrich Wilhelm von Bülow und der Holländer Salomon Dedel unterschrieben. Holland gab den westlichen Theil Luxemburgs dem Belgierkönig Leopold, behielt den östlichen und empfing dazu einen Theil von Limburg mit den Festungen Maas-

tricht und Venloo. Mit dem neu gebildeten Herzogthum Limburg tritt der König der Niederlande und Großherzog von Luxemburg dem Deutschen Bund bei; der Bundestag stimmt am fünften September 1839 dem Entschluß zu und sagt: „Die bei diesem für ganz Deutschland wichtigen Anlaß auch in der Eigenschaft als König der Niederderlande dem Deutschen Bund kundgegebenen wohlwollenden Gesinnungen von Freundschaft und nachbarlicher Zuneigung zu jeder Zeit zu erwidern, wird der Bund sich stets so bereit wie verpflichtet finden.“ Alles glänzt in schönster Ordnung.

Im April 1839 schrieb der Belgierkönig Leopold, der, seit der Räumung der Scheldefestungen, Herr seines ganzen Gebietes, von Englands Haltung im Hader mit Holland und Frankreich aber durchaus nicht entzückt ist, an die Nichte Victoria: „Die Volksstimmung ist schroff gegen England, in dem die Belgier eine Stütze zu finden hofften, das sich aber in jeder Entscheidungstunde wider sie gewandt hat.“ Aus dem Buckingham-Palast antwortet die Königin: „Wenn Ihre Belgier uns zürnen, sind sie sehr ungerecht. Den Druck, den wir auf Belgien übten, war von seinem, nicht von unserem Nutzen geboten. Heute scheints Härte; doch die Zeit wird lehren, daß England der wahre Freund Belgiens war und ist. Für Ihr und Ihres Königreiches Wohl und Gedeihen wird meine Regirung stets gern thun, was sie irgend vermag.“ Der Schwichtigungversuch wirkt nicht. Mein Land, schreibt Onkel Leopold, „fühlt sich in der (sogenannten) Unabhängigkeit, in die es durch die Londoner Konferenz gebracht worden ist, erniedrigt und désenchanté; es wird sich gegen die Dauer eines Zustandes wehren, der seine Eitelkeit verletzt. Mir scheint, der alte Pierson war im Recht, als er in der Kammer sagte, wahrscheinlich werde ich, wenn es bei dem Vertrag bleibt, der erste und der letzte König der Belgier sein. Kommt es so, dann hat England diese ihm unbequeme Entwickelung der Dinge verdient. Nach acht Jahren harter Arbeit blühende, Frucht verheißende Pflanzungen von Denen, die das eigene Interesse mahnen müßte, sie zu schützen, verstümmelt zu sehen, ist dem Politiker ein sehr trauriges Erlebniß. Ich habe nicht mehr die geringste Hoffnung auf einen Meinungwandel; freue mich aber, weil ich aus Eurer lieben Majestät einen Funken von Politik herausgelockt habe, die so freundlichen und hübschen Ausdruck fand. Ihr ehrliches Herzchen kann ja niemals etwas einem Land,

in dem Sie so innig geliebt werden, Schädliches wünschen." Unwirsch lehnt die Nichte die verzuckerte Pille ab. „Trotzdem Ihnen die Funken meiner Politik nicht mißfallen, dünkt mich gut, vorzusorgen, daß sie sich nicht mehren; sonst könnte eine Feuersbrunst daraus entstehen. Leider sehe ich ja, daß wir in dieser einen Sache nicht übereinstimmen, und muß mich deshalb in den Ausdruck aufrichtiger Wünsche für Belgiens Wohl beschränken." Erst im Herbst, nach einer fruchtlosen Verhandlung über den Besuch des Franzosenkönigs in Brighton, wird die alte Intimität wiederhergestellt; und Leopold schreibt: „Ich liebe Sie mit so tiefer Zärtlichkeit, wie man sie manchmal in Menschen findet, die der Außenwelt davon nicht viel zeigen. Mein sehnlichster Wunsch ist, Ihnen nützlich zu sein, und ich erwarte dafür keinen anderen Entgelt als ein Bischen Neigung Ihres warmen Herzens. Ich bin jetzt ja im Besitz aller Ehren, die ich erlangen könnte, und sitze fester als die meisten Fürsten Europas auf dem Thron." Im Oktober verlobt Königin Victoria sich ihrem Vetter Albert von Koburg und kündet dem Oheim, als dem Ersten, die frohe Post (in einem Brief, der den Bräutigam „auffallend schön und wirklich bezaubernd" nennt). Sie trägt Leopolds Bildniß, als sie im Palast dem Geheimen Rath ihre Verlobung anzeigt. „Mehr als hundert Menschen waren zugegen. So vielen Menschen, meist mir ganz fremden, die Botschaft vorzulesen, war eine schreckliche Aufgabe. Ich fühlte, wie meine Hände zitterten; aber ich war sehr glücklich und man sagt, ich habe es gut gemacht. Als ich heraustrat, um nach Windsor Castle zurückzufahren, jubelten die Massen mir zu." Kein Wort noch von Politik. Drei Jahre zuvor hat der Britenkönig in Windsor zu Leopold gesprochen: „Wenn jemals eine Macht, Frankreich oder eine andere, in Ihr Land einzubrechen versucht, müssen wir sie sofort mit Wehr und Waffen bekämpfen. England könnte solchen Einbruch niemals zugeben." Als Victoria an dieses Wort ihres Vorgängers erinnert wird, bestätigt sie, daß es auch ihrem Willen den richtigen Ausdruck gebe. Am ersten Februar 1842 schreibt sie an den Onkel: „Der König von Preußen (Friedrich Wilhelm der Vierte, der zur Taufe des Fürsten von Wales, unseres lieben Eduard, nach Windsor Castle gekommen ist) scheint mir ein sehr liebenswürdiger Mann, von freundlicher Gemüthsart und bestem Wollen. Er hätschelt den Gedanken, Belgien in ein intimes

Verhältniß zu Deutschland zu bringen; und ich glaube, daß die Erfüllung dieses Wunsches den Belgiern sehr nützlich würde." Aus Laeken antwortet der Onkel: „Gewiß könnte uns nichts nützlicher sein als die engste Verbündung mit Deutschland. Die wünscht auch das belgische Volk. Doch leider stand man in Deutschland Jahre lang auf einem kindischen Legitimitätbegriff und stieß uns zurück. Dadurch wird die Annäherung nur erschwert. Die Reise des Königs von Preußen (der den ‚Blusenkönig' Leopold besucht hat) kann wohlthätig wirken; sie lehrt ihn die westeuropäische Stimmung kennen und muß ihn den Klauen Rußlands entreißen." Vierzehn Jahre später, während des Krimkrieges, spielt Leopold mit dem Wunsch, Belgiens Neutralitätpflicht abzuschütteln. Victoria schreibt: „In dieser Pflicht wurzelt Belgiens Leben. Die Großmächte haben für Ihre Neutralität die Bürgschaft übernommen und keine Möglichkeit kann Sie von solcher Pflicht entlasten." Leopold fügt sich; murrt aber: „Wenn unsere Neutralität geachtet werden soll, muß sie geschützt sein. Frankreich könnte sie, wenn es in einen großen Krieg verwickelt wäre, leicht brechen, von uns fordern, daß wir in Gemeinschaft mit ihm kämpfen, und, wenn wir uns auf die Neutralität berufen, Belgien besetzen. Dann sind wir verpflichtet, uns zu vertheidigen, aber auch berechtigt, von den Bürgen Schutz zu verlangen." Der wird zugesagt. Ist seitdem hundertmal von London aus zugesagt worden. Weil der zweite Leopold zaudert, sich am bukarester Hof durch einen Gesandten vertreten zu lassen, ist Karl von Rumänien verstimmt; hört aber vom Vater: „Belgien muß, als neutraler Staat, warten, bis England vorangegangen ist. Belgiens Stellung ist von Frankreich und Deutschland in gleichem Maße gefährdet; seinen einzigen Halt hat es in England. Schweden und Dänemark brauchen keine Rücksicht zu nehmen; sie sind staatsrechtlich ganz anders situirt als Belgien."

Waxweiler, der bis zum Kriegsausbruch das Institut Sociologique Solvay an der brüsseler Universität leitete (und vor ein paar Monaten gestorben ist), hat in seinem Buch „La Belgique neutre et loyale" den Unterschied des neutralisirten Staates von einem, der aus freiem Willen so lange, wie ihm beliebt, neutral bleibt und die Neutralitätpflicht abwirft, wenn sie ihm lästig wird, mit Recht stark betont. „Die Neutralisation eines Staates beruht auf einem Abkommen, einer Uebereinstimmung, einer Abrede ver-

schiedener Staaten. Die verpflichten sich zu Leistung, die dem neutralisirten Staat den Genuß dauernden Friedens sichern soll; und dieser Staat übernimmt Pflichten, die das von den Partnern gewünschte Interessengleichgewicht unbedingt verbürgen. So war nach der belgischen Revolution von 1830 die Entwickelung. Um, wie 1814, ‚die belgischen Provinzen zur Herstellung gerechten Gleichgewichtes in Europa mitwirken zu lassen‘, einigten England, Frankreich, Oesterreich, Preußen, Rußland sich in den Beschluß, ‚durch neue Vereinbarung die Ruhe Europas zu sichern, zu deren Grundfesten die belgo-holländische Union gehört hatte.‘ Das internationale Grundgesetz Belgiens wurde 1839 durch den belgo-niederländischen Vertrag geschaffen und die Artikel dieses Vertrages wurden, am selben Tag, durch zwei von den fünf Mächten mit Belgien und den Niederlanden geschlossene Verträge unter die Bürgenpflicht dieser Mächte gestellt. Jede Macht, die zur Neutralisirung eines Staates mitwirkt, wird dadurch Bürge dieser Neutralität; hat sie zu achten und vor Verletzung zu schützen. Sie mit allen erlangbaren Mitteln zu vertheidigen, ist aber auch der neutralisirte Staat verpflichtet. Deshalb sagt der Zehnte Artikel der Haager Konvention vom achtzehnten Oktober 1907: ‚Der Versuch einer neutralen Macht, die Gefährdung seiner Neutralität, selbst mit Waffengewalt, abzuwehren, kann nicht als feindliches Handeln gelten.‘ Und die selbe Konvention verbietet dem Neutralen, den Marsch in den Krieg ziehender Truppen durch sein Gebiet zu dulden.“ Als Bismarck, nach Frankreichs Kriegserklärung, das Angebot Louis Napoleons von 1866 ans Licht ziehen ließ, wollte er den Briten beweisen, von welcher Seite nicht nur die Neutralität, sondern sogar die staatliche Selbständigkeit Belgiens bedroht sei, und ihnen die Furcht einflüstern, der Franzosensieg könne den Kaiser in seine Absicht auf Belgien zurückführen. Das ist dem Deutschen gelungen. Im August 1870 rief Lord Granville zornig im Oberhaus, Ehre und Interesse zwinge England zum Schutz der belgischen Neutralität; und im Unterhaus mahnte Gladstone an die Pflicht, jeder Europäermacht willkürliche Gebietsvergrößerung zu wehren. Dem Belgischen Gesandten Baron Nothomb, der deutsche Neutralitätverletzung zu fürchten schien, antwortete Bismarck, er sei höchst erstaunt, zu hören, daß ein so gescheiter Mann ihm den allzu naiven Wunsch zutraue, Bel-

gien in Frankreichs Arme zu treiben. Von der Ueberzeugung, daß der erste Neutralitätbrecher Belgien in das Feindeslager drängen, also sich selbst schaden werde, ging wohl auch Sir Edward Grey aus, als er am siebenten April 1913 nach Brüssel schrieb: „Die in Belgien entstandene Furcht, wir könnten als Erste die Neutralität des Landes verletzen, kann nicht von England aus bewirkt worden sein. Der Belgische Gesandte sagte mir, in einer Engländergruppe, die er nicht bezeichnen könne, sei erörtert worden, daß England Truppen landen werde, um deutschem Durchbruch nach Frankreich zuvorzukommen. Ich antwortete, ich sei durchaus gewiß, daß unsere Regirung unter keinen Umständen zuerst die belgische Neutralität verletzen werde, und glaube auch weder, daß jemals eine Englische Regirung so handeln, noch, daß es jemals einer von der Offentlichen Meinung dieses Landes gestattet würde. Wir hatten nur die ziemlich heikle Frage zu bedenken, was uns Wunsch und Nothwendigkeit gebieten müßten, wenn die von uns mitverbürgte Neutralität Belgiens von irgendeiner Macht verletzt würde. Verletzen wir sie, durch Truppenlandung, zuerst, so geben wir dadurch dem Deutschen Reich (das ich hier als Beispiel nenne) das Recht, auch Truppen nach Belgien zu senden. Wir wünschen nur, daß die Neutralität, Belgiens und aller anderen Staaten, von Jedem geachtet werde; und ehe sie nicht von irgendeiner anderen Macht verletzt worden ist, werden wir selbst unter keinen Umständen Truppen in Belgiens Gebiet schicken."

In den Wehen und nach der Geburt des freien Belgierstaates wurde der Gegensatz zwischen Vlamen und Wallonen dem nicht Zugehörigen nur selten sichtbar. Niemals aber schien völlig versöhnender Ausgleich möglich. Und da deutsche Macht wieder in der Heimath Karls des Fünften gebot, hoffte Mancher, die Vlamen würden sich um sie schaaren, aufathmend erkennen, daß ihrem Stamm Frühling, nicht düsterer Winter, naht und die Stunde schlug, die zwischen Germanen und Galliern den uralten Erbstreit über das Lotharingerreich schlichtet. Noch ist von solcher Empfindung nichts zu spüren. Auf die Frage, ob Heldengeist die Vlamen zu schroffer Ablehnung deutschen Wesens bestimmt habe, hat Herr Camille Huysmans geantwortet: „Nein. Die Vlamen haben sich gesagt, daß sie durch die Annahme deutscher Geschenke ihr Schicksal dem Deutschlands verknüpfen und nach dem Abzug der Fremden um den Ein-

tagsvortheil geprellt und obendrein entehrt sein würden. Deshalb kündeten sie den Beschluß: ,Wir nehmen Geschenke nicht an und haben keine Gemeinschaft mit den Blättchen, die thun, als sprächen sie in unserem Namen. Der Eindringling hat das Recht, giltige Gesetze auszuführen, nicht aber das, uns neues Gesetz aufzudrängen. Nicht die Deutschen, sondern die Belgier, nur sie, werden dieses neue Gesetz machen.' Auch eine unserer Sache günstige Gesetzgebung lehnen wir ab. Von den Deutschen will Flandern selbst das beste Sprachengesetz nicht annehmen. Nur einen Schwarm leichtfertiger Jünglinge und alter Romantiker hat das deutsche Banner zu werben vermocht. Diese großen Kinder haben zwar ein Bischen Lärm gemacht (den der Wind rasch verwehte); stehen aber allein. Die Erinnerung an den Unverstand, den unsere Regirenden oft der Vlamenbewegung zeigten, hat dieses Häuflein aus der Erkenntniß verleitet, daß die angebotene Gleichheit die Hinnahme preußischer Herrschaft bedinge. Nur ihnen selbst hat diese unkluge Haltung geschadet. Das merken sie schon: und predigen drum nicht mehr mit alter Gluth die Nothwendigkeit, das ,Königreich Flandern' zu gründen. Ihr Glaube schmilzt, ihre Blätter welken und sie warnen schüchtern nur noch vor der Gefahr einer den Vlamen feindsäligen Entente-Politik. Daß einzelne Zeitungen drohen, nach dem Krieg dürfe die Vlamenbewegung nicht mehr geduldet werden, ist Thorheit; aber ohne Bedeutung. Der Einbruch hat den Belgierblock geschaffen und die ungeheure Arbeit zur Wiederherstellung des Heimathbesitzes wird für eine Weile aller Widerspruchssucht Schweigen gebieten. Wohl wird noch Kampf der Stämme und Klassen sein; doch die Pflicht zu einträchtigem Leben und Wirken wird uns vor Krisen bewahren. Und wenn diese erste Arbeit gethan ist, wird Jeder, in Freiheit, wieder den Standpunkt wählen, der ihn richtig dünkt. Das Volk, auch unser organisirtes Proletariat, will ein freies, nicht durch Annexion vergrößertes, nicht in Dienstbarkeit erniedertes Belgien, dessen Politik nur in Brüssel, nicht an irgendeinem anderen Ort, beschlossen wird. Dafür sind Destrée, Vandervelde, Paul Hymans und Andere oft eingetreten. Zwischen ihnen und uns giebt es im Urtheil über belgische Interessen keinen Gegensatz. Und fast alle Vlamen, Klerikale, Liberale und Sozialisten jeder Art, sind in dem Entschluß einig, den Deutschen nicht zu er-

lauben, daß sie aus der Vlamenbewegung sich eine Kriegswaffe bereiten. An unserem Block zerschellt der Wille des Eindringlings. Wir sind nur Dem feindlich, der uns einjochen will. Wir sind weder antiwallonisch noch antifranzösisch, sondern sind die Vertreter eines Volkes, das mit dem ihm tauglichen Geisteswerkzeug seinem Denken die Gestalt bilden will. Muß es, in dem befreiten Vaterland und nach dem Erlebniß des Krieges, den Kampf wieder aufnehmen, so wird das Bewußtsein langer Leidensgemeinschaft dennoch fühlbar bleiben. Wir verzichten nicht, spielen aber, weil wir nicht Dummköpfe sind, unser eigenes Spiel. Und sind so ehrfurchtlos, daß wir in den Glauben neigen, der Deutsche Reichskanzler, der Flandern retten will, wäre gut berathen, wenn er zunächst bedächte, wie er sich selbst retten kann." (L'Humanité.)

Heftiger als der Sozialist führt der bürgerliche Herr Kuffe- rath die Klinge. „Die 1815 von der niederländischen Regirung geschaffene genter Universität wurde im unabhängigen Belgierstaat schnell die wichtigste Schule lateinischer Kultur. Seit ein paar Jahren fordert die Vlamenpartei diese Hochschule für sich. Weil dieses Verlangen aber, sogar in den hellsten Köpfen der Partei, auf Widerstand stieß, zögerte die klerikale Regirung vor dem Entschluß zur Umwandlung. Der General-Statthalter Freiherr von Bissing hat nun die Vlamisirung angekündet und schon jetzt das zur Vorarbeit nöthige Geld ins Landesbudget eingestellt. Den Vlamen wird mit der Hoffnung geschmeichelt, daß Deutschland ihre ‚nationalen' Wünsche erfüllen werde. Vielleicht lösen sie sich dann von dem anglo-franko-belgischen Block. Etliche Narren haben dem Plan zugejauchzt; aber der Glaube, Deutschland könne die Vlamen gewinnen, wäre Selbsttrug. Tausende wehrfähiger Vlamen sind, ohne Furcht vor Stacheldraht und elektrifizirten Schlagbäumen, über die Grenze geflohen, um in dem Belgierheer am Yser zu fechten. Das ist ein schlüssiger Beweis. Die Vlamen wären auch gar zu arglos, wenn sie gierig nach dem Köder eines Versprechens schnappten, das erst nach Kriegsschluß eingelöst werden soll. So weit sind wir noch nicht. Gent wird seine französische Hochschule behalten, eine vlamische aber in Malines, Antwerpen oder Loewen (dessen Universität bisher frei, vom Staat unabhängig war) gegründet werden. Die Deutschen möchten den alten Streit der Stämme und Sprachen aufschüren. Der Hauptförderer ihres

Wunsches ist der holländische Pastor Domela Nieuwenhuis, der Bruder des bekannten Sozialisten. Der schreibt, Belgien, ‚die lächerliche Schöpfung Palmerstons und Greys‘, sei zum Tod verurtheilt und die Geburtstunde des Königreiches Flandern nah, das Lüttich, Brüssel, Tournai, Lille, Dünkirchen umfassen und sich an das mächtige Deutsche Reich lehnen werde. Gewiß haben Vlamen oft grimmig wider einander gestritten; doch die von draußen drohende Gefahr hat sie sofort, ohne Einwirkung der Regirenden, geeint und diese Eintracht ist seitdem nie gestört worden. So wars immer in Belgiens Geschichte. Jahrhunderte lang war das Land in Grafschaften, Herzogthümer, Marquisats zerklüftet; in jeder Schicksalsstunde aber hat sein eigensinnig nach Freiheit lechzendes, bei Arbeit und Kurzweil von Fleiß und Künstlergeist glühendes Volk sich als eine feste Willensgemeinschaft erwiesen. Die Geschichte des Vlaanderlandes und Walloniens: Seiten desselben Buches. Der Nothschrei aus Lüttich hat im Herzen Flanderns stets ein Echo geweckt. Nach langer Bedrückung des Bürgerthumes flammte in beiden Bezirken zu gleicher Zeit die Rächerwuth auf und jedesmal wars dann, als schlüge an Maas und Schelde das Herz freier Männer in gleichem Takt. Gegen den spanischen Tyrannen, gegen die schlaffe Oesterreicherwirthschaft, gegen Hollands plumpe Parteilichkeit, gestern noch gegen die deutsche Drohung standen Vlamen und Wallonen auf der Schanze gemeinsamen Heimathempfindens. Nicht der Boden, sagt Renan, macht die Nation, sondern die Gemeinschaft des Geistesbesitzes. Das haben die schlechten Psychologen, die Deutschlands Staatsgeschäft leiten, niemals erkannt. Niemals, daß hoch über das Gebiet der Sprache hinauf sich der Volkswille schwingt, nach ehrwürdiger Gewohnheit und geschichtlicher Ueberlieferung in Freiheit zu leben. Das vlamische Flandern hat in unserem Jahrhundert tüchtige Historiker, Sprachforscher, Dichter, Romanschreiber hervorgebracht; deren Leistung hob sich aber nie in den Glanz, den Flanderns französische Kultur weithin ausstrahlte. Commynes, der die Geschichte Ludwigs des Elften schrieb, und Chastellain, der am Ende des fünfzehnten Jahrhunderts in Frankreichs Literatur hohe Geltung hatte, stammten aus dem flandrischen Alost. Die Erwirker der belgofranzösischen Renaissance, Verhaeren, Maeterlinck, Van Lerberghe, Lemonnier, Eekhoud, Rodenbach, Decoste, sind, sämmt-

lich, in Flandern geborene und erzogene Vlamen. Und die beiden Männer, von denen die Vlamenbewegung ausging und die heute noch ihre sichtbarsten Köpfe sind, der Komponist Benoit und der Erzähler Conscience, tragen französische Namen und haben unverwischbare Spuren der Herkunft aus Frankreich in ihrem Blut. In Völkern gemischter Rasse bestimmt eben die Sprache durchaus nicht immer die Geistesart. Belgiens Fehler war, daß es Französisch ins Vorrecht der Staatssprache erhob. Die dadurch gekränkten Vlamen fanden in deutschen Schriftstellern lärmsüchtige Helfer. Absicht, die jetzt offenbar ist, trieb Preußen, ihnen Beistand zu gewähren; und unter dem Druck der Deutschthümler glitt die Vlamenbewegung oft in schroffe Franzosenfeindschaft aus. Durch Deutschlands Einbruch aber wurde der Haushader bis an die Griechenkalenden vertagt. ‚In feierlicher Form betheuern wir dem belgischen Vaterland und unserem König die Treue. Die Vlamenbewegung lehrt nicht die Pflicht vergessen; sie erzieht zu Ehrgefühl, Hingebung, Freiheitliebe. Wir wollen nicht von Fremdherrschaft abhängen und wissen, daß jede Einfügung (sichtbare oder verschleierte) Belgiens in das Deutsche Reich unsere vlamische Kultur austilgen und der Niederlandssprache langsam, doch sicher ein Drittel ihres Bereiches rauben würde.‘ Das ist die Antwort, in der die Vlamengruppe des Parlaments die deutsche Lockung abwehrte. Und die Unabhängigen Vlamen haben laut ausgesprochen, daß in ihnen nie der Wunsch war, ‚die politische Einheit Belgiens zu zerreißen‘. Alldeutsche, die nach solcher Erfahrung noch an die Wirksamkeit ihrer kleinen Kniffe glauben, haben schlechte Augen oder ein verdumpftes Hirn.“

Hat der Glaube an Vlamenhilfe sich je irgendwo eingewurzelt? Dann wird rasche Ausrodung nöthig. Die Rheinbundszeit, die dem Eindringling gestattete, aus einem Stamm die Keule zur Entlaubung des anderen zu schnitzen, kehrt in West und Ost nicht wieder. Wir dürfen hoffen, daß in Belgien gerechte Vernunft regirt, die sich ungern in Härte steift, und schütteln die Mär von grausamer Tücke wie Staubflocken ab. Nach zwei Jahren schwierigen Zwitterzustandes heischt aber die belgische Schicksalsfrage unzweideutige Antwort. Die darf, um des deutschen Blutes, um Europas, der Menschheit willen, nicht noch länger verzögert werden.

Johanna in Paris.*)

Eines Tages, als wir auf dem See im Bois ruderten, lächelte die schöne Frau geheimnißvoll. Auf einmal sagte sie ganz gleichmüthig: „Nächste Woche sind wir in London."

Ich fuhr empor, saß kerzengrade; starrte sie an. Ihr rothblondes Haar sprühte. Sie sagte verträumt: „Werner hat sich entschlossen; wir bleiben länger in London."

Holla! Ich griff nach dem fortgleitenden Ruder und tauchte es mit einem Ruck ein, daß das Wasser aufspritzte. Das Boot schwankte heftig. Sie schrie leise. Ich ruderte wie ein Indianer. Ein Kerl am Ufer machte einen zotigen Witz; ein Mädchen kreischte. Als ich innehielt und tief athmend aufsah, erhob sich die schöne Frau; furchtlos aufrecht im Boote stehend, legte sie ihre schmale weiße Hand auf meinen Arm: „Wie deutsch Sie sind!"

Meine Schläfen brannten. Ich biß die Zähne zusammen; würgte an zwei dummen Worten: „Viel Glück!"

Sie, beim Abschied: „Und nicht wahr, lieber Freund, Sie nehmen Johanna mit nach Berlin zu meiner Schwester? Nach London können wir sie doch nicht ... Vielen, vielen Dank und auf Wiedersehen daheim im nächsten Jahr!"

Ich küßte ihre Fingerspitzen, kniff die Lippen zusammen, sah ihrem Wagen nach, — Minuten lang.

Johanna: Das war die Dackelin.

Und ich?!

„Ach, Johanna, wie deutsch wir sind!"

*

Johanna hatte ein goldbraun glänzendes Fell, das mich an das Haar ihrer Herrin erinnerte. Aus ihren seelenvollen Augen schien beständig ein sanftes, wenn auch nicht ganz von Vorwurf freies Verwundern zu fragen: Was soll mir mein Gemüth in' dieser Stadt?

Ich liebte sie.

Einmal, als wir mit einander im Bois am See gingen, führte sie ihre Nase so dringlich den Boden entlang, daß ich stehen blieb. Auch sie blieb stehen. Wir sahen uns an; und gingen bewegt weiter. Ich schenkte ihr für zwanzig Centimes Hackfleisch.

Am nächsten Tage ging ich, mit Johanna an der Leine, zum Quai Montebello, um nach meiner Gewohnheit in alten Büchern und Ge-

---

*) Aus dem lustigen „Friedenssanatorium", das bei Reuß & Itta, im konstanzer Verlag der „Zeitbücher", erscheint und, wie jeder dieser hübschen Bände, nur eine halbe Mark kostet.

rümpel zu wühlen. Unterwegs fiel mir auf, daß uns, in geringem Abstand, hartnäckig ein Hund folgte. Einer jener pariser Hunde, in deren ganzem Bau und Ausdruck eine gewisse frivole Ueberlegentheuerei nicht zu verkennen ist.

Johanna sah sich öfter nach ihm um.

Herr Ducrot zeigte mir eine Plakette, gezeichnet: David 1835. Ich griff zu, ließ vor Begierde Johannas Leine fallen, handelte in zehn Minuten einen Franc herunter und erhielt die Plakette für acht Francs vierzig Centimes.

Als ich mich umsah, war Johanna verschwunden. Ich erbleichte. Herr Ducrot wies hämisch hinüber nach Notre Dame.

Ich rannte, daß die Leute brüllten. Ducrots Wiehern prasselte auf meinen Rücken. Es war zu spät. Inmitten eines Kreises von lachenden Bummlern sah ich Johanna und ... den Anderen. Im Angesicht von Notre Dame! Sie wedelte vergnügt, als sie mich sah. Ich wartete. Auf dem Heimweg überschlug ich die Zahl der Wochen, die ich in Paris noch vor mir hatte. Mit dunklen Ahnungen ging ich zum Concierge, der auch einen Hund besaß. Er klopfte Johanna lächelnd auf das rothe Fell.

„Früheſtens in zehn Wochen, Monsieur!“ sagte er beruhigend, „eher auf keinen Fall.“ Ich gab ihm dankbar fünfzig Centimes. Und er setzte hastig hinzu: „In besonderen Fällen dauert es sogar elf Wochen, Monsieur.“ Ich athmete auf.

Johanna wedelte.

*

In der neunten Woche nach dem Zwischenfall bei Notre Dame lud ich eines Morgens Johanna in eine Droschke. Sie hatte schon etwas Mütterliches an sich und schnaufte sehr; aber der Concierge versicherte beim Abschied nochmals mit acht Schwüren, daß es noch lange nicht so weit sei.

Ich löste für uns Beide Karten nach Berlin. Als wir Paris verließen, hob ich Johanna ans Fenster und zeigte ihr die Richtung von Notre Dame. Aber sie schnaufte nur. Ich schnaufte mit und streichelte ihr rothes Fell.

Adieu, Paris!

*

In Köln übernachteten wir.

Alles ging gut.

In freudiger Dankbarkeit kaufte ich für Johanna ein Beefsteak. Aber sie schnupperte nur wehmüthig daran und ließ es liegen. Sie fing an, sich in merkwürdigen Schlangenwindungen zu bewegen. Mir wurde angst. Mit dem ersten Zug fuhren wir weiter. Ich streichelte sie und redete ihr gut zu; sie leckte meine Hand und sah mich so seelenvoll an, daß alle Furcht von mir wich.

Der alte Herr mir gegenüber hielt die Zeit endlich gekommen, mich in ein Gespräch zu ziehen.

„Nein, so ein possierliches Thierchen“, sagte er und wollte sie streicheln. Sie aber schnappte gereizt nach seiner Hand. Der alte Herr lehnte sich beleidigt zurück.

Plötzlich bog sich Johanna zitternd zusammen und brachte winselnd ein Junges zur Welt.

Wir fuhren hoch und starrten uns entgeistert an.

Ich kreischte: „Johanna, — laß Das!“

Der alte Herr zeterte: „Herr, bedecken Sie die Geschichte! Wenn meine Tochter aus dem Speisewagen kommt: ein unschuldiges Kind!“

Ich entschuldigte mich und zog mit meinem Plaid eine Art spanischer Wand um Johanna.

Das Ereigniß sprach sich im Zug herum. Von allen Seiten kamen Reisende und gratulirten. Der Gang stand voll Menschen. Hinter dem Schirm erklang betäubendes Quieken. Als ich wagte, wieder dahinter zu sehen, waren bereits drei kleine Ungeheuer vorhanden. In Hannover waren es sechs; in Stendal kam das siebente.

Jemand sagte: „Bis Berlin wird das Dutzend voll.“ Alle lachten. Mir standen Thränen in den Augen.

Johanna leckte ihre Kinder.

*

Berlin. Bahnhof Friedrichstraße. Ich ging neben dem Dienstmann, der Johanna und den Koffer trug. Auf meinem Arm hielt ich das Plaid mit den sieben räthselhaften Geschöpfen, deren Gekreisch die Luft erfüllte.

Bei der Billetabgabe hielt man mich an. „Ein Hund?“ fragte der Mann, beugte sich vor und starrte auf mein Plaid: „Und was ist Das?“

„Noch sieben Hunde!“ brüllte ich, zum Aeußersten getrieben.

„Zurück“, donnerte der Beamte; „nachzahlen!“

Ein Berliner erbarmte sich meiner. „Wat Hunde,“ sagte er, „det sin ja junge Papajein!“

Johanna winselte. Die Kleinen kreischten. Der Dienstmann fluchte.

Ich zog mein Portemonnaie.

Peter Scher.

Deutsche Verse.

Der Rhein.

Drin im Gebirg,
Tief unter den silbernen Gipfeln
Und unter fröhlichem Grün,
Wo die Wälder schauernd zu ihm

Und der Felsen Häupter über einander
Hinabschauen, taglang, dort
Im kaltesten Abgrund hört'
Ich um Erlösung jammern
Den Jüngling, es hörten ihn, wie er tobt'
Und die Mutter Erde anklagt'
Und den Donnerer, der ihn gezeuget,
Erbarmend die Eltern, doch
Die Sterblichen flohn von dem Ort,
Denn furchtbar war, da lichtlos er
In den Fesseln sich wälzte,
Das Rasen des Halbgotts.

Die Stimme wars des edelsten der Ströme,
Des freigebornen Rheins;
Und Anderes hoffte Der, als droben von den Brüdern,
Dem Tessin und dem Rhodanus,
Er schied und wandern wollt' und ungeduldig ihn
Nach Asia trieb die königliche Seele.
Doch unverständig ist
Das Wünschen vor dem Schicksal.
Die Blindesten aber
Sind Göttersöhne, denn es kennet der Mensch
Sein Haus und dem Thier ward, wo
Es bauen solle; doch Jenen ist
Der Fehl, daß sie nicht wissen, wohin,
In die unerfahrene Seele gegeben . . .

Friedrich Hölderlin.

Der Blinde.

Der Blinde sitzt im stillen Thal
Und athmet Frühlingsluft,
Ihm bringt ein Hauch mit einem Mal
Des ersten Veilchens Duft.

Um es zu pflücken, steht er auf,
Sucht, bis die Nacht sich naht,
Und ahnt nicht, daß in irrem Lauf
Sein Fuß es längst zertrat.

Friedrich Hebbel.

Sommer am Säntis.

Du gute Linde, schüttle Dich!
Ein Wenig Luft, ein schwacher West!
Wo nicht, dann schließe Dein Gezweig,
So recht, daß Blatt an Blatt sich preßt.

Kein Vogel zirpt, es bellt kein Hund;
Allein die bunte Fliegenbrut
Summt auf und nieder übern Rain
Und läßt sich rösten in der Gluth.

Sogar der Bäume dunkles Laub
Erscheint verdickt und athmet Staub.
Ich liege hier wie ausgedorrt
Und scheuche kaum die Mücke fort.

O Säntis, Säntis! Läg' ich doch
Dort, gerad an Deinem Felsenjoch,
Wo sich die kalten, weißen Decken
So frisch und saftig drüben strecken,
Viel tausend blanker Tropfen Spiel:
Glückseliger Säntis, Dir ist kühl!

Annette von Droste-Hülshoff.

Lied zum deutschen Tanz.

O Angst! Tausendfach Leben!
O Muth, den Busen geschwellt,
Zu taummeln, zu wirbeln, zu schweben,
Als gings so fort aus der Welt!
Kürzer die Brust
Athmet in Lust,
Alles verschwunden,
Was uns gebunden,
Frei wie der Wind,
Götter wir sind!

Sprüche.

Wie mit dem Krieg, so gehts mit jeder Kunst,
Die Staatskunst selbst nicht ausgenommen.
Das Grübeln, Witzeln machet Dunst
Und läßt uns nie zur Flamme kommen,
Wie sie Prometheus doch einmal
Durch Einfalt und Vertraun vom Schoß der Götter stahl.

Ich bin ihr wahrer Jakob nicht
Und auch ihr deutscher Michel nicht,
So rein und hold nicht wie der Lenz,
Ich:

Jakob Michel Reinhold Lenz.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Harden in Berlin. —
Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Paß & Garleb G. m. b. H. in Berlin.

Fabrik isolierter Drähte zu elektrischen Zwecken

(vormals J. C. Vogel Telegraphendraht-Fabrik) Actiengesellschaft.

In der Generalversammlung vom 21. Juli 1916 ist die Erhöhung des Grundkapitals unserer Gesellschaft auf nom. M. 5 250 000,— durch Ausgabe von 1750 auf den Inhaber lautenden Aktien über je nom. M. 1000,— beschlossen worden. Die neuen Aktien nehmen zur Hälfte an der Dividende des laufenden Geschäftsjahres teil.

Die neuen Aktien sind von einem Bankenkonsortium mit der Verpflichtung übernommen worden, den Aktionären der Gesellschaft ein Angebot zu machen derart, dass mit einer Frist von vierzehn Tagen auf je zwei alte Aktien eine neue Aktie von nom. M. 1000,— bezogen werden kann.

Nachdem der Erhöhungsbeschluss und gleichzeitig die erfolgte Durchführung am 5. August 1916 in das Handelsregister eingetragen worden sind, fordern wir die Aktionäre auf, das Bezugsrecht unter folgenden Bedingungen auszuüben:

1. Die Anmeldung zur Ausübung des Bezugsrechtes hat bei Vermeidung des Ausschlusses in der Zeit vom
11. August bis 25. August 1916 einschliesslich
bei der **Commerz- und Disconto-Bank** in **Berlin, Hamburg, Hannover** und **Leipzig** oder
bei dem Bankhause **A. Hirte** in **Berlin,**
innerhalb der bei jeder Stelle üblichen Geschäftsstunden zu erfolgen.
2. Bei der Anmeldung sind die alten Aktien, auf welche das Bezugsrecht geltend gemacht werden soll, ohne Dividendenscheinbogen, unter Beifügung von zwei gleichlautenden, von den Einreichern vollzogenen Anmeldescheinen zur Abstempelung vorzulegen. Entsprechende Formulare sind bei den genannten Stellen kostenfrei erhältlich. Die alten Aktien werden abgestempelt zurückgegeben.
3. Der Bezugspreis von 138% zuzüglich 4% Zinsen auf den Gegenwert der bezogenen neuen Aktien vom 1. April 1916 ab bis zum Bezugstage und zuzüglich Schlussscheinstempel ist bei der Anmeldung in bar zu entrichten.
4. Die Aushändigung der bezogenen neuen Aktien erfolgt nach Ablauf der Bezugsfrist bei derjenigen Stelle, bei welcher die Anmeldung erfolgt ist.

Adlershof bei Berlin, den 8. August 1916.

Fabrik isolierter Drähte zu elektrischen Zwecken
(vormals C. J. Vogel Telegraphendraht-Fabrik) Actiengesellschaft.
Max Vogel.

An der Handelshochschule Berlin ist die erste Immatrikulation für das Wintersemester 1916/17 auf Donnerstag, den 26. Oktober, festgesetzt. Das Nähere ersehen die Leser aus der amtlichen Bekanntmachung im Inseratenteil dieser Schrift.

Die Zukunft.

Berlin, den 26. August 1916.

Rumänien und Rußland.

Vor fünfzig Jahren rieth Bismarck, dem der Preußenkrieg gegen Oesterreich kaum noch aufschiebbar schien, dem Prinzen Karl von Hohenzollern, flink auf den Fürstenthron zu klettern, den Ministerpräsident Bratianu im Namen von fünf Millionen Rumänen ihm angeboten hatte. „Fahren Sie sofort nach Bukarest! Ueber Paris. Kaiser Napoleon soll Ihre Sache, ohne den Umweg über die pariser Orientkonferenz, bei den anderen Mächten führen. Rußland und die Türkei werden protestiren. Oesterreich wird Alles aufbieten, um Ihre Kandidatur zum Scheitern zu bringen. Das braucht Sie nicht zu beunruhigen; für die nächste Zeit werde ich Oesterreich beschäftigen. Ich selbst werde gegen Sie stimmen, weil ich im Augenblick Rußland nicht ärgern will und den Staat nicht dem Familieninteresse dienstbar machen darf. Sind Sie aber erst einmal in Rumänien, steht Europa vor einem fait accompli, dann findet sich alles Uebrige schnell; Proteste bleiben auf dem Papier und die Thatsache setzt sich von selbst durch. Schreiben Sie aber, bevor Sie abreisen, an den Zaren, daß Sie in ihm Ihren wichtigsten Schützer sehen und die zuversichtliche Hoffnung haben, in Gemeinschaft mit Rußland einst zur Lösung des Orientproblems mitwirken zu können. Läßt sichs gar machen, daß Kaiser Alexander Ihnen eine Großfürstin zur Frau giebt, dann haben Sie an Rußland einen festen Halt. Gehts in Rumänien nicht, dann kommen Sie eben zurück; und werden sich stets mit Vergnügen

eines coup erinnern, wegen dessen Sie Keiner tadeln kann. Doch glaube ich, daß es gehen wird. Dem Französischen Botschafter Benedetti habe ich, sous discrétion, meine Idee ausgesprochen; er meint, der Kaiser werde Ihnen ein Schiff zur Verfügung stellen, das Sie von Marseille nach Rumänien bringt. Ich wäre für einen gewöhnlichen Dampfer; denn die Hauptsache ist, daß die Reise ganz geheim bleibt." Der Rath hat Hand und Fuß. Kommt von Einem, der sofort sieht: Die Westmächte werden für Karl, Russen und Türken nicht unversöhnlich sein und die Wiener ihn als ein notwendiges Uebel ertragen. König Wilhelm warnt (wie er schon zuvor that) und findet Bismarcks Plan wieder zu tollkühn; gewährt aber Urlaub nach Düsseldorf und entläßt den Prinzen mit den Worten: „Gott behüte Dich!" Die Pariser Konferenz beschließt, eine Rumäne solle in Rumänien regiren. Aus der Konferenzstadt aber schreibt die kluge, von der Gunst des Kaisers besonnte Frau Hortense Cornu: „Nehmen Sie an! Auch wenn die Konferenz Sie nicht anerkennt, sind Sie der Erwählte der Nation und bleiben, Ihr Leben lang, Fürst von Rumänien. Das ist hier Oeffentliche Meinung. Sogar die Gegner Ihrer Wahl (außer den Ministern sinds wenige) fragen mich, ob Sie die muthige Kraft zur Annahme haben werden. Fallen Sie nicht in den unleidlichen Fehler der Deutschen, die ‚Rücksichten'. Wer stets ‚Rücksichten' nehmen will, leistet nichts und ist nichts." Solchen Rath schlürft der Dragoner.

Himmelfahrt. Zwei wichtige Meldungen: die Konferenz hat die Wahl anullirt und Preußen hat sein Heer gegen Oesterreich mobilisirt. Oberst von Redern fordert des Prinzen Rückkehr in die Garnison. Jetzt muß gehandelt werden. Abschiedsgesuch an Wilhelm (ders erst bekommen soll, wenn Karl in Salzburg ist). Ritt nach Benrath; zum letzten Mal als preußischer Gardedragoner. Umzug im Schloß. Der Civilist trifft Husaren und Kürassiere, denen er vorflunkern muß, morgen werde er wieder in Berlin sein. Fährt aber, über Freiburg, nach Zürich. Briefe an Louis Napoleon, Abd ul Aziz, Alexander Nikolajewitsch. Der Zar darf den süßesten Bonbon lutschen. „Des hohen Schutzes, den Eure Majestät mir zu bewilligen geruhen, will ich mich würdig erweisen. Die Interessen Ihres großen Reiches weichen von denen Rumäniens nicht so weit ab, daß ich gehindert wäre, meine Pflicht mit ehrfürchtiger Anhänglichkeit an Eure Majestät zu vereinen. Das Verhältniß der bei-

den Länder soll noch inniger werden. Und bis zu der von der Vorsehung zu bestimmenden Stunde, die den Orient und die Christenheit befreit...“ Ganz schlau. In Sankt Gallen sorgt Landamman Aepli für Pässe (Karl Anton ist Ehrenbürger der Stadt). Karl klemmt eine Brille hinter die Ohrmuscheln und ist nun Herr Karl Hettingen, der „in Geschäften“ nach Odessa reist. München; Salzburg. Im Wartesaal österreichische Offiziere, die ihn aus Schleswig kennen. Balaceanu, Rumäniens pariser Agent, hat gewarnt: „Die Oesterreicher lassen Sie erschießen.“ Eine Zeitung großen Formates deckt ihn vor gefährlichen Blicken. Auf allen Bahnhöfen wimmelts von Militär; und Karl Hettingen sitzt zwischen Mittelbürgern im überfüllten Abtheil Zweiter Klasse. In Basiasch ist das Eilschiff schon fort; er muß zwei Tage in dem austro-serbischen Grenznest warten, läßt es, via Aepli, der unruhvollen Familie melden; und hört, abends, am Wirthstisch: „Der neue Rumänenfürst? Den jagen die Walachen doch bald wieder weg. Uebrigens sind die Türken schon eingerückt.“ Die Geschichte fängt gut an. In der Pfingstsonntagsfrühe sitzt er, zwischen Kleinbauern und Frachtstücken, in der Zweiten Klasse des Donaudampfers. Nach Vier ist Turnu-Severin erreicht; die erste Rumänenstadt. Er will von Bord. Der Kaiptän hält ihn auf. „Ihr Billet gilt ja bis nach Odessa.“ Bratianu, der bisher fremd thun mußte, drängt vorwärts. Der Prinz springt auf die Landungbrücke: und ist in der neuen Heimath. Der mit acht Pferdchen bespannte Wagen, den Dorobanzen (Milizreiter im Schnürrock schwarzer Husaren) eskortiren, rast, über Landstraßen und Blachfelder, Dörfer und Städtchen, nach Bukarest. Jubel. Täubchen bringen Grußverse und dreifarbige Schleifen. Eine Blumenlawine wälzt sich auf ihn. Trop de fleurs? Vom Himmel strömts in das unter drei Monden verdorrte Land: und Regen ist Segen. Vor einem häßlichen, einstöckigen Hause stehet ein Doppelposten neben der Fahne. „Was ist denn da?“ General Golesku: „Das ist das Schloß.“ Karl ist im Orient.

In den letzten Märztagen des Jahres 1866 hatte der französische Generalkonsul Tillos seinem Minister Drouyn de Lhuys gemeldet, Rußland wolle die (unter Alexander Cusa erreichte) Einheit der Donaufürstenthümer Moldau und Walachei wieder lösen; wenn die Westmächte das Gewebe Gortschakows nicht rasch zerrissen, werde ihr Einfluß versickern. Der bukarester Posten wird

wichtig; und Tillos von dem Baron d'Avril abgelöst, der in der Donaukommission gesessen hat und nach Konstantinopel delegirt war. Cusa ist entthront, der Graf von Flandern, der Bruder des Belgierkönigs, hat die Krone abgelehnt, Frau Cornu die Blicke Bratianus und Napoleons auf den Prinzen Karl von Hohenzollern-Sigmaringen gelenkt. Der soll flink heirathen; Rumänien, schreibt ihm die Patronin aus Paris, „braucht das Vorbild eines tugendhaften Fürsten und einer glücklichen Fürstenehe; die Unsittlichkeit ist die schwärende Wunde, die das Land unter dem Türkenjoch erhalten hat.“ Ein Putsch, der am fünfzehnten Apriltag durch die Straßen von Jassy lärmt, wird von Gortschakow in einen Volksaufstand umgefälscht, der beweist, daß die Moldau sich selbst regiren, nicht von Bukarest abhängen wolle. Prinz Karl ist gewählt worden. Doch das Heer hat lange keinen Sold erhalten und unter den Offizieren gährt es noch; manche, die den Fürsten Cusa vom Thron stießen, fühlen sich von der Verschwörerthat nun befleckt und möchten im Blut Derer, die daraus Nutzen zogen, die Schmach abwaschen. Frankreichs Geschäftsträger warnt: „Ein Prätorianeraufstand ist keine Sühnung; und müßte den Prinzen, den Ihr ruft, abschrecken.“ Sind die grimmigen Krieger von Rußland bestochen? Baron d'Avril deutet an, daß ers glaube, und meldet seinem Chef, Gortschakow habe nach Bukarest telegraphirt: „Frankreich schlägt vor, einen Hospodar auf vier Jahre zu wählen. England und Oesterreich sind für Bibesku (den Sohn). Wir antworten: Da von einem fremden Prinzen nicht mehr die Rede ist, muß den Fürstenthümern die freie Wahl eines eingeborenen Hospodars (oder zweier), den Mächten die Bestätigung und Kontrole vorbehalten werden. Von der Kandidatur des Hohenzollernprinzen hat der König von Preußen abgerathen.“ Zu spät. Wenn der Prinz nicht zusagt, meutert in der Moldau das Heer und die Walachei reißt sich vom Einungband los. Am dreiundzwanzigsten April sagt Bismarck zu dem Oberst von Rauch, den Karl Anton von Hohenzollern nach Berlin geschickt hat, Prinz Karl müsse rasch nach Bukarest reisen und von dort dem Zaren den Wunsch andeuten, sich einer Kaiserlichen Hoheit von Leuchtenberg zu vermählen. Da das russische Zettelplänchen mißlungen ist, meint Offenberg, Gortschakows Werkzeug in Bukarest, die Heirath werde möglich sein, wenn Karl anerkannt und dem Sultan nicht mehr unter-

Khan sei; denn eine russische Prinzessin dürfe niemals unter Türkenaufsicht („podene Turkom“) stehen. Vier Tage nach Bismarcks Mahnung meldet D'Avril das endgiltige Wahlergebniß: 685969 Stimmen für, 224 gegen Karl. Bald danach, er werde von den Russen der Agitation gegen den fremden Prinzen verdächtigt. Gortschakow lügt weiter. Am dreizehnten Mai bestätigt die neue Kammer die Wahl. Am zweiundzwanzigsten ist Karl in Bukarest. So hats angefangen. Rußland liebte den Kömmling nicht und Eugenie Maximilianowna Leuchtenberg nahm einen Oldenburger.

Früh hatte Bismarck gemahnt: „Ist Rußland gewonnen, dann ist Alles gewonnen.“ Karl glaubt ihm lange nicht. Schreibt noch im Januar 1868 an seinen Vater: „Die größte Gefahr für Rumänien wäre ein Bündniß zwischen Frankreich und Rußland; Frankreich wendet in diesem Augenblick Alles auf, es zu Stande zu bringen. Frankreich ist heute gezwungen, seine Feinde sich zu Freunden zu machen, denn Niemand ist mit ihm. Im ganzen Orient ist man gegen Frankreich.“ Ein Jahr danach liest er in einem Brief Bismarcks: „Das Erreichbare scheint mir für Rumänien der Titel eines ‚Belgien der Donaumündung‘, für Eure Hoheit der Ruhm und der Dank Europas, wie König Leopold sie hinterläßt. Jede expansive Politik bringt Eure Hoheit auf der einen Seite in Konflikt mit fast allen europäischen Mächten, ohne daß eine preußische Regirung berechtigt wäre, die Kräfte dieses Landes für die dynastischen Sympathien, die Seine Majestät für Eure Hoheit beseelen, einzusetzen. Auf der anderen Seite schwächt jedes Streben nach außen die Autorität Eurer Hoheit im Innern. Wenn diese Auffassung die Billigung Eurer Hoheit finden sollte, so würde sich aus ihr das freundliche Verhältniß zu Ungarn von selbst entwickeln. Ich will in keiner Weise zureden, die Beziehungen zu Rußland abzukühlen; sie werden auch unter guten Beziehungen Rumäniens zu Ungarn nicht zu leiden brauchen, wenn es Eurer Hoheit nur gelingt, Beziehungen zu Petersburg, zum Kaiser wie zum Kanzler, zu pflegen, die nicht durch den Kanal aufgeregter und aufregender Konsularagenten gehen; die Kaiserliche Regirung selbst ist viel billiger und gemäßigter als ihre orientalischen Agenten. Gegen jeden Verdacht einer Solidarität mit angeblichen rumänischen Absichten auf Siebenbürgen würde jeder preußische Minister gezwungen sein, sich mit allen Mitteln zu verwahren. Sobald Eure

Hoheit auf einen wesentlichen Theil der vorhandenen Truppen für jede rechtmäßige Benutzung im Innern zählen können, würde ich ehrerbietigst zu einem sehr festen, auf Biegen oder Brechen berechneten Auftreten gegen alle diejenigen Elemente rathen, welche Eure Hoheit in Händel mit der Pforte oder mit Ungarn zu verwickeln bemüht sind. Glauben Eure Hoheit aber nicht, die Macht in Händen zu haben, um die Leute unschädlich zu machen, welche für fremdes Geld den Frieden und die Sicherheit der Herrschaft Eurer Hoheit gefährden, dann wüßte ich eigentlich kaum, was einen Herrn aus so hohem Haus wie Eure Hoheit bewegen könnte, eine so undankbare Aufgabe weiterzuführen." Preußen ist noch nicht an das Ziel seines deutschen Wunsches gelangt; will verhüten, daß die Ruhe der Wochenstube, aus deren Wehen Einheit werden soll, gestört werde; muß fürchten, daß Rußland, nach dem Drohwort des ersten Nikolai, die Einheit der deutschen Stämme zu hindern trachten werde; und möchte drum Alles stärken, was, als magyarisches oder osmanisches Corps, in der Stunde der Noth wider den Zar-Bedränger mobil gemacht werden könnte. Im August 1869 fährt Fürst Karl nach Livadia und wird vom Kaiser Alexander (dessen Begleiter, lang ists her, noch Osten-Sacken, Kotzebue, Glasenapp, Adlerberg heißen) herzlich empfangen. Alexander Nikolajewitsch stöhnt: „Die erste Höflichkeit, die Sie mir erweisen, bringt den ganzen Erdtheil gegen Sie auf!" Zeigt drum aber doppeltes Interesse für den Zustand und (besonders) die Kirche Rumäniens, den Pflichtenkreis des Fürsten und die Versuche, ihm das Regentenleben zu verleiden. Karl ist zufrieden; ist entzückt. Da der Plan der russischen Heirath scheitert, freit der Fürst Prinzessin Elisabeth von Wied („Les princesses allemandes sont si bien élevées", sagt Louis Napoleon, noch Europens Barometermacher); und der Dampfer, auf dem das junge Paar von Basiasch nach Turnu-Severin fährt, heißt „Franz Joseph". Als der deutsch-französische Krieg unvermeidlich geworden ist (vier Monate zuvor hat Bismarck an Karl geschrieben, „der politische Horizont habe eine so beruhigte Färbung, daß sich nichts darüber sagen läßt"), wird in der bukarester Kammer die Regirung laut gewarnt, sich von persönlichen Interessen leiten zu lassen, statt die einzig mögliche Politik, die von Rassensympathie gebotene, zu treiben; nur eine französische Politik werde die Nation dulden. Um sich zu halten, muß das

Ministerium antworten: „Wo die lateinische Rasse kämpft, da sind unsere Sympathien; und unser herzlichstes Empfinden geleitet deshalb Frankreichs Fahnen“. Wenn Karl noch gezweifelt hat: jetzt muß er wissen, daß sein Thron auf dem schwanken Grunde des Landes steht, dessen Ehrgeiz gierig nach dem Titel der France de l'orient langt. Im Mai soll Rußlands Kanzler zu Chotek gesagt haben, er kenne Rumänien und wisse, daß es weder in sich haltbar sei noch auf die Länge eine fremde Dynastie ertragen werde. Soll; Andrassy, der immer vor russischen Umtrieben warnt, behauptet, daß Gortschakow so gesprochen habe; und knüpft daran den Satz: „Wir haben genug Schwierigkeiten und denken nicht an die Annexion Rumäniens; wir fürchten uns aber auch nicht vor ihm: denn wir sind unserer Rumänen, in Siebenbürgen, eben so sicher wie der echten Ungarn und die paar Unruhestifter, die sich ihre Instruktion von den bukarester Rothen holen, machen uns keine Sorge.“ (So spricht jetzt Graf Tisza.) Als in der Heimath die Weihnachtfeier bereitet wird, ist der von der Kammermehrheit und ihrer „phanariotischen Perfidie“ geärgerte Fürst dem Entschluß nah, von dem Thron zu steigen, auf den ihn vor fast fünf Jahren die Volkswahl hob. Er notirt in sein Tagebuch: „Herr von Prokesch-Osten, Oesterreichs Botschafter in Konstantinopel, verbirgt kaum noch seine Freude darüber, daß nun das Ende der Hohenzollerndynastie in Rumänien sicher bevorstehe und damit vielleicht eine noch größere Revanche der Habsburger an den Hohenzollern sich vorbereite.“ Der selbe Diplomat (dessen Klugheit schon seine frühen Urtheile über Bismarck und Manteuffel erweisen) hatte, zwölf Monate zuvor, den Rumänen gerathen, noch fünfzig Jahre lang, „was auch draußen geschehen möge“, nur die innere Entwickelung, der geistigen und materiellen Kräfte, zu fördern; und prophezeit, das unabhängige, in Vollkraft erstarkte Rumänien werde alle Rumänen zu umfassen und, aus dem Landbesitz Oesterreichs und Ungarns, sich zu vergrößern trachten. (Diese Frist nun ist verstrichen. Aus Versailles schreibt Bismarck: „Die Thatsache, daß Eure Hoheit von Rußland keine Unterstützung, auch nicht eine diplomatische, zu erwarten haben, ist mit der traditionellen Politik dieses Reiches, die der Vereinigung der beiden Donaufürstenthümer (Moldau und Walachei) entgegen ist, im Einklang, während mir für die feindliche Haltung der wiener Politik

gegen Eure Hoheit jede vom Standpunkt der östereichisch-ungarischen Politik mögliche logische Erklärung fehlt." Da Radowitz, Generalkonsul in Bukarest, ihm eine Resolution der Kammer gegen den Fürsten Karl gemeldet hat, erwähnt er noch einmal „die wiener Arbeit gegen die Konsolidation der inneren Zustände Rumäniens" und deutet die Meinung an, daß Oesterreich-Ungarn diese falsche Weichenstellung einst bereuen werde.

Daß die Reue nicht früher kam, ist dem blinden Hochmuth des russischen Kanzlers Alexander Michailowitsch Gortschakow zuzuschreiben. 1877. Im Londoner Protokol, das den Balkanvölkern den Frieden bringen soll, fordern die Großmächte von der Türkei das Versprechen, die Christen wirksam gegen Unglimpf zu schützen. Karl schreibt an seinen Vater: „Die trostlosen Zustände in der Türkei bieten nicht die geringste Garantie, daß irgendeine der versprochenen Reformen durchgesetzt wird; die Christen schweben in fortwährender Gefahr, ihr Leben und ihre Habe zu verlieren, so daß Rußland über Kurz oder Lang zum Einschreiten gezwungen sein wird. Für uns wäre das größte Glück, wenn die Katastrophe noch hinauszuschieben wäre; die geringen Friedenshoffnungen haben sofort etwas Leben in die Transaktionen gebracht und die Papiere sind gestiegen. Ich schicke Dir eine Anzahl Brochuren; die eine, ‚Rumänien und der Orientfriede', ist von Joneſku, dem Minister des Auswärtigen, der ein besserer Professor als Politiker ist. Die theoretische Neutralität ist schon lange ein überwundener Standpunkt; die politische Stellung Rumäniens verlangt, daß es mit dem Stärkeren gehe. Da keinem Zweifel unterliegt, daß Rußland im Kriegsfall bedeutende militärische Erfolge erringen wird, wenn kein Dritter es darin stört, so ist unsere Haltung klar vorgezeichnet. Sie wird den meisten Großmächten sicher mißfallen; da sie uns aber nichts bieten können und wollen, müssen wir uns darüber hinwegsetzen. Rußland wäre sehr froh, wenn es für den Augenblick den Krieg vermeiden könnte. Das ist den Türken bekannt und deshalb werden sie einen Waffengang provoziren. Der Urlaub Bismarcks und seine Erklärung, daß er sich ganz von den Geschäften zurückziehen wolle, macht großes Aufsehen; man will seinen Entschluß mit der Orientkrisis in Zusammenhang bringen. Ich war sehr überrascht, als er unter dem Beifall des Reichstages leugnete, daß Deutschland an der Orient-

Frage interessirt sei." (Der Kanzler hatte am fünften Dezember 1877 gesagt: „Wir haben in der Türkei Sympathie mit unseren Mitchristen. Aber ich werde zu irgendwelcher aktiven Betheiligung Deutschlands an diesen Dingen nicht rathen, so lange ich in dem Ganzen für Deutschland kein Interesse sehe, welches auch nur — entschuldigen Sie die Derbheit meines Ausdruckes — die gesunden Knochen eines einzigen pommerschen Musketiers werth wäre. Wir müssen mit dem Blut unserer Landsleute und Soldaten sparsam sein und es nicht für eine willkürliche Politik einsetzen, zu der uns kein Interesse zwingt. Insofern sind wir allerdings der Mindestbetheiligte. Drei Mächte sind in einer anderen Lage. Die Dinge können eine Gestalt annehmen, die die türkischen Interessen zu einheimisch englischen, österreichischen, russischen macht. Unsere Aufgabe, die guten Beziehungen zu diesen drei Mächten ungetrübt oder doch möglichst wenig getrübt zu erhalten, könnte nur gestört werden, wenn irgendeiner unserer Freunde von uns verlangte, unsere stärkere Freundschaft zu ihm dadurch zu bethätigen, daß wir den anderen Freund, der uns auch nichts gethan hat und unser Freund bleiben will, feindlich behandeln und unsere stärkere Liebe zu dem einen durch Haß gegen den anderen beweisen.") Weiter aus Karls Briefen: „Gestern empfing ich einen russischen Generalstabsoberst, den Großfürst Nikolai mir geschickt hatte, um die Vertheidigung von Kalafat (des Schlüssels zur Kleinen Walachei) zu besprechen. Rumänien leidet sehr darunter, daß Alles in suspenso ist; wir getrauen uns nicht, ernste militärische Maßnahmen anzuordnen, weil dadurch die Aufmerksamkeit Europas und der Türkei auf uns gelenkt und Rumänien als Friedensstörer verdächtigt würde. Joneskus ist vom Posten des Auswärtigen zurückgetreten, weil er gegen jedes Uebereinkommen mit Rußland ist." Im April schickt Rußland Generalstabsoffiziere, die sich dem Fürsten unterstellen, und bietet Schwergeschütz und Artillerie-Pferde an. Die Mehrheit der in den Kronrath berufenen inaktiven Staatsmänner ist für Neutralität; weil sie Rumänien als Staat vernichten müßte, ist Karl dagegen. Am sechzehnten April unterzeichnet Kogalnicenu, Joneskus Nachfolger, den Vertrag, der russischen Truppen das Recht auf freien Durchzug und auf freundschaftliche Behandlung zuspricht; sie dürfen alle Eisenbahnen, Wasserwege, Landstraßen, Verkehrs-

mittel benutzen und über Post, Telegraphen, Nährmittel für Menschen und Pferde, unter Entschädigungpflicht, verfügen. Artikel Zwei des Hauptvertrages: „Damit für Rumänien aus dem Durchzug der russischen Truppen weder Unbequemlichkeit noch Gefahr entstehe, verpflichtet sich die Regirung Seiner Majestät des Kaisers aller Reussen, die politischen Rechte des rumänischen Staates zu wahren und sie so zu achten, wie Landesgesetze und giltige Verträge bestimmen. Ferner verpflichtet sie sich, die Integrität Rumäniens in den Grenzen von heute zu erhalten und zu beschützen." Das Volk ist unruhig; glaubt nicht an die Kraft und Tüchtigkeit des Heeres und fürchtet raschen Türkeneinbruch, der die Hauptstadt überschwemmen könne. Wer Geld flüssig hat und nicht angebunden ist, rettet sich in die Ruhe von Siebenbürgen.

Nach Kischinew bringt General Fürst Ghika dem Zaren einen Brief Karls; darin wird Alexander Nikolajewitsch als der Herrscher gefeiert, der stets zu nationaler Kräftigung Rumäniens mitgewirkt und dessen Ahnen das Walachenland so viel Wohlthat zu danken habe. Großfürst Nikolai Nikolajewitsch ruft den Rumänen zu: „Auf Befehl des Kaisers rückt die mir unterstellte, zur Bekämpfung der Türkei bestimmte Armee in Euer Gebiet. Wir kommen als Freunde, wollen nur Euer Wohl und hoffen, bei Euch den selben Edelsinn zu finden, den Eure Vorfahren in früheren Kriegen Rußlands gegen die Türkei unserem Heer erwiesen. Für Eure Freiheit ist das Blut unserer Ahnen geflossen. Deshalb, glaube ich, haben wir das Recht, Euren Beistand zu fordern. Das Leid der unglücklichen Christen, die in der Türkei leben, hat das Mitgefühl Rußlands und aller Europäer erweckt. Um diese Armen zu retten, ziehen wir durch Euer Land." Fürst Karl Anton schreibt an den Sohn: „Ueber die Haltung Deutschlands herrscht das tiefste Dunkel. Bismarck will entschieden Rußland und Frankreich isoliren, um ganz freie Hand zu behalten. Das mag ja auch ein ganz richtiges politisches Ziel sein. Aber es giebt doch noch ein höheres: das der Freihaltung der Unteren Donau, ohne die der Welthandel nicht bestehen kann. Schon die Möglichkeit eines russisch-rumänischen Handelsvertrages, vielleicht dermaleinst als Kompensation für gegenseitige Leistungen, wäre ja für die Handelsinteressen Mitteleuropas eine große Gefahr. Als alter Soldat und Politiker sehe ich die Dinge, wie etwas

Unvermeidliches, nüchtern an; nur als Vater ergreift es mich mit tiefer Wehmuth, wenn ich Dich in all diesen Schwierigkeiten gewahre und Dir nicht zu helfen vermag. Die große weltgeschichtliche Krisis ist eingetreten, die über Deine ganze Existenz und Zukunft entscheiden wird. Möge das Land in den Ereignissen eine Lehre sehen, das Wohl des Volkes über Parteihader und konstitutionelle Doktrin zu stellen!" Im Senat sind Sturdza und Carp gegen den Durchzug-Vertrag, der in ein opferreiches und fruchtloses Bündniß führe. Doch wird er, in der vorletzten Aprilnacht, auch hier, mit einundvierzig gegen zehn Stimmen, angenommen.

Die Türkei hat durch die Ablehnung des Londoner Protokolls die Russen herausgefordert. Jetzt kränkt sie den Stolz der Rumänen durch die Erklärung, sie habe, weil das Fürstenthum den Vasallenvertrag gebrochen habe, die Thätigkeit seines diplomatischen Vertreters in Konstantinopel „suspendirt". In der ungarischen Presse liest Karl, zur Bezwingung des Rumänenheeres würde, im Nothfall, ein Honvedregiment genügen; offene Sympathie mit den Türken und wilde Feindschaft gegen Rußland. Ruhig in Wogenwuth (Saevis tranquillus in undis): ist die Losung des Fürsten. Am achten Mai ist sein Heer mobil; fünfzigtausend Mann mit hundertachtzig Geschützen. Oesterreich-Ungarn und Frankreich warnen noch einmal vor dem Bündniß mit Rußland; zu spät. In Plojeschti begrüßt Karl den Großfürsten-Generalissimus und dessen Sohn (der jetzt den Oberbefehl gegen die Türken hat). Eine Compagnie der russischen Bulgarenlegion stellt die Ehrenwache. Beim Gegenbesuch in Bukarest wird Nikolai, dessen Frau, eine Oldenburgerin, die Cousine der Fürstin ist, als Verwandter empfangen; er soll in der Sommerresidenz Kotroceni wohnen, damit die Familien einander recht oft sehen können. Am zweiundzwanzigsten Mai wird die Unabhängigkeit des Fürstenthumes verkündet. Fünf Tage danach beginnt die Beschießung der Festung Widin. Volk und Fürst sind von der würdigen Haltung der Russen entzückt und auf den Straßen verbrüdert die Menge sich der fremden Mannschaft. Werden die Heere gemeinsam vorgehen? Nur, wenn beide unter russischem Befehl stehen. Gortschakow schreibt: „Rußland braucht die Hilfe Rumäniens nicht; es hat mehr Truppen bereit, als zur Ueberwindung der Türken nöthig sind. Hält Rumänien es für seine Ehrenpflicht, das Os-

manenreich anzugreifen, so darf deren Erfüllung unter keinen Umständen die großen Operationen des Russenheeres hemmen; nur in deren Schatten konnten die Grundlagen des Schicksals geschaffen werden, denen der Rumänenstaat entgegengeht. Die Ankunft des Zaren und die Entscheidung an der Donau steht nah bevor: ohne Säumen und in voller Klarheit muß deshalb die Aufgabe der Fürstlichen Armee bestimmt werden. Sie muß auf Vormarsch und Angriff verzichten oder sich dem Großfürsten unterstellen." Im Kriegsrath empfiehlt Karl den Russen, so schnell wie möglich Plewna, das wichtige Straßen beherrscht, zu besetzen. An den Vater schreibt er: „Ruhige Zuschauer konnten und durften wir nicht bleiben; als türkische Provinz wollten wir uns nicht behandeln lassen; von der Gnade Anderer abzuhängen, fand ich meiner unwürdig. Meiner Armee fällt nun die schöne Aufgabe zu, sich für eine Idee zu schlagen. Kaiser Alexander kommt mit siebenhundert Personen und tausend Pferden nach Plojeschti. Unser Verkehr mit den Großfürsten (Nikolai Vater und Sohn, Wladimir, dem Leuchtenberger Sergej) ist sehr herzlich. Nikolai erinnert in seiner Art und Weise ganz an den Kronprinzen und ist uns wie ein Bruder. Das erleichtert ungemein die Regelung vieler Fragen, die zu unangenehmem Notenwechsel Anlaß geben konnten. Russen und Rumänen leben in bestem Einvernehmen. Noch ist es zu keinem Konflikt gekommen." Auch den Besuchen des Zaren, in Bukarest und Kotroceni, leuchtet die Sonne. Im Gespräch mit Karl wiederholt Gortschakow, daß er gegen die Kooperation der beiden Heere sei; Rumänien müsse die Donaumündungen, Rußland aber den Kilia-Arm haben. Karl Anton schreibt: „Das Auftreten des Kaisers und aller Großfürsten entspricht nicht nur der herkömmlichen russischen Höflichkeit, sondern hat einen tiefen politischen Hintergrund: die Anerkennung Deiner Selbständigkeit, Deiner Geburt und Abstammung, im Gegensatz zur Stellung der früheren Hospodare. Wie es scheint, handelt Rußland stets noch als Theilnehmer am Dreikaiserbündniß, dessen Bestand doch sicherer sein mag, als anzunehmen war; unser Kaiser jedenfalls hält mit dankbarer Treue daran fest. Die Errichtung eines vereinigten Staates Rumänien-Bulgarien, mit Freiheit der Donauschiffahrt bis ins Meer, wäre ein großartiger und schöpferischer Gedanke; nur giebt die Grundverschiedenheit der Nationalitäten Anlaß zu schweren Bedenken." In der letzten Juniwoche

gehen, bei Braila, die Russen über die Donau. Gortschakow siedelt nach Bukarest über. Karl schreibt nach Sigmaringen: „Ganz Petersburg ist jetzt in Rumänien; täglich empfangen wir die interessantesten Persönlichkeiten. In den Ambulanzen sind die vornehmsten Damen Rußlands. Vom ersten Tag an habe ich mit Entschiedenheit erklärt, das rumänische Heer werde nur unter meinem Kommando fechten.“ Soll es den Russen über die Donau folgen? Der Großfürst ist dafür, Gortschakow dagegen; und Andrassy läßt warnen: Rußland wolle den Rumänen zwar ein Stück der Dobrudscha geben, aber den im Pariser Vertrag mit der Moldau vereinten Theil Bessarabiens zurücknehmen. Die rumänische Artillerie wirkt zur Einnahme der Festung Nikopolis mit; in dem langen Bericht des Großfürsten an den Zaren steht nicht ein Wort über Rumäniens Heer, nur scharfer Tadel seiner unzulänglichen Eisenbahnen. Karl soll die in Nikopolis gefangenen Türken übernehmen und die Festung besetzen. Er will nicht. Zuvor müsse über die Art der Kooperation entschieden sein. Nur deshalb, ruft Nikolai, sind wir bei Plewna geschlagen worden; ein Theil der Armee Krüdener war in Nikopolis festgehalten. Jetzt ist Karl bereit, die Festung zu besetzen, wenn er sein Heer nach Plewna führen darf. „Dieses Angebot mißfällt den Russen, weil sie die Ehre eines Sieges nicht mit uns theilen wollen. Im Mai hieß es, man brauche unsere Hilfe nicht. Heute, im Juli, bittet man uns, über die Donau zu gehen und den Russen zu helfen. So ändern sich die Verhältnisse.“

Am letzten Juliabend kommt aus Tirnowa eine Depesche, in der Nikolai bittet, gegen die türkische Uebermacht bei Plewna ihm Hilfe zu bringen. Antwort: Wir besetzen und vertheidigen Nikopolis, können aber erst mit ganzer Truppenmacht über die Donau gehen, wenn wir, endlich, die Torpedos erhalten, die wir zum Schutz vor dem zwischen Rahowa und Lom-Polanka lauernden Türkenmonitor brauchen. Aus Karls Briefen: „Bratianu möchte, daß wir den Russen zu Hilfe kommen; ich vertrete die Ansicht, daß wir Bedingungen stellen müssen. Im russischen Hauptquartier ist man sehr niedergeschlagen und bereut die gemachten Fehler. Die russischen Soldaten sind von unzweifelhafter Tüchtigkeit, aber die Führung läßt Manches zu wünschen übrig. Ich fürchte, daß der Krieg sich in die Länge ziehen wird. Das wäre ein Unglück für unser Land, da ihm die Hauptlebensadern, die Donau und die

Eisenbahnen, unterbunden sind. Der Kaiser, der sein Hauptquartier in Bjela hat, nimmt sich Alles ungemein zu Herzen.“ Bis in die letzte Augustwoche wird über die Selbständigkeit des Rumänenheeres verhandelt. Karl wird es führen, sich dem Gesammtplan des Großfürsten anpassen und hehlt nicht, daß er auf die Kampfgenossenschaft stolz ist. Noch bei der Zusammenkunft im Kaiserlichen Hauptquartier, das ein dürftiges Bulgarenhaus herbergt, glimmt aber der Streit fort. Nikolai fragt, ob Karl selbst sein Corps führen wolle, trotzdem er doch nicht einem russischen Armeekommandanten untergeordnet werden könne. „Natürlich nicht; mir aber könnten zehn russische Generale unterstellt werden.“ Der Zar hört schweigend zu, schenkt dem Gast ein Prunkzelt und schickt bald danach den Großfürsten mit der Frage, ob Karl willig sei, alle vor Plewna liegenden russischen Truppen zu führen. Nur dreißigtausend Mann; und Rumänien kann fürs Erste auch nicht mehr stellen. Dennoch nimmt Karl das Amt und die Verantwortlichkeit auf sich. Wenn die Türken aus Plewna vorbrechen und die Russen über die Donau zurückwerfen, ist Rumänien in Lebensgefahr. Am ersten September läßt er auf der Pontonbrücke bei Korabia seine Truppen über die Donau marschiren; am zweiten bringt ihn eine russische Dampfbarkasse an Bulgariens Ufer. Quartier in einem verfallenen, fenster- und thürlosen Häuschen des Dorfes Poradim; fünfzehn Kilometer vor Plewna. Tagesbefehl an die Westarmee, der, in russischer Sprache, die Freude des neuen Oberbefehlshabers über die Waffenbrüderschaft zweier tapferen Völker ausdrückt. Die müssen schnell siegen.

Vier Tage lang wird Plewna beschossen; dann, gegen Karls Bedenken, gestürmt, doch nur die erste Redoute bei dem Dorf Griwitza genommen. Der Balkan ist tief verschneit, in den Schützengräben der Boden zu Schlamm erweicht. Auf den unbestatteten, verwesenden Leichen hocken Raben. Im Hauptquartier ist die Stimmung gedrückt, weils auf den Kriegsschauplätzen nirgends vorwärts geht. Generallieutenant Skobelew wird Führer der Sechzehnten Division (sein Stabschef, Major Kuropatkin, scheint dem Fürsten ein Mann von umsichtiger Energie) und General von Todleben, der im Krimkrieg Sebastopol vertheidigt hat, wird Karls Gefährte im Oberbefehl. „Er ist ein liebenswürdiger, gescheiter Mann; seine Absichten spricht er unumwunden, mit einer

klaren Bestimmtheit aus, die Niemand mißverstehen kann. Durch und durch deutsch, was er auch eigentlich ist. Wir haben schon enge Freundschaft geschlossen. Von den Schwierigkeiten einer Kriegführung in Bulgarien kann man sich in Europa keinen Begriff machen; die Strapazen, Entbehrungen, Mühen und Sorgen sind so unbeschreiblich groß, daß ein Feldzug hier drei Kriegen im Occident gleichkommt. Ich befehle jetzt den Truppen auf der ganzen Linie Selwi-Nikopolis, fast hunderttausend Mann, und hoffe, trotzdem auch die Türken Verstärkungen heranziehen, daß in drei bis vier Wochen Plewna bezwungen sein wird. Ganz Rußland, ganz Europa blickt auf dieses Bulgarennest, das schon allzu viel Blut gekostet hat. Die Truppen leiden sehr unter dem Wetter. In den Gräben, wo ich sie besuchte, standen sie bis an das Knie in Schmutz und Wasser; die Stiefel faulten von den Füßen und viele Leute haben sich Glieder erfroren." Erst am fünfundzwanzigsten Oktober sind so viele russische Truppen herangezogen, daß die Einschließung Plewnas vollendet werden kann. In der londoner Guildhall rühmt Beaconsfield die Tapferkeit der russischen Truppen und den Edelsinn des Zaren, der, selbstlos, nur für die Wohlfahrt der geknechteten Christen kämpfe. An Karls Tisch aber sagt der englische Oberst Wellesley, im nächsten Jahr werde England in den Krieg eingreifen, weil es nicht dulden könne, daß Rußland nach Konstantinopel gelange. Todleben ist dem Fürsten gleichgestellt; dessen Generalstabschef Fürst Imeritinskij. „Hier zu kommandiren, ist nicht leicht, denn der Generalstab ändert die Dispositionen oft ab und das Große Hauptquartier mischt sich alle Augenblicke direkt ein und stiftet dadurch Verwirrung. Mir scheint manchmal, daß ich den Russen unbequem bin." Am achtzehnten November wird gemeldet, daß Kars erstürmt ist; am neunzehnten besetzen die Rumänen Rahowa. Schon einmal sah diese Festung die Feldzeichen der Hohenzollern; 1396. Sigismund, der letzte Luxemburger, hat sich zum Ungarnkönig gekrönt und, um für den Türkenkrieg seinen Säckel zu füllen, die brandenburgische Alt- und Kurmark dem reichen Vetter Jobst von Mähren als Pfand verschrieben. Der sechste Friedrich von Zollern, Burggraf von Nürnberg, zieht mit ihm nach Südost; ist ein Führer des Heeres, das Rahowa und Widin erobert; bei Nikopolis aber vom ersten Sultan Bajesid geschlagen, zerrieben wird. Friedrich soll Sigis-

munds Leben gerettet haben. Der hat nach Jobstens Tod als Deutscher König dann den nürnberger Burggrafen in die Mark Brandenburg geschickt und sie ihm 1415 unterthan. Nach dem Erfolg bei Rahowa wird Karl mit Lob überschüttet und kann seiner Frau schreiben, daß er mit beiden Hauptquartieren und dem ganzen Russenheer jetzt „auf dem besten Fuß stehe“. Am zehnten Dezember ergiebt der verwundete Osman sich mit seinem ganzen Heer. Noch am selben Abend reitet Karl durch Plewna; kehrt aber nach Podgorim zurück, wo Freudenfeuer lodern. Am nächsten Mittag zieht er mit Alexander, der ihm den Andreasorden mit Schwertern verliehen hat, in die eroberte Stadt ein. Sein Abschiedsgruß an die Kaiserlichen Truppen sagt: „Ein leuchtendes Vorbild der Tapferkeit und der höchsten kriegerischen Tugenden seid Ihr für mein junges Rumänenheer gewesen. Das ruhmreiche Kaiserliche Heer hat sich meinen Truppen durch ein unzerreißbares Freundschaftband verknüpft. Mit Bedauern lege ich mein Kommando über Euch nieder und mein sehnlichster Wunsch beim Abschied ist, daß Ihr in den ferneren Kämpfen für unsere heilige Sache eben so glänzende Erfolge erringen möget wie bisher!“ Der Zar verspricht, beim Friedensschluß der großen Opfer Rumäniens zu gedenken, dessen Fürsten er schätzen und lieben gelernt habe. Todleben erhält das Großkreuz des Sternes von Rumänien mit Schwertern und Karl schreibt ihm: „Der Erfolg unseres Mühens ist Ihrer Voraussicht zu danken.“ An Karl Anton: „Kaiser Alexander hat in vollem Maß anerkannt, daß wir der Aufgabe, die uns hier zugefallen war, gerecht geworden sind. Der Deutsche Kaiser hat mir durch die Verleihung des Ordens Pour Le Mérite eine freudige Ueberraschung bereitet. Als ich von ihm Abschied nahm, um nach Rumänien zu gehen, sagte er mir, er könne sich nicht an den Gedanken gewöhnen, daß ein Hohenzollern sich unter den Halbmond stelle. Ich antwortete, daß ich die Suzerainetät des Sultans nur anerkenne, um mich eines Tages auf ehrenvolle Weise von ihr zu befreien. Das ist jetzt eingetroffen. Siebentausend Türken, zweihundert Offiziere und zwei Paschas sind von meinen Truppen gefangen worden und haben vor mir defilirt; dagegen könnte man dem Sultan wohl kaum zwanzig gefangene Rumänen vorstellen.“ Drei Tage vor der Weihnacht trägt ein mit zehn Pferden bespannter Wagen ihn nach Musulimselo. Von dort reitet er, durch eine

Allee von Leichen, nach Nikopolis. „Die Straßen der Stadt gleichen einem wüsten Heerlager. Eine Unzahl von Wagen und Karren hat sich festgefahren; viele Trainknechte liegen, von Kälte erstarrt, tot neben ihrem kleinen Gefährt. Unwillkürlich denkt man an die Bilder vom Rückzug der Großen Armee aus Rußland.“ Zweiundzwanzig Grad Kälte. In einer winzigen russischen Schaluppe gehts über die Donau. Ringsum von heftiger Strömung getriebene Eisschollen. Der Fürst ist bereit, über Bord zu springen, wenn die gräulich blanken Unholde sein Kähnchen zerstoßen. Drüben wartet Bratianu, eine Jägercompagnie, ein Schwarm jauchzender Menschen. Karl ist wieder in Rumänien. Am siebenundzwanzigsten Dezember zieht er in die festlich geschmückte Hauptstadt ein.

Aus dem Glückwunschbrief des Deutschen Kronprinzen: „So viele Vortheile mit der Zeit auch die Masse der Russen erringen muß, bleibt doch das Faktum, daß Deine Hilfe begehrt werden mußte, ein bedeutsames Ereigniß. Ferner ist von Neuem bewiesen worden, daß, wer einen Krieg will, den Gegner nicht unterschätzen darf. Ich versetze mich in Deine Seelenstimmung: Freude über den Sieg, Schmerz über die vielen Opfer, Hoffnung auf eine neue Aera Rumäniens und doch zugleich große Unsicherheit über die nächste Zukunft.“ Karl Anton spricht deutlicher. „Die Donau muß bis ans Schwarze Meer frei bleiben und Rumänien der Hüter dieser Freiheit sein. Ein anderes Interesse hat Deutschland nicht. Wenn Rumänien sein bessarabisches Gebiet mit einem Theil der Dobrudscha vertauschen müßte, würde solcher Tausch den übelsten Eindruck machen. Zu Deinem Besten hoffe ich, daß dieses on dit Erfindung bleibe.“ General Gurko überschreitet, trotz grimmiger Kälte, den Balkan; rückt in Sofia ein (das seit 1434 nie mehr ein Christenheer sah) und kämpft danach zwischen dem Schipkapaß und Philippopel. Milans Serben haben Nisch, Nikolas Montenegriner die Hafenstadt Antivari besetzt, die Rumänen Widin eingeschlossen. Da gemeldet wird, daß die Türken Waffenstillstand erbitten, geht, in Karls Auftrag, Oberst Arion ins russische Hauptquartier (Kasanlik); er soll fordern: Anerkennung der Unabhängigkeit Rumäniens, das alle Donaumündungen, nach Schleifung der Türkenfestungen, und, zur Entschädigung von den Kriegskosten, hundert Millionen Francs erhält. Wird den Verhandlungen nicht ein von Rumänien Bevollmächtigter

zugezogen, dann protestirt es laut und erklärt sie für null und nichtig. Der Sultan hat die Königin von England um Friedensvermittelung gebeten. Nelidow, der Diplomat des Großen Hauptquartiers, weist Arion nach Petersburg; auch Nikolai telegraphirt, über die Friedensbedingungen, deren Einzelheiten er nicht kenne, müsse Karl sich mit der petersburger Regirung verständigen. Lüle=Burgas ist besetzt und russische Reiter bedrohen Konstantinopel. In der letzten Januarwoche wird in Bukarest bekannt, daß Rußland die Interessen Rumäniens, dessen Unabhängigkeit noch nicht anerkannt sei und das deshalb auf dem Friedenskongreß nur durch eine berathende Delegation vertreten sein dürfte, gewissenhaft wahren, ihm das Donaudelta und die Dobrudscha geben, aber die drei bessarabischen Bezirke abfordern werde, die bis zum Pariser Frieden dem Russenreich angehörten und deren endgiltigen Verlust das Herz Alexanders nicht verwinden könnte. Trotzdem ihn der Zweite Artikel des Durchzug=Vertrages zur Erhaltung des rumänischen Landbesitzstandes verpflichtet? Dem Fürsten Ghika antwortet Gortschakow: „Unser Entschluß ist unerschütterlich. Sie stehen also vor einer politischen Nothwendigkeit.“ General Graf Ignatiew bringt einen huldvollen Brief des Zaren, der Bessarabien nicht erwähnt, und einen (an den Minister Kogalniceanu adressirten) des Kanzlers, der sagt: „Ihr Land schuldet uns alles bisher Erreichte und wird, wie ich glaube, auch fortan in Rußland seine sicherste Stütze finden, wenn es in einer Stunde, die für das Verhältniß der beiden Länder vielleicht entscheidend werden kann, von hohem Staatsmannsgeist, nicht von Parteileidenschaft, sich leiten läßt.“ Als Tischgast des Fürstenpaares fragt Ignatiew, ob Karl sich entschließen könnte, auf den Thron des Bulgarenfürsten zu steigen. Die Antwort weicht aus, weil die Möglichkeit solcher Personalunion noch ungeklärt ist. Der Waffenstillstand wird in Adrianopel beschlossen. Karl schreibt an den Zaren: „Eure Majestät weiß, wie glücklich und stolz ich darauf bin, daß ich, im Bereich meiner schwachen Mittel, Ihren Wünschen willfährig sein konnte. Das Geschehene bürgt für meine Bereitschaft, stets versöhnliche Lösungen zu suchen. Grenzberichtigung ist, weil sie die nationale Empfindlichkeit berührt, immer eine heikle Sache; und ich fühle mich verpflichtet, nicht zu hehlen, daß dem Vorschlag gewisser Aenderungen in Rumänien sich ernste

Schwierigkeiten entgegenstellen würden. Wenn, wie ich zu hoffen wage, eine Lösung gefunden wird, die Rumäniens Interesse wahrt und seine Würde nicht schmälert, wird im Herzen meines Volkes das Gefühl dankbarer Hingebung an Eurer Majestät erhabene Person noch, so weit es möglich ist, wachsen." Auch an Kaiser Wilhelm schreibt Karl. „Ich wage, zu hoffen, daß Eure Majestät mir in diesem kritischen Augenblick Ihr warmes Interesse nicht versagen werde; denn ich kann nicht verhehlen, daß die Aufregung über die von Rußland gestellte Zumuthung einen hohen Grad erreicht hat und ich nur mit Mühe die erhitzten Gemüther von gewaltsamen Aeußerungen und Handlungen zurückhalten kann." Kammer und Senat haben beschlossen, unter keiner Bedingung ein Stück rumänischen Landes abtrennen zu lassen. Kogalniceanu bittet Gortschakow, diesen in sich gerechten Beschluß nicht als den Ausdruck von Russenfeindschaft oder als Kränkung des Kaisers aufzufassen, in dem Rumänien den großmüthigen Erlöser der Orientchristen verehre. In San Stefano wird der russisch-türkische Friede geschlossen. Weder aus Berlin noch aus Petersburg ist Antwort nach Bukarest gekommen. Dort fordert die Opposition, daß Karl abdanke, wenn er ein Stück des Landes aufgeben müsse.

Am neunzehnten Februar spricht Bismarck im Reichstag. „Das wichtigste deutsche Interesse im Orient ist, daß uns die Wasserstraßen, die der Meerengen und die der Donau vom Schwarzen Meer aufwärts, in der selben Weise wie bisher frei bleiben. Hier kommt nichts in Frage; wir können nicht besser, nicht schlechter gestellt werden, als wir bisher gestanden haben. Daß Rußland geneigt sein könne, die Anerkennung der Aenderungen, die es im Orient für nöthig hält, von den übrigen europäischen Mächten durch Krieg zu erzwingen, halte ich für eine Erwägung, die von aller Wahrscheinlichkeit ausgeschlossen ist. Ich glaube auch nicht, daß Oesterreich-Ungarn bereit wäre, die ganze Erbschaft der heutigen russischen Eroberungen zu übernehmen und für die Zukunft dieser slawischen Länder verantwortlich zu werden, durch Einverleibung in den ungarischen Staat oder durch Vasalleneinrichtung; ich glaube nicht, daß die österreichische Politik ihren eigenen slawischen Unterthanen gegenüber sehr lebhaft wünschen kann, nun der verantwortliche Herausgeber der künftigen Zustände auf der Balkanhalbinsel sein zu müssen. Die Ver-

mittelung des Friedens denke ich mir nicht so, daß wir bei divergirenden Ansichten den Schiedsrichter spielen und sagen: ‚So soll es sein und dahinter steht die Macht des Deutschen Reiches‘, sondern ich denke sie mir bescheidener, ja (ohne Vergleich im Uebrigen stehe ich nicht an, Ihnen Etwas aus dem gemeinen Leben zu citiren), mehr als die eines ehrlichen Maklers, der das Geschäft wirklich zu Stande bringen will. Wir sind mit England in der glücklichen Lage, keinen Streit der Interessen zwischen uns zu haben, es seien denn Handelsrivalitäten oder vorübergehende Verstimmungen, die ja vorkommen, aber nichts, was ernsthaft zwei arbeitsame, friedliebende Nationen in Krieg bringen könnte; und ich schmeichle mir deshalb, daß wir zwischen England und Rußland unter Umständen eben so gut Vertrauensperson sein können, wie wir es zwischen Oesterreich und Rußland sind, wenn sie sich nicht von selbst einigen können. Wir haben stets vermieden, wenn Meinungverschiedenheiten zwischen Oesterreich und Rußland waren, eine Majorität von Zweien gegen Eins zu bilden, indem wir bestimmt für Einen Partei nahmen, auch wenn unsere Wünsche in der Beziehung etwa nach der einen Seite mehr als nach der anderen uns hingezogen hätten. Aus Gefälligkeit die eigenen staatlichen und nationalen Interessen hintanzustellen: Das ist ein Opfer, das keine Großmacht für die schönen Augen der anderen bringt. Ich bin nicht der Meinung, daß wir den napoleonischen Weg zu gehen haben, um, wenn nicht der Schiedsrichter, auch nur der Schulmeister in Europa sein zu wollen. Niemals werden wir die Verantwortung übernehmen, die sichere, seit Menschenaltern erprobte Freundschaft einer großer, mächtigen Nachbarnation dem Kitzel, eine Richterrolle in Europa zu spielen, aufzuopfern. Eine Freundschaft aufs Spiel setzen, um in Fragen, an denen wir Deutsche ein direktes Interesse nicht haben, einem anderen Freund gefällig zu sein, mit unserem eigenen Frieden den Frieden Anderer erkaufen, selbst (um mich eines Universitätausdruckes zu bedienen) als Substitut auf der Mensur für den Freund eintreten: Das kann ich wohl, wo ich nichts als meine Person in die Schanze schlage, aber nicht, wenn ich die Politik eines großen, mitten in Europa gelegenen Reiches zu berathen habe. Nur einen Krieg zum Schutz unserer Unabhängigkeit, unserer Einheit und für Interessen, die so klar sind, daß, wenn wir für sie eintreten, nicht nur das einstimmige nothwendige Votum

des Bundesrathes, sondern auch die volle Ueberzeugung, die volle Begeisterung der deutschen Nation uns trägt, — nur einen solchen Krieg bin ich bereit dem Kaiser anzurathen.“ Rumänien ist nur kurz unter den Staaten erwähnt worden, deren Schicksal dem Deutschen Reich das Opfer alter Freundschaft nicht lohne.

Keine Großmacht will für Rumänien sprechen; und der Hoffnung, Rußland umzustimmen, hat Karl entsagt. Er dankt dem Zaren für das Geschenk prächtiger Vasen und schreibt: „In dem Graus dieses blutigen Krieges sehe ich nur einen Lichtpunkt: die Gestalt Eurer Majestät, heiter und ruhig im Gewitter, heldenmuthig, ohne Klage und Murren, das vielen Anderen Unerträgliche tragend. Ich bin fest überzeugt, daß ohne die Gegenwart Eurer Majestät, die uns, Alle, ermuthigte und elektrisirte, die Dinge ganz anders geworden wären. Immer wird uns die Erinnerung köstlich sein, daß Eure Majestät geruht haben, als Gast unter unser niederes Dach einzukehren.“ Dennoch ruft Alexander im Winterpalast dem Fürsten Ghika zu: „Rumänien sollte der ungeheuren russischen Dienste und Blutopfer gedenken; mir scheint, daß es sie allzu leicht vergißt!“ Gortschakow wird noch gröber. Der Fürst von Rumänien ist der Ehre gewürdigt worden, russische Truppen zu führen. Auch seine eigene kleine Mannschaft hat sich als tüchtig bewährt. Erfolg hatte er, seit Todleben und Imeritinskij ihn beriethen. Dafür wird er unabhängig, erhält den Dobrudschatheil mit dem wichtigen Hafen Konstanza, muß aber die drei bessarabischen Bezirke zurückgeben. Will er nicht, dann nimmt sie Rußland und weigert dem Widerspenstigen jeden Ersatz. Kommt gar aus Bukarest Widerspruch gegen den Achten Artikel des Vertrages von San Stefano (russische Etapenstraße durch Rumänien), so wird das Fürstenthum besetzt und sein Heer entwaffnet. Hat Gortschakow geflunkert? Am achten April telegraphirt der Gossudar: „Mein Freundschaftgefühl für Sie und die Fürstin Elisabeth ist unwandelbar. Leider haben die Herren Ihrer Regirung eine Spannung bewirkt, die den wahren Interessen Rumäniens nur schaden kann.“ Dem Prinzen Alexander von Battenberg sagt er, Karls Sträuben sei ihm verständlich; nie aber durfte Rumänien zweifeln, daß Rußland die bessarabischen Bezirke, die ihm von 1812 bis 1856 gehörten, zurückfordern werde. Bismarck hat Herrn Bratianu empfangen, aber Fügsamkeit empfohlen, die viel, Geld

und Land, einbringen könne. Am dreizehnten Juni beginnt der Berliner Kongreß. Bratianu und Kogalniceanu werden nicht zugelassen, nur einmal angehört; und der Ministerpräsident berichtet: „Nur Fürst Bismarck hat uns vom Anfang an die Wahrheit gesagt; er wünschte russo-rumänische Verständigung, die ihm die Arbeit erleichtert hätte. Alle Anderen wollten, daß wir Schwierigkeiten machten und Rußland in unbequeme Lage brachten; dann konnten sie uns opfern und für sich Vortheil erlangen. Die Engländer wollten unser Schicksal verhüllen, bis ihre Wünsche erfüllt waren. Andrassy hat täglich gesagt, er denke nicht an Krieg für Bessarabien und uns würde der Widerstand gegen Kongreßbeschlüsse lächerlich machen. Waddington rieth, eben so praktisch wie er zu sein, also nach möglichst großer Entschädigung zu trachten. Der Italiener Corti war zunächst fast grob. Bismarck ist unumschränkter Herr der Situation. Beaconsfield sagt: In der Politik ist oft Undank der Lohn für nützlichen Dienst." Der Berliner Friede giebt dem Fürstenthum die Donaumündungen mit der Schlangeninsel und die Süd-Dobrudscha mit der Grenze Silistria-Mangalia, nimmt ihm Bessarabien und knüpft die Anerkennung seiner Unabhängigkeit an die Bedingung, daß Religion nicht mehr von Bürgerrecht, Gewerbe, Amt, Ehrenstellung ausschließen dürfe. Karl schreibt an den Vater: „Hier war man zuerst empört und die ruhigsten Leute erklärten, um diesen Preis lieber auf die Unabhängigkeit zu verzichten. Als der erste Zorn überwunden war, wurde man vernünftiger und sah ein, daß man sich nicht gegen ganz Europa auflehnen könne. Die Judenfrage kann nur durch eine Konstituante und nur so geregelt werden, daß der Jude sich künftig, wie jeder Fremde, um die Bürgerrechte bewerben muß. Die vom Kongreß uns zugesprochenen Bezirke haben eine große Zukunft und ich hoffe, sie rasch in Blüthe zu bringen. Unsere ganze Aufmerksamkeit muß jetzt auf die friedliche Entwickelung und Festigung unseres jungen unabhängigen Staates gerichtet sein, damit wir, wenn im Orient ein neues Unwetter losbricht, mit wirksamem Nachdruck handeln können." Fast ein Preuße.

Der Zorn wider Rußland verraucht. Depeschenwechsel am Tag von Griwitza: „Ewig werden unsere Herzen der feierlichen Stunde denken, in der unsere verbündeten Heere vor Plewnas gewaltigen Wällen ihr Blut verspritzten. Möge der Allmächtige

das theure Leben Eurer Majestät auch weiter behüten, wie ers in der höchsten Gefahr des Krieges vermocht hat!" „Der glänzende Sieg, der im vorigen Jahr den unruhvollen Tag krönte, mahnt uns, Gott zu danken und andächtig auf die glorreiche Epoche zurückzublicken, in der unsere tapferen Heere für die selbe heilige Sache ihr Blut vergossen. Ihnen persönlich und ihren Plewna-Helden sende ich die neue Kriegsmedaille. Ich küsse die Hände der Fürstin und empfehle mich ihrem Gedächtniß. Dankbar und gern nehme ich, für mich, für die Großfürsten und die Mannschaft, das uns verliehene Donau-Kreuz an. Gott segne unsere Länder zu friedlichem Gedeihen!" Am dreizehnten Oktober rücken die Russen in die bessarabischen Bezirke ein; am achtundzwanzigsten November übergeben ihre Civilbehörden die Dobrudscha den Rumänen. Die schaut auf das Schwarze Meer, öffnet den Weg in die mediterranische Welt und ist ärmer, auch dünner bevölkert, aber um dreitausendfünfhundert Quadratkilometer größer als das verlorene Stück Bessarabiens. Neuer Streit entbrennt um die Besetzung des Dorfes Arab-Tabia. Das, sagt Gortschakow, gehört zu der Festung Silistria, also zu Bulgarien; und der Zar wüthet, weil die Rumänen den Ort besetzt haben. Der bukarester Ministerrath beschließt die Räumung. Der Vater schreibt: „Trotz der Abtretung Bessarabiens scheint Rußland Euch nach wie vor feindlich zu sein und das übrige Europa, das Deutsche Reich einbegriffen, nimmt Dem gegenüber keine feste Stellung ein. Schon um den Mächten jeden Vorwand zur Nichtanerkennung zu nehmen, wäre wünschenswerth, daß Ihr Eure Judenfrage schleunigst zum Austrag brächtet und die politische Gleichstellung der Juden sans phrase vollzöget. Ob dann das augenfällige Mißwollen der deutschen Politik sich in das Gegenteil verwandeln werde, bleibt abzuwarten." Der Sohn antwortet: „Von außen drangsalirt uns Rußland in jeder Weise und findet dabei in Deutschland eine Stütze. Im Inneren schafft die Judenfrage die größten Schwierigkeiten; sie wird nicht so bald zu erledigen sein. Ueber Rußlands feindsälige Haltung wundere ich mich nicht; als Gegner ist mirs lieber als in der Rolle des Vormundes. Aber das unfreundliche Auftreten Deutschlands kränkt mich tief. Arab-Tabia (wegen dessen Rußland seinen Vertreter von hier abberufen hat) will Deutschland den Russen zurückgeben, wodurch Silistria zu einem strate-

gischen Punkt ersten Ranges gestempelt würde. Für Rumänien aber wäre der Besitz von ganz Silistria, des Schlüssels zur Dobrudscha, eine Nothwendigkeit; und ohne das Zerwürfniß mit Rußland hätten wir die Festung ja auch erhalten. In der Moldau fürchtet man Ausschreitungen wegen der Judenfrage. Zwei Stunden lang habe ich den Metropoliten von Jassy beschworen, Frieden und Eintracht zu predigen und sich toleranter als Alle zu zeigen. Als er mir entgegnete, die christliche Moldau dürfe nicht den Juden ausgeliefert werden, sagte ich ihm, wie gefährlich es sei, solchen Ideen Nahrung zu geben. Niemand kennt besser als ich die wirklichen Schwierigkeiten; ich habe sie auch den Vertretern des Auslandes geschildert. Herr von Alvensleben aber, der für ein paar Tage hierher gekommen war und die Minister kaum gesehen hatte, hinterbrachte dem Fürsten Bismarck, die ganze Judenfrage sei nur ein Kinderspiel, werde nur als Parteiwaffe benutzt und das Ausland müsse eine starke Pression üben. Wird die Arab-Tabia-Frage uns zu Gunst beantwortet, so muß man versuchen, Geschehenes zu vergessen und mit Rußland in gutem Einvernehmen zu leben; jetzt sind unsere Beziehungen kalt, aber höflich und korrekt. Wir haben wenig Hoffnung auf günstige Erledigung der Dobrudscha-Grenzfrage; denn Deutschland steht auf Rußlands Seite. Bismarck hält die Großmächte, die noch keine diplomatische Verbindung mit uns angeknüpft haben, davon ab. Auch eine andere schwierige Frage, von deren Beantwortung die Ernennung eines Deutschen Gesandten in Bukarest abhängen soll, tritt an uns heran: der Rückkauf unserer Eisenbahnen, über den schon seit einem Jahr verhandelt wird, der aber bisher an den drückenden Bedingungen der berliner Bankiers gescheitert ist. Judenfrage und Ankauf der Eisenbahnen sind zwei so große Probleme, daß sie sich kaum zu gleicher Zeit bewältigen lassen. In beiden Angelegenheiten macht sich der Einfluß Bleichröders geltend. Welche Haltung der Kanzler, wenn diese beiden Hindernisse beseitigt sind, dem kleinen Rumänien gegenüber einnehmen wird, werden wir sehen. Mags aber kommen, wie es will: die Sympathie mit Deutschland leidet darunter; und diese Thatsache geht mir zu Herzen."
Bismarck droht, die Judenfrage an eine Konferenz berliner Botschafter zu weisen; bis die Bedingungen des Berliner Vertrages

erfüllt sind, betrachte er Rumänien als einen abhängigen Staat, über dessen Zustand er mit der Suzerainmacht in Konstantinopel, nicht mit der bukarester Regirung, zu verhandeln habe.

Die Kammermehrheit sagt: Da es rumänische Juden nicht giebt noch je gab, sondern neben ausländischen nur Juden, die zwar im Land geboren sind, sich aber den Rumänen weder in Sitte noch in Sprache anpassen wollen, kann die Naturalisation nur den Einzelnen, durch Sondergesetz, gewährt werden. Das duldet Europa nicht. Bratianu bildet ein Ministerium, das die Hauptparteien vereint. Im Juni hört Sturdza in Kissingen aus Bismarcks Mund: „Ein kleines Land darf sich nicht von internationalem Recht ausschließen; sonst hängt es an einem Faden, an dem Jeder nach Belieben ziehen kann. Zwischen Bulgarien, das eine russische Provinz jenseits der Donau ist, und dem eigentlichen Rußland bildet Rumänien eine eiserne Barriere; es muß sich an Deutschland und an Frankreich halten, von denen es nichts zu fürchten, sogar Hilfe zu hoffen hat. Zunächst aber muß es, ohne Rückhalt und Hintergedanken, dem Berliner Vertrag genügen. Zu viel Zärtlichkeit für Frankreich verstimmt in Berlin; und Starke verstimmt ein Kluger nicht muthwillig. Die Juden- und die Eisenbahnfrage muß in Ordnung kommen. Strousberg hat die schlesischen Magnaten in Ihr Eisenbahngeschäft hineingezogen. Heute ist Alles drin: große Herren und Lakaien, Hofdamen und Droschkenkutscher haben Aktien. Der König mußte mit seiner Schatulle aushelfen. Jetzt hat Bleichröder die Sache in der Hand und wir müssen ihm beistehen. Unser und Ihr Interesse fordert, daß wir den Kelch leeren. Schaffen Sie die zwei Fragen aus der Welt: dann wird Rumänien unabhängig, kann zehn Millionen Einwohner, statt der fünf, für die seine Staatsschuld zu groß ist, haben, Freunde gewinnen, in den Orientfragen, da der Zerfall der Türkei unaufhaltsam ist, gewichtig mitreden und, bei weiser, vorsichtig fester Politik, seinen Wunsch nach Neutralisirung eines Tages vielleicht erfüllt sehen." Noch eine Trumpfkarte fällt. Karl Anton hat sich an den alten Kaiser gewandt. Der schreibt an Augusta: „Was Rumänien betrifft, so habe ich, wie Du weißt, von Haus aus den Kongreßbeschluß in der Judenfrage aufs Aeußerste gemißbilligt, freilich nur après coup, da ich die Geschäfte nicht führte." (Der Kronprinz

vertrat den von Nobiling verwundeten Vater.) „Seitdem habe ich mich natürlich für die strikte Ausführung der Kongreßbeschlüsse aussprechen müssen, jedoch bei jeder Gelegenheit verlangt, daß man in der Judenfrage nicht drängt, denn ich weiß aus Erfahrung, was die Juden in jenen Gegenden sind, angefangen mit Posen, Polen, Litauen, Wolhynien; und die rumänischen Juden sollen noch schlimmer sein! Du wirst Dich erinnern, daß ich immer die Partei der rumänischen Regirung nahm, wenn früher Exzesse zwischen Christen und Juden vorkamen, während England immer die andere Seite hielt, weil es in jedem Juden einen gebildeten Rothschild sieht. Auf meine Nachfrage ist mir nun ein neuster Erlaß nach Bukarest vorgelegt worden, der sagt, daß die Konferenzmächte sich begnügen würden, wenn nur die Aufhebung des hemmenden Artikels der rumänischen Verfassung als Prinzip anerkannt, die Ausführung aber einer späteren Zeit vorbehalten würde.“ Varnaw-Liteanu telegraphirt aus Berlin, die Stimmung sei freundlicher geworden und der Antisemitismus so erstarkt, daß die Stunde zur Schlichtung des Judenstreites genützt werden müsse. Am achtzehnten Oktober nimmt die Kammer einen Kompromißvorschlag an, der den strittigen Artikel Sieben der Verfassung dem Wortlaut des Berliner Vertrages anähnelt und doch das judenfeindliche Gefühl der Volksmehrheit schont. Der Senat stimmt zu. Bismarck mahnt, nun auch die Eisenbahnsache zu ordnen; sonst könne er in dem Zank über Arab-Tabia den Rumänen nicht helfen noch sich mit der Erledigung der Judenfrage zufrieden erklären. Finanzminister Sturdza hat mit Bleichröder ein Abkommen vereinbart, das die störrige Kammer umstößt. Der Bankier protestirt. „Ich brauche Eurer Königlichen Hoheit nicht erst die Versicherung zu geben, daß ich bei der Konvention auch nicht ein Titelchen persönliches Interesse habe und diese Zeilen mir nur vom Interesse an Rumänien und seinem Fürsten eingegeben werden.“ Kaiserin Augusta warnt. „Ganz konfidentiell, aber eilig: Es ist Gefahr im Verzug (Arab-Tabia und Anerkennung), wenn Karl das Votum der Zweiten Kammer nicht annullirt, durch welches der berliner Eisenbahnvertrag gebrochen wird. Der muß zur Ausführung gelangen!“ Kammer und Senat nehmen ihn an. Die berliner Bankiers sind einverstanden. Am zehnten Februar 1880 tritt das neue

Eisenbahngesetz in Kraft. Am zwanzigsten wird die Unabhängigkeit Rumäniens von Deutschland, England, Frankreich anerkannt.

Brief Karls an Bismarck: „Rumänien ist durch seine geographische Lage berufen, in der Entwickelung der Orientalischen Frage auch ferner eine wichtige Rolle zu spielen, und ist als Wächter der Mündungen der Donau, dieses größten deutschen Stromes, den deutschen Interessen nahgerückt. Ihnen in jeder Weise Rechnung zu tragen, ist nicht nur unser aufrichtiger Wunsch, sondern steht auch vollkommen in Einklang mit unserer wirthschaftlichen Entwickelung. Ich gebe mich der Hoffnung hin, daß mein Land in allen künftigen Konstellationen auf den wohlwollenden Schutz des Deutschen Reiches zählen kann.“ Zu Bratianu, der den Brief überbrachte, hat der Kanzler gesagt, Deutschland werde stets Rumäniens Freund sein und dem Fürsten in den Königsrang helfen. Kaiser Wilhelm schickt dem Fürsten den Schwarzen Adler. Areb-Tabia soll den Rumänen zufallen, Bulgarien die Obst- und Gemüsegärten bei Silistria erhalten. Erst nach zwei Monaten antwortet Bismarck. „Daß die Errungenschaften, die der Friede brachte, abgesehen von der Lösung der Beziehungen zur Pforte, den Leistungen und der Tapferkeit des Heeres nicht aequivalent waren, bedaure auch ich; aber bei der Massenhaftigkeit und dem Schwergewicht der Mächte, von welchen Rumänien umgeben ist, und bei der Schwierigkeit, zwischen ihnen einen modus vivendi zu sichern, der uns einstweilen Frieden gewährt, wußte auch ich keinen gangbareu Ausweg, auf welchem sich größere Vortheile für Rumänien hätten erreichen lassen. Die Schwierigkeit der historisch gegebenen Situation ist die, daß jenseits der Donau die nationalen Anknüpfungpunkte für eine Verstärkung Rumäniens fehlen und auf der anderen Seite die stammverwandten Bevölkerungen den beiden großen Nachbarreichen angehören, mit welchen in Frieden zu leben für die Konsolidirung der Zustände ein Bedürfniß ist und von welchen wenigstens eins zum sicheren Bundesgenossen zu haben immer das Ziel rumänischer Politik bleiben wird. In dieser geschichtlich gegebenen Situation war der Erwerb der Dobrudscha ein pis-aller, dessen günstige Seite, der Besitz der Seeküste, in der weiteren Entwickelung der Verhältnisse sich als steigender Werth herausstellen wird.“ Fünfzehnter Juni: die

Mächte künden in dem Donaugrenzstreit den Spruch, der dem Rumänenstaat fast fünf Quadratkilometer nimmt, ihm aber Arab-Tabia endgiltig giebt. Karl will den Makedo- und Pindus-Rumänen durch die Gründung von Schulen gegen den Hellenismus helfen und hofft, daß die Griechen von den Türken bald einmal tüchtig geschlagen werden. Fürst Urussow, Rußlands Gesandter, spricht im Namen des Zaren den Wunsch aus, den im Kampf gegen den Bedränger der Christenheit erprobten Bund der beiden Völker noch fester zu knüpfen. Karl ist geschmeidig: er kann mit dem Russen sich gegen die Türkei verständigen und dem Vertreter des Sultans andeuten, wie tief Griechenlands Anmaßung sein Fürstenherz kränkt. Am dreizehnten März 1881 wird die Ermordung Alexander des Zweiten gemeldet. Dreizehn Tage danach grüßt die Kammer den Fürsten als König Karol den Ersten. Der Vater schreibt: „Ein sigmaringer Kind ein König! Das ist noch nicht verzeichnet, weder in der Geschichte des fürstlich hohenzollernschen Hauses noch in der dieses bescheidenen schwäbischen Städtewesens! Sehr gespannt bin ich auf die Aufnahme der Notifikation bei den Höfen." Das Deutsche Reich, Rußland und Oesterreich-Ungarn senden sofort Zustimmung und Glückwunsch. Am zweiundzwanzigsten Mai setzt Karl sich die Krone aufs Haupt. „Sie ist geschmiedet aus dem Metall eines Geschützes, das mit dem Blut unserer Helden benetzt und von der Kirche geweiht ist; ich nehme sie an als ein Symbol der Unabhängigkeit und Stärke Rumäniens. Wie ein kostbares Kleinod wird sie Zeugniß ablegen von schweren und ruhmreichen Zeiten, die wir gemeinsam durchlebt, wird spätere Geschlechter an den Heldenmuth der Vorväter und an die Einheit von Fürst und Volk erinnern." Am Tag des Unabhängigkeitfestes krönt er sich mit dem stählernen Reif. „Kostbare Reichskleinodien taugen nur da, wo sie als Erbstücke aus vergangenen Jahrhunderten geschichtlichen Werth haben." Der Vater hat zugestimmt. „Der Gedanke einer Krone aus dem Metall eroberter Kanonen kommt aus der richtigen Erkenntniß, daß ihr Ursprung ein glorreicher Sieg ist, ein Sieg der Waffen und der nationalen Selbstbeherrschung, und ihre Unterlage eine historisch gegebene Demokratie." Unter Fahnen trugen Krieger die Krone ins Schloß.

Der Alternde hat sich, nur mit seinem Manneswort, in den Dreibund eingefädelt. Durch die Klugheit seines Gesandten Lahovary von Abd ul Hamid die Anerkennung der türkischen Walachen als eines Sonderstammes erlangt, die Möglichkeit eines von der Adria und dem Wardar begrenzten albano-walachischen Staates besonnen und im Ausblick auf solches Ziel den Abbruch des Diplomatenverkehres mit Hellas nicht gescheut. Neutralisirung Rumäniens? Den Wahn des Dreißigers hätte der Greis belächelt. Im Balkankrieg wollte er nicht mitfechten; empfing den Bukarester Frieden, die Grenze Silistria-Baltschik, den Ansehenszuwachs wie verspätetes Geschenk. Aus Petersburg kam der Marschallsstab, kam der Selbstherrscher aller Reussen; kam bald danach wieder ein Feldherr Nikolai Nikolajewitsch bis in die Karpathen. Dessen Rückzug hat Karl nicht mehr erlebt. So einfach, einfarbig, eintönig, wie man es jetzt darzustellen pflegt, war Rumäniens Verhältniß zu den Großmächten nicht; wider das Gerede Unkundiger zeugen die Akten, aus denen das Wichtigste hier angedeutet wurde. Urtheil zu sprechen, wäre närrisch; wie der Versuch, ein heftig wollendes Volk in die Wahl anderen Weges zu überreden. Eine Schaar, deren Väter 1848 sogar unter Habsburgs Banner gegen die verhaßten Magyaren zu fechten bereit waren, verabscheut jeden Ungar als den Erzfeind, preist Transsylvanien als die ehrwürdige Wiege der Dako-Walachen und heult jetzt: „Lassen wir die Nachbarn, Ungarn und Bulgarien, hinter Deutschlands Schild erstarken, dann ist die Befreiung unserer Brüder mindestens um ein Menschenalter vertagt; morgen aber werden sie frei, wenn wir mit Rußlands Feldzeichen marschiren. Die wenden sich heute gegen Bulgarien und die Türkei. Der Thron der Balkanvormacht wird leer; und wir können, ein seit Trajans Tagen ins Slawengewimmel verirrtes Lateinervolk, hier nur Hammer oder Ambos sein". Karls Neffe würde überrannt, wenn er sein Blut reden ließe. Gortschakows Unverschämtheit ist verschmerzt und Konstanza das hellste Juwel im Staatsgeschmeide. Regt sich Rumänien, dann glaubt es das Kriegsende nah. Vor fünf Jahren ergötzte der Franzose Pinon sich an dem Artikel einer budapester Zeitung, der aussprach, Aehrenthal habe in der Delegation zwar die „Korrektheit" der rumänischen Regierung gerühmt, in den Schulen dieses korrekt handelnden Staates

werde aber der schamloseste Irredentismus gelehrt. „In den Schulbüchern steht, Dako-Rumänien habe 298659 Quadratkilometer und fünfzehn Millionen Einwohner. Hinzugerechnet werden: Siebenbürgen, das Banat, die Krisinia, Bukowina, Marmaros, Szabolcs, Szatmar, Ugocsa, Bessarabien. Im vorigen Jahr wurde von den Lehrern ein Fragebogen in die Landgemeinden verschickt; darauf stand, zum Beispiel: ‚Was weißt Du von dem geknechteten Rumänien? Welches fremde Land hassest Du am Meisten?‘ Die korrekte Regirung hat sich gehütet, die Antworten nach Oesterreich-Ungarn gelangen zu lassen. Auf Karten, die sie an die Wände der Schulhäuser hängt, raubt Rumänien uns Ungarn 180000 Quadratkilometer und streckt sich bis in die Zone unserer Hauptstadt. Diese Karte ist in allen Schulen des Königreiches zu finden; jede andere ist verpönt. Unsere Regirung hatte sich eine verschafft und am Ballhausplatz vorgelegt; doch der Minister nannte sie in der Delegation ein Werk unbedachter Phantasie und schickte sie, unter Protest, nach Bukarest zurück. Spiru Haret, der damals in Rumänien Unterrichtminister war, berief eine Kommission zum Entwurf einer neuen Karte. Aber die alte blieb, länger als in Ungarn und in Rumänien die Minister. Vielleicht läßt Graf Aehrenthal sich mal in ein ernstes Gespräch mit der korrekten Regirung ein.“ Der kluge Herr Pinon rechnet schon ernstlich mit der rumänischen Irredenta. „Wenn Wien und Sofia sich gegen Serbien verbünden, kann Rumänien aus solchem Streit eben so reichen nationalen Gewinn heimsen wie aus turkobulgarischem Zwist. In einem Europäerkrieg könnte es den Oesterreichern gegen Rußland beistehen und, wenn ihm das Glück lächelt, Bessarabien erobern. Der Austro-Rumäne Aurel Popovici wollte die in Ungarn und Oesterreich lebenden Stammesgenossen in einen Staat, den dritten der Habsburgermonarchie, schaaren. An einen Bundesstaat, der von Rumäniens Ostgrenze bis nach Cattaro reichen sollte, hat ja auch Bismarck gedacht. Sicher ist uns nur, daß zwischen Wien und dem Bosporus Dauerbares noch nicht geworden ist; daß zwischen den künstlichen Staatsgrenzen und den natürlichen Völker- und Sprachengrenzen die Abstände zu weit sind und so nicht bleiben können.“ Regt sich Rumänien? Aus Deutschland hörte es einst die Mahnung, die Kraft des Feindes, nach dessen Besitz die Gier langt, vor dem Feldzug kühl zu wägen.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Paß & Garleb G. m. b. H. in Berlin.

Stahlwerk Becker Aktiengesellschaft,

Willich.

Wir laden hiermit die Herren Aktionäre unserer Gesellschaft zu der am 28. August d. J. nachmittags 4 Uhr, im Verwaltungsgebäude zu Willich stattfindenden

neunten ordentlichen Hauptversammlung

ein.

Tages-Ordnung:

1. Vorlage des Geschäftsberichts, der Bilanz und der Gewinn- und Verlustrechnung für das Geschäftsjahr 1915/16,
2. Beschlußfassung über Genehmigung der Bilanz und der Gewinn- und Verlustrechnung und über Verwendung des Reingewinns,
3. Entlastung des Aufsichtsrats,
4. Entlastung des Vorstandes,
5. Ermächtigung des Aufsichtsrats, gegebenenfalls eine hypothekarisch eingetragene Obligationen-Anleihe auszugeben,
6. Wahl zum Aufsichtsrat,
7. Wahl des Bilanz-Prüfungsausschusses.

Aktionäre, die an dieser Hauptversammlung teilzunehmen beabsichtigen, wollen ihre Aktien nebst zwei gleichlautenden Verzeichnissen derselben **spätestens bis zum 23. August d. J.** an einer der nachbezeichneten Stellen hinterlegen oder die anderweitige Hinterlegung durch eine amtliche Bescheinigung, aus welcher die Nummern der hinterlegten Aktien ersichtlich sind, dem Vorstand nachweisen.

Hinterlegungsstellen sind:

unsere Gesellschaftskasse in Willich
die Deutsche Bank, Berlin, und ihre Zweigstellen
die Berliner Handelsgesellschaft, Berlin
der Barmer Bankverein, Barmen, und seine Zweigstellen
die Essener Creditanstalt, Essen-Ruhr
das Bankhaus J. Frank & Co., Crefeld
die Deutsche Nationalbank Bremen, und ihre Zweigstellen
der Chemnitzer Bankverein, Chemnitz, und seine Zweigstellen.

Willich, den 3. August 1916.

Der Vorsitzende des Aufsichtsrats
Wilh. Becker.

Niederlausitzer Kohlenwerke.

Bilanz-Konto pro 31. März 1916.

Aktiva.	M.	pf
Kohlenfelder- u. Abbau-Gerechtsame	13 691 600	—
Grundbesitz	1 009 000	—
Bergbau- u. Abraum-Anlagen	5 288 100	—
Brikettfabrik-Anlagen	11 457 900	—
Ziegelei-Anlagen	328 200	—
Elektr. Kraft- u. Licht-Anlag.	1 621 100	—
Werkstätten-Anlagen	259 200	—
Eisenbahn-Anlagen	1 527 800	—
Wohn- u. Wirtsch.-Gebäude	2 780 061	—
Mobilien, Geschirre u. Autom.	39	—
Speditionsanl. Fürstenbg. a. O.	65 000	—
Abraum-Konto	1 365 273	67
Kasse	51 339	86
Wechsel	18 404	58
Außenstände	1 750 995	42
Warenbestände	1 329 548	16
Hypotheken	142 650	—
Vorausbez. Versich.-Prämien	18 484	39
Wertpapiere, Kautionen u. Beteiligungen	2 942 134	18
	45 646 830	88

Passiva.	M.	pf
Aktien-Kapital	16 000 000	—
$4\frac{1}{2}$%ige Partial-Obligationen		
der Anleihe vom Jahre 1906	5 520 000	—
der Anleihe vom Jahre 1912	4 000 000	—
der Gewerkschaft Alwine	191 300	—
5%ige Partial-Obligationen Glückaufschacht, Blumroda		
Anl. v. Jahre 1890	36 000	—
Anl. v. Jahre 1905	348 000	—
Reservefonds	7 068 548	45
Spezial-Reservefonds	290 000	—
Ausstеh. Oblig.-Zinsscheine	92 638	11
„ Dividendenscheine	4 320	—
„ ausgeloste Obligat.	18 000	—
Hypotheken	4 255 899	87
Talonsteuer-Reserve	95 070	—
Arbeiter-Unterstützungsfonds	28 435	06
Gläubiger	4 645 112	02
Gewinn	3 053 507	37
	45 646 830	88

Die auf 14% festgesetzte Dividende gelangt **sofort** in **Berlin** bei der **Deutschen Bank,** bei dem Bankhause **Jacquier & Securius,** An der Stechbahn 3/4, bei der **Gesellschaftskasse,** Dorotheenstr. 47, zur Auszahlung.

Berlin, 16. August 1916.

Der Vorstand.

Korporation der Kaufmannschaft von Berlin

Handels-Hochschule Berlin

Das amtliche Verzeichnis der Vorlesungen und Uebungen im Winter-Semester 1916/17 nebst Stundenübersicht ist erschienen und kann zum Preise von 30 Pfg. durch den Verlag von GEORG REIMER, BERLIN W. 10, oder vom Sekretariat der Handels-Hochschule (Berlin C. 2, Spandauer Straße 1) bezogen werden.

Erste Immatrikulation: Donnerstag, den 26. Oktober. Beginn der Vorlesungen und Uebungen: Montag, den 30. Oktober.

Der Rektor: Eltzbacher.

Steuerberatung

In all' Ihren Steuersachen vertritt und berät Sie fachmännisch das Steuerkontor G. m. b. H. Berlin SW. 11, Großbeerenstr. 95 Tel.: Amt Lützow 7365 Prospekt „D" frei.

Städtisches Friedrichs-Polytechnikum Cöthen Anh.

Das Vorlesungs-Programm für das Winter-Semester 1916/17 ist erschienen und wird auf Wunsch kostenlos zugesandt.

Beginn des Winter-Semesters am 19. Oktober 1916.

Abiturienten-Examen

Damen werden schnell und gründlich zum Abiturienten-Examen vorbereitet im

Darmstädter Pädagogium

Die Zukunft.

Berlin, den 2. September 1916.

Die neue Wendung.

Südwest.

Sonntag; der letzte im Erntemonat. Mittags hat die Sonne für ein Weilchen Sommer gespielt und aus der Stadt die Menschen ins sacht schon welkende Grün hinaus gelockt; doch schnell dann wieder, als wolle die Launische hinter einem Vorhang die Folgen ihrer Fopperei abwarten, sich in Wolken verkrochen. Deren Grau dunkelt sich in Pechschwarz, wird, über fröstelnden Wanderern, von Donner zerwirbelt, von Blitzen geschlitzt; und schüttet neue Ströme in die kaum getrocknete Erde. Ein Glück, daß der Haupttheil deutscher Ernte unter Dach ist und der Landmann von der Nässe noch nicht ernste Gefahr für die Winterkartoffel zu fürchten braucht. Der Spätnachmittag wird erträglich und spöttisch blinzelt das Himmelslicht auf die Tausende herab, die in Schankgärten, bei Trank, der noch den Namen Kaffee oder Bier trägt, das vom Alltag verstaubte Wesen und die vom Regen feuchte Schale lüften. Mit dem Abend kommt die Nachricht, Italien habe dem Deutschen Reich den Krieg erklärt. Die war in diesen Tagen zu erwarten. Italien will von uns nichts, war lange auf deutsche Kohlenlieferung, eines Tages vielleicht auf deutsche Friedensvermittelung angewiesen; hat aber auf beiden Fronten oft unter der Mitwirkung deutscher Truppen, Helfer, Kriegsmittel gelitten. Da es nach dem breiten Russeneinbruch in Galizien und die Bukowina, nach seinem Sieg am Isonzo und dem Einzug in Görz von austro-ungarischem Angriff gefährlichen Umfanges bis ins

nächste Frühjahr sich nicht mehr bedroht glaubt und mit England einen Kohlen- und Frachtvertrag geschlossen hat, kann es Mannschaften nach Saloniki, Marseille, Toulon senden und, endlich, auf der Balkanhalbinsel und in Frankreich zur Ausführung des Programmes mithelfen, das Herr Briand in den klingenden Satz geformt hat: „L'unité d'action sur l'unité de front.“ Diesem Entschluß, den die Truppenlandung in Saloniki in der vorletzten Augustwoche entschleiert hatte, mußte, wenn die vom Baron Sonnino behauptete saubere Redlichkeit italischer Politik nicht zu Kinderspott werden sollte, der staatsrechtliche Akt folgen, der einen zweideutigen Zustand klärt. Daß eine Viertelmillion neuer Mannschaft, deren Sicherung durch große Mengen schweren Geschützes noch nicht verbürgt ist, auf unserem Westfelde den Feinden den Sieg bereiten könne, scheinen die Verantwortlichen nicht anzunehmen. Die Kriegserklärung Italiens dichtet die Reihen der Heere, denen die Generale Joffre und Sarrail befehlen, und zeigt, daß die Römer, trotz dem argen Blutverlust ihrer Feldcorps, noch immer in festem Glauben an deutsche Niederlage wohnen. Sie ist kein schreckender Donnerschlag, kein Blitz aus unbewölktem Himmel: und hallt dennoch mit Elementargewalt in die Seele. Wer hätte vor drei Jahren gedacht, daß die Zollern, wie bis auf die Staufer und Habsburger die Kaiser des alten Reiches, gegen Rom das Schwert ziehen würden? Der Blick unseres Geistes fragt den Dichter des deutschen Tasso und den Stifter des Bundes von 1866, fragt Winckelmann, Mommsen, Hillebrand, Schloezer, den Schwarm unserer Danteforscher und den Katerkopf Crispis, ob dieses Schicksal werden mußte. Jetzt erst dünkt uns das Band völlig zerrissen, das zwei Länder, Willen und Vorstellung zweier zu Wesensergänzung geschaffenen Völker so lange glückhaft umknüpft hat, und das Thor des Orangenhaines verriegelt. Jetzt erst ist zwischen dem Deutschen Reich und Rom wieder Krieg.

Der war, im entsetzenden Sinn des Wortes, seit sieben Jahrhunderten nicht. Wie unerflehte Vision hebt sich das Bild des Oktobertages ins Gedächtniß, da auf dem Karmeliterplatz in Neapel, vor dem froh leuchtenden Auge Karls von Anjou, das junge Haupt Konradins unter Freiknechtsbeil auf das Schafot fiel. Der Sechzehnjährige, der Sohn des Deutschen Königs Konrad aus der Ehe mit der Bayerin Elisabeth, war dem Ruf sizilischer Ghibellinen

auf den steilen und schmalen Pfad der Ahnen gefolgt; mit den Neuntausend, die ihm die unbedachte Verschleuderung ererbter Habe, sogar der Stammburg geworben hatte, keck über die Alpen gezogen und zwar vom Papst mit dem Bannfluch, von Roms Volk aber mit Hätschelgrüßen empfangen worden. Noch einmal, hofft der Jüngling, wird Staufens Glorie sich über die Lande germanischen und lateinischen Geistes wölben, der Kaisergedanke in neue Kraft aufblühen und die Schmach enden, die den Folgern Petri die Willkürmacht gab, in Deutschland Herrscher, nach dem Wort des Meisters Sigeher, ein- und abzusetzen, nach seinem Belieben wie einen Ball hin und her zu werfen. Einen Lenz überlebt die Hoffnung. Doch Rom, das Nest der dem Sizilierkönig Karl, dem Bruder Ludwigs des Neunten von Frankreich, feindlichen Partei, ist nicht Italien und ein Seesieg der Ghibellinen schwächt die Franzosen nicht in Ohnmacht. Bei Skurrola wird Konradin von dem erfahrenen Feldherrn Erard de Valery überlistet, geschlagen, mit seinem Freund Friedrich von Baden in Flüchtlingsversteck gefangen und vor ein Gericht gestellt, das nicht zaudert, den letzten Stauferkopf vom Rumpf zu trennen. Ein Stamm lockert sich; sinkt. Konradins Vater war in Apulien gestorben, der schöne Sardinerkönig Heinz (Enzio), der neben der Ehe gezeugte Sohn und Liebling Kaiser Friedrichs des Zweiten, in einer Falle der Bologner gefangen, Manfred, ein anderer Bastard Friedrichs, nach kurzer, musisch prangender Herrschaft in Palermo, von dem wilden Anjou, dem Degen des Papstes, auf dem Rosengefild bei Benevent besiegt und erschlagen worden. Kein Staufer reckt sich noch in die Krone. Das niederrheinische Land, von je her (und in gewandeltem Sinn bis in unsere Tage) zur Kürung von Gegenkönigen gestimmt, hat dem jungen, ernsten und tüchtigen Grafen Wilhelm von Holland das Reichsschwert gegürtet, um das, da es seiner Hand früh entsunken ist, der zehnte Alfonso von Kastilien und der Engländer Richard von Cornwallis streiten. Dessen Bruder, Englands dritter Heinrich, hat den reicheren Goldhort, kann nach Rom, nach Bayern, Braunschweig, Köln, Mainz große Summen spenden und dadurch erwirken, daß sein Richard aus der aachener Pfalz die Krone des Deutschen Königs empfängt. Ueber die Alpen zu ziehen, war dem Weichling zu unbequem; Kaiser hieß der Spanier, der nie ins Reich kam, König der Brite, der den höchsten Titel nicht be-

schwerlicher Reise werth fand. In zwei Gestalten verkörpert sich die dem Inbegriff des Zeitgedankens entsprossene Nothwendigkeit der Trennung deutscher von italischer Politik. Das Gestirn der Universalmacht, das allzu lange vor dem Blick aller in Deutschland Herrschenden flimmerte, verblaßt; die plump imperiale Sucht, fremden Völkern ein Joch aufzuzwingen, das sie knirschend tragen und in jeder Noth des Zwingherrn abzuschütteln trachten, weicht dem Wunsch, in der Heimath ein festes Haus zu bauen. Das Papstthum war, wie einst durch den ersten Kreuzzug, durch eine gewaltige Aufbrunst des Christenwillens aus der Fährniß gerettet worden, in die der stete Zank mit den Kaisern es verstrickt hatte. Seit Temudschin, der Dschengis-Khan (Allmächtige), sein Mongolengewimmel aus China nach Europa geworfen, Moskau und Kiew besetzt, die Magyaren zermalmt, Krakau verbrannt, bei Liegnitz, also nicht sehr weitab von dem Wendendörfchen Berlin, die Schlesier geschlagen hat, bebt der Erdwesten vor möglicher Einnistung asiatischer Horden und rüstet sich mit dem Harnisch neuer Frommheit. Trotz Friedrichs ungestümer Wehr gewinnt das Papstthum wieder Ansehen. Wenn es auf weltlichen Dünkel und rauhen Eingriff in das Reichsgeschäft verzichtet, ist ihm die Leitung der Geister noch lange gewiß. Und der Verzicht wird ihm durch die Gewißheit erleichtert, daß des Reiches Haupt vom Süden, von dem Traum der Weltkaiserei, sein Antlitz dem gefährdeten, in Elend hinsiechenden Osten zuwenden muß. Graf Rudolf von Habsburg wird zum Kaiser erwählt. Ein schlichter Ritter.

Als seinen Urenkeln die Herrschaft über die kräftigsten Reichsglieder zu entgleiten beginnt, wird die Frage streitig, ob das vom Bundestag vertretene Deutschland gegen Italien Krieg führen solle. Wieder ist eine Ostkrisis Europas, der Krimkrieg, vorhergegangen; wieder kommt der Vorstoß aus Frankreich. Das will Savoyen und Nizza haben und dem König Victor Emanuel zu seinem Sardinien noch Lombardo-Venetien, Parma, Modena (und den Prinzen Jerome als Eidam) gönnen. In Plombières hats Napoleon der Dritte mit dem Minister Grafen Cavour vereinbart; auch, daß nach Oesterreichs Vertreibung aus Italien ein Staatenbund unter dem Ehrenvorsitz des Papstes die gemeinsamen Angelegenheiten leiten solle. Sardinien hat eine Verfassung, die längst in den unter österreichischem Absolutismus

lebenden Lombarden und Venetern bitteren Neid genährt hat und den Wienern drum unerträglich scheint. Wie Metternich einst gegen die „Verruchtheit“ des deutschen Einheitsehnens, später Fürst Schwarzenberg gegen die preußische Verfassung wetterte, so, mit der selben unklugen Schroffheit, wenden die Knirpse sich jetzt gegen das Italerstreben nach Staatseinheit und verbrieften Volksrechten: und schüren dadurch den Zorn über die Fremdherrschaft. Günstigere Massenstimmung konnte Louis Napoleon sich nicht wünschen. Am ersten Januar 1859 sagt er zu dem Oesterreichischen Gesandten, der ihm zum neuen Jahr den Glückwunsch Franz Josephs bringt: „Versichern Sie Ihren Kaiser meiner unverminderten Hochschätzung; daß unsere Regirungen nicht mehr so gut mit einander stehen wie früher, kann ich nur bedauern.“ Schrill, wie Sturmgeläut, klingt das Wort; scheucht Europa auf und stürzt die Börsenkurse in gestern unahnbare Tiefe. Hastig stärkt Oesterreich seine Wehrmacht in der Lombardei. Frankreich bleibt still. Sardinien ruft, seine Grenzen zu schützen, aus allen italischen Provinzen Freiwillige herbei und weist sie unter den Befehl des großen Rebellen Garibaldi. Wird Deutschland für Oesterreichs Sache fechten? Das fordert der vom wiener Preßbureau angefeuerte Süden; der Norden ist kühl. Zwei Jahre zuvor hat Napoleon zu dem Herrn von Bismarck gesagt, er strebe nicht nach der Rheingrenze, deren Besitz Frankreich in rauhe oder sanfte Annexion Belgiens, Hollands, Luxemburgs verleiten und dadurch eine feinfälige Koalition aller Großmächte bewirken müßte, sondern wolle in Italien Ordnung schaffen und hoffe für die Zeit dieser Auseinandersetzung mit Oesterreich auf die Neutralität Preußens, das dann ja Hannover, Schleswig und Holstein erwerben und sich dadurch die Möglichkeit sichern könne, eine Seemacht zu werden, die, im Bund mit Frankreich, die „Freiheit der Meere“ (das napoleonische Schlagwort aus dem Jahr 1857 scheint heute Manchem neu) gegen Englands Willkür zu schirmen vermöge. Nun schlug die Stunde zur Ausführung des Planes, den der Preuße nur als Privatmann, nicht als Diplomat, kennen gelernt haben wollte. König Friedrich Wilhelm ist krank; Prinz Wilhelm, sein Bruder, Regent. „Ich glaube nicht, daß er schon 1859 geneigt gewesen sein würde, in plötzlicher Entschließung den Abstand zu überschreiten, der seine damalige Politik von der-

jenigen trennte, welche später zur Herstellung des Deutschen Reiches geführt hat. Die Situation wurde nicht unter dem Gesichtspunkt einer vorwärts strebenden preußischen Politik betrachtet, sondern in dem gewohnheitmäßigen Bestreben, sich den Beifall der deutschen Fürsten, des Kaisers von Oesterreich und zugleich der deutschen Presse zu erwerben, in dem unklaren Bemühen um einen idealen Tugendpreis für Hingebung an Deutschland, ohne irgendeine klare Ansicht über die Gestalt des Zieles, die Richtung, in der, und die Mittel, durch die es zu suchen wäre. Unter dem Einfluß seiner Gemahlin und der Wochenblattspartei war der Regent 1859 nah daran, sich an dem italienischen Krieg zu betheiligen. Wäre Das geschehen, so wurde der Krieg von einem österreichisch-französischen in der Hauptsache zu einem preußisch-französischen am Rhein. Rußland, in dem damals noch sehr lebendigen Haß gegen Oesterreich, würde mindestens gegen uns demonstrirt und Oesterreich, sobald wir in Krieg mit Frankreich verwickelt waren, würde, am längeren Ende des politischen Hebels stehend, erwogen haben, wie weit wir siegen durften. Mein Gedanke war, immerhin zu rüsten, aber zugleich Oesterreich ein Ultimatum zu stellen, entweder unsere Bedingungen in der deutschen Frage anzunehmen oder unseren Angriff zu gewärtigen. Aber die Fiktion einer fortdauernden und aufopfernden Hingebung für ‚Deutschland‘, nur in Worten, nie in Thaten, der Einfluß der Prinzessin und ihres den österreichischen Interessen ergebenen Ministers Von Schleinitz, dazu die damals gang und gäbe Phraseologie der Parlamente, der Vereine und der Presse erschwerten es dem Regenten, die Lage nach seinem eigenen klaren und hausbackenen Verstand zu prüfen, während sich in seiner politischen und persönlichen Umgebung Niemand befand, der ihm die Nichtigkeit des ganzen Phrasenschwindels klar gemacht und ihm gegenüber die Sache des gesunden deutschen Interesses vertreten hätte.“ (Bismarck.) Dennoch bleibt, trotz der Revolution in Parma, die Wilhelms Sinn für gesetzliche Ordnung wie Frevel empfindet, Preußen, bleibt Deutschland dem Krieg fern: und wird von Oesterreich deshalb der Verletzung einer beschworenen Bundespflicht beschuldigt. Wir mußten, so schallts aus der Hofburg, die Lombardei aufgeben, weil der nächste Bundesgenosse uns treulos im Stich ließ. Schon heißt es, dem Frieden von Villa-

franca werde rasch ein franko-österreichischer Krieg gegen Preußen folgen. Qualm, der Brand oder Glimmen verräth. Sieben Jahre danach wird Habsburg zugleich aus Deutschland und aus Italien gedrängt. Die Sache des gesunden deutschen Interesses hat in Berlin gesiegt. Und dem Entenjäger wird Italien zur Bülte.

Nach einem Blick auf Oesterreichs Gebirgsrüstung gegen Italien hätte Bismarck die Unhaltbarkeit des Bandes erkannt, in das er die Feinde von 1859 und 66 überredet hatte. Statt Moral zu predigen und Strafe anzudrohen, hätte er gesagt: „Wer sich für den Streitfall so ungeheuren Vortheil sichert, treibt den dadurch gefährdeten Partner in die Sehnsucht nach neuer Genossenschaft." Italien kennt die (jetzt, auf den Tag, sechzig Jahre alte) Denkschrift, in der Feldmarschall Graf Radetzky ausspricht: „Der Besitz von Istrien und Dalmatien muß Oesterreich wünschenswerth machen, daß es in den Besitz von Bosnien und von Belgrad gelange, um von da sich an den Balkan mit dem rechten Flügel anschließen zu können. In dieser Stellung ist der österreichische rechte Flügel Herr von den Fürstenthümern (Moldau und Walachei, der zum Königreich Rumänien vereinten), um wenigstens drohend zu bleiben, so wie vom ganzen Orient." Ungern nimmt Rom, das Istrien und Dalmatien zu den auf Erlösung harrenden Italerprovinzen zählt, schon die Annexion Bosniens hin; und zeiht Oesterreich, als es den Arm nach Belgrad reckt, der Gleichgewichtsstörung und des Vertragsbruches. Den könnte es ohne Helfer nicht rächen. Da nun aber drei große, drei kleine Europäermächte wider Deutschland und Oesterreich-Ungarn ins Feld gerückt sind, hofft es, mit einem Sprung an das Ziel seiner Wünsche zu gelangen. Radetzky rechnete mit dem kleinen Piemont, nicht mit dem in Einheit erwachsenen Reich, das alle italisch fühlenden und sprechenden Menschen umfassen, die Adria, beide Ufer, beherrschen, zur Gestaltung des Orientschicksals mitwirken will. Der italo-österreichische Krieg war Nothwendigkeit (wenn Krieg je eine ist). Der dem Deutschen Reich erklärte nur Folge. Doch wozu hilft solche Unterscheidung? Klirrend fiel ein Ring, den unser Herz, nicht das Auge nur, geliebt hat. Wird der heute alternde Deutsche die Kirchen des Heiligen Petrus und des Heiligen Markus, Fiesole und den Lido, Ravenna und Siena, Michelagniolos Arbeitzelle und die Gruft von Pompeji noch einmal betreten? Straff

weist der Wille unerflehte Vision aus seinem Bereich. Belgien, England, Frankreich, Japan, Montenegro, Portugal, Rußland, Serbien, Italien. Der neunte Feind wider uns in Waffen.

Südost.

Soll die Kriegserklärung Italiens das einzige Ereigniß dieses unholden Sonntags bleiben? Daß sich ihr die Rumäniens einhaken werde, schien mir immer gewiß. Und vor sechs Tagen hatte ich Rumäniens Verhältniß zu Rußland nachzuzeichnen begonnen, weil der letzte Zweifel an dem Entschluß der bukarester Regirung geschwunden war. Schickt Italien Truppen an den Wardar, dann muß es uns Fehde ansagen. Das thut es nur, wenn es die Dreibundesgenossen auf neuer Front, an der Unteren Donau, bedroht weiß. Meintet Ihr, die bulgarische Offensive müsse Rumänien von Eingriff abschrecken und zur Wahrung der Neutralität stimmen? Sie ließ ihm nur noch die Wahl zwischen endgiltigem Verzicht auf den Kampf und raschem Vorstoß. Den hätte jeder beträchtliche Erfolg der Bulgaren, die der Rumäne fast so grimmig wie den Magyaren haßt, ungemein erschwert. Jetzt oder nie: selbst Herr Bratianu, der so gern noch gewartet hätte, mußte sichs sagen. Die zweite Montagsstunde bestätigt die Rechnung. Klingling! Rumäniens Kriegserklärung ist in Wien angelangt; unsere wird vor der Nacht in Bukarest sein. Der zehnte Feind. Dieser stand unserem Empfinden niemals nah. Dennoch heben sich wieder allerlei Gesichte aus dem Dunkel. Weisen sie ins Licht?

Der Konferenz, die nach Katharinas erstem Türkenkrieg, vom November 1772 bis in den März 1773, in Bukarest tagte, war keine Frucht beschieden gewesen. Erst als Rumanzow im erneuten Krieg Warna besetzt und bei Schumla gesiegt hatte, als die Türkei erschöpft und Rußland durch Pugatschews Bauernaufruhr an der Wolga verschüchtert war, wurde der Friedensschluß (im Dorf Kütschük Kainardsche) möglich. Der erste Erfolg zarischer Diplomatie in Südosteuropa. Fünf Jahre danach läßt Katharina ihren zweiten Enkel auf den Namen Konstantins, des Oströmerkaisers und Basileus von Byzanz, taufen; und deutet mit diesem Symbolon auf Rußlands Pflicht, nach dem Erbe der Palaeologen zu trachten. Bald, spricht sie, wird der deutsche Habsburgerkaiser in Rom, der Zar in Konstantinopel residiren. Nach dem Tod Maria Theresias

mahnt Kaiser Joseph der Zweite den Gesandten Grafen Ludwig Cobenzl, in Petersburg den Grundsatz dick zu unterstreichen: „Vereint können wir Alles, ohne Oesterreich aber kann Rußland, ohne Rußland kann Oesterreich nur schwer etwas Wesentliches und Nutzbares ausrichten.“ Im Mai 1781 ist das austro-russische Bündniß fertig; und gewährt Katharinen (die sich schon, auf Medaillen, als Schützerin aller Gläubigen darstellen und im Kadettencorps eine Abtheilung für Griechen einrichten läßt) jeden erdenklichen Vortheil. Im September 1782 bietet sie Joseph dem Zweiten, der sie als seine Freundin, Verbündete, Heldin anschmachtet, einen neuen Vertrag an. Erster Theil: Verbürgung beider Besitzstände. Zweiter: Moldau, Walachei und Bessarabien werden, damit Rußland und Oesterreich nicht durch Nachbarschaft in Reibungsgefahr kommen, in ein unabhängiges Königreich Dazien vereint; Rußland erhält das Gebiet zwischen Dnjestr und Bug nebst zwei Inseln im Archipelagus, Oesterreich, was es von Bosnien, Serbien und dem Banat Krajowa begehrt; wird, in einem neuen Türkenkrieg, der Islam nach Kleinasien zurückgejagt, dann ersteht, endlich, wieder das alte Reich der Griechenkaiser, deren Krone Großfürst Konstantin erbt; doch darf dieses Reich niemals mit Rußland vereint, nie von ihm abhängig werden. Joseph ist einverstanden; für Oesterreich fordert er die Kleine Walachei bis zur Aluta, beide Donauufer von Nikopolis bis hinter Belgrad und alles westlich von der Linie Belgrad-Kap Rodoni liegende Land sammt Istrien und Dalmatien; Freiheit von allen Schiffahrtabgaben an Dazien und Konstantins Reich. Der Plan scheitert an der venetischen Küste. Nach Katharinens Willen darf weder Venedig Festland (Istrien) noch das künftige Griechenreich den Archipel verlieren. Dann, pfaucht Joseph, ist der Theilungvorschlag Harlekinswerk; und wenn Kaunitz ihn nicht in kühle Vernunft zurückzupfte, schriebe er der Heldin und Freundin, sie solle sich nicht einbilden, aus ihm „une dupe“ machen zu können. Er verschluckts; und sie nützt den Bündnißvertrag, um sich aus der Hohen Pforte einen günstigen Handelsvertrag und danach die Krim zu holen. In die Hofburg spendet sie herzlichsten Dank. Und Joseph schanzt sich in den Glauben, seine Klugheit sei der Fährniß, von der stettiner Russin geprellt zu werden, just noch ausgewichen. Was aber hat er nun? Außer dem ihm von dem toskanischen Bruder zugeschriebenen Ruhm des selbstlosen Friedens-

stifters und Wahrers osmanischer Macht: nichts. Dem Fürsten Kaunitz, der vor entschlußloser Verzauderung der Stundengunst warnt, ruft er zu, „ein elendes Stück Bosniens oder Serbiens“ dürfe nicht in das Wagniß eines Kampfes treiben, der großen Verlust bringen könne. Fritz von Preußen schreckt ihn; wie seinen Neffen Franz später Bonaparte. Im Frühjahr 1787 ist Joseph mit Katharina in der Krim. Die fordert der Sultan im August herrisch zurück. Neuer Krieg; in den die Bündnißpflicht nun auch Oesterreich zwingt (obwohl Joseph, wit Ségur in seinen Memoiren bezeugt, schon erkannt hat, daß die Nachbarschaft des Turbans den Habsburgern nicht so gefährlich ist wie die der breiten Mütze). Der schöne Patiomkin hat seiner unersättlichen Käthe, die ihm persönlichste Dienstleistung mit der Krone von Dazien lohnen wollte, nicht nur in Reichthum strotzende Dörfer und Prunkpaläste, sondern auch eine starke Land- und Seemacht vorgegaukelt; Mannschaft aus anderen Garnisonen in neuer Uniform vorgeführt und Listen gezeigt, die vor Rußlands Batterien und Kriegsschiffen Angst machen mußten. Auf dem Papier; als die neuen Regimenter marschiren, die Geschütze Feuer geben, die Schiffe auslaufen sollten, wurde die Täuschung offenbar. Patiomkin, der gepriesene Taurier und Präsident des Kriegsrathes, will die Krim opfern und demüthigenden Frieden schließen. Da strafft Katharina die Muskeln ihres heldischen Willens; und wendet, noch einmal, das Aergste ab. Ihr Wink besät alle Osmanenprovinzen mit Feuerflocken; während sie Rumanzow an die Donau, Patiomkin an den Dnjestr vorschickt, läßt sie Griechen und Slawen, Albaner und Walachen, Tschernagorzen und Egypter den Pascha von Skutari sogar wider den türkischen Zwingherrn aufstacheln (und vergißt nicht, ihren Sendlingen zwischen der Adria und dem Schwarzen Meer auch gegen den lieben wiener Freund heimliche Wühlarbeit aufzutragen). Im Dezember 1788 fällt Otschakow (im Kreis Odessa). Bald danach stirbt Abd ul Hamid und der dritte Selim wird Sultan und Khalif. Den Verbündeten lächelt Fortuna nun hold. Akkerman und Bender öffnen den Truppen Patiomkins die Thore. Suworow und Josias von Koburg schlagen gemeinsam die Türken. Feldmarschall Gideon Laudon erobert Gradiska, Belgrad, Semendria. Am vierzehnten Juli 1790 stirbt er, als Generalissimus, in Neutitschein. Sein Kaiser ist ihm vorangegangen. Seit dem zwanzigsten Februarabend ist der zweite Leopold

Oesterreichs Haupt. Dieses Hauptes Auge blickt, trotz allen Siegen, nicht heiter in den Lenz. Neuer Aufstand in dem habsburgischen Niederland. Britania droht den Aliirten, denen sie die Absicht auf überrumpelnde Theilung der Türkenbeute zutraut. Preußen hat sich mit den Polen verständigt, die ihm, wenns ihnen Galizien verschafft hat, die Städte Danzig und Thorn und die Palatinate Posen und Kalisch abtreten sollen; und ist fast auch schon mit den Türken einig. Leopold fühlt, daß er schnell Frieden schließen muß. Friedrich Wilhelm der Zweite von Preußen thut, was Fritz niemals gethan hätte: hilft den Oesterreichern aus enger Klemme. Die Vorarbeit zum reichenbacher Vertrag sichert ihre Nordwestgrenze und öffnet den Weg in erträglichen Frieden mit der Türkei, den England und Preußen, wenn er den status quo ante bellum nirgends ändere, rasch vermitteln wollen. In Sistowa wird er unterzeichnet. Katharina verwünscht den zaghaften Genossen und schwört, sich nie von Briten und Preußen ins Joch knechten zu lassen; weiß aber selbst noch nicht, wie sie ungezaust in ruhige Freiheit kommen solle. Als sie auf der schwedischen Seite in Ordnung ist und mit dem „Halbnarren“ Gustav Frieden geschlossen hat, schreibt sie an Patiomkin: „Eine Pfote haben wir nun aus dem Dreck gezogen; ist die andere heraus, dann singen wir Halleluja“. Sie verliert die Geduld nicht und meistert die Nerven. Die englische Volksstimmung, die gegen alles Gerede über den Werth der Krim noch taub ist und den anglo-russischen Handel nicht schmälern läßt, hindert Pitt an ernster Bedrohung Rußlands. Und Friedrich Wilhelms Preußen ist weder stark noch muthig genug, um allein den Kampf gegen das Genie im Weiberrock zu wagen. Nach langwieriger Verhandlung wird am neunten Januar 1792 in Jassy der russo-türkische Friedensvertrag unterschrieben. Moldau und Walachei fallen an die Türkei zurück; Rußland erlangt nur die Dnjestrgrenze. Auch die zweite Pfote ist aus dem Dreck; aber der Traum vom Griechenreich eines russischen Konstantin ist zerflattert und großer Aufwand bringt winzigen Ertrag. Beträchtlicheren immerhin als dem Balkanrivalen in Wien. Der hat von allen Vorrechten, die er als Nachbar und Patron der Türkei einst besaß, nicht eins wiedererworben. Und kann Rußlands Machtstellung in Südosteuropa nicht mehr schwächen; nur mit ihm noch „Wesentliches ausrichten“.

...Gestern wandten Aller Augen sich in die Tiefebene der Dim-

bowitza, wo in Mythentagen der Hirt Bukur seine Heerde weidete, wo Fanarioten einst, Häupter und Sprossen der Familien Ypsilanti und Maurokordato, als Hospodare hausten, zwei Jahre lang Habsburg gebot und seit 1867 katholische Hohenzollern herrschen. Als Alexander von Battenberg dem Ruf der Rumelioten (1885, nach dem Septemberputsch von Philippopel) gehorcht und seinem Fürstenthum die autonome Türkenprovinz Rumelien vereint hatte, fanden Serben und Griechen durch dieses vergrößerte Bulgarien das Gleichgewicht auf der Balkanhalbinsel gestört und Milan Obrenowitsch, König von Serbien, versuchte, durch einen Erobererkrieg seine unbequem gewordene Stellung im Land zu bessern. Er schickte seine Truppen gegen Widin, das sich aber, unter Usunows Kommando, wider alles Einbruchsstreben hielt, und gegen Sofia, vor dessen Gemarkung sie, bei Sliwnitza, geschlagen wurden. Fürst Alexander (schon, als Brecher des Berliner Vertrages, beim Zaren in Ungnade und allen russischen Würden entkleidet) weiß, daß er um keine Krone ficht; rückt den weichenden Serben nach; besetzt ihr Pirot; und wird nur von dem Grafen Khevenhüller, Oesterreichs Gesandten, am Vormarsch nach Belgrad gehindert. Der in fünfzehn Novembertagen ausgefochtene Krieg wurde durch den (von der Hohen Pforte vermittelten) Bukarester Frieden vom dritten März 1886 beendet. Serbien und Bulgarien blieben, was sie gewesen waren (das Konstantinopler Protokol vom fünften April machte den Fürsten Alexander, zunächst für fünf Jahre, zum Generalgouverneur von Ostrumelien), und erneuten nur das friedliche Nachbarverhältniß. Kleinkram. Im Frühling des Schicksalsjahres 1812 aber war Bukuresci, die Residenz der Walachenfürsten, der Schauplatz einer Staatsaktion (ihres letzten Aufzuges wenigstens) gewesen, deren Ergebniß lange nachgewirkt hat und aus der dem ernstlich rückwärts gewandten Sinn heute noch wichtige, morgen zinsbare Lehre quillt. Der schöne Battenberg? Intermezzo.

Seit dem vorletzten Tag des Jahres 1806 führt Rußland seinen dritten Krieg gegen die Türkei; und mit ihm ist der Sieg. Ueber dem Universum funkelt, aus schwarzem Gewölk, Napoleons Auge gen Ost. Wird der Russe ihn, wird er den Russen angreifen? Am zwanzigsten März 1811 hat Marie Luise, die Tochter des Kaisers Franz von Oesterreich, ihm den Knaben geboren, der lallend

schon König von Rom heißt. Vermuthet Zar Alexander, was Franz höre, werde bald auch ins Ohr Napoleons dringen? Graf Stackelberg, der ihn in Wien vertritt, muß ein Allerhöchstes Handschreiben in die Hofburg tragen. Ich, sagt Alexander darin, will den Krieg nicht; doch Bonaparte bereitet ihn vor und will ihn offenbar mit der Wiederherstellung des Königreiches Polen, dem Galizien einzugliedern wäre, beginnen. Von dem Gebietsverlust würde er Oesterreich dann wahrscheinlich an der Ostküste der Adria, mit dalmato-albanischem Land, entschädigen. Rußland braucht keine Grenzdehnung und hat längst erkannt, wie wichtig ihm die Stärkung österreichischer Macht ist. Sichert der Krieg mir Polen, dann gebe ich Dir, lieber Herr Bruder, die Moldau und die Walachei bis an den Sereth, gestatte Dir gern, durch die Annexion Serbiens Dein Reich abzurunden, und schütze Dich so lange, wie Du es willst, in den Donaufürstenthümern mit meinem Heer gegen türkische Belästigung. Ich habe auch nichts dagegen, daß Du, wenn wir siegen, die Italerprovinzen zurücknimmst, die einst österreichisch waren. Was Oesterreichs Herrschaftbezirk weitet, dient auch dem Russeninteresse. Rumanzow, der Staatskanzler, wiederholt in einer Depesche seines Kaisers Hauptsätze; sagt auch, wie Alexander, daß von Oesterreich nicht Waffenhilfe, die es nicht leisten könne, sondern nur wohlwollende Freundschaft gefordert werde. Schon aber ist mißtrauische Furcht vor Rußland der Kompaß aller wiener Politik. In dem schönen, von Maria Theresia für den Fürsten Wenzel Kaunitz gebauten Palast am Ballhausplatz herrscht Klemens Metternich, der Rußland ganz genau, bis ins Innerste, zu kennen wähnt und immer darauf bedacht ist, nicht „dupirt“ und aus dem Ruf der Allwissenheit geschoben zu werden. Neun Tage nach der Geburt des aiglon läßt er Großvater Franz dem Zaren antworten. Sehr herzlich; aber sehr türkisch. Die alte Freundschaft mit den Osmanen, deren Regirung sich dem Haus Habsburg immer als treu bewährt habe, hindere ihn, an Gebietszuwachs zu denken, der von der Hohen Pforte aus als Ertrag feindsäligen Handelns zu sehen wäre. Zar und Kanzler lesen auch einen Brief Metternichs, der, im höflichsten Ton, dem Russenreich die Schuld an der üblen Lage Europas aufbürdet, ihm raschen Friedensschluß mit der Türkei empfiehlt, die Wahrscheinlichkeit bonapartischen Sieges andeutet und betheuert, daß Oesterreich, jedem Ehrgeiz, jeder Län-

dergleich fern, auch jetzt, wie so oft schon, dem Gemeinwohl des Erdtheiles alle tragbaren Opfer bringen wolle. In beiden Briefen steht kein Wort über Oesterreichs Entschluß für den Fall franko-russischen Krieges. Der Gesandte, Graf Saint-Julien, sollte in Petersburg nur sagen, Kaiser Franz werde, was auch geschehe, die Unabhängigkeit seines Reiches zu wahren wissen; und, wenn Rußland (wie Stackelberg angedeutet hatte) Galizien besetze, darin den casus belli erblicken. Aus Wien kam an Saint-Julien, immer wieder, die Weisung: Nur keine Intimität noch gar Bundesgenossenschaft mit dem Zarenreich, das dem Abgrund entgegentaumelt; die Folge solchen Bündnisses wäre der Zusammenbruch unserer Monarchie. Deshalb weigert der wiener Hof auch den petersburger Ehestiftungwünschen barsch die Erfüllung. Großfürstin Anna (um die Napoleon geworben hatte) sollte sich dem Erzherzog-Thronfolger Karl Leopold (der als Kaiser dann Ferdinand hieß) und Amalie von Baden, die Schwester der Zariza, sich dem Erzherzog Karl vermählen. Beide Pläne scheitern; der Thronfolger, schreibt Metternich, ist körperlich so zurückgeblieben, daß seine Eltern noch nicht daran denken können, ihn zu verheirathen Januar 1812. Daß die Russen in den Donaufürstenthümern sitzen, ist ärgerlich. Aber Oesterreich kann sich nicht zu dem Entschluß aufraffen, gegen sie (die es doch schwach, kopflos, durch Polenaufstände gefährdet glaubt) vorzugehen und für die Türkei das Schwert zu ziehen. Passiv bleiben, abwarten, den russo-türkischen Frieden nach seinem Wunsch gestalten: da ist Metternichs Ziel. Der Franzosenkaiser hat ja versprochen, daß er unter allen Umständen das rechte Donauufer den Russen sperren und ihnen Serbien niemals gönnen werde. Wenn nun aber Canning, Englands Vertreter in Konstantinopel, richtig voraussah, als er an Hardenberg nach Wien schrieb, Napoleon werde, sobald sein Feldzug gegen Rußland begonnen habe, durch die Rückgabe der Moldau und Walachei die Türkei auf seine Seite ziehen? Dann erntet nur Frankreich langen Mühens Frucht, wird im Osten allzu stark und Oesterreich hat keine Hoffnung, seine „Großmuth“ (so nennt Metternich die marklose Schwachhheit der wiener Mächlerei) von der Pforte nach Gebühr belohnt zu sehen. Der Orientfriede muß geschlossen, der russotürkische Vertrag paraphirt sein, ehe an der Weichsel oder am Niemen zwischen Bonaparte und Alexander die Entscheidung fällt.

Seit dem Juni wird in Bukarest verhandelt. Sacht; nach der Schachermethode des Orientbazars, die immer ums Hundertfache mehr zu verlangen vortäuscht, als sie selbst erlangen zu können glaubt. Nur auf der Basis des Machtzustandes, der vor dem Krieg war, ist eine Verhandlung möglich: kreischt Hamid Effendi; und der Russe lacht dem Erzähler der Mär vom status quo ante bellum ins Gesicht. Die Türken werden etwas weicher, als Michael Kutusow sie bei Rustschuk mit mächtigem Streich aufs Haupt geschlagen hat. Der Herr des Ballhausplatzes ringt die Hände. Rußland kommt an die Donau, wird Oesterreichs Nachbar: und diese Gefahr sollte, um jeden Preis (nur, schon damals, nicht um den eines Krieges), doch vermieden werden. Der Russe fordert alles Gebiet bis an den Sereth, Grenzregulirung in Asien, Autonomie für Serbien. Der Türke will nur den Pruth (wo, hundert Jahre zuvor, der große Peter von den Osmanen umzingelt wurde) als Grenze gewähren. Dabei, läßt Metternich dem Reis Effendi zutuscheln, solle er stramm bleiben; der Zar werde bald in Bescheidenheit gezwungen werden. (Daß Alexander sich schon jetzt mit der Pruthgrenze begnügen würde, weiß der Oesterreicher seit dem September; sagts aber dem Sultan Mahmud und dessen Großwesir nicht.) Nach dem Zaren hat der Serbe Kara Georg den Wienern die Besetzung Serbiens angeboten; auch er vergebens. Am zehnten Februar rückt das Russenheer in Belgrad ein. Die Türken athmen auf; jetzt, denken sie, muß Oesterreich sich ja gegen Rußland wenden. Nein. Metternich hat nur grimmige Worte; niemals, spricht er zu Stackelberg, wird mein Kaiser dulden, daß Ihr Euch am rechten Donauufer einnistet. Der Russe hört artig zu; fühlt aber in seinen Nerven nichts, was ihn das Fürchten lehren müßte. Er kennt seinen Mann. Kennt ihn noch, als Klemens, nun Frankreichs Bundesgenosse, ihm Rußlands nahen Untergang weissagt und höhnend fragt, ob denn irgendein Zurechnungfähiger glaube, ein Kutusow könne je einen Bonaparte besiegen. Stackelberg saß geduldig in Graz und wartete; nach der moskauer Katastrophe, als die Große Armee in wirrer Flucht schon westwärts strömte, schrieb ihm Metternich dann: „Ich beginne, etwas klarer zu sehen." So weit sind wir noch nicht. Beim Abschluß des franko-austrischen Bündnisses ist in Bukarest der Friede nicht fertig. Metternich will den Türken beweisen, daß er der festeste Hort ihrer Hoffnung ist; überzeugt er

sie, dann helfen sie ihm zu dem Versuch, die Russen von der Donau wegzudrängen. Weil er nicht sicher ist, wie weit an der Dimbowitza die Dinge gediehen sind, erhält Stürmer, der Internuntius bei der Pforte, eine doppelte Instruktion: er soll, wenn der Friede noch nicht geschlossen ist, anzeigen, Oesterreich habe sich den Franzosen verbündet, der Vertrag mache beide Reiche zu Bürgen der Integrität türkischen Gebietes und Oesterreich werde mit Frankreich gegen Rußland kämpfen; den letzten Theil der Anzeige aber fortlassen, wenn der Friedenspakt in Bukarest schon unterzeichnet sei. Ein allerliebstes Gericht aus der wiener Küche. Doch der Türke riecht den Braten, der ihm nicht munden könnte. Siegt Rußland, meint er, dann wird Polen wieder Königreich, Kaiser Franz verliert Galizien und muß davon entschädigt werden. Auf Kosten der Türkei, versteht sich. (Die Rechnung war nicht falsch: den Oesterreichern war ja, unter bestimmten Umständen, die Erwerbung der Moldau und Walachei zugesichert worden.) So sieht Stürmer, in der ersten Aprilwoche, am Goldenen Horn die Stimmung. Gemeinschaft des türkischen mit dem österreichischen Herr, damit in Bonapartes Sperrkette, die von der Ostsee bis ans Schwarze Meer reichen soll, sich das östliche Schlußstück einfüge? Der Gedanke funkelt den Diplomaten der Pforte nicht. Sie wollen nicht einmal einen wiener Stabsoffizier in ihrem Hauptquartier haben; sonst heischt am Ende auch aus Paris einer Zulaß: und Sir Stratford Canning läßt keinen Zweifel darüber, daß England den ersten Schritt in turko-französische Waffengenossenschaft strafen würde. Schon ist Oesterreich, seit dem fünften März nun auch Preußen den Franzosen verbündet. Soll dem Korsen noch gelingen, die Türkei seiner Sache zu verpflichten? Sie mit dem Versprechen der Krim, die Katharina ihnen nahm, in sein Netz zu ködern? England will schnellen Friedensschluß. Und drückt ihn durch.

Am achtundzwanzigsten Mai wird, während Napoleon in Dresden von den versammelten Fürsten Abschied nimmt, in Bukarest der Vertrag unterzeichnet. Die Türkei braucht, nach einem Krieg, der sich ins sechste Jahr hingeschleppt hat, endlich Ruhe; Schlachten und Hunger, Seuchen und Desertion haben ihr Heer zerbröckelt. England ist bereit, ihr neue Guinees zu spenden, und hat Morusi, den Dragoman des bukarester Unterhändlers, in seinem Sold. Wer hülfe dem Sultan in die Pracht der Janitscharenzeit zu-

rück? Oesterreich schlägt mit Worten, bombardirt mit Noten; wirft sein Schwert aber nicht auf die Wagschale. Bonaparte? Der hat (die russische Staatskanzlei verwerthet in Konstantinopel und Bukarest den Brief schlau) am zweiten Februar 1808 dem Zaren die Theilung der Türkei vorgeschlagen und diesen Plan seitdem sicher nicht aufgegeben. Der hat auch eben erst Narbonne nach Wilna geschickt. Wer weiß, ob seine sichtbare Kriegsvorbereitung die Russen nicht nur einschüchtern und in neues Bündniß nöthigen soll? Kutusow (den man nicht aus Tolstois Auge, als einen unthätig frommen, bis zum Ruf des Herrn schlafenden Riesen sehen darf) nützt jeden günstigen Umstand mit flinker Geschicklichkeit und erlangt einen Vertrag, der dem Sultan zwar den größten Theil der Donaufürstenthümer zurückgiebt, dem Zaren aber Bessarabien, fünf Festungen, ein Stückchen asiatischer Erde, im Ganzen fünfundvierzigtausend Quadratkilometer Türkenlandes, einbringt. Der Pruth, bis zu seiner Mündung, und das linke Ufer der Unteren Donau, bis ans Schwarze Meer, sollen Rußland fortan von der Türkei abgrenzen. Serbien bleibt dem Sultan unterthan und tributpflichtig; doch wird ihm, im achten Artikel, zugesagt, daß es seine inneren Angelegenheiten selbst ordnen, die Gewährung der manchen Inseln des Archipelagus eingeräumten Vorrechte erwarten dürfe, nur noch niedrige Steuern zu zahlen brauche und vor neuer Verfügung des Großherrn gehört werden solle. Zwar nennt der Vertrag jedes Zugeständniß einen Beweis barmherzigen Edelsinnes; daß aber in dem von der Türkei mit einer fremden Großmacht geschlossenen Pakt diese Zugeständnisse erwähnt und festgelegt wurden, war für die Serben ein Erfolg „von unberechenbarer Wichtigkeit“ (Ranke): und ihn hatten sie dem Bezwinger, nicht dem Freund der Türkei, dem Weißen Zaren, nicht dem Kaiser von Oesterreich, zu danken. Als die russische Garnison aus Belgrad abmarschirt ist (sie hat später an der Beresina gegen Napoleon mitgefochten), versuchen die Türken freilich, ihr Wort zu brechen, die serbische Rajah in die alte Sklavenpflicht zurückzupferchen; und bereiten so selbst sich neue Aufstandsgefahr. Niemals aber kann ihr Verhältniß zu Serbien wieder werden, wie es vor der Anerkennung russischen Kontrolrechtes gewesen war. Wenn der Bukarester Friede ratifizirt wird. Wird er? Weder den Türken noch den Russen genügt er ganz. General Andreossy findet, als er die Geschäfte Frankreichs in Kon-

stantinopel übernimmt, im Bereich der Pforte die Stimmung sehr trüb. Die Große Armee überschwemmt Rußland: in solcher Zeit war die Hingabe so breiter Stücke türkischen Bodens vermeidlich gewesen; hätte der Zar, der jeden Mann gegen Frankreich braucht, sich auch mit kleinerem Ertrag beschieden. Die Schlüssel zu den Heiligen Stätten, die von den Wechabiten befreit sind, werden aus Arabien nach Stambul gebracht. Noch schwindet die Mondsichel nicht von Europens Himmel. Daß sie über der Walachei und Bulgarien wieder glänzt, ist schön; auch Bessarabien aber brauchte man ihrer Herrschaft nicht zu entziehen. Islamische Wuth späht nach einem Sühnopfer: und Demetrius Morusi wird als Verräther gehenkt. Auch Alexander ist unzufrieden. Kutusow hat die Türken nicht in das Bündniß verpflichtet, das Bernadotte als die Hauptbedingung des Friedensschlusses empfohlen hatte. Admiral Tschitschagow soll Kutusow, der im Norden nöthig ist, an der Spitze der Donauarmee ablösen; ein tüchtiger und verwegener Mann, der sich aber, weil ers nützlich glaubt, zum Affen Bonapartes erniedert hat und ihm Haltung und Gestus, Räuspern und Spucken nachstümpert. Vielleicht ist das Schutz- und Trutzbündniß noch zu erreichen, wenn man die Ratifikation des Vertrages aufschiebt und dem Sultan Dalmatien und die Jonischen Inseln verheißt. Er braucht nicht gegen Frankreich vorzugehen; nur zu erlauben, daß Tschitschagow an der Donau und auf dem Balkan Banden werbe, sie rasch drille und mit ihnen, als dem Khalifen Verbündeter, von den Illyreralpen aus über das französische Dalmatien herfalle. Gelang es dann nicht, über Venedig die Fackel des Aufruhrs in die Schweiz und nach Tirol zu tragen, durch anglo-russischen Flottenangriff auf Italien das Königreich Neapel in Rebellion zu treiben, also das Reich des Korsen, während er in Rußland einbricht, in Brand zu stecken (wie Scipio das Karthago Hannibals, der vor Roms Thore zu rücken trachtet), so mußte die behende Ausführung des Planes mindestens Oesterreich hindern, dem Bedroher Rußlands Hilfe zu bringen. Zum ersten Mal entschleiert sich den Petersburgern völlig die Stelle, wo Habsburg sterblich ist. Zum ersten Mal sehen sie deutlich an Oesterreichs Leib den Sitz reizbarer Schwachheit. Wer die christlichen Völker der Balkanhalbinsel von der Türkenkette löst, in Freiheit und Selbstbewußtsein aufscheucht, weckt der wiener Großmacht eine

Lebensgefahr. Denn Blutsbrüderschaft muß die Südslawen und die Moldo-Walachen auf den Weg zur Einung mit Oesterreichs Tschechen, Kroaten, Serben, Slowenen, Rumänen drängen; und ihr Ruf bleibt in Böhmen, Slawonien, Kroatien, in der Bukowina und in Siebenbürgen gewiß nicht unerhört. Brennen am Habsburgerhaus aber alle Giebel, dann wird der drinnen Lebende sich hüten, die Löschmannschaft dadurch zu kleinern, daß er dem Feind Rußlands ein Armeecorps leiht. Im Juni 1912 hatte Tschitschagow alles Mögliche für die Brandstiftung vorbereitet. Auf seinen Wink würden aus Serbien, Montenegro, Dalmatien, der Walachei Funken nach Oesterreich hinüberfliegen; und die Heftfäden, die das Gezettel zusammenhielten, waren so fein, daß ein Aufgewiegelter vom anderen nichts wußte und der Agitator in seinem Versteck hoffen durfte, zugleich mit den siebenbürgischen Rumänen ihre Erzfeinde, die Magyaren, sich gegen Oesterreich wenden zu sehen. In einer Stunde hemmungloser Keckheit wagt Alexander, die Möglichkeit solcher Gefahr in der Hofburg andeuten zu lassen: und erlebt die Freude des Anblickes, daß Metternich weich wird und neuen Trug, nur ihm unverhüllten, anbietet.

Der listige Klemens hat überall Sprenkel und Leimruthen gelegt; noch aber kein kostbares Vöglein gefangen. Der Sieger von Austerlitz und Wagram zwingt ihn in Heeresfolge. Die Türkei läßt sich durch die winselnde Selbstanzeige seiner „uneigennützigen Politik“ nicht rühren; sie gewährt den Russen das Recht, Kriegsschiffe bis an die Pruthmündung zu schicken und noch drei Monate lang Truppen an der Donau zu halten. Rußland ängstet mit dem Gespenst slawischer, magyarischer, walachischer Aufstände. Da ist die nächste Gefahr. Deshalb schlägt Metternich in Petersburg und Wilna ein Tauschgeschäft vor. Erklärt sich bereit, Napoleon übers Ohr zu hauen, ihm weniger Truppen, als vereinbart ist, zu stellen und den Krieg nur lau, zur Wahrung des Scheines, zu führen, wenn Rußland sich zur „Lokalisirung“ des Kampfes verpflichte und nirgends Oesterreichs und Ungarns Grenze bedrohe. Der Vorschlag wird angenommen. Rußland und Oesterreich werden gegen einander also einen Theaterkrieg führen und sorgsam darauf achten, daß sie einander nicht ernstlich verwunden. Handschlag besiegelt den Pakt. Und nun scheint die Ratifikation des Friedens von Bukarest kaum noch ein ernstes Ungemach. Er nähert die

nordslawische Vormacht den österreichischen Grenzen und giebt ihr ein Patronatsrecht auf Serbiens gehorsamen Dank. Doch Franz und Alexander sind nun ja Freunde; trotzdem ihre Truppen wider einander ins Feld ziehen. Und da der Sultan den russophilen Großwesir nach Silistria verbannt und einen den Wienern ergebenen Mann, Janko Karadja, zum Hospodar der Walachei ernannt hat, ist von Südost fürs Erste nichts zu fürchten und der Ernteertrag in diesem Sommer nicht allzu schmal. Den Hilferuf der Serben erhören? Unsinn. Die soll das Jucken ihrer Haut empfinden lehren, wie wenig Rußland für sie thue. An Trostgründen hats der altwiener Politik nie gefehlt; und wenn ums Gebälk ihres Reiches das Wasser stieg, hat sie immer, im Ton gesättigten Glückes, verkündet, daß ihr Gegner morgen ertrinken müsse. Metternich konnte sich den Franzosen, den Türken, den Russen, schließlich auch, noch im selben Jahr, den Briten (Antrag Cathcart-Walpole) fest verbünden; konnte die Donaufürstenthümer und Serbien haben. Er hat Alles abgelehnt oder durch Spiegelfechterei vereitelt. Und schwor darauf, daß seine Selbstlosigkeit die Herzen des Zaren und des Sultans, des Regenten von England und des Franzosenkaisers für immer erobert habe.

... Zweimal hatten, 1737 und 1788, Russen und Oesterreicher in Waffengemeinschaft gegen die Türkei gekämpft. Aus beiden Feldzügen haben die Führer, trotz der ausdauernden Tapferkeit ihrer Truppen, keinen dreschbaren Halm auf die Reichstenne heimgebracht. Nicht einmal das 1718, im Frieden von Passarowitz, der den Habsburgern einen Theil serbischen Landes gab, Erlangte, 1739, im Frieden von Belgrad, Verlorene war seitdem aus dem Feuer türkischer Geschütze und Flinten zurückgeholt worden. Rußland erobert, nach verzauderten Anläufen, die Krim, Schutzrechte über Moldau, Walachei, Serbien, das ihm wichtigste Stück Bessarabiens und die Anerkennung als Vormacht im Balkanbezirk. Oesterreich selbst muß 1849, nach den Niederlagen des kaiserlichen Heeres, gegen die Magyaren den Nebenbuhler nach Ungarn rufen; kann nur mit seiner Hilfe des Aufstandes Herr werden. Nach dem Krimkrieg verliert Rußland, 1856, im Pariser Frieden, die asiatische Grenzfestung Kars (die ihm nicht nur strategisch werthvoll, sondern auch von der Erinnerung an Paskewitschs Sieg zur Weihstatt geworden war), das Befestigungrecht an den Küsten des

Schwarzen und Asow-Meeres, die freie Benutzung des Donaustrombettes, den Einfluß in die moldo-walachischen Fürstenthümer und fünfzehnhundert Quadratkilometer bessarabischen Bodens. Oesterreich schien zufrieden. Zwar mußte es die Fürstenthümer, die es seit zwei Jahren besetzt und, nach Buols Wort, „in der Tasche“ hatte, räumen und blieb einsam zwischen starken und kühnen Feinden; doch seine Staatsmänner waren gewöhnt, sich, wie Tubal den Shylock, mit dem Blick auf das Unglück anderer Leute zu trösten. Rußland gedemüthigt, von der Unteren Donau weggescheucht, nicht mehr im Glanz des Christenhortes und Schützers habsburgischer Hausmacht: Grund genug zu heimlicher Freude. Nach dem Berliner Frieden noch, als der Zar wieder im Besitz des ihm Entrissenen (und die „Integrität der Türkei“, das seit dem Bukarester Frieden ausgehöhlte Schlagwort, zum Kinderspott geworden) war, hieß es in Wien und Budapest, die Zerstückung des Osmanenreiches habe den Erben Peters und Katharinens keinen der Nachbarschaft lästigen Nutzen gebracht. Rumänien, Serbien, Bulgarien, Ostrumelien ganz oder fast frei, Thessalien griechisch, Bosnien österreichisch, die Meerengen und Konstantinopel unter sicherem Verschluß; und daß dem Rumänenkönig von dem Zaren, dem er in Sieg geholfen hat, Bessarabien abgefordert ward, ist ein Glück: denn zwischen Walachen und Russen wuchert nun Feindschaft und auf Bukarest kann Wien zählen.

„Der Hang in Selbsttäuschung will vom Hirn unserer wiener Freunde nicht weichen; immer neue Schleier webt er ihnen vors Auge und zerrt die klarer Voraussicht Beraubten in die von ihrem Joseph erblickte Gefahr, ‚une dupe‘ zu werden. Die Gemeinschaft der Interessen und der Dank, den wir ihrer unter kaum noch tragbaren Opfern bewährten Treue schulden, verpflichtet uns zu nachdrücklicher Warnung; auch, wenn wir wissen, daß sie ungern gehört wird. Josephs Orientträume sind mit ihm bestattet worden; und der Rath seines Neffen Karl, des Eroberers von Kehl und Siegers bei Aspern, sich auf die Slawen zu stützen und im Bund mit ihnen die Hegemonie in Südosteuropa an sich zu reißen, ist unter innerpolitischen Bedenken, der Deutschen und der Magyaren, verschüttet. Katharina bot einen Märchenschatz an; der erste Alexander reichen Gewinn; noch der erste Nikolai, für die Anerkennung seines Christenprotektorates, den Beistand der russischen

(und, behauptete er 1853, der preußischen) Wehrmacht gegen jeden Angriff, zunächst Italiens, auf Habsburgerland. Alles wurde abgelehnt; stets das Beharren in neutraler Ruhe gewählt; seit Laudons belgrader Ehrentag weder mit noch gegen Rußland das Schwert gezogen. Die Krimkriegszeit gebar einen Entschluß: zu dem Ultimatum vom dritten Juni 1854, das die Russen aus den Donaufürstenthümern trieb und Oesterreich, außer den Kosten der Mobilmachung und Okkupation, nichts eintrug als den wilden Haß aller (nicht polnischen) Slawen. Schon webt sich ein neuer Flor. Rechts soll das unabhängige Albanien (das den Italern ein Landungsteg, den erstarkten Balkanvölkern das Ziel heißesten Trachtens werden muß), links ein rumano-bulgarischer Damm das Reich der zwei Adlerköpfe, zwei Seelen, zwei Grundgesetze vor der Südslawenfluth schirmen. Vanitatum vanitas." In diesen Sätzen wurde schon vor Jahren hier der greisende Irrthum beklagt, den Bismarck „die traditionell falsche Weichenstellung" zu nennen pflegte. Hatte keine Lehre die Erkenntniß gereift, daß der Staatsmann aufglühende Feindschaft ersticken oder durch klug opfernde Redlichkeit in Freundschaft wandeln und die Gluth so seinem Land nutzbar machen muß? Rakoczis Lebensarbeit schien, wie Radetzkys viel spätere Warnung, aus dem Erinnern gefegt. Siebenbürgen, die Transsilvania Trajans, war ein Sorgenkind, in dessen Adern das Fieber heftiger tobte als je in Bosnien oder anderem Serbenland. Oesterreicher, Ungarn, Türken, Walachen hatten ruhelos drum gestritten. Während in Nagy-Szombat über die Möglichkeit austro-ungarischen Friedens verhandelt wurde, schrieb, im Juli 1706, Kaiser Joseph der Erste an seinen Gesandten Grafen Gallas nach London: „Ihr wisset aus dem Verlauf und der Art der bisher mit Ungarn geführten Verhandlungen, was und wie viel Wir aus reinem Wunsch nach Frieden, aus Liebe und väterlicher Neigung zu diesem Unserem irrenden Königreich zugestanden haben. Aber weit entfernt, irgendwelche Neigung zu zeigen, eine Gegenerklärung zu geben, die auch nur einen Schein von irgendeinem Wunsch nach Frieden enthielte, fingen die Rebellen (um Zeit zu gewinnen, oder vielmehr, um Uns sie verlieren zu lassen) an, böswillige Ausflüchte oder schlecht ersonnene Vorwände zu machen: daß sie Unsere Antwort nicht annehmen könnten, ehe wir nicht die Siebenbürger als konföderirte Stände an-

erkannt hätten, was Wir aber nicht gewähren konnten und werden. Obwohl Unsere Armee in Siebenbürgen seit dem dreißigsten Mai bereit ist, in Oberungarn einzumarschiren, ihre Vorräthe binnen Kurzem erschöpft sein werden und eine Meuterei und allgemeines Desertiren aus Mangel an Geld zu befürchten ist, haben Wir eingewilligt, den Waffenstillstand bis zum vierundzwanzigsten Juli zu verlängern. Wir würden auch kein Bedenken tragen, in eine weitere Verlängerung einzuwilligen, wenn die Rebellen ihre unbegründeten Ansprüche auf Siebenbürgen aufgeben und dadurch Aussicht auf Frieden bieten würden." Das geschah nicht. Der Friede von Szathmar gab dem Haus Oesterreich das Waldland zurück, das erst 1867, nachdem es noch einmal, fast zwei Jahrzehnte lang, selbständig gewesen war, an Ungarn fiel. Stets aber, zuvor und danach, von den Walachen als das Nest und die Wiege ihrer Volkheit begehrt ward. Karl von Hohenzollern hütete sich, den Nachbar muthwillig zu reizen; und sein kluger Vater warnte ihn, sich König der Rumänen zu nennen. „Um keine Nationalitätenfrage, namentlich in Siebenbürgen und Ungarn, anzuregen, muß die Titelfrage in dem Wörtchen ‚von' gipfeln, als König von Rumänien, was den status quo des jetzigen Landbesitzes bezeichnet und kein Hinübergreifen auf ideale Ziele." Ideales Ziel blieb das Waldland auch für den Sohn, der oft bittere Worte über die Magyarisirung sprach. Haftete von all den Kämpfen keine Spur im Gedächtniß, als über Europa der Himmel zu brüllen begann? Im Juli 1914 sagte ich hier, die Rumänen seien seit dem Tag des Bukarester Friedens nicht aus der Ueberzeugung zu schmeicheln, zu drohen: „Vom Bündniß mit Oesterreich-Ungarn haben wir nichts zu hoffen, als ihm Zugehörige von Rußland und dessen Konsorten Alles zu fürchten; im Bund mit Rußland haben wir von Wien, Budapest, Belgrad, Athen, Sofia nichts zu fürchten und im erheiratheten Territorium der Habsburg-Lothringer Alles zu hoffen. Vor der Wahl zwischen Bessarabien und austro-ungarischem Land aber zaudern wir nicht; denn der Genius unserer Volkheit reckt nach Europa, nicht über die Steppen des Ostens hin, die Hand. Und jeder mit dem Haß der vorrückenden Slawenmenschheit erkaufte Gewinn wäre eine sichere Kürzung unseres nationalen Lebens; brächte dem Großmachttraum früh die Todesankündung." Und im dritten Kriegsmonat, im Oktober 1914: „Ru-

mänien will nicht unser Freund sein. Das ist sein Recht. Unsere Pflicht, danach zu handeln.“ Vor zweiundzwanzig Monaten.

Geradeaus!

Roma und Romania hatten sich über die „idealen Ziele“ längst verständigt; glaubten sich nicht in Verträge gebunden, die, nach ihrer Behauptung, der Partner durch unerlaubte Verschiebung der Balkangewichte durchlöchert habe; und hatten sich nur die Wahl der ihrem Wagniß günstigsten Stunde noch vorbehalten. Wie lange? Ich sagte schon, daß Italiens Entschluß, Mannschaft nach Saloniki zu schicken, mir das Ende der Frist anzukünden schien und daß ich deshalb vor acht Tagen auf Rumäniens Eingriff vorbereitete. Drei Zeugnisse haben seitdem die Vermuthung in Gewißheit gesteift. Im „Echo de Paris“ wies Herr Jean Herbette, ein in Elysions Geheimniß Eingeweihter, den Bulgarenkönig ins heißeste Fegfeuer. „Auf beiden Flügeln der Saloniki-Front sind die Bulgaren in Vormarsch: im Westen in der Ebene von Florina, im Osten auf den Bergen, die Seres beherrschen. Diese Doppelbewegung hat wahrscheinlich auch eine Doppelursache. Eine militärische: nach deutscher Lehre muß angreifen, wer Angriff zu fürchten hat. Eine politische: Bulgariens Kopf fühlt, daß sein Verrath in einem Kampf zum Austrag kommen muß. Das fühlen auch wir. Ferdinand von Koburg ist unverbesserlich. Er muß aus der europäischen Politik verschwinden. Mit ihm das Werk seiner Tücke. Den Bulgaren wird von dem errafften Serbenland nichts bleiben. Als Preis ihrer Freundschaft konnten sie ein Stück haben. Verräthern gewähren wir nicht eines Zolles Breite. Den Verbündeten wirds an Willenskraft, Kriegsmitteln, Geduld nicht fehlen. Brauchen sie viel Zeit: sie werden den Weg bis ans Ende gehen. Auch der Aufmarsch bei Saloniki schien, als er begann, ein gefährliches Unternehmen. Die ausdauernde Arbeit der von einem klar und weit blickenden Staatsmann geleiteten französischen Diplomatie hat daraus eine dem Feind höchst lästige Drohung gemacht. Aus diesem Schauspiel mag der Bulgarenkönig lernen: Mit eben so festem Schritt wird der Drohung die Strafe folgen.“ Solche Zuversicht war noch nicht hörbar geworden. Im „Matin“ ward Fräulein Helene Vakaresku die Stimme des Grames und der Hoffnung. „Rumäniens Geschichte ähnelt

einem sehr schönen und zugleich sehr traurigen Feenmärchen. Ein Lateinerhäuflein, eine vom Kaiser Trajan ausgesandte Legion, gelangt in das Land zwischen Karpathen und Donau, wird unter dem Orienthimmel heimisch, vertheidigt mit zäher Kraft das Gebirg und den Fluß, dringt bis an die Pindusabhänge und in die Balkanthäler vor und läßt von keinem Dränger die Flamme der aus Rom ererbten Civilisation ersticken, die sie über die Nachbarvölker erhebt. Sie wahrt ihr Blut, ihre Sprache, ihr Ideal; widersteht der Umwandlergewalt des mächtigen Byzanz und zwingt Ungarn, Oesterreich, die Weichsellande, mit ihr zu rechnen. Daß ihr Siebenbürgen entrissen und magyarischer Tyrannei ausgeliefert wird, kann sie niemals verschmerzen. Meiner Heimath ist der Ungar, der Deutsche, der Oesterreicher, aber auch der von Rumänen und Russen aus Musulmanenknechtschaft erlöste Bulgare, der die Dobrudscha für sich heischt, ein Gräuel. Gegen die Drei kämpfen jetzt die Streiter des Gedankens, der Civilisation, des Rechtes. Neben den Bannern, auf denen der doppelköpfige Adler mit vier Schnäbeln die weißen Hirten Transsylvaniens, wie so viele andere unselige Völker, zerfleischt, kann Rumäniens Fahne nicht wehen. Deshalb ist, als der große Krieg begann, das Karpathen-Dornröschen in Schlaf gesunken. Vielleicht erwacht es nun. Nicht Siegfried noch Lohengrin, ich schwörs bei den allmächtigen Göttern, wird die Schöne aus dem Schlummer wecken, sondern sicherlich einer der ruhmreich Haarigen, die dem Namen Verdun Unsterblichkeit erstritten haben.“ Irres Gestammel? Die von Hofgunst besonnte Helena hätte sich so fürchterlich nicht erdreistet, ehe in Bukarest die Entscheidung fiel. Dritter Zeuge: „Le Temps.“ Freude über den Anfang des Ringens vor Saloniki. Warum so spät? Weil die Geschoßmenge unzulänglich war. „Im vorigen Jahr gab der Tag uns kaum fünfzehntausend Granaten. Jetzt haben wir auch dort ein vollkommen ausgerüstetes Heer; nicht nur Mannschaft, die ohne starken Artillerieschutz ertraglose Blutopfer bringt, sondern auch Geschütze jeden Kalibers und alles für den Vormarsch in den Balkan Unentbehrliche. Im vorigen Sommer labte Deutschland sich an der Hoffnung, der Orientfrage die ihm ersprießliche Antwort zu finden. Nach gewaltigem Aufwand glaubte es sich des Erfolges sicher. Der wurde ihm auch beinahe im erträumten Umfang. Der Rückzug der Russen machte viele austro-

deutsche Divisionen zu anderer Arbeit frei und unsere September-offensive hatte, auf zu schmalem Raum und von zu kurzer Dauer, keine strategische Wirkung. Des Feindes Mühe wurde durch die Eroberung Serbiens belohnt und hell schimmerte die freie Straße von Berlin nach Konstantinopel. Jetzt, nach elf Monaten, ist rings-um Alles verändert. Seit dem vierten Juni sind die Russen zu neuem Angriff vorgegangen. Sie nützten die Truppenhäufung vor Verdun, im Trentino und den Trugwahn, der sie deutschen Augen als gelähmt zeigte: und erwiesen auf der halben Länge ihrer Front eine Ueberlegenheit, die noch fortwährt. Die Balkan-wacht ist, weil Deutschland und Oesterreich Anderes zu thun ha-ben, Bulgaren und Türken anvertraut. Dieser Umschwung scheint in Bukarest den Eindruck gemacht zu haben, der vorauszusehen war. Auch in Friedenszeit (wir haben seit Jahren, immer wie-der, darauf hingewiesen) bleibt Diplomatie unwirksam, wenn sie sich nicht auf Militärmacht stützen kann. Diese ewige Wahrheit wird zwiefach wahr, sobald das Schwert aus der Scheide ist. Di-plomatie kann erklären, erläutern, spornen, bremsen; doch nichts erzwingen. Entschließt Rumänien sich morgen, dann darf Gene-ral Brussilow sich einen neuen Sieg zuschreiben. Wird sichs ent-schließen? Das scheint der Feind zu fürchten; er begreift, daß Ru-mänien, wenn es thatlos bliebe, selbst das Werk seiner Politik vernichten würde. Hier ist Gelegenheit zu Mitarbeit an der Lösung aller Orientprobleme; hier kann der Stifter des Bukarester Frie-dens Bulgarien, den unversöhnlichen Feind des Balkangleichge-wichtes, mit voller Wucht treffen und zugleich die in Ungarn ge-knechteten Brüder befreien. Die siegreichen Russen und unsere Saloniki-Armee sind zu Hilfeleistung bereit. Kann eine Regirung, die Wirkliches aus wachem Auge anschaut, noch mehr erwarten? Weissagung wäre thöricht. Unser Ehrgeiz drängt nicht über die Fragestellung hinaus. Wir warten. Glauben aber, in der An-nahme nicht zu irren, daß noch das Jahr 1916 die Lösung des Orientproblems bringen wird. Mit vermehrter Kraft werden wir 1917 dann im Westen unsere Ordnung schaffen." Alle drei Artikel sind am einundzwanzigsten August veröffentlicht worden. Zwei-felt Einer, daß in Bukarest zuvor der Würfel gefallen war?

Schlechte Sitte darf uns nicht in Nachahmung verleiten. In-brünstige Hingebung an die Sache des Vaterlandes erniedert nicht in die Schelmenpflicht, im Feindeslager nur Wichte zu sehen.

Wenn unser Heer sich nur mit Gesindel schlüge, bliche sein Ruhm. Dem Starken ist Gerechtigkeit niemals unziemlicher Luxus. „Dako-walachische Volkseinheit war den Vätern, blieb den Enkeln das höchste Ziel allen Strebens; die heiligste Hoffnung seit den Tagen Stephans des Großen, dessen Erdenrest in ein Kloster der Bukowina geborgen wurde. Fern sei uns blind wüthender Haß! Ob Oesterreich stets klug gehandelt, auf seinem Boden den Stämmen, für Wurzeln und Wipfel, den Raum gewährt hat, den Weisheit, just die eigennützige, gewähren mußte, ist hier nicht zu wägen. Daß es Erworbenes nicht fahren, abbröckeln, zerfallen ließ, kann kein Verständiger tadeln. Eben so wenig, daß Ungarn, einsam in Slawengetümmel, den Schwarm der Ostromanen in das Verließ magyarischer Wesensart einzugittern trachtete. Wir aber wollen sein; auch wir erstarken, nicht verkümmern. In aller Natur ist Streit und der Stärke vermählt sich der Sieg. Vielleicht naht schnell der Tag, dem Grenzpfähle nur noch Gerümpel sind. Heute gilt, vom Weißen Meer bis an das Kap der Guten Hoffnung, die Nation, die der unter Fremdherrschaft lebenden Geschwister nicht achtet, als unmännisch, unwürdig. Was König Karl versprochen, unterschrieben hat, bindet uns nicht: wir haben es ihm ins Antlitz gesagt. Ostwärts sollen wir blicken, die bessarabischen Bezirke zurückerobern, die Gortschakows Zar Alexander uns nahm? Er gab uns die Dobrudscha und wir willigten in den Tausch. Land und Menschenzahl sind viel kleiner als die Provinzen und Massen, die Habsburgs Szepter heute noch beherrscht. Unser Wille drängt gen West; nach Europa, nicht nach Asien. An uns sich zu rächen, bliebe auch ein furchtbar geschwächtes Rußland noch kräftig genug; und wer dürfte Deutschen und Austro-Ungarn neuen Krieg zumuthen, dessen einziger Zweck wäre, den Moskowitern noch einmal Südbessarabien zu entreißen? Das uns wichtigste Stück wird dem Preis unseres Ringens von den Siegesgenossen gern, aus freiem Entschluß, zugewogen. Wähnet nicht, was jetzt möglich ist, müsse wieder einmal möglich werden. Niemals. Wir müssen verzichten, dem Auge sogar begehrlichen Blick in Ungarns und Oesterreichs Haus verbieten oder heute unserem Wunsch Erfüllung erfechten. Wir müssen mit Rußlands Hilfe die Grenze vorrücken oder sie stehen lassen wie Gottes Wort. Unser Blut haßt die Germanen nicht; pocht aber im Takt der Lateiner. Die würden sich nie für uns regen, wenn wir ihren Kampf ums Dasein träg begafften.

Das Erlebniß, das Geschichte ward, hat Türken, Magyaren, Bulgaren und dem österreichischen Staatsbegriff uns in Herz und Hirn verfeindet. Nur diesem Vierbund beschert unsere Neutralität Nutzen. Und nach seinem Sieg wären wir einsamer als je zuvor. Er könnte uns das Zaudern, die Weigerung der Waffenhilfe nicht verzeihen. Sein Bulgarien würde noch größer sein und viel mächtiger sich strecken als das in San Stefano abgegrenzte, das der Einspruch Oesterreich-Ungarns schrumpfen hieß. Der Vertrag, den wir in Bukarest, mühsam, schufen und der Carols Leben krönte, wäre nur noch tauglich, die Pfeife eines Kuruzzen in Brand zu setzen. Wir sahen Serbien verschwinden. Wir hören von bulgarischem Sieg über Sarrails Armee. Noch ist der Weg in Gemeinschaft mit Russen Briten, Franzosen, Italern, Serben offen. Nicht mehr, wenn das Glück Bulgarien gekränzt hat. An seiner Gunst, an der Gnade des in Glauben und Wollen uns fremdesten Balkanvolkes, hängt dann unser Schicksal. Zum letzten Schlag schwingt der Klöppel aus." So könnte, im Kronrath und auf dem Markt, ein redlicher Rumäne gesprochen haben. Einer, der sich von Verantwortlichkeit nicht wegdrückt und die Kräfte richtig zu schätzen meint.

Weh aber ihm, selbst dem Redlichsten, in der Seele Reinlichsten, wenn seine Schätzung fehl war! Das müssen wir hoffen. Merkt der Erdvertheilerchor, daß er die Stimmbänder zu früh gestrafft hat? Daß die Kunst des Politikers, die nur aus Wissenschaft reift, nicht zwischen zwei Millionengeschäften, zwei Magisterkursen noch im Papiergestöber der Verbandssekretariate zu erhaschen ist? Deutsche, Oesterreicher, Ungarn, Türken, Bulgaren: Alles steht, Eures Lebens ganzer Inhalt und Werth, auf dem Spiel, das gestern begonnen hat. Da wird Tragoedie: uns, ringt der Wille des Feindes sich durch. Was aus den Dardanellen nicht zu fischen, von Gallipoli nicht zu ernten war, soll auf dem Festland geheimst, Bulgarien zerstampft, Hellas in den Wirbel gerissen, die Türkei umzingelt, Ungarn zerfetzt, das einsame Deutschland, wie ein böses Raubthier, durch Noth gezähmt werden. Das im Besinnen und in der Leitung des Kampfes meisterlich bewährte Männerpaar ist an die Spitze des Feldheeres gestellt und wird aus neuem Auge Mögliches und das Nothwendige schauen. Schöpfet auch in die Seelen neue Kraft! Ihr werdet sie brauchen. Nicht, um Zucker und Fett zu vergessen. Jede Flamme glühe dem Vaterland! Jeder Athem rufe unseren Menschen Gottheit zu Gast!

Ein Brief

(um dessen Veröffentlichung ein kämpfender Offizier ersucht).

Seiner Excellenz dem Herrn Professor Dr. von Harnack.

15. August.

Excellenz,

In der Frankfurter Zeitung las ich einen Bericht über die Rede, die Eure Excellenz in der vom Deutschen National-ausschuß einberufenen Versammlung in Berlin gehalten haben. Gestatten Eure Excellenz, daß ein im Felde Stehender seine Ansicht zu einem der in der Rede berührten Punkte äußert.

Eure Excellenz halten für die wichtigste Frage, daß nach dem Krieg das deutsche Wirthschaftleben ein anderes Gewand erhält, und versprechen sich die beste Lösung von der Herstellung einer sozialen Gemeinwirthschaft, wohl unter staatlicher Leitung; denn nach der Meinung Eurer Excellenz hat die militärische und fiskalische Staatswirthschaft sich in der Kriegszeit gut bewährt, während die internationale Privatwirthschaft elend zusammengebrochen und aus der inneren Privatwirthschaft eine Profitwirthschaft geworden sei.

Ich glaube, den stärksten Beweis für den völligen Bankerot jeder staatlichen Wirthschaft und Regirungskunst liefert dieser Krieg. Erstens dadurch, daß er überhaupt ausbrechen konnte; zweitens dadurch, daß die Staatsregirungen im Zeitraum von zwei Jahren keinen errettenden Gedanken gefunden haben, obwohl die Interessen sämmtlicher Völker gleich sind und jedes Volk ein Recht auf Achtung seiner Interessen hat. Dieser Bankerot ist weniger den Regirungleitern von heute zur Last zu legen als dem Staatssystem, das den Ansprüchen des zwanzigsten Jahrhunderts eben nicht mehr genügt, weil ihm die nöthige Elastizität fehlt und sein partikularistischer, mittelalterlicher Aufbau die natürliche Entwickelung eher hemmt als fördert.

Vermehrt der Ausbruch und die Dauer des Krieges nicht das Vertrauen in die Unfehlbarkeit des Staatssystems von heute, so ermuthigen die wirthschaftlichen Zustände, die während des Krieges im Inneren bei uns herrschen und unter direkter Leitung der Regirung stehen, auch durchaus nicht zu dem Schritt, der Eurer Excellenz nothwendig scheint. Ich erinnere nur an ein Institut,

an die Reichsbank, die unter staatlich bestellter Leitung steht und deren Versagen in den Devisenkursen und in der allgemeinen Theuerung deutlich zu Tage tritt. Nein, Excellenz, die Zustände unserer Tage wecken die Sehnsucht nach der Zeit, in der die internationale Privatwirthschaft (wo es irgend möglich wird, befreit von den Fesseln und staatlichen Beeinflussungen, durch die sie bisher eingeengt wurde) weitaus bessere und für die Konsumenten zuträglichere Zustände wiederbringt und unwirthschaftliche, jeder ökonomischen Erfahrung widersprechende Verordnungen in Vergessenheit gerathen läßt.

Eure Excellenz sagen: Profitwirthschaft! Die scheint jetzt allerdings stark eingerissen zu sein; ein Krieg trägt eben nie zur Verbesserung der Moral bei. Man darf aber nicht vergessen, daß diese Profitwirthschaft der Staatsregirung und der fiskalischen Staatswirthschaft verdankt wird. Außerdem wäre auch zu bedenken, daß die Staatsregirung die Leute bei guter Stimmung erhalten will und muß, um keine Kriegsmüdigkeit aufkommen zu lassen: und Das erreicht sie am Besten, indem sie Geld, viel Geld verdienen läßt, für Lieferungen oder durch ungemein hohe Unterstützungen. Nicht der Privatwirthschaft ist also ein Vorwurf zu machen, sondern der Staatsregirung und der fiskalischen Wirthschaftpolitik mit ihren nur das Augenblickliche, nicht das Zukünftige bedenkenden Anordnungen.

Wenn ich an diesen Krieg eine Hoffnung knüpfe, so ist es die, daß unter dem Druck der Finanzfragen ein moderneres europäisches Staatssystem sich entwickeln wird, in dem die Aufgaben einer Regirung (deren Name auch besser durch Verwaltung zu ersetzen wäre) sich in der Wahrung des Rechtes erschöpfen, das aber die Regelung aller wirthschaftlichen Beziehungen der natürlichen Entwickelung und den von den Menschen beschlossenen privatrechtlichen Vereinbarungen überläßt. Zollpolitik, staatliche Unterstützung oder staatliche Bevormundung der Wirthschaft (Kali, Zucker) haben sich, wie vor dem Krieg, so auch jetzt als ungeeignet erwiesen; sie haben höchstens für einzelne Interessenten Werth, sind aber für die Völker wie für die friedliche und natürliche Entwickelung der Welt eine Gefahr.

Mit vorzüglicher Hochachtung

Menshausen.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Paß & Garleb G. m. b. H. in Berlin.

Die Zukunft.

Berlin, den 9. September 1916.

Die Himmelswage.

Antworten.

In der Darstellung des Rumänenkrames soll ich vergessen haben, „fingerdick zu unterstreichen", daß König Ferdinand, als dem Zollernhaus Angehöriger, der deutschen Sache besonders verpflichtet sei? Vergessen habe ichs nicht, sondern mit Bewußtsein unterlassen: weil solche Erwähnung mir eben so widerpolitisch scheint wie jedes Gerede über Verrath, Treubruch, Rachsucht, Strafbedürfniß. Ein Fürst, der die Krone eines fremden Landes erwirbt und aufs Haupt setzt, scheidet aus Haus, Hof, Nationalgemeinschaft, denen ihn die Geburt zugewiesen hatte, und nimmt mit dem Herrscherrecht zugleich die Pflicht auf sich, nur dem Staatsverband, dem Volk noch anzugehören, dem die Erwerbung und Annahme der Krone ihn vermählt hat. Ferdinands Oheim, Karl von Hohenzollern, hat diese Pflicht in der ersten Stunde seines Regentenlebens erkannt. Im Mai 1866 kommt er nach Bukarest. Der Bürgermeister Demeter Bratianu, Joans Bruder, bietet ihm auf rothem Sammetkissen die Schlüssel der Hauptstadt dar. Karl nimmt sie, dankt, steigt aus der zwölfspännigen Kutsche, während Platzregen, der erste seit drei Monaten, auf die dürre Flur niederströmt und, als ein Glückszeichen, jedes Orientalenherz erfreut, in den von sechs Schimmeln gezogenen Galawagen und fährt, durch Menschenhecken und Blumengestöber, unter Böllergedröhn und Glockengeläut, bis vor die Metropolie. Am Portal der Hauptkirche empfängt ihn der greise Metropolit Niphon, Primas von

Rumänien, in dem von Gold funkelnden Gewand, mit Tiara und Silberstab, läßt den Kömmling, den römisch-katholischen Fürsten, das Kreuz und das Evangelienbuch der Griechenkirche küssen, faßt ihn (nach ehrwürdiger Vorschrift über dem Ellbogen) am Arm und führt ihn an die Stufen des dem Ikonostas gegenübestehenden Thrones. (Das Tedeum, sagt Karl, „das von einem Chor schöner, tiefer Männerstimmen gesungen wird, würde erhebend wirken, wenn nicht der näselnde Ton, in welchem, nach der Vorschrift des orthodoxen Ritus, die Gebete abgesungen werden müssen, dem Neuangekommenen störend in die Ohren fiele.") Aus der Kirche, nur über die Straße, in feierlichem Zug in den Sitzungsaal des Parlamentes. Auch hier ist ein Thron bereitet. Oberst Haralambi spricht die Eidesformel: „Ich schwöre, daß ich Rumäniens Gesetze wahren, seine Rechte vertheidigen, sein Gebiet ungeschmälert erhalten werde." Mit der rechten Hand auf dem Evangelienbuch spricht Karl den Schwur; und antwortet dann auf die Begrüßungrede des Kammerpräsidenten: „Da der freie Wille der Nation mich zum Fürsten von Rumänien erwählt hat, bin ich ohne Zaudern aus Vaterland und Familie geschieden, um dem Ruf des Volkes zu folgen, das mir die Gestaltung seines Schicksals anvertraut hat. Seit mein Fuß diesen heiligen Boden betrat, bin ich Rumäne geworden. Ich bringe Ihnen ein redliches Herz, den reinen und festen Willen, Gutes zu schaffen, schrankenlose Hingebung an mein neues Vaterland und unerschütterliche, von den Ahnen ererbte Achtung des Gesetzes. Heute bin ich Bürger, morgen, wenns sein muß, Krieger; Glück und Unglück wird uns unlöslich vereint finden. Eintracht soll uns stärken, einmüthiges Wollen unsere Kraft auf die Höhe des Geschehens heben." Von der Eidesleistung gehts nach Haus; über holpriges, verschlammtes Pflaster vor das einstöckige „Schloß", das zuvor Kaserne, Kommandantur, Spital war und wo im Februar Fürst Kusa von rebellischen Offizieren aus den Armen seiner Freundin, der Serbenfürstin Maria Obrenowitsch, gerissen und, ehe seine im Seitenflügel wohnende Frau den Vorgang erfuhr, zur Abdankung gezwungen wurde. In diesen schmalen Zimmern haust nun, zwischen pariser Möbeln, der Sigmaringer; entsteht noch am selben Abend das erste Ministerium, dem der Moldauer Laskar Katargiu vorsitzt, der Walache Joan Bratianu, der Vater des jetzt für den Krieg verantwortlichen schönen

Schlaukopfes, den Europäerton giebt. Karl weiß, daß er auf besondere Zärtlichkeit der Heimathgewalten nicht mehr rechnen darf; daß Hausinteressen und dynastische Wünsche den König Wilhelm und dessen Minister niemals zu einem nicht von der Nothwendigkeit preußisch-deutscher Entwickelung gebotenen Handeln bestimmen werden. Nach privatem Fürstenrecht ist er noch ein Hohenzollern (so, nicht Zoller, muß man, wie mir scheint, schreiben; „de Zolorin“ wird das schwäbische Herrengeschlecht in der ältesten Urkunde genannt); im Kalkul der Staatsmänner ward er Rumäne. Den Abgeordneten, nicht dem Haupt, des Fürstenthumes sagt, vor Königgraetz, Bismarck, im Fall ungarischen Aufstandes solle auch Rumänien sich gegen Oesterreich wenden und zugleich kräftig für die großrumänische Sache arbeiten. Er trennt sich von der Meinung seines Königs, der an den Vetter Karl Anton geschrieben hat, auch nach Karls Scheiden aus dem Zollernhaus bliebe „eine Art von moralischer Verpflichtung, bei Gefahren für ihn einzutreten. Wohin aber ein solches moralisches Band Preußen führen könnte, ist gar nicht abzusehen; bei unserer geographischen Lage zu jenen Ländern müßten wir, wenn diplomatische Mittel fruchtlos geblieben sein sollten, die materiellen Unterstützungen versagen. Daher würde Preußen von vorn herein solche moralische Verpflichtung, als nicht existiren könnend, perhorresziren müssen, was doch wiederum ein schmerzliches Gefühl erregen muß. Sollte selbst Rußland, natürlich nur widerwillig, in die Wahl eines auswärtigen Fürsten willigen, so ist vorauszusehen, daß Intriguen über Intriguen in Rumänien Statt finden werden, zwischen Rußland und Oesterreich, und da Oesterreich williger für die Wahl stimmen würde, so wäre die Anlehnung Rumäniens an Oesterreich gegen Rußland geboten und somit das neu geschaffene Reich mit seiner Dynastie, von Haus aus, auf der Seite des Hauptgegners Preußens, das ihm doch den Fürsten geben soll! Du wirst aus dem Gesagten entnehmen, daß ich aus dynastischen und politischen Rücksichten diese wichtige Frage nicht so couleur de rose sehe wie Du.“ Solchen Zwiespalt gab es für Bismarck nicht. Der fordert von Rumänien nur, daß es, unter eingeborenen oder importirten Fürsten, vorsichtig seinen Nutzen bedenke. Der Fürst? Eine Figur, die der stärkere Arm, je nach dem Bedürfniß, auf dem Spielbrett verschiebt; 1866 gegen, 1868 für Oesterreich. Seit dem Win-

ter dieses Jahres weiß Karl, daß er von Berlin nicht mildere Behandlung zu erwarten habe als irgendein fremder Balkanhäuptling. Graf Julius Andrassy hat, als ungarischer Ministerpräsident, zu dem Marchese Pepoli, Italiens Vertreter am wiener Hof, gesagt, in dem nahen franko-preußischen Konflikt müsse Ungarn den Sieg Frankreichs wünschen, wenn der Kanzler des Norddeutschen Bundes dem bukarester Hohenzollern noch länger die gefährliche Wühlarbeit auf magyarischem Boden erlaube; ein Panrumanismus, der die Walachen Siebenbürgens und des Banates dem Apostolischen König wegködern wolle, sei nicht zu dulden. Von Pepoli, einem Freunde des Fürsten Karl, erfährts das florentiner Ministerium; und Wesdehlen, der Preußische Gesandte, schreibts aus Florenz nach Berlin. Bismarcks Schläfe röthet sich. Das fehlte noch. Neben Beust in Habsburgs Lager Andrassy als zweiten Feind! Schnell eine Note an unseren Generalkonsul Grafen Keyserling. Der soll Karl vor die eilige Wahl stellen: Entlassung des Kabinets Golesku-Bratianu und Verzicht auf jeden Umtrieb in Ungarn oder öffentliche Rüge im Blatt der preußischen Regirung. Den Delegationen Oesterreich-Ungarns ist ein Rothbuch vorgelegt worden, das dem ruhigen Karl Anton „von Mißdeutungen und Uebertreibungen gegen Rumänien erfüllt" scheint. Preußische Soldaten, heißts in Wien und Budapest, seien, als Eisenarbeiter verkleidet, nach Rumänien gekommen. Demeter Ghika wird Ministerpräsident. Karl aber schreibt, die natürlichen Sympathien der diesseits und jenseits der Berge lebenden Rumänen könne er nicht aus der Gefühlswelt jäten, doch „mit Recht erwarten, daß die ungarische Regirung alles Billige thue, um die Beschwerden der drei Millionen Rumänen, die im Banat und in Siebenbürgen wohnen, gegenstandlos zu machen." Der Herr der Wilhelmstraße grollt, der des Ballhausplatzes wüthet; im Fürstenthum wird Karl, weil er den tüchtigen Oberstlieutenant von Krenski aus dem berliner Generalstab als Berather für Armeefragen aufgenommen hat, der Absicht auf Verpreußung geziehen und hört aus allen Winkeln das Gemurr: „Wir wollen Lateiner bleiben und die Einschmuggelung preußischen Wesens nicht in blinder Geduld hinnehmen!" Allmählich bessert sich das Verhältniß zu den Großmächten; noch aber ist die in Berlin gewünschte entente cordiale mit Ungarn nicht möglich, weil (schreibt

Karl) „die Magyaren ihren Rumänen nicht die Rechte zurückgeben wollen, die sie unter Oesterreich besaßen“. Bismarck kann, bei aller „Anhänglichkeit an das Haus Hohenzollern“, nur nützen, „so weit vaterländische Pflichten es irgend gestatten. Gegen jeden Verdacht einer Solidarität mit angeblichen rumänischen Absichten auf Siebenbürgen würde jeder preußische Minister gezwungen sein, sich durch alle Mittel zu verwahren. Die Annexion Rumäniens können die Ungarn nicht erstreben, weil sie die Zahl der nichtmagyarischen Köpfe in ihrem Staatswesen ohne Gefahr nicht vermehren dürfen. Sie scheinen mir also wesentlich an dem Gedeihen der Herrschaft Eurer Hoheit interessirt.“ Dem Kanzler ist der Fürst Rumäne, nicht mehr deutscher Politik pflichtig; und dem Staatsmann fällt auch im Jahr 78 nicht ein, Karls Vertrag, der russischen Truppen den Durchmarsch erlaubt, nach wiener Muster „eine Schandsäule in Rumäniens Geschichte“ zu nennen.

So soll es sein. Der Fremdling hats, Mann und Weib, auf der Höhe des Wahllandes schwer genug. Als die Britenkönigin Victoria sich dem schönen Albert von Koburg verlobt hatte, mußte sie ihn bitten, auf die Peerswürde fürs Erste zu verzichten. „Die Engländer sind gegen jeden Fremden höchst mißtrauisch, weil sie stets fürchten, er wolle sich in die Selbstregirung des Volkes einmischen. Das würden Sie niemals versuchen. Wenn Sie aber Peer würden, kämen Sie überall in den Verdacht, eine politische Rolle spielen zu wollen. Deshalb ists besser, jetzt gar nicht davon zu reden.“ Dem Prinzen wurde dennoch boshafte Anfeindung nicht erspart. Zerrbilder zeigten ihn im Kreis einer zottigen, qualmenden Säuferschaar; seiner Jahreseinkunft wurden im Unterhaus zwanzigtausend Pfund abgeknickert; den Titel des König-Gemahls konnte er nicht erlangen, weil, wie ein Mitglied des Geheimen Rathes spöttisch zu Bunsen sagte, man ihn, wenn Victoria früher sterbe, doch nicht König-Witwer heißen könne. Kränkung anderer Art hat Alberts Tochter, als Friedrichs Frau, in Preußen und Deutschland erlebt; immer blieb sie „die Engländerin“, wie Marie Antoinette in Frankreich L'Autrichienne geblieben war. Ob der Prinzenexport, ein Bleibsel aus der Zeit, da Länder nicht seltener als Rittergüter den Herrn wechselten, die Sintfluth unserer Tage überdauern wird? Jedes Volk heischt, groß oder klein, heute das Recht, ohne Eingriff und lastenden Machtdruck Fremder nach

dem Ziel seiner Glücksvorstellung hinzustreben, so lange es dadurch nicht die fest begründeten Rechte anderer Staaten schmälert oder bricht. Der fremde Fürst, der sich, vermummt und manchmal dem Lande, das ihn gebar, am Sturmtag zu Leid, diesem Rechtsdrang vorspannt, bietet dem Auge kein hehres Schauspiel. Hat er aber die Bürde solcher Pflicht auf sich genommen, dann muß er sie so lange tragen wie seine Krone. Auf deutschen Thronen kann ein Cumberland und ein Edinburg nur Deutscher, in Madrid ein Bourbon-Anjou nur Spanier, in Sofia ein Koburg nur Bulgare sein. Wer von den zugelassenen Fürsten die Begünstigung der alten Heimath fordert, zwingt sie, nur lauter noch sich zu der neuen zu bekennen: wie bei uns ein als „liberal" begrüßter Minister durch Wort und That erweisen muß, daß er schuldlos in so argen Verdacht gerieth. Preußisch kluge Konservative jauchzen, wenn Einer der Ihren ans Steuer tritt, nicht: Unser Mann! Sonst, wissen sie, muß er zunächst einmal thun, als neige seine Seele sacht linkwärts. Auch importirte Fürsten mahnt der Weise nicht laut an die (abgethane) Pflicht, des Geburtlandes Vortheil zu wahren. Rumänien darf verlangen, daß sein König Rumäne sei und in dem Deutschen Reich eine fremde Großmacht sehe. Ob er dieses Reich lau oder heiß liebt: einerlei; wichtig wird ihm, Ruhm oder Fluch, nur, ob er dessen Kraft richtig oder falsch gemessen hat.

Im „Temps" sollte neulich bewiesen werden, daß die sigmatinger den berliner Hohenzollern gar nicht verwandt seien. Die Gemeinschaft der Abkunft von Friedrich von Zollre (schwäbische Namensaussprache) sei mindestens zweifelhaft. Der sigmaringer Zweig katholisch, ein Grafenhaus, bis, 1623, Kaiser Ferdinand ihm die Fürstenwürde verlieh, der Familienpakt, der die Verwandtschaft bezeugen sollte, erst aus dem Jahr 1821, in acht Jahrhunderten niemals Verschwägerung. Soll dieses Geklitter Karls Neffen von Schuld entlasten? Dadurch, daß er nicht fürs Deutsche Reich sorgte, lud er keine auf sich. Seine Mutter war Portugiesin. Seine Königin ist die Tochter des Herzogs Alfred von Koburg und einer russischen Großfürstin, in England geboren, Prinzessin von Großbritanien, Schwester der Großfürstin Kyrill und der Fürstin Hohenlohe-Langenburg. Soll ihr Herz für Deutschland, für Britanien, für Rußland schlagen? Nur für Rumänien. Dessen Willensvollstrecker zu sein, hat der König geschworen. Eid und

Verfassung weisen ihm den Weg. Er muß thun, was die Nation fordert, oder vom Thron steigen. Alle Fürstengeschlechter schillern ins Internationale. Sie mußten. Wie lange noch? Vielleicht hätte Ferdinand kräftigere Einwirkung in den Volkswillen versucht, wenn über ihm nicht die Furcht geschwebt hätte, sträflicher Begünstigung des Geburtlandes geziehen zu werden.

Ein Halbdutzend spitziger Briefe rügt, daß ich die Schwierigkeit der Enährung unterschätze. „Wahrscheinlich, weil Sie selbst den Lebensmittel-Diktator gefordert haben und nun nicht zugeben wollen, daß er nichts leistet." Der Vorwurf trifft mich nicht. Diktatur habe ich empfohlen, nicht neue Bureaukratie; einen Mann, der den (recht stattlich ausgewachsenen) Beamtenkörper des Reiches, der Bundesstaaten und der Gemeinden für die Aufgaben von heute und morgen rasch zu schulen, tauglich zu machen, mit dem reinen Feuer seines von Schöpfergeist bedienten Willens aus Frost in Gluth zu bringen vermag. Was aus dem Vorschlag in den Gewittern der Kriegsnoth geworden ist, sagt, mit herbstlich derber Frische, ein Brief des Herrn von Oldenburg auf Januschau.

An den Deutschen Landwirthschaftrath.

Es wird mir zum Vorwurf gemacht, daß ich an den Sitzungen der landwirthschaftlichen Körperschaften nicht mehr theilnehme. Die Westpreußen sagen, daß ich zu Hause mehr nützen könnte als an der Front. Aber Sie, meine Herren vom Landwirthschaftrath, sind Zeugen, wie sehr und wie erfolglos ich seit Beginn des Krieges versucht habe, meine Auffassung in Fragen der Volksernährung durchzusetzen. Es hat wirklich keinen Sinn für einen Kammervorsitzenden, an Berathungen, deren Ergebniß schon festgelegt ist, theilzunehmen, nur der Form wegen oder um als Deckung gegen den berechtigten Unwillen der Landwirthe zu dienen. Ich will an dem Gang der Ereignisse nicht theilhaben, nachdem ich seit zwei Jahren unter großen Reisestrapazen vergeblich meine Auffassung rücksichtlos ausgesprochen habe, weil ich den ganzen Boden, auf dem diese Ereignisse sich abspielen, für falsch halte und für verderblich für unser Vaterland. Das Schlagwort, „Deutschland befindet sich in einer belagerten Festung, in der alle Lebensmittel gleich vertheilt werden müssen", hat sich zu einem Unheil ausgewachsen, das dem deutschen Volke seine Ernährung erschwert. Auf dem Pflaster einer Festung wächst keine Nahrung. Die deutsche Landwirthschaft soll sie für das Volk schaffen. Es muß daher umgekehrt wie in einer belagerten Festung verfahren werden. Es muß vor Allem die Produktion gefördert werden; und dann erst kann man an die Vertheilung gehen. Kein anderes Ge-

werbe kann gedeihen, wenn dauernd Laien mit gesetzgeberischen, wechselnden Anordnungen hineinfahren. So geht es aber der Landwirthschaft auch. Sie verkümmert und ihre Produktionkraft nimmt ab in gleichem Schritt, in dem die Eingriffe zunehmen, denen sie von Leuten unterworfen ist, die nichts davon verstehen oder die bekannten politischen Erwägungen in den Vordergrund stellen. Ich glaube, daß unser deutsches Volk viel mehr unter der zu Schanden gelobten Organisation leidet, als es zu leiden brauchte, wenn diese wesentlich eingeschränkt würde und die freien Berufsstände wieder in Funktion träten. Das Unternehmen, fünfundsechzig Millionen Menschen gleichmäßig zu bewirthschaften, ist undurchführbar. Die Arbeit, die sonst viele tausend Menschen im eigenen Interesse und als Lebensberuf leisten, kann nicht ersetzt werden durch G. m. b. Hs., die auf Kosten der Allgemeinheit im Golde schwimmen und nicht von der Brauchbarkeit ihrer Arbeit abhängen.

Als ich im August 1914 den Vorschlag machte, das zum Verkauf kommende Getreide zu beschlagnahmen, erwiderte mir die maßgebende Stelle: „Ihr alter Fehler, immer zu radikal". Und jetzt? Sobald irgendetwas noch Leben zeigt, stürzt sich eine mit Monopolgewalt ausgestattete Gesellschaft darauf, miethet eine Etage, kauft Klubsessel, läßt sich photographiren, bekommt Gehälter von vierzigtausend Mark und der bewirthschaftete Gegenstand verschwindet vom Markt und ist nur zu Preisen erhältlich, gegen die jeder private Kriegswucher verblaßt. Das ganze Reichsernährungamt halte ich für eben so verfehlt. Ein Ministerkomitee ist viel geeigneter und besitzt viel geeignetere Organe zu dieser Arbeit.

In Friedenszeiten versorgt die Landwirthschaft das deutsche Volk mit Zucker, Kartoffeln und Gemüse in jeder beliebigen Menge. Der Fleischkonsum wurde zu 95 Prozent, ein beliebig großer Brotverbrauch zu 80 Prozent gedeckt. Zum Fleischbedarf wurden vier Millionen Tonnen Futtergetreide eingeführt. Wenn nun das Mehl gestreckt und Kartoffeln in das Brot gebacken werden, so müßte doch Brot bei richtiger Bewirthschaftung in gewohntem Quantum vorhanden sein, wenn das bisher verfütterte Brotkorn dazu genommen und außerdem der Fleischverbrauch auf 50 Prozent des Friedensstandes herabgesetzt wird. Die Manie, auf alles Mögliche und Unmögliche Höchstpreise einzuführen, hat schon zur Zeit der Französischen Revolution das Volk zum Verhungern gebracht. Zuerst hoffte ich, daß die Höchstpreise wenigstens dazu dienen würden, die Landwirthschaft vor dem Vorwurf zu bewahren, unberechtigt Kriegsgewinne zu erzielen. Das Gegentheil ist der Fall. Sind die Kartoffeln verfüttert, weil, in Folge der Herabdrückung des Preises, sie das billigste Futtermittel waren, ertönt das Geschrei: Diese bösen Agrarier halten die Kartoffeln zurück. Liefern sie aber auf Befehl der Behörde das ihnen aufgetragene Quantum rechtzeitig, ertönt es: Die Agrarier wollen hohe Preise mitnehmen. Es ist widerlich und erbittert die ländlichen

Kreise, die das Letzte thun wollen und würden, wenn man sie in Ruhe ließe, so daß sie den Ehrgeiz verlieren, ihren Mitbürgern in der Stadt in dieser Kriegsnoth selbstlos zu helfen. Was ist denn nun Großes erreicht? Viele Tausende von Tonnen Getreide sind verfault wegen schlechter Lagerung, Millionen Centner Kartoffeln sind erfroren und verfault, große Mengen Fleisch sind verdorben, der Zucker ist verschwunden, das Gemüse mußte aus Holland kommen, während das inländische verfaulte, das Fett und Fleisch ist mit Gewalt ruinirt und kann nicht wieder werden, wenn die Schweinezucht, die zwei Drittel des Fleisches lieferte, nicht anders behandelt wird als bisher. Zuerst wurden die Schweine unter dem Geschrei: „Das Schwein ist der Feind des Menschen“ totgeschlagen. Dann wurden zu niedrige Höchstpreise festgesetzt, für die sich nicht mästen ließ, zum Schluß aber gab das Verbot der Hausschlachtungen dieser nützlichen Aufzucht so endgiltig den Rest, daß eine Besserung nicht eintreten kann und wird, wenn nicht Alles rückwärts revidirt wird, was auf diesem Gebiete geschehen ist. Auch die jetzige Belassung bei Hausschlachtungen bis zur Hälfte und zwei Fünfteln ist Stümperei, die nutzlos ist. Es ist überhaupt ein Unsinn, die Preisfrage vor die der Produktion zu stellen. Wenn durch die Vertheuerung der Produktion die Preise um hundert Prozent steigen, werden mit Höchstpreisen die Lebensmittel vom Markt gejagt. Es wird dem Publikum verwehrt, freihändig zu kaufen, und die Monopolgesellschaft treibt die Preise noch höher. Ist es nicht ein Skandal, daß, zum Beispiel, der Centner Graupen bei einem Gerstenpreis von zwanzig Mark durch Ausschaltung der Konkurrenz bis zu hundert Mark gestiegen war?

Meiner Ansicht nach braucht man sich über die Wohlhabenden in Stadt und Land überhaupt nicht zu sorgen. Aber auch den Arbeitern ist es besser, wenn sie sich für ihr erworbenes Geld kaufen können, was sie wollen. Den Arbeitern auf dem Lande, die auf Naturallöhnung stehen (diese so verschrienen Hungerlöhne), ist es noch nie so gut gegangen wie jetzt. Ihre Naturalien sind im Werth enorm gestiegen, ihre Unkosten lange nicht in dem Maße. Die Arbeiter in der Stadt finden einen Ausgleich in der großen Steigerung der Löhne. Es kommt ihnen nicht so sehr darauf an, ob die Nahrungmittel theuer sind, wie darauf, daß sie sie erhalten können, und zwar ohne das den Arbeitverdienst schmälernde Stunden lange Warten. Wirklich schlecht geht es Allen, die ein kleines festes Einkommen oder eine geringe Rente haben, und Denjenigen, deren Gewerbe darniederliegt, wie Künstlern, Lehrern, Schriftstellern, einem Theil anderer Gewerbetreibenden, die nicht mit Kriegslieferungen zu thun haben, allen Arbeitunfähigen, den Familien vieler Kriegstheilnehmer usw. Allen Diesen soll man zunächst helfen und soll nicht die Hände schließen, die sich ihnen entgegenstrecken möchten und denen man diese Möglichkeit durch die unausführbare gleiche Vertheilung der Lebensmittel nimmt. (Gemeint ist: der Versuch, der nicht ausführbar ist.)

Wenn eine Frau in Elbing für zwei Hühner dreißig Mark bekommt, wird sie, wie ich gelesen habe, wegen Kriegswuchers verklagt. Wen geht es Etwas an, wenn ich von meinen eigenen Leuten Gänse für zwanzig Mark kaufe, für Lupinen sechzig Mark den Centner zahle, hundert Mark für Serradelle und dreitausend Mark für Arbeitpferde, während das Alles früher den fünften oder gar nur zehnten Theil gekostet hat? Ich will es haben, weil ich glaube, daß es mir nützt und daß ich mehr geschädigt werde, wenn ich es nicht habe. Ich weiß, daß ich des schnödesten Eigennutzes geziehen werde, wenn solche Ansichten laut werden. Aber ich bin an freundliche Briefe und Postkarten noch aus meiner Reichstagszeit her gewöhnt. Wenn man seinen Mitmenschen vernünftig dienen will, muß Das hingenommen werden. Kinder murren mitunter auch, wenn man ihnen unbekömmliche Dinge verbietet.

Der westpreußische Rittergutsbesitzer, Reiteroffizier, Kammerherr Elard von Oldenburg hatte im ersten Kriegsmonat gefordert: Das zum Verkauf angebotene Getreide wird in Beschlag genommen, für Getreide und Kartoffeln ein Höchstpreis vorgeschrieben, zwischen Korn, Mehl, Brot das Preisverhältniß richtig geregelt, der Handel bleibt zu Kauf und Verkauf frei, wird aber in dem Bezirk, wo das Monopol des Staates unentbehrlich scheint, dessen (reichlich bezahlter) Kommissionär. „Dann hätten wenigstens mit der Sache nur die Leute zu thun, die Etwas davon verstehen. Aber das Mehl blieb frei und Millionen über Millionen wurden den großen Mühlen in die Tasche gejagt, während die kleinen stillgelegt blieben. Der Karren ist im Dreck und darf nicht tiefer hineingeschoben werden durch immer neue Verordnungen nach der selben Richtung, die Deutschland zum Zuchthaus machen, während es um seine Söhne weint, und die nur immer größere Schwierigkeiten heraufbeschwören. Der Karren muß vielmehr herausgezogen werden durch allmählichen Abbau der Organisation.“ Kunstdünger schaffen, die Kuhhaltung nicht erschweren (sonst wird Milch und Butter noch rarer); weder Beschlagnahme noch Höchstpreis für Wild, Gerste, Schweine; unbeschränkte Erlaubniß zu Hausschlachtungen. „Warum soll die Gerste in Beschlag genommen werden? Damit die Brauereien zwanzig Prozent Dividende zahlen und das Publikum Graupen und Grütze zu unerschwinglichem Preis kauft? Es wäre viel besser, wenn die Gerste in höherem Maß zur Schweinehaltung verwendet würde. Auf dem Land kann gar nicht genug geschlachtet werden: damit zwischen Land

und Stadt sich ein Verkehr anbahnt, der den Krieg überdauert. In der Stadt können gar nicht genug Leute sich Hühner und Schweine halten, um sie selbst zu schlachten und dadurch die anderen Verbraucher zu entlasten. Genau möge man revidiren, wo eigentlich all das Geld bleibt, das all die Hunderte von G. m. b. H. erhalten, die der Staat errichtet. Bekommt all diese Millionen der Staat, so ist es eine unerlaubte, weil nicht zweckgemäße und sehr drückende Steuer; bekommt sie der Staat nicht, sondern wird damit herumgeworfen, so ist es noch schlimmer. Wenn man schließlich noch Stadt und Land mit den ewigen und unnützen Erhebungen verschont, dann ist ein Anfang zur Besserung gemacht." Diese Sätze erweisen, erstens, daß auch in Kriegszeit der Preuße (der Oldenburg heißt oder seinen Namen aus ähnlichem Lebenskreis erbte) in Wort und Schrift seiner Meinung freien Ausdruck geben darf; zweitens, durch ihre knüppeldicke Urvernunft, daß „Der Januschauer", dessen stämmige Gestalt ein großer Theil der Presse gern in eines faselnden Rüpels verzerrte, trotz mancher Schrulle und einem unzeitgemäßen Hang in Patriarchalbrauch ein, wie hier oft betont wurde, grundgescheiter Mann ist (dessen Rath der Adel West- und Ostpreußens vor jedem wirthschaftlich wichtigen Entschluß begehrt). Und als Kritiker unseres öden Kriegssozialismus ist er durchaus nicht einsam. Der (leider vom Staatsministerium aus dem Amt gedrängte) Generallandschaftdirektor Kapp hat schon im Frühjahr gesagt, statt den Handel auszuschalten und den Hof des Bauers unter Zwangsverwaltung zu stellen, solle man die künstliche Organisation rasch ins Gerümpel verstauen und in den Segen ungehemmt freien Verkehrs zurückeilen. Ungefähr eben so hat im Hamburger Fremdenblatt der Hypothekenbankdirektor Dr. Bendixen, hat vor ungefähr acht Tagen hier Herr Menshausen gesprochen. In dem von diesen Männern tief durchpflügten Gelände maße ich mir nicht Gutachterrecht an. Ich empfahl zuerst, „die Versorgung der Städte den Gewerkschaften, sammt dem Bureaukram und den Bureaukraten aller Rangklassen, anzuvertrauen"; dann: „einen Diktator, dem alle Behörden, in Stadt- und Landgemeinden, der Bundesstaaten und des Reiches, ohne Widerrede gehorchen müßten und der zu bestimmen hat, ob Rübe oder Korn gebaut, Bier gebraut, Schnaps gebrannt, das Blumenbeet dem Gemüse eingeräumt, Suppe verlöffelt, Kuchen ge-

backen werden soll.“ Vielleicht taugte der Rath nicht. Die neuen Behörden haben, mit ihren zehntausend Köpfen, nichts gebessert.

Warum sollten die hastig Zusammengetrommelten, deren „mit allem Komfort der Neuzeit ausgestattete“ Herbergen sich durch ganze Straßen hin strecken und deren Haushalt (schon der Papier- und Pappverbrauch) Unsummen verschlingen muß, mehr leisten als erfahrene Ministerial- und Provinzialbeamte, Kreis- und Gemeindeverwalter? Die Aufgabe war und ist schwer. Kam aber nicht wie der Blitz aus wolkenlosem Himmel. Der Reichskanzler (oder sein Vertreter fürs Innere) räth den Gewerkschaften, den Aerger über die Nährmittelnoth auf „die englischen Absperrmaßregeln“ umzuleiten. Das wäre den Regirenden bequem; trüge dem Reich aber nicht eines Hälmchens Frucht. Daß deutscher Krieg gegen England uns Seesperre bringen müsse, wußten wir stets; ist von Bismarck, von Caprivi deutlich ausgesprochen und später hundertmal als ein Grund des nothwendigen Zollschutzes angeführt worden. Auf diesen Zustand mußten die Reichswächter vorbereitet sein, als die Gefahr des Europäerkrieges auftauchte. Irren ist von Menschenwesen untrennbar. Muß aber, heute noch, Bier gebraut, Schnaps gebrannt, Kuchen, in schon dem Auge widriger Menge, gebacken werden? Gehört salomonische Weisheit zu der Erkenntniß, daß Höchstpreis und Handelsausschaltung den anständigen Bezug verderblicher Waare nur erschwert? Daß der Höchstpreis das Wildpret dahin jagt, wo er nicht gilt, und für Kartoffeln wohl eine Weile, doch nicht für die Dauer mit Gemeinschaftnutzen möglich ist? Daß Ausfuhrverbote deutscher Staaten und Bezirke jede vernünftige und gerechte Vertheilung rasch verderblicher Waare hindern? Aus einem norddeutschen Waldgasthaus berichtete Herr Jacobsohn in seiner „Schaubühne“:

Ich hause hier seit neun Wochen. Als ich bei der Ankunft unseren Brotkarten-Abmeldeschein vorwies, erhielten wir nicht etwa einen Brotkarten-Anmeldeschein; die Erwartung schon wurde belächelt. Wohl aber erhielten wir vom ersten Augenblick bis heute: Brot, Butter, Eier, Fleisch und was sonst zu Haus kaum nach kleinsten Maßen, kaum um schweres Geld, kaum mit der größten Mühe zu erschwingen ist, Das erhielten und erhalten wir ohne Beschränkung, in einer Qualität, die vor dem Krieg selten, für einen Preis, der immer spottbillig zu nennen war. Zum Frühstück und zum dritten Gang des Abendbrots kommt auf Jeden so viel Butter wie in der

Großstadt die Woche über auf eine mehrköpfige Familie. An den beiden fleischlosen Tagen giebt es nicht einen Eierkuchen, sondern sieben übereinander gelegt, die in reiner Butter (und von welcher Menge!) gebacken sind. Ueberhaupt schwimmen die meisten Gerichte in reiner Butter. Margarine kennt man nicht. Zu Kaffee und Thee braucht man keine Milch, da an fetter Sahne niemals Mangel ist. Fleischsorten tauchen wieder auf, die sagenhaft geworden waren: auf einen bestimmten Wochentag fällt ein Schweinebraten, der gleich dem köstlichsten Gänsebraten schmeckt; wie davon heruntergesäbelt wird, Das erinnert an Homer. Derart werden allein in unserem Gasthof täglich siebenzig Personen (ernährt?) gemästet; und in manchem Gasthof manches Nachbarorts zweihundert. Ihnen allen erscheint die Unvernunft dieser Verschwendung so arg, daß sie sich den Uebergang in die Gewohnheiten der Heimath unbedenklich zu erleichtern trachten: sie kaufen eine Weile vor der Abreise Butter auf und lassen sie im Eiskeller des Gasthofs lagern. Es ist klar, daß in der ganzen Gegend, die sonst zur Reisezeit nicht eben überfüllt war, auf Wochen hinaus kein Bett und kein Billard zu haben ist und daß man sich verwundert fragt, ob wirklich nicht erreichbar sein sollte, von diesem märchenhaften Ueberfluß einen Theil an die Großstädter abzuleiten.

Das scheint nicht erreichbar; trotzdem die Eisenbahn in fünf Stunden den Gierigen in dieses umschmatzte Eden trägt. Und solcher Bericht ist nicht etwa vereinzelt. Aus allerlei Zonen des deutschen Himmels kommt ähnlicher. Muß der darbende Großstädter, der ihn liest, Denen nicht neidig werden, die in solche Seligkeit verreisen konnten oder von Tante, Vetter, Freund, vom Schwager des Hausgesindes Fleisch, Eier, Mehl, Linsen, Hühner, Nudeln, Fettstoff erhalten? In jedem Straßenbahnwagen könnt Ihr den Neid zischeln hören. (Ueber Fresserei, Fasterei wird ja viel mehr geredet, gestöhnt als über den ganzen Krieg.) Besonders übel stehts um die Einzelnen, die zu beschäftigt oder nur nicht rüstig genug für die langwierige Ladenbirsch sind und keine Dienstboten haben. Neunzig Gramm Fett, ein Ei, höchstens ein Halbpfund Fleisch (oft gefrorenes) in der Woche, bald kein Tröpflein Milch mehr, Gemüse, Geflügel, Obst auf nie erträumter Preishöhe, unverderbter Kaffee nicht zu haben, Kakao ums Drei- bis Vierfache vertheuert: da gehts, Excellenzen, nicht immer muthig zu. (Daß man in einer Zeit so ungeheuerlicher Preissteigerung die Leiter der Berliner Straßenbahngesellschaft, die für Stoff und Lohn viel mehr als sonst ausgeben muß, in langen Artikeln schimpft, weil

sie den sinnlos niedrigen Fahrpreis um ein paar Pfennige erhöhen will, gehört ins Bild des Irrseins. Dem Armen ist die Erhöhung der Postgebühr empfindlicher als die des Bahntarifes. Und mancher Schaffner und Fahrer, der zuvor kein Wanst war, hat schon dreißig bis vierzig Pfund an Gewicht verloren.) Wars nöthig, den Millionen, die an jedem Abend um die Nahrung des nächsten Tages bangen, schriftliche Antwort auf die Frage zuzumuthen, welche Mengen von Fleisch, Speck, Dauerwaare, Geflügel, Fett sie im Haushalt haben? Darf ein Gütiger schelten, der auf den Druckzetteln böse Glossen liest und die Leute knurren hört, man solle sie mindestens in Ruhe lassen? Mit jedem Tageslicht schwindet ein Stück des Glaubens an die Wohlthat des aus Erhebungen, Karten, Verboten bereiteten Systems. Völlige Unfreiheit und Kommando-Sozialismus: zusammen trägt sichs schwer. Das Schreckbild, das Eugen Richter einst von dem aus den „Irrlehren der Sozialdemokratie" werdenden Zustand malte, wird unsere Wirklichkeit. Der Patron deutscher Wirthschaft Charles Fourier, der Sohn des Webwaarenhändlers in Besançon, der dem Karlchen, weils vor einem Kunden den Unwerth eines Stoffes ausgeplaudert hatte, eine klatschende Maulschelle gab. Als Kaufmannsgehilfe sieht Charles in Marseille, daß der Kolonialwaarenhändler, dem er dient, Reis in Haufen verderben und heimlich ins Wasser schütten läßt, um dem hungernden Volk, durch Vorrathsminderung, den Preis auf noch höheren Gipfel zu treiben. Ohrfeigen für Wahrhaftigkeit, Trug zu Profitzweck: fortan ist für Fourier aller Handel nur noch „das edle Geschäft der Lüge". Das will er ausmerzen. Die Menschheit in Phalansterien, Asyl-Paläste, einpferchen und nach den Regeln neuer „Gastrosophie" füttern. Jedem eine umgrenzte Lebenshaltung vorschreiben und verbürgen. Ueber die Phalangen des Erdballes gebietet, von Konstantinopel aus, der Omniarch. Die Erdachse wird (noch vor dem Leser) verrückt, durch Attraktion zwischen Nord- und Südpol der Ausgleich bewirkt, das Eisgebirg vom Anhauch einer Lichtkrone geschmolzen, die Tropenhitze ins Wohnliche abgekühlt. Aller Boden kann Heimath und Fruchtstatt werden. Elephanten und Tiger sänftigen sich in die geduldige Zahmheit des Lastthieres. Die Brut der Haie, Walfische, Krokodile zieht Menschenschiffe durch das Meer, dessen Wasser durch Bestrahlung entsalzt

und schmackhaft gemacht wird. Nordsibirien und der Eskimobereich ähneln bald dem Land, wo die Citronen blühen. Die von Weisheit gepäppelten Menschen werden zwei Meter hoch, vierhundert Pfund schwer, leben hundertvierundvierzig Jahre; und unter ihnen wandeln im nächsten Saekulum je drei Dutzend Millionen Homere, Newtons, Molières. Trotz dieser Kosmogonie war Fourier kein Narr. Die Gedanken der Arbeiterversicherung, Produktivgenossenschaft, Organisation der Arbeit und des Kredites hat er früher als ein Anderer tief eingerammt. Da wir aber nicht an seine Lehre von den zwölf Grundtrieben, sensuellen, affektiven, distributiven, glauben, da unser Staat das Recht auf Arbeit nicht anerkennt, weder Mindesteinkunft noch zulängliche Nahrung verbürgt, auch die Türken nicht aus Konstantins Stadt werfen will: muß er Fouriers Händlerhaß erben und Deutschland in ein dürftiges Phalansterion wandeln? Was jetzt geschaffen wird, soll lange währen; denn die Möglichkeit der Lebenshaltung (denket an Goldknappheit, Rohstoffnoth, Viehstandslücken, Valuta, Frachtraum) wird sich erst ein paar Jahre nach dem Friedensschluß ändern. Handel ist nicht Schwindel; wird aber in dessen Nachbarschaft geschoben, wenn ihm fast nur noch der Verschleiß von „Ersatzwaare", von trübem Gemisch und dunklem Mengsel frei bleibt, das schwerer noch als Schwamm dann aus dem Reichshaus zu tilgen ist. Mit dem Handel ists wie mit der Presse: muß man sie in der Schicksalszeit, wo es um das Ganze geht, knebeln, so sind Beide nichts Rechtes werth und die ihnen Verpflichteten als nur im Alltagslicht unschädlich Haltbare zu bedauern.

Septembersterne.

Aus dem Dickicht wirrer Geräusche, die man uns für Widerhall der Stimmung von Athen und Saloniki, Althellas und dem griechischen Makedonien ausgiebt, fände der nicht von Auge und Ohr Geleitete sich niemals in Klarheit. Vielleicht ist, wenn dieses Heft gelesen wird, Ereigniß geworden, was heute nur vermuthet werden kann. Gewiß ist, daß Basileus Konstantin sich von dem Generalstabschef Dusmanis, dem Hauptgegner des Staatsmannes Venizelos, getrennt und Makedonien sich von der dem König schuldigen Pflicht losgesagt hat. Zu bedenken bleibt in der Wartehalle Dreierlei: der uralte Haß, der Hellenen von Bulgaren

scheidet und den nur die Gemeinschaft wider die Türkei für ein Weilchen überbrückte; der Bündnißvertrag, der Griechenlands Entschluß besiegelte, Serbien gegen Bulgarenangriff zu vertheidigen; die Thatsache, daß England, Frankreich, Rußland, die Schöpfer und Bürgen des Griechenstaates, in dem Schutzvertrag sich das Recht gewahrt haben, in jedem Fall der Willensdreieinheit Truppen ins Land zu schicken und die Verfassung vor Bruch zu behüten, der (sagen sie) unleugbar ist, seit Venizelos aus dem Amt gescheucht und die Kammer, ohne triftigen Rechtsgrund, aufgelöst wurde. Unter solchem Zwang steht Griechenland vor den Fragen, ob es, allein auf dem Balkan, zwischen Biskaischen und Kaspischen Meer allein, neutral bleiben, die Mondsichel schärfen oder stumpfen, mit oder gegen Bulgarien gehen, sich in Ruhe bescheiden oder den Marsch fortsetzen wolle, der auf Kreta begann und nach Makedonien stampfte. Diese Bewegung wühlt fort. Blicket vom Auslauf noch einmal auf den Anfang zurück.

Die kretischen Seeräuber wurden zuerst von dem römischen Imperator, dann vom griechischen Basileus gebändigt und unterworfen. Dem entreißen die Araber die Insel des Minosmythos. Im zehnten Jahrhundert zwingt Nikephoros Phokas, der schon alternde Feldherr-Kaiser, den Islam in den Staub. Als Nikephoros, das Kreuzszepter in der Rechten, in der Linken die Akakia, auf goldenen Sohlen, mit Goldbinden um den Leib, als vergotteter Autokrator durch eine Weihrauchwolke in die Hauptstraße von Byzanz schreitet, ist der Siegbringer Herr von Kreta. Für ein Vierteljahrtausend gehört die Insel den Griechen. Fällt, als die Kreuzfahrer in Konstantins Stadt eingezogen sind, den Genuesen, dann den Venezianern zu und wird im letzten Drittel des siebenzehnten Jahrhunderts von den Türken erobert. Griechenaufstände, die stets niedergezwungen werden. Ibrahim Pascha siegt über Capo d'Istria. Der Friede von Adrianopel bestätigt die Türkenherrschaft. Als, nach Ottos Entthronung, Prinz Georg von Dänemark zum König der Hellenen gekürt wird (denen England, um der gefährlichen Kandidatur Leuchtenberg-Beauharnais zu entgehen, das Recht auf die Jonischen Inseln zusprechen muß) und eine Nichte des Zaren Alexander heimführt, entsteht das Gerücht, Kreta sei der Braut als Mitgift gewährt. Die Gelegenheit scheint günstig. Preußen hat Oesterreich geschlagen und

muß sich gegen den pariser Versuch einer revanche pour Sadowa rüsten. Von Mitteleuropa ist also nichts zu fürchten. Alexander darf dem Mann der Nichte helfen. Die Kreter stehen auf, Freiwillige strömen aus Ost und West zu und in Athen ist das Ministerium Kumunduros bereit, Alles auf ihre Karte zu setzen. Doch die erschreckten Großmächte interveniren, die Hohe Pforte entschließt sich nur zu winzigen Konzessionen und am neunten Januar 1869 verbietet die pariser Botschafterkonferenz den Hellenen, auf Kreta zu landen oder den Aufstand durch bewaffnete Banden zu unterstützen. Auf dem Berliner Kongreß kämpfen Karatheodorij und Mehemed Ali für das Türkenrecht auf die Insel; und sind ihrer Sache sicher, seit sie wissen, daß Beaconsfield zwar „Etwas für Griechenland thun“, den Sultan aber nicht zum Verzicht auf Kreta zwingen will. Nach dem Kongreß wird dem Generalgouverneur (Wali) ein christlicher Adjunkt (Muchawir) beigeordnet, ein Theil der Landeseinkünfte für öffentliche Arbeiten reservirt und schließlich bestimmt, daß eine aus 49 Christen und 31 Musulmanen zusammenzusetzende Nationalversammlung, die alljährlich mindestens vierzig, höchstens sechzig Tage berathen soll, Gesetze vorschlage, die der Sultan bestätigen muß, wenn sie in den Rahmen der Osmanenlegislatur passen und die kaiserliche Macht nicht schmälern. Schon diese Klausel macht den kretischen Parlamentarismus zur Posse. Der Wali bleibt Insulartyrann und schaltet hinter dem Ornament einer for show geschaffenen Verfassung nach willkürlichem Ermessen. Wird, nach neuen Aufstandsversuchen, von Abd ul Hamid 1889 mit noch weiter reichender Macht ausgestattet. Den Kretern gehts jämmerlich. Unter dem Druck der Großmächte bewilligt der Sultan ihnen 1895 einen christlichen Generalgouverneur (Karatheodorij Pascha). Ungern. Als die Musulmanen wüthend aufbrüllen und die Hohe Pforte fragen, ob Rumi auf der Insel herrschen, Christen als Walis mit der christlichen Parlamentsmehrheit regiren sollen, finden sie im Yildizpalast einen stillen Helfer. Emin Pascha, der vom Wali unabhängige Truppenkommandant, ruft zu offenem Kampf gegen Karatheodorij, entzieht ihm die Polizeimannschaft und setzt durch, daß der dem Islam verhaßte Mann von Turkhan Pascha abgelöst wird. Straßenputsche. Russische und griechische Konsularkawassen werden gemordet. Wie ein Lauffeuer gehts

durch die Insel. Zuerst schicken Frankreich und Italien, dann auch Britanien und Rußland Kriegsschiffe in die Sudabai. Doch der Bürgerkrieg ist nicht mehr aufzuhalten. In den Städten sind die Türken unantastbar; im Gebirg befiehlt die Epitropie, deren Banden, auch als der Sultan neue Truppen geschickt hat, nicht niederzuringen sind. Darf Griechenland müßig bleiben, während die „Schwesterinsel" keuchend um ihr Lebensrecht ringt? In der Weihnachtwoche des Jahres 1895 schreibt Herr Bourée, Frankreichs Gesandter, aus Athen an Berthelot (der große Chemiker leitet unter Bourgeois das internationale Geschäft der Republik), König Georg habe ihm gesagt: „Wenn die Türken wirklich, wie erzählt wird, fünf Bataillone nach Kreta schicken, kann ich für nichts mehr stehen und die Ereignisse müssen ihren Lauf nehmen." Der kluge Paul Cambon (der Bruder des später bei uns akkreditirten) ist in Konstantinopel und schildert Herrn Hanotaux (der Berthelot abgelöst hat) die Möglichkeiten solcher Entwickelung. Schon kämpfen auf Kreta türkische Soldaten gegen griechische Freiwillige. Wie lange kanns dauern, bis überall die Hellenen aufstehen und die Raserei dieses Nationalismus Makedonien ergreift? Europa muß helfen. Europa hilft. Abd ul Hamid verspricht Alles, was von ihm gefordert wird: Amnestie, getreuliche Wahrung der Konstitution vom zwölften Oktober 1878, Ernennung eines christlichen Truppenbefehlshabers. Er kennt seine Leute. Nach kurzer Ruhe kehrt der alte Zustand der Wirrniß zurück und ein schlauer Fischer angelt sich was Schmackhaftes aus der trüben Fluth. Berowitsch Pascha, der Fürst von Samos, erfährt, als Kommandant, kaum, was vorgeht. Soll die Minorität der Anmaßung einer radikalen Mehrheit geopfert, die mit Türkenblut gedüngte Insel leichtfertig den unreinen Rumi ausgeliefert werden? So fragen die Musulmanen. Doch auch die christlichen Kreter sind nicht zufrieden. Heischen, außer dem christlichen Generalgouverneur, der auch über die Truppen frei verfügen müsse, und der Aufsichtpflicht der Großmächte, die griechische Staatssprache und das Recht, die Einnahmen, nach einem der Pforte zu zahlenden Tribut, nur für die Interessen der Insel zu verwenden. In deren Gebiet wird inzwischen lustig gesengt und gebrannt, geschändet und gemordet. Und der behutsame König Georg, der am Liebsten den Herrgott einen guten Mann sein ließe, kann dem Drang der Oeffentlichen Mei-

nung auf die Dauer nicht widerstehen. Offiziere, Soldaten laufen aus seinem Heer zu den kretischen Rebellen. Kommts zum Türkenkrieg gegen Hellas? Noch nicht. Abd ul Hamid läßt sich von dem bittenden, warnenden Wort der Botschafterkonferenz erweichen. Berowitsch Pascha soll fünf Jahre lang Wali sein und, als besondere Auszeichnung, den Rang der Wesire erhalten. Justiz und Polizei werden im Einvernehmen mit der Konsularkommission von Kanea reorganisirt. Was für den Wohlstand der Insel geschehen kann, wird ohne Aufschub geschehen. Jubel in der kretischen Christengemeinde. „Lasset uns, die wir Kinder des selben Landes und an dessen Gedeihen, Christen und Musulmanen, in gleicher Weise interessirt sind, den alten Hader für immer vergessen und, statt einander nach Habe und Leben zu trachten, fortan nur im Wettstreit friedlicher Arbeit noch um den Sieg ringen.“ So stehts in der Christenproklamation. Endlich Friede auf Kreta. Die Diplomaten rösten sich am Hochgefühl ihres Erfolges.

Nicht lange. Drei Tage nach der Proklamation kommt aus Kandia die Kunde von neuem Christengemetzel. Wieder ziehen Türkenhaufen von Haus zu Haus und sichern sich die Herrschaft über die Städte. Wieder fordern sie laut das Recht, nach ihrem Sinn die Insel zu regiren, deren Bevölkerung zu zwei Dritteln doch aus Christen besteht. Und Abd ul Hamid ersinnt eine neue Finte. Um die Insel zu „beruhigen“, schickt er Zihni Pascha hin, der, als Großherrlicher Generalkommissar, mehr gelten muß als der Christ Berowitsch; und bald auch an allen Ecken Feuerchen anzuzünden versteht. Im Januar 1897 Christenverfolgung in Kanea. Der Wali, die Konsuln, die Katholische Mission werden bedroht, die meisten Häuser zerstört, die Christen halbnackt durch die Straßen gescheucht. Auf der Brandstatt fehlts an Brot; nicht ein Bäcker ist dem Tod entronnen. Die Ueberlebenden flüchten ins Gebirg, hissen die Griechenfahne und beschwören die Brüder in Hellas, die Insel zu annektiren. Delijannis verliest im athenischen Parlament die Depesche, in der Generalkonsul Gennadis das hoffnunglose Elend der Christen meldet: und wie ein Mann erhebt sich die Kammer zum Kriegsruf gegen die Türken. Ein Panzer soll hinüber. Und Prinz Georg, des Königs zweiter Sohn, wird mit einer Torpedoflotille die in Smyrna zusammengezogenen türkischen Truppen hindern, auf Kreta zu landen. Am sech-

zehnten Februar 1897 landet Oberst Wassos dort mit drei Griechenbataillonen und nimmt im Namen seines Königs die Insel in Besitz. Hellas muß siegen. Dreihunderttausend Griechen sind bereit, Konstantins Stadt von der Türkenschaar zu säubern. Der Epirus, Makedonien, Albanien wird aufstehen. Der von Christenblut triefende Abd ul Hamid, den der Brite Gladstone schon zuvor einen Mörder, der Franzose Vandal den Rothen Sultan genannt hat, fliegt in die Luft, die armenischen und kretischen Märtyrer werden gerächt und die brünstigen Wünsche endlich erfüllt, die seit den Kreuzfahrertagen auf Europens Gewissen lasten. Wie ein Sauserrausch gehts durch Griechenland; und das Häuflein der Nüchternen wird überheult. Daß die Balkanrivalität keinem Stamm einen Sieg noch gar einen völligen Triumph gönnt, scheint vergessen. Wird den trunkenen Hirnen rasch aber eingehämmert. Fürst Ferdinand von Bulgarien, der weiter sieht als die Haemusvettern, läßt Alexander von Serbien nach Sofia kommen und verabredet mit ihm, was zu geschehen habe, wenn die Griechen nach Makedonien vordrängen. Das Sammlungministerium Simitsch erklärt, bei jeder Aenderung des status quo müsse auch Serbien Konzessionen fordern. Schon glimmts in Makedonien. Schon hetzt der Sultan seine Albanerhorden gegen die Griechengrenze. Höchste Zeit für die europäische Löschmannschaft. Salisbury läßt in Konstantinopel herrisch empfehlen, der Insel, unter der Oberherrschaft des Sultans, Autonomie zu gewähren; in Athen, sich in solchen Erfolg zu bescheiden und die Truppen zurückzuziehen. Hanotaux schließt sich diesem Vorschlag an und sagt in der Kammer: „La Crête va être remise en dépôt par le Sultan entre les mains de l'Europe et jouira désormais d'une administration autonome sous la suzeraineté de la Porte." In Berlin wird der internationalen Politik vom Kaiser die Richtung gewiesen. Der eilt, als er von dem Griechenvorstoß gehört hat, in jäh aufflackerndem Zorn zu dem Marquis de Noailles, dem Botschafter der Französischen Republik, und ruft, die Großmächte müßten den Piraeus, die ganze Hellenenküste blockiren; Europa dürfe ein Volk nicht schonen, das seinen Nachbar so frivol herausgefordert und den Frieden des Erdtheiles gefährdet habe. König Georg soll seine Truppen zurückziehen. Er möchte wohl, darf aber nicht; wäre unmöglich, wenn er wieder nachgäbe. Wird das Versprechen der Autonomie etwa

besser gehalten werden als frühere Verheißungen? Sicher nicht. Darf Hellas die christlichen Brüder schutzlos der islamischen Wuth preisgeben? Nein. Man lasse die Insulaner abstimmen; sie werden deutlich sagen, ob sie türkisch bleiben, ob griechisch werden wollen. Dann erst darf Oberst Wassos die Insel verlassen.

Britanien hat kaum Zeit, sich ernstlich um Kreta zu kümmern. Kitchener ist auf dem Marsch nach Dongola und Berber; der Sudan wichtiger als das Gekribbel am Strand des Aegeermeeres. Vielleicht läßt sich doch irgendein Vortheil herausschlagen. Die Großmächte sperren die kretische Küste, um die Landung neuer Truppen (aus Athen und Smyrna) zu hindern, und schicken selbst Kontingente auf die Insel. Die erweisen sich bald als zu schwach; und Salisbury findet, das für den Christenschutz Nöthige sei auch von zwei Mächten zu leisten; sogar von einer. Warum sollen England, Rußland, Deutschland, Oesterreich Soldaten im Archipelagos halten? Seit Karl Martel bei Poitiers die Araber schlug, seit Karl der Große von Harun al Raschid die Schlüssel zum Heiligen Grabe empfing, ist der Franke im Orient der Westländer, der Christ; das Frankenreich der Wall gegen den Islam. Hat nicht auch die Republik (die schon Gambetta gewarnt hatte, aus der Kirchenfeindschaft einen Exportartikel zu machen) eifersüchtig, noch unter Carnot und Goblet, das Vorrecht ihres Christenprotektorates gewahrt? General Simmons und der Herzog von Norfolk haben Leo den Dreizehnten nicht zu überreden vermocht, in Nordostafrika britische Bischofsitze zu schaffen, die der Gerichtsbarkeit des Kardinals Lavigerie, des Primas von Afrika, entzogen wären. Graf Lefebvre de Béhaine, der im Vatikan Frankreich vertrat, hat dem Papst damals ins Gedächtniß gerufen, was die Römerkirche seit den Tagen des Heiligen Ludwig den Franzosen schulde; daß nach dem Berliner Kongreß am Quai d'Orsay für die wirksame Wahrung des Katholikenrechtes der Dank der Kurie ausgesprochen worden sei. Und Leo hat in der Encyklika Aspera rerum conditio alle Missionare angewiesen, in Nothfällen sich stets an Frankreich zu wenden, dessen Orientprotektorat auf unzerreißbaren Verträgen beruhe. Wer im Erdosten der Hort der Christenheit sein will, mag auch auf Kreta für die Glaubensbrüder sorgen. Frankreich soll als Mandatar Europas die Insel besetzen. Wohlausgesonnen, Marquis Salisbury; wär' der Gedanke nicht so verwünscht ge-

scheit, man wär' versucht, ihn herzlich dumm zu nennen. Frankreich auf Kreta: keine pariser Regirung darf den Briten dann das Recht zur Okkupation Egyptens bestreiten. Das sieht Hanotaux ein und lehnt drum den britischen Vorschlag ab, trotzdem Rußland ihm zugestimmt hat. Die Truppen der sechs Großmächte müssen bleiben. Kreta (so heißts in der Proklamation der vier Admirale) steht unter Europas Schutz und seine Autonomie ist gesichert. Die Rebellen steigen von den Bergen und ringsum ist Ruhe.

Auf Kreta. Nicht in Griechenland. Das macht jetzt eine unheilvolle Dummheit. Statt mit dem Erreichten mindestens zufrieden zu scheinen und zu thun, als habe sichs wirklich nur um Christenschutz und Autonomie gehandelt, enthüllt es die nationale Selbstsucht. Die heimliche und offene Unterstützung der Kreter hat viel Geld gekostet, das Budget ist in Unordnung und nur ein sichtbarer Sieg des Hellenismus kann das Volk zur Hinnahme neuer Steuerlast bestimmen. Der kühle König ahnt wohl die Gefahr hitziger Politik; würde aber die Dynastie entwurzeln, wenn er allein sich der allgemeinen Volksstimmung entgegenstemmte. Wir Griechen dürfen nicht auf Kreta bleiben? Die Großmächte sperren die Häfen, halten die Insel besetzt? Die Enkel der Phihellenen, die Landsleute Byrons vornan, führen heute das Türkengeschäft? Gut. Den Schlüssel zum Phönikeremporium können wir ihrer Faust nicht entwinden; aber in Makedonien dem Islam beweisen, daß Hellas noch lebt. Kronprinz Konstantin wird zum Armeeführer ernannt. Der Schwager des Deutschen Kaisers und ein Mann, den schon der Name zum Kreuzzugshelden praedestinirt. Vorwärts! Deus lo vult! So tobts durch die Straßen von Athen. Doch der Herrgott ist noch immer, wie in Fritzens Zeit, bei den stärkeren Schwadronen. Und das Schicksal schreitet schnell. Am zweiundzwanzigsten März haben die Admirale zu Ruhe und Frieden gemahnt. In der fünfundzwanzigsten Märznacht schlachten die durch neue Armeniermorde gereizten Christen in der Moschee von Skutari ein Schwein, malen mit dem Blut des Thieres Kreuze an die Mauern, hängen den Kadaver über die den Betern geweihte Stätte, setzen dem abgeschnittenen Schweinskopf einen Turban auf und lassen ihn in der Mitte des Tempels thronen. In wilder Wuth heult der Musulman am nächsten Morgen auf. Ein Gewimmel wälzt sich ins Christenquartier, verwüstet den Friedhof, stampft

über die Gräber hin und reißt jedes Kreuz aus der Erde. Der Versuch, die Unruhen örtlich zu begrenzen, mißlingt. In Angora und Tokat, in Adana und Caeserea kommts zu ähnlichen Konflikten. Edhem Pascha steht mit hundertfünfzigtausend Mann an der thessalischen Grenze. Sein Heer ist dem griechischen nicht nur an Zahl überlegen. Jeder nicht blinde Diplomat sagt die Hellenenniederlage voraus und Cambon beschwört seinen Kollegen Mawrocordato, in Athen alles zur Vermeidung solchen Schlages irgend Mögliche zu thun. Selbst wenn Konstantin, wider jedes Erwarten, gegen die Uebermacht aufkäme, wäre für Griechenland nichts zu hoffen; die Balkanslawen sind mobilisirt und die Großmächte haben laut erklärt, der Angreifer dürfe aus so frevlem Beginnen unter keinen Umständen Gewinn ziehen. Alles umsonst. Zwei Fanatismen wüthen wider einander; zwei Dynastien fechten für das Ansehen, das ihnen den Thron verbürgt. Am zehnten April überschreiten Griechenbanden die Grenze; bald danach suchen andere in Thrakien dem Türkenheer die Verbindung mit der Heimath abzuschneiden. Die Hohe Pforte läßt feststellen, daß die Banden zum größten Theil aus griechischen Soldaten bestehen, von griechischen Offizieren geführt werden: und schickt dem Fürsten Mawrocordato die ihn und sein Personal schützenden Pässe, erklärt dem König Georg den Krieg und giebt Edhem Pascha den Befehl zum Angriff. Die Großmächte bleiben neutral und werden trachten, den Kriegsschauplatz zu verengen. Das Deutsche Reich nimmt die in Griechenland lebenden Türken unter seinen Schutz; für die Griechen der Türkei werden Britanien, Rußland und Frankreich sorgen (die zum ersten Mal ein Orienthandel vereint).

Rühren die Balkanslawen sich nicht? Ferdinand wäre kein kluger Kaufmann, wenn er je eine günstige Konjunktur versäumte. Da Abd ul Hamid die Hellenen auf dem Hals hat, muß er den Bulgaren in Makedonien, dem Land ihrer Zukunfthoffnung, drei neue Bisthümer und für den Wilajet Monastir eine Handelsagentur gewähren. Auch Serbien sichert sich einen Brocken: das Recht, in den Wilajets Monastir und Saloniki Schulen zu gründen und nach Uesküb, wo bisher ein griechischer Metropolit saß, einen Serben zu schicken. Nun mochte Hellas sein Glück probiren ... Vierzehn Tage nach der Kriegserklärung ist das Griechenheer auf ungeordnetem Rückzug aus Larissa. Das auf dem Meer ohn-

mächtige Osmanenreich ist nur auf dem Land ernstlich angegriffen worden und hat, nach kleinen Schlappen, den Feind auf den Weg nach Pharsalos gedrängt. Wo Julius Caesar im Jahr 48 mit zwanzigtausen Mann die vierzigtausend des Pompejus schlug, weicht Konstantin jetzt vor Edhem Pascha (dessen Strategie und Taktik der preußische General Grumbkow mitberäth). Am sechsten Mai fällt Pharsalos, am achten Volos; am zehnten stehen die Vorposten des Türkenmarschalls auf den Hängen des Othrys. Athen ist bedroht. Ist schon seit dem Türkensieg bei Tyrnawos in wildem Aufruhr. Soll es, im Angesicht des Feindes, die Schrecken einer Commune nach pariser Muster erleben? Georg, der für seinen Thron zittert, hat, wie Könige in Nöthen gern thun, einen Prügelknaben gesucht; und in Delijannis gefunden. Der wird der zum Schloß hinaufbrüllenden Pöbelwuth als Opfer hingeworfen und im Ministerium durch Rhallis ersetzt. Einen Helden, der mit gambettischer Energie die letzten Mittel für den Kampf aufbieten und dem Feind nie den Rücken zeigen wird. Neue Enttäuschung. Rhallis besinnt keine Heroenleistung, sondern sucht rasch zu retten, was noch zu retten ist. Und die patriotische Leidenschaft seiner Landsleute (die wohl nicht, wie Fallmerayer meinte, als Slawensprossen anzusehen, immerhin aber durch das von Slawen, Albanern, Kleinasiaten ererbte Blut dem brachykephalen Südslawentypus näher als dem Urbild althellenischer Art gebracht worden sind) kühlt sich schnell, als die Türkenrache die Hauptstadt umdräut. Europa soll helfen. Europa hilft wieder. Heischt zunächst aber die Rückberufung des Obersten Wassos und seiner Truppe, die Unterzeichnung des Waffenstillstandes und die Anerkennung der kretischen Autonomie. Am achtzehnten Mai erklärt die athenische Regirung sich dazu bereit. Am einundzwanzigsten giebt der von den Botschaftern bestürmte Sultan den Befehl zur Waffenruhe. Und fünf Tage danach klettert der letzte griechische Soldat vom Kreterstrand in den Kahn; wird die letzte Hellenenkanone nach dem Piraeus verfrachtet. Griechenland ist ruhmlos besiegt. Doch die einst von Phokas eroberte Insel ist frei.

Frei vom Türkenjoch? Ein frommer Wahn. Am neunzehnten September wird in Konstantinopel der Präliminarfriede ratifizirt. Griechenland muß sich zu einer Kriegsentschädigung von fünfundsiebenzig Millionen Mark verpflichten, auf einige Konsularrechte

verzichten, eine den Türken günstige Regulirung der thessalisch-makedonischen Grenze hinnehmen und seine kränkelnde Finanzwirthschaft einer von den Großmächten einzuberufenden Kontrolkommission unterstellen. Denn die Gläubiger des Griechenstaates sind unruhig geworden und wollen sich die Einlösung der Zinscoupons sichern. Diese Bedingungen scheinen dem Volk zu hart und bieten dem ehrgeizigen Delijannis die ersehnte Gelegenheit, sich an Georg und an Rhallis zu rächen. Seine Rügerede bestimmt die Kammer zur Ablehnung des Präliminarvertrages. Rhallis muß dem Kammerpräsidenten Zaimis den Platz räumen. Am achtzehnten Dezember wird der (vierzig Tage zuvor mit der endgiltigen Unterschrift der Türken und Griechen versehene) Friedensvertrag angenommen. Doch das Land ist zerrüttet; der König verhaßt, Kronprinz Konstantin als untüchtiger Feldherr verdächtigt. Beide verstehen, nach kurzer Frist ein Stück der verlorenen Volksgunst zurückzuerobern. Dem König hilft ein Attentat, das seiner Presse erlaubt, ihm die übliche „Unerschrockenheit“ nachzurühmen, dem Kronprinzen seine Denkschrift, die ohne Beschönigung der Schwäche die Reorganisation des Heerwesens fordert. Kreta? Griechenland kann in absehbarer Zeit nichts für die Insel thun. Neun Monate zuvor hat Hanotaux im Palais Bourbon gesagt, einstweilen („pour le moment du moins“) könne Griechenland Kreta nicht bekommen. Hätte man in Athen diese Unmöglichkeit erkannt und die Gewährung der Autonomie als einen Erfolg hellenischen Mühens frisirt! Jetzt schwindet die Hoffnung. Georgs Reich blutet aus hundert Wunden; der Weg nach Makedonien ist von Ferdinand verrammelt; das Balkanslawenthum gegen den Hellenismus gewaffnet. Auf Kreta sorgen die von den Großmächten hingeschickten Schutztruppen für äußere Ordnung. Salisbury versucht noch einmal den früher mißglückten Kniff: bietet der Französischen Republik an, einen ihrer Generale zum Wali zu machen. Noch sieht der Franzos in den Briten die Danaer, deren Geschenke nie Heil bringen können; und dieses Mißtrauen lehnt den londoner Antrag ab. Wer soll nun Generalgouverneur werden? Ein Belgier, Schweizer, Luxemburger; aus einem politisch da unten nicht interessirten Staat muß er kommen. Bis er gefunden ist, regirt ein von den europäischen Admiralen beaufsichtigter Ausschuß der Nationalversammlung. Steuern, Rechtspflege, Polizei

werden reformirt, religiöse und nationale Leidenschaften der Verwaltung fernzuhalten gesucht. Doch in den Hauptstädten sind noch türkische Garnisonen. Dieser Anblick stachelt den Musulmanenmuth. In Kandia werden kretische Christen gemordet. Das ginge ohne Sühne hin; aber auch britische Matrosen verröcheln unter Türkenstreichen. Zornige Beschwerde im Yildizpalast. Wilhelm bereitet sich zur Reise nach Konstantinopel, Jerusalem, Damaskus. In Petersburg hat Felix Faure aus Nikolais Mund endlich die Anerkennung des franko-russischen Bündnisses gehört. England muß, nach Kitcheners Sieg bei Omdurman, auch am Bosporus zeigen, daß es noch lebt, noch zu befehlen vermag. Der Sultan giebt nach; zieht seine Truppen aus Kreta zurück. Und drei Tage vor der Weihnacht übernimmt Prinz Georg die Regirung.

Ein Grieche Generalkommissar für Kreta; ein Jahr nach dem Krieg. Ein griechischer Prinz; ein Sohn des Besiegten. Jetzt ist die Insel doch frei? Abd ul Hamid lächelt in seinen Semitenbart. Frei! Er hat 1878 dem Berliner Vertrag zugestimmt, dessen dreiundzwanzigster Artikel mit dem Satz beginnt: „La Sublime-Porte s'engage à appliquer scrupuleusement dans l'île de Crète le règlement organique de 1868, en y apportant les modifications qui seraient jugées équitables.“ Zwei Jahrzehnte lang hat er sich mit dieser Gewissenspflicht bequem abgefunden. Soll er seiner überlegenen Schlauheit nun etwa weniger fest vertrauen? Nach dem über ein Christenheer errungenen Sieg, den auf dem ganzen Erdgrund der Islam wie einen neuen Lenz bejauchzt? Nachdem ein Deutscher Kaiser ihn eben seinen Freund und den würdigen Erben Saladins („eines der ritterlichsten Herrscher aller Zeiten, der oft seine Gegner die rechte Art des Ritterthumes lehren mußte“) genannt, ihm Hilfe zugesagt und erklärt hat, keine Europäermacht habe das Recht, das Osmanenreich zu zerstücken? Der Mann der Armeniermorde und der thessalischen Siege braucht nichts zu fürchten. Lebt in hellerem Glanz als im neunzehnten Jahrhundert je ein Sultan. Ist der glorreiche Padischah, der große Khalif, der dem Islam gewiß schnell in neue Blüthe hilft. „Den Gläubigen, von denen er den Blick lange abgewendet hatte, läßt der Herr Mohammeds endlich nun wieder sein Antlitz in Huld leuchten; die Zeit harter Prüfung ist überstanden und der Tag nah, der dem Islam das Zeichen zum Vormarsch giebt.“ Auf allen Märkten, in allen Kaffeeschänken des Mondsichelreiches keimt über Nacht solche Zu-

versicht. Mag Georg getrost in Kanea thronen, Europa wähnen, die Insel sei ihm „remise en dépôt“: Kreta bleibt dem Großherrn. Griechenland ist wehrlos; kann, unter Zaimis, Delijannis, Theotokis, Rhallis, die Parteien nicht einmal zu gründlicher Heeresreform einigen; und bietet, als Michaelowskij in Makedonien das Feuer schürt, dem Sieger von Larissa Beistand gegen die Komitatschi und deren bulgarische Helfer an. Die Großmächte haben Anderes zu thun; sind in Asien und Afrika beschäftigt und froh, wenn sie von Kreti und Pleti nichts hören. (Georgs Vorschlag, die Insel dem König der Hellenen zu geben und die Kontingente der Schutzmächte durch griechische zu ersetzen, wird als nicht diskutirbar abgelehnt.) Ein Balkanbund, wie Milan und Georgewitsch ihn träumten, würde erst möglich, wenn das Schisma geschlossen, die griechische der römischen Kirche versöhnt wäre. Das ist fürs Erste nicht zu erwarten. Oesterreich blickt über Mitrowitza hinaus; Rußland will die südwestliche Flanke nicht noch länger im Käfig des Schwarzen Meeres haben; Italien ist nicht satt und schielt nach Albanien und dem Epirus hinüber. Der Nachbar mißtraut dem Nachbar; würde selbst dem verbündeten das Türkenerbe nicht gönnen. Ein Staatenbund, der Griechenland, Rumänien, Bulgarien, Serbien, Montenegro für die Dauer umschlösse, müßte schon seltsam aussehen; und sollte dann noch die türkischen Provinzen Makedonien, Thrakien und Albanien an sein wirres Interessengesträhn knoten? In der Schweiz leben Deutsche, Franzosen, Italiener friedlich neben einander; dem südosteuropäischen Bergland ist solches Idyll so fern wir Birmingham der Utopia des Morus. Wenn auch der Balkan zu einer reichliche Rente abwerfenden internationalen Massenherberge würde, kämen die Rassen und Religionen wohl mit einander aus. Bis es so weit ist, muß man mit Zwietracht, Sektenzettelung und Bandenkrieg rechnen. Hat der Khalif nicht mehr zu fürchten als in der Zeit Franzens des Ersten, des Roi Très-Chrétien, der zum Schutzherrn des Sultans wurde. Die „Integrität der Türkei“ bleibt Europens Losung. Das weiß der Türke; und thut auch auf Kreta drum, unter dem Griechenprinzen und unter dessen Nachfolger Zaimis, nur, was ihm das Rasseninteresse befiehlt. Großmächte? Ohnmächte: höhnt der Russe Cassini.

Der Philhellenismus lebt nicht wieder auf; alle Rednerkünste der neuen Athener bringen die Stimmung von Mesolongion nicht mehr zurück. Europa sieht in den „Korinthenhändlern, die bei La-

rissa so hastig auskratzten“, nicht die echten Erben der heldischen Männer, die seit den Tagen des Xerxes tapfer gegen Barbarengewalt stritten; antwortet ihnen, die sich auf Perikles und Solon, auf Aischylos und Sokrates, in den makedonischen Wilajets besonders laut auf Philipp und Alexander berufen, höhnisch: Ihr habt allzu große Rosinen im Sack. Das geben sie natürlich nicht zu. „Nur uns Griechen haben die weisen Sultane seit des zweiten Mohammeds Zeit als eine Nation anerkannt und geachtet. Nur uns ist zu danken, daß die Christenheit im Osten den Druck des Türkenjoches überlebt hat. Und als den Organisatoren und Erhaltern des Orientchristenthumes gebührt uns die Herrschaft über die Kirche. Was die Türkei den Slawen bewilligt hat, war mit unserem Blut bezahlt: auf die Kreterrebellion von 1867 folgt die Anerkennung des Exarchates und der Krieg von 1897 sichert den Bulgaren drei neue Bischofssitze. Die Zunge trügt. Unzählige Bauern, die einen slawischen Dorfdialekt sprechen, sind nach ihrer Abstammung und im Herzen Griechen; diese slawophonen Hellenen müßt Ihr uns zurechnen. Mußten wir nicht in Makedonien und auf Kreta unser nationales Lebensrecht wahren? Durften wir von dem Boden weichen, auf dem von Alexander bis auf Akritas unsere Heroen gekämpft haben? Nicht unwerth sind wir solcher Ahnen. Wer uns nachsagt, der Hebung des Rosinenpreises gelte unsere Hauptsorge, ist ein Verleumder. Wir haben gegen Türken und Bulgaren gefochten, haben oft genug ihren Drang gehemmt; und werden nicht ruhen, bis kein Christ in Europa mehr einer Türkenbehörde zu gehorchen hat. Denn alle Reformversuche müssen, auch wenn sie in die Wurzeltiefe hinabreichen, fruchtlos bleiben, wo der Musulman herrscht.“ Pompös tönende, Wunder verheißende Sätze. Hätten nur die Griechen nicht in jeder Schicksalsstunde traurig versagt! Selbst im Lande der Cochrane, Church, Gladstone regt sich für ihre Sache kaum noch Begeisterung. Während das Haupt des der dänisch-glücksburgischen Hellenendynastie nah verwandten Hauses Holstein-Gottorp seinen Krimpalast für den Empfang des Sultans bereitet (und nicht daran denkt, die graeko-slawischen Glaubensbrüder zur Eroberung Kretas zu ermuthigen), überlegt Sir Edward Grey still, wie er seiner Heimath die kretische Sudabai, die vorletzte Etape auf dem wichtigen Weg vom Atlantischen in den Indischen Ozean, erwerben könne. England weiß, daß es nur mit mohammedanischer Hilfe Indien zu

halten vermag, und wird sich vor offener Kränkung des Islam hüten. Also auf einem Umweg das Ziel suchen; vor dem Ohr der Osmanenregirung, vor dem Argwohn des in Saloniki tagenden jungtürkischen Jakobinerklubs als Friedensanwalt für den status quo und die ungeschmälerte Suzerainetät des Ostsultans reden und heimlich aus allen erreichbaren Blasbälgen an der Küste des Aegeusreiches das Feuer anfachen. Eine stark armirte Flottenstation in der Sudabai könnte die Landstraße verriegeln, die über Makedonien und Kleinasien einst nach Indien führen soll. An die Möglichkeit solchen Gewinnes darf man einen beträchtlichen Einsatz riskiren. Kreta türkisch: wer weiß, was da unten noch werden mag, wenn Wilhelm und Gwinner so weiterarbeiten. Kreta griechisch: Schwächung der neuen Türkei und Erleichterung britischer Ingerenz. Die Rechnung ist einfach. Nur soll man nicht wähnen, der Philhellenismus sei darin heute noch ein Nenner.

Die Kreter sind ungeduldig geworden. Welcher unbefangen Urtheilende wills ihnen verargen? Vor fünfzig Jahren verheißt Gortschakow, damals so ziemlich der in Europa mächtigste Mann, ihnen die Freiheit (die sie nur unter der Hellenenflagge finden könnten). Zwanzig Jahre danach sagt Bismarck, der in drei Kriegen gesiegt und dem Berliner Kongreß präsidirt hat, in Seelenruhe zu Odo Russell, er sei dafür, gegen kleine Konzessionen in Thessalien und dem Epirus den Griechen Kreta zu geben; dann wäre Südeuropa von einer Reibungfläche befreit und auf der Elendsinsel könnte die säkulare Mißwirthschaft enden. Paul Hatzfeldt schüttelt freilich das Haupt und ist mit dem Chef wieder einmal gar nicht einverstanden. Doch die Kreter haben das Wort des Deutschen Reichskanzlers, der dem Orient fast schon ein Mythosheld ist, gehört. Hören achtzehn Jahre später aus dem Munde des Ministers Hanotaux, daß ihr Wunsch zwar noch nicht („pour le moment du moins“) erfüllt, ihnen aber, wenn sie die Fiktion türkischer Oberherrlichkeit wahren, unbeschränkte Selbständigkeit unter einem griechischen Generalgouverneur gewährt werden könne. Alle Schutzmächte einigen sich auf diese Formel. Prinz Georg ruft griechische Offiziere und Beamte auf die Insel. Erkennt aber bald, daß er ohne festen Zusammenhang mit der hellenischen Heimath gegen den wühlenden Islam nichts auszurichten vermag; beseufzt die Schwierigkeit seines Amtes, die Unmöglichkeit seiner Stellung und stöhnt am Quai d'Orsay auf: „Ich war den Kretern eine Hoff-

nung und bin ihnen nun die bitterste Enttäuschung. Unter so widrigen Verhältnissen haben eigentlich nur noch zwei Menschen auf einer Insel gehaust: Bonaparte und Dreyfus." Da ers nicht länger trägt, legt er sein Amt nieder. Vermählt sich der Prinzessin Marie Bonaparte, der Herr Clemenceau erwirkt, daß sie als Altesse Impériale ins Ehestandesregister eingetragen wird, also einen Titel erhält, den sie weder unter republikanischem Gesetz noch selbst unter Louis Napoleon je führen durfte. Warum setzt der Mann des bloc sich dafür ein? Weil er dem König Georg befreundet und auf sichtbarem Posten vielleicht der letzte Philhellene alten Schlages ist. In vielen Artikeln hat er empfohlen, Kreta den Griechen zurückzugeben. Jetzt ist er Ministerpräsident; in Frankreich mächtiger, als Richelieu und Mazarin dort waren (die nicht nur einen feisten Schatten über sich hatten). Jetzt muß den Kretern sich Alles zum Guten wenden. Und Clemenceau trügt die Hoffnung nicht. Als Europa zaudert, den Griechen Zaimis auf Georgs Platz zu setzen, überredet er den King und die Russen in Einwilligung. Bald auch in den Entschluß, im Juli 1909 die Kontingente aus Kreta heimzurufen und dadurch zu zeigen, daß die Schutzmächte die Insel nicht mehr „in Depot" haben wollen. Hellas jubelt. Endlich schlägt den kretischen Brüdern, die in Neid und Sehnsucht auf Ostrumelier, Bosniaken, Herzegowzen blickten, die Stunde der Freiheit. Die Hohe Pforte darf nicht länger säumen, die Verfassung anzuerkennen, der sie seit zehn Jahren die Sanktion weigert; darf nicht neue Banden waffnen, als die Nationalversammlung spricht: Kreta gehört nun unslöslich zu Griechenland. Die Schutztruppen werden heimgerufen. Nächstens, künden die vier großmächtigen Patrone den Kretern, sprechen wir mit dem Suzerain über Eure Verfassung und Freiheit ein ernstes Wort. Nächstens: seit fünfzig Jahren heißts aus irgendeiner Ecke so. Worauf noch warten? Bis wieder Christenblut fließt und das Volksachtel, das an den Koran glaubt, zu neuer Rumihetze aus Smyrna Hilfe wirbt? Jetzt oder nie tagt uns die Freiheit. In Kanea und auf den Berggipfeln wird die Hellenenflagge gehißt.

Ein Bischen zu spät. Clemenceau ist nicht mehr Ministerpräsident und Herr Pichon nur ein Kleiner von den Seinen. Der sagt sich: „Erstens brauchen wir Ruhe zu Haus; sonst scheitert die Steuerreform und die Marinekur und mich holt der Delcassé. Zweitens brauchen wir Ruhe in Südosteuropa; sonst brennts

eines Tages von der Adria bis an das Jonische, das Schwarze Meer lichterloh und wir können den achtzehn Milliarden, die wir Russen und Türken, Serben und Griechen geliehen haben, durchs Flackerfeuer nachlaufen. Drittens will England offenbar die Annexion, die Osmanenschwächung nicht; und die entente cordiale wäre gefährdet, wenn wir uns auf diesem heißen Boden von unseren Freunden, den Briten und Russen, trennten. Zwar hat Clemenceau manchmal, unter vier Augen, geredet, als wünsche man in London, von der Thatsache der graeko-kretischen Vereinigung überrascht zu werden. Der bleibt aber bis an den Rand des Grabes tête de linotte; hat auch das internationale Geschäft nie gründlich gelernt. In Pera spricht Eduards Botschafter gegen die Annexion; und auf Korfu soll Wilhelm dem Schwiegervater seiner Schwester Sophie diplomatische Unterstützung zugesagt haben. Das muß genügen; über jeden Zweifel hinweg uns die Richtung weisen." Pichons pia anima ist in Bereitschaft, sich den anglorussischen Wünschen anzupassen. Also: Erhaltung des status quo und Unantastbarkeit des Osmanenreiches. Die von Hanotaux in Umlauf gebrachte Formel. Ob der King damit zufrieden ist? Er hat sich gewöhnt, auch den ärgsten Verdruß hinter den Fettpolstern seines stets munter blickenden Antlitzes zu bergen. Am Bosporus aber schwillt jedem Hähnchen der Kamm. Die Hellenenflagge muß bis morgen vom Stock. Griechenland wird grob koramirt und stammelt, sich zu entschuldigen, es habe weder die Annexion gewollt noch die Anschlußerklärung je als giltig anerkannt. Und der Insel, die von Freiheit träumte, droht völlige Vertürkung.

Seit dem siebenten Oktober 1908 hat sie sich dem Hellenenstaat verlobt; noch aber den für die Trauung zuständigen Beamten nicht gefunden. In jedem Jahr fast das selbe Erlebniß: Mahnung zu Geduld; Einzug und Abzug der Schutztruppen; die blauweiße Griechenflagge hinauf und herunter; unnützes Plaudern und Zaudern. Einer nur rafft sich zu That auf: Venizelos, der, als Sohn eines griechischen Bürgers unter Türkenherrschaft geboren und beiden Reichen zugehörig, das Haupt der Inselregirung geworden ist. Er thut, was alle Anderen nur malten. Er verzichtet auf die Präsidialmacht, auf das bequeme Glück in der Heimath; läßt sich in die athener Kammer wählen und kommt, trotz dem Widerspruch der Hohen Pforte, die den Boykott des Griechenlandes noch verschärft, und trotz dem Geraunz der Großmächte als Kretas

Vertreter in die Hauptstadt von Hellas, „um es in höheren Rang und edlere Sittlichkeit zu heben.“ Am zwanzigsten September 1910. Vier Wochen nach der Ankunft wird er durch den Willen der Nationalversammlung und des Königs Ministerpräsident. Er will Revision der Verfassung, Wehrmachtmehrung, Verwaltungreform, Abwehr von Parlamentsmächlerei, Aemterschacher, Günstlingwirthschaft, Offiziertyrannis, will einen Bund der Balkanstaaten: und steht nach kurzer Frist am Ziel seines Wollens. Die erste Wahl sichert ihm 249 von 279 Kammerstimmen. Aus Frankreich erbittet er für das Heer, aus England für die Marine Lehrmeister. Durch strenge Aufsicht hemmt er Schmuggel, Steuer- und Zolltrug. Läßt Sümpfe austrocknen, wüstes Land berieseln, Berge aufforsten, den Bodenkredit erleichtern, eine Landbank gründen, die Rechtspflege vor jedem Eingriff, von unten und oben, schirmen. Die Nation jauchzt dem Ueberwinder des schmählichen Parteiklüngels zu. Die Herrscherfamilie? Er hat den Prinzen Georg aus Kreta gedrängt. Doch er geleitet, schon im Dezember 1910, den König Georg, der seit dem Offizierputsch vom August 1909 in einem Bergschlößchen haust, in die Hauptstadt zurück und giebt bald danach dem Kronprinzen das Amt des Armee-Inspektors wieder, das ihm der Aufrührertrutz der Militärliga genommen hatte. Vater und Sohn danken ihm die Rückkunft auf Gipfel; den hohen Orden, der dieses Dankes Zeugniß sein soll, lehnt Venizelos ab; „weil die Pflicht zur Gegenzeichnung des Erlasses ihn zwänge, sich selbst zu ehren.“ Kreta? Weil die Nationalversammlung abermals dem Griechenkönig Treue geschworen hat, bestätigen die zu Sühnung aufgerufenen Schutzmächte dem Sultan, daß sein Souverainrecht (bis dahin wars stets nur das eines suzerain) noch anerkannt werde. In Saloniki bildet sich ein „Centralausschuß für den Griechenboykott“. In Kleinasien werden die Rebenhügel der Griechen zerstört, ihre Oelbäume verbrannt, ihnen selbst die nothwendigsten Waaren geweigert und die Türken, die Griechengruß erwidert haben, als Verpestete eingesperrt. Angst bändigt Herrn Venizelos nicht. Im Yemen, auf der syrischen Hochebene, in Albanien gährts, Rom rüstet die Herzen zur Erobererfahrt nach Tripolis, ein deutsches Kriegsschiff ankert vor Agadir. Die Türkei darf ihre Streitkräfte jetzt nicht nach Kreta verzetteln und Englands Hilfe ist auch durch die Lockung mit dem Endstrang der Bagdadbahn nicht zu erkaufen. Am zwanzigsten September

scheinen Deutschland und Frankreich über Marokko einig; am sechsundzwanzigsten erlischt das kretische Generalkommissariat; am achtundzwanzigsten poltert Italiens Ultimatum in die Pforte. Venizelos verspricht den Mächten, den von Kreta Abgeordneten die athener Kammer zu verriegeln; beredet das türkische Angebot eines Balkanbundes, obwohl er eben einen, gegen die Thessalien bedrohende, den Griechenhandel würgende Türkei, mit Belgrad und Sofia vorbereitet hat; löst das Parlament (dessen Fügsamsamkeit ihm in 137 Sitzungen 171 Gesetze bewilligte) auf, um den von Ungeduld empörten Kretern jede Möglichkeit des Eindranges zu nehmen; vertagt, aus dem selben Grund, die Eröffnung der neuen Kammer (in der wieder fünf Sechstel für ihn sind) vom Mai in den Juni, vom Juni in den Oktober. Nun ists so weit. Bulgarien, Serbien, Montenegro marschiren mit Hellas gegen den Sultan-Khalifen. Der Tag, der ihre Heere in Makedonien einrücken sieht, erschließt den Kretern, den Befreiern von Samos, endlich die Griechenkammer. Nach den ersten Türkenschlappen nimmt König Georg, ohne die Schutzmächte zu fragen, die Insel in den Reichsverband auf und ernennt den Christen Dragumis zu ihrem Gouverneur. Georg wird Herr über den Südepirus, über Saloniki, Drama, Kawala, Seres; sein Sohn, der bewitzelt und gevehmt war, wächst in Feldherrnglorie. Der Bukarester Friede drückt Bulgarien, den ältesten Feind, der Byzanz schon sein gewähnt hatte, in dürftige Enge herab; an Rumänien verliert es sechstausend Quadratkilometer, an Griechenland und Serbien den Haupttheil seines Makedoniens. Zehnter August 1913. Noch sind nicht drei Jahre verstrichen, seit Venizelos im Piraeus von Bord ging. In vierunddreißig Monaten hat er für Volk, Staat, Herrscherhaus mehr erlangt als je vor ihm ein Neugrieche; mehr als in breiterem Zeitraum irgendwo ein heute lebender Staatsmann.

Das darf der redliche Gegner nicht leugnen noch das Gewicht solchen Verdienstes von der Schale stoßen, die neben dem Zwilling am Wägbalken schwebt. Nur die Durchleuchtung des alten Haders lehrt den neuen verstehen. Als Kreter haßt Venizelos die Türken, als Turko-Grieche die Bulgaren; für Deutschland, dem seine Heimathinsel immer Hekuba blieb, das nicht zu ihren Schutzmächten gehörte und seit 1890 dem Osmanenreich zärtlich befreundet war, konnte er nur die dem Starken gebührende Hochachtung fühlen. In Feindschaft wollte er es niemals reizen:

und wurde doch, ohne Bewußtsein, ein Gestalter des Zustandes, aus dem der Europäerkrieg aufprasselte. Ohne Kretas Rehelleni-sirung kein Balkanbund (auch, freilich, ohne Panthersprung weder Tripolis noch Balkankrieg gegen die Türkei); ohne den Bund, der dem Minister Trikupis mißlungen war, ohne den Krieg und den Sieg kein austro-ungarischer Drang, die Slawenhecke zu stutzen. Trotzdem die Westmächte ihm stets die Bulgaren vorzogen, glaubte Venizelos, mit ihnen, mit Griechenlands Gründern und Bürgen gehen zu müssen, weil in ihm die Ueberzeugung fest war, deutscher, also auch türkischer Sieg werde seinem Vaterland noch einmal das mühsam eroberte Kreta, österreichischer vielleicht Saloniki rauben. Niemals, hatten die Jungtürken oft gesagt, „werden wir auf Kandia verzichten, das uns fünfundzwanzig Kampfjahre und hunderttausend Krieger gekostet hat; die Hingabe Kretas, das uns seit 1669 gehört und um das wir von 1770 bis 1900 immer wieder fechten mußten, würde dem Khalifat den brauchbarsten Menschenstoff nehmen, unseren Insel-Paschalik in der Wurzeltiefe gefährden und dem Islam die Ausrodung der kleinasiatischen Griechen aufzwingen.“ Solche Rache hat Venizelos gefürchtet. Um seinem Hellas die Griechenwilajets in Westkleinasien einzugliedern, war er bereit, den Bulgaren Drama, Seres, Kawala zu gönnen: und verlor durch die Ankündung dieses Entschlusses zum ersten Mal die Massengunst. Nun hat Strategenbedürfniß den König genöthigt, das selbe Gebiet bulgarischen Truppen, die er als Feldherr mit Donnerwort aus den Grenzen der Menschheit gewiesen hatte, zu öffnen: und die alten Feinde des Kronprinzen, Oberst Zorbas und andere Köpfe der Militärliga, haben sich wüthend gegen den König Konstantin gekehrt. Die Volksmehrheit hing ihm gestern noch an. Auch Rumänien, dessen Vormarsch 1913 den Griechensieg sicherte, steht jetzt aber im Treffen. Soll der Basileus in das Leid des vierten Konstantin, des Bärtigen, sinken, der die Bulgaren in das Land zwischen Balkan und Donau eindringen ließ? Er ahnt, daß bulgaro-türkischer Triumph über Serben und Walachen ihm nicht verziehen würde. Und hat über Venizelos gesagt: „Ich mag ihn nicht, bin aber, wenn ich ihm zehn Minuten zugehört habe, im Bann seines Wortes.“

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Paß & Garleb G. m. b. H. in Berlin.

Zeichnet die fünfte Kriegsanleihe!

Der Krieg ist in ein entscheidendes Stadium getreten. Die Anstrengungen der Feinde haben ihr Höchstmaß erreicht. Ihre Zahl ist noch größer geworden. Weniger als je dürfen Deutschlands Kämpfer, draußen wie drinnen, jetzt nachlassen. Noch müssen alle Kräfte, angespannt bis aufs Aeußerste, eingesetzt werden, um unerschüttert festzustehen, wie bisher, so auch im Toben des nahenden Endkampfes. Ungeheuer sind die Ansprüche, die an Deutschland gestellt werden, in jeglicher Hinsicht, aber ihnen muß genügt werden. Wir **müssen** Sieger bleiben, **schlechthin, auf jedem Gebiet,** mit den Waffen, mit der Technik, mit der Organisation, nicht zuletzt auch mit dem Gelde!

Darum darf hinter dem gewaltigen Erfolg der früheren Kriegsanleihen der der fünften nicht zurückbleiben. Mehr als die bisherigen wird sie maßgebend werden für die fernere Dauer des Krieges; auf ein finanzielles Erschlaffen Deutschlands setzt der Feind große Erwartungen. Jedes Zeichen der Erschöpfung bei uns würde seinen Mut beleben, den Krieg verlängern. Zeigen wir ihm unsere unverminderte Stärke und Entschlossenheit, an ihr müssen seine Hoffnungen zuschanden werden.

Mit Ränken und Kniffen, mit Rechtsbrüchen und Plackerein führt der Feind den Krieg, Heuchelei und Lüge sind seine Waffen. Mit harten Schlägen antwortet der Deutsche. Die Zeit ist wieder da zu neuer Tat, zu neuem Schlag. Wieder wird ganz Deutschlands Kraft und Wille aufgeboten. Keiner darf fehlen, jeder muß beitragen mit allem, was er hat und geben kann, daß die neue Kriegsanleihe werde, was sie unbedingt werden muß:

Für uns ein glorreicher Sieg,
für den Feind ein vernichtender Sch[illegible]

Fünfte Kriegsanleihe.

5% Deutsche Reichsanleihe, unkündbar bis 1924.
4½% Deutsche Reichsschatzanweisungen.

Zur Bestreitung der durch den Krieg erwachsenen Ausgaben werden weitere 5% Schuldverschreibungen des Reichs und 4½% Reichsschatzanweisungen hiermit zur öffentlichen Zeichnung aufgelegt.

Die Schuldverschreibungen sind seitens des Reichs bis zum 1. Oktober 1924 nicht kündbar; bis dahin kann also auch ihr Zinsfuß nicht herabgesetzt werden. Die Inhaber können jedoch über die Schuldverschreibungen wie über jedes andere Wertpapier jederzeit (durch Verkauf, Verpfändung usw.) verfügen.

Bedingungen.

1. Annahmestellen. **Zeichnungsstelle** ist die **Reichsbank**. Zeichnungen werden

von Montag, den 4. September,
bis Donnerstag, den 5. Oktober,
mittags 1 Uhr

bei dem Kontor der Reichshauptbank für Wertpapiere in Berlin (Postscheckkonto Berlin Nr. 99) und bei allen Zweiganstalten der Reichsbank mit Kasseneinrichtung entgegengenommen. Die Zeichnungen können aber auch durch Vermittlung

der Königlichen Seehandlung (Preußischen Staatsbank) und der Preußischen Central-Genossenschaftskasse in Berlin, der Königlichen Hauptbank in Nürnberg und ihrer Zweiganstalten, sowie

sämtlicher deutschen Banken, Bankiers und ihrer Filialen,

sämtlicher deutschen öffentlichen Sparkassen und ihrer Verbände,

jeder deutschen Lebensversicherungsgesellschaft,
jeder deutschen Kreditgenossenschaft und
jeder deutschen Postanstalt erfolgen. Wegen der Postzeichnungen siehe Ziffer 7.

Zeichnungsscheine sind bei allen vorgenannten Stellen zu haben. Die Zeichnungen können aber auch ohne Verwendung von Zeichnungsscheinen brieflich erfolgen.

2. Einteilung. Zinsenlauf. Die Reichsanleihe ist in Stücken zu 20 000, 10 000, 5000, 2000, 1000, 500, 200 und 100 Mark mit Zinsscheinen, zahlbar am 1. April und 1. Oktober jedes Jahres, ausgefertigt. Der Zinsenlauf beginnt am 1. April 1917, der erste Zinsschein ist am 1. Oktober 1917 fällig.

Die Schatzanweisungen sind in 10 Serien eingeteilt und ebenfalls in Stücken zu: 20 000, 10 000, 5000, 2000, 1000, 500, 200 und 100 Mark, aber mit Zinsscheinen zahlbar am 2. Januar und 1. Juli jedes Jahres, ausgefertigt. Der Zinsenlauf beginnt am 1. Januar 1917, der erste Zinsschein ist am 1. Juli 1917 fällig. Welcher Serie die einzelne Schatzanweisung angehört, ist aus ihrem Text ersichtlich.

Auslosung. Die Tilgung der Schatzanweisungen erfolgt durch Auslosung von je einer Serie in den Jahren 1923 bis 1932. Die Auslosungen finden im Januar jedes Jahres, erstmals im Januar 1923 statt; die Rückzahlung geschieht an dem auf die Auslosung folgenden 1. Juli. Die Inhaber der ausgelosten Stücke können statt der Barzahlung viereinhalbprozentige bis 1. Juli 1932 unkündbare Schuldverschreibungen fordern.

3. Zeichnungspreis. Der Zeichnungspreis beträgt:

für die 5% Reichsanleihe, wenn Stücke verlangt werden . . . . . 98,— Mark,

„ „ 5% Reichsanleihe, wenn Eintragung in das Reichsschuldbuch mit Sperre bis zum 15. Oktober 1917 beantragt wird 97,80 Mark,

„ „ 4½% Reichsschatzanweisungen 95,— Mark

für je 100 Mark Nennwert unter Verrechnung der üblichen Stückzinsen (vgl. Ziffer 6).

4. Zuteilung. Stückelung. Die Zuteilung findet tunlichst bald nach dem Zeichnungsschluß statt. Die bis zur Zuteilung schon bezahlten Beträge gelten als voll zugeteilt. Im übrigen entscheidet die Zeichnungsstelle über die Höhe der Zuteilung. Besondere Wünsche wegen der Stückelung sind in dem dafür vorgesehenen Raum auf der Vorderseite des Zeichnungsscheines anzugeben. Werden derartige Wünsche nicht zum Ausdruck gebracht, so wird die Stückelung von den Vermittlungsstellen nach ihrem Ermessen vorgenommen. Späteren An-

trägen auf Abänderung der Stückelung kann nicht stattgegeben werden.*)

Zu den Stücken von 1000 Mark und mehr werden für die Reichsanleihe sowohl wie für die Schatzanweisungen auf Antrag vom Reichsbank-Direktorium ausgestellte Zwischenscheine ausgegeben, über deren Umtausch in endgültige Stücke das Erforderliche später öffentlich bekanntgemacht wird. Die Stücke unter 1000 Mark, zu denen Zwischenscheine nicht vorgesehen sind, werden mit größtmöglicher Beschleunigung fertiggestellt und voraussichtlich im Februar n. J. ausgegeben werden.

5. Einzahlungen.

Die Zeichner können die gezeichneten Beträge vom 30. September d. J. an voll bezahlen.

Sie sind verpflichtet:

30% des zugeteilt. Betrages spätestens am 18. Oktober d. J.,
20% „ „ „ „ „ 24. November d. J.,
25% „ „ „ „ „ 9. Januar n. J.,
25% „ „ „ „ „ 6. Februar n. J.

zu bezahlen. Frühere Teilzahlungen sind zulässig, jedoch nur in runden durch 100 teilbaren Beträgen des Nennwerts. Auch auf die kleinen Zeichnungen sind Teilzahlungen jederzeit, indes nur in runden durch 100 teilbaren Beträgen des Nennwerts gestattet; doch braucht die Zahlung erst geleistet zu werden, wenn die Summe der fällig gewordenen Teilbeträge wenigstens 100 Mark ergibt.

Beispiel: Es müssen also spätestens zahlen: die Zeichner
von M 300: M 100 am 24. Nov., M 100 am 9. Jan., M 100 am 6. Febr.
„ M 200: M 100 am 24. Nov., M 100 am 6. Februar;
„ M 100: M 100 am 6. Februar.

Die Zahlung hat bei derselben Stelle zu erfolgen, bei der die Zeichnung angemeldet worden ist.

Die im Laufe befindlichen **unverzinslichen** Schatzscheine des Reichs werden — unter Abzug von 5% Diskont vom Zahlungstage, frühestens aber vom 30. September ab, bis zum Tage ihrer Fälligkeit — in Zahlung genommen.

6. Stückzinsen.

Da der Zinsenlauf der Reichsanleihe erst am 1. April 1917, derjenige der Schatzanweisungen am 1. Januar 1917 beginnt, werden vom Zahlungstage, frühestens vom 30. September 1916 ab,

a) auf sämtliche Zahlungen für Reichsanleihe 5% Stückzinsen bis zum 31. März 1917 zugunsten des Zeichners verrechnet,

*) Die zugeteilten Stücke werden auf Antrag der Zeichner von dem Kontor der Reichshauptbank für Wertpapiere in Berlin nach Maßgabe seiner für die Niederlegung geltenden Bedingungen bis zum 1. Oktober 1917 vollständig kostenfrei aufbewahrt und verwaltet. Eine Sperre wird durch diese Niederlegung nicht bedingt; der Zeichner kann sein Depot jederzeit — auch vor Ablauf dieser Frist — zurücknehmen. Die von dem Kontor für Wertpapiere ausgefertigten Depotscheine werden von den Darlehnskassen wie die Wertpapiere selbst beliehen.

b) auf die Zahlungen für Schatzanweisungen, die [...] dem 30. Dezember 1916 erfolgen, 4½ % Stückzinsen bis dahin zugunsten des Zeichners verrechnet. Auf Zahlungen für Schatzanweisungen nach dem 31. Dezember hat der Zeichner 4½ % Stückzinsen vom 31. Dezember bis zum Zahlungstage zu entrichten.

Beispiel: Von dem in Ziffer 3 genannten Kaufpreis gehen demnach ab:

I. bei Begleichung von Reichsanleihe	a) bis zum 30. September	b) am 18. Oktober	c) am 24. November
5 % Stückzinsen für	180 Tage	162 Tage	126 Tage
=	2,50 %	2,25 %	1,75 %
Tatsächlich zu zahlender Betrag also nur für Stücke	95,50 %	95,75 %	96,25 %
Tatsächlich zu zahlender Betrag also nur für Schuldbucheintragung	95,30 %	95,55 %	96,05 %

II. bei Begleichung von Reichsschatzanweisungen	d) bis zum 30. September	e) am 18. Oktober	f) am 24. November
4½ % Stückzinsen für	90 Tage	72 Tage	36 Tage
=	$1{,}12^{5}$ %	0,90 %	0,45 %
Tatsächlich zu zahlender Betrag also nur	$93{,}87^{5}$ %	94,10 %	94,55 %

Bei der Reichsanleihe erhöht sich der zu zahlende Betrag für jede 18 Tage, um die sich die Einzahlung weiterhin verschiebt, um 25 Pfennig, bei den Schatzanweisungen für jede 4 Tage um 5 Pfennig für je 100 Mk. Nennwert.

7. Postzeichnungen.

Die Postanstalten nehmen nur Zeichnungen auf die 5 % Reichsanleihe entgegen. Auf **diese** Zeichnungen **kann** die Vollzahlung am 30. September, sie **muß** aber spätestens am 18. Oktober geleistet werden. Auf bis zum 30. September geleistete Vollzahlungen werden Zinsen für 180 Tage, auf alle andern Vollzahlungen bis zum 18. Oktober, **auch wenn sie vor diesem Tage geleistet werden**, Zinsen für 162 Tage vergütet. (Vgl. Ziffer 6 Beispiele Ia und Ib.)

Berlin, im August 1916.

Reichsbank-Direktorium.

Havenstein. v. Grimm.

Die Zukunft.

Berlin, den 16. September 1916.

Adler und Löwe.

Paris hat Rumäniens Entschluß zum Krieg nicht mit so hoch überschwingender Freude begrüßt, wie mancher Ferne erwartet hatte. Weil, erstens, der Entschluß so spät gekommen und das Zögern als Weigerung einer der Rasse schuldigen Pflicht begrollt worden war. Die junge, verstümmelt aus den Trümmern des Kaiserreiches erstandene Republik hatte sich aus dem Frösteln ungewohnter Vereinsamung in den Traum von einer Lateinergemeinschaft gerettet, aus dem das ernste Wort Wacher sie niemals aufzurütteln vermochte. Der Bund „Die Lerche“ (L'Alouette) umknüpfte Literaturvolk aus Frankreich, Italien, Spanien, Portugal, Rumänien, Westschweiz, Südamerika und ließ seit dem Sommer 1878 die Vierteljahrsschrift „L'Alliance Latine“ erscheinen. (Daß der pariser Verleger Fischbacher, der bukarester Hempel hieß, trübte die Wonne nicht.) Schon im zweiten Heft wurde der Lateinerwelt die Seele der Moldau und Walachei annektirt. In Rumänien, hieß es da, ist viel Aberglaube, doch wenig Religion; weder heftiger Streit um den Glauben noch Splitterung in Sekten. Das Verbot des Musulmanenkultes soll Türkenansiedelung hindern. Politik, nicht Religion, wehrt sich auch gegen das Streben der aus Deutschland, Galizien, Podolien eingewanderten Juden nach vollem Bürgerrecht; das können sie erst erlangen, wenn sie nicht mehr ihr Yiddisch sprechen, im Lateinerstaat nicht mehr ein Fremdkörper sind. Katholischen Ungarn sind nicht nur die Grenzen

geöffnet, sondern von fromm dem Griechenritus anhangenden Moldaufürsten sogar Kirchen gebaut worden. Der echte Rumäne kümmert sich nicht um die Reliquien des Heiligen Demetrius, vor denen, in Bukarests Kathedrale, der Slawe kniet; pilgert nicht auf den Athos, giebt Städten und Dörfern nicht Heiligennamen; trägt nicht, wie der sprachlich rumanisirte Grieche, Albaner, Bulgare, ein Kreuz oder Amulet; nennt seine Kirchen nach den Zünften der Maurer, Töpfer, Gerber, Höker, Essighändler oder nach bekannten Personen. Eine Kirche, in der alternde Mädchen um Männer, verlassene Frauen um Rückkehr der Gatten, Luetiker um Heilung flehen, hat sich barock mit dem Namen der Heiligen Venus geputzt. Da die Landeskirche selbständig, weder dem konstantinopler Patriarchen noch dem Zaren und dessen russischem Synod unterthan ist, werden die Erzbischöfe und Bischöfe von den Kammern erwählt und römische, griechische Katholiken, Uniaten, Calviner wie der autokephalen Landeskirche Angehörige behandelt. An der Bahre eines jüdischen Naturforschers, der Rabbi gewesen war, hielt ein rumänischer Mönch die Grabrede. Schon 1825 durfte ein Bischof in der Predigt von Homer, Platon, Aristoteles (deren Bilder, sammt denen des Thales und Archimedes, zwischen Heiligen an der Wand eines bukarester Gotteshauses prangen) mehr als von den Evangelien und Symbolen des Christenthumes sprechen; durfte er sagen, die wichtigste Pflicht der Priester sei, den Willen zur Hingebung an das Vaterland in jedem Bürger zu stärken. Die „Lerche" wollte erweisen, daß dem Rumänen die Nation mehr gilt als Religion und er „zuerst und zuletzt Lateiner ist." Das schien seitdem Gewißheit. Die Waareneinfuhr aus Deutschland überstieg ums Sechsfache die aus Frankreich und die Geldsucher gingen mit der Wünschelruthe in die berliner Behrenstraße. Noch aber stimmte Alexandri jubelnd in Mistrals Hymnus auf die Lateinerrasse ein und vor fünf Jahren rief Herr Pinon: „Unsere Bücher, die Früchte unseres Geistes werden hier heißer begehrt als alles Andere. Der vornehmen Gesellschaft ist Französisch wie Muttersprache. Für das Bedürfniß der neuen Schicht, die sich jetzt erst im Wohlstand hebt, müssen wir sorgen. Das Herrscherhaus wird sich rumanisiren, wenn auf dem Thron nicht mehr ein Mann sitzt, der preußischer Dragoneroffizier war. Wir aber müssen Reisende hinschicken, nicht länger deutsche Vertreter unserer Geschäftshäu-

ser dulden noch müßig der Entfremdnng eines Volkes zuschauen, dessen Herz, nach dem Wort Xenopols, durch das Werk der Jahrhunderte dem Herzen Frankreichs verschwistert wurde." Daß dieses Volk zaudern konnte, Frankreichs Krieg, den Krieg für die Freiheit, das Recht, zur Erlösung der von Oesterreich-Ungarn beherrschten Brüder zu nützen, war wie Treubruch empfunden worden.

Auch Zweifel dämpfte die Freude. Der Franzose kennt den Rumänen; die bedenkenlose Geldgier und wüste Genußsucht einer Gesellschaft, in der das Treiben des großen Strousberg und des kleinen Hallier möglich wurde, die nur in Glitzerprunk athmen kann, der, Männern und Weibern, Sittlichkeit kaum ein Schemen ist und deren Wesen selbst den von Skrupel nicht geplagten Pariser erschreckte, wenn in Bukarest der Hotelportier ihm ein Album mit den Bildern feiler Frauen „aus allen Kreisen und zu allen Preisen" vorlegte. Der Bauer des Getreidelandes geknechtet, als Jüngling, als Greis der Scholle verschrieben; statt gesunder Industrie ein Spekulantentroß, dem kein Geschäft zu schlecht riecht und manches Bändchen die Politikerklüngel verknüpft; die Offiziere bunt, wie in alten Stücken der Komischen Oper, eingehülst, mit goldenen Tressen, Litzen, Borten überladen, mit Heliotrop oder Korylopsis besprengt, eng, wie in ein Damenkorset, eingeschnürt, oft dick gepudert, manchmal Karmin auf der Lippe und Schwarz in der Wimper. Ist aus solchem Heeresrahmen, von solchem Volk der Ernst, die Kraft und Zucht zu hoffen, die Krieg heute fordert? Ueberall, schrieb mir 1913 ein kluger Franzos, „giebts anständige Menschen; dem Auge scheint in Rumänien aber der Prozentsatz geringer als anderswo; und der Spazirgang in der Richtung nach Sofia gestattet noch lange kein Urtheil über die Leistungfähigkeit des Heeres." Ich habe tüchtige Walachen gekannt, die rumänische Diplomatie aus den Grünbüchern schätzen gelernt und mich immer vor Urtheil gehütet, das ganze Völker in Wesenseinheit knäuelt; nie aber Heldenthat oder Schlagkraftprobe darin erblickt, daß König Karl, nach Serben und Griechen, gegen Bulgarien ins Feld zog und ihm den lange vermißten Dobrudschatheil entriß. Frankreich hat in Qual erfahren, welche Vorbereitung, welche stete Sammlung und restlose Ausnutzung aller Volkskräfte der europäische Industriekrieg heischt. Rumänien hat gutes Geschütz (von Krupp); doch woher nähme es rasch Ersatz? Millionen

Frauen und Mädchen machen in West- und Osteuropa jetzt Munition, Granathülsen, Stacheldraht und anderes Kriegsgeräth; sind dem grausen Kampf kaum entbehrlicher als die Männer. Kann Rumänien solche Schaar rasch auf die Beine bringen und mit dem nöthigen Rohstoff versorgen? Die neunhundert Mann, die, nach der Ablöhnung der Deutschen, Oesterreicher, Juden, den Geschoßfabriken blieben, wären nur ein für Kinderkrieg zulängliches Arbeiterheer. Furcht vor Enttäuschung lähmte den Fittich der Freude. Die aber wollte ans Licht. General De Lacroix tröstete: „Rumänien konnte, weil seine Rüstung noch Lücken hatte, nicht früher schlagen. Die Ausfüllung sicherte der sachkundige Generalstab, dessen Haupt (General Iliesku) ich kennen und bewundern gelernt habe. Das war schwer, weil die Entente-Mächte, auf die Rumänien sich angewiesen sah, kaum das für den eigenen Bedarf Nöthige liefern konnten und kein guter, kurzer Verbindungweg offen stand. Dennoch war Alles bereit, als Brussilows Offensive begann. Die Offiziere lesen unsere besten Militärschriftsteller und halten sich meist an den Lehrplan unserer Kriegsschule. Die Rumänen werden wohl in den Karpathen und an der Donau in Gemeinschaft mit den Russen handeln und unsere Saloniki-Armee wird ihnen, wenn sie nicht vordringt, mindestens feindlichen Zuzug aus Südwest vom Leib halten. Früh oder spät wird den Deutschen der Weg nach Bulgarien und der Türkei gesperrt werden; dieser Vortheil wird an dem Tag erlangt, wo unsere Heere über den Hauptstrang der Balkanbahn gebieten." (Le Temps.) Aus diesen vergitterten Sätzen schallt nicht so fröhliche Zuversicht ins Ohr wie aus dem Jubelruf, den ein ein Kantakuzenos an König Ferdinand schickte, und aus der billigen Adresse, in der Professor Masaryk, im Namen des Czecho-Slowakischen Nationalrathes, Herrn Bratianu ruhmreichen Sieges versicherte. Oberstlieutenant Rousset verheißt (in Le Petit Parisien) rasche Vereinung des Russen Letschitzkij mit dem Rumänen Koteskn, auch einen mächtigen Vorstoß der Armee Iwanow in der Dobrudscha, staunt aber, wie andere pariser Schreiber in himmelblauer Uniform und im Bürgerrock, über die Unbeweglichkeit der Saloniki-Front (Armee Sarrail) und mahnt, wieder einmal, nach allen Seiten in der selben Stunde zugleich (und mit stärkster Wucht auf die „bulgarische Bande") dreinzuschlagen. Genosse Renaudel nimmt (in L'Hu-

manité) den General Sarrail in Schutz. Der gerade werde immer getadelt. Die Ziffer seiner Kampftruppen sei nicht so hoch, wie man geschrieben habe; auch das Russenheer, das durch die Dobrudscha vorbreche, viel kleiner, als das böse WTB melde. „Wir Sozialisten haben oft, mit der jetzt nöthigen Zurückhaltung, auf die Hemmnisse hingewiesen, die dem Zug nach Saloniki bereitet wurden; haben sogar (ich verrathe damit kein Geheimniß) in einem Brief die Regirung zu Entschluß und Handlung gedrängt. Der Brief gehört zu den Dokumenten, die das Parlament kennt, die wir aber erst später veröffentlichen werden. Wenn Sarrail nicht Streitkräfte von unwiderstehlicher Gewalt hat, kann große Wirkung ihm nicht gelingen. Ihn in hastigen Entschluß hetzen und dann, weil Unzulängliches mißglückt ist, als Sündenbock opfern: Das ist allzu bequem." So beklommen klang der Ton, der den Zutritt des neuen Bundesgenossen, des neunten, ankündete, schon in den ersten Septembertagen. Wie wars zu erklären? Damals fürchtete Paris doch nur Verschleppung, die dem Generalissimus Hindenburg die ersehnte Zeit zum Vorstoß nach Ost schenken werde.

Der Anfang der nächsten Woche sah ein anderes Bild. Die Rumänen waren in Siebenbürgen eingebrochen, hatten Kronstadt, Hermannstadt und kleinere, doch nicht unwichtige Orte besetzt; Tutrakan und Silistria aber, ihre stärksten Stützpunkte am östlichen Theil der Unteren Donau, an die Bulgaren verloren (denen auch schon deutsche Mannschaft, die fast allgegenwärtige, beistand). Das Hirn sträubte sich, der Botschaft zu glauben. Hatten die Brüder Bratianu, der Präsident und der Kriegsminister, gewähnt, Bulgarien werde diesem Krieg fern bleiben, aus dem es den Rückgewinn des ihm im Bukarester Frieden Genommenen hoffen durfte? Undenkbar. Vor ihnen lag seit dem zweiten Septembertag die Kriegserklärung, in der Bulgariens Ministerpräsident Radoslawow sagt, bulgarische Truppen seien am achtundzwanzigsten August und am folgenden Tag von rumänischen angegriffen, am dreißigsten von dem Gesandten in Sofia, nach der Ankündung des Verkehrsbruches, die Pässe gefordert worden. „Auch unser Gesandter Radew erhielt in Bukarest die Pässe, obwohl er von seiner Regirung keinen Auftrag empfangen hatte, der irgendwie einen Abbruch des Diplomatenverkehres in Aussicht nahm. Die rumänische Regirung hat also den Zustand geschaffen,

den Bulgarien nun als eine Thatsache hinnehmen muß." Danach ist gewiß, daß Rumänien den Krieg gewollt und begonnen hat. War die Mündung der Dimbovitza, war Tutrakan und Silistria ihm großen Einsatzes nicht werth? Sind beide Plätze sammt den Verbindungwegen in Feindeshand, dann ist das nahe Bukarest gefährdet und von dieser einzigen starken Basis des Landes bald vielleicht kein sicherer Uebergang mehr in die den Russen geöffnete Dobrutscha. Vierzig Jahre lang haben die Nachbarn um Silistria gehadert. Rußland zürnte, weil die Rumänen Arab-Tabia besetzt hatten, das ein Theil der vom Berliner Vertrag den Bulgaren zugesprochenen Festung Silistria sei. König Karl ließ antworten: „Nach diesem Vertrag giebt es an der Unteren Donau keine Festungen mehr. Europa hat uns die Dobrudscha gegeben: wo deren Grenze die frühere Rumäniens berührt, kann keine Festung existiren!" Vergebens. Auf dem Hofball pfaucht Zar Alexander den Gesandten Fürsten Ghika an: „Ich bedaure, daß Sie uns gezwungen haben, solche Note an Sie zu richten, und habe die Besetzung Silistrias befohlen." Rumänien verliert zwar vier Quadratkilometer, behält aber Arab-Tabia und ist „nicht verpflichtet, eine Brücke über den Fluß zu bauen". (Den Grundstein zu der Brücke, die zwischen Feteschti und Cernawoda ihren Bogen über die Donau spannt „und den nächsten Weg von der Nordsee ans Schwarze Meer schafft", hat Karl dann doch, im Spätherbst 1890, gelegt.) Einen strategisch höchst wichtigen Punkt nennt Herr Pinon die alte Citadelle von Silistria. „Sie ist der Schlüssel zur Dobrudscha. Diese von Bulgaren und musulmanischen Tataren bewohnte Provinz hatte in der Zeit der Annexion nur eine schwache Minderheit rumänischer Siedler und ist noch heute nur durch ein dünnes Band dem Kern des Königreiches verknüpft. Sehnsüchtig blicken die Bulgaren auf diese Ebenen, die ihrer eigenen natürliche Ausläufer scheinen und wo so viele ihrer Brüder leben. Den Rumänen aber ist die Dobrudscha unentbehrlich. Der mit hohem Kostenaufwand geschaffene Hafen Konstanza und die in ihn mündende Eisenbahnlinie sind, in Flachland ohne natürliche Grenzen, kühnem Bulgareneindrang ausgesetzt. Das Rumänenheer hat dort schweren Wachtdienst. Der könnte aufhören, wenn Rumänien, als starke Basis auf dem rechten Donauufer, Silistria hätte. Vielleicht überlassen es ihm die

Bulgaren einst als Preis für Mitkampf oder Neutralität im Krieg wider die Türkei.“ Das thaten sie nicht. Der zweite Balkankrieg nahm es ihnen. Jetzt weht ihre weiß-grün-rothe Fahne mit dem Wappenbild des goldenen Löwen wieder von der Zinne. Ob in den drei Jahren seit dem Bukarester Frieden die Festungwerke erneut und gestärkt worden sind? Der Dobrudschaschlüssel, das Kleinod, dessen Name so oft in Karls Tagebüchern steht, war gewiß des höchsten Krafteinsatzes werth. Möglich ist, daß die Russen versprochen hatten, Silistria zu schirmen. Sie kommen zu spät. Möglich auch, daß die Erfahrung von der Italerfront sich in Südost wiederholt: ein nur für Friedensdienst gedrilltes Heer gewöhnt sich sehr langsam in den Höllengraus dieses Krieges und der in ihm schon heimische Mann ist zwei Feinden überlegen. Rumänien, das seit vierzig Jahren nicht gekämpft hat, durfte auf eine zu Eingewöhnung ausreichende Frist nicht rechnen. Sein Anfang war schlecht. Sind die Berichte aus dem Kronrath, der die Kriegserklärung beschloß, halbwegs wahrhaftig, dann sind die Dako-Walachen ohne üppig blühende Hoffnung in den Kampf gegangen; kam ihr Entschluß aus der Ueberzeugung, daß selbst die Niederlage noch fortwährender Neutralität vorzuziehen sei. „Bleiben wir still, dann ist unseren Wünschen (Siebenbürgen, Banat, Bukowina) in Rußland, England, Frankreich in Aeonen nicht Gehör zu finden. Die aber werden, wenn wir mit ihnen unterliegen, schon für uns sorgen.“ Das wäre Hoffnung auf besseres Jenseits, nicht Auszugsstimmung, die Sieg verbürgt. Würde aber die seltsam gedämpften Fanfaren Frankreichs erklären. Im August: Rumäniens Eingriff sichert blitzschnelles Ende. September: General Brussilow hofft aus fester Zuversicht, daß der Hochsommer 1917 dem Zehnbund endgiltigen Sieg bringen werde.

Den Ruhm, zu solchem Meinungwandel mitgewirkt zu haben, darf Bulgarien für sich fordern. Der Feldzug gegen das von drei Kriegen erschöpfte, von Deutschen, Oesterreichern, Ungarn zerstriemte Serbien ward ihm nicht schwer. Jetzt hat seine Stunde geschlagen. Wohin verhallte der Ruf des makedonischen Griechen Rhigas, der Bulgaren, Hellenen, Albaner, Serben, Rumänen, Epiroten zum Kampf gegen die Türkei aufrütteln wollte? Vor vier Jahren klang er wie alte Verheißung. Bulgarien focht in Genossenschaft mit Serben und Griechen. 1913 waren sie seine Feinde

(denen Rumänien sich auf bequemem Pfad gesellte). Heute: mit den Türken gegen Süd- und Nordslawen, Rumänen, gegen den Enkel des Zar-Erlösers. In welcher Geschichte war je in so schmalem Zeitraum so wirres Volksschicksal? Der Bulgare, hat Griechenhochmuth einst gehöhnt, ist gar kein Mensch; und der Türke fand das Urtheil sehr weise. Grimmig wurde der Eindringling überall gehaßt. Auch von den Slawen, die ihn in die Familie der Tataren, der Hunnenbrut wiesen. Gibbon sagt: „Nach den griechischen Schriftstellern leiteten die Bulgaren, die an das Schwarze Meer und den See Maeotis grenzten, Namen und Abkunft von den Hunnen her. Sie waren kühne und geschickte Bogenschützen, die ihrer schnellen, unermüdlichen Rosse Milch tranken und Fleisch aßen, in jedes Land, das fernste, unzugänglichste, einzubrechen bereit, also tapfer, aber auch im Fliehen geübt waren. Die Nation spaltete sich in zwei mächtige Stämme und zwischen den Brüdern war Feindschaft und wilder Haß, wie, nach dem Vergleich des Prokopius, zwischen dem Hund und dem Wolf. Beide buhlten um die Gunst und die Geschenke des Oströmerkaisers und lechzten nach dem Reichthum Roms. Sie maßten sich eine unbestimmte Herrschaft über den Namen der Slawen an und wurden auf ihren schnellen Zügen nur durch die Ostsee und die eisige Noth des Nordens gehemmt. Ihre Gestalt und Haut glichen nicht denen der schwarzbraunen Tataren, sondern ähnelten dem hohen Wuchs und der weißen Farbe der Deutschen. Aus roh behauenem Holz bauten sie, in einem Land ohne Stein und Eisen, ihre Hütten, die, in Wäldern, an Flußufer oder Morastrand, mit dem Doppelausgang an Biberbau erinnerten. Von dem mit Hirse oder Buchweizen besäten Feld ernteten sie grobe Kost. Die Raubzüge der Nachbarn zwangen sie, diesen Schatz in die Erde zu bergen; kam aber ein Fremder, so wurde ihm reichlich von einem Volke gespendet, dessen unschönen Charakter Keuschheit, Geduld und Gastfreiheit adelten. Als ihren höchsten Gott beteten sie einen unsichtbaren Herrn des Donners an." Auch Thierry läßt sie (in der Geschichte Attilas) von den Hunnen abstammen. „Aus dem Innern Sibiriens kamen die finischen Hunnen an den großen Fluß, der in den tatarischen Sprachen Athel heißt, und schlugen dort ihre Lagerzelte auf. Von ihnen, den Wolgaren, empfing der Strom den Namen Wolga. Neben diesen Wildlingen schien der in Eu-

ropa, neben Römern und Germanen, schon hundert Jahre lang heimische Hunne civilisirt. Von Religion und Kultus war, außer einem mit allerlei Aberglaubensbrauch verbrämten Schamanismus, nichts zu merken. Furcht erfand den Wahn, der Bulgare besitze die Kunst, durch Trugbilder den Feind zu blenden, durch Magie zu verwirren. Sein Bogen war ungeheuer groß, sein kurzes Schwert aus rothem Kupfer; jeder Reiter hatte ein Fangnetz, in das er, nach sicherem Wurf, den Feind einschnürte." Der Franzose schreibt dem Stamm alle Laster zu; auch die, von denen der Brite ihn freisprach. Und die Griechen (Kasasis und seine Genossen im Verein Hellenismos) dünkt das schwärzeste Schmähwort über die Bulgaren noch immer nicht schwarz genug. Ihre Wuth ist uralt; sie erwuchs in der Zeit, da Byzantion vor dem Ungestüm der neuen Barbaren gezittert hatte, und überlebt, bis in unseren Tag, die einst tief in das Herz von Hellas gepflanzte Hoffnung, ein Held habe es von diesem Schrecken befreit.

Vor neunhundert Jahren ritt Kaiser Basileios der Zweite durch das Goldene Thor in die Hauptstadt des Oströmerreiches. Ein funkelnder, glitzernder Greis. Die Füße in Goldsandalen, goldene Binden um den Leib, das Kreuzszepter in der zügelnden Hand, in der linken die purpurne Akakia und auf dem grauen Haupt die von Prunkfedern überwehte Krone. Vor dem Roß des Triumphators schritten Gefangene: die Töchter des Bulgarenzaren Samuel, die Zarin Maria und viele Edle, die Ostroms Schwert entwaffnet und in Ketten gezwungen hatte. Basileios kam vom Parthenon; hatte vor der Rückkehr in seine Residenz der Mutter Gottes Dank und Weihgaben dargebracht und durfte selbst von den ihm Unterthanen nun Dank heischen. Der ward ihm in überreichlicher Fülle. Nie hat das Volk von Byzanz lauter gejauchzt: nie auch war zum Jubel mehr Grund als beim Einzug des Basileios Bulgaroktonos. Der hatte nicht nur die Bulgaren gemetzelt: hatte den Bulgarenstaat getötet, aus der Reihe selbständiger Gemeinwesen getilgt und das Reich damit von der nächsten Gefahr befreit. „Heil dem Bulgarentöter!" Dieser Dank war verdient. Fast vierhundert Jahre lang hatte der ural-altaische Schrecken Hof und Volk von Byzanz geängstet. Schon unter Herakleios (dem Basileus der exaltatio sanctae crusis, dessen Andenken die Kirchen der Römer und der Griechen an jedem vierzehnten Septembertag feiern); als diesen

großen Feldherrn und Organisator außer Persern, Awaren und Slawen auch die „von der Wolga an die Unterdonau gewanderten Finen hunnischer Herkunft“ bedrohten, vor deren Ansturm Belisars starkes Schwert fünfundsiebenzig Jahre zuvor die Stadt Konstantins geschützt hatte, schloß er mit ihrem Häuptling, dem Bulgarenkhan Kuwrat, einen Vertrag, der den Oströmern aus einem Feind einen Bundesgenossen zum Kampf gegen die Awaren wandeln sollte. Kuwrat blieb treu und wurde von dem dankbaren Kaiser in den byzantinischen Patriziat aufgenommen. Doch sein Sohn Isperich wollte sich nicht in die lästige Fessel solchen Vertrages bequemen und wandte sich mit rasch zusammengeballter Macht gegen den vierten Konstantin (Pogonatos), der als Erster den ganzen Umfang der neuen Gefahr erkennen lernte. Auf Ostroms Boden eine ugro-finische Horde, die aus der Tiefebene Sarmatiens westwärts gewandert und aus dem Winkel zwischen Donau, Dnjestr und Schwarzem Meer in die Haemusprovinz Moesien vorgedrungen war. Der Kaiser, der eben erst arabische, slawische, awarische Angriffe abgewehrt hat, eilt mit allen für den Krieg zu Land und zu Wasser freien Truppen herbei; vermag wider den Feind an der Unteren Donau aber nichts auszurichten. Ums Jahr 680 gründet Isperich sein Balkanreich; den ersten Bulgarenstaat und zugleich das erste große Gemeinwesen slawischer Zunge. Denn die Hordensprossen unterjochen die Slawenstämme der Nachbarschaft schnell, verschmelzen sich den Besiegten, nehmen deren Sprache an und lassen die Herren von Byzanz ahnen, daß nicht nur von Asiens Tiefe her die Vernichtung dräut. Slawenstammsplitter konnte der Reichsleib mühelos ausstoßen; hier aber hatte die für das politische Geschäft ungemein begabte Herrenkaste der Finen eine Staatseinheit geschaffen, auf die auch der Tapfere nicht ohne Bangniß blicken durfte. Schlimme Erfahrung hats die Erben der Herakleios und die syrischen Kaiser Ostroms empfinden gelehrt. Justinian der Zweite, dessen Psychose sich früh schon offenbart hatte und der, während er Alles allein zu machen glaubte, von unsauberen Hofmächlern am Schnürchen gelenkt wurde, ist, nach kurzem Waffenglück, von den Bulgaren geschlagen, dann aus dem Exil, in das der Volkszorn den von der schimpflichen Strafe des Nasenverlustes Entehrten geschickt hatte, von Isperichs Nachfolger Terwel mit einem fino-slawischen Heer auf den Thron zu-

rückgeführt worden. Das that Terwel gewiß nicht des Lohnes und des Titels wegen, den der Kaiser ihm spendete; thats, um das Reich zu schwächen, das unter dem Szepter eines Irren nicht gedeihen konnte. Kaum war Justinian getötet und Philippikos gekrönt: da drangen die Bulgaren wieder mit Feuer und Schwert bis ans Thor von Byzanz. Der fünfte Konstantin (Kopronymos) mußte achtmal gegen sie ins Feld ziehen und hat sie schließlich nur für wenige Jahre geschwächt. Nikephoros verwendet zweimal zwölf Monate an die Rüstung zum Vernichtungskrieg; wird in der Hauptschlacht aber von dem Bulgarenkhan Krum besiegt, der seine Macht nun über Thrakien und Makedonien hin dehnt, Adrianopel erobert und Byzanz belagert. Sein Tod rettet Ostrom aus Lebensgefahr. Sein Erbe Omortag wird bei Mesembria von Leon dem Fünften geschlagen und muß einen Frieden schließen, der das leicht erhitzte Hunnenblut für dreißig Jahre zu gehorsamer Ruhe verpflichtet. Die Kaiser syrischer Abkunft haben von ihm nicht mehr zu leiden. Erleben nur noch, daß Klemens, ein Schüler des Slawenapostels Methodios, den Khan Boris (der seitdem Michael heißt) tauft und in dem christianisirten Bulgarenreich der erste Bischof wird. Erst die Armenierdynastie muß sich wieder zum Kampf gegen den Feind im Norden bereiten. Symeon, Michaels Sohn, will nicht länger dulden, daß sein Reich von einem Häuflein byzantinischer Großhändler ausgebeutet werde. Friedliche Verhandlung erwirkt nichts und das bedrängte Byzanz verbündet sich den Magyaren, die in Bulgarien einbrechen, alles Erreichbare rauben, auf dem Rückweg aber von Symeon gezüchtigt werden. Einem starken Regenten, der die schwerste Kunst gelernt hat: warten zu können. Bei Bulgarophygos schlägt er die Griechen aufs Haupt; überfällt in Bessarabien die Wohnstätten der Magyaren; drängt im Westen bis an die Adria vor; und nennt sich fortan den Zaren der Bulgaren und Selbstherrscher der Romäer. Ein stolzer Titel; doch dahinter steht auch eine beträchtliche Macht. Thrakien, Makedonien, Thessalien, Epirus, Albanien, diesseits und jenseits von der Donau ansehnliche Gebiete: dies Alles war dem Zaren Symeon unterthan. Von den Serben empfing er Tribut, von dem schwachen Oströmerkaiser Konstantin Porphyrogennetos Beiträge zu den Staatskosten. Und der Metropolit der Residenzstadt Preslaw wurde in den Rang des Patriarchen erhoben, dem Griechen-

papst in Konstantinopel also koordinirt. Die staatliche und die kirchliche Selbständigkeit war gesichert; für das fino-slawische Erobererreich der Tag hellsten Glanzes gekommen. Ein Tag, der verdämmern mußte. Männer vom Schlag Bonapartes vergessen, im Wahn ihrer Gottähnlichkeit, stets, daß auch ihrer Lenden Frucht ein Schwächling sein kann; drum währt ihrer Reiche Herrlichkeit niemals lange. Symeons Sohn Peter muß froh sein, als Byzanz, das Serben und Kroaten gegen ihn gehetzt hat, nach makedonischen Schlappen ihm einen glimpflichen Frieden und die Hand der Kaiserenkelin Maria gewährt. Der Patriarchat wird anerkannt (damit Bulgarien sich nicht etwa der Römerkirche des Westens zuwende); und für politische Folgsamkeit sorgt die Byzantinerin auf dem Zarenthron. Nikephoros Phokas will dem Reich Symeons den Todesstoß geben, verbündet sich drum dem Moskowiterkhan Swjatoslaw, wird von dessen allzu raschem Erfolg aber so geschreckt, daß er hastig eine Verständigung mit den Bulgaren erwirkt und die Patzinaken zu einem Einfall anstiftet, der die Russen nach Kiew zurückscheucht. Doch Swjatoslaw kehrt wieder, schlägt die Bulgaren, macht den Zaren zum Gefangenen und will im Sturmschritt nach Philippopel. Eine neue Gefahr für Byzanz; eine noch größere. Der Armenier Zimiskes, der auf Theophanos Wink im Ehegemach den alternden Nikephoros getötet und von ihm, als Neffe und bester General des Reiches, die Krone geerbt hat, fühlt, daß es ums Leben geht, und überschreitet, da in Güte von dem wilden Russen nichts zu erlangen ist, mit seinem Heer in Geschwindmärschen die Balkanpässe. Swjatoslaw muß, nach zäher Gegenwehr, vor der römischen Kriegskunst kapituliren, der Zar wird aus der Gefangenschaft befreit und Bulgarien jauchzt dem Basileus-Retter zu. Mit dem ersten Athemzug des aus schwerer Noth Erlösten. Schnell folgt die Enttäuschung. Zimiskes macht Ostbulgarien und Nordthrakien zu Provinzen des Oströmerreiches, das die Donau als Grenze braucht, erzwingt das Ende der kirchlichen Autonomie und gestattet dem entkrönten, aus der Purpurhülle geschälten Zaren Boris dem Zweiten nur, als ein ohnmächtiger Magistros weiterzuleben. Ein fino-slawischer Selbstherrscher der Romäer thront nicht mehr; und die Kraft des in Makedonien und Albanien noch erhaltenen westbulgarischen Zarthums scheint nicht ernstlich zu fürchten. Scheint. Als Zimiskes gestorben

ist und General Bardas Skleros zur Rebellion gerufen hat, wagt Westbulgarien den Aufstand. Zar Samuel zieht von seiner Hauptstadt Ochrida nach Thessalonike; holt aus Larissa die Gebeine des Bekenners Achilleus; setzt in Thrakien, in Hellas selbst seine Herrschaft durch; und scheint auserwählt, das Reich Symeons zu erneuen. Schon ist bei Sofia das Byzantinerheer zersprengt, Dyrrachion (Durazzo) und der Küstenstrich an der Adria dem Zarthum einverleibt und den Serben das Joch aufgezwungen. Doch Basileios ist entschlossen, an diesen Kampf Alles zu setzen. Dreimal muß er weichen; und kehrt immer mit neuem Muth wieder. Er schlägt die bulgarische Armee in Splitter, läßt fünfzehntausend Gefangenen die Augen ausstechen, die nicht mit der Waffe in der Hand gefundenen Bewohner des Landes bis nach Armenien schleppen und sänftigt den Grimm erst, als, nach dem Tode der Zaren Samuel, Radomir und Wladislaw, die stärkste Bulgarenpartei, der Grundadel demüthig um Gnade fleht. In Ochrida findet er hundert Centner Goldes, Haufen kostbarer Gewänder und die mit Perlen gezierte Krone Samuels. Seitdem heißt er Basileios Bulgaroktonos und ist der Held der Nation. Er hat den Bulgarenstaat ins Herz getroffen und Ostrom von dem fast vier Jahrhunderte lang fortwirkenden Schrecken befreit.

Unter dem zweiten Basileios, sagt der philhellenische Historiker George Finlay, hat Byzanz den Machtgipfel erreicht. „Auf langer Siegerbahn ließ er seine Adler hin und her schweben; von der Donau bis an den Euphrat, vom armenischen Bergland bis an Italiens Küste. Sein unschreckbarer Muth, seine unerbittlich grausame Wesenshärte, Aberglaube sogar und amusischer Sinn: Alles vereinte sich, um aus ihm den Typus seiner Zeit und seines Reiches zu machen. Sein Ziel war: die völlige Einheit des Byzantinerreiches in Europa. Die war nur möglich, wenn Bulgaren und Slawen niedergeworfen waren. Sprachenverwandtschaft hatte diese beiden Feinde Ostroms zu einer Nation verschmolzen; und so lange man sie frei athmen ließ, mußte gemeinsamer Haß sie zum Vorstoß gegen die kaiserliche Regirung zusammenkitten.“ Wenn dieser Kitt aus den Fugen gerissen, der Block wieder zerbröckelt war, durfte der Sieger sich mild zeigen. Mußte; um vor dem Erdreistsiten Verzweifelnder sicher zu sein. Der harte Basileios hats erkannt; und danach gehandelt. Die politische und die kirchliche

Verfassung des Landes nicht angetastet; Wehr- und Steuerpflicht nicht geändert; die Privilegien des Hochadels bestätigt; und die Machtsphäre der selbständigen Kirche von Ochrida erweitert, statt sie zu verengen. Warum nicht? Die Zarensprossen mochten sichs in Konstantinopel wohl sein lassen, die besten Bulgarenfamilien mit ihrem Kriegerblut den byzantinischen Reichsadel auffrischen. Das konnte dem römischen Osten und der Armenierdynastie nur nützen. Sie nicht mehr gefährden. Denn Byzanz war, an Umfang und Prestige, wieder, was es in der Zeit Justinians des Ersten gewesen war, und brauchte vom Haemus her nichts zu fürchten.

Fast zweihundert Jahre später, im Herbst Ostroms, kam es noch einmal zu offenem Konflikt. Isaak Angelos, ein gewissenloser Feigling, hat den Komnenenthron geerbt und haust, weil er für seinen täglichen Festprunk ungeheure Summen braucht, wie ein Hamster im Reich. Auf der Balkanhalbinsel lastet der härteste Druck. Nun wird auch noch eine Hochzeitsteuer eingetrieben. Denn Isaak hat mit den Ungarn, die dem Andronikos das hellenische Dalmatien genommen haben, Frieden geschlossen und sich der (zehnjährigen) Tochter ihres Königs vermählt. Wenn der Basileus ein Jüngferchen aufs Lager zieht, mag das Volk bluten. Dem aber wird die Last zu schwer. Die Bulgaren waffnen sich. Peter und Joannes Asen, zwei Adelige, die sich der Abstammung von den alten Zaren rühmen, treten in Konstantinopel für die Volkswünsche ein; werden aber mit kaltem Hohn abgewiesen. Propheten schleichen durch das von Krämpfen bebende Haemusland und künden, der Heilige Demetrios habe das von den Normannen geschändete Grab verlassen und bereite den Bulgaren die Erlösung aus Knechtschaft und Fron. In Tirnowo, in der diesem Heiligen geweihten Kirche, schwört das Volk den Führern Treue und ruft Joannes Asen zum Zaren der Bulgaren und Griechen aus. Isaaks Heer ist stärker; doch der neue Zar verbündet sich den Kumanen, schlägt Ostroms sorglos übermüthigen Feldherrn und stellt, mit Feuer und Schwert, zwischen dem Balkan und der Donau das unabhängige Bulgarenreich wieder her. Das dritte Zarthum der Hunnenerben lebt auf; das letzte in der alten Welt. Zweimal, bei Berroea und, nach dem Sieg über die Serben, bei Arkadiopolis, wird Isaak von den vereinten Bulgaren, Wlachen und Kumanen besiegt. Den Zaren mordet im Palast ein vertrauter Höfling, den

die Schwester der Zarin mit ihrem Leibe belohnt. Auf Kalopetros, der nicht lange regirt, folgt Kalojoannes, der aus dem päpstlichen Rom sich eine Königskrone verschafft (gegen das leichtfertige Versprechen dauernder Union mit Westrom krönt ihn der von Innozenz dem Dritten entsandte Kardinal), wider die Griechen wüthet und ihnen einen demüthigenden Frieden aufzwingt, den makedonischen Aufstand der Landsleute offen unterstützt und den Kaiser Balduin in die Gefangenschaft schleppt. Er wollte vergelten, was Basileios an den Bulgaren gethan hatte, überbot den Bulgaroktonos noch an Grausamkeit und gab sich den Beinamen des Romäoktonos. Bald nach dem Sieg bei Adrianopel ist er, vor Thessalonike, gestorben. Die Lanze des Heiligen Demetrios, sprachen aufathmend die Griechen, hat ihn getötet. Doch Joannes Asen, der ihm folgte, wurde zu nicht kleinerer Gefahr. Ein ernster, edler Fürst, der entschlossen war, des Rechtes Hüter zu sein, und sich mit Fug den in Christo dem Himmelskönig getreuen Selbstherrscher der Bulgaren nennen durfte. Die in Byzanz herrschenden Lateiner wollen, im Bewußtsein ihrer Schwachheit, den Orthodoxen zum Vormund Balduins des Zweiten machen. Zar Joannes ist bereit und erbietet sich, den Lateinern Thrakien zurückzuerobern. Ein in anderem Glauben Erwachsener als Verweser des von französischen und venezianischen Priestern überschwemmten Reiches? Der Klerus bäumt sich gegen den Plan. Theodoros Dukas, der Kaiser von Thessalonike, kündigt dem Zaren den Freundschaftvertrag und bricht mit Franken und Griechen in Thrakien ein. Bei Klokotnika wird sein Heer vernichtet, er selbst gefangen und der Haupttheil des Reiches der Angeli fällt den Bulgaren zu. „Ich, Joannes Asen, habe von Adrianopel bis nach Dyrrhachion alle Länder erobert: der Griechen, der Albanesen, der Serben. Nur die kaiserliche Residenz und die Städte ringsum blieben den Franken. Doch auch sie unterwarfen sich meinem Arm, kannten neben mir keinen anderen Zaren und fristeten nach meinem Willen ihre Tage, wie Gott befohlen hatte. Denn ohne ihn ist weder ein Werk noch auch nur ein Gott. Ihm sei in Ewigkeit Ehre. Amen." Diese Sätze ließ Joannes in den Stein der Kathedrale von Tirnowo graben. Er hat sich dann gegen die byzantinischen Lateiner den Griechen verbündet; die Koalition ist aber geschlagen und nach kurzem Bestand aufgelöst worden. Sein Nachfolger verlor Nord-

makedonien und in Bulgarien selbst wichtige Plätze an den klugen und tapferen Batazes. 1246. Fünfzehn Jahre danach zog Michael der Achte (Palaeologos) in die Stadt Konstantins ein. Das lateinische Kaiserthum des Ostens war gewesen. Den Bulgaren, die in Makedonien heimlich wieder das Feuer geschürt hatten, nahm der neue Herr Stenimachos, Philippopel und die Seestädte Anchialos und Mesembria; sie konnten ihre Wuth nur an den armen Thrakern auslassen, deren Felder bald einer Wüste glichen. Die Osmanenzeit naht. Der seit dem Sieg des Serbenkönigs Stephan Uros um Kraft und Selbstvertrauen gekommene Bulgarenstaat kann keinen wirksamen Widerstand leisten. Iwan Sisman, der Dritte des Namens und der letzte Zar von Tirnowo, muß sich dem Sultan Murad unterwerfen. Der zerstört auf dem Amselfeld mit einem Streich die großserbische Staatsmacht. Sein Sohn Bajesid macht aus dem Zarthum ein türkisches Paschalik. In Tirnowo gebietet der Sultan. Konstantinopel ist sein nächstes Ziel. Nach langwierigen, blutigen Kämpfen erst erreicht es ein Enkel Osmans. Im Frühlicht des dreißigsten Maimorgens dringen 1453 die Janitscharen Mohammeds des Zweiten in die Stadt, in der gestern noch ein Konstantin befahl. Ueber der Sophienkirche erglänzt die Mondsichel. Der Traum von Bulgariens Freiheit ist ausgeträumt.

Am fünften Oktober 1908 hat ein Westeuropäer mit fester Hand nach der Zarenkrone gegriffen, die 1393 dem letzten Sisman vom Haupt gerissen ward. Ein Koburger; ein Enkel des Bürgerkönigs Louis Philippe. Der weiß, was er wollen darf, und wählt zum Handeln schlau seine Stunde. Stambulow hat ihn dem Hohn Europens empfohlen; von ihm erzählt, der eitle Herr, der als Sechsundzwanzigjähriger den Rock des österreichischen Lieutenants auszog, beschäftige sich im Fürstenpalast nur damit, eine neue Königskrone zu zeichnen und vor dem Spiegel sich im würdigen Tragen des Purpurmantels zu üben. Europa hats lange geglaubt; und erlebt, daß der für einen Gecken und Hohlkopf Ausgegebene ein neues Bulgarien schuf, an ein paar wichtigen Höfen Freundschaft warb und die letzten Zeichen türkischer Oberhoheit wie Binsen brach. Basileios, Symeon, Samuel leben als Schatten im Buch der Geschichte. Ferdinand hat sie an den Erben von Byzanz, an dem Islam, gerächt; Sieger und Besiegte. Noch (sagte ich hier, als Ferdinand sich zum König gekrönt hatte) reicht sein

Zarthum nicht von der Donau bis ans südliche Meer. „Wer weiß, wie lange Makedonien der Anziehungskraft des jungen, selbständigen, verwandten Christenstaates widerstehen kann? Bulgarien ist ein Bauernland, in dem nur noch spärliche Reste des Großgrundbesitzes aus der Paschalikzeit zu finden sind. Eine Agrardemokratie, deren Willensrichtung von der Masse der kleinen Besitzer (fünf bis acht Hektar) bestimmt wird und die keinen Kampf deshalb mit so emsigem Eifer aufgenommen hat wie den gegen die Landplage des Wuchers. Bauernland, Kriegerland. Das Finnenblut ist nicht träg geworden. In zwei Kriegen hat der Bulgare während der letzten dreißig Jahre gezeigt, was er zu leisten vermag. Zweihunderttausend, mit Reserve und Landwehr dreihunderttausend Mann. Damit darf man Etwas wagen; braucht man nicht zu warten, bis der Schlaraffenbraten aus der Pfanne dampft. Der Koburger hats längst eingesehen. Bulgarien war, ehe Osman den Griechen Karadschahissar nahm und von Kleinasien her das Palaeologenreich bedrohte. Bulgarien soll und will noch sein, wenn die Sichel vom Orienthimmel Europas schwindet. Der Khalif ist freilich auch zwischen Sofia und Varna eine Großmacht; ists besonders in Rumelien. Doch ein Khalif, der als Herrscher ins Haremsdunkel schlüpfen, Rebellen die Regentengewalt ausliefern muß und heute anbetet, was er gestern verfluchte? Die Schicksalsstunde hat geschlagen. Der endgiltige Sieg der Jungtürken vertagt die Erfüllung des Bulgarenwunsches in Nebelferne; und fegt eine stürmische Reaktion die dreiste Jugend weg, so stählt sie dem Sultan den Muth zu neuer Tyrannenthat. Jetzt also oder in naher Zeit nie. An heimlich Verbündeten wirds nicht fehlen; mag auch nicht Jeder gern sehen, daß die Osmanenliquidation in den Tagen russischer Schwachheit beginnt. Dem strotzenden, dem welkenden Leib des Oströmerreichs nahte mit Fieberschauern stets eine Krisis, wenn die Bulgaren sich unruhig regten, der Slawenkeil sich breiter und weiter vorwärts schob. Wird die Erfahrung sich den Erben des Byzantinersitzes erneuen?“ Sie hat sich erneut. Dem Leib der Türkei wurde das große Bulgarien entbunden; ein größeres, stämmigeres, als in San Stefano erreichbar schien. Und Geburthelfer war Großbritanien, das die Vorstellung einer russischen Satrapie in Südost nun nicht mehr als ein Schreckbild zu fürchten brauchte.

Vor achtunddreißig Jahren, am sechsundzwanzigsten Juni

1878, hatte der Berliner Kongreß, der vierzehn Tage vorher eröffnet worden war, die Erörterung der Ostbalkanfragen so weit gefördert, daß die Kommission (der Desprez, Haymerle, Hohenlohe, Karatheodory, Launay, Oubril, Odo Russel angehörten) die Ausarbeitung dieses Vertragstheiles beginnen konnte. Bulgarien ein selbständiges Fürstenthum, in Ostrumelien ein vom Sultan nach erlangter Zustimmung der Großmächte zu ernennender Generalgouverneur: darüber hatten Großbritanien und Rußland sich schon in dem (von Salisbury und Peter Schuwalow unterzeichneten) Memorandum vom dreißigsten Mai geeinigt; und diese Absicht war in einer Versammlung bequem durchzusetzen, wo Oesterreich durch die Gemeinschaft der Antipathie mehr noch als des Interesses an Englands Seite gedrängt und durch die Hoffnung auf den in der Konvention von Reichstadt verheißenen Balkanbesitz doch genöthigt war, dem Reussenherrscher allzu fühlbares Aergerniß zu ersparen. Die schroffe, fast kriegerisch klingende Rede, mit der Beaconsfield am ersten Tag den Kongreß verblüfft hatte, erleichterte die austro-russische Verständigung über Einzelheiten. Und die türkischen Bevollmächtigten, die diese Einigung hindern wollten, waren so steif und ungeschickt, daß Bismarck ihnen seinen Groll nicht hehlte und, als Tyras einen fremden Minister angeknurrt hatte, zu Hohenlohe (der nicht als Talent, nur als Kronoberstkämmerer des für solche Artigkeit empfänglichen Königs von Bayern in den Kongreß berufen war) sagte: „Der Hund ist noch nicht gut genug gezogen, um zu wissen, wen er beißen soll; wüßte ers, dann hätte er den Türken gebissen.“ Makedonien hielt die Vertreter großmächtiger Weisheit nicht lange auf. Philipps Balkanherrschaft und Alexanders Weltreich, die Römerzeit der Macedonia prima und secunda, die Kämpfe der Bulgaren, Byzantiner, Serben, Veneter und Türken waren längst ja verschollen; und die Griechen und Türken, Bulgaren und Rumänen, Albanesen und Serben, die jetzt in den Wilajets Saloniki, Monastir und Kosowo am Wardar und an der Struma wohnen, fand der Kongreß weder gefährlich noch interessant. Makedonien sollte fortan ungefähr so verwaltet werden wie Kreta: also mit gleichem Recht für Christen und Türken. Im Innersten dachten die meisten Delegirten wohl wie Bismarck, der am fünfundzwanzigsten Juni offen aussprach, ihm sei das Schicksal der Balkanstämme höchst gleich-

giltig und dem Kongreß nur die Aufgabe gestellt, den Großmächten den Umfang der Konfliktsmöglichkeiten zu schmälern. So wars immer, seit die Türken nach Europa vorgedrungen sind. Rußland, Oesterreich und die Türkei streiten um die Grenzen ihrer Machtbezirke; England und Frankreich haben zu viele musulmanische Unterthanen, um als uninteressirte Zuschauer die Vertheilung der Einflußsphären abwarten zu können; die Balkanslawen trachten nach der Befreiung vom Osmanenjoch; Italien möchte die Adria umfassen, Hellas der alten Größe stolz wieder gedenken dürfen. Und Jeder betheuert, daß er uneigennützig nur für den Christenglauben, für der Menschheit heiligste Güter nur fechte.

Brussa war 1326, Gallipoli 1356 türkisch geworden. Nach Murads Siegen bei Adrianopel und auf dem Amselfeld ward es seinen Sohn Bajesid leicht, Bulgarien und die Walachei, Thessalien und Makedonien zu erobern und mit seinem nach Urchans klugem Plan organisirten Heer, mit Janitscharen und Spahis vor die Hauptstadt des Oströmerreiches zu rücken. Die Mongolengefahr zwang ihn, seinen Erben noch der Aufstand der Ungarn und Serben, Byzanz zu schonen, und erst der zweite Mohammed zog als Sieger in Konstantins Stadt ein. Er hat den Peloponnes und die Krim, Albanien, Trapezunt und die Moldau dem Osmanenreich unterworfen. In Moskau hatte Iwan der Dritte sich mit der Nichte des letzten Palaeologenkaisers vermählt, den Titel des Gossudars aller Reussen angenommen und den Griechen Trachaniotes als Bevollmächtigten nach Deutschland geschickt. Der sollte mit dem Kaiser ein Bündniß schließen, dem Römischen König Iwans Tochter antragen (für die der vom Ritter Poppel empfohlene Markgraf von Baden ein zu armsäliger Werber sei) und brauchbare Künstler, Baumeister, Bergleute, Handwerker mitbringen. Außer dem Reisegeld erhielt er von Iwan achtzig Zobel und dreitausend Eichhörnchen; als Geschenk für den König Maximilian (dem er in Frankfurt vorgestellt werden sollte) einen kostbaren Hermelinpelz. Nach vier Monaten kam er mit dem Gesandten Georg Delator zurück; und da Oesterreich und Rußland in dem Sultan Bajesid und dem Polenkönig Kasimir gemeinsame Feinde erkannten, schlossen sie am sechzehnten August 1490 einen Vertrag, dessen kurzer Text lautete: „Nach Gottes Willen und Unserem Belieben sind Wir, Iwan, von Gottes Gnaden Herrscher

im Russenreich, Herr von Wladimir, Moskau, Nowgorod, Pskow, Jugorien, Wjatka, Perm, Kasan, mit Unserem Bruder Maximilian, Römischem König, Fürsten von Oesterreich, Burgund, Lothringen, Steiermark, Kärnthen, übereingekommen, für immer in einträchtiger Liebe zu leben und einander in jeder Fährlichkeit beizustehen. Wenn Polens König und dessen Kinder Dich jemals Ungarns, Deines Erbes, wegen, bekriegen wollen, so melde es Uns: und Wir werden Dir herzlich gern, ohne Trug, helfen. Wenn Wir nach dem Großfürstenthum Kiew und nach anderem jetzt von Litauen beherrschten Gebiete trachten, so werden Wir es Dir melden: und Du wirst uns aufrichtig, ohne Trug, Hilfe gewähren. Auch ohne Meldung, für die nicht stets Zeit bleibt, ist Jeder dem Anderen zu unverzüglicher Hilfe verpflichtet. Gesandten und Kaufleuten stehen die Länder beider Kronen weit offen." Mit diesem auf Pergament geschriebenen, mit dem goldenen Großfürstensiegel versehenen, durch Jwans Kreuzkuß geweihten Vertrag reisten Trachaniotes, Delator und der Staatssekretär Kuleschin wieder nach Deutschland ab. Da Maximilian, der seine ganze Macht gegen Frankreich brauchte, sich mit den Polen inzwischen geeinigt hatte, blieb der Vertrag ein werthloses Pergament (das aber, als die erste austro-russische Verständigung, heute nicht ganz vergessen sein sollte). Und da Jwan einsah, daß er allein gegen den Osmanenstaat, der im Grunde ein politisch organisirtes Heerlager war, noch nichts vermochte, entschloß er sich, dem Sultan die großfürstliche Freundschaft anzubieten, deren Annahme Bajesid in Moskau durch den Mund eines Gesandten feierlich verkünden ließ. Noch war an Balkanstreit zweier Großmächte nicht zu denken.

Noch beinahe dreihundert Jahre lang nicht. Als Johann Sobieski Wien von der Türkennoth befreit hatte, kamen aus Leopolds Oesterreich Gesandte nach Rußland und baten die Regentin Sophia, das Kreuz nach Konstantinopel zu tragen und die Türken nach Asien zurückzutreiben. Baron Blomberg sprach zu den Brüdern Peter und Jwan Alexejewitsch: „Mag es einst wohl schwer für Rußland gewesen sein, in der Krim Fuß zu fassen: heute ists leicht. Kämpfet für das Christenkreuz, schreitet rüstig voran, auf daß die Ungläubigen von unserer Erde vertilgt werden. Die Zeit ist erfüllt. Konstantinopel muß der Sitz Eurer Patriarchen sein." Ein Locklied; noch sah Europa in den Russen die zur Musulmanen-

erbschaft Berufenen. Doch Sophiens Günstling Galizyn hat ruhmlos gegen die Türken gekämpft, Peter selbst, der Große, ihnen nichts Beträchtliches abzuringen vermocht und Münnichs Erfolge sind (unter Anna Iwanowna) fast unwirksam geblieben, weil Oesterreich, nach lässiger Kriegführung, einen schlechten Frieden schloß. Erst der deutschen Katharina lächelt das Glück. Die Russen vernichten im Aegaeischen Meer die Osmanenflotte, erobern die Krim zurück, dringen bis nach Bulgarien vor, sichern sich die Schiffahrt auf dem Schwarzen Meer, dem Marmarameer und das Recht zur Fahrt durch die Dardanellen und nehmen, unter Suworow und Kutusow, der Türkei im Frieden von Jassy einen neuen Landfetzen. Das nächste Jahrhundert bringt vier Kriege Rußlands gegen das Osmanenreich; das auch nach dem Tag von San Stefano aber aufrecht bleibt, weil jede Großmacht fürchtet, von einer Theilung könne der Nachbar ein zu großes Stück heimtragen.

Bald nach dem Berliner Kongreß wird der Makedonenname, der einst Südwesteuropa mit Schrecken erfüllte, wieder genannt. Die halb autonome Verwaltung nach kretischem Vorbild hat Abd ul Hamid abgelehnt. In Bulgarien bilden makedonische Flüchtlinge Komitees, die des Heimathlandes Befreiung vorbereiten sollen. Auch Griechen und Serben sind für die Makedonensache thätig. Vergebens. Die Aufstände werden niedergeschlagen, die großherrlichen Reformversprechen nicht eingelöst. Die Agitation der Sarafow und Michailowskij hat eben so wenig Erfolg wie der Bandenkrieg der Jankow und Tzonew. Rußland und Oesterreich vermitteln; empfehlen, nachdem der Russe Lamsdorff in Sofia, Belgrad, Wien verhandelt hat, einen Reformplan, den der Sultan getrost anzunehmen geruht. Die Gendarmerie wird in den Wilajets Saloniki, Monastir, Kosowo aus Christen und Mohammedanern zusammengesetzt und von europäischen Offizieren reorganisirt; die Osmanenbank wird dafür sorgen, daß die Einnahmen den Wilajets ungekürzt bleiben; und Hussein Hilmi Pascha wird Generalinspektor. Für die Schreiber giebts nun Arbeit; für Makedonien aber kein Heil. Vom Lenz bis in den Herbst 1903 lesen wir von Kämpfen zwischen türkischen Truppen und Insurgenten. Die Freischaaren der Komitees arbeiten mit Sprengstoff gegen Eisenbahnen und Dampfer, Bank- und Postgebäude; die Türken brennen zwölftausend Häuser nieder, strafen grausam, kühlen die Rachsucht

und schleppen die nur Verdächtigen ins Gefängniß. Der Oktober bringt das mürzsteger Programm: die Autonomie wird geweigert, die Durchführung des Reformplanes aber ernstlich versucht. Hilmi Pascha bleibt Generalinspektor; ein italienischer General wird Kommandant der Gendarmerie, der die Großmächte das Offiziercorps stellen; Rußland und Oesterreich ernennen Civilagenten; Verwaltung und Rechtspflege werden verbessert. Die Ruhe kehrt wieder. Die Ruhe des Kirchhofes? In dem Vertrag vom achten April 1904 verpflichtet die Hohe Pforte sich, die wegen politischer Vergehen in den letzten anderthalb Jahren Verurtheilten zu begnadigen und den bulgarischen Makedonen alle Aemter zu öffnen; verpflichtet Bulgarien sich, Waffen und Sprengstoffe nicht über die türkische Grenze zu lassen, die Komitees der Schreckensmänner nicht länger zu dulden und flüchtige Rebellen auf Wunsch der Pforte in Haft zu nehmen. Alles sehr schön. Alles, damit Etwas zu geschehen scheine. Nur: in den drei Wilajets ändert sich nichts zum Guten und ihre christlichen Bewohner stöhnen nicht leiser als vor dem mürzsteger Evangelium. Wir, sprechen die Rumänen, sind in dieser Provinz die ruhigsten, friedlichsten Leute, werden von dem konstantinopler Patriarchen und von seiner Priesterschaft aber gequält und, zu höherem Heil des Panhellenismus, in unserem völkischen Empfinden verletzt. Hilft die Hohe Pforte uns nicht bald zur ersehnten Rechtsgleichheit, so treibt sie selbst uns in die Rebellenschaar. Die Hellenen berufen sich auf Salisbury, der gesagt hat, Makedonien und Thrakien seien griechische Provinzen, und auf die Statistik, die beweise, daß in den Wilajets Monastir und Saloniki die Volksmehrheit griechisch sei (650000 Griechen gegen 360000 andere Christen). Wo sie die Majorität haben, wollen sie, einstweilen unter dem Türkenmond, herrschen und Rumänen und Bulgaren die Macht der Zahl fühlen lassen. Gegen diesen Tyrannenplan sträubt sich besonders heftig der Bulgare, der in dem Griechen den Slawenverächter und Türkenknecht haßt, auf seinen Exarchat stolz ist und ausgerechnet hat, daß seine Kirche viel mehr Gläubige zählt als (in diesen Wilajets) der Patriarchat. Er beschuldigt Türken und Griechen schädlicher Bundesgenossenschaft, will der Makedonenprovinz ihre alten, natürlichen Grenzen zurückgewinnen und das ungebührliche Vorrecht anderer Stämme abschaffen. Das wollen auch die Serben; „gleiches Recht

zu freiem Wettbewerb“: ist ihre Losung. Und auch sie preisen, wie die Bulgaren, Delcassés Balkanprogramm, in dem der anodine Satz prangt: „Nous ne demandons en Macédoine de privilège pour personne, mais une condition tolérable pour tous, à quelque race qu'ils appartiennent.“ Jeder heischt Rechtsgleichheit, findet sich schlechter gestellt und härter bedrängt als den Nachbar; Alle sind unzufrieden. Und Aehrenthal hat, als er das Sandschakbahnprojekt ans Tageslicht brachte, offen ausgesprochen, daß die guten Absichten, die das mürzsteger Programm diktirten, in der Wirklichkeit gemeinen Alltags ohne nützliche Wirkung geblieben seien.

Die wäre nur von innerer Einung zu hoffen gewesen; nicht von der Kunst, feindliches Trachten in duftende Schleier zu hüllen. Großen und Kleinen aber fehlte der Wille zu seelisch redlicher Verständigung. Dem Rußland Gortschakows war Bulgarien nur Werkzeug gewesen; der arme Verwandte, den man freigiebig ausstattet, doch in Dankespflicht und Gehorsam erhalten will. Ehe an staatliche Auferstehung Bulgariens zu denken war, hatte der Patron ihm in kirchliche Selbständigkeit geholfen. Der vom Zaren Samuel ertrotzte, von dem Kaiser Basileios nach seinem Sieg anerkannte Exarchat grenzte ein Erzbisthum Bulgarien ab und gab, zuerst, dem ehrwürdigen Vater Johannes Hirtenmacht, die sich, über den Haupttheil Makedoniens hin, bis ins albanische Janina streckte. Mit dem Reich (dem dritten, dessen Hauptstadt Tirnowo war) verfiel auch die Kirche. In Sofia befahl der türkische Beglerbeg von Rumelien. Der hinderte den konstantinopler Patriarchen nicht, seine Hand auf das Erzbisthum zu legen und die slowenischen Evangelienbücher durch griechische zu ersetzen. Um die selbe Zeit, im letzten Drittel des achtzehnten Jahrhunderts, schreibt in dem Khilandarkloster auf dem Athos der Mönch Paisij an das Ende seiner Geschichte der Volksstämme, der Herrscher und Heiligen Bulgariens: „Aus der russischen Sprache habe ich dieses Buch, in dem ich das von Jahrhunderten Verschüttete mühsam sammelte, in die bulgarische übertragen, weil Sehnsucht nach meinem Volk, das Serben und Griechen oft mit dem Vorwurf kränkten, es habe keine Geschichte, den Trauernden dazu zwang.“ Eine vergessene Sprache steigt aus dem Grab. Rasch wirbt sie Apostel und weiß den neuen, von Rußland genährten Drang in Allslawenbewußtsein klug zu nützen. Der in Rußland erzogene ruthenische Arzt

Venelin bringt alte Urkunden und Volkslieder ans Licht und kräftigt durch sein Werk das unter der Türkenherrschaft mattgewordene Nationalgefühl. Dem entbindet sich das Verlangen nach Kirchenhäuptern, die der Volkheit nicht Fremdlinge seien. Rußland billigt den Wunsch; kann ihn aber erst nach dem Krimkrieg der Erfüllung nähern. Der Großwesir des Sultans selbst muß den Erdenwandel manches griechischen Bischofs rügen. Doch der Patriarch, der die Griechen begünstigt und leis ringsum Alles hellenisirt, steht auf seinem Machtrecht und weigert die Trennung. Frankreich (heute klingt es wie Fabel), das Frankreich Louis Napoleons möchte aus Bulgarien einen Schutzwall gegen Rußland machen und schickt Jesuiten und Lazaristen hin, die das Volk in die Schlüsselgewalt des Papstes locken sollen. Vierzehntausend Bulgaren bekehren sich zu Rom, die Bulgarisch-Unirte Kirchengemeinde wird vom Sultan anerkannt und als ihr Bischof Monsignore Sobolskij eingesetzt. Die Amtszeit des vom Heiligen Vater in der Sixtinischen Kapelle Geweihten währt eine Woche; dann verschwindet er und hinterläßt nicht die kleinste Spur. Gottes Gericht? Die Fluth des Bekehrungdranges steht plötzlich still. Die slawischen Bischöfe Ilarion und Auxentios heben die Stimme zu ernster Mahnung. Weh Jedem, der seinem Glauben entlief! Sie werden gevehmt und verbannt; russischer Einspruch ruft sie zurück. Als der griechische Bischof von seinen eigenen Priestern aus Tirnowo vertrieben ist, fordert, im Mai 1867, der Geheime Bulgarische Centralausschuß laut die Unabhängigkeit der Kirche und des Staates und bittet den Sultan, den Titel des Bulgarenkönigs anzunehmen. „Was soll uns der Grieche? Der sitzt, in langem Priesterkleid und mit langem Bart, auf seinem gut gefütterten und gestriegelten Gaul und sackt ein, was zu haben ist: Geld, Gerste, Roggen, Weizen, Hafer, Mais, Zwiebeln, Knoblauch, Rüben, Kohl, Bohnen, Heringe, Erbsen, Linsen, Hanf, Wolle, Ziegenfell. So sieht das Hauptgeschäft dieser Popen aus, die sich dem Volk als Wohlthäter, als fromme Anbeter des Heiligen Grabes und des Heiligen Berges empfehlen!“ Midhat Pascha, der den Donaubezirk von bewaffneten Banden säubern soll, räth dem Sultan zu Nachgiebigkeit; je heftiger der Rajahstreit um die Glaubensform, desto besser für den Khalifen. Rußland unterstreicht den Rath. Die Westmächte fürchten, schroffe Weigerung werde Bul-

garien in Aufruhr treiben, von dem in allgemeinen Europäerkrieg nicht mehr weit wäre, und verzichten deshalb auf Widerrede. Am zehnten Mai 1870 unterzeichnet der Sultan den Firman, dessen Erster Artikel den Bulgarischen Exarchat wiederherstellt. Sein Gebiet umfaßt den ganzen Donauwilajet (auch Silistria). Der im Rang älteste Metropolit heißt Exarchos und sitzt dem Synod vor; der Weihe ist er erst würdig, wenn ein Berat (vom Sultan ausgestelltes Diplom) ihn ernannt hat. Ueber die allen nicht römischen Orientchristen gemeinsamen Kultangelegenheiten muß er sich mit dem Patriarchen verständigen, der nicht säumen darf, zu antworten, nützlichen Beistand zu gewähren und, wenn es gewünscht wird, das Heilige Oel zu spenden. Wo, jenseits von den Grenzen des Wilajets, mindestens zwei Drittel der Ortsbewohner dem Exarchos unterthan sein möchten, wird die Umordnung gestattet. „Denen, die solche Erlaubniß zu Zwietrachtsaat mißbrauchen, droht die Schärfe des Gesetzes. Die neue Vorschrift giebt jedem Streittheil, was ihm gebührt, und ihr Zweck ist, den Hader zu enden. Der Wille des Herrschers leiht ihr Rechtskraft. Hüte Jeder sich, dawider zu handeln.“ Ilarion wird zum Exarchos erwählt, aber nicht, durch Berat, im Amt bestätigt. Anthimos empfängt den Berat und den Medjidieh orden; vom Patriarchen aber die Achtbulle: weil er, nach langem Harren auf Anerkennung, in der phanarischen Klosterkirche selbst den Firman verlesen ließ, in vollem Ornat des Hochamtes waltete und, gegen die Vorschrift, in der Liturgie den Patriarchen nicht erwähnte. Trotz der Betriebsamkeit des russischen Generals Ignatiew und seiner Slawengesellschaft wird, Jahre lang, den für Makedonien erwählten bulgarischen Bischöfen der Berat vorenthalten. Der Patriarch will, daß dieses Land griechisch bleibe. Schon rüstet Rußland zu neuem Kreuzzug gegen die Türkei. Der im März 1877 von Andrassy und Nowikow unterzeichnete austro-russische Vertrag schließt die Gründung eines großen Balkanslawenreiches aus; wenn Osmans Erbe aus Europa weichen muß, wird Konstantinopel Freie Stadt, Bulgarien ein selbständiger Staat, der Hellenenkönig Herr über Thessalien, Südepirus und Kreta. Am vierundzwanzigsten April erklärt Rußland den Krieg. Als seine Truppen über die Donau gehen, laufen britische Geschwader in die Besikabai ein; auf Malta ist ein Corps in Bereitschaft zu Abfahrt und Landung auf Gallipoli. Im Juli

berichtet der londoner Botschafter Schuwalow, in Berlin habe Bismarck, dem nicht gelungen sei, Lord Derby in ein Schutz- und Trutzbündniß gegen Frankreich zu überreden, ihm schleunige und völlige Verständigung mit England empfohlen. „Dieser Bund wäre uns der liebste. Mit dem päpstlichen und polnischen Oesterreich ist nie leicht ins Reine zu kommen. Deutsche Intimität mit Rußland und England stieße nirgends auf Hinderniß.“ Die Antwort des Kanzlers Gortschakow ist nicht bekannt geworden. Der zankt, in der Noth leiste weder Hohenzollern noch Habsburg, was der Dreikaiserbund verheißen habe, und spricht zu seinem Zaren Alexander: „Nur auf Gott und auf das Schwert Eurer Majestät dürfen wir hoffen.“ Noch ein Schwert muß aus der Scheide. Russen und Rumänen schlagen die Türken und befreien Bulgarien. Dem giebt, weil Ignatiew unermüdlich für seinen Liebling sorgt, der Sechste Artikel des Vertrages von San Stefano das ganze Makedonien. Der Berliner Friede nimmt es ihm wieder.

Nach einem Halbjahrtausend schmerzender Knechtschaft ist Bulgarien nun frei. Auch von den Russen? Alexander von Battenberg, der im Juli 1879 als Fürst in Sofia eingezogen ist, schreibt noch im selben Monat: „Die russischen Beamten sind hier ohne jede Rücksicht vorgegangen, in allen Ministerien herrscht heillose Unordnung und das Raubsystem ist geradezu sanktionirt. Unterzeichne ich die Forderungen der Russen nicht, so werde ich in Rußland der Undankbarkeit und der ‚Verletzung der heiligsten Bulgarengefühle‘ angeklagt. Meine Lage ist wahrhaft schrecklich. Ich verweigere Alles, was gegen mein Gewissen geht, und muß, um den Verleumdungen der hiesigen russischen Beamten zuvorzukommen, täglich an den Kaiser Alexander schreiben.“ Sieben Jahre währt die Herrlichkeit des Battenbergers. Er hat das zerrüttete Serbien der Obrenowitsch (die Oesterreichs Eingriff rettete) besiegt und Ostrumelien seinem Fürstenthum angefügt, gegen Rußlands Zorn sich aber nicht zu behaupten vermocht. In Makedonien war er machtlos. Unter seiner Regirung wurde in einer offiziösen Flugschrift beklagt, daß der Mehrheit der makedonischen Bulgaren jedes Nationalbewußtsein fehle und sie in öffentlicher Abstimmung zum Griechenthum sich lieber als zum Bulgarismus bekennen würde. „Nur Makedonien aber gäbe unserem Staat auf der Balkanhalbinsel Macht und Bedeutung.“ Das glaubt

auch Fürst Ferdinand. Er hat von der Türkei, die ihn nicht anerkennt, mehr als von Rußland zu leiden; und sieht den Exarchat verkümmern. Ochrida, Samakowo, Ueskueb, Veles: nirgends ein durch Berat ernannter Bischof. Erst am vierten August 1890 giebt der Sultan der Bulgarengemeinde von Ochrida wieder ein Haupt. Die lange, mit schwarzer, grüner, rother Schrift bedeckte Pergamentrolle, die Monsignore Synesius als Metropoliten einsetzt, begrenzt, mit nicht überall festen Linien, das Verwaltungrecht und die Strafgewalt, die Mitwirkung zu Eheschluß und Scheidung, Taufe und Erbtheilung und verbietet, einen dem Metropolitanbezirk Angehörigen in Bekehrung zum Islam zu zwingen. Als Synesius nach Monastir kommt, lähmt Schrecken die Stadt; der Bulgare wittert Griechenverschwörung, der Grieche bebt vor bulgarischen Brandstiftern und Plünderern. In der Nachbarstadt Florina reißen Bulgaren die Bilder des Griechenkönigs, seiner Frau, berühmter Heerführer und Staatsmänner von den Wänden und vernichten sie in Feuer. Und der alte Haß der Religionen und Rassen erlischt nicht mit der Flamme. Er überlodert ein Bündniß und zwei Kriege der Balkanvölker, demüthige Hingebung an, unverhohlene Abwendung von Rußland, Niederlage und Sieg der in Athen und in Sofia Gebietenden. Dieses Feuer wärmt manchen Großmachtwunsch, der noch nicht auf den Konferenztisch angerichtet werden darf. Lasset es brennen! Was schiert uns, welches Stammes Wipfel sich über Makedonien wölbt?

Während des Berliner Kongresses hatte Oubril, der Botschafter des Zaren, eine Bombe à la Macédoine dem Geschäftsträger der Griechen, seinem Tischgast, mit den Worten zugeschoben: „La Macédoine à la portée de la Grèce!“ Das war ein Tafelwitz. Makedonien aber von des Gossudars Gnade den Bulgaren längst zugesprochen: von der Donau bis ans Aegaeische Meer, vom Schwarzen Meer bis an den See von Ochrida. Als vor neun Jahren in Sofia die dreißigste Wiederkehr des Befreiungtages gefeiert, das Standbild Alexanders des Zweiten enthüllt, die Waffenbrüderschaft vom Schipka erneut wurde, jauchzte aus dem Gruß, der den Großfürsten Wladimir empfing, die Hoffnung, endlich das lange verheißene Makedonenland dem Leib Bulgariens einzugliedern. Darf der Weiße Zar wagen, das vom Großvater, vom Vater verpfändete Wort zu brechen und die fleißige, tapfere Bauerndemokratie, deren

Schwert in Thrakien die Türkenköpfe gemäht hat, auch nur um beträchtliche Teile Makedoniens zu prellen? 1912 wurden die Minister der Balkankönige nach Petersburg vorgeladen; ad audiendum verbum. Den Inhalt dieser Rede konnte noch der Ferne ahnen. „Oesterreich ist Euer Feind. Weil Oestereich es wollte, wurde aus dem glorreichen Slawenfrieden von San Stefano der elende Berliner Vertrag. (Nicht ganz richtig: denn ohne D'Israeli hätte Andrassy nicht viel durchzusetzen vermocht; dem Zornigen tönt es aber wie vom Horeb gekündete Wahrheit.) „Weil Oesterreich die Serben nicht in Durazzo, die Hellenen nicht in den Kanal von Korfu, die Tschernagorzen nicht in Skutari ließ, wollen die Drei von dem Verlust entschädigt sein, schmälern den bulgarischen Brüdern die Siegesbeute und Ihr seid, Alle, unzufrieden. Bescheidet Euch dennoch ein Weilchen! Nur durch Einheit wird uns die Herrschaft gewiß. Die Abgrenzung, die wir jetzt beschließen, hilft Euch überwintern und welke Aderstränge mit neuem Frühlingssaft füllen. Bald ruft der Enkel des Befreiers alle Slawen zum Kampf, auch die noch vom Fremdling geknechteten; dann wird Albanien, Bosnien, die Herzegowina, ist uns das Glück hold, sogar schon dalmato slawonisches Land getheilt und außer den Slawenstaaten kann auch Rumänien sich sättigen." Die Antwort wäre leicht zu finden. „Oesterreich wahrt nur den Rest seines Lebensrechtes; thut nur, was es thun muß, um zu hindern, daß seinen adriatischen Küsten und Häfen, nach dem Warnwort des Erzherzogs Albrecht, ‚die Kehle zugeschnürt wird.' Wir kämen, trotz Oesterreich, in Ordnung, wenn Ihr, Russen, je verzichten gelernt hättet. Gebt den Rumänen das Stück Bessarabiens zurück, das Ihr ihnen, den Helfern aus der Klemme von Plewna, abgepreßt habt. Dann können sie dem Nachbar die Dobrudscha räumen. Gönnet den Bulgaren die Suzeralnmacht über Konstantinopel (das die Sonderstellung einer Freien Stadt erhalten mag). Dann können sie Saloniki und Monastir verschmerzen. Jeder bekäme, was er zunächst braucht, und wenn der Saft wieder aus der Wurzel steigt, wäre am Slawenstamm die letzte Wunde vernarbt. Doch Ihr wollt nicht, daß Rumänien sich nach Osten runde, noch, daß ein Bulgarenkönig, der Oesterreichs Husarenrock trug und dem Papst unterthan ist, in die Sophienkirche einziehe. Ihr sähet, heute noch wie vor dreiundachtzig Jahren der Nesselrode Eures ersten Niko-

lal, am Goldenen Horn lieber einen ohnmächtigen Sultan als ein erstarkendes Slawenreich, das Eurem Wink nicht blinden Gehorsam schuldet.“ Keiner spricht laut so; Flüsterer tragen die Wienerweise über Donau und Balkan. Noch verfügt Rußland über die Stimmen der Westmächte. Der Zar von Moskau krönt sich zum Gossudar aller Slawen. Erwirkt er allen Machtzuwachs? Nicht einem ihrer Staaten. Das „Verbrechen des Bruderkrieges“, vor dem, im Juni 1913, seine Depesche die Könige Peter und Ferdinand warnte, ward Ereigniß; und die „slawische Sache“, die er vor Gefährdung wahren wollte, strahlte seitdem nie in Orientsonnenglanz. Serbiens Skupschtina tagt auf Korfu. König Nikola verstöhnt den Lebensrest in Lyon. Große Stücke des Westgurtes sind vom Leib Rußlands gerissen worden. Nur Bulgarien, das die Nordslawen zärtlich, als einen stämmigen Findling, ans Herz gedrückt und gehätschelt hatten, ist aufgeschossen; und könnte spöttisch zu den Nachbarn sprechen: „Den Magyaren bin ich vervettert, Euch nur im Glauben verwandt. Wozu noch Mummenschanz? Ihr ließet mich niemals als echtes Slawengebild gelten. Seit ich mich drein ergab und an der Seite von Deutschen, Ugro-Finen, Türken gegen Euch fechte, bin ich mächtig geworden.“ Mächtiger als je seit Symeons Tagen. Wider Rußlands Willen stärker, als Ignatiew in San Stefano hoffen konnte. Der Löwentheil Makedoniens. Der Schlüssel zur Dobrudscha. Das Südstück bis Enos. Eine Hypothek auf Albanien. Fehlt nur noch Kawala (und Saloniki?). Hält Bulgarien, was Glücksgunst ihm zuwarf, dann darf es hoffen, an die Adria oder an Ungarns Grenze zu kommen.

Andrassy, Beaconsfield, Bismarck würden vor diesem Schauspiel dem Auge nicht trauen. So groß ist das Ding geworden, das sie mühsam, gegen Gortschakows Eifern, in Mittelmaß hielten? Rußlands Liebling nun Rußlands Erzfeind und Alb? Der russische Verwaltungdruck war hart, nach der manchmal anarchischen Willkür der Osmanenzeit aber nöthig gewesen. Der Türkensproß Stambulow fühlte die Schwielen als Schmach, die Dankesschuld, die plumpe Moskowiter grob eintrieben, als unerträgliche Last. Den nicht Befangenen lehrt der Rückblick, daß erst die Härtung der Bulgarenhaut den auch in Erdbeben festen Staatsverband und die Volksleistung ermöglichte, die reizbare Empfindsamkeit den Griechen, Rumänen, Serben bis gestern versagte. Ein Land ohne

Spracheinheit, seine Bürger Orthodoxe, Römische Katholiken, Mohammedaner, dem Exarchen, dem Papst, dem Khalifen unterthan, auf Hauptstädten noch der Firniß des Hellenismus, alle Bleibsel erworbener Civilisation und Kultur von halbtausendjähriger Fremdherrschaft verschleudert, zerstampft, weggeschwemmt, die aus dem Schoß unseliger Mütter in Knechtschaft Geborenen mit dem Drachengift grausamer Rachsucht gegen den Ueberwinder, gegen jeden neuen Bedroher genährt: streichelnde Sanftmuth hätte daraus in so kurzer Frist nicht einen Staat gemacht, der in dem Erlebniß von 1878 bis 1916 aufrecht bleiben konnte. Bundesgenossenschaft verpflichtet nicht zu Lüge; spornt aber den Willen, gesunde Wesenszüge heller als krankhaft häßliche zu beleuchten. Manche durfte in der Balkankriegszeit der Gerechte nicht loben. Möchtet Ihr Einem vertrauen, der leugnet, daß Bulgariens goldener Wappenleu eine grüne Zunge hat und, mit Krönchen und Ringelschweif, fast wie ein brünstig aufgerecktes Füchslein stolzirt? Der Verein von Tollkühnheit, List und geduldig ausdauernder Kraft erwirbt auch von dem Gewissenhaften Bewunderung. Das Bulgarenheer, das den Brüdern Nikolai und Alexander Kaulbars wohl nicht weniger verdankt als dem heldisch schönen Battenberg, sein Bestes aber gewiß den fünf Kriegen (1877 und 85, 1912, 13, 15), scheint heute, trotz Blutverlust und Enttäuschung, stärker als am Tag von Kirkkilisse. Rußland, das schon auf dem Schipkapaß bulgarischen Kriegersinn schätzen lernte, könnte solche Schutztruppe brauchen. Der Koburgerprinz, den die staatsmännisch kluge Mutter, Klementine von Bourbon-Orleans, erzogen hatte, war zehn Jahre lang ernstlich bemüht, dem Lande, dessen Krone ihm nach der Weigerung Waldemars von Dänemark angeboten worden war, die Gunst des Zaren zurückzugewinnen. Der dritte Alexander sputete sich nicht, dem Papisten, austro-ungarischen Offizier und Dulder Stambulows Anerkennung und Huld zu gewähren. Dem Botschafter Mohrenheim gelang in Paris die Versöhnung. Kronprinz Boris wurde aus dem römischen in den orthodoxen Glaubensbund geleitet und das Verhältniß zum Kaiser Nikolai Alexandrowitsch blieb leidlich, bis Ferdinand sich Zar der Bulgaren hieß, den Titel Sismans erneute und der Absicht auf die Einung aller Bulgaren, auch der ihm noch nicht unterthanen, am Ende gar auf das Kreuzszepter Ostroms verdächtig wurde. Er kam an die schäumende Maritza, sah das blaue Ägäer-

meer, ahnte im Dust die Kuppel der Sophienkirche. Byzantion, Konstantinopel, Stambul; Zarigrad. Wer wird es abermals umtaufen? Zwei Zaren: und eine Kaiserpfalz. Midia ist näher als Odessa. Doch der Weg dahin vermauert. Der noch im Schwärmertrieb nie ganz entnüchterte Enkel des Bürger-Königs und fürstlicher Geschäftsmänner erkennt früh genug, daß Symeons Name und Imperatorengewalt sein Leben nicht krönen wird: und bescheidet sich in die Fortsetzung glanzlos stiller Arbeit. Die lohnt dem Rüstigen in einem Lande, das guten Boden und zähe Bauerschaft hat und dessen Sonne Trauben, Tabak, Rosenöl reift. Die Lehrleistung der Ackerbau- und Gärtnereischulen muß noch höher wachsen; im finstersten Winkel der eherne den hölzernen Pflug ersetzen. Saatgut aller Art wird von den Behörden vertheilt, das neuste Ackergeräth angeboten, den Viehzüchtern der münzbare Nutzen behutsamer Rassenveredelung erwiesen, dem Winzer, der aus lange unbestelltem Grund Reben zieht, für zwölf Jahre die Steuer erlassen. Verbreitung des Bauerkredites, Bepflanzung und Aufforstung des von den Hammeln und Ziegen der Türken abgeknabberten Bergbodens, Waldschonung, Holzzucht, Landarbeiternachwuchs: hundert Aufgaben winken. Aus Kohle und Wasserkraft kann Industrie werden, die reichlicher zinst als Spinnrad und Webstuhl. Ein dichtes Gleisnetz, wohlfeile Frachtsätze und dem Bedarf angepaßte Zollpolitik fördern den Handel. Fünf Jahrhunderte heimloser Trägheit wollen nachgeholt sein; sonst bleibt Europa unerreichbar voraus. Jugend schaffts. Das Volk der jüngsten Generale und Großväter mißt sich selbst Siebenmeilenstiefel an. Nur dumpfes Knirschen erinnert noch an das dreizehner Unheil. Da steigt aus dem Schwarzen Meer eine neue Sonne. Purpurn erglüht in der Morgenröthe Bulgariens Wappenschild. In goldener Wehr stolzirt wieder sein Löwe; wie ein Füchslein schlau, geschmeidig und im Gewedel noch selbstbewußt. Den Adler Rußlands kennt er. Das doppelköpfige Raubthier brachten die Palaeologen nach Byzanz, als das Bulgarenreich nur noch in Mären lebte. Dem kohlschwarzen, dreifach gekrönten Burschen mit rothem Schnabel und Fuß zeigt er die giftgrüne Zunge. Und wendet sich zu dem Aar, der auf einem Kopf eine Krone trägt.

Der Löwe lebt nur im Mythos heiß besonnter Völker. Denen ist er, mit versengter Mähne und von Gluth fahlem Fell, die Kraft und das Feuer; Kriegerstolz im Leib eines Riesenkaters. Doch

vom Germanenhimmel her haucht der Adler Sturm über die erschauernde Welt; und senkt sich dann auf den Wipfel Yggdrasils, der Weltesche, um, der Erde näher, mit untrüglich scharfem Blick die Stunde zu erspähen, die Ruhe heischt, weil länger wirbelnder Sturm ihre Welt und deren Menschheit zerbliese. Eben duckte der Löwe sich unter den Wind, ein Fohlen, eine Antilope, einen Schakal zu beschleichen, ehe der Tiger ihm nur Aas übrig läßt. Beiden war das Gebraus gar nicht lästig; es giebt Gelegenheit (Konjunktur) und fällt drum nie auf die Nerven. „Warum, Federkopf, engst Du den Athemspalt, schonst Deine Lunge und störst uns die Lust? Lange genug war Ruhe. Wenns ganz still ist, hört das Rind unter meiner Pranke das Farnkraut knacken und stutzt an der Tränke. Auf unserer Erde ist Krieg. Und jedes dazu taugliche Mittel gerecht."

„Nach dem Sieg von Königgraetz fragte ich den General von Moltke, was er thun würde, wenn Frankreich militärisch eingriffe. Seine Antwort war: Eine defensive Haltung gegen Oesterreich, mit Beschränkung auf die Elblinie, inzwischen Führung des Krieges gegen Frankreich. Dieses Gutachten befestigte mich noch mehr in meinem Entschluß, Seiner Majestät den Frieden auf der Basis der territorialen Integrität Oesterreichs anzurathen. Ich war der Ansicht, daß wir im Falle der französischen Einmischung entweder sofort, unter mäßigen Bedingungen, mit Oesterreich Frieden und, wo möglich, ein Bündniß schließen müßten, um Frankreich anzugreifen, oder daß wir Oesterreich durch raschen Anlauf und durch Förderung des Konfliktes in Ungarn schnell vollends lahm zu legen und bis dahin gegen Frankreich, nicht, wie Moltke wollte, gegen Oesterreich, uns nur defensiv zu verhalten hätten. Ich war des Glaubens, daß Frankreich zwar für die Offensive wenig Kräfte übrig haben, aber in der Defensive nach geschichtlicher Erfahrung im Lande selbst bald stark genug sein würde, um den Krieg in die Länge zu ziehen, so daß wir dann vielleicht unsere Defensive gegen Oesterreich an der Elbe nicht siegreich würden halten können, wenn wir einen Invasionkrieg in Frankreich, mit Oesterreich und Süddeutschland feindlich im Rücken, zu führen hätten. Ich wurde durch diese Perspektive zu lebhafterer Anstrengung im Sinne des Friedens bestimmt." Der Staatsmann entschied, wie der Feldherr, der Sieger von Düppel und von Königgraetz, den Krieg führen solle. Adlersblick lenkte den Löwen.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Paß & Garleb G. m. b. H. in Berlin.

Die Zukunft.

Berlin, den 23. September 1916.

Dichtung und Wahrheit.

Im August, als ich vor der Hoffnung auf nahe Hochzeit vlamischen und deutschen Geistes gewarnt hatte, schrieb mir aus Belgien ein Deutscher, diese Hoffnung sei nicht, wie man im Reich glauben möge, nur ein Dunstgebild. „Was Sie unwahrscheinlich dünkt, ist: Manche Vlamen möchten sich um unsere Sache schaaren weil sie erkennen, daß ihrem Stamm Frühling, nicht düsterer Winter, tagt und die Stunde schlug, die zwischen Germanen und Galliern den uralten Erbstreit über das Lotharingerreich schlichtet. Je länger wir, mit der von Ihnen so oft empfohlenen Regirung gerechter Vernunft, im Land sitzen, desto breiteren Anhang wird diese Empfindung werben.“ Hoffnung ist in Nothstand ein willkommener Hausgenosse. Nur darf ihr Trostlied niemals die Erfahrunglehre überschallen, daß jedes Volksempfinden vieltönig ist und Den trügen muß, dessen Ohr aus der Polyphonie nur einen Ton, den ihm liebsten, aufnehmen will. Zehntausend französische Schollenpflüger, hunderttausend Mushiks würden jedes leidliche Kriegsende wie höchste Himmelsgnade bejubeln und in Englands Altadel und Gentry ist ein ganzer Schwarm in die Ueberzeugung gelangt, daß Staatsnothwendigkeit, lauter noch als Menschlichkeit, befehle, sinnloses Wüthen schnell zu enden und den Selbstmord Europas zu hindern. Dennoch dürfen wir uns nicht in dem Treibhaus des Wahnes verzärteln, die drei Hauptmächte seien zu raschem Friedensschluß bereit; auch nur zu einem, der uns,

an Besitz und Schaffensmöglichkeit, wiedergiebt, was wir bis in den Sommer 1914 hatten. Noch sind Männer vom Schlag der Lloyd George und Miljukow, die den Puls ihrer Nationen fühlen, des Sieges, eines, freilich, mühsam zu erringenden, gewiß; noch verpfändet der Kelte Clemenceau mit Handschlag jedem fragenden Bauer sein Wort: „Wir kriegen sie unter." (On les aura). Daß mancher Vlame sein Vlaanderland gern, als freien Bundesstaat, in das Gefüge des Deutschen Reiches eintreten und vom Druck wallonischer Vormundschaft erlöst sähe, habe ich nie bezweifelt; nur, daß so vereinzelte Wünsche gegen den Gesammtwillen aufzukommen vermögen, dem der Wallone ein hochfahrender Stiefbruder, der Deutsche seit gestern der Erzfeind ist. Die wuchtigste Anklage, die schrillsten Flüche hörten wir aus dem Munde der Vlamen Kufferath, Huysmans, Maeterlinck, Vandervelde, Verhaeren, Waxweiler. Ein Vlamensproß ist der in Holland lebende Herr Raemaekers, dessen wilden Deutschenhaß strotzende Phantasie im Bund mit ungemein starker, manchmal genialischer Bildnerkunst bedient und dessen Zeichnungen (ein in London erschienener Prachtband hat sie vereint) dem Ruf deutschen Wesens mehr als alles Druckwerk geschadet haben. Ein Vlame wars auch, der mir im August schrieb, die Warnung vor dem Hoffen auf vlamische Hilfe sei „nicht ganz so dumm, wirke auf den Psychologen nicht ganz so lächerlich wie das Meiste, was aus Deutschland vernehmbar werde. Wenn der Boche nur den Versuch aufgeben wollte, irgendein fremdes Volk und besonders uns Belgier zu verstehen! Vlamen und Wallonen wollen zusammenbleiben; ihr Hauszwist ist ihre Sache, in die Ihr nicht hineinzureden habt. Einem Geschenk von Eurer Gnade würden sie (ein paar elende Geschäftchenmacher zählen nicht mit) den Tod, die Vernichtung ihres Staates und Volksthumes vorziehen. Denn selbst die lange geblendete Sippe weiß jetzt, daß die im Reich des alten Gottes so herrlich ‚organisirten' Germanen ihre schlimmsten Feinde sind, stets waren und immer sein werden. Und zerschösset Ihr alle Mauern, Städte, Dörfer, Haus vor Haus, unseres Landes: niemals könntet Ihr sehen, was auf unserem Boden, in unserer Seele ist, niemals den Geist des alten Niederlandes noch den Sinn belgo-französischer Renaissance begreifen." Niemals den Hirnwillen und die Seelenvorstellung der Welt, die von Jan und Hubert van Eyck, von Rubens und Van der Goes,

von dem Schwärmer Ruysbroek und dem Augenschlemmer Jordaens Unverlierbares empfing? Hier lebte stets Germaniens Seelchen: flatternde Einbildnerkraft; lebt heute noch wie in der Zeit, da unter dem goldenen Drachen der Wetterfahne im genter Belfried die Rolandsglocke hing, die Karl der Fünfte seiner Vaterstadt nahm, weil sie ihm eine Steuer geweigert hatte. Sind die Eekhoud, Lerberghe, Rodenbach, Verhaeren deutschem Weltgefühl nicht näher als französischem? Haben die Vlamenlegenden und der Ulenspiegel Karls de Coster in Gemanengedächtniß nicht tiefere Furche gezogen als je in Gallierbewußtsein? Und sind nicht Maeterlincks feinste Dramen, die von der Pariser-nase nur, wie anderer eingeschleppter Kunstduft, berochen worden waren, nach des Dichters eigenem Geständniß erst auf deutscher Erde in wirkendes Leben erstanden? Sollte diese Beachtung und Achtung etwa Ueberfall und Eroberung vorbereiten? Ich greife nach einem fünf Vierteljahrhunderte alten Werk; nach Schillers „Geschichte des Abfalls der Vereinigten Niederlande von der spanischen Regirung“. Zeugt es von unüberbrückbarer Fremdheit oberdeutschen und niederländischen Wesens? „Eine der merkwürdigsten Staatsbegebenheiten, die das sechzehnte Jahrhundert zum glänzendsten der Welt gemacht haben, dünkt mich die Gründung der niederländischen Freiheit. Wenn die schimmernden Thaten der Ruhmsucht und einer verderblichen Herrschbegierde auf unsere Bewunderung Anspruch machen: wie viel mehr eine Begebenheit, wo die bedrängte Menschheit um ihre edelsten Rechte ringt, wo mit der guten Sache ungewöhnliche Kräfte sich paaren und die Mittel entschlossener Verzweiflung über die furchtbaren Künste der Tyrannei in ungleichem Wettkampf siegen. Groß und beruhigend ist der Gedanke, daß gegen die trotzige Anmaßung der Fürstengewalt endlich noch eine Hilfe vorhanden ist, daß ihre berechnetsten Pläne an der menschlichen Freiheit zu Schanden werden, daß ein herzhafter Widerstand auch den gestreckten Arm eines Despoten beugen kann. Nirgends durchdrang mich diese Wahrheit so lebhaft wie bei der Geschichte jenes denkwürdigen Aufruhres, der die Vereinigten Niederlande für immer von der spanischen Krone trennte: und darum achtete ich es des Versuches nicht unwerth, dieses schöne Denkmal bürgerlicher Stärke vor der Welt aufzustellen, in der Brust meines Lesers ein fröhliches Gefühl

seiner selbst zu erwecken und ein neues unverwerfliches Beispiel zu geben, was Menschen wagen dürfen für die gute Sache und ausrichten mögen durch Vereinigung. Das Volk, welches wir hier auftreten sehen, war das friedfertigste dieses Welttheiles und weniger als alle seine Nachbarn jenes Heldengeistes fähig, der auch der geringfügigsten Handlung einen höheren Schwung giebt. Ueber diesem Volk hängt die schwere Zuchtruthe des Despotismus; eine willkürliche Gewalt droht, die Grundpfeiler seines Glückes einzureißen; eine Tyrannei ohne Beispiel greift Leben und Eigenthum an. Der verzweifelnde Bürger, dem zwischen einem zweifachen Tode der Weg gelassen wird, erwählt den edleren auf dem Schlachtfeld. Ein wohlhabendes, üppiges Volk liebt den Frieden; aber es wird kriegerisch, wenn es arm wird. Jetzt hört es auf, für ein Leben zu zittern, dem Alles mangeln soll, warum es wünschenswürdig war. Ein feierlicher Spruch der Nation entsetzt den Tyrannen, Philipp den Zweiten, des Thrones; der spanische Name verschwindet aus allen Gesetzen. Jetzt ist eine That gethan, die keine Vergebung mehr findet. Die Republik wird fürchterlich, weil sie nicht mehr zurück kann. Faktionen zerreißen ihren Bund. Selbst ihr schreckliches Element, das Meer, mit ihrem Unterdrücker verschworen, droht ihrem zarten Anfang ein frühzeitiges Ende. Sie fühlt ihre Kräfte der überlegenen Macht des Feindes erliegen und wirft sich bittend vor Europens mächtigste Throne, eine Souverainetät wegzuschenken, die sie nicht mehr beschützen kann. Endlich und mühsam (so verächtlich begann dieser Staat, daß selbst die Habsucht fremder Könige seine Blüthe verschmähte) drängt sie ihre gefährliche Krone einem Fremdling auf. Aber einen Verräther gab ihr in diesem neuen Landesvater das Schicksal. Das scheint gegen sie vollendet, mit Wilhelm von Oranien ihr rettender Engel geflohen: aber das Schiff fliegt im Sturm und die wallenden Segel bedürfen des Ruderers Hilfe nicht mehr. Die Geschichte der Welt ist sich selbst gleich, wie die Gefahr der Natur, und einfach wie die Seele des Menschen. Die selben Bedingungen bringen die selben Erscheinungen zurück. Auf eben dem Boden, wo die Niederländer ihrem spanischen Tyrannen die Spitze bieten, haben vor fünfzehnhundert Jahren ihre Stammväter, die Batavier und Belgen, mit ihrem römischen gerungen. Gestehet, Batavier (so redet Claudius Civilis seine Mit-

bürger an), wird uns von diesen Spaniern nicht als dienstbaren Knechten begegnet? Ihren Beamten und Statthaltern sind wir ausgeliefert, die, wenn unser Raub, unser Blut sie gesättigt hat, von anderen abgelöst werden, welche die selbe Gewaltthätigkeit, nur unter anderem Namen, erneuen. Jetzt ist der Augenblick unser. Nie lag Rom darnieder wie jetzt. Wir haben Fußvolk und Reiterei; Germanien ist unser und Gallien lüstern, sein Joch abzuwerfen. Die Götter halten es mit dem Tapfersten.' Der selbe Kampfplatz erzeugt den selben Plan der Vertheidigung. Die selbe Fruchtbarkeit des Geistes in den Heerführern beider Zeiten läßt den Krieg eben so hartnäckig dauern und beinahe eben so zweifelhaft enden; aber einen Unterschied bemerken wir doch: die Römer und Batavier kriegen menschlich, denn sie kriegen nicht für die Religion. Im Schoß des glücklichen Brabants wird die Freiheit geboren, die, noch als Kind ihrer Mutter entrissen, das verachtete Holland beglücken soll. Aber das Unternehmen darf uns darum nicht kleiner erscheinen, weil es anders ausschlug, als es gedacht worden war. Der Mensch glättet und bildet den rohen Stein, den die Zeiten herbeitragen; aber die Weltgeschichte rollt der Zufall."

Ehe das Buch, durch das alle vierundvierzig Belfriedsklöppel hallen, für die Michaelismesse des Jahres 1788 gesetzt, gedruckt und sauber gebunden wurde, hatte Goethe auf römischer Erde das Gedicht vollendet, dessen Keim zwölf Jahre zuvor aus der selben Historienzone in den Schoß seines Bildnergeistes geweht worden war. Zeugt auch der Egmont nicht von der Verwandtschaft deutscher mit niederländischer Menschheit, nicht von dem Verständniß, das an Main und Ilm für das an Maas und Schelde Gewollte und Empfundene in enger Stille gereift war? Der Anzeige, die eine Auffrischung des liebenswürdigsten aller politischen Dramen im berliner Hofschauspielhaus verhieß, konnte ich nicht widerstehen. Vielleicht blühte hier eine Insel, in deren Hain die vom rauhen Gleichklang des Kriegsgeschreies müde Seele für ein paar Stunden sich retten durfte. Seltsam, wie fern den Leitern und Spielern unserer Bühnen alles Staatliche, noch heute, ist; als wäre es lästiges Beiwerk, an dem sie rasch vorüber, „ins Reinmenschliche", müssen: so behandeln sie es fast immer. Der spanische Philipp und die schottische Maria, Burleigh und Octavio, Wallenstein und Questenberg verzwergen zu „Privatpersonen"

mit launisch gezacktem Schicksal; und der Bau, das Leben und Vergehen der Staatsaktion wird nirgends sichtbar. Keinen lehrt dieses Hofschauspiel, daß um Ungeheures gehadert wird; daß zwei Nationen, zwei Religionen einander zornig berennen und jede schwüre, nur auf dem Grab der anderen wölbe sich ihr zureichender Athemraum. Alba ist ein grämlicher Censor aus kleinem Aemtchen, dens juckt, den Allmachtgrat des Belagerungzustandes zu erklettern und einen großen Herrn zu rüffeln, zu zausen, hinter Eisengitter zu schicken. (Und dem der Obercensor nicht erlaubt, seinem „natürlichen Sohn" zu enthüllen, daß Leichtsinn die Mutter dem Feldherrn Philipps „unbedingt in die Arme geliefert" hatte. So unzart spricht ein Edelmann nicht auf dem Hoftheater. Immerhin wäre denkbar, daß der manierliche Herr von Goethe solche Roheit gewollt hat.) Machiavell hat kein Antlitz; ist weder gewissenlos Handelnder noch zu Hieb und Stich tüchtiger Dialektiker. Die Regentin eine schlaue, mit vorgeschobenem Kinn, schlaffen Schultern und dem Lauerschritt einer von Lust müden Löwin umherschleichende Dame, von flinkem Geist und bewußtem Plaudertalent; wenn sie, mit gehobenen Achseln und Brauen, die Abdankung ihres Vaters erwähnt, meint der Hörer, da müsse sichs wohl gar um den Vorsitz in einem feinen Aufsichtrath gedreht haben. Doch dieser Vater war Karl der Fünfte, Deutscher Kaiser und König von Spanien. Dem gebar das von seiner Gnade umfangene Fräulein van Geest (1522) Margarete. Einem Medici, dann einem dreizehnjährigen Farnese ward Karls Tochter vermählt; einem Knaben die Zwitterprinzessin, die wie ein Mann schritt, ritt, jagte, keine Anspannung der Körperskraft scheute und nur einem Adamssohn, dem edel züchtigen Ignatius Loyola, blind gehorsam war. „Die Natur, deren sie durch Grenzverletzungen gespottet hatte, rächte sich endlich auch an ihr durch eine Männerkrankheit, das Podagra. Unter den Bußübungen, womit sie ihre Eitelkeit kreuzigte, ist eine der merkwürdigsten, daß sie in der Karwoche jedes Jahres einer gewissen Anzahl Armer, denen auf das Schärfste untersagt war, sich vorher zu reinigen, eigenhändig die Füße wusch, sie bei Tisch wie eine Magd bediente und mit reichen Geschenken entließ." Wars der Dame im teagown zuzutrauen? Die hatte nie an dem stahlblanken Verstande des Bischofs von Arras, der als Metropolit der Niederlande Kardinal Granvella hieß, ihres Willens Zünglein ge-

wezt noch je einem Staatsrath vorgesessen. Als hispano-niederländischer Mischling mußte Margarete aus der Welt Philipps in Oraniens den Weg weisen, zwischen Velazquez und Rubens mit dem erworbenen Schimmer ihres Wesens die Regenbogenbrücke schlagen. Im Hofspiel braucht sie's nicht (der klug das Handwerk meisternden Darstellerin wäre das Ziel erreichbar gewesen): denn hier leuchten die zwei Welten nicht auf; und auch das dritte Element, der Jan Steen, ist kaum zu spüren. Der größte Aufwand trägt nur da Kunstzins, wo ein Schöpfer ihn in den Dienst weisen Planes gezwungen hat; wo Atmosphäre gezeugt, ein mächtiges Schicksal, von der Wurzel bis in den Wipfel, von Herrschershand nachgestaltet, in Licht und Dunkel gekleidet worden ist. Doch (ich will heute nicht Schauspielkritik schreiben) der Gang reut mich nicht. Das Gedicht drängt sich Deutschen wieder vors Auge. Der Brief des vlamischen Schelters, die Ankündung Königlichen Schauspieles: willkommener Anlaß zur Erneuung des Versuches, dem schlicht in Wunderfülle prangenden Werk endlich die Schätzung zu werben, die seinem ernsten Zauber gebührt.

„Hierbei, liebe Tochter, kommt ein Briefelein von der kleinen Brentano. Hieraus ist zu sehen, daß sie noch in fremden Landen sich herumtreibt. Auch beweisen die Ausdrücke ihres Schreibens, mehr als ein Alphabeth, wie es ihr bei Euch gefallen hat. Auf ihre mündliche Relation verlangt mich erstaunlich. Wenn sie nur die allerkürzeste Zeit bei Euch war, so weiß ich zuverlässig, daß kein ander Wort von ihr zu hören ist als von Goethe. Alles, was er geschrieben hat, jede Zeile, ist ihr ein Meisterwerk, besonders Egmont; dagegen sind alle Trauerspiele, die je geschrieben worden, nichts, gar nichts. Weil sie nun viele Eigenheiten hat, so beurtheilt man sie, wie Das ganz natürlich ist, ganz falsch. Sie hat hier im eigentlichen Verstand Niemand wie mich; alle Tage, die an Himmel kommen, ist sie bei mir und Das ist ihre beinahe einzige Freude. Da muß ich ihr nun erzählen, von meinem Sohn, alsdann Märchen; da behauptet sie dann, so erzähle kein Mensch, und so weiter. Auch macht sie mir von Zeit zu Zeit kleine Geschenke; läßt mir zum Heiligen Christ bescheren. Am Ersten Pfingstfest schickte sie mir mit der Post zwei Schachteln mit zwei superben Blumen auf Hauben, wie ich sie trage, und eine prächtige porzelanene Chocoladetasse, weiß und gold. Jetzt einen großen Sprung

von Bettinen zu den gläsernen Obstflaschen. Die kommen auf Anrathen von Herrn Nikolaus Schmidt unfrankirt; bezahlte ich die Fracht, welches sonst bei mir immer gewöhnlich ist, so möchte es gehen, wie es einmal mit dem Kistchen gegangen ist, das ein halbes Jahr in der Irre herumfuhr, weil es bezahlt war und der Fuhrmann deshalb auf den Frachtbrief nicht achtete und ihn verlor. Gott befohlen! Grüßen Sie Mann und Sohn von Ihrer treuen Mutter Goethe." Am neunzehnten Mai 1807 (Bonaparte ist, um den Gossudar Alexander mit Kränzen an sich zu ketten, auf dem Weg nach Tilsit, am Goldenen Horn stehen die Janitscharen wider Selim auf und Preußen ringt, blutend, aus wunder, geschändeter Brust nach Athem) schreibt Katharina Elisabetha Goethe, die Frau Rath, Frau Aja, an die Schwiegertochter Christiane, ihres Wolfgangs „Bettschatz", diesen Brief (der einen Lebensluftbereich ahnen läßt, ein deutsches Patriziat, das in zwei Haubenblumen und einer Porzelantasse köstliche Geschenke sah, und der drum ausführlich citirt werden durfte). „Die kleine Brentano" ist Elisabeth, die Schwester des innerlich reichen Splitterdichters Klemens Brentano, die dann des Jungromantikers Achim von Arnim Frau wurde und der Literaturgeschichte, wie einst Freunden und Feinden, Bettina heißt. Der waren „gegen den Egmont alle Trauerspiele, die je geschrieben worden, nichts, gar nichts." Und die Sibylle der Romantik, die damals Zweiundzwanzigjährige, die bis in den Lebensherbst so gern das Kind spielte, war mit dem Ueberschwang solchen Urtheils nicht ganz vereinsamt. Jean Jacques Ampère, des Naturforschers Sohn, hat gesagt (und Goethe, der nur im nobelsten Sinn eitel war, hat die Worte übersetzt): „Egmont scheint mir der Gipfel der theatralischen Laufbahn unseres Dichters; es ist nicht mehr das historische Drama wie Götz, es ist nicht mehr die antike Tragoedie wie Iphigenie, es ist die wahrhaft neuere Tragoedie: ein Gemälde der Lebensszenen, das mit der Wahrheit der ersten das Einfach-Grandiose der zweiten Gattung verbindet. In diesem Werk, geschrieben in der Kraft der Jahre und der Fülle des Talentes, hat er vielleicht mehr als irgendwo das Ideal des menschlichen Lebens dargestellt, wie ihm solches aufzufassen gefallen hat." Schiller und Karl August, die meisten Freunde und Biographen haben anders geurtheilt. „Der Dichter bringt uns um das rührende Bild eines Vaters,

eines liebenden Gemahls, um uns einen Liebhaber von ganz gewöhnlichem Schlage zu geben. Der Schluß bringt einen Sprung in die Opernwelt, mit dem der Verfasser muthwillig die sinnliche Wahrheit zerstört." (Schiller. Der, nach Goethes Zeugniß, „keinen Neid kannte und der letzte Edelmann, sans tâche et sans reproche, unter den deutschen Schriftstellern war", doch des Herzens Schrein damals noch nicht völlig von dem Mißmuth gesäubert hatte, der ihn vor Körner einst aufstöhnen ließ: „Dieser Mensch, dieser Goethe ist mir einmal im Wege und erinnert mich immer wieder, daß mich das Schicksal hart behandelt hat; wie leicht ward sein Genie von seinem Schicksal getragen und wie muß ich bis auf diese Minute noch kämpfen!") „Der Zusammenstoß elementarer Leidenschaften, aus dem das tragische Interesse entsteht, fehlt hier; und der Stoff ist nicht in die dramatische Form verarbeitet worden. Das Stück ist ein dialogisirter Roman, nicht ein Drama." (Lewes.) „Weil Goethe den eigentlich hochtragischen Kernpunkt des Stoffes nicht behandeln konnte oder, wegen des ‚Aufreibenden', das die dramatische Arbeit hat, nicht behandeln wollte, darum hielt er sich an das Episodische, machte aus der großen Aktion ein Genrebild, reizend und voll höchster Poesie, aber es liegt neben der Sache, nicht in ihr. Hierin liegt aber eben so viel Selbsterkenntniß wie, objektiv genommen, Unzulänglichkeit." (Auerbach.) „Egmonts Thatenlosigkeit im entscheidenden Wendepunkt der Handlung zeigt schlagend, wie undramatisch das ganze Motiv war, das Goethe dem Stück zu Grunde legte. (Bielschowsky.) „Egmont fällt nicht als das Opfer einer großen Leidenschaft oder einer Verstrickung durch das Sittengesetz, sondern lediglich als das Opfer seines bodenlosen Leichtsinns, der den Namen einer tragischen Kollision nicht verdient.' (Bulthaupt.) „Statt zu handeln, hält Egmont einen großen Monolog mit Anklängen an Shakespeare, an Goethes Tagebücher und Briefe aus der ersten weimarer Zeit." (Baumgartner.) Daß ein Gefangener nicht handelt, ein von Kerkermauern Umschlossener „thatenlos" ist, verdient sicher den härtesten Tadel. Das hoher Wunder volle Werk ist fast verschollen; ist auf deutschen Brettern, wie Professor Erich Schmidt sagte, „ein seltener Gast." Und wenn es in Berlin gespielt worden war, schrieb Mancher, viel sei, „trotz dem Rang des großen Dichters", davon nicht zu halten.

Mußten wir uns nicht schämen? Schon der Thatsache, daß

vor dem Haufen, der sich „gebildet“ dünkelt, so unverständiger Schwatz möglich, in Deutschland noch immer, wie in Schellings, Kotzebues und Caprivis Zeit, jede Entschleierung der Großthuer und Schaumschläger verpönt, jede Besudelung der Gipfel gern gesehen ist? Mehr noch der Schande, daß dieses Gedicht, ein den Bettinen und den Ampères früh einleuchtendes, nie den Weg in Leben und Wirkung fand? Da Shakespeares Staatenwelt selbst dem Briten heute fast mythenfern ist, Ibsens Haakon und Julian im Nachtreich wacher Seelen regiren, darf Deutschland sagen, daß keinem anderen Volk ein Drama ward, in dem so adelige Gefühlskraft sich so starker Staatsweisheit gegattet hat. Neben der Fülle seines wogenden Lebens, seiner frohen und muthigen Sinnlichkeit scheinen die Cid und Polyeucte, Berenice und Britanicus nicht nur germanischem Auge steif und starr. Zärtlich aber hegt Diese der Schoß der Nation, der sie gebar. Jeder kennt sie, hütet sie als ein Kronjuwel der Volkheit und in jedem Jahr werden sie, an Festtagen, dem Blick gezeigt. Unsere Nationalfeiertage wurden durch die Aufführung kindischer Putzstücke und lärmender Albernheit „verherrlicht“. In welchen Sumpf, während des „Aufschwunges der Wirthschaft“ und der nicht minder laut ausposaunten „Evolution der Literatur“, deutscher Geist gesunken ist, wird durch die Thatsache bewiesen, daß allerlei Quark, den eine hungrige Katze beschnüffeln, nicht schlingen würde, in einem Jammerjahr den lieben Berlinern wohl öfter vorgesetzt, von den Intelligenzpächtern öfter heruntergelöffelt wurde als Alldeutschlands Bezirken die Staatsaktion vom Grafen Egmont, seit Bellomo sie 1791 den Weimarern illuminirt hat. Und doch ist hier Goethe im Bund mit Beethoven, dessen Musik 1814 von der Ilmbühne erklang, also auch über hundert Jahre alt ist. Müßten wir uns nicht schämen?

Als von Loewen aus, wo die Studenten sich gegen die Minderung ihrer Privilegien bäumten, der Brand brabantischen Unmuthes nach Brüssel hinüberflackerte, schrieb Goethe aus Rom: „Ich bin fleißig; mein Egmont (dessen Anfänge ins Jahr 1775 zurückreichen) rückt sehr vor. Sonderbar ists, daß sie jetzt eben in Brüssel die Szene spielen, wie ich sie vor zwölf Jahren aufschrieb; man wird Vieles jetzt für Pasquill halten. Ich hoffe, er soll Euch Freude machen. Sobald er abgeschrieben ist, schicke ich ihn mit der reitenden Post. Welche Freude wirds mirs sein, von Euch zu hören,

daß Ihr dieser Produktion einigen Beifall gebt! Ich fühle mich recht jung wieder, da ich das Stück schreibe; möchte es auch auf den Leser einen frischen Eindruck machen." Am ersten September 1787: „Heute, kann ich sagen, ist Egmont fertig geworden. Ich schicke ihn über Zürich, denn ich wünsche, daß Kayser (Philipp Christoph, Wielands züricher Opernkomponist, dem Goethe Studienreisen ermöglichte) Zwischenakte dazu, und was sonst noch von Musik nöthig ist, komponiren möge. Dann wünsch' ich Euch Freude daran." Im November an Frau von Stein: „Die Aufnahme meines Egmont macht mich glücklich und ich hoffe, er soll beim Wiederlesen nicht verlieren; denn ich weiß, was ich hineingearbeitet habe, und, daß sich Das nicht auf einmal herauslesen läßt. Es war eine unsäglich schwere Aufgabe, die ich ohne eine ungemessene Freiheit des Lebens und des Gemüthes nie zu Stande gebracht hätte. Man denke, was Das sagen will: ein Werk vornehmen, das zwölf Jahre früher geschrieben ist, es vollenden, ohne es umzuschreiben! Was Du von Klärchen sagst, verstehe ich nicht ganz. Ich sehe wohl, daß Dir eine Nuance zwischen der Dirne und der Göttin zu fehlen scheint. Da ich aber ihr Verhältniß zu Egmont so ausschließlich gehalten habe, da ich ihre Liebe mehr in den Begriff der Vollkommenheit des Geliebten, ihr Entzücken mehr in den Genuß des Unbegreiflichen, daß dieser Mann ihr gehört, als in die Sinnlichkeit setze, da ich sie als Heldin auftreten lasse, da sie im innigsten Gefühl der Ewigkeit der Liebe ihrem Geliebten nachgeht und endlich vor seiner Seele durch einen verklärenden Traum verherrlicht wird, so weiß ich nicht, wo ich die Zwischennuance hinsetzen soll, ob ich gleich verstehe, daß aus Nothdurft des dramatischen Pappen- und Lattenwerkes die Schattirungen vielleicht zu abgesetzt und unverbunden oder vielmehr durch zu leise Andeutungen verbunden sind ... Kein Stück habe ich mit mehr Freiheit des Gemüthes und mit mehr Gewissenhaftigkeit vollbracht als dieses." Später: „Um mir selbst meinen Egmont interessant zu machen, fing der Römische Kaiser mit den Brabantern Händel an." Als Antwort auf seines Herzogs Kritik: „Es war ein schweres Unternehmen; ich hätte nie geglaubt, es zu vollenden; nun steht das Stück da, mehr, wie es sein konnte, als, wie es sein sollte." Nicht so demüthig klingt des Greises Urtheil über das Kind seiner Mannesjahre. Vor Eckermanns Ohr spricht er: „Ich hielt mich sehr treu an die Geschichte und strebte

nach möglichster Wahrheit. Als ich später in Rom war, las ich in den Zeitungen, daß die geschilderten revolutionären Szenen in den Niederlanden sich buchstäblich wiederholten. Ich sah daraus, daß die Welt immer die selbige bleibt und daß meine Darstellung einiges Leben haben müsse ... Durch meinen Goetz und Egmont habe ich mir Shakespeare vom Halse geschafft; er ist gar zu reich und gewaltig." Als der Famulus gesagt hat, das Drama sei tiefer als irgendein anderes deutsches von dem Langen nach Volksfreiheit erfüllt: „Man beliebt einmal, mich nicht so sehen zu wollen, wie ich bin, und wendet die Blicke von Allem hinweg, was mich in meinem wahren Licht zeigen könnte. Dagegen hat Schiller, der (unter uns) weit mehr ein Aristokrat war als ich, der aber weit mehr bedachte, was er sagte, als ich, das merkwürdige Glück, als besonderer Freund des Volkes zu gelten. Ich gönne es ihm von Herzen und tröste mich damit, daß es Anderen vor mir nicht besser gegangen ist. Weil ich die Revolutionen haßte, nannte man mich einen Freund des Bestehenden. Das ist aber ein sehr zweideutiger Titel, den ich mir verbitten möchte. Wenn alles Bestehende vortrefflich, gut und gerecht wäre, so hätte ich gar nichts dawider." Ueber Schillers Bearbeitung (die 1796, bei Ifflands weimarer Gastspiel, auf die Bühne kam, Margarete von Parma und Egmonts Traumvision strich, Sätze und ganze Szenen einflickte, die fünf in drei Akte zusammenzog und, trotz ihren plumpen Mißgriffen, noch unter L'Arronge im berliner Deutschen Theater spukte): „Durch den Glanz, den die Neigung der Regentin auf ihn wirft, gewinnt Egmont an Bedeutung; und auch Klärchen scheint gehoben, wenn wir sehen, daß sie, selbst über Fürstinnen siegend, Egmonts ganze Liebe allein besitzt. Das sind sehr delikate Wirkungen, die man ohne Gefahr für das Ganze nicht verletzen darf. Aber Schiller hatte in seiner Natur etwas Gewaltsames; er handelte oft zu sehr nach einer vorgefaßten Idee, ohne hinlängliche Achtung vor dem Gegenstande, der zu behandeln war. Ich hatte damals so wenig Interesse für den Egmont wie für das ganze Theater und ließ ihn gewähren. Jetzt ist es wenigstens ein Trost für mich, daß das Stück gedruckt dasteht und daß es Bühnen giebt, die verständig genug sind, es treu und ohne Verkürzung so aufzuführen, wie ich es geschrieben habe." (Welche? Nur in Karlsruhe war der Regentin und ihrem Macchiavell, vier Jahre zuvor, 1825, die Bühnen-

pforte geöffnet worden; in Weimar selbst durfte das Paar erst 1838, also lange nach Goethes Tod, auf die Bretter, auf denen auch dann noch Schillers Verstümmelung in Wort und Szene nachwirkte).

Daß Brackenburg und Jetter, der Zimmermann und der Seifensieder den Galeriedemokraten weniger gefielen als Schillers Verrina und Miller, Roller und Stauffacher, ist uns heute nicht so „merkwürdig“ wie des Dichters Glaube, er habe sich treu an die Geschichte gehalten. Die kündet ganz Anderes als sein Gedicht. Lamoral Graf Egmond, Fürst von Gaure, der Mann Johannens, einer Pfalzgrafentochter aus Speyer, die ihm in die heiterste Ehe viele Kinder gebar, war sechsundvierzig Jahre alt, als ihm auf dem brüsseler Markt, nach dem Urtheil des von Alba eingesetzten „Rathes der Unruhen“ (den das Volk den Blutrath taufte), der Kopf abgeschlagen wurde. Katholik; Schirmvogt einer Benediktinerabtei bei Alkmaar; als Soldat, unter Karl dem Fünften, in Deutschland, Frankreich, Algerien bewährt und im franko-spanischen Krieg Mitführer, Mitsieger bei Saint-Quentin und Gravelingen. In Philipps Gunst, wie in des Vaters; Statthalter von Flandern und Artois. Duldsam, doch im Römersinn fromm. Nach dem Bildersturm hat er in seiner Provinz gegen die Protestanten so blind wie in Brabant der Toledaner gewüthet. Er wollte Adelsherrschaft, Oligarchie, nicht spanisch straffen Centralismus, und wurde dadurch, trotzdem er, wie alle Gueux, von sich sagen durfte, er sei „en tout fidèle au roi“, dem Hofe verdächtig. Philipp hatte sich in den Wahn gewöhnt, er könne, er müsse jeden der Regirung und der Heiligen Inquisition Widersprechenden „zerschmettern“. Als eine schwankende Gestalt steht dieser Egmont vor unserem Blick. Auch von ihm dürfte, von dem fruchtlos kühnen Krieger, ein goethischer Carlos sprechen: „Es ist nichts erbärmlicher in der Welt als ein unentschlossener Mensch, der zwischen zwei Empfindungen schwebt, gern beide vereinigen möchte und nicht begreift, daß nichts sie vereinigen kann als eben der Zweifel, die Unruhe, die ihn peinigen.“ Abkunft und Herrnstolz stimmen ihn früh gegen die Aufruhrstifter; ob an dem Feuer, das ihre freche Hand entfacht hat, aber nicht eine dem Adelsgaumen schmackhafte Speise garzukochen wäre? Margarete schickte ihn nach Ypern; statt mit schnellem und starkem Arm dort die Ruhe und Ordnung wieder herzustellen, zeigt er sich zunächst nur, wie eine lebende Hoffnung, den Kirchen-

bildschändern und Klosterstürmern und scheint, auch in Oudenaarde, ihre Zerstörungwuth zu nähren. Spät erst rafft er sich zu festem Eingriff auf; zu spät. Vergebens fleht dann, im Ornat auf den Knien, der milde Bischof von Ypern um Albas Barmherzigkeit: er selbst muß dem Gefangenen die Vollstreckung des Todesurtheils ankünden und den unter der Wucht dieser Botschaft fast Brechenden mit dem Bilde des Kruzifixus stützen. Als ein gläubiger, nirgends vom Dogma abtrünniger Katholik ist Egmont gestorben. Holzwarth, ein katholischer Geschichtschreiber der Niederlande, hat über ihn gesagt: „In Spanien hatte ihn das Wohlwollen des Königs entzückt". (Als er 1565, im Auftrag des unzufriedenen Adels, nach Madrid gegangen war.) „In der Heimath vermochte er dann nicht, die Maschen der von seinen Freunden verwickelten Kabale zu entwirren, und das rosenfarbige Licht, in dem er seinen Souverain geschaut hatte, verdüsterte sich. Im Zorn strafte er streng; im Gedanken an seine Popularität, in der Eitelkeit, sie festzuhalten, gewährte er freigiebig Nachsicht und Versöhnung und machte sich durch die Strenge verhaßt, durch die Milde verdächtig. Er war ein eifriger Katholik und hatte doch das Sektenwesen begünstigt; er war ein warmer Anhänger des Königs und hatte doch zum Aufruhr gegen ihn mitgeholfen. Bis in die letzte Stunde der Entscheidung hinein, bis Oranien die offene Aufforderung zur Rebellion stellte, hatte dieser Mann ihn ganz im Netz gehabt, am Gängelband geführt. Jetzt, wo er mit ihm bricht, wo er sich entschieden für den König erklärt, läßt er sich doch noch mit Mißtrauen erfüllen: als ob es der König mit ihm und dem Lande nicht redlich meine. Immer unsicher auf den Wogen der Popularität sich wiegend, immer schwankend zwischen der Vasallentreue und der Revolution, verfällt er endlich dem Verhängniß seines Charakters."

Die selbe Farbe hatte Goethes erste Quelle: des römischen Jesuiten Famiano Strada Werk „De bello belgico", das (da es deutsch nicht erschienen ist, vielleicht in der von dem Ordensbruder Du Ryer besorgten französischen Ausgabe) just in der Zeit auf den Dichter wirkte, da er auf Elisabeth (Lili) Schönemann verzichtet hatte und aus wunder Seele nach rascher Ausfüllung der „fürchterlichen Lücke" trachtete. Der von Strada überlieferten Geschichte war er nicht treu; und ein dritter Jesuit, der kluge, in seiner Gebundenheit bewundernswerthe Alexander Baumgartner, konnte

von ihm sagen: „Aus einem seine Schuld sühnenden Katholiken hat er einen Märtyrer der Reformation gemacht, aus einem bedeutenden Kriegführer und Parteihaupt einen verliebten Offizier, dem es mehr um Eroberungen auf dem Felde der Liebe als um kriegerische Heldenthaten zu thun ist.“ Konnte ihm, als des Nachstrebens würdiges Muster, den Wiedertäufersprossen und Strumpfhändler Joost van den Vondel zeigen, der in seinem Drama „Luzifer“ („dem höchsten Meisterwerk der niederländischen Dramatik, einem der großen Marksteine der Weltliteratur“) Edleres gewollt und vermocht, den Abfall der Niederlande als ein Unternehmen höllischer Kunst durchschaut und die innere Pragmatik der Glaubenskampfzeit wahrhaftig und großartig gezeichnet habe. Vondel und Goethe; lächelnd blicken wir aus Klärchens Stube auf den abgewetzten, von Moos überwachsenen Markstein der Weltliteratur. Und begreifen doch nicht, wie unser Dichter in den Glauben kam, er sei der Historie treu geblieben. Von der Aenderung des egmontischen Familienstandes hat er sich beinahe schlau entschuldigt; und dabei leis angedeutet, wie ers mit der Treue meine. Als von Manzonis, seines Lieblings und Verehrers, pariser Gesellschafterfolgen die Rede war, sprach Goethe: „Ihm fehlt nichts, als daß er selbst nicht weiß, welch ein guter Poet er ist und welche Rechte ihm als solchem zustehen. Er hat gar zu viel Respekt vor der Geschichte und fügt aus diesem Grunde seinen Stücken immer gern einige Auseinandersetzungen hinzu, in denen er nachweist, wie treu er den Einzelheiten der Geschichte geblieben sei. Nun mögen seine Fakta historisch sein; aber seine Charaktere sind es eben so wenig wie mein Thoas und meine Iphigenie. Kein Dichter hat je die historischen Charaktere gekannt, die er darstellte; hätte er sie aber gekannt, dann hätte er sie schwerlich so gebrauchen können. Der Dichter muß wissen, welche Wirkungen er hervorbringen will, und danach die Natur seiner Charaktere einrichten. Hätte ich den Egmont so machen wollen, wie ihn die Geschichte meldet, als Vater von einem Dutzend Kinder, so wäre sein leichtsinniges Handeln sehr absurd erschienen. Ich mußte also einen anderen Egmont haben, wie er besser mit seinen Handlungen und meinen Absichten in Harmonie stände. Wozu wären denn die Poeten, wenn sie nur das vom Historiker Ueberlieferte wiederholen wollten? Der Dichter muß weiter gehen; uns etwas Höheres und Besseres geben. Die Charaktere des Sophokles, auch Shakespeares

haben, alle, Etwas von der hohen Seele des großen Dichters. Und so ists Recht; und so soll man es machen. Shakespeare geht noch weiter er macht seine Römer zu Engländern; und zwar wieder mit Recht: denn sonst hätte ihn seine Nation nicht verstanden.“ Eine späte Antwort auf Schillers Kritik, die den liebenden Gemahl, den rührenden Vater vermißte? Vielleicht; ein Nachwort zu der freundlich spottenden Epikritik: „Den sittlichen Theil des Stückes hat der Rezensent gar gut zergliedert; er mag aber, was den poetischen Theil betrifft, Anderen noch Etwas zurückgelassen haben.“ In dem kurzen Fragment „Aus meinem Leben“ sagt Goethe: „Ich wußte jede kleinere und größere Begebenheit in einen theatralischen Plan zu verwandeln. Alles Poetische und Rhetorische schien mir angenehm und erfreulich. Die Weltgeschichte hingegen, der ich garnichts abgewinnen konnte, wollte mir im Ganzen nicht zu Sinn.“ Der Dichter dünkt ihn Herr auch über die Historie, hoch über ihrem dürren Reich, in souverainem Recht zu jeder Umbiegung, jeder Gestaltenwandlung, die er für die Wirksamkeit seines Gedichtes braucht; und rühmlich treu noch, wenn er nicht (wie der Schnellschneider des „Clavigo“) alle Nähte der überlieferten Menschheitkleider auftrennt. Ob Poetengewalt die Geschichte würgt, ob Elisabeth von England zum Budenscheusal und Maria Stuart zur holden Märtyrerin, Beaumarchais zum seelisch reinen Helden und Macchiavelli zu einem als Maskenballspanier aus der Wilhelmstraße kommenden Preßreferenten wird: Solches bekümmert ihn nicht. Er fühlt sich als einen Weltenschöpfer. Auf seinen Ruf wird Licht. Und in gelassenem Trotz spricht, wie sein Prometheus zum Himmelsbeherrscher, er zu Kleio: „Hier sitz' ich, forme Menschen nach meinem Bilde, ein Geschlecht, das mir gleich sei, zu leiden, zu weinen, zu genießen und zu freuen sich und Dein nicht zu achten, wie ich!“ Nur der Bildner weiß, welchen Geistes Kind der Held sein muß, den er in der Absicht auf ein bestimmtes Ziel braucht; nur er kann des Helden Handeln mit dieser Absicht „in Harmonie“ bringen. Und ists ihm, selbst um den Preis shakespearischer Volkheitwandlung, gelungen, dann wird er gewiß, dann erst, von seiner Nation verstanden.

Warum gelang es, bis heute, dem Egmontdichter nicht? Weil, wie er 1787 in der Villa Borghese las, die Freunde in der Heimath einige Szenen zu lang fanden? Weil deren „Ausstellungen über Dieses und Jenes“ fest und richtig begründet waren? Weil

das Drama „romanhaft“ (Gruppe), „locker gebaut“ (Schmidt), der Schluß „opernhaft und ein Zeugniß vom schlechten Gewissen des erweichten Tragikers“ (Meyer) ist? Nein. Das drame romanesque hielt sich stets in der Massengunst; und wir sind an viel lockereren Bau, an ungleich gröbere Melodramatik gewöhnt. Die dicksten Anstoßsteine hatte Schillers Theaterpranke ja weggewälzt. Die „langweilige“ Regentin war ausgemerzt; Richard, der Sekretär, platzte in Klarens Kammer und brachte seinem Grafen die Ladung zu Alba; knapper und straffer sah Alles sich an; und die göttliche Freiheit borgte, im Traum des zum Tod Verurtheilten, nicht mehr von der Geliebten die Gestalt. Das half nicht. Schiller hat als Bearbeiter, von Macbeth bis herab zu Turandot, stets dem Werk nur geschadet. Und wenn Goethe ihm noch williger gehorcht, Egmonts Fluchtweigerung auf die Sorge um das gefährdete Familienvermögen gestützt, den „in Rache und Schadenfreude unersättlichen“ Alba, als Henker vermummt und verlarvt, zur Urtheilsverkündung in den Kerker gelassen hätte, wärs nur noch schlimmer geworden. Das Gedicht wird, scheint mir, von der Nation nicht verstanden, weil sein Hintergrund zu dunkel, weils nicht, wie jedes auf der Bühne lebensfähige Drama müßte, in sich, durch sich selbst verständlich ist. Karl und Philipp, Margarete und Oranien: was sind sie dem gestern vor den Guckkasten Gepflanzten? Schemen. Er weiß nichts von ihnen; weder, welche Kastenmacht hinter dem wortkargen Oranier stehe, noch, weshalb man gerade Karls Sohn keiner Niedrigkeit zeihen dürfe; nicht das Winzigste von Gravelingen und Saint-Quentin, von den Schellenkappen und Pfeilbündeln auf den Aermeln der Adelsdiener, von den Bettelsackbildern auf Hut und Gurt der Geusen. In ihm wird, fast in jeder Szene, die nicht nur von Liebe singt, ein Wissen vorausgesetzt, das er nicht hat. Zuerst fühlt er dieses Zutrauen wie linde Schmeichelwärme; schämt sich auch, zu gestehen, daß ers nicht verdiene; doch er kann nicht mit, kommt kaum je in Hitze und gähnt bald: „Eins seiner schwächeren Stücke; bekanntlich.“ Nicht so zu eigener wie zu des immerhin bedeutenden Dichters Entschuldung. Er faßt nicht, wofür und wogegen vorn geredet, gekämpft wird; wie ein Wacher von diesen Seifensiedern und Pfennigkrämern Widerstandskraft erwarten kann; vor welchem Bürgerkrieg Egmont warnt und Oranien nicht bebt; welche Güter Klarens Liebster mit

dem süßen Leben, mit der schönen, freundlichen Gewohnheit des Daseins und Wirkens bezahlt. Im Spielhaus wird ihm nichts davon gesagt. Wird sorgsam nur, beim Armbrustschießen, im Palast und in der Schwarmrede des langenden, bangenden Mädchens, die Wesensart des Helden entwickelt. Da tritt eine Frau auf, die andeutet, sie sei die Schwester Philipps des Zweiten („Das ist Bassermann in Don Carlos!“), Allerlei über eine neue, dem Hörer noch mehr als den Spaniern „fremde“ Lehre spricht und eher für als von Egmont Arges zu fürchten scheint. Ihr Vater hat abgedankt; wie hieß er doch gleich? Sie wills auch; weil Alba doch stärker ist als Freneda und Las Vargas. Wer, wie, was sind denn Die? Und warum trägt der Schreiber der guten Prinzessin den Namen des (im Ochsenreich verrufensten) Florentiners? Da kommt, für zwölf Minuten, ein Mann, der über Karls Kinder, über Königswillkür und Volksführerpflicht höchst Vernünftiges sagt, seinen Freund Egmont (vor welcher Gefahr, zum Henker?) in Sicherheit bringen will, mit der schluchzenden, thränenden Stimme aber kein Gehör findet und, für immer, von ihm und uns scheidet. Weiser oder Grillenfänger? Oranien: wenn sich nur bei dem Namen etwas Nützliches denken ließe! Auf Schritt und Tritt gehts so; vorn und hinten durch Nebel. Daß Schiller, der nicht erst in Wallensteins Lager und im Polenreichstag der Kunst, einer Menge selbst wirre Zusammenhänge flink aufzuklären, Großmeister wurde, diesen Mangel gar nicht gespürt hat, ist viel merkwürdiger als sein Stammsitz im Ersten Rang der Volksgunst. Nach ihm haben Theaterkundige in Goethes Niederland kaum je noch ernstlich gebirscht. In der Villa Borghese tröstete der Leser krittelnder Briefe sich mit „der alten Bemerkung, daß der unpolitische, in seinem bürgerlichen Behagen bequeme Kunstfreund gewöhnlich da einen Anstoß nimmt, wo der Dichter ein Problem aufzulösen, zu beschönigen oder zu verstecken gesucht hat.“ Auch in diesem gar nicht problematischen, menschlich ganz hellen Drama? Das Trostbedürfniß eines Geärgerten, der zu neuem Werk Fröhlichkeit brauchte, wies in diesen kurzen Schlupfweg, hinter dem er sich sonnen konnte. Nicht einmal Scherer hat, der Getreuste, seinem Olympier nachgesprochen, zwischen Albas Residenz und Klaras Stübchen sei ein Problem gelöst, beschönigt, versteckt worden. Versteckt blieb der schwache Punkt des Gedichtes: daß es nicht selbst sich in allen

Theilen erklärt und an einer Wissensvoraussetzung leidet, die der Schaumenge Unleistbares zumuthet, ihr Interesse splittert, in Wirrniß entgleisen läßt und mählich lähmt. Mittel dagegen? Die Pariser schicken solchen Dramen eine conférence voraus, die das Nöthigste, in zierliche Worte verpackt, herumreicht. Wir haben ja eine Kritikerzunft. Deren Beruf ist nicht nur, mit Ja und Nein, Herrlich und Schändlich zu hökern, sondern, ihrer bunten Kundschaft die Mittel zu erwerben, durch die man zu den Quellen steigt.

Ueberreichlich würde, wie gekrönten Verschwendern geleisteter Dienst, die leichte Mühe belohnt. Als Volkslied, als Symphonie vom frohen Leben und stolzen Sterben des liebenswürdigsten, moderner Menschheit nächsten Helden, der je ein Schaugerüst beschritt, und als politisches Drama glänzt, einer allschönen Helena auf Spartas Zinne gleich, dieses Gedicht von einsamer, doch eisfreier Höhe. Deutscher Boden gebars; unter römischer Sonne gedieh es in Reife. Wucht und Anmuth hat es, das Brustgewölb, durch das Mannesathem weht, und zarte Tanzfüße; die übermüthige Heiterkeit eines Lenzmorgens und den düsteren Ton unendlicher Trauer, die aus Grüften in welk raschelndes Laub sickert; es schwebt und schreitet, kichret und dröhnt wie von Erz; gesellt von Rubens, Vermeer, Jan Steen und Velazquez die Pracht der Gestalten; und Beethovens Genius tönt nachbarlich von ihm.

Das Volkslied. Nicht an Klarens Bubensang und Mädchenklage denket zuerst (obwohl selbst dem frohnatürlich Fabulirenden Kräftigeres, von Menschenblut Wärmeres nie gelungen ist). Auch nicht an die auf Markt und Gasse geschaarten Bürger. Die stammen von Shakespeares übel riechenden britischen Römern, römischen Briten; wurden, manchmal, sogar in deren Rüpelrhythmus eingestimmt. Immerhin sind sie, sind auch die beiden Soldaten, Karls und Philipps, so wirksam und doch fein „schattirt“, wie die Nothdurft des Pappen- und Lattenwerkes erlaubte: der feige Schneider, Klugschwätzer, Fortschrittsparteimann und Hahnrei; der sich aufgeklärt dünkelnde, auf verlustlose Kundenwahrung bedachte Krämer; der hitzig fromme, für die Sache des rechten Glaubens schlaglustige Seifensieder; der hochnäsig aufs „Pack“ schielende Zimmer- und Zunftmeister. Thorheit hat rüffelnd gesagt, der verliebte Graf müsse wohl auch auf der Straße stockblind gewesen sein; sonst könne er von diesem Häuflein scheckiger Willenskrüp-

pel nicht zu Alba sprechen: „Ich kenne meine Landsleute. Es sind Männer, werth, Gottes Boden zu betreten; ein Jeder rund für sich ein kleiner König; fest, rührig, fähig, treu, an alten Sitten hangend. Starr und fest! Zu drücken sind sie, nicht zu unterdrücken." Thorheit. Was am Rinnstein sitzt, holt sich schnell Schmutzflecke; was die Gährung wirkt, ist Hefe. Pöbel drängt tagein, tagaus auf die Klatschgasse; den Kern der Bürgerschaft löst nur schwere Noth aus dem Schalengehäus. Egmont übertreibt auch, mit Bewußtsein; da er nicht, wie ein Schneider oder anderer Narr, von friedsamem Gewinsel Heil hofft, da er Politiker, nicht Abonnentenangler ist, hütet er sich, dem Gegner den Sitz der Schwäche, die Stelle geringster Widerstandsfähigkeit zu enthüllen. Soll er, wie unsere humansten Handler und Wandler gestern zu Franzosen und Briten, etwa zu Alba sprechen: Wir wollen Geld verdienen, nimmermehr für unser Lebensrecht kämpfen? Dumm war er nie; deshalb: „Zu drücken sind sie, nicht zu unterdrücken." (Bismarck, auch mit bewußter Absicht auf eine Dämpfung fremden Machtwahnes: „Wir Deutsche fürchten Gott, sonst nichts auf der Welt." Auch nicht vom granitenen Ueberzeugungsöller herab; aus dem Böschungwinkel des Wunsches, daß es, wie einst die augustinische Mahnung „Non timeamus nisi Deum", sich Gehör erhalle.) Das Volkslied klingt aus dem unsichtbaren Chor der Egmonts Kerker Umschleichenden, Umsorgenden in unser inneres Ohr. Aus Brackenburgs Zagheit und krummgiebeliger Seelenenge. Aus Klarens (nur, von dünnem Stift, angedeutetem) Verhältniß zur angstvoll eitlen, unter Kummerfalten bethulichen Mutter. Aus jedem Wort, jedem Schritt des starken Mädchens, das sich Wamms und Hosen ersehnt und unterm schwellenden Mieder doch, als Fürstenschätzchen, das Herz einer fein fühlenden Jungfrau birgt. (Nur der Madame von Stein konnte sie einer Dirne ähnlich scheinen. Die mochte, wie alle Weiber ihres Schlages, in der Schöpfung des ihr wichtigsten Mannes nur Holdheit, zu der sie Modell gestanden haben konnte. Und witterte vielleicht auch eine kränkende Erinnerung an Lili, der noch Geibel, in einem Brief an Ferdinand Eckbrecht Grafen von Dürckheim-Montmartin, den Ehegefährten zweier Enkelinnen Lilis, „ungewöhnliche Charakterstärke und, bei weiblicher Anmuth und Liebenswürdigkeit, ein großes Maß von Opfermuth und Pflichttreue" nachrühmen durfte.) Klare ist stark; nicht

stark genug, den Liebsten aus der Toledanerstahlfaust zu befreien, aber, ins Morgengrau ihm auf die letzte Reise voranzugehen. Sie ist (unglaublich däuchts und ist dennoch wahr) auf der Bühne oft zu der Klippe geworden, an der eine Wirkungmöglichkeit zerschellte; fast immer. Sie ist nicht „ganz naiv“, vom Wirbel bis zur Zehe schlicht empfindendes Kleinbürgerkind; darf nicht als ein holländisch heiteres, holländisch stämmiges Gretchen gespielt werden: sonst hat ihr Sturmruf auf der Straße, ihre Bereitung zum Tode einen fremden, brettернen Ton und zwingt keinen Widerhall aus des Hörers Brust. „Sag' mir! Sage! Ich begreife nicht! Bist Du Egmont? Der Graf Egmont? Der große Egmont, der so viel Aufsehen macht, von dem in den Zeitungen steht, an dem die Provinzen hängen?“ Das kommt aus anderer Gefühlszone als Gretchens: „Bin doch ein arm, unwissend Kind, begreife nicht, was er an mir findt.“ Klärchen begreifts; steht nicht beschämt vor ihrem Fürsten und sagt nicht zu allen Sachen Ja. Nie wäre Gretchen auf die Straße gegangen, um für ihren Heinrich die Bürgerwehr aus trägem Schlummer zu pochen. Nie hätte vor ihrem Heinrich (auch dem Grafen aus Geldern gab Goethes wunderliche Laune ja diesen Vornamen) Klaren gegraut; und wäre er zehnmal als des Bösen Spießgesell erschienen. Wie ward möglich, zu verkennen, daß sie den Stoff und den Wirbel zur Heldin in sich hat? Zu überhören, daß jedes von Leidenschaft, aus ihrer Erlebensmitte, auf die Lippe getriebene Wort „pathetisch“ (so sagen wir) klingt, fast jedes irgendwo die Färbung von heroinhafter Großheit hat? Da Mutters doppelt befeuchteter Mund sie ein verworfenes Geschöpf heißt, kommt aus kaltem Stolz der Aufgereckten, wie aus Marmorkiefern der blanke, rein im Sonnenlicht funkelnde Strahl, die Antwort, die Frage: „Egmonts Geliebte verworfen? Welche Fürstin neidete nicht das arme Klärchen um den Platz an seinem Herzen!“ Unbegreiflich, daß noch der in Goethes Welt seit Jahrzehnten heimische Professor Erich Schmidt schreiben konnte: „Schiller selbst zwingt sich zum Preis Klärchens, einer Gestalt, die seinem eigenen Schöpfervermögen ganz fern steht.“ Nicht so fern doch wie irgendeine andere goethische Frau, näher noch als Iphigenie, Götzens Schwester und die bleiche Leonore; schaffen konnte sie Schiller freilich nicht, brauchte sich zu ihrem Lob aber nicht zu zwingen. „Könnt Ihr denn leben? Werdet Ihr, wenn er zu Grunde

geht? Mit seinem Athem flieht der letzte Hauch der Freiheit. Könnt' ich an meinen Busen drückend Euch erwärmen und beleben! Wie eine Fahne wehrlos ein edles Heer von Kriegern anführt, so soll mein Geist um Eure Häupter flammen und Liebe und Muth das schwankende, zerstreute Volk zu einem fürchterlichen Heer vereinigen." Ein naives Kleinbürgerkind? „O, bindet mich, damit ich nicht verzweifle, und werft mich in den tiefsten Kerker, daß ich das Haupt an feuchte Mauern schlage, nach Freiheit winsle, träume, wie ich ihm helfen wollte, wenn Fesseln mich nicht lähmten, wie ich ihm helfen würde!" Das läßt an Schillers Neigung in grasse Gewaltsamkeit denken. Und ist nicht, wie Noras abstrahirte Gesellschaftlehre einem Lerchengefieder, dem Schäferkittel einer drall lieblichen vlamischen Fürstenbuhle angeflickt. Das muß (und kann) seit Klarens erstem Auftritt, schon im Klang ihres „Leibstückes", vorbereitet werden: sonst verhallts, wie Theatergewitter, zwischen Leinwände. Nicht „Egmonts weibliches Ebenbild" (wie Bielschowsky meint) ist Klärchen, sondern seines Wesens Ergänzung (aus ihm polfernem Klima): mannhaften Sinnes in ihr so viel wie in ihm tändelnde Weibheit. Ihr letzter Blick spaltet den Nebel, der das Mordgerüst einschleiern soll, und dieses Frühgrauens Ahnung scheucht sie ins Grab. Er sieht sie im Kleid der kühnsten Göttin; und wähnt sie doch geborgen, wenn er sie, sein „Kleinod", einem edlen, begüterten Jüngling vermacht hat.

(Ist hier, wie Lessing zu sagen pflegte, dem Dichter etwas Menschliches begegnet? Man möchte an überlegte Psychologenfeinheit glauben. Egmont ahnt nicht, was er in Klare besaß; daß sie mit ihm zu leben aufhört und ihr Schatten von seinem untrennbar ist. Wie tief leichter Sinn das Liebste selbst unterschätzt, sollte, denkt der Aufmerkende, durch diesen fast frechen Wesenszug offenbar werden. Sollte? Als Goethe in Rom las, „am Meisten tadelnswerth" scheine den weimarer Freundinnen Klärchens Vererbung an Ferdinand, wußte er keine rechte Antwort, haschte nach Ausflucht, trug den Streitfall vors Schiedsgericht der Kauffmann, die, als von einem Lakaien in Bett- und Vermögensgemeinschaft Geprellte, ohne sicheren Weibsinstinkt, für so Heikles deshalb kaum recht zuständig war, und überklebte die Gewissensbißstelle schließlich mit einem Pflästerchen. „Nur auf subordinirte Weise konnte Klärchens in dem Gespräch der beiden Männer gedacht werden."

Das hat nicht die Klangfarbe bewußten Willens. Mußte von der Liebsten denn vor dem fremden Jüngling geredet werden, der aus zager Geschlechtsunruhe einen Schleichweg in Männlichkeit sucht? Klare ist dem entweihten Gottesbild schon in den letzten Schlaf ausgewichen; und ihr Held, dessen Wesens sie sich einen Theil, einen kleinen nur, fühlte, empfiehlt sie, als ein der Bergung würdiges, doch auch bedürftiges Kleinod, einem reichen Knaben, Albas halb flüggem Sohn. Hat nicht die Absicht auf einen Charakterisirungzweck, dessen Nutzen und Nachtheil dann noch bedachtsam zu wägen wären, dies Vermächtniß ersonnen, solls nur die für Wonnevisionen „in Bild und Ton" allzu harte Pritsche des Sträflings polstern, so ists von abscheulicher Plumpheit. In Egmonts Blut ein fremder Tropfen. Wirf ihn wieder heraus, guter Dramaturg!)

Durch die Symphonie hüpft, früh und spät, ein Scherzo. Und in ihrem Helden ist des Weibes mehr, als einem Feldhäuptling zuzutrauen war; nicht mehr, als ihn günstig kleidet. Dieser Egmont (der, freilich, nicht La morale heißen dürfte) ist nicht nur in Liebchens Kammer neckisch, im gestickten Sammetrock des Vliesritters kokett. Auch im Bürgergedräng („Ich vergesse Niemanden leicht, den ich einmal gesehen und gesprochen habe"); vor seinem Schreiber („Versäume nicht, Elviren zu besuchen, und grüße sie von mir"); in Albas Saal, unter schon pechschwarz dräuendem Himmel („Es ist nicht das schlimmste Pferd; ich hab' es schon eine Weile und denke, es wegzugeben"). Er möchte Jedem gefallen, ruht nicht, bis er wieder Einen, wärs auch nur ein Hämling, am Köder hat; und fühlt, wie eine vor Spiegeln geschulte Ballschöne, noch mit verhängtem oder abgewandtem Blick alle Augen auf sich gerichtet. Darfs fühlen und in Eitellust courbettiren, ohne vergeckt oder weibisch zu scheinen. Denn er bleibt vom Schopf bis zur Sohle ein Ritter. Weil ers bleibt, darf er sich unbelächelt an dem Bewußtsein rösten, daß die Regentin, des Kaisers Tochter, ihn lieber als irgendeinen Anderen sieht; und vor der glasirten Kachel, die ihn spiegelt, in den Duft seines Wesens noch Kunstessenz sprühen. Er hat gefochten, gesiegt; ist des Volkes Hoffnung, der Hort des Adels; aus Sternfirnen glitzert sein Ruhm, seines Namens Lichtquell hernieder; wenn das Gerücht sein Nahen aus Gent meldet, entrunzeln im Elendsheim sich die Stirnen, gaffen vier, fünf Köpfe aus jedem Fenster, nickt es und scharrt vor der morschesten Thür, wird er,

der Größte, der Schönste, wie ein blinkendes Palladion, ein Schutz verbürgendes Reichspanier, der blaßglotzenden Stadtwinkelbrut gezeigt. Da Gefahr ihn im Dämmer beschleicht, bebt die Prinzessin, schlottert die Menge, weint Oraniens wie in Eisreif gefaßtes Auge um ihn. Alle Jugend hängt ihm an: Buyck, Richard, Ferdinand, Klärchen; der Gemeine aus seiner Schwadron und der Sohn des Todfeindes, des Henkers. Furchtlos ist er (bis, darin des Homburgers Vorbild, dicht an den Rand des offenen Grabes) und dennoch klug wie das listigste Schlänglein; dem Schmalsten höflich und vor dem gefälligen Spiegel seines Gewissens doch dem in Goldprunk Thronenden nicht unterthan; kühn bis zum Frevel und, gehts nicht anders, der artigste, behendeste Schmeichler. Soldat und Staatsmann; Patriot und Meister aller Lebensschleckerkünste. „Wenn Ihr das Leben gar zu ernsthaft nehmt, was ist denn dran? Wenn uns der Morgen nicht zu neuen Freuden weckt, am Abend uns keine Lust zu hoffen übrig bleibt, ists wohl des An- und Ausziehens werth?“ „Ich bin gewohnt, vor Speeren gegen Speere zu stehen und, rings umgeben von dem drohenden Tod, das muthige Leben nur doppelt rasch zu fühlen.“ Beides sprudelt von derselben Lippe, ist Schaum derselben Empfindenswelle. Sein Wort trifft wie seine Büchse; „nicht etwa, wenn er Glück oder gute Laune hat, nein: wie er anlegt, immer rein Schwarz geschossen.“ Calderons und Shakespeares größte Herren haben nicht adeligere Allure. Und er überglänzt, überfunkelt sie, Alle, mit dem Adamasleuchten eingeborener, nicht erst angeschliffener Liebenswürdigkeit. Die würde aus jedem Gewand ihm die Herzen, so lange die Menschheit sich, in Troas und Flandern, des kraftvoll Schönen noch freut. Die wände dem Scharfrichter, wenn ihr zu Wirkung Frist bliebe, das Schwert aus schwieliger Hand. Der Liebenswürdigste, der Stärkste: Achilleus in Sammet und Seide. Weislingen und Alfons, gar Leicester und Dunois sind fahl neben ihm. Seit Heinrich, Englands fünfter, der Sieger bei Azincourt, sein französisches Käthchen freite, kam in solcher Anmuthsfülle kein germanischer Held.

Aus dem Kellerhals des politischen Dramas schielt und schimpft, raisonnirt und rülpst Vansen. Enkel des ehrenwerthen Jack Cade, Ahn des Rechtskonsulenten Hippus; und, nicht zu vergessen, Schüler der Rederijkers, deren Zungengefecht und Moralitätentrödel die Niederlande sacht schon von Philipps Krone gelöst hatte, als

die Geusen und die Bilderstürmer die heimlich geweiteten Klammern mit Zangen aufbrachen. Die Pamphlete und Locklieder des Trosses, dessen harmlose Vorfahren die Bürger mit geistlichem Schauspiel ergötzt hatten, wurden, recta aus der Pfütze geangelt, einem Pfiffikus von Vansens Schrot ein rechtes Fressen. Wollt Ihr aus der Spelunke in die Herrschafträume? Dann blößet zuvor das Haupt. Hier wohnt der Genius. Margarete (die geistig beweglichste, des Gehörs in jedem Saal sicherste Spielerin, deren anerkannte Majestät das Mattgold nahenden Jungfrauenherbstes umschimmert, muß sich für die Ohnmacht der Männin einsetzen) und ihr Macchiavell. („Der König meint aber, hörst Du.“ „Du siehst zu weit. Du solltest Geschichtschreiber sein: wer handelt, muß fürs Nächste sorgen.“) Egmont mit Richard, mit Oranien, mit Alba (der in der schreckenden Rüstung spinnenfein, nicht schwer, nicht nur düster wie schwarzer Stahl, fein, nicht eine Ammenmärscheuche, sondern ein in unversumpfbare Ueberzeugung verankertes Genie blinder Machthäufung scheinen muß.) Das hat kein Drama auf uns bekannter Erde. Sonst krümmt sich die Lippe zu Hohn, wenn auf der Bühne von Staatswesen, unserem Tastsinn noch greifbarem, gesprochen wird. Posa und Burleigh, Terzkys und Piccolomini: welcher Mündige behorcht noch ihrer Rede Körper, bewundert nicht nur deren Kleid? Hebbel dehnt die Tischlerwerkstatt dicht ans Mythenmaß; und Grillparzer bebrütet sein einziges Glücksei, aus dessen Schale morgen, glaubet, des Innern stiller Friede himmelan kriechen wird. Bürgergeneral. Egmont, Oranien, Alba: ein Thürspalt ist aufgethan und der Lauscher hört im Staatsgeschäft reif Gewordene große Gegenstände der Volkheit, jeder, besprechen.

Dieses Gedicht ist auf unseren Schaubühnen „ein seltener Gast“. Ist keine Rettung? Nirgends auch nur wehrhafter Wille? Dann wirds Zeit, vom „Großen König“ zu Alba zu gehen. „Freiheit? Weit besser ists, sie einzuengen, daß man sie wie Kinder halten, wie Kinder zu ihrem Besten leiten kann. Glaube nur: ein Volk wird nicht alt, nicht klug; ein Volk bleibt immer kindisch.“ Nach dem Erlebniß, dem niemals ahnbaren Opfern, das im Unheilsjahr 1914 anhub: noch immer? Als Schiller die Geschichte des Abfalls schrieb, glaubte er, den Europäern kehre die Heldenzeit, der Heldenwille nicht wieder. „Im weichlichen Schoß der Verfeinerung haben wir die Kräfte erschlaffen lassen, die jene Zeitalter

übten und nothwendig machten. Mit niedergeschlagener Bewunderung staunen wir jetzt diese Riesenbilder an, wie ein entnervter Greis die mannhaften Spiele der Jugend." Fritz war gegangen, Danton und Hoche, Scharnhorst und Gneisenau, Nelson und Wellington lebten, Bonaparte toste heran. Verweichlicht, erschlafft, entartet wähnte auch unser Jahrhundertmorgen die Menschheit des hellsten Erdtheiles. Zwischen dem Schwarzen Meer und der Nordsee steht sie nun in Kampf, dessen Gräuel der Zorn des Achilleus nicht träumte. Daß danach eins ihrer Völker sich von unerforschlichem Rathschluß einengen, länger noch wie ein Kind lenken lassen werde, ist ernstem Sinn unfaßlich. Der Deutsche wird wieder von Freiheit reden; wird kräftig handeln, sich Freiheit als unentreißbaren Besitz zu sichern und seines Schicksals Schmied zu werden, zu bleiben. Für Posas Gedankenfreiheit und unirdisch schlackenlose Republik erglühte der Jüngling; der Mann verschanzt und vermauert seine Welt dem Herrscher, der, im Dünkel der Gottähnlichkeit, darin gebieten möchte. „Die Kraft seines Volkes, ihr Gemüth, den Begriff, den sie von sich selbst haben, will er schwächen, niederdrücken, zerstören, um sie bequem regiren zu können. Er will den inneren Kern ihrer Eigenheit verderben; gewiß in der Absicht, sie glücklicher zu machen. Er will sie vernichten, damit sie Etwas werden, ein ander Etwas." Solchem Unterfangen würde aus Millionen Kehlen das Wort nachgellen, das ein Freier, Claudius Civilis, früh sprach: „Knechte Dir Asien und anderes Ostland, das Könige braucht!" Der deutsche Genius, der, froh stets fremdem verbrüdert, Niederländern, Schweizern, Franzosen, Polen, Juden aus derbem und fadenscheinigem Stoff nationale Dramen schuf, muß alle Kraft fortan zur Dichtung deutschen Wesens, zu dessen stiller Läuterung in edle Freiheit aufwenden. Weil ers lange versäumte, trug keine Spende ihm von draußen Vertrauen ein. Der Deutsche, heißts, begreift nur den Geist, der seinem gleicht, und wird nie ein Volk anderer Gefühlsart verstehen. Widerspruch hülfe nicht; und in Selbstvergottung dorrt der Saft, der Trieb aller Volkheit. Der Zufall, spricht unser heiliger Mann Friedrich Schiller, rollt die Weltgeschichte; weil er Deutsche zu bedachtsamem Streifzug in die Geschichte der Niederlande genöthigt hat, wurde hier, noch einmal, versucht, dem Gedicht, dessen Burgthor sich erst dem des Ereignisses Kundigen entriegelt, die andächtige Liebe,

nicht fröstelnde Ehrfurcht nur, der Landsmannschaft zu erwerben. Der Fürst von Gaure wagt, dem Statthalter seines Königs, dem Diktator ins Antlitz zu rufen: „Wie selten kommt ein König zu Verstand! Und sollen sich Viele nicht lieber Vielen vertrauen als Einem?“ Dem Enkel der Grafen Egmont, die Herzoge von Geldern waren, ist Freiheit göttlich. „Mit blutbefleckten Sohlen trat sie vor mir auf, die wehenden Falten des Saumes mit Blut befleckt. Es war mein Blut und vieler Edlen Blut. Nein, es ward nicht umsonst vergossen. Schreitet durch! Braves Volk! Die Siegesgöttin führt Dich an. Und wie das Meer durch Eure Dämme bricht, so brecht, so reißt den Wall der Tyrannei zusammen und schwemmt ersäufend sie von ihrem Grunde, den sie sich anmaßt, weg!“ Posas bitterstes Wort, nur sich selbst dürfe der in Monarchie Heimische lieben, hatte nicht so spitzen Stachel wie das gelinde, das Alba von Egmont hört.

Kann Belgiens kelto-vlamisches Mischvolk im Ernst behaupten, daß ihm die Deutschen stets Feinde waren? Sie gaben ihm den Beschreiber und den Dichter niederländischen Ringens um Freiheit. Sie hinderten die Einverleibung Belgiens in Frankreich, das Preußens Zustimmung mit einem Schutz- und Trutzbündniß, mit Genossenbürgschaft für alles bis in den Tag von Königgraetz Erworbene, mit sechs Menschenmillionen bezahlen wollte. Sie halfen ihm in das Besitzrecht auf den Kongostaat. Hat Wuth jeden Halm aus dem Gedächtniß des Nachbars gejätet?

Thiers hatte in seiner Geschichte der Französischen Revolution gesagt, Pitt habe das ärgste Verbrechen der Revolutionäre darin gesehen, daß sie die Niederlande in Frankreich einzwängten, die fruchtbarsten und die durch Gewerbe reichsten Provinzen, die Mündungen der Schelde, der Maas, des Rheins an sich rissen, ihre Seeküste so weit streckten, daß sie die schutzlosen Ufer von Essex, Suffolk, Norfolk, Yorkshire bedrohte, Holland zur Hinnahme französischen Einflusses nöthigten und England mit einem Gurt feindlicher Uferstaaten einzuschnüren vermochten. Der erste Belgierkönig Leopold schrieb diese Sätze ab und schickte das Blatt an Victoriens Minister Palmerston nach London; zuvor hatte er an den Rand die Mahnung gesetzt: „Hollands Unabhängigkeit steht und fällt mit Belgien. Durch die Besetzung von Ostende, Antwerpen, des Rupel würde Großbritaniens Seeherrschaft gefährdet und der innere Friede des Inselreiches zerstört.“ Die Einfügung

Belgiens wäre obendrein nur das Vorspiel zu der seit Jahrhunderten von Frankreich erstrebten „Rücknahme" des linken Rheinufers. Wo Pipin der Kleine und Napoleon der Große im Hoheitrecht handelten, muß auch das Dritte Kaiserreich gebieten; und über Jeden hinwegstampfen, der ihm seine „natürlichen Grenzen" zu bestreiten wagt. Warum giebt Belgien Geld für Festungbauten aus, da es nach den Regeln der Vernunft doch keinen Feind haben wird, nach dem Wortlaut der Neutralitätverträge keinen haben kann? Nie darf Antwerpen ein Brückenkopf werden, der britischen Truppen die Landung erleichtert. Als Frankreich dem Sardinierkönig Savoyen sammt Nizza genommen hat, warnt Lord Granville vor einem Erobererzug ins Rheinthal; spricht im Unterhaus John Russell: „Der Friede und die Organisation Europas sind nie sicher geschirmt, wenn heute diese, morgen jene Annexion zu fürchten ist. Mächte, die sich für Friedensbürgen ausgeben, dürfen nicht über die Grenze ihrer Nachbarn greifen, sondern müssen überall fremdes Recht achten und sich um Festigung, nicht um Erschütterung des Vertrauens bemühen." In der Morning Post steht: „Ein Vertrag, aber auch unsere europäische Machtstellung zwingt uns, Belgiens Unabhängigkeit zu vertheidigen." Siegt Oesterreich über Preußen, so streckt Frankreich sich bis an den Rhein. Da Verdienst und Glück sich anders verketten, muß Sadowa gerächt werden. Für Kleinstaaten ist in Europa nicht mehr Raum; daß nur den Großen die Zeit noch günstig sei, ist schon auf Sankt-Helena offenbart worden. Der Kaiser ist jeder „Nationalität" ein gütiger Schützer; doch belgische Nationalität giebt es nicht. Preußen wird zufrieden sein, wenn es weiß, daß Louis Napoleon nicht nach den Rheinprovinzen trachtet (deren Vertreter in Oberingelheim laut den Entschluß angekündet haben, fest zu Deutschland zu stehen) und die nothwendige Reichsmehrung in Belgien und Luxemburg sucht. Jules Favre wird niedergebrüllt, als er in der Kammer von den Ministern das Versprechen fordert, die beiden Länder nicht anzutasten. Der Kriegsminister Marschall Niel fährt nach Maubeuge, um die Vorbedingungen des Einbruches zu prüfen. An Preußens Willfährigkeit ist nicht zu zweifeln. Gewiß nicht? Kühl lehnt Bismarck das von Benedetti ihm gebrachte Angebot ab; trotzdem die Annahme ihm Frieden erkaufen würde. Nie kanns der Kaiser, der sich als Verhuels Sohn und drum als Nieder-

länder fühlen darf, verzeihen. Der Zwist über die Spanierkrone ist ihm und seinem Klüngel bequemer Vorwand. Das Ziel: Preußen zu züchtigen, die Erinnerung an Belle-Alliance und Königgraetz zu tilgen und durch neuen Machtglanz dem morschen Kaiserreich das Herz des murrenden Volkes zurückzugewinnen. Aus dem Aufruf zum Krieg funkelt der Satz: „Preußen, dem wir uns in und nach dem Krieg von 1866 höchst freundlich erwiesen, hat unserem geduldigen Wohlwollen die Anerkennung geweigert.“ (Richtiger wäre gewesen: Preußen will nicht zuschauen, während wir Belgien verschlingen.) Dreiundzwanzigster Juli 1870.

Zwei Tage danach liest England, dessen Gespräch seit einer Woche das Bangen um Belgiens Neutralität andeutet, in den „Times“ einen Vertragstext, „dem, seit der Militarismus des Ersten Kaiserreiches zerbrochen wurde, aus der Europäergeschichte nichts irgendwie Aehnliches zu gesellen wäre.“ Fünf Artikel. Der Franzosenkaiser bestätigt Preußens Machtzuwachs; verpflichtet sich zu Anerkennung eines nord- und süddeutschen Staatenbundes mit gemeinsamem Parlament; und schließt zu Schutz und Trutz ein Bündniß mit dem König von Preußen, der ihm die Erlangung Luxemburgs erleichtern und mit allen Wehrmachtmitteln beistehen wird, wenn die Umstände den Einmarsch französischer Truppen in Belgien und die Eroberung dieses Königreiches heischen. Die Herrscher verbürgen einander ungeschmälerten Landbesitz und werden in Angriffsgefahr ohne Säumen das zu kriegerischer Abwehr Nothwendige gemeinsam beschließen. Diesen Vertrag hat, im Frühjahr 1867, der Gesandte Graf Benedetti Herrn von Bismarck angeboten. Fälschung? Das Faksimile, das der „Graphic“ verbreitet, kommt aus der Werkstatt zweier Hoflithographen. Britaniens Zorn heult so wild auf, wie unser Ohr ihn erst nach dem Lusitaniatag hörte. Noch am selben Abend fragt D'Israeli, ob die Regirung ihrer Pflicht eingedenk sei und Auskunft über einen Vorgang geben wolle, der die Oeffentliche Meinung tief erschreckt habe. Gladstone antwortet: er wisse nicht, woher und auf welchem Weg der Vertrag in die Zeitung gelangt sei, und erwarte über die sehr ernste Sache aus Paris und Berlin rasche Aufklärung. Am siebenundzwanzigsten Juli sagt Herr de Lavalette, Napoleons Gesandter, im Auswärtigen Amt: Darüber ist geplaudert, doch nie ernsthaft verhandelt und der Plan schließlich von beiden Kabineten

verworfen worden. Ollivier, der in einem Brief an die pariser Presse Alles geleugnet hat, wird von Bismarcks Telegramm an Bernstorff widerlegt. Da steht, was Granville, was England schnell hören soll. Im Juni 1866 hat Frankreich für ein Gebiet zwischen Rhein und Mosel dreihunderttausend Mann (gegen Oesterreich) und Landgewinn angeboten; im Frühling 1867 den Vertrag über Belgien, den Benedetti selbst, auf Gesandtschaftpapier, vom ersten bis zum letzten Wort schrieb und korrigirte. Die Veröffentlichung sollte Frankreich hindern, nach der Mobilmachung den Plan Benedettis aus dem Aktenschrank zu holen und Friedensschluß auf Belgiens Kosten vorzuschlagen. Das berliner Diplomatencorps könne sich von der Echtheit des Dokumentes leicht überzeugen. Neue pariser Ausrede vertönt ohne Widerhall. Der alte Guizot schreibt an den Herausgeber der „Times“: „In einem Labyrinth gewissenlos wirrer Verhandlungen wollte die Regirung Napoleons während der letzten vier Jahre die zu Krieg gegen Preußen günstige Gelegenheit erlauern oder diesem Krieg ausbiegen. Das wäre durch Landgewinn möglich geworden, der die Eitelkeit des Kaisers gefüttert und ihm die Ruhe wiedergegeben hätte.“ Die ist verthan. Im metzer Hauptquartier unterzeichnet der Geängstete den Aufruf, aus dem sich der (seitdem speckig gewordene) Satz spreizt: „An unserem Sieg hängt das Schicksal der Freiheit und Civilisation!“ Der Herzog von Gramont versucht, der Satanskunst Bismarcks die Schuld zuzuschreiben. Der abgefeimte Preuße wollte Frankreich in die Annexion der Westschweiz und Belgiens verleiten und für seine Helferleistung dann hohen Preis einstreichen. Benedetti bestätigt, daß seine Tugend verführt werden sollte, doch keusch widerstand. (Die starre Tugend des arglosen Gemüthes, das dem Grafen Cavour das schöne Savoyerland erpreßt hatte und den bescheidenen Preußenkönig in Ems unanständig belästigte.) Die hastig gewebten Wortschleier zerfetzt Bismarcks Note an die Vertreter der norddeutschen Bundesstaaten. Im Ton getroster Ruhe wird die Geschichte des Vertrages erzählt. Elf Gesandte haben die Handschrift Benedettis erkannt. Der letzte Zweifel schwindet. Ist Belgien noch bedroht? England verheißt ihm Schutz.

Am ersten Augusttag fordert die Regirung Ihrer Majestät vom Parlament einen Zuschlagskredit; zwei Millionen Pfund Sterling werden ihr gestatten, für die Dauer des deutsch-französischen Krieges das Heer um zwanzigtausend Mann zu vermeh-

ren. (Der in Ziffern von heute Eingewöhnte glaubt, einer Mär aus Lanzknechtzeit zu lauschen.) D'Israeli: „Aus kunstvoll geschmiedetem Planen eines von keiner Schranke gehemmten Ehrgeizes ist Krieg geworden. Der Vertrag, der uns zwingt, Belgiens Neutralität zu schützen, ist nicht ein Erbstück aus den finsteren Tagen Pitts und Castlereaghs. Er entstand in der Zeit des Friedens, der Reformen und sparsamer Haushaltung. Die Führer der Liberalen haben ihn mitberathen und danach die Vollziehung empfohlen. Jede Regirung hat, als ein Lebensinteresse Britaniens, die Nothwendigkeit erkannt, daß der von Dünkirchen und Ostende bis an die Nordseeinseln reichende Theil der Festlandsküste freien, in Frieden gedeihenden Volksgemeinen gehöre, nicht einer großen Militärmacht, die vom Gesetz ihres Daseins in die Sucht nach Vorherrschaft getrieben wird. Da die von uns verbürgte Neutralität noch nicht verletzt, noch, hoffe ich, nicht einmal gefährdet ist, brauche ich in dieser Stunde nur der Gewißheit Ausdruck zu geben, daß England seine Pflicht erfüllen und das Recht freier Völker stets wahren wird." John Russell: „Wo sichs um ihr Recht und Gebiet handelt, sind die Franzosen ungemein empfindlich; leicht aber vergessen sie, was sie anderen Mächten schulden. Aus heftiger Eifersucht blicken sie lange schon auf das Wachsthum Preußens, fürchten, daß dieser Staat sie im Vorrang europäischer Nationen ablösen werde, und möchten sich bis an die Rheingrenze dehnen. Dieser Drang bedroht auch Belgien, dem wir uns mit heiligem Wort verpflichtet haben. Wir müssen Belgien vertheidigen. Wenn wir uns dazu bereit zeigen, wird Frankreich, wird Preußen die Neutralität achten. Die Entwürfe und Zetteleien wurden nur möglich, weil unser Wille nicht erkennbar ward. Da nur zwischen Ehre und Schmach die Wahl bleibt, kann ich nicht zweifeln, daß die Regirung sich auf dem Pfad der Ehre halten wird; nur er ist unseres Volkes würdig und jeder andere müßte uns bald aus der Großmachtstellung verleiten. Bonaparte hat die Bedeutung Antwerpens richtig eingeschätzt, als ers eine Englands Herz bedrohende Pistole nannte. Seit er den Einfall in unser Land plante, ist die Bedeutung dieses Hafens noch gewachsen. Napoleon wollte in Boulogne starke Geschwader sammeln und von dort aus unsere Insel überfallen. Niemand wird heute noch an die Wirksamkeit solchen Unternehmens glauben. Anders wäre ein von der Schelde ausgehender Angriff zu beur-

theilen. Die Tiefe des Wassers gestattet da die Schaarung einer gewaltigen Flotte. Jetzt haben wir nur zu bedenken, wie Belgien, Europa, die Welt von unserer Bereitschaft zu redlicher Pflichterfüllung zu überzeugen ist." Diese Bereitschaft, spricht Granville, vor den Peers, deutlicher aus als Gladstone vor den Commons. Am neunten August wird in London ein neuer Vertrag unterzeichnet, der bis an das Ende des zwölften Monats nach der Ratifikation des franko-deutschen Friedenspaktes den König von Preußen und den Kaiser der Franzosen noch einmal zu gewissenhafter Wahrung der belgischen Neutralität verpflichtet und wider den Brecher dieses Gelöbnisses dem anderen Reich den Beistand der britischen Wehrmacht sichert. Ohne auf einen anderen Kriegsschauplatz überzugreifen, wird Großbritanien mit Flotte und Heer dem Kämpfer helfen, der Belgiens Neutralität und Unabhängigkeit vertheidigt. Im Unterhaus preist Osborne den Vertrag. „Nicht nur vom Interesse unseres Landes ließen wir uns leiten. Wenn dieses kleine Volk, das eine große Geschichte und ein heißes Nationalgefühl hat, nach der Gewährung jeder möglichen Freiheit von fremder Gier verschlungen würde, schlüge jedem öffentlichen Recht, jedem Gesetz, das bis heute die Völker band, morgen die Todesstunde. Und hätte England, mit seinem Ansehen und Vermögen, müßig so frevler Besudelung der Menschheitgeschichte zugeschaut: nicht eine Stimme könnte es von der Mitschuld freisprechen." Leopold der Zweite und sein Minister D'Anethan danken in der brüsseler Kammer dem Schützer, von dessen Inselthron der Wille zur Lebensrettung über den Kanal winkte. Nicht den Preußen. Was aber wäre geworden, wenn Bismarck sich 1867 in den Länderschacher bequemt oder 1870 nicht, durch die Veröffentlichung der Antragsurkunde, Frankreich abgeschreckt und England aufgescheucht hätte? Nicht einen preußischen Schornstein, nicht eine Fußbreite neutralen Bodens ließ er sich abschmeicheln, abdrohen. Und antwortete, in den Argonnen, dem Engländer, der ihn gefragt hatte, ob er vielleicht, wie Louis Napoleon erzähle, nach Holland schiele: „Daran, lieber Herr, denkt bei uns höchstens irgendein Geschichtprofessor. Holländer sind nicht Deutsche; und über die Einung der Deutschen streben wir nicht hinaus." Wird das Gedächtniß der Niederländer einst wieder des Nebels ledig, dann dämmert wohl die Erkenntniß, daß auch einem Preußen ihr Dank gebührt.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Paß & Garleb G. m. b. H. in Berlin.

Die Zukunft.

Berlin, den 29. September 1916.

Michaels Tag.

Gelasius herrscht als Papst über Rom; und will, als ein rechter Folger Petri, jeder Seele, in der Prunkhülse und im schäbigsten Kittel jeglicher, Hirt sein. Frißt an der Wand des Glaubensgefäßes nicht noch Rost, dünstet sie nicht noch üblen Ruch aus der dunklen Zeit heidnischen Brauches? Noch raufen, wie um weihendes Heiligthum, zwei alte Stadttheile um den Kopf des zum Erntedankfest mit Broten gekränzten, ans Opfermesser ausgelieferten Oktoberpferdes. Noch schleichen im Sühnmonat Hunderte von dem Kruzifixus durch den palatinischen Hain in die Grotte des Luperkus, des in Ziegenfell gekleideten Wolfsabwehrers, und denken vor dem Götzenbilde des Zeus Lykaios, der Menschenopfer geheischt und erhalten hat, der Wölfin, aus deren Zitzen an dieser Stätte Romulus und Remus einst Lebenssaft sogen, all der unters Kreuz bestatteten Welten des Pan, des Faunus und ihrer Satyrn. In ihre wilde Andacht weht kein Hauch des Christgeistes, darauf sie, wie auf Fels, stehen, in Wirbelstürmen sich einwurzeln sollten. Das springt, lärmt, foppt, kreischt, knäuelt sich und ersinnt listige Bosheit. Ein Bock wird geschlachtet, mit dem blutigen Messer zween vornehmen Jünglingen die Stirn gestreift, mit zwei weißen, in Milch getränkten Wollbäuschen die Blutspur abgewischt, an Spießen aus Weidenholz das Bocksfleisch gebraten. Weh, wenn unter der von Blut betropften Stirn der Mund der Jünglinge nicht lacht; Weh den Feldern und Heerden, wenn das winzigste Mißmuthswölkchen die Lust des Opfer-

mahles trübt! So laut muß sie werden, jede Schläfe so heiß, daß Scham in den nie versiechenden, von Gesträuch verschleierten Quell untertaucht, die Geburt aus wüstem Taumel nicht zu schauen. Die Gilde der jungen Luperkuskrieger wirft das Gewand ab, blößt von dem letzten Fetzen den Leib, gürtet ihn mit Bocksfellstreifen oder schneidet gar aus dem Fell nur Riemchen: und rast so, als sei der Gräueltag bacchischen Wahnes wiedergekehrt, durch die Aecker, die Stadt. Unter den Sohlen der Läufer, heißts, wird die Flur, vom Schlag der Riemen die getroffene Frau fruchtbar. Fast fünfhundert Jahre nach Petrus kann Solches da noch geschehen, wo der Ring des Menschenfischers die Hand des Himmelspförtners ziert? Gelasius schreibt den Rügebrief wider den Senator Andromachus und all die römischen Scheinchristen, die sich in die alte Form der Luperkalienfeier erniedern, und befiehlt, daß sie fortan einem neuen Marienfest weiche. Die Heilige Jungfrau hatte sich, als wäre ihr Erstling von der Kraft eines Sterblichen, eines von Erbsünde wurmstichigen Adamssohnes gezeugt worden, dem Gebot des Moses unterthan und war am vierzigsten Tag nach des Knaben Geburt zu Reinigung und Opfer in den Tempel geschritten. Höret Ihr, Christen, nicht mehr die Stimme des greisen Simeon, dem verheißen ward, vor seinem Hingang werde er den Erlöser sehen? Vom Arm der geläuterten Mutter, die zwei Turteltauben, als das Losgeld der Aermsten, ins Heiligthum gespendet hat, nimmt er das Kind, segnet es und holt aus alter Brusttiefe Glückslaute. „Nach Deinem Wort lässest Du, Herr, nun Deinen Knecht fahren, da sein Auge das Heil, das allen Völkern strahlende Licht erblickt hat! Dieser hier wird den Fall Vieler, auch die Auferstehung Vieler in Israel wirken, wird das große Zeichen sein, gegen das sie in Schaaren sich auflehnen werden; und in das Herz seiner Mutter wird sich ein Schwert bohren, auf daß sich der Wille einer Menschheit offenbare.“ Fühlet Ihr nicht das Schwert? Grauset Euch nicht selbst vor der neuen Offenbarung unreinen Willens? Nicht, Frucht zu wecken, dem Schoß der Erde und der Lebensgefährtin abzuschmeicheln, ist Eures Amtes, sondern, in Weihe der Empfängniß zu harren und Empfangenes wieder zu weihen. Vor Ueberhebung warne, in Demuth gewöhne Euch das Fest der Reinigung Mariae. Mit schlanken Kerzen aus weißem Wachs, der Frucht unbefleckten Leibes, mit froh verglühendem Licht wallet in Helle!

Das Sendschreiben und die Anordnung der Lichtmeßfeier hat von dem Herzen des Heiligen Vaters den düsteren Flor nicht gelöst. Trauernd umfängt sein Blick die im rothen Kleid schimmernde Stadt. Stirbt das Wolfsblut nie aus und sänftigt Raubthierheit sich niemals in das fromme Bewußtsein gebundener Menschenpflicht? „Das könnte uns im Ring unfrommer Nachbarn nur lähmen. Böses sinnen sie; und hätten den von Gewissensbiß Wunden bald übermocht. Stark zu werden, mit jedem erlangbaren Mittel unsere Kraft zu mehren, mahnt höchste Pflicht. Menschen und Brot brauchen wir. Wer dem Schoß und der Scholle Frucht schafft, sichert uns Zukunft. Und hilft dazu kein Segen des milden Gottes: junger Wille zum Leben jauchzt Denen, die auf witterndem Opferstein der von Weihrauch weggescheuchten Götter, auf blutigem Ambos mit dem Hammer erzenen Muthes uns Glücksbeute schmieden." Aus der Tiefe ist der Widerhall so trotzigen Verlangens bis auf die Zinne Petri gedrungen. Als den Lichtbringerbund preist dieser Schwarm sich der blinden Menge an, die tausend Sonnen nicht in Klarheit geleiten könnten? Alter Frevel tappt, unberathen, in alten Sündernamen. Lichtbringer hieß sich schon der wider Gottes Heerschaar Empörte, der vor dem Christengesicht im Bilde des Drachens steht. Luzifer und doch Fürst der Finsterniß; Schlange und Satanas, Herr über alles Gekröch. Aus dem Himmel ward er geworfen, ist der Erde, des Meeres Schrecken, will das hehrste Weib, die Mutter des Knäbleins, morden. Der aber wachsen Adlersschwingen. Sie entfleucht aller Noth; und da der Drache die Fluth schlang und in ihr die Gehaßte zu ersäufen trachtet, öffnet die Erde zu breitem Geklaff ihre Kiefern und trinkt den Strom, der Reinheit ersticken, die Biene und ihr Wachs in ein Grab schwemmen sollte. Ehe Dieses geschah, noch über dem Siegergebrüst des Lichtbringers brannte ein großes Zeichen vom Himmel: im Mantel der Sonne glüht eine Frau, zwölf Sterne reihen sich zu ihres Hauptes Krone und ihren Fuß stützt, als Schemel, der Mond. Fraßest Du, siebenköpfiger, siebenfach gekrönter Drache, all die Kerzen vom Dach unserer Welt und gaukelst deshalb im Scharlach des Schuppenflimmers den Luzifer? Standhafte Treue der Erzengel hat Dich überwunden; nur Wunsch aber, der sich Gewißheit dünkelte, sah Dich verrecken. Du lebst. Und mir ist, als solltest Du währen bis in den Jüngsten Tag. Als

sei Deine Sendung, vom Lid rastender Menschheit die Mohnstäubchen wegzublasen, aus deren Nebelduft Schlaf werden könnte; Aergerniß und Wetzstein den Nächsten zu sein. Noch wüthest Du fort, zerkaufst im Zelt unseres Glaubens die Kerzen und empfiehlst Dich als Fackelträger. Doch kein Licht ist als vom Erlöser.

„Nie leuchtete eins als von ihm.“ Vor Gelasius, dessen Zuversicht, über den Schutt des Kummers hin, auf die Lippe gesprungen war, steht der Erzbischof von Sipontum. Durch die appenninische Wildniß ist er von der Adria an den Tiber geeilt. Inbrunst war seinem Roß der Sporn und Zweifel die Peitsche. Seltsame Zeichen hatten sich in dem sonnigen Weideland seiner Heerde gehäuft. „Deiner Allsicht, Heiliger Vater, brauche ich unser Garganusgebirg nicht zu malen noch zu berichten, daß die nach drei Seiten zum Meer abhängige Felsmasse ein Münster trägt. Am vorletzten Tag des siebenten Römermonats nun, da just der Meßner zu Andacht rief, brüllt uns Sturm auf, dessen stinkiger Athem mit Pechschwarz und Schwefelsträhnen den Himmel umdampft. Die Wuth seiner Gurgel reißt einen Trichter, tief, weit und gischtig wie Höllenschlund, in das Meer. Blößt es den Grund und rahmt den Garganus in breiteren Strand? Für kurzen Blickes Dauer. Dann bäumt sichs und wird vom Gebrüll des Sturmes auf nie erspülte Höhen getrieben. Jetzt beleckt es den Kamm; schon spritzt Brandungschaum an die Mauer der Kirche. Angst jagt die Frommen aufs Trockene. Eine Frau aber kann, dieweil ihr Schoß ein Kind trägt, dem hastigen Bedränger nicht mehr entfliehen. Mühsälig watet sie, treibt nun in der Strömung: und Schreck entbindet dem Leibe die Frucht. Sind Beide verloren? Sonnenbrunst tilgt in gefräßiger Schnelle das Pech und den Schwefel, überdröhnt den Sturm und schüchtert ihn mit herrischem Lohen so ein, daß er leis wird und sich furchtsam unter den Tang duckt. Ein Lenzmittag leuchtet: und auf dem noch gewölbten Wasser sitzt, wie auf einem Topasthron mit schmaler Diamantborte, die Mutter und schaut lächelnd auf das saugende Kind an der Brust. Nun ist es satt, verhängt die Guckfenster in der runzeligen Stirn: und wird durch die Gasse, die das vom Willensblitz gespaltene Meer aufthut, vom Arm der Mutter in das von Myrthe umblühte Heim, in die Daunenwärme getragen. Dahin wälzt sich viel Volk, die von Wunderskraft Geretteten mit Fragen, auch mit dem Fin-

ger zu betasten. Ein schlichtes Weib, von den Genossinnen ihres Standes nicht unterschieden. Den Heiligen Michael, spricht sie, habe ich angerufen; und der Erzengel hob uns aus Wassersnoth.“

„Das vermag er. Unter Seraphim und Cherubim ist kein Stärkerer. Die seinem Schild eingeprägte Frage übersetzt seinen Namen in die Sprache des Erdwestens. ‚Wer ist wie Gott?‘ In dem mit solchem Namen Gesegneten ist, wie in Gabriel, die Kraft, und, wie in Raphael, das Heil des Herrn; ist die Weihe, Banner und Schwert, Künder und Schirmer des heiligsten Willens zu sein. Tausendmal Tausend dienen dem Vater im Himmel und zehntausendmal Hunderttausend hängen am Wink seines Auges; besinne, wie das Wesen Dessen sein müsse, dem die Schildwehr und das Werkzeug der Todesstrafe anvertraut ward. Daß Du am Eingang Deines Berichtes Zweifel andeutetest, läßt mich um Deine Seele bangen. Michael dämmt und furtet den Kindern Israels das Rothe Meer; entrückt, damit Vergottungsucht sie nicht in neue Sünde verleite, ihrem Blick den Leichnam des großen Moses; entwallt und erstreitet dem Josua die Stadt Jericho; schließt in der Löwengrube die nach Daniels Fleisch gierigen Mäuler; löst der Judenheit von Babylons Kerker den Riegel. Er war, nach der Offenbarung Johannis, auserwählt, als Führer der treusten Schaar den Drachen zu fällen, ‚die alte Schlange, die mit Teufelslist die ganze Welt aus der Glaubenspflicht lockt‘, und die Frechheit des in Lichtbringersamt Gespreizten mit der Frage aufzuschlitzen: Wer ist wie Gott? Die Ketten der Finsterniß, die den widerspänstigen Troß, wie Sankt Petrus schreibt, bis in den Tag peinlichen Gerichtes fesseln sollten, knotete Michaels Hand. In seines Fittichs Flugbahn entschwebte die Magd mit dem Knaben der Wuth des von Staub geblendeten Verfolgers. Von dem klirrenden Pochen seines Feuerstahles wurde die Erde wach und trank den Strom, der Mutter und Kind in seinen Wirbel reißen will. Durftest Du staunen, da der Heilige abermals zwei Leben fristete? Weil die Springfluth das Werk des Erzfeindes war, der die Sintfluth nachzustümpern und obendrein Frommen den Weg in Gottes Haus zu sperren gedachte, mußte der Erzengel in beschworene Wehrpflicht zurückkehren. Weil das Weib nicht in den Schlamm des Wunsches sank, um den Preis des in ihm sprossenden Lebens sich selbst zu retten, ward es himmlischen Beistan-

des würdig. Vom überfluthetenFeld rief fester Glaube den Schutz-herrn. Nagt an einem Oberhirten der Zweifel, ob Heilige sind?"

„Nur, ob sie Irdische noch mit Umgang begnaden. Neige dem anderen Theil meines Berichtes Dein Ohr. In den Gargan-schluchten verirrt sich ein Rind. Auf der Jagd erspäht der reiche Besitzer der Heerde es vor einer Höhle, will ihm, daß es nicht wieder seiner Laune nachtrabe, das Fell lochen und schickt drum einen Pfeil von der Sehne. Der aber wendet sich in der Luft, saust zurück und bohrt sich in den Rumpf des Schützen. Durch die Waid-mannschaft geht ein Schaudern. Ihrer Meldung muß ich ent-nehmen, daß Gottes Wille durch die Bestrafung des Fleisches an Sühnpflicht gemahnt hat. Der ganzen Gemeinde werden drei Fasttage, drei Bettage vorgeschrieben. Nach der dritten Mitter-nacht schwebt, als wäre kein Dach über mir, ein Geharnischter an mein Lager. Aus Dämmergrau glänzen die Flügel, über dem Schild funkelt ein ernstes, doch nicht drohendes Auge und eine Stimme ungewöhnten Klanges spricht: ‚Michael, der vor Gottes Thron steht, siehest Du. Den Berg, der des Rindes Zufluchtstatt war, wählte ich mir zu Rast: und will nicht, daß ihn ungebührliche Strafe besudle. Wo Einer aus Gottes Gesinde weilt, ist für Fre-vel nicht Raum.‘ Und war danach verstummt und verschwunden. Deine Heiligkeit erräth, daß ich in der Frühe mit allen dem Herrn Geweihten in feirlichem Zug den Berg erstieg und vor der Höhle sie zu Gebet schaarte. Noch betritt mein Fuß sie nicht. Denn in dem Stein waren Zehenmale und Stapfspuren, als habe ein Reisiger, der nicht zu schreiten gewohnt ist und deshalb die Sohle nicht kleidet, das Hohl in den Fels eingetreten. Durfte ein Knecht sich der Weihung vermessen, wo vielleicht der Heilige sich die Herberge bereitet hatte? Drei Fasttage, drei Bettage sollten das Dunkel hellen. Nach der dritten Mitternacht schenkt sich mir das selbe Gesicht; und die im Flüstern gewaltige Stimme spricht: ‚Deine Ahnung hat nicht geirrt. Gottes Gnade schuf die Grotte und von ihr ist sie geweiht. Tritt, dennoch, ein: so wirst Du mich finden.‘ Was aber fanden wir, heiliger Herr? Eine steinerne Kirche, die vom Himmel ihr Licht erhielt und all meinem gläubigen Volk Ob-dach bot. Schmuckloser Fels; doch der Altar völlig in Purpur ge-kleidet. Sankt Michaels Steinkathedrale heißt sie uns. Kein Thor

öffnet und schließt sie. Sobald aber Nacht wird, ists, als sei das Hohl des Einganges von Quadern verrammelt, die Menschenkraft nicht sprengen kann. Nach Sonnenuntergang nirgends ein Spältchen. Ist Dieses nun Traum, wars Erlebniß? Und müßte Dein Richtspruch den Zweifel, der hieran haftet, als Sünde verwerfen?"

„Nie wäre leichter büßliche vor meinen Stuhl gelangt. Dieser Zweifel, mein Sohn, ist das Pflänzlein aus der Trift bescheidenen Gemüthes: und ihn dürfte gerechter Spruch des Strengsten nicht tadeln. Unwerth fandest Du Dich des von so steiler Höhe, in so wundersam leuchtendem Bogen auf ein Menschenhaupt gespendeten Gnadenbornes. Lehrt aber nicht Schrift und Ueberlieferung, daß kahle Einfalt oft von Wunders Huld eine Krone empfing? Dein Bisthum ist arm und niemals hätte ich die Hoffnung gewagt, der hochwürdige Thronwächter, Sendling und Streiter werde in diesem Sumpfland, das Menschenleiber in Fiebern schwächt, sich die Herberge suchen. Teufelstrug konnte Dich im Schmeichelbild äffen. Doch das Antlitz, das über den Schild hin zu Dir sprach, ist nicht von unserer Art; ist wahrlich Michaelis. Was rief ihn? Der Heidenklump wollte in Apulien nicht schmelzen; immer aufs Neue ward der darbende Christ zu Götzen gelockt, denen Unglaube die Macht zu Erdbereicherung und Handelsförderung nachtuschelte. ‚Die Predigt, die Euch eingarnte, war einem unfrohen, nahen Weltunterganges gewärtigen Stamm zugedacht, der in Wunsch nach neuem Trieb sich nicht mehr erkühnte; nimmer zinst sie Einem, der schaffen, Sümpfe in Kornboden wandeln, Urenkeln der gelobte Schicksalswalter sein will.' Ich kenne das Lied; manchen zuvor Tüchtigen stahl es aus meiner Heerde. Die zu schützen, zu mehren, stieg der Erzengel von Gottes Burg. Nicht der verlaufene Ochs, das im Traum aus der Reihe geglittene Rind soll bluten; auf den Schützen, der Verführerstücke an blödem Vieh rächen wollte, lenkt Michael den Pfeil zurück. Keine Beule auf seiner Wehr, keine Rostspur auf der Flammen sprühenden Klinge; und rein, wie die Waffe, fleckļos der Wille zu jeglicher That. Wo aus Sümpfen sich Fels reckt, kann eine Kirche werden. Wo Inbrunst die Pulse durchglüht und den Lauf des Lebenssaftes schleunigt, webt Purpur sich heimlich um den Altar. Staune nicht, wenn nach der Heimkehr die gestern rauhen Wände

Dich mit edlem Bildnerwerk grüßen. Finsterer Nacht, in der Dein Höhlenmünster von unsichtbaren Panzerthürmen gesperrt ist, kann sich höheres Wunder entwirken. Noch, freilich, dünkt mich das höchste die Erneuung der ältesten Christkunde: ‚Du bist Petrus und auf diesen Fels baue ich meine Kirche.‘ Klang in aller Papstthumsgeschichte das Rädchen am Sporn der Römerhalbinsel jemals so fröhlich? Zu guter Stunde trugest Du vom Garganus Balsam in mein stilles Haus. Trübsal hatte schwarze Schleier gesponnen. Gegen Manichäer, Spältler, trutzige Ketzerei das Bannschwert zu heben, hat Keinem die Amtspflicht erspart. Schon aber fürchtete ich, der Böse Feind sei unüberwindlich, nicht zu Leben nur, dessen Aergerniß fromme Widerstandskraft wach hält, sondern zu Sieg hienieden bestimmt und Heidengeist unausrodbar wie geiles Unkraut. Morgenroth hat die Schatten verscheucht. Sehet: Aus Sümpfen steigt das Heil und in Berghöhlen leuchtet friedlich der Stern Mariens. Horchet hinaus: Das Stöhnen des Kreuzgebälkes verscholl. Folge mir, gesegneter Segensspender, ins Konsistorium.“

Aus einem Winkel prustet Gelächter den heiligen Männern nach. „Welcher Wortschwall um einen Ochsen! Soll der lederne Kömmling vor der ganzen Zunft gefürsteter Priester erzählen, wie sich ein Rindvieh verlief, an der hemmenden Felswand eindröselte und von scharfer Prellkante der Pfeil auf den Schützen zurückflog? Gar den Aufputz des Alltagsvorganges noch einmal ausspreiten und dann als Fahne der Zeit neuen Seelenglanzes hissen? Junge Augen sehen den Fadenschein. Behang aus der Rumpelkammer. Gelasius zürnt den Luperkalienbrüdern und will das Geschwür ihres Wähnens ausbrennen. Mit der Gluth einer Kerze, Tropf? Dort wurde die Politik der reichen, gut gefütterten Leute, hier wird die der armen und dürren gemacht. Jene durften die nackten Rümpfe zeigen. Diese müßten durch eine Ruthenhecke gesalzenen Hohnes keuchen. Ist Einer schön, stark und jedes Genüßliche ihm erlangbar, dann will er, daß ringsum Alles strotze und er die Pracht schlürfe wie einst Milch aus Mutters braunrosa Brustknospe. Der Häßliche, Bresthafte, Fahle, nicht an den dampfenden, duftenden Mahltisch Zugelassene verschreit die Sinne, ächtet die Fröner und heult auf dem Markt der ‚seelischen Werthe‘ die Preise auf Gipfel. Bocksblut befruchtet, Bocksstank aus Fell und Riemen quirlt den Samen; Lammsblut spült von der

Sünde rein, die dem Bockigen nie bewußt war. Die Ziege reibt sich an dem Bock und läßt ihn an kitzeligen Mittagen nicht, ehe er ihr ein Andenken in den Schoß warf. Doch das Oben muß anders sein als das Unten; aus ruchlosem Asbest. Wo Andacht werden soll, darf nichts an Thierheit erinnern; auch nicht an Mannesgestrampel, Schweiß, hitzig verkittete Leiber. Wenn Alkmenchen der eheherrlichen Majestät Amphitryons unterliegt, wird ein Iphikles, ohne besonderes Merkmal, draus; soll Herakles werden, so muß Zeus Allerhöchstselbst sich aus Herens Wolkenbett nach Theben, zu der schönsten Perseustochter bemühen. Die Mutter jungfraulich neben dem geduldigen Gatten, der Vater Gott oder Geist: sonst hinkt der Wille zu Anbetung. Brunst, Flamme, Licht darf im Hochzeitreigen nicht fehlen. Von Ormuzd, Izdubar, Osiris zur Christkerze: wie lange rennt mein lahmer Fuß schon durch die Welt! Den Solariern, mit den Sonnenrossen am Wagenstrang und den Strahlen im Köcher, wird jedes Ding leicht. In solcher Rüstung wäre ich mit dem kithärischen Löwen, dem Eber vom Erymanthos, den Stuten des Diomedes, sicher auch mit den fünfzig Töchtern des Thespios fertig geworden (und hätte mich nur, der Verwandschaft wegen, von Typhons Kindern, der neunköpfigen Schlange und dem nemeischen Leun, weggedrückt). Wir, in Finsterniß, ohne Glanz und Strahl, hatten härtere Arbeit. Ahriman, Python, Satanas, Beelzebub, Loki, Fliegen-Bal, Schlange, Drache, Sammael, Luzifer (als Neckname): Furcht heiße mich, wie ihr beliebt. Nur, Muhme, fordere nicht, daß Einer, der Aeonen sah, vor alten Puppen hinsinke, weil sie in Kleidstoff von gestern gewickelt sind. Dein Sipontum, Erzbischöfliche Gnaden, war das Sipus der Griechen, aus dem Zeus Lykaios Menschenopfer erkieste und in dessen Bucht der jüngere Lichtgott, Apollon, nach dem Gekos mit Nymphen abends gern die Brust kühlte. Auch ein Fruchtmehrer, den der Bräutigam auf dem Weg ins Ehegemach um Beistand flehte; und den Gelasiern deshalb ein Gräuel. Römische Siedler tragen ihre Götter an den Garganus. Höret Ihr, Heilige, nicht noch ihres Athems Nachtrab? Die Schwangere ohne Gatten, das vom Pfeil nicht erreichte Weidethier, Gottheit, die vom Zahlungfähigen Sünde abwendet, die Berghöhle als Wohnstatt freundlich ernsten Schutzgeistes, das Purpurgewand des Altars: auch hier ist ein Rom. Ein anderes wird; sein Priesterheer berennt und erobert die Küste.

Trocknet es die Sümpfe? In den Seelen: schallt Antwort. Deren Gehäus kann aber in dem verpesteten Land nicht dauern. Um den Fels streckt sich Oede und einsam hockt ein bleicher Meßner in dem Steindom. Grimmerer Streit als mit Bocksjüngern dräut bald den Päpsten. Streit um weltliche Macht, deren unersetzbaren Werth sie begriffen haben; Streit mit den Kaisern, die ihrer Krone römische Weihung ersehnen. Aus Tarent kommt ein junger Fürst, verbündet wider Rom sich den Sarazenen, wird in Palermo zum König von Sizilien gekrönt, ein Hort der Ghibellinen und Sipontums Erwecker. Da schwirrt ein Pfeil; prallt von dem Eisenkoller, durch das er ins Herz dringen sollte, und ritzt dem Schützen eine Schramme in den Hals. Die päpstliche Bulle wirbt dem Gebannten die Schwerter Toskanas und manchen Dolch aus dem Römlingernest. Noch aber ragt auf bebender Erde das Kreuz. Hat Michael diesen wilden König gefällt? Wie Purpur ist um den Röchelnden der Angersrand. Meine dunkle Klinge grüßt die blitzende des Urfeindes. Noch immer jung, rosig und blond? Licht ist bekömmlich. Ein wackerer, fester Kerl, treu und auf seine Art redlich. Nur leugne mir, Blanker, nicht, daß der Kram durch die Jahrtausende im Innersten unverändert blieb. Gewand und Teppich wechselten mit der Mode. Gegen den Wolf und den Bock aber kam bis heute das Lamm niemals auf. Wenn Du nicht merktest, wie jeder Klüngel sein Geschäft mit Himmelsflicken übernäht, aus dem Weihkessel ihm Wohlgeruch ansprengt, bist Du nicht weiser geworden, seit Dein Fuß mein Hirndach trat und Dein Blick hoffte, die Schlange, der Drache, Satanas, Sammael sei vernichtet. Schau um Dich, auf Hirten und Heerden, Wächter! Wer ist wie Gott?"

Hinter den hohen Fenstern dort ist das Konsistorium der Kardinale. Ein graues Haupt hat lange hinauf geblickt. Jetzt senkt es sich in ein Buch. „Ungebeten und ungewarnt nimmt Natur uns in den Kreislauf ihres Tanzes auf und treibt sich mit uns fort, bis wir ermüdet sind und ihrem Arm entfallen. Sie schafft ewig neue Gestalten; was da ist, war noch nie; was war, kommt nicht wieder: Alles ist neu und doch immer das Alte. Wir leben mitten in ihr und sind ihr Fremde. Sie spricht unaufhörlich mit uns und verräth uns ihr Geheimniß nicht. Wir wirken beständig auf sie und haben doch keine Gewalt über sie. Sie baut immer und zerstört immer;

und ihre Werkstatt ist unzugänglich. Sie lebt in lauter Kindern; und die Mutter: wo ist sie? Jedes ihrer Werke hat ein eigenes Wesen, jede ihrer Erscheinungen den isolirtesten Begriff: und doch macht Alles Eins aus. Es ist ein ewiges Leben, Werden und Bewegen in ihr: und doch rückt sie nicht weiter. Gedacht hat sie und sinnt beständig; aber nicht als ein Mensch, sondern als Natur. Sie hat sich einem eigenen, allumfassenden Sinn vorbehalten, den ihr Niemand abmerken kann. Die Menschen sind alle in ihr und sie ist in allen. Mit allen treibt sie ein freundliches Spiel und freut sich, je mehr man ihr abgewinnt. Sie liebt sich selber und haftet ewig, mit Augen und Herzen ohne Zahl, an sich selbst. Sie hat sich auseinandergesetzt, um sich selbst zu genießen; immer läßt sie neue Genießer erwachsen, unersättlich, sich mitzutheilen. Sie freut sich an der Illusion. Wer diese in sich und Anderen zerstört, Den straft sie als der strengste Tyrann. Wer ihr zutraulich folgt, Den drückt sie wie ein Kind an ihr Herz. Sie spritzt ihre Geschöpfe aus dem Nichts heraus und sagt ihnen nicht, woher sie kommen und wohin sie gehen. Sie sollen nur laufen; die Bahn kennt sie. Sie hat wenige Triebfedern, aber nie abgenutzte. Ihr Schauspiel ist immer neu, weil sie immer neue Zuschauer schafft. Leben ist ihre schönste Erfindung; und der Tod ist ihr Kunstgriff, viel Leben zu haben. Sie hüllt den Menschen in Dumpfheit ein und spornt ihn ewig zum Licht. Sie macht ihn abhängig zur Erde, träg und schwer und schüttelt ihn immer wieder auf. Sie giebt Bedürfnisse, weil sie Bewegung liebt. Wunder, daß sie alle diese Bewegungen mit so Wenigem erreicht! Jedes Bedürfniß ist Wohlthat; schnell befriedigt, schnell wieder erwachsend. Man gehorcht ihren Gesetzen, auch wenn man ihnen widerstrebt; man wirkt mit ihr, auch wenn man gegen sie wirken will. Ihre Krone ist die Liebe: nur durch sie kommt man ihr nah. Sie macht Klüfte zwischen allen Wesen und Alles will sie verschlingen. Durch ein paar Züge aus dem Becher der Liebe hält sie für ein Leben voll Mühe schadlos. Sie belohnt sich selbst und bestraft sich selbst, erfreut und quält sich selbst. Vergangenheit und Zukunft kennt sie nicht. Gegenwart ist ihr Ewigkeit. Jedem erscheint sie in einer eigenen Gestalt. Sie verbirgt sich in tausend Namen und Termen und ist immer die Selbe."

Die Blätter sinken. Hat hier ein Priester neuer Gottheit gelauscht? Wie eine Hostie blinkt die Haut aus dem grauen Scheitel.

Rathenau und Schleich.

Rathenaus Kriegswerk.

Die sonderbare Trennung der Kräfte, zu der uns der Feind zu verurtheilen sucht, diese Spaltung des deutschen Geistes in Musik und Militär, in Kant und Schlieffen, in Weimar und Potsdam, hat, so irrig sie in dieser Form erscheint, sehr tiefe Gründe im deutschen Wesen, die heute zu erörtern nicht an der Zeit ist. Im Krieg selber gab es Zeichen von diesem Zwiespalt, denn so geschlossen die strategische und die soldatische Leistung ist, so problematisch mußte, namentlich bei Kriegsbeginn, die kulturelle wirken; und es gab Dokumente, die man nur mit großer Ueberwindung vor dem Ausland unangegriffen ließ. Waren nun (darf man nach zwei Kriegsjahren fragen) Männer in Deutschland, die ihren musischen oder philosophirenden Geist mit einem Ruck zur Thatkraft in Gefahr umstellen konnten? Es waren viele, berühmte und namenlose; und wirklich that im Ganzen Jeder, was er konnte. Jenseits der Hunderttausende, die eingeborenes Empfinden oder das Gesetz des Staates von den Büchern zu den Waffen rief, standen Tausende, die Glück und Geschick genug besaßen, ihren Geist unmittelbar auf den Kriegszweck zu richten, und von ihnen haben ein paar Hundert wichtige Dinge gefördert. Auch ist es nicht sehr erstaunlich, daß sich die großen Praktiker jeder Art bald an die leitenden Stellen des Kriegszustandes berufen fühlten.

Und doch sehe ich unter diesen privaten Praktikern keinen, der das Durchschlagende, das Allernothwendigste sofort, im ersten Augenblick, nach eigener Idee und ohne Vorbild gesehen und gethan hätte, wie Der that, von dem ich berichten will. Um wie viel weniger fände sich ein Geist, Philosoph oder Künstler in Deutschland, der eines so elementaren Zugriffes sich rühmen dürfte!

Als vor zwei Jahren Rathenaus letztes philosophisches Werk erschien, glaubte ich, in kritischer Besprechung von einem Brauch des Taktes abweichen und ihn, den Autor, öffentlich apostrophiren zu dürfen: „Hier also ist ein Mann, dem sich an Umständen kein Dutzend schaffender Männer in Deutschland vergleichen kann: durch Stellung, Bildung, Unabhängigkeit in jedem Sinn den anderen Köpfen praktisch überhoben. Sein Ideal heißt Solidarität der Gesellschaft, er lebt in einem konstitutionellen Staat, ist jung genug und alt genug und könnte durch Weltklugheit endlich

einmal die hier in seinem Buche niedergelegte Menschenliebe in großem Stil fruchtbar machen. Warum entzieht sich dieser Mann dem öffentlichen Leben? Deutschland ist viel zu arm an solchen Erscheinungen, als daß sie sich hinsetzen dürften, um ausgezeichnete Bücher zu schreiben.“ Im Frieden ist es nicht geschehen, im Krieg (sieben Monate, nachdem diese Zeilen geschrieben waren) geschah es im größten Maßstab. Rathenau hat den Rohstoff gesammelt, ohne den ein Land den Krieg verliert. Keinem privaten Manne schuldet Deutschland so viel des Dankes und der Lobrede im Kriege wie Walter Rathenau.

In diesem Gehirn rang sich in den ersten Tagen eine Sache durch, die sich aus spekulativen Gedanken, aus empirischer Erkenntniß und aus künstlerischer Phantasie sehr deutsch, sehr faustisch zusammenschloß. Denn alle drei Elemente waren nöthig, um eine Frage zu stellen und zu beantworten, deren Schnelligkeit und Genialität durch ihre Einfachheit scheinbar verdeckt wird. Was lag denn näher, als am Abend jenes vierten August, als England Krieg und Blockade erklärte, zu fragen: Haben wir genug Rohstoffe im Lande, um uns längere Zeit zu halten? Metalle, Textilien, Chemikalien, Sprengrohstoffe, sind sie da, sind sie kontingentirt und sind es genug, um einen ungeheuren Kriegsbedarf zu decken? Lag eine Frage näher?

Aber obwohl tausend industrielle Gehirne die Gefahren (und auch die Vortheile) am ersten Tag erkannten, denen sie der Krieg entgegenführte, obwohl Jedermann um das Fünftel der Volksernährung sich zu sorgen begann, das wir vom Ausland brauchen: kein Privater fragte, wonach ein Einziger fragte, oder wer es etwa that, dem fehlte Initiative, Muth, Gefühl der Verantwortung oder das Bewußtsein der geschichtlichen Entscheidung, die in der einen Frage lag, um stehenden Fußes zur Behörde zu gehen und dort zu fragen: Haben wir genug? Es ist historisch wunderbar und soll in deutscher Geschichte unvergessen bleiben, daß unter allen deutschen Industriellen der einzige Philosoph Dies that! Sollte die Beschäftigung mit den Problemen der Welt, des Menschen und der Seele, die manchem rein arithmetischen Finanzmann stets unheimlich an ihm war, am Ende doch mehr bedeuten als ein Spiel, einen Ehrgeiz, eine Liebhaberei?

Am achten August ging Rathenau aufs Kriegsministerium und erfuhr, was fehlte. Am neunten mittags übertrug der Kriegsminister von Falkenhayn mit einem sehr kühnen und glänzenden Entschluß diesem Privatmann, zu schaffen, was fehlte. Ein Handschlag vereidigte ihn, ein Erlaß gründete die „Kriegs-

Rohstoff-Abtheilung". Der Mann, der als einziger Privater diese nachdenkliche, theoretische Frage gestellt hatte, war nun, mit einem erfahrenen Major, als Einziger berufen, eine schlagende, praktische Antwort zu geben. Und wieder sieht man, wie an einem Schulbeispiel, daß Phantasie und Weltgefühl die praktischeste Arbeit nicht lähmen, sondern beflügeln.

„Es war Mitte August," erzählte er sehr schön später in einem Vortrage, „vor meinem Fenster breitete ein wundervoller Ahorn seine Aeste aus und überschattete das Dach. Unten lag der schöne Garten des Kriegsministeriums, darin schritt eine Wache langsam auf und ab; zwei alte Kanonen standen auf dem Rasen in der Sonne. Und hinter dieser friedlichen Stille ein hoher Schornstein, der deutete auf das Riesengebiet der deutschen Wirthschaft, das sich jenseits ausbreitete bis zu unseren flammenden Grenzen. Dieses Gebiet der donnernden Bahnen, der rauchenden Essen, der glühenden Hochöfen, der sausenden Spindeln, dies unermeßliche Wirthschaftgebiet dehnte sich vor dem geistigen Auge; und uns war die Aufgabe gestellt, diese Welt, diese webende und strebende Welt, zusammenzufassen, sie dem Kriege dienstbar zu machen, ihr einen einheitlichen Willen aufzuzwingen und ihre titanischen Kräfte zur Abwehr zu wecken."

Das Erste, was er gewinnen mußte, waren Menschen. Zuerst waren es fünf und sie saßen in vier kleinen Zimmern. Die Zahl wuchs im Qudrat der Zeitdauer. Heute sind es sechshundert; sie arbeiten in Häusern, die eine Straßenfront füllen; so ist diese neue Abtheilung größer als irgendeine in einem preußischen Ministerium. Zwischen diesen beiden Zahlen spannt sich die Riesenarbeit eines Willens. Alles war an der Front, Menschen fehlten. Manche blieben zwei Tage, dann gingen sie wieder, es paßte ihnen nicht, von neun Uhr früh bis zwölf Uhr nachts für eine ihnen noch unklare Sache umsonst zu arbeiten. Andere blieben und thaten das Ungewohnte: ein Elektriker hatte das Lederwesen unter sich, ein Metallurge die Chemischen Industrien, ein Nationalökonom die Textilien. Alle mußten erst lernen, Beamte zu sein, Alles war improvisirt, wie nie in Preußen eine Behörde gewesen. Nur Einer, der mit menschlichem Ton mitmenschliches Vertrauen einzuflößen wußte, nur Einer, der seine Ueberlegenheit verhüllte und dennoch zu befehlen wußte, konnte diese Schaar anführen.

Und doch mußte Alles sofort geschehen. „Es galt, Organisationen täglich und stündlich neu zu schaffen, Verfügungen zu entwerfen, umzuarbeiten und anzupassen, Verhandlungen mit

Industriellen zu führen, Versammlungen einzuberufen, eine Korrespondenz von zweitausend täglichen Nummern zu bewältigen, daneben mit den Behörden die Fühlung aufrechtzuerhalten, neu eingetretene Menschen anzulernen, dem Strom der Besucher der Fragenden und Wünschenden Stand zu halten. Es gab ab und zu Professoren, die sagten, Alles sei falsch und wir müßten von vorn anfangen. Es kamen auch Abgeordnete, die sagten, Alles sei allerdings falsch, und was die Professoren gesagt hätten, sei auch falsch. Es müßte nochmals geändert werden. Abgesehen von einer grauenhaften Schreibarbeit hat es uns nicht geschadet.“

Die erste praktische Frage, die Rathenau sich stellte, war die Frage der Deckung: Wie lange ist das Land mit unentbehrlichen Stoffen versorgt? Eine schlüssige Antwort gab es nicht, denn die Antworten der Fachleute gingen um das Zehnfache auseinander. Rathenau wagte es mit einer Hypothese; und diesmal entschied nicht der Philosoph noch der Künstler in ihm, sondern der Gelehrte. Das Deckungverhältniß, schloß er, muß im Durchschnitt der deutschen Wirthschaft annähernd das Gleiche sein wie bei einer größeren, beliebig herausgegriffenen Gruppe. Darum fragte er die Lieferanten des Kriegsministeriums nach dem Deckungverhältniß der verschiedenen Stoffe und schloß von diesen neunhundert bis tausend Centren auf das Verhältniß im ganzen Lande. Nach drei Wochen wußte er, was die Fachleute in sechs Monaten anzugeben sich erboten hatten. Bei wenigen Stoffen überschritt die Deckung des damaligen, seither weit überschrittenen Kriegsbedarfes die Frist eines Jahres, fast durchweg war sie erheblich geringer.

Die Stoffe, um die es ging, schienen zuerst gering an Zahl, etwa ein Dutzend. Jetzt sind es über hundert, die hier organisirt werden.

Als Rathenau die Stoffe kannte und ihre Deckung, sah er vier Wege, um die Wirthschaft im Lande nach der Nöthigung eines blockirten Landes umzugestalten. 1. Alle Rohstoffe mußten zwangläufig werden, Luxus und Nebenbedarf mußte gewaltsam unterbrochen, Alles so eingedämmt werden, daß es selbstthätig in die Endprodukte mündete, die das Heer brauchte. 2. Alle verfügbaren Stoffe mußten durch Kauf im neutralen, durch Beitreibung im okkupirten Ausland ins Inland gezwängt werden. 3. Alles sonst Unerhältliche mußte im Inland, zum Theil mit neuen Methoden, erzeugt werden. 4. Schwer erhältliche Stoffe mußten durch leichter erhältliche ersetzt, Surrogate geschaffen werden.

Die Widerstände waren Fragen der Kompetenz, des Mißverständnisses; vor Allem waren sie gesetzgeberischer Natur. „Was

das Kriegsleistungsgesetz uns freistellte, war, wenn man es seines theoretischen Ausdruckes entkleidet, ungefähr so viel, wie wenn ich sage: Kommt ein Rittmeister in ein Dorf, so kann er sich vom Ortsvorsteher Hafer geben lassen, und macht ihm der Ortsvorsteher Schwierigkeiten durch Säumigkeit, so darf er in gewissen Ausnahmefällen sich den Hafer selbst nehmen." Es fehlte zuerst ein Grundbegriff, um den wirthschaftlichen Kreislauf juridisch umzugestalten. Ein neuer Begriff der Beschlagnahme wurde von Rathenau geschaffen und bald sanktionirt: die Waare war nicht Staatseigenthum, aber ihre Entwickelung und ihr Weg wurden einem höheren Willen untergeordnet; sie darf verkauft, verarbeitet werden, Form und Ort ändern, aber das Gesetz hindert sie, anderem Zweck als dem der Kriegführung zu dienen. Andere wollten statt Dessen konfisziren und griffen Rathenau an. Er erwidert: „Hätten wir die Güter auch nur eines Wirthschaftkreises, etwa der Metalle, requirirt, also alles Kupfer, Zinn, Nickel, Aluminium, Antimon, Wolfram, Chrom, so wären wir Besitzer geworden von Millionen einzelner Waarenposten und jeden Tag wären ungezählte Anfragen gekommen: Was soll mit diesem Waarenposten gemacht werden? Darf er gewalzt, gezogen, gegossen werden? Wer soll ihn bekommen? Er wird dringend gebraucht. Und auf der anderen Seite hätte die ganze Verarbeitung stillgestanden, bis eine neue Vertheilung vorgenommen war, und die Ueberwachung und Verrechnung von Milliarden Werthen unbekannter Posten wäre uns zur Last gefallen."

Trotzdem gab es, im Augenblicke der Beschlagnahme, eine furchtbare Erschütterung. Denn die gesammte Friedensarbeit zahlloser Fabriken stand plötzlich auf den einen Wink hin still; und ein Gefährte von der AEG konnte Rathenau mit dem Vorwurf begegnen: „Was Sie da gemacht haben, kann uns sechzigtausend Arbeiter brotlos machen!" Er wußte aber, was er that, und in diesem Augenblick hat ihn wohl das ethische Grundgefühl, das aus allen seinen Schriften spricht, Entschlüsse fassen lassen, die viele Männer der Finanz und Industrie toll oder ideologisch nannten. Es mußte gewagt werden, denn „wer konnte wissen (sagte er in seinem Vortrage), ob nicht die Tonne Salpeter, die hier freigegeben wurde, bei einer belagerten Festung oder bei einer Schlacht den Ausschlag geben würde? Irgendwo muß man Verantwortungen übernehmen; und wir haben es gethan."

Nach zwei Monaten war die Umstellung der deutschen Industrie vollzogen. Wie aber sollten nun Kriegsaufträge und Lieferungen vermittelt und ausgeglichen, wie sollte der Strom

der Waaren aufgesogen, aufgespeichert und vertheilt werden? Rathenau fand den Begriff der Kriegs-Wirthschaft-Gesellschaften, von denen heute Jeder spricht, als wären sie hundert Jahre alt. Er hat ihn aus dem Nebel gerissen, er hat als Erster den Widerstreit eines zwangläufigen Güterverkehrs mit der Selbstverwaltung der Industrien geschlichtet und so, wie nebenher, ein Grundproblem des Staatssozialismus praktisch gelöst. Unter dem Widerspruch der Gelehrten, unter dem Widerstande der Industriellen, aber mit verständnißvollster Unterstützung des Kriegsministeriums, mit steter, weiser Unterstützung anderer Behörden, hat er, Denker und Praktiker, den neuen Begriff gestaltet, den er erdacht, und jede Woche neue Gesellschaften gegründet; zuerst die Kriegsmetall-, dann die Kriegschemikalien-Gesellschaft, dann kamen Jute, Wolle, Kammwolle, Kautschuk, Baumwolle, Leder, Häute, Flachs, Leinen, Roßhaar, und jede Gründung forderte lange Vorverhandlungen, Einigungen, Beschaffung von Direktoren, Prokuristen, Geschäftsräumen. Heute zählt das Beamtenpersonal der Gesellschaften, Zweig- und Nebenorganisationen nach Tausenden, ihr Umsatz nach Hunderten von Millionen Mark; ihr Hauptbuch ist das größte der Welt.

Inzwischen wurden Belgien, Polen und Nordfrankreich erobert und ein „geographischer Glücksfall" ließ die gesammten Centren des kontinentalen Wollhandels in unsere Hände gelangen; viel Kautschuk und Salpeter kam dazu. Nun hieß es, diese Schätze heben, ohne das Recht zu beugen und ohne die Länder in ihrer Wirthschaft zu vernichten. Also wurden Filialen errichtet, Lager aufgenommen, Beschlagnahmen erwirkt, Umladeplätze, Verzollungwesen, Transporte geregelt, und während sich die Gelehrten noch lange wegen der Frage der Uebereignung stritten, waren die Objekte längst vertheilt.

Aber von Allem das Wichtigste blieb der Schuß. Es galt, Stickstoff herzustellen, sollten Salpeter und damit Explosivstoffe genug vorhanden sein. Zu einer Zeit, wo Alle noch auf einen kurzen Krieg hoffen durften, erlangte Rathenau vom Stellvertretenden Kriegsminister die Erlaubniß, eine beliebige Zahl von Chemischen Fabriken zu bauen. Zu Weihnachten waren sie unter Dach, ehe noch die Verträge vom Reichsschatzamt genehmigt waren. „Die Stickstoff-Fabrikation war eine deutsche Produktion geworden, ein Weltproblem war gelöst, die schwerste technische Gefahr des Krieges war abgewendet."

Als Falkenhayn im Frühling 1915 nach Berlin kam und fragte, wie es, acht Monate nach Gründung der Abtheilung, da-

mit stände, konnte Rathenau erwidern: „Der Krieg ist von der Beschaffung des Rohstoffes unabhängig. Es wird so viel beschafft und geschaffen, wie nöthig ist. Aus unseren Grenzen kommt nur Das hinaus, was unsere Kanonen hinausschleudern. Der Plan Lloyd Georges, die Blockade ist unwirksam geworden."

Freilich, es ist leicht für eitle und enge Gehirne, heute zu sagen: Wäre nicht er, so wäre ein Anderer gekommen! Niemand zweifelt, daß das Geschick des Reiches nicht am Einzelnen hängt. Es ist eben so beschränkt, wie Du Bois-Reymonds Deutung des Faustschlusses war, heute zu sagen: Was that er denn? Er schuf nur eine Organisation. Rathenau hatte es immer schwer, weil er sich erlaubte, mächtig und dennoch Philosoph zu sein. Das Ausland hat seine That längst erkannt und Times und Corriere haben öffentlich Italien und England befragt: Wo haben wir solche Männer? Sicher war Dies ein Werk, das Einer machen mußte. Wer es war, ist aber am Ende kein Zufall.

Indem die oberste Behörde Gründung und Aufbau dieses Werkes, das ein Bollwerk, das ein Kriegsorgan ist, einem Privaten anvertraute, widerlegte sie für immer das alte Vorurtheil von der Beamtenhierarchie in Preußen und zeigte zugleich, wie ein bestimmter guter Instinkt in gefährlicher Stunde dem Manne sagt, was der Mann bedeutet. Niemals genug kann man die großartige Umsicht rühmen, mit der Falkenhayn und seine Nachfolger dem Privatmann vertrauten. Aber nicht irgendein Generaldirektor: nur eine menschlich bedeutende Erscheinung konnte dies Werk in dieser Stunde erdenken, übernehmen, thun. Es bedurfte eines Mannes, der neben der Forderung des Tages das Symbol dieser Aufgabe erfaßte, der sie von innen, von der Seele her belebte und der, gewohnt, Zehntausenden zu befehlen, dennoch an jenem Tage sofort begriff, daß ihm zum ersten, vielleicht zum einzigen Male nach vielen Vorübungen das Schicksal eine Sendung gab, wo höchste Thatkraft sich zu idealstem Zwecke rühre.

Dies Werk wird anonym, drei Buchstaben sprechen es aus: die „K. R. A." besteht; und heute schon, seit längst ihr Gründer zurückgetreten, fragen Viele von den Tausend, die sie umfaßt: Was hatte doch dieser Doktor mit unserer Abtheilung zu thun? Das ist gerecht, ist preußischer Stil und Niemand wünscht es anders. Wir aber sind berufen, seinen Namen mit großen Lettern über den Riesenbau zu schreiben, der auch im Frieden nie aufhören wird, wachsend zu bestehen. Das Vaterland soll seine Retter kennen!

Schleichs Schaltwerk.

Unter den Wenigen, denen diese Generation gestattet, zugleich zu denken und zu handeln, sind wohl nur ein paar, die in gewissem Betracht original zu wirken sich erkühnen; sie wagen, zu denken, ohne zu plätschern, sie wagen, zu handeln, ohne nachzuahmen: Männer von vorbildlicher Wirksamkeit in den Provinzen der Welt, zugleich aber von tiefer Kraft in den Provinzen des Denkens. Was Karl Ludwig Schleich, mitten in kriegsärztlicher Thätigkeit, philosophisch zusammenraffte, will ich andeuten, indem ich die Bemerkung vorausschicke, daß Bücher, wie Schleichs neues Werk: „Vom Schaltwerk der Gedanken“ (S. Fischer) im deutschen Frieden nur sehr selten, im Kriege gar nicht erscheinen, von einem Arzte nie geschrieben worden sind. Wirklich müssen Männer wie Schleich, faßt man ihr thatkräftiges und ihr philosophisches Werk in Eins, zu den ersten Geistern der Nation gerechnet werden, während sie im Grunde Autodidakten sind, wie der ihnen etwas verwandte Fritz Mauthner, den übrigens Schleich „einen unserer tiefsten und kühnsten Denker“ nennen darf.

Schleich kennt und pflegt diese philosophische Selbständigkeit in sich. Ein gewisses Werk über Kant und die neuere Gehirnforschung — sagt er einmal — müßte geschrieben werden, er aber „möchte es aus unbestimmter Furcht vor Systemen nicht schreiben, weil die Natur stets reicher ist als jedes menschliche System“. Kein Wunder, daß diesen handelnden Männern ihr platonisches Denken besonders von den Fachgenossen verübelt und daß auf Schleich, den Arzt, nur mit entschuldigendem Lächeln geblickt wird, erwähnt man seine „philosophische Schrulle“. In Wahrheit sind die Fäden von einem zum anderen Gewebe solchen Lebens stets sichtbar; man braucht sie nur zu finden. Vollends ist bei Schleich von einem Dualismus gar keine Rede; und es ist doch so flach wie gefällig, zu sagen, wie schön, wie sonderbar es sei, daß in diesem vortrefflichen Arzt auch ein Stück Philosoph, auch ein Stück Künstler stecke. Weil Schleich Phantasie hat, wie jeder große Feldherr, Erfinder, Dichter, Arzt, deshalb sollte eine Kluft seinen Beruf von seiner Neigung trennen? Er hat so viel Berufung zum Denken wie Neigung zum Heilen, man muß nur die Brücke suchen. In seinem neuen Werk wird sie auch Denen sichtbar, die sie in dem früheren Bande „Von der Seele“ nicht fanden.

Denn dieses Buch ist goethisch; und etwas Edleres ist darüber nicht zu sagen. Das heißt: es hält sich stets sinnlich an seine Objekte, begnügt sich aber nie mit deren bloßem Anschauen, sondern

läßt immer die Quelle des Gleichnisses darüber rieseln. Dies Gleichgewicht von Idee und Beobachtung, und wie das Eine vom Anderen unterstützt und gehoben wird, folgt aus Natur und Bildung seines Autors. Denn es ist durchaus kein Zufall, daß Dieser selbe Mann gedacht hat, der eine neue Form lokaler Narkose erdachte. Als tief der Kreatur verbundener Mensch hat Schleich den Leidenden durch die Betäubung ihrer Nerven helfen müssen; als ein nach Seele in der Welt überall fahndender Gehirnforscher hat er das schlafende Gehirn belauschen müssen: so, um zu heilen und um zu studiren, erfand er nothwendig und schenkte der Welt ein großes Mittel der Narkose. Das ist nicht nur symbolisch; es ist logisch. Organisch hängen seine Arbeiten zusammen. Vor über zwanzig Jahre lehrte er das „Rotation-Skelet", eine Art von Schwingungaxe, die im Rhythmus des Alls sich nur halten kann durch die Raserei der Moleküle. Heute zieht er daraus nicht etwa geistige Folgerungen, sondern er kommt darauf nur zurück, wie auf einen organischen Ausdruck der selben philosophischen Grundidee. Seine Arbeiten über schmerzlose Operationen und über die Seele gehen so direkt in einander über, daß er in der Lage ist, eine in der anderen zu zitiren, und heute darf er stolz bekennen, daß seine „Beobachtungen der Narkose und Deutung des Hirnmechanismus zu einem richtigen Mittel des Verständnisses vom Aufbau des Lebens geführt und es aufs Aeußerste wahrscheinlich gemacht haben, daß das Gehirn aus dem Rückenmark heraus entwickelt ist, wie dieses aus dem Sympaticus". Auch in diesem Sinn ist das Werk goethisch, indem eigene biologische mit eigenen kosmischen Betrachtungen, einander fördernd, zusammenstoßen.

Dieser Forscher hat sich für den Organismus des Menschen, besonders für das Gehirn eine ästhetische Leidenschaft und eine metaphysische Neigung bewahrt, an die man nicht glauben möchte, wenn man erfährt, daß er ehemals Jahre lang in Virchows Auftrag Schädelmessungen gemacht hat (die er heute für ziemlich werthlos erklärt). Im Anschauen dieses Gehirnes und nach langen Ueberlegungen, die, frei von aller naturforschenden Anmaßung, sich lediglich ihrer Resultate bedienten und sie mit schöner Willkür zu gruppiren wußten, vertritt Schleich heute als Philosoph einen „idealistischen Mechanismus": er fragt nach der Thätigkeit gewisser Muskeln für den Ablauf der Gedanken. Dies bedeutet eine völlige Absage an jeden Materialismus, wie immer sein Vorwand oder seine Maske heiße, eine Absage, wie sie leidenschaftlicher nie von einem exakten Forscher ausgesprochen wurde,

am Wenigsten von einem Arzt. Behaupteten die Materialisten, daß Etwas im Gehirn das Seelische schaffe, so postulirt Schleich, „daß, was an diesem Mechanismus geschieht, die in mich eingelassene, meinem Körper als Herr und Wächter gesetzte Theilseele der Weltseele affizirt, sie hebt, sie jubeln macht oder weinen, sie kränkt, sie erfreut, je nach meinem Verhalten“. Er untersucht also, ob die Struktur des Gehirnes zureichend eingerichtet sei, ob der Bau nicht geradezu zwinge, die Möglichkeit eines „universellen Orgelspieles“ anzunehmen, und nennt dabei das Gehirn „die Aeolsharfe, auf der Seele, Weltall, Gott, Umwelt, Mensch, Thier und die ganze Natur ihre Wunder abspielen können“. „Mein Geist“, sagt er an anderer Stelle, „kann auf meine Seele wirken, aber ist weder mit ihr identisch, noch kann er sie erschaffen, er ist eine Brücke zum Seelischen in mir und im All. Diese Brücke ingenieurhaft zu rekonstruiren, im Experiment sie zu gewissen Schwingungen zu zwingen, Das ist der Wissenschaft gestattet, ihr Amt, ihr Auftrag. Ueber die Brücke hinwegzuschreiten vermag kein menschliches Wort, keine Ueberlegung; sie ist zu fein, zu flüchtig und der Materie zu fern. Hier verlischt der Strahl der Wissenschaft, hier flammt die Morgenröthe der Kunst und der Ehrfurcht.“

Man bemerkt, dieser Geist ist völlig Feind jedes Monismus, jedes psycho-physischen Parallelismus und auch der Psycho-Analyse Freuds. Sachlicher und biologisch konsequenter als seine Gegner so sehr verschiedener Herkunft, ist er doch zugleich unendlich freier, phantastischer als sie. Was er metaphysisch braucht, hat er meist physiologisch selbst zu erforschen gewußt; denn Jenes ist das Primäre und Alles muß sich seinen Grundideen unterordnen, die eigentlich Grundgefühle sind. Einiges darf er von anderen Forschern erwarten. Lange hatte er schon die Abhängigkeit des Nervengeschehens im Gehirn von Muskeln und Blutgefäßen behauptet: und darf nun bei der neuen Entdeckung eines Gehirnmuskels triumphiren, die ihm Professor Benda zugeführt hat. Wieder ist es ein Wettlauf von Gelehrten, wie bei der Entdeckung des Achten Planeten, den Leverrier längst berechnet hatte, als Galle ihn entdeckte; es kann kein Zweifel sein, daß Leverrier und Schleich der vollere Kranz gebührt.

Auf diese Kenntniß und Erkenntniß des Gehirns baut Schleich seine besten geistigen Schlüsse, ohne doch je von jenen Erkenntnissen zu diesen Schlüssen angeregt worden zu sein. Denn ihm ist alles Greifbare nur Bestätigung eines vorgeschauten inneren Bildes; und so allein ziemt es sich für den Denker. Ueber-

raschend tritt Dies hier besonders in seiner Physiologie des Willens zu Tage, wo er den Willen weder frei noch unfrei, sondern eine Kombination bewußter und unbewußter Aktionen nennt; vom Sympaticus her sei der Mensch unfrei, sein Handeln geschehe ohne eigene, geschehe unter Verantwortung der Mächte des Himmels und der Erde. Diesem Unterbewußtsein stehe aber die Vernunft gegenüber, „die aus Erkenntniß und Phantasie geborene Fähigkeit, Motive abzuschätzen, an die Zukunft, an unser Ich, unsere Würde, unsere Verantwortung vor Gott und Menschen zu denken, sie, diese schwebende Reservekraft", die sich in direkten Kampf mit den Meldungen des sympathischen Zwanges einlassen könne. „Also ist der Wille die Diagonale von unterbewußten und bewußten Spannkräften, die beide am Gitter der Neuroglia-Muskeln rütteln".

Doch er geht weiter. Als Erster hat er den Muth, aus unerklärlichen Erscheinungen der medizinischen Wissenschaft die letzten Schlüsse zu ziehen. Aus gewissen Fällen der Hysterie, wo sie geradezu Gewebe produzirt, schließt er direkt auf das metaphysische Problem der Inkarnation, aus anderen ähnlichen Erscheinungen auf eine Art Hellsehen der Krankheitmöglichkeiten; er scheut sich nicht, den Tod aus Autosuggestion in einem bestimmten Falle festzustellen, wo er selbst Arzt war, und ruft nach Alledem: „Wie sollen wir diese Dinge erklären? Es ist ja die reine Metaphysik! Erlebnisse, beinahe jenseits von physischem Geschehen, fast jenseits von Kausalität! Wir sehen hier beinahe in das Wunder der Welt, wir schauen dem Beweis ins Auge, daß die Idee plastisch sein kann . . . Was wir nicht mehr verstehen können, Das ist der Mechanismus, wie die Phantasie, diese Umschaltung der Sinne, diese rein geistige Kraft ihre Faust in das Gewebe schieben kann und es nun zwingt, Stoffe anzusetzen."

Indem Schleich so die Grenze des Sinnlichen überschreitet, tritt er in unmittelbare Nähe zu okkulten Ideen und weicht ihnen nicht aus. „Das ist okkult, theosophisch", schließt er einen seiner erstaunten, zugleich begeisterten und demüthigen Aussprüche, An anderer Stelle läßt er den Verstand Das thun, was das Unterbewußtsein „im Rath der unsichtbaren, vielleicht kosmischen Motive beschließt". An einer dritten Stelle finde ich sein nahezu okkultes Bekenntniß, er glaube, daß die befruchtete Eizelle „Etwas vom Bilde ihrer Vorfahren behalte und so sich der neue Organismus langsam dem erinnerten Lebensbild im Ganzen anpaßt". Aber wie man bei ihm nie sicher weiß, nach welcher Seite jetzt sein Temperament wohl ausschlagen wird, sagt er von der

Phantasie einmal ganz rationell, sie könne „die Spiegelbilder alles Geschehens doch nur aus der Wirklichkeit nehmen.“

Eben so unsicher sind Schleichs Beziehungen zur Welt als Vorstellung, zu Kant. Zwar macht er eine große Verbeugung vor ihm und versichert, er habe ihn durchaus studirt, aber er ist im Stande, Kants Grundgedanken nebenbei fast unbewußt zu negiren. Als er nämlich von der Sehkraft des Prismas und Aehnlichem gesprochen hat, schließt er: „Sind Das nicht übrigens Beweise dafür, daß die Gegenstände der Welt wirklich da sind, so, wie wir sie wahrnehmen?“ Eben so skeptisch muß ich einer Gleichsetzung seiner „drei Registerzüge des Gehirns“ mit Kants drei Grundbegriffen a priori gegenüberstehen.

Dies aber sind nur Zeichen für das Fluktuirende, systemlos Genialische eines Weltbildes, das aus tiefströmendem Grundgefühl und klar fassenden Blicken gespeist wird. Dieses Grundgefühl ist eine Art von praktischem Pantheismus: immer spricht Schleich vom Aether, immer spricht Schleich von Beseelung, überall fühlt er den Rhythmus der Seele. Er sieht die Seele des Gases und die Seele des Kristalles. „Wenn das Glas in Prismaform uns Farben zeigt, sie also in sich bildet, was thut es dann? Es empfindet Licht und zerlegt es: es sieht.“ Auf die Gestirne gerichtet, weist uns das Prisma glühende Metalle, die wir nun erst auf Erden suchen: also differenzirt das Glas noch feiner als das Auge. Oder er läßt das Silbersalz auf einer Glasplatte Sterne aufspüren, sie sichtbar machen und schließt, daß dieses Salz entdeckt. Alle Metalle oxydiren: sie athmen also wie wir. „Kristalle haben eine organisirende Seele, Perlen sterben, selbst Diamanten erlöschen die Augen.“ Dies von einem Naturforscher zu hören, ist doch recht erlösend für uns Andere, die von je daran glaubten, die aber unter dem eiteln Lächeln profaner Doktoren erröthen mußten, wenn sie es wagten, Leben und Tod auch nur der Perle zu behaupten.

Ueber das Gedächtniß hat Schleich die tiefsten Dinge gedacht und ist viel weiter vorgedrungen als etwa Häring, der uns nach dem hübschen Vergleich mit der Schlittenbahn recht unbefriedigt entließ. Sein pantheistisches Grundgefühl faßt er vielleicht am Schönsten dort zusammen, wo er das Metall als einen Organismus ansieht, „in dem Sternen-Milliarden von Riesenmolekülen, um sich rasend, die Form des Ganzen, vielleicht eines ruhenden und träumenden Gottes bilden“. An dieser Stelle zeigt Schleich seine Verehrung für einen verkannten Vorgänger, denn er fügt hinzu, er küsse dabei dem alten, ahnenden Fechner

die verspottete Stirn. Diese Ehrfurcht bewährt er oft Forschern, während er sie mit kalter Skepsis zergliedert. Seine Ehrfurcht hängt mit einer anderen Tugend zusammen, die in ihm höchst entwickelt und geradezu bestimmend wacht: mit jener Kraft des Gleichnisses, die nicht die Dinge allein, sondern zugleich ihren Gleichnißwerth erfaßt. Es ist nicht die schweifende Phantasie, die diesen Arzt und Denker auszeichnet und als Künstler enthüllt. Betrachtet er, daß das Gold die schmutzigsten Gifte an sich reißt, in dem sie nur mit Gold-Trichlorid chemisch zu binden sind, so schließt und fühlt er zugleich den tiefen Sinn, daß es „Fermente wie Menschenseelen faßt und niederreißt. Goldsucht ist seelischer Niederschlag, Fällung des Besten". Und er fügt ganz schlicht hinzu: „Ist Das nicht bemerkenswerth?" Oder er sagt plastisch: „So ist also das Gedächtniß die muskulär in Szene gesetzte Erinnerung, Erinnerung aber bedeutet das selbstthätige Schwingen einmal oder öfters getasteter Harmoniefolgen"; gleich darauf aber das Selbe bildnerisch: „Gedächtniß gleicht einem Harfenspiel, das durch Hämmern und Zupfen in immer gleichen Akkorden das erste Lied wiederholen muß, Erinnerung gleicht dem Harfenspiel, das der Windhauch von ungefähr erregt, dem Wellenstreicheln, das Aeolus im Spiel über die Wogenkämme dahin wehen läßt."

Diese Gleichnißkraft stellt sich in seinem Stil in einer Reihe blendender Vergleiche und Epigramme dar, die ihm ermöglichen, dem Laien die schwerste Gehirnanatomie sacht einzuschmeicheln. Freilich sind seine Bilder manchmal gehäuft, werden barock, aber wenn er phantastisch umhergeschweift ist wie etwa dort, wo er von Schlaf und Traum, von der Königin und von den müden Tauben der Gedanken geschwärmt hat, ruft der Professor in ihm den Lehrer plötzlich zur Ordnung; und so fährt er ohne Uebergang mit den drei Kathederworten fort: „In der That ..." Auch ist sein Stil, weil er stürmisch fließt (im Grunde der Stil eines Ueberredners), zuweilen in Gefahr, keinen Punkt zu finden, und ein Merker könnte ihm einen Satz von einundzwanzig Zeilen ankreiden. Aber Alles ist so belebt von Epigrammen, Bildern, Visionen, daß man es kaum bemerkt, und neue Prägungen leuchten überall hervor. Am Liebsten umkreist sein bildnerischer Geist das Gehirn selbst, und wer aus den ersten Seiten dieses Buches die herrliche Vision des Gehirns schöpfte, würde glauben, einen Künstler als Laien zu hören, wäre nicht Alles im stärksten Maße fundirt und verankert. Die tiefsten Aufsätze dieses Bandes scheinen mir die ersten über das Gehirn und das Gedächtniß und wie-

derum die letzten über Stoffwechsel im Gehirn, über Hysterie und über den Kreislauf des Lebendigen zu sein. In der Mitte ist Einiges matter, Einzelnes (Der Sinn der Kunst) unzureichend; die kleinen Kriegsaufsätze, die daneben stehen, stören das Ganze, ohne ihm ein Zeitkolorit zu verleihen, das auch ganz überflüssig wäre. Denn dies Buch ist für die Dauer. In seiner Grundfarbe ist es nicht optimistisch noch pessimistisch, sondern, wie dem Werk eines Mannes ziemt, der zugleich handeln und denken kann: es ist getrost. Es glaubt an ein stetes Empor, an eine Entwickelung aufwärts. Der Autor muß, bei aller Melancholie, eine heiter gefestigte Natur sein. Gelegentlich ergreift er einen Geist wie den Ignatius von Loyola, schüttelt ihn, betrachtet, was herausfällt, und übernimmt wohlgemuth für seine Praxis bei Neurasthenikern die Jesuitentechnik der Selbstbeherrschung.

Autodidakt und Künstler, wie er ist, spannt er den Forscher und den Arzt ein und läßt sich über die wohlgerundete Erde ziehen, während sein Geist über die Wolken schweift.

Athen. Emil Ludwig.

Skizzen.

Allzumenschliches.

Siegeslärm, Flaggenschmuck, Prozessionen von heimziehenden Kriegern, in Staub und Schmutz, mit geborstenen Geschützen und an den Helmen die Blume. Ihnen entgegen wallen stöhnende Witwen in wehenden Schleiern, trunkene Invaliden mit schlenkernden Holzbeinen und dem Eisernen Kreuz auf der Brust und, bachantisch taumelnd wie Bienen nach genossenem Blüthenhonig, die Gassenjugend mit überlautem Freudengeheul. Alles ist bunt und laut. Nur der schwarze Zug der des Gatten, Vaters, der Söhne Beraubten stört, hemmt, macht nervös. Er zieht sich wie eine Schlange hin und durch die Luft geht es wie ein Lästern, Klagen, Anklagen und Ueberwinden, — aus Noth. Jetzt windet sich die Schlange empor, reckt sich und umringelt die mannenterbten Mädchen und die Frauen von Krüppeln, so daß sie mit ihnen eine Alles überragende dunkle Gestalt auf hohem Kothurn bildet. Und sie spritzt den Geifer auf den Siegeszug und auf die Kreuze der Hügel und zischt: Da habt Ihr den Sieg, den Ruhm, das Heldengrab oder die Renten zeitlebens. Ihr habt Euer Werk gethan. Ihr ruht auf Lorber, schaut in die Sonne oder habt Frieden, Unsterblichkeit und wieder Lorber. Aber sagt, sagt: Was bleibt uns? Die Noth versengter Dörfer, Arbeit auf wüsten Feldern, Pflege, Freudlosigkeit, alle Pflichten des Staates, nur kein Bürgerrecht. Gut, kein Recht; aber gebt uns doch Freude oder die Hoff-

nung auf Freude! Wir Sklaven, wir von Arbeit und Leid Gepeitschten wecken und fördern das nächste Geschlecht. Und wird es groß und gut und will sich das Land verjüngen: Weh uns, wir haben gesiegt! Dann kommt die Revanche... So spricht kleiner Geist.

Gottvater, der das Zischen vernimmt, zieht die Stirn in Falten und spricht: „Mir scheint, ihnen wäre der Friede Besiegter lieber?" Und Maria singt aus den Wolken: „Nehmt Euch die Zeit, den Jammer mit Inbrunst zu lieben." So sieht Gottheit das Geschehen.

Der stagnirende Sumpf.

Die Menschen haben mit dem Krieg ihre liebe Noth. Die Buben müssen Soldaten spielen und die Mädchen Soldatenmütter; die Frauen schicken ihren Männern Pakete ins Feld und die Männer müssen den Inhalt vertilgen, Dank- oder Renommirbriefe schreiben und sich bedauern lassen wegen der Schützengräben, der Lebensgefahr und ähnlicher Peinlichkeit. Dazwischen geht der Krieg fort. Mal platzt irgendwo was. Man hat den Feind geschädigt. Es steht in der Zeitung und man bemüht sich, pflichtschuldig Freude zu zeigen. Im Grunde weiß man, daß es so weiter geht, morgen wie gestern. Schon viele Menschen sind über diese Phase hinweggestorben, auch „Civilpersonen"; denn in anderthalb Jahren stirbt Mancher. Diese Leute nehmen also den Gedanken ins Grab, daß kein Aufhören ist und kaum eine Veränderung. Kriegslieferanten verdienen maßlos, Siebenzehnjährige werden zu Lieutenants befördert, Professoren müssen von der Pieke auf dienen und die Weiber von Trinkern, die an der Front sind, werden fünffach unterstützt. Die Helden kämpfen und bluten. Die Daheimgebliebenen, Schwächlinge, nicht Vollwerthige, behaupten, wie die jungen Etapenoffiziere, der Krieg sei eine Lust, eine Pflicht, eine Nothwendigkeit und müsse durchgehalten werden, endlos durch. Auch Idealisten giebt es. Die kämpfen für die große Idee, die größer ist als das Glück des Individuums. Jeder hat so eine Idee. Aber wenn sie echt ist, opfern sie dafür sich und die Ihren, ihre Habe und ihr Gut. Wenn sie aber nicht echt ist, jagen sie Andere in Kampf und Opfermuth. Sie bleiben zu Haus; wo es ja auch Orden giebt.

Ich habe gegen die große Idee nichts. Sie erhebt uns über die Materie, sie bewirkt, wie wir sehen, Wunder; und schließlich ists gleichgiltig, aus welchem Grund sich ein interkontinentales Geschlecht in einer bestimmten Epoche zerfleischt. Nur: schön ists nicht. Aber sensationell, nicht wahr, Ihr Yankees? Wäre es ein kleiner Krieg, der zwischen zwei Ländchen hinplätscherte, würde er Euch nicht imponiren; denn Ihr wißt nicht genug Geographie, um Euch besagte Ländchen an der rechten Stelle auf der Karte zu denken. Und dann —: Ihr seid nun einmal für die Masse: Masse Kampf, Masse Tod, Masse Krieg. Wird die Masse schlammig und droht, zu versanden, dann nehmt Ihr die große Angelruthe und stochert ein Bischen darin herum.

Nur nicht zu weit vorbeugen, Ihr Lieben: sonst fallt Ihr herein!

Dr. Käthe Brodnitz.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Paß & Garleb G. m. b. H. in Berlin.

Autoren-Register zu Band 85—96.

(Die fetten Zahlen bedeuten den Band.)

Adler, Kurd.
Frühe Abend an dem Flusse, der **93**, 361.
Ahrens, Georg.
Wir Deutsche in Amerika **90**, 274.
Alsberg, Rechtsanwalt Dr. Max.
Kriegsgerichte, außerordentliche **96**, 158.
Arndt, Ernst Moritz.
Deutscher Trost **88**, 322.
Fahnenschwur, der **88**, 293.
Scharnhorst **88**, 420.
Sturmwind **88**, 422.
Vaterlandlied **88**, 292.
Bahr, Dr. Richard.
Judenfrage in Polen, die **94**, 147.
Recht auf den Schlüsselroman, das **85**, 237.
Schmoller als Politiker **85**, 114.
Weg der Sozialdemokratie, der **95**, 134.
Zwei Welten **87**, 218.
Bauch, Professor Dr. Bruno.
Psychologen und Philosophen **88**, 187
Baudelaire, Charles.
Heldentod, ein **91**, 217.
Behrendt, Walter Kurt.
Berliner Osthafen **86**, 255.
Benedikt, Professor Dr. Moritz.
Oesterreich als slawische Vormacht **90**, 387.
Bermann, Richard, A.
Dublin **86**, 149.
Bie, Oskar.
Opéra Comique **85**, 331.
Bismarck, Fürst Otto von.
Vor Paris **88**, 363.
Blei, Franz.
Wahrheiten **92**, 383.
Brachvogel, Carry.
Romantische England, das **87**, 83.
Brentano, Klemens.
Feind, der **88**, 327.
Gottesmauer, die **88**, 391.
Lied der Frauen, wenn die Männer im Krieg sind **88**, 327.
Brodnitz, Dr. Käthe.
Skizzen **94**, 62, **96**, 391.
Skizzen, drei **96**, 38.
Brunner, Konstantin.
Künstler und Philosophen **96**, 161.
Politischen Parteien und der Patriotismus, die **87**, 257.
Ruhm **86**, 80.
Buber, Martin
Geder des Unwissenden, der **87**, 26.
Bullard, Arthur.
England den Krieg sieht, wie **92**, 61.
Bunsen, Marie von.
Japanische Frauentypen, drei **85**, 17.
Vollmondnächte **93**, 268, 321, **94**, 54.
Waarenhaus der vernünftigen Menschen, das **86**, 137.
Bürger, Gottfried August.
Feldjägerlied **89**, 28.
Claudius, Mathias.
Weihelied **88**, 323.
Dahn, Felix.
Deutsches Lied **88**, 425.
Es war einmal . . . **88**, 420.
Siegern, den **89**, 28.
Damaschke, Adolf.
Friedensschluß, nach **94**, 171.
Dauthendey, Max.
Arkadien, in **85**, 196.
Dehmel, Richard.
Lied an Alle **91**, 159.
Delius, Rudolf von.
Nero **85**, 26.
Diederichs, Eugen.
Deutsche Gesinnung **92**, 87.
Dimmler, Dr. Hermann.
Reichswirthschaftamt **92**, 327.
Dohm, Ernst.
Lafontaines Fabeln **87**, 32.
Dostojewskij, Fjodor.
Brief, ein **85**, 230.
Dostojewskijs Briefe **87**, 228.
Dreyfus, Lucien.
Judenbuch eines Buchjuden, das **85**, 366.

Droste-Hülshoff, Annette von.
Sommer am Säntis **96**, 207.
Sterbende General, der **88**, 359.

Dünwald, Willi.
Ecce homo **87**, 323.

Eisler, Prof. Dr. Max.
Faust von Delacroix, der **87**, 280.

Ernst, Paul.
Vorbild, ein **92**, 260.

Eugenie delle Grazie.
Mondkalb, Pechvogel, Amtsschimmel **85**, 425.

Eulenberg, Herbert.
Dresdener Theater **86**, 252.

Everth, Erich.
Prosa **92**, 275.

Faßbender, Prof. Dr. Martin.
Kern der Jesuitenfrage, der **85**, 307.

Federn, Dr. Karl.
Richelieu **87**, 392.

Fischer, Adolf.
Menschen und Thiere in Deutsch-Südwest **89**, 213.

Flemming, Hans.
Verdun **96**, 29.

Fontane, Theodor.
Adelig Begräbniß **88**, 361.
Erstes Bataillon Garde **88**, 357.
Marsch, auf dem **88**, 362.
Seydlitz **88**, 325.
Siegesbotschaft **88**, 294.

Förster-Nietzsche, Elisabeth.
Nietzsche, der einsame **86**, 298.

Franken, Else.
Tod, der **87**, 220.

Fred, W.
Politik der Bücherei, die **85**, 395.

Fromer, Dr. Jakob.
Ghetto, das **85**, 184.
Neuland **91**, 149.

Gedichte und Lieder.
Drei Reiter, die **90**, 391.
Frau des Kommandeurs, die **93**, 220
Fürs Vaterland **88**, 422.
Kein schönrer Tod. . . **88**, 297.
Lied zum deutschen Tanz **96**, 208.
Nun nach Frankreich **89**, 348.
Ostern 1915 **90**, 395.
Schnee **90**, 394.
Soldatenlieder **88**, 232.
Sprüche **96**, 208.

Geibel, Emanuel.
Einst geschiehts! **88**, 423.

Geiger, Prof. Dr. Ludwig.
Humboldt, Wilhelm und Karoline von **94**, 87.

Gelber, Adolf.
Berchtolds Politik **87**, 54.

Gleichen-Rußwurm, Alexander von.
Sarg, der **91**, 301.

Göhler, Dr. Georg.
Krieg und Kunst **90**, 103.

Goldbeck, Eduard.
Americana **92**, 56.
Be fair, Germans! **90**, 247.
Potsdam in Amerika **95**, 83.
Wilson und der Bindestrich **93**, 191.

Goethe, Johann Wolfgang von.
Blücher **88**, 325.
Deutschen, die **88**, 385.
Epimenides Erwachen, des **88**, 383.
Kriegsglück **89**, 405.
Politikum **88**, 386.
Wie der Krieg einst aussah **89**, 50.

Greif, Martin.
An Deutschland **88**, 358.
Heil den Gefallenen **91**, 160.

Greinz, Hugo.
Tote Fliegen **87**, 192.

Groß, Otto.
Schutt von Ostia, der **91**, 205.

Gurlitt, Prof. Dr. Ludwig.
Fall Otto Groß, der **86**, 304.

Hancke, Erich.
Israels und Liebermann **85**, 160.

Handl, Willi.
Strike, ein verlorener **90**, 300.

Harden, Maximilian.
1812 s. Feldzug in Rußland **92**, 281.
1864. **86**, 403.
1866 s. Himmelsschlüssel **91**, 33.
  s. a. Moral im Krieg **91**, 253.
1870/71 s. Einer gegen Vier **88**, 205
  s. a. Weder Rausch noch Furcht **88**, 237.
Adam, wo bist Du? **96**, 59.
Adler und Löwe **96**, 303.
Adventisten s. Was sollen wir thun? **89**, 317.
„Aktion“, Vorwort zur **93**, 335.
Albanien s. Spoliarium **87**, 337.
  s. a. Wacht in Sümpfen **90**, 63.
Alexander II. s. Russische Hörner **96**, 89.
Alexander Alexandrowitsch s. Politik im Krieg **89**, 285.
Alexandriner s. Gestern und heute **90**, 253.
Alkoholverbot in Rußland s. Nach zwei Jahren **96**, 119.

Aller Seelen **93**, 129.
Amerika s. Du hast es besser **90**, 189. s. a. Unheiliges Volk **90**, 349 s. a. Wilson, der wahre **95**, 111 s. a. Wilson **95**, 55.
Amundsen s. Splitter **85**, 205.
Andrey, Bischof s. Götterdämmerung **94**, 1.
Angola s. Punsch **85**, 407.
Antwerpen s. Warschau-Antwerpen **89**, 65 s. a. Hört Ihr die Toten? **89**, 97.
Apokalypse s. Misericordia **91**, 67.
Asmodaios s. Werdet nicht müde! **88**, 365.
Aufgebot, Letztes **89**, 349.
Bagdadbahn s. Theo-Mantie **85**, 373.
Balkan s. Theo-Mantie **85**, 373.
Balkankrieg s. Sternenwage **93**, 61.
Barrè s. Stimmen der Feinde **93**, 253.
Baumwolle s. Notizen **92**, 189.
Bebel s. Moritz und Rina **85**, 35.
Beidler, Isolde s. Tutte le Corde **87**, 405.
Belgien s. Wir sind Barbaren **88**, 269 s. a. Werdet nicht müde! **88**, 365. s. a. Krieg um Frieden **95**, 193. s. a. Mördergrube **95**, 29. s. a. Frage und Antwort **96**, 179.
Belgiens Neutralität s. Himmelsschlüssel **91**, 33.
Berchtold s. Moritz und Rina **85**, 35.
Berlin und Paris **95**, 166.
Berliner, der Fall s. Trio **87**, 69.
Berliner Kongreß s. Adler und Löwe **96**, 303.
von Bethmann-Hollweg s. Feuerwerk **85**, 137 s. a. Theo-Mantie **85**, 373 s. a. Aufgebot **89**, 349 s. a. Mann, der starke **94**, 241 s. a. Krieg um Frieden **95**, 193 s. a. Fest des Geistes **95**, 251 s. a. Unterirdischen **95**, 309.
Bismarck s. Himmelsschlüssel **91**, 33 s. a. Osterspazirgang **91**, 1 s. a. Nebelmonat **93**, 159 s. a. Lebensmittel **95**, 139 s. a. Marswache **90**, 285 s. a. Mann, der starke **94**, 241.
Bildertaufe s. Schall und Rauch **87**, 237.
Blockade s. Donner **90**, 157.
Boche s. Nebelmonat **93**, 159.
Boches s. Nach hundert Tagen **89**, 191.
Bode, Dr. s. Schall und Rauch **87**, 237.
Bonaparte s. Olla Podrida **87**, 101 s. a. Februa **94**, 127 s. a. Sie sind fertig **96**, 1.
Botha-Land s. Soll und Haben **92**, 93.
Brache, Grüne **87**, 371.
Briand s. Nebelmonat **93**, 159 s. a. Februa **94**, 127.
Brief, ein **88**, 135.
Briefe **86**, 163.
Brot des Lebens, das **90**, 317.
Bryan s. Wer hat es besser? **91**, 343.
Buch der Aerzte s. Wer hat es besser? **91**, 343.
Bulgarien s. Wird im Osten Licht? **93**, 31 s. a. Sternenwage **93**, 61 s. a. Adler und Löwe **96**, 303.
Bülow s. Krebs am Himmel **91**, 313, s. a. Osterspazirgang **91**, 1.
Bündnisse s. Kennst Du das Land? **91**, 223 s. a. Krebs am Himmel **91**, 313.
Buren s. Soll und Haben **91**, 93.
Caillaux s. Orbis Pictus **87**, 1 s. a. Brache **87**, 371.
Calais s. Parole: Calais **88**, 301.
Cambon s. Nebelmonat **93**, 159.
Canning s. Politik im Krieg **89**, 285.
Cavell, Edith s. Sehnsucht nach Frieden? **93**, 221.
Censur s. Unterirdischen **95**, 309.
China s. Notizen **93**, 337 s. a. Verklungener Ruhm **95**, 281.
Churchill s. Julmond **93**, 281 s. a. Sehnsucht nach Frieden? **93**, 221.
Chwostow s. Nebelmonat **93**, 159.
Cid, der tote s. Osterspazirgang **91**, 1.
Civil-Gefangene s. Unheiliges Volk **90**, 349.
Clemenceau s. Epistel **92**, 157 s. a. Götterdämmerung **94**, 1 s. a. Lebensmittel **95**, 139.
Conte drolatique s. Brache **87**, 371.
Coriolanus s. Globus-Theater **95**, 1.
Danzig s Virement **86**, 171.
Dardanellen s. Aufgebot **89**, 349 s. a. Marswache **90**, 285 s. a. Osterspazirgang **91**, 1.
Delcassé s. Oktoberrennen **93**, 99.
Demonstratio s. Spoliarium **87**, 337.
Derby, Lord s. Götterdämmerung **94**, 1.
Déroulède s. Virement **86**, 171.
Deutsch-Dänischer Krieg s. 1864 **86**, 403.
Deutsche Kriegsbereitschaft s. Weder Rausch noch Furcht **88**, 237.
Deutscher Frühling **91**, 161.
Dichtung und Wahrheit **96**, 335.
Dmowski-Marsch s. Im sechsten Monat **90**, 127.
Dobrudscha s. Adler und Löwe **96**, 303.
Doehring, Hofprediger s. Lebensmittel **95**, 139.
Donner, die sieben **90**, 157.

Doumergue s. Brache **87**, 371.
Dreibund s. Kennst Du das Land? **91**, 223.
Du hast es besser **90**, 189.
Dum-Dum **88**, 397.
Durazzo s. Mars wacht noch **94**, 185.
Egypten s. Stern und Stall **90**, 1.
Einer gegen Vier **88**, 205.
Einkreisungspolitik s. Oktoberrennen **93**, 99 s. a. Krieg um Frieden **95**, 193.
Elsaß-Lothringen s. Kaiserland **86**, 1 s. a. Löschgranaten **86**, 69 s. a. Wir sind Barbaren **88**, 269.
England s. Liquidation **86**, 35.
Engländer, an die **89**, 129.
Englands Kriegserklärung s. Krieg und Friede **88**, 333.
Entscheidung, vor der **94**, 67.
Erserum s. Mars wacht noch **94**, 185.
Evolution s. Feuerwerk **85**, 137.
Examen conscientiae s. 1864 **86**, 403.
Falsche Mäuler **88**. 69.
Faschoda s. Oktoberrennen **93**, 99.
Februa **94**, 127.
Feldzug in Rußland **92**, 281.
Ferdinand, König von Rumänien s. Himmelswage **96**, 269.
Fest des Geistes, das **95**, 251.
Feuerwerk **85**, 137.
Fimbulwinter s. Geht die Welt unter? **89**, 223.
Fliegerpfeil s. Aufgebot **89**, 349.
Flöte, die grüne s. Theater **95**, 223.
Frage und Antwort **96**, 179.
Frankreich und Deutschland **87**, 203.
Franz Ferdinand s. Principes **88**, 1 s. a. Wetterscheide **88**, 35 s. a. Nach zwei Jahren **96**, 119.
Franzosen, an die **89**, 1.
Französische Generale über das deutsche Heer s. Wir müssen siegen **88**, 171.
Fremdwörter s. Sehnsucht nach Frieden? **93**, 221.
Friedrich der Große s. Wacht in Sümpfen **90**, 63.
Friedrich Wilhelm IV. s. Royalties **85**, 171.
Fritz von Preußen s. Deutscher Frühling **91**, 161 s. a. Krebs am Himmel **91**, 313 s. a. Moral im Krieg **91**, 253 s. a. Will Rußland Frieden? **92**, 1.
Frühlingsgewitter **94**, 265.
Gallieni s. Fest des Geistes **95**, 251.
Gallipoli s. Götterdämmerung **94**, 1.
Gapon s. Schlacht der Schatten **89**, 255.
Gefangene in Serbien s. Notizen **93**, 337 s. a. Sternenwage **93**, 61.
Geht die Welt unter? **89**, 223.
Generalstab s. Einer gegen Vier **88**, 205.
Genesis s. Kaiserland **86**, 1.
Georg II. s. Principes **88**, 1.
George, Lloyd s. Macht geht vor Recht **94**, 39.
Gesicht, das letzte **93**, 1.
Gestern und heute **90**, 253.
Giolitti s. Aufgebot **89**, 349 s. a. Krebs am Himmel **91**, 313.
Globus-Theater **95**, 1.
Goethe in Frankreich s. Franzosen, an die **89**, 1.
Goethe in Verdun s. Mars wacht noch **94**, 185.
Goltz, von der s. Lebensmittel **85**, 139.
Goremykin s. Nebelmonat **93**, 159.
Gortschakow s. Russische Hörner **96**. 89.
Goschen s. Sie sind fertig **96**, 1.
Götterdämmerung **94**, 1.
Grey s. Krebs am Himmel **91**, 313, s. a. Aller Seelen **93**, 129 s. a. Krieg um Frieden **95**, 193.
Griechen s. Sternenwage **93**, 61 s. a. Sehnsucht nach Frieden? **92**, 221.
Griechen, für die **88**, 68.
Griechenland s. Brot des Lebens **90**, 317 s. a. Deutscher Frühling **91**, 161 Mars wacht noch **94**, 185 s. a. Volksschicksal **95**, 337 s. a. Himmelswage **96**, 269.
Großfürst Nikolai **92**, 341 s. a. Gesicht **93**, 1.
Großindustrie im Kriege s. Wer hat es besser? **91**, 343 s. a. Notizbuch **92**, 309.
Hardens „Verbannung" s. Notizen **92**, 189.
Hartwig s. Falsche Mäuler **88**, 69.
Heine s. Deutscher Frühling **91**, 161.
Helfferich s. Notizen **93**, 337 s. a. Julmond **93**, 281 s. a. Berlin und Paris **95**, 165.
Hervé s. Wer hat es besser? **91**, 343 s. a. Poincaré **92**, 125.
von Heydebrandt s. Fest des Geistes **95**, 251 s. a. Wilson **95**, 111.
Himmelsschlüssel, die **91**, 33.
Himmelswage die **96**, 269.
Hindenburg s. Parole: Calais **88**, 301. s. a. Gestern und heute **90**, 253.
Hodler s. Wir helfen uns selbst **89**, 161.
Holland s. Moritz und Rina **85**, 35.
Höllenfahrt **91**, 193
Hört Ihr die Toten? **89**, 97.
Huerta s. Wilson-Huerta **85**, 273.
Humbert s. Götterdämmerung **94**, 1.

Hundert Tagen, nach **89**, 191.
von Jagow s. Kaiserland **86**, 1.
Jagowator s. Schall und Rauch **87**, 237.
Jahrhundertfeier s. Feuerwerk **85**, 137.
Japan s. Geht die Welt unter? **89**, 223 s. a. Adam, wo bist Du? **96**, 59.
Japan-Amerika s. Du hast es besser **90**, 189.
Jaurès s. Notizbuch **92**, 309.
Jaworski s. Quadragesima **90**, 221.
Im sechsten Monat **90**, 127.
Internationale, die s. Mördergrube **95**, 29.
„Interview“ mit Harden s. Brot des Lebens **90**, 317.
Interview mit v. Wiegand s. Krieg um Frieden **95**, 193.
Jo & Co. s. Orbis Pictus **87**, 1.
Jormungandr s. Einer gegen Vier **88**, 205.
Joseph von Arimathia **87**, 35.
Italien s. Principes **88**, 1 s. a. Aufgebot **89**, 349 s. a. Schlacht der Schatten **89**, 255 s. a. Was sollen wir thun? **89**, 317 s. a. Wacht in Sümpfen **90**, 63 s. a. Höllenfahrt **91**, 193 s. a. Kennst Du das Land? **91**, 223 s. a. Krebs am Himmel **91**, 313 s. a. Moral im Krieg **91**, 253 s. a. Deutscher Frühling **91**, 161 s. a. Sternenwage **93**, 61.
Italiens Kriegserklärung an Deutschland s. Wendung **96**, 239.
Juden, die s. Moritz und Rina **85**, 35.
Judicum s. Kaiserland **86**, 1.
Julmond, unter dem **93**, 281.
Junius alter s. Unterirdischen **95**, 309.
Kaiserhoch im Reichstag s. Spoliarium **87**, 337.
Kaiserland, das **86**, 1.
Kapp s. Unterirdischen **95**, 309.
Katechismus der Deutschen s. Wir müssen siegen **88**, 171.
Katharina von Rußland s. Notizbuch **92**, 309 s. a. Politik im Krieg **89**, 285 s. a. Krieg um Frieden **95**, 193.
Kaufmann von Venedig s. Theater **86**, 205.
Keller, Gottfried s. Mirakel **87**, 169.
Kennst Du das Land? **91**, 223.
Kiautschau s. Geht die Welt unter? **89**, 223 s. a. Notizen **93**, 337.
Kipling s. Quadragesima **90**, 221.
Kitchener s. Fest des Geistes **95**, 251.
Kokowzew s. Russensteine **86**, 307.
Kolubara s. Stern und Stall **90**, 1.
Kongostaat s. Wir sind Barbaren **88**, 269.
König Karol s. Hört Ihr die Toten? **89**, 97.
König Lear s. Theater II **86**, 239.
König Otto s. Royalties **85**, 171.
Krebs am Himmel, der **91**, 313.
Krieg, der **88**, 137, 204.
Krieg um Frieden **95**, 193.
Krieg und Friede **88**, 333.
Krieg, Russisch-Japanischer s. Geht die Welt unter? **89**, 223.
Kriegsgewinnsteuer s. Julmond **93**, 281.
Kriegsschulden s. Wilson **95**, 55.
Kriegswirthschaftstellen s. Himmelswage **96**, 269.
Kronprinz s. Feuerwerk **85**, 137.
Krupp s. Parole: Calais **88**, 301, s. a. Notizen **85**, 239.
Kulturwelt-Aufruf s. Hört Ihr die Toten? **89**, 97 s. a. Was sollen wir thun? **89**, 317.
Kut-el-Amara s. Lebensmittel **95**, 139.
Lawra **88**, 103.
Lebensmittel **95**, 139, s. a. Im sechsten Monat **90**, 127 s. a. Marswache **90**, 285 s. a. Himmelswage **96**, 269.
Lebensmittelcentralen s. Berlin und Paris **95**, 165.
Liman von Sanders s. Orbis Pictus **86**, 1.
Liquidation **86**, 35.
Löschgranaten **86**, 69.
Ludendorff, s. Gestern und heute **90**, 253.
Luftangriffe s. Sehnsucht nach Frieden? **93**, 221.
Luxemburg s. Deutscher Frühling **91**, 161.
Macbeth s. Globus-Theater **95**, 1.
Macht geht vor Recht **94**, 39.
von Mackensen s. Virement **86**, 171.
Maeterlinck s. Mirakel **87**, 169 s. a. Berlin und Paris **95**, 165.
Makedonien s. Himmelswage **96**, 269, s. a. Adler und Löwe **96**, 303.
Marine s. Werdet nicht müde! **88**, 365 s. a. Tirpitz **91**, 97.
Mars wacht noch **94**, 185.
Marseillaise s. Poincaré **92**, 125.
Marswache **90**, 285.
Masuren s. Gestern und heute **90**, 253.
Meininger, der s. Principes **88**, 1.
Mexiko **87**, 135 s. a Wilson-Huerta **85**, 273, s. a Orbis Pictus **87**, 1, s. a. Volksschicksal **95**, 337.
Michaels Tag **96**, 367.
Mirakel, das **87**, 169.
Misericordia **91**, 67.
Moltke s. Einer gegen Vier **88**, 205.
Monaco, Fürst von s. Krieg und Friede **88**, 333.

Montenegro s. Siegel **92**, 31, s. a. Julmond **93**, **281**, s. a. Götterdämmerung **94**, 1.
Moral im Krieg **91**, 253.
Mördergrube, die **95**, 29.
Moritz und Nina **85**, 35.
Nach zwei Jahren **96**, 119.
Nährmittelwucher s. Oktoberrennen **93**, 99.
Napoleon s. Weltbrand **86**, 373, s. a. Moral im Krieg **91**, 253, s. a. Misericordia **91**, 67 s. a. Wer hat es besser? **91**, 343 s. a. Feldzug in Rußland **92**, 281 s. a. Aller Seelen **93**, 129 s. a. Wir helfen uns selbst **89**, 161 s. a. Siegel **92**, 31.
Nebelmonat, im **93**, 159.
Nesselrode s. Feldzug in Rußland **92**, 281.
Nikolai I s. Osterspazirgang **91**, 1.
Nikolai Alexandrowitsch s. Quadragesima **90**, 221 s. a Will Rußland Frieden? **92**, 1.
Nikolai Nikolajewitsch s. Wer hat es besser? **91**, 343.
Northcliffe s. Notizen **94**, 213.
Note an Amerika s. Wilson **95**, 111.
Notizbuch **92**, 309.
Notizen **85**, 239, **92**, 189, **93**, 337, **94**, 213.
Oculi **86**, 341.
Oedipus s. Theater **94**, 97.
Oesterreichische Armeeführer s. Misericordi **91**, 67.
Oktoberrennen **93**, 99.
von Oldenburg auf Januschau s. Himmelswage **96**, 269.
Olla Podrida **87**, 101.
Orbis Pictus 87, 1.
Osterspazirgang **91**, 1.
Pallenberg s. Adam, wo bist Du? **96**, 59.
Papst, der erste **89**, 381.
Paris, Belagerung von s. Berlin und Paris **95**, 165.
Parole: Calais **88**, 301.
Patriotismus **91**, 371.
Pau, General s. Wir müssen siegen **88**, 171.
Pau-Elysion s. Brache **87**, 371.
Persien s. Im sechsten Monat **90**, 127 s. a. Sie sind fertig **96**, 1.
Pirouette s. Adam, wo bist Du? **96**, 59.
Poincaré s. Brache **87**, 371 s. a. Berlin und Paris 95, 165.
Poincaré, an Herrn **92**, 125 s. a Epistel **92**, 157.
Polen s. Paralipomena **85**, 355 s. a. Splitter **85**, 205 s. a. Warschau-Antwerpen **89**, 65 s. a. Politik im Krieg, **89**, 285 s. a. Im sechsten Monat **90**, 127 s. a Quadragesima **90**, 221.
Poljakow s. Orbis Pictus **87**, 1.
Politik im Krieg **89**, 285.
Portugal s. Hört Ihr die Toten? **89**, 97 s. a. Mann, der starke **94**, 241 s. a. Notizen **94**, 213.
Pour le Mérite s. Einer gegen Vier **88**, 205.
Preußenspiegel **86**, 103.
Principes **88**, 1.
Prophezeiungen s. Was sollen wir thun? **89**, 317.
Psalter und Harfe **91**, 127.
Punsch **85**, 407.
Quadragesima **90**, 221.
Ramsey s. Notizen **92**, 189.
Rasputin s. Lawra **88**, 103 s. a. Gesicht **93**, 1 s. a. Russische Hörner **96**, 89.
Rathenau, Emil **91**, 394.
Ribot s. Brache **87**, 371.
Romeo und Julia s. Theater III **86**, 273.
Roosevelt s. Verklungener Ruhm **95**, 281.
Rosebery s. Götterdämmerung **94**, 1.
Rouget s. Poincaré **92**, 125.
Royalties **85**, 171.
Rumänien s. Trio **87**, 69 s a. Aufgebot **89**, 349 s. a. Kennst Du das Land? **91**, 223 s. a. Frage und Antwort **96**, 179 s. a. Himmelswage **96**, 269 s. a. Adler und Löwe **96**, 303 s a. Wendung **96**, 239.
Rumänien und Rußland **96**, 209.
Russen s. Politik im Krieg **89**, 285 s. a. Schlacht der Schatten **89**, 255 s. a. Aufgebot **89**, 349.
Russensteine **86**, 307.
Russische Hörner **96**, 89.
Salandra s. Krebs am Himmel **91**, 313.
Saloniki s. Aller Seelen **93**, 129 s. a. Notizen **93**, 337 s. a. Oktoberrennen **93**, 99.
San Franzisko s. Punsch **85**, 407 s. a. Sentiments **85**, 31.
Sarajewo s. Principes **88**, 1.
Sasonow s. Quadragesima **90**, 221 s. a. Mars wacht noch **94**, 185 s. a. Russische Hörner **96**, 89.
Scandalum s. Notizen **85**, 239.
Schall und Rauch **87**, 237.
Schlacht der Schatten, die **89**, 255.

Seegefecht am Skagerrak s. Fest des Geistes **95**, 251.
Sehnsucht nach Frieden? **93**, 221.
Serbien s. Stern und Stall **90**, 1 s. a. Höllenfahrt **91**, 193 s. a. Julmond **93**, 281 s. a. Nach zwei Jahren **96**, 119.
Shakespeare s. Globus-Theater **95**, 1 s. a. Theater **86**, 205 239 273.
Sie sind fertig **96**, 1.
Siegel, die sieben **92**, 31.
Siegfried und Isolde s. Tutte le Corde **87**, 405.
Slawa s. Verklungener Ruhm **95**,281.
Soll und Haben **92**, 93.
Sommernachtstraum s. Theater **86**, 205.
Sommerzeit, neue s. Wilson **95**, 55.
Sonderfrieden s. Psalter und Harfe **91**, 127.
Sozialdemokratie s. Spoliarium **87**, 337 s. a. Mördergrube **95**, 29.
Splitter **85**, 205.
Spoliarium **87**, 337.
Starke Mann, der **94**, 241.
Starke Männer s. Nebelmonat **93**, 159.
Stein, Freiherr vom s. Kaiserland **86**, 1.
Stern und der Stall, der **90**, 1.
Sternenwage, die **93**, 61.
Stimmen der Feinde **93**, 253 s. a. Dum-Dum **88**, 403 s. a. Franzosen **89**, 1 s. a. Geht die Welt unter? **89**, 223 s. a. Hört Ihr die Toten? **89**, 97 s. a. Wir helfen uns selbst **89**, 161 s. a. Wacht in Sümpfen **90**,63 s. a. Wie gehts den Feinden? **90**, 33 s. a. Brot des Lebens **90**, 317 s. a. Donner **90**, 157 s. a. Gestern und heute **90**, 253 s. a. Quadragesima **90**, 221 s. a. Unheiliges Volk **90**, 349 s. a. Stern und Stall **90**, 1 s. a. Deutscher Frühling **91** 161 s. a. Himmelsschlüssel **91**, 33 s. a. Misericordia **91**, 67 s. a. Osterspaziergang **91**, 1 s. a. Psalter und Harfe **91**, 127 s. a. Februa **94**, 127 s. a. Götterdämmerung **94**, 1 s. a. Macht geht vor Recht **94**, 39 s. a. Fest des Geistes **95**, 251 s. a. Volksschicksal **95**, 337 s. a. Sie sind fertig **96**, 1 s. a. Adam wo bist Du? **96**, 59 s. a. Frage und Antwort **96**, 179.
Stolypin s. Will Rußland Frieden? **92**, 1.
Sumurun s. Theater **95**, 223.
Suum Cuique s. Krieg und Friede **88**, 333.
Tat Twam Asi s. Unheiliges Volk **90**, 349.
Theater **88**, 205.
Theater II **86**, 239.
Theater III **86**, 273.
Theater, Deutsches **95**, 223.
Theater im Krieg **94**, 97.
Theo-Mantie **85**, 373.
Tirpitz **91**, 97 s. a. Notizen **94**, 213 s. a. Mann, der starke **94**, 241.
Trapezunt s. Sie sind fertig **96**, 1.
Trio **87**, 69
Triple-Alliance s. Olla Podrida **87**, 101.
Triple-Entente s. Olla Podrida **87**, 101.
Tsingtau s. Geht die Welt unter? **87**, 223
Türkei s. Politik im Krieg **89**, 285 s. a. Aufgebot **89**, 349 s. a. Wir helfen uns selbst **89**, 161 s. a. Brot des Lebens **90**, 317 s. a. Stern und Stall **90**, 1 s. a. Sentiments **85**, 31 s. a Russensteine **86**, 307.
Tutte le Corde **87**, 405.
Unheiliges Volk **90**, 349.
Unterirdischen, die **95**, 309.
Unterirdischer Schriftenversand s. Frage und Antwort **96**, 179.
Unterseeboot-Krieg s. Donner **90**, 157 s. a. Quadragesima **90**, 221 s. a. Tirpitz **91**, 97 s. a. Mann, der starke **94**, 241 s. a. Wilson **95**, 111.
Unvergeßlich **87**, 68.
Venizelos s. Brot des Lebens **90**, 317 s. a. Deutscher Frühling **91**, 161 s. a. Oktoberrennen **93**, 99 s. a. Sternenwage **93**, 61 s. a. Himmelswage **96**, 269.
Veränderlich **85**, 341.
Verdun s. Franzosen **89**, 1 s. a. Notizen **94**, 213 s. a. Mars wacht noch **94**,185 s. a. Lebensmittel **95**,139, s. a. Mördergrube **95**, 29.
Verklungener Ruhm **95**, 281.
Virement **86**, 171 s. a. Olla Podrida **87**, 101.
Viviani s. Brache **87**, 371 s. a. Aller Seelen **93**, 129.
Volksschicksal wird, wie **95**, 337.
Waarenhäuser s Trio **87**, 69.
Wacht in Sümpfen, die **90**, 63.
Wackes s. Notizen **85**, 239.
Wafurlogi s. Nach zwei Jahren **96**,119.
Wagner s Tutte le Corde **87**, 405.
Warschau s. Notizen **92**, 189.
Warschau-Antwerpen **89**, 65.

Was sollen wir thun? **89**, 317.
Wedekind, Ehrengabe für **87**, 302.
Weder Rausch noch Furcht **88**, 237.
Wehrpflicht in England s. Götterdämmerung **94**, 1.
Welfen und Zollern s. Feuerwerk **85**, 137.
Weltbrand **86**, 373.
Weltfrieden s. Schlacht der Schatten **89**, 255.
Wendung, die neue **96**, 239.
Wer hat es besser? **91**, 341.
Werdet nicht müde! **88**, 365.
Wertheim, W. s. Trio **87**, 69.
Wetterscheide **88**, 35.
Wie gehts den Feinden? **90**, 33.
Wiegler, Paul s. Brache **87**, 371.
Wielopolski s. Im sechsten Monat **90**, 127.
Will Rußland Frieden? **92**, 1.
Wilson, der wahre **95**, 111.
Wilson wäre, wenn ich **95**, 55.
Wilson-Huerta **85**, 273.
Wir helfen uns selbst **89**, 161.
Wir müssen siegen **88**, 171.
Wir sind Barbaren **88**, 269.
Wird im Osten Licht? **93**, 31.
Witte s. Schlacht der Schatten **89**, 255 s. a. Unheiliges Volk **90**, 349 s. a. Osterspazirgang **91**, 1.
Woodrow-Victoriano s. Orbis Pictus **87**, 1.
Yuan-Shi-Kai s. Verklungener Ruhm **95**, 281.
Zabern s. Notizen **85**, 239 s. a. Veränderlich **85**, 341 s. a. Punsch **85**, 407 s. a. Kaiserland **86**, 1 s. a. Löschgranaten **86**, 69.
Zahnärzte im Kriege s. Siegel **92**, 31.
Zar Nicolai s. Schlacht der Schatten **89**, 255.
Zeppelin s. Feuerwerk **85**, 137.
Zweite Epistel **92**, 157.

Hart, Julius.
Wie das Leiden in die Welt kam **86**, 185.

Hauschner, Auguste.
Heimath **93**, 274.

Hearn, Lafcadio.
Nach dem Krieg **96**, 51.

Hebbel, Friedrich.
Bild der Freiheit **96**, 177.
Blinde, der **96**, 207.
Schlachtlied **88**, 387.
Verschiedener Kasus **88**, 393.

Hegar, Prof. Dr. Alfr.
Renaissance und Regeneration **87**, 17.

Heinitz, Dr. Georg.
Volksschulordnung in Großberlin **86**, 126.

Hennig, Dr. Richard.
Transpersische Eisenbahn, die **85**, 254.

Hermann, Walter.
Friedensziele **95**, 90.

Heymann, Walther.
Kriegererlebniß **92**, 275.

Heymel, Alfred Walter.
Hoffnungen **88**, 59.

Hildebrandt, Prof. Dr.
Anfang, der **86**, 360 s. a. Wyneken, Brief **87**, 130.

Hochstetter, Gustav.
Vaterunser des Weltkrieges, das **91**, 122.

Hofmann, Dr. Wolfgang.
Ruinen **91**, 367.

Hölderlin, Friedrich.
Rhein, der **96**, 206.

Holitscher, Arthur.
Christliche Wissenschaft **94**, 144.

Holz, Arno.
Phantasus **96**, 173.

Hornstein, Ferdinand Freiherr von.
Briefe **86**, 168

Hutten, Ulrich von.
Deutschland **88**, 417.

Jentsch, Dr. Karl.
Alten Sprachen, die **94**, 75.
Arbeitlose in der Arbeithetze **90**, 398.
Brief, ein **93**, 190.
Briefwechsel **85**, 169.
Christenthum und Menschheit **92**, 369 s. a. Brief **93**, 190.
Deutsch im Gymnasium **94**, 155.
Entwurzelten, die **92**, 206.
Erkenntnißkritik **86**, 294.
Heilsarmee, die **88**, 119.
Homer **91**, 283.
Jesuiten im alten Deutschland **87**, 303.
Landwirthschaft auf Aktien **87**, 263.
Mutter und Volk **95**, 330.
Nation und Dynastie **86**, 116.
Nörgler, ein **90**, 271.
Orient und Occident **96**, 46.
Paralipomena **85**, 355.
Polen und die Weltlage, die **85**, 69.
Polen, unsere **85**, 1.
Seele und Wirthschaft **87**, 271.
Völkerrecht **96**, 149.
Weihnachtmessen, die drei **86**, 16.
Willensbildung **95**, 240.

Jerusalem, Prof. Dr. Wilh.
Mach, Ernst **95**, 321.
Psychologen und Philosophen **88**, 85.

Igel, Elisabeth von.
Grenzen und Uebergänge **85**, 62.
Manen Bismarcks, den **91**, 368.

Jonge, Dr. Moritz de.
Republiken in Deutschland **90**, 183.

Kahn, Harry.
Er und ich **88**, 349.

Kalisch, Paul.
Kolorit **92**, 243.
Maria Stein **86**, 266.
Himmelhannes **93**, 329.

Katzenstein, Minna.
Wie schwer! **89**, 403.

Keller, Gottfried.
Still-Leben **92**, 119.

Kleist, Ewald von.
Preußische Armee, an die **88**, 387.

Kleist, Heinrich von.
Höhere Friede, der **90**, 284.
Letzte Lied, das **88**, 423.
Was gilt es in diesem Krieg? **88**, 393.

Klemm, Wilhelm.
Verse und Lieder **96**, 178.

Knobloch, Alfred.
Heldin, die **87**, 150.
Jung Carol **92**, 333.
Varzin, in **89**, 394.

Köhler, Professor Dr. Friedrich.
Religiöse Idee des Krieges, die **93**, 211

Kullberg, Emil.
Englands Seeraub **91**, 212.

Ladon.
Aktionärwünsche **86**, 270.
Americana **87**, 224.
B. E. W. **89**, 46.
Bankabschlüsse **86**, 338.
Bankbilanzen **95**, 98.
Banken, die armen **88**, 167.
Bankenjahr, das **91**, 123.
Baumwolle, amerikanische **92**, 391.
Berliner Sorgen **85**, 403.
Bilanzen **89**, 345.
Börse **91**, 220.
Börsenreformen **87**, 29.
Börsenwetter **87**, 368.
Börsenwitz **92**, 152.
Brot und Geld **92**, 121.
Devisen **94**, 92.
Eisen und Kohle **85**, 269.
Eisen und Stahl **93**, 277.
Elektrogeschäfte **85**, 303.
Englands Traum **88**, 330.
Export **85**, 99.
Feinde **87**, 131.
Fiskus und Geschäft **86**, 66.
Französische Wirthschaft **85**, 337.
Fürstenberg triumphans **85**, 65.
Geldkrieg **88**, 234.
Geldtendenzen **87**, 166.
Geschäft im Krieg **88**, 394.
Gold-Pool **90**, 281.
Goldprobe **91**, 309.
Goldsammler **88**, 131.
Groß und Klein **86**, 370.
Grundstücktaxen **94**, 152.
Handelswünsche **94**, 182.
Herbstkurs **92**, 336.
Hypotheken **85**, 126.
Illusion **86**, 236.
Kapitalerneuung **90**, 412.
Krieg **88**, 201.
Kriegsgewinn und Börse **92**, 246.
Kriegsgewinnsteuer **93**, 361.
Kriegskonjunktur **92**, 89.
Kriegssteuern **94**, 292.
Kriegswirthschaft **90**, 217.
Kriegszinsen **88**, 426.
Kriegszustand **88**, 298.
Mexikos Bankerot **86**, 134.
Monopole **90**, 186.
Moratorium **88**, 266.
1913. **86**, 20.
Neu-Schaafhausen **87**, 199.
Orientgeschäfte **86**, 300.
Reserven **86**, 202.
Revanche **88**, 99.
Rhederkapital **85**, 202.
Rohstoffe **89**, 30.
Russische Wünsche **85**, 435.
S. S. S. **93**, 155.
Scheidemandel **86**, 100.
Schlußakte **87**, 65.
Sentiments **85**, 31.
Staatsfinanzen im Krieg **90**, 121.
Südbahn **85**, 165.
Valuten und Devisen **89**, 407.
Verlorenes Geld **87**, 331.
Verrechnung **90**, 378.
Versicherung **87**, 268.
Viribus unitis **87**, 299.
Wechsel **93**, 187.
Werften **85**, 234.
Wertheim, W. **87**, 98.
Zehn Prozent **88**, 62.
Zinn und Leim **87**, 432.
Zinsgarantie **86**, 398.
Zucker und Fett **89**, 188.
Zwangssyndikate **92**, 217.

Lamartine, Alphonse de.
Friedensmarseillaise, die **91**, 118.

Lamb, Charles.
Mann ohne Ohren, der **86**, 63.
Lapp, Dr. Adolf.
Wahrheit, die **90**, 215.
Larsen, Professor Karl.
Auswandererschicksal **85**, 130.
Franzosenbriefe **94**, 287.
Lehmann, Lilli.
Parsifalzeit, aus der **85**, 55.
Lehrs, Max.
Erlkönigs Tochter **92**, 75.
Lewandowsky, Professor Dr. Max.
Internationalität der Wissenschaft, die **92**, 249.
Lien, A.
Frankreichs Hochschulen **92**, 361.
Liljedahl, Ernst.
Finland und der Weltkrieg **92**, 221.
Liliencron, Delev von.
Attacke, die **88**, 296.
Ballade, kleine **88**, 295.
Wer weiß, wo? **88**, 361.
Lilienthal, Gustav.
Khalif Storch **90**, 144.
Lingg, Hermann.
Ablösung **92**, 209.
Katalaunischen Feldern, auf den **88**, 417.
Soldatenlied **89**, 27.
Lissauer, Ernst.
1914 **89**, 407.
Schlachtgebet des alten Dessauers **88**, 295.
Lothar, Ernst.
Antwort auf Kulturfragen **92**, 388.
Ludewig, Hellmuth Juan.
Briefe **86**, 163.
Ludwig, Emil.
Rathenau und Schleich **96**, 378.
Werke, die letzten **87**, 117.
Mahlke, Dr. A.
Briefwechsel **85**, 169.
Mahn, Paul.
Jenseits **86**, 141.
Marriot, Emil.
Heilige Beppo, der **90**, 408.
Wahrheit, die **85**, 156.
Werdegang, mein **87**, 309.
Marsop, Paul.
Pfitzner in Straßburg, Hans **85**, 389.
Mauthner, Fritz.
Gruppe, Otto Friedrich **85**, 314.
Meier-Graefe, Julius.
Delacroix und die Anderen **85**, 294.
Mell, Max.
Valois, Margarete von **85**, 326.
Mercerau, Alexandre.
Worte vor dem Leben **86**, 362.
Merwin, Prof. Dr. Berthold.
Gottsucher **86**, 231.
Kasprowicz, Jan **92**, 239.
Meyer, Alfred Richard.
Strickende Frauen **89**, 404.
Migerka, Helene.
Glaube **86**, 90.
Minding, Julius.
Reimlied von Zorndorf **89**, 402.
Moellendorff, Dipl. Jng. W. von.
Germanische Lehren aus Amerika **86**, 323 s. a. Zeller, Brief **86**, 401.
Technische Motiv, das **85**, 414.
Moras, August.
Gebet des Alten Dessauers **89**, 27.
Mörike, Eduard.
Tambour, der **88**, 360.
Moszkowski, Alexander.
Hohen Berg, vom **92**, 116.
Rundfragen an mich selbst **85**, 246.
Münchhausen, Börries Freiherr von.
Hunnenzug **88**, 388.
Krieg **88**, 421.
Münzer, Kurt.
Soldatenbraut, die **92**, 211.
Nebelong, Edith.
Jugend **92**, 272.
Neumann, Felix.
Leibpage, der **86**, 356.
Nohl, Johannes.
Jean Paul, der Dichter des Unbewußten **85**, 420.
Okkas, Dr. Andreas.
Griechen, für die **88**, 66.
Oppenheimer, Dr. Franz.
Seelen, schwarze **86**, 352.
Pfizer, Paul.
Einst und Jetzt **89**, 400.
Poincaré, Henri.
Moral und Wissenschaft **85**, 359.
Pringsheim, Klaus.
Bachs Matthäuspassion **88**, 150.
Puttkamer, Alberta von.
Dragonerballade **91**, 369.
Mein Vaterland **88**, 261.
Rathenau, Walther.
Rathenau, Emil **92**, 23.

Raunau, Rose.
Thür an Thür **94**, 168.

Raventhal, Herwart.
Stimme der Jugend, die **88**, 355.
Stimme des Donners, die **88**, 356.
Stimme des Gebets, die **88**, 354.
Stimme des Opfers, die **88**, 354.

Reck-Malleczewen, Dr. Fritz.
Antwort **86**, 268.
Ueberseedeutsche **85**, 152.

Reitzenstein, Hans Joachim Freiherr von.
Letzten Funken, die **90**, 153.

Riedinger, Erwin.
Zwerge und Mohren **85**, 370.

Rosenberg, Rechtsanwalt Dr. Kurt.
Frankreichs Bevölkerung **87**, 356.

Rückert, Friedrich.
Sonett, Geharnischtes **89**, 26.
Sonette, Geharnischte **88**, 328.

Salm, Karl.
Frühen Stunden, die **88**, 97.

Salus, Hugo.
Ballade der Witwe **86**, 230.
Böhmisches Soldatenlied **90**, 120.
Bruckner, Anton **95**, 136.
Feldherrn Trinkspruch, des **90**, 117.
Offizierballade **90**, 119.
Windischgraetzdragoner **90**, 118.

Sandt, Emil.
Hamburgs Zollanschluß **85**, 224.

Schaeffer, Albrecht.
Dem Sommer zu **95**, 138.

Scheffler, Karl.
Peterskirche, die **85**, 263.

Scher, Peter.
Bankrofffts Erlebniß **91**, 155.
Johanna in Paris **96**, 204.
Schwester, eine **92**, 120.

Scheyer, Dr. Moriz.
Aretiner, der **90**, 314.
Besuch **96**, 157.
Cervantes **95**, 87.

Schiller, Friedrich von.
Deutsche Treue **88**, 385.
Johanniter, die **88**, 356.
Karthago **88**, 386
Schlacht, die **88**, 383.

Schmid, Prof. Dr. Ferdinand.
Bosnien **88**, 189.

Schmidt-Pauli, Elisabeth von.
Zeit der Leere, die **87**, 398.

Schmitz, Oskar A. H.
Geschlechtliche Aufklärung **93**, 196.
Judenfrage, die **95**, 243.

Schoepp, Meta.
Dannevirke **85**, 209.

Schönaich-Carolath, Emil Prinz zu.
Deutschland **88**, 323.

Schröder, Rudolf Alexander.
An die deutschen Krieger **89**, 404.
Oden **89**, 20.

Schubert, Ernst.
Mithridate **94**, 234.

Schuck, L.
Weiß-Schwarz **87**, 435.

Schulenburg, Werner von der.
Antwerpen **89**, 222.
Bitte an den Heiligen Franz **92**, 381.
Hohenzollern-Schulenburg **87**, 335.
Preußen **86**, 132.
Preußische Adel den Hohenzollern, der **87**, 149.
Südfranzosen **90**, 95.

Schwangart, E.
Verse **85**, 330.

Schwann, Dr. Mathieu.
Camphausen, Ludolf **92**, 263.

Schwartze, Rudolf.
Ueberseedeutsche **87**, 23.

Seidel, Ina.
Wilde Mädel, das **92**, 332.

Selbstanzeigen.
Aretz, Dr. Peter, Die Entwickelung der Diskontpolitik der Bank von England **93**, 216.
Bahr, Dr. Richard, Ernst Bassermann **88**, 200.
Beaulieu, Heloise von, Die Namenlose und das junge Mädchen **87**, 267.
Bernus, Alex. von, Liebesgarten **88**, 159.
Birnbaum, Dr. Karl, Die psychopathischen Verbrecher **90**, 276.
Blau, Bernhard: Heymann, Walther, Der Springbrunnen **93**, 152.
" Heymann, Walther, Die Nehrungbilder **93**, 152.
" Heymann, Walther, Kriegsgedichte und Feldpostbriefe **93**, 152.
Blei, Franz: Einstein, Karl, Bebuquin **90**, 110.
Böhmer, Emma, Freie Sklavinnen **94**, 60.
" Im Sanatorium **87**, 296.

Braun, Felix, Das neue Leben **85**, 364.
Caemmerer, Charlotte von, Berufskampf der Krankenpflegerin in Krieg und Frieden **93**, 155.
Carossa, Dr. Hans, Doktor Bürgers Ende **87**, 365.
Däubler, Theodor, Am Meer **93**, 334.
Diederichs, Eugen, Zur Neuorientirung der deutschen Kultur nach dem Krieg **94**, 181.
Ehrenstein, Albert, Der Mensch schreit **94**, 61.
„ Die weiße Zeit **88**, 158.
Enking, Ottomar, Ach ja, in Althagen **85**, 402.
Etzel, Gisela, Die Lieder der Monna Lisa **85**, 262.
Felden, Emil, Königskinder **88**, 200.
Fischer, Max, Heinrich von Kleist **95**, 334.
Flex, Dr. Walther, Klaus von Bismarck, eine Kanzlertragoedie **87**, 266.
Förster-Nietzsche, Elisabeth, Wagner und Nietzsche zur Zeit ihrer Freundschaft **92**, 390.
Franck, Dr. Ernst, Die Kalkdiät, **88**, 199.
Friedrich, Prof. Gust., Die Farce des Jahrhunderts oder des Monisten Glück und Ende **87**, 198.
Friedrich, Hans, Weltwanderung **85**, 364.
„ Paul, der moderne Dichter **87**, 267.
„ Deutsche Renaissance **87**, 366.
„ Richard Wagners Meisterwerke **89**, 44.
„ : Madame de Staël, Ueber Deutschland **87**, 366.
Fritsch, Karl: Molo, Walter von, Im Titanenkampf **86**, 333.
Führer, Dr. Rich, Nanna oder die deutschen Katholiken und die Philosophie **87**, 265.
Fuhrmann, Ernst, Schriften **87**, 297.
Geiger, Prof. Dr. L.: Pustkuchen, F. W., Wilhelm Meisters Wanderjahre **85**, 125.
Goldschmidt, Ernst Friedrich, Heimarbeit, ihre Entstehung und Ausartung **85**, 432.
Gottschalk, Hermann, Der Fluch der Arbeit **94**, 60.
Gregori, Ferdinand: Maskenkünste **85**, 293.
Großmann, Stefan, Grete Beier, **86**, 201.
Grün, Ella: Ewald, Prof. Dr, Ueber Altern und Sterben **86**, 200.
Haeckel, Walter, Ernst Haeckel im Bilde **87**, 97.
Häfker, Hermann, Die Aufgaben der Kinematographie in diesem Kriege **90**, 278.
Hardekopf, Ferdinand, Lesestücke **95**, 335.
Harden, Maximilian: Pfemfert, Franz, Die Aktion **93**, 335.
Havenstein, Martin: Frank, Bruno, Die Schatten der Dinge **85**, 431.
Hermann, Gustav, Und doch **96**, 171.
Hertz, Wilhelm G, Ein Wanderer in der Wüste **90**, 109.
Hirsch, Dr. Julian, Die Genesis des Ruhmes **90**, 108.
Hoffmann, Camill, Briefe der Liebe **85**, 259.
„ : Brod, Max, Tycho Brahes Weg zu Gott **95**, 332.
Hoexter, H. John, Ornamenta Spiritus **90**, 278.
Huber, Jakob: Sandrock, Christoph, Lydia **86**, 333
Jentsch, Dr. Karl, Die Zukunft des deutschen Volkes und der Krieg **91**. 393.
„ Führer des Volkes **87**, 197.
„ : Grupp, Georg, Kulturgeschichte des Mittelalters **85**, 400.
„ : Kiefl, Franz X, Leibniz **89**, 43.
„ : Mackay. B. L. Freiherr von, Die moderne Diplomatie **96**, 169.
„ : Pohorilles, Noah Elieser, Das Popol Wuh **89**, 43.
Jerusalem, Prof. Dr. Wilhelm, Der Krieg im Lichte der Gesellschaftlehre **92**, 390.
Jünemann, Dr. Franz, Der philosophische Idealismus und das Grundproblem der Erkenntnißtheorie **87**, 63.
Kanehl, Dr. Oskar, Lyrische Anthologie **87**, 328.
„ Wiecker Bote **87**, 329.
Kassowitz-Schall, Dr. Julie: Prof. Max Kassowitz, Gesammelte Abhandlungen **87**, 94.
Kerler, Dietr. Heinr., Jenseits von Optimismus und Pessimismus **86**, 263.
Ketelhodt, Freiherr von, Der Sachwert **93**, 219.
Klemm, Wilhelm, Herbst **93**, 334.

Klette, Dr. Werner, Unsere Feinde, wie sie einander lieben **93**, 154.
Knobloch, Alfred, Gläserne Wände **89**, 45.
Krause, Dr, Herm, Die Familienfideikommisse **87**, 62.
Kutschbach, A., Die Serben im Balkankrieg 1912 und 13 und im Kriege gegen die Bulgaren **86**, 198.
Leppin, Paul, Severins Gang in die Finsterniß **87**, 61.
Lewin, Dr. Ludwig, Friedrich Hebbel, Beitrag zu einem Psychogramm, **85**, 433.
Löwenstein, Eugen, Nervöse Leute **90**, 109.
Major, Erich, Die Quellen des künstlerischen Schaffens **88**, 199.
Maltzahn, Wilhelm Freiherr von: Tzschirner, Hans Erich, Der Konzessions-Schulze **90**, 277.
Marbod, Ernst, Der Charlatan **85**, 401.
„ Maruschka **85**, 401.
Mayer, Paul, Wunden und Wunder **86**, 263.
Minden, Martin, Stell den Strauß von rothen Rosen.... **93**, 155.
Mühlestein, Hans, Die Eidgenossen **86**, 198.
Nissen, Momme: Jessen, Karl L, Friesische Heimathkunst **86**, 261.
Nowak, Heinrich, For a dancing Girl **87**, 328.
Oesterheld, Erich, Leila **86**, 333.
Otto Friedrich, Erste Ernte **88**, 160.
Picard, Jacob, Das Ufer **88**, 160.
Piper, Dr. Otto, Bedenken zur Vorgeschichtforschung **86**, 334.
Plotke, Georg J., Zur Mutter **87**,367.
Preyer, Axel Thierry, Lebensänderungen **87**, 96.
Reicke, Ilse, Das schmerzliche Wunder **90**, 279.
Reminghaus, Dr. Paul, Das Wesen der doppelten Buchführung **87**, 365.
Roda Roda und Gust. Meyrink, Die Uhr **86**, 264.
Rogge, Marcello, Auf den Wegen des Lebens **85**, 363.
Sachs, Dr. Hanns, Imago **87**, 128.
„ Internationale Zeitschrift für ärztliche Psychoanalyse **87**, 128.
Sakheim, Arthur, Marion in Roth **85**, 124.
Schering, Emil: Peladan, Der Prinz von Byzanz **86**, 201.
Schlaf, Johannes, Das fachmännische Zugeständniß **94**, 179.
Schmitz, Oskar A. H. Die Weltanschauung der Halbgebildeten **86**, 335.
„ Haschisch **87**, 63.
Schönherr, Johannes: Kretzer, Max, Stehe auf und wandle! **86**, 334.
Schulenburg, Werner von der, Antiquitäten **89**, 45.
„ Judas **87**, 297.
Schwabe, Toni, Deutsche Kriegerbibliothek **91**, 393.
Seegers, Adolf: Wehrmann, Johannes, Menschen ohne Heimath **87**, 265.
Seelhorst, Maria, Das Vermächtniß der Marianne Torburg **87**, 297.
Silberer, Herbert, Probleme der Mystik und ihrer Symbolik **87**, 295.
Stilgebauer, Dr. Edward: Nathusius, Annemarie von, Ich bin das Schwert **87**, 295.
Strich, Dr. Michael, Liselotte und Ludwig XIV. **85**, 433.
Tagger, Theodor, Forderungen und Verheißungen **95**, 96.
Treß, Joseph, Mordhymne **87**, 328.
Vielhaber, Walter, Das Jesuslied **88**, 198.
Werfel, Franz, Der Dichter spricht **93**, 334.
Zweig, Arnold, Die Novellen um Claudia **85**. 434.

Sello, Erich.

Gardedragoner bei Mars-la-Tour. die **88**, 264.
Jüngste Lieutenant, der **88**, 262.

Sil-Vara.

Land ohne Musik, das **92**, 232.

Silbergleit, Arthur.

Fächer, der **85**, 95.

Simmel, Professor Dr. Georg.

Fall Jastrow, der **89**, 33.

Simon, Helene.

Friede im Krieg **90**, 275.
Kinderrecht **85**, 289.
Organisation der Arbeit **93**, 357.
Schmoller als Lehrer **86**, 122.

Skal, Georg von.

Americana **85**, 192.

Sombart, Professor Werner.

Völker und Kapitalismus **85**, 103.

Spiero, Heinrich.

Franzosen, zwei **92**, 269.

Stavenhagen, Willibald.

Anstellung inaktiver Offiziere, die **85**, 219.

Stegemann, Herbert.
Dichter, ein vergessener **86**, 83.
Steinborn, Stadtrath Max.
Billiges Vieh, theures Fleisch **88**, 190.
Strasser, Nadja.
Gefangen in der Heimath **93**, 205.
Straub, Harriet.
Frauenemanzipation **87**, 290.
Strauß-Olsen, Hermann.
Kleinstadt und Großstadt **89**, 42.
Suse, Theodor.
Bismarcktag **90**, 390.
Leise schreiten die Toten **90**, 124.
Nachtgesichte **87**, 51.
Schulter an Schulter **89**, 221.
Zweite Jahr, ins **92**, 210.
Svedberg, The.
Alchemie **88**, 161.
Sybel, Heinrich von.
Friedrichs dunkle Tage **95**, 102.
Tagger, Theodor.
Simmel, Georg **89**, 36.
Techet, Karl.
Russen, Magyaren, Osmanen **85**, 85.
Thewalt, Karl J.
Hotelakademie **92**, 80.
Tichauer, Ernst.
Briefe **86**, 165.
Tischert, Dr. Georg.
Eiseninduſtrie **86**, 153.
Trautwein, Susanne.
Deutschland an Gluck **91**, 367.
Trebitsch, Arthur.
Briefe **86**, 167.
Treitschke, Heinrich von.
Lied vom schwarzen Adler, das **88**, 389.
Trubetzkoi, Fürst.
Balkanwirrniß **86**, 95.
Uhland, Ludwig.
An das Vaterland **88**, 323.
Vaihinger, Prof. Dr. Hans
Gruppes Erweckung **86**, 14.
Vallentin, Dr. Berthold.
Antike und Klassizismus **85**, 120.
Verweyen, Dr. Johannes Maria.
Fichte **90**, 381.
Vildrac, Charles.
Skizzen, zwei **91**, 306.
Vogelweide, Walter von der.
Vaterland **91**, 158.
Voß, Richard.
In leuchtenden Herbstestagen **91**, 158
„Unsere Kinder sollen es einmal gut haben“ **89**, 401.
Walser, Robert.
Brief eines Dichters an einen Herrn **86**, 196.
Kleist in Thun **88**, 124.
De Walsh, Dr. F. C.
Deutsch-Amerika **86**, 33.
Weber, Katharina.
Christliche Wissenschaft **93**, 317, **94**, 280.
Weißmann, Dr. Adolf.
Bies Oper **91**, 293.
Wengen, Der von.
Mahnspruch **93**, 277.
Willner, A.
Goldberger, Ludwig Max **85**, 214.
Wolf, Professor Dr. Julius.
Sexualforschung **85**, 351.
Wolff, Julius Ferdinand.
Blinde Krieger, der **95**, 137.
West und Ost **91**, 208.
Wyneken, Dr. Gustav.
Anfang, der **85**, 387.
Brief **87**, 130.
Ysenburg und Büdingen, Friedr. Wilh. Fürst zu.
Deutschen Wald, vom **94**, 228.
Krieg zum Frieden, vom **96**, 43.
Zukunftpläne **93**, 309.
Zahn, Walter.
Großstadtanstand **87**, 321.
Zeitlin, Dr. Leon.
Ist Deutschland reich? **86**, 391.
Zeller, Emil.
Brief, ein **86**, 401.
Zweig, Stefan.
Dostojewskij **90**, 111.
Lissauers Gedichtwerk **86**, 257.

ie Ankunft

Herausgeber:
Maximilian Warden.
Sechsundneunzigster Band.
Verlag der Zukunft.
ISIS,

»er u
hörn
Mholl
Aach
»««ig
Ann
sttti
H»n «
d« >
LSd
Tai
und
^ ^rlin«
und

i LS,
As««,
Si
bi

)5^t/n^

Inhalt.

"Adam, wo bist Du? , , , , SS
'Aoler und Löwe 303
"Alexander der II. s. Russische Hörner,
"Alkoholverbot in Rußland s. Nach zwei Jahren.
"Annexionen s. Frage und Antwort s. a. Sie sind fertig.
Arabien s. Sie sind fertig.
Asien oder Europa s, Adam wo bist Du?
Balkanstaaten s. Adler und Löwe.
Baum der Erkenntnis;, am s. Adam, wo bist Du?
Belgien s. Dichtung und Wahrheit s. a. Frage und Antwort.
Berliner Kongreß s. Adler und Löwe.
Besuch 137
Bonapartes Fall s. Sie sind fertig.
Brief an Prof. Dr. v. harnack . 267
Brief von Oldenburg auf Januschau s. Himmels wage.
Bulgarien s. Adler und Löwe.
Dichtung und Wahrheit , . 333
Dobrudscha, die s. Adler und Löwe.
Egmont s. Dichtung und Wahrheit.
Eisenerzlager in Frankreich s. Sie sind fertig.
Familie Schimek s.Ada m, wo bist Du?
Ferdinand, König von Rumänien s. Himmelswage,
Frage und Antwort 179
Franz Ferdinand, Erzherzog s. Nach zwei Iahren.
Friedensbedingungen s. Sie sind fertig.
Geburtenrückgang in Frankreich s. Frage und Antwort.
Genesis s. NachzweiIahren.
Gortschakow s. Russische Hörner,
Goschen, Sir Edward s. Sie sind fertig.
Griechenland s. Himmelswage.
Griechisch-türkischer Krieg s. Himmelswage,
v. Harnack s. Brief.
Heere, die feindlichen s. Sie sind fertig.
tzimmelswage, die
Japan s.Adam, wo bistDu? s. a. Nach dem Krieg.
Johanna in Paris
Italiens Kriegserklärung an Deutschland s. Wendung, die neue.
Iudenthum, das s. Orient und Occident.
Karol, König von Rumänien s. Rumänien und Rußland.
Khalifat s. Sie sind fertig.
Kirche, die russische s. Russische Hörner,
Kreta s. tzimmelswage. -

Krieg, nach dem 31
Krieg zum Frieden, vom . , 43
Kriege der Balkanstämme s.
Adler und Löwe.
Kriegserklärungen s. Nach
zwei Iahren.
Kriegsgerichte, außerordent-
liche 158
Kriegswirthschaftstellen s.
Brief, ein s.a. Himmels»
wage.
Künstler und Philosophen . . 161
Lebensmittel s. Himmels-
wage.
Lied, das hohe s. Nach zwei
Iahren.
Makedonien s. Adler und
Löwe s. a. Himmels-
wage.
Michaels Tag 367
Nach dem Krieg 31
Nach zwei Jahren 119
Nationalsest in Paris s. Rus-
sische Hörner.
v. Oldenburg auf Ianuschau
s. Himmelswage.
Orient und Occident 46
Pallenberg s.Adam, wo bist
Du?
Persien s. Sie sind fertig.
Phantasus 173
Philosophen s. Künstler.
Pirouette s. Adam, wo bist
Du?
Rasputin s. Russische Hör-
ner.
Rathenau und Schleich , , , 378
Rumänien s. Adler und
Löwe s. a. Frage und
Antwort s, a. Himmels-
wage.
Rumäniens Kriegserklärung s.
Wendung, die neue.
Rumänien und Rußland , , 209
Russische Hörner 89
Russisch-japanischer Vertrag s.
Adam, wo bist Du?
Russisch-türkischer Krieg s.
Rumänien und Ruß-
land s. a. Wendung, die
ne ue.
Sasonow s. Russische Hör-
ne.?.
Schleich s. Rathenau und
Schleich.
Schristenv erfand, unterirdi-
scher s. Frage und Ant-
wort.
Selbstanzeigen 169
Serbien s. Nach zwei Iah-
ren.
Sie sind fertig 1
Skizzen 391
Skizzen, drei 38
Stimmen, Feindliche s.IA dam,
wo bist Du? s. a. Frage
und Antwort s. a. Sie
sind fertig.
Trapezunt f. Sie sind fertig.
Ultimatum an Serbien s.
Nach zwei Iahren.
Venizelos s. Himmelswage.
Verdun 29
Verse, deutsche 177,206
Vlamen s. Frage und Ant-
wort s. a. Dichtung und
Wahrheit.
Völkerrecht 149
Volksernährung s. Himmels-
wage.
Wafurlogie s. Nach zwei
Jahren^
Wallonen s. Frage und
Antwort.
Weltherrschaft s. Sie sind
fertig.
Wendung, die neue 239
Wirthschaftleben, das deutsche
s. Brief an Harnack f. a.

Himmelswage,

Berlin, den «. Juli 1916.
Sie sind fertig.
Glaube.
AMenophon, der aus der somatischen Schule, nicht aus einem
<sM Generalstab, ins Strategenamt gelangt war, ist zweitausend»
dreihundertsechzehn Jahre vor Nikolai Nikolajewitsch an der
Spitze eines Heeres in Trapezunt eingezogen. Als der Perser
Kyros vor Babylon geschlagen, gefallen war, mußten die zehn»
tausend Griechen sich zuRückzug entschließen. Ueber denTigris,
das linke Flußufer hinauf, an Ninives vergessener Stätte vorbei,
durch Weder» und Kurdenland, über Gebirg, durch Schnee, Fels»
geröll und die langen Lanzen der wilden Khalyben bis auf den
HeiligenBerg Techos, wo Krieger und Hauptleute einander um»
armtenund, nach derOual derKämpfeund Mühen, aufschluchzten:
«Das Meer!" Vor ihrem jauchzenden Blick liegt es; noch nicht
das geliebte, das den Strand von Hellas bespült, doch ihm im
Wesen verwandtes. Lanzentausch und Anrus der Götter besiegelt
dieWerbung eingeborenerFührer, die Lebensmittel heranschaffen
und den Weg durchs Gebirg von Kolchis bahnen. Nach neuem
Kampf, Quartier in reichen Dörfern, Honigrausch, der mit allen
Aen gsten tötlicherSeuche schreckt, doch spurlos vorübergeht, neuem
Marsch öffnet sich das Thor Trapezunts: einer Griechenstadt.
»DieseKolonie von Sinope liegt am Schwarzen Meer. Die Stadt»
bewohner bringen Nährmittel zum Kauf, bewirthen die Griechen,
spenden Wein, Mehl, Ochsen und anderes Gastgeschenk. Den
Rettern, Zeus und Herakles, kann das Dankopfer gerüstet wer°

den. Auch ein Schiff mit fünfzig Rudern ist unter den Gesunken
von Trapezunt." Kaiser Hadrian hat der Stadt den Hafen ge»
schaffen und Gunst erwiesen, aus der Reichthum wuchs. Weil
Trapezunt reich ist, wird es von den Gothen überfallen. Die
metzeln Tausende wehrloser Bürger, plündern und zerstören die
prächtigen Tempel und Staatsgebäude, laden alles Erraffbare
in Kähne, an deren Ruderbank sie die rüstige Jugend des Pon-
tus schmieden, und kehren mit nie zuvor erlangter Beute vom
Raubzug heim. Im zwölften Christenjahrhundert ist Trapezunt
die Hauptstadt eines mächtigen Reiches, das von dem Griechen»
basileus unabhängig wird und dessen Beherrscher, aus der
Jüngeren Linie des Komnenenhauses, sich zuerst Herzoge, dann
Kaiser nennen. Für eine Küstenkolonie, die Jahrhunderte lang zu
Byzantions armenischem, dann zum khaldäischen Verwaltung»
bezirk gehört hat, wars ein Aufstieg. Doch nurder von Schwindel
ganz Freie hält sich lange auf steilem Grat. Acht Jahre nach der
Eroberung Konstantinopels rückt der zweite Sultan Mohammed
ostwärts vor, belagert mit Heer und Flotte Trapezunt und läßt
demKatserDavid dieFrage vorlegen, ob er dem Reich entsagen,
Leben und Krongut reiten oder mit der Krone auch das Haupt
sammt aller irdischenHabe verlieren wolle-IBleibt dem schwachen
Komne nen noch Wahl ? Sein Nachbar, Fürst Ismael von Sinope,
hzt eine von zwölftausend Kriegern und hundert Kanonen ge»
schirmte Stadt ausgeliefert, um sich den Ertrag der Kupferminen
und das gehäufte Vermögen zu sichern. Diesem Vorgang folgt
David. Er verzichtet auf sein kleines Kaiserreich, räumt Trape»
zunt, das die Hauptstadt eines türkischenWilajets wird, und be-
zieht ein romanisches Schloß. Dort aber trifft den letzten Komnenen
dieRache des Sultans, der ihn strafbarer Zettelung mit den Per»
fern zeiht. Dasganze Gesch'echtmußmitbüßen. Noch einmalwirkt
persische Wirrung bis an das Schwarze Meer fort. Das Trape»
zunt, das Nenophon betrat, war griechisch; 1461 nahm der Türke
das Anhängsel von Byzanz; 1916 ists russisch geworden: und
wieder dem Schicksal Peisiens (eines verrunzelten) nah.
Perserhistorie war dem Knabenau. e ein Gipfel des Grau»
sens; spät erst, als wir Montesquieu geschlürft und Curzon durch»
gekaut hatten, merkten wir, daß diese Geschichte gar nicht so lang»
weilig ist, wie sie schlecht belehrter Kindheit schien. Astyages, der

Sie sind fertig.
3
Erbe des Kyaxares,derNinivezerstört,dasMederreich gegründet
«nd sein Herrschaftrecht bis an den tzalys zu souverainer Geltung
gebracht hat, will Mesopotamien erobern; wird aber von dem
arischen TheilfürstenKyros (SSO vor Christus) gefangen und ent»
thront. Der drängt nach Lydien vor, bereitet dem Babylonierreich
den Untergang, wird Herr über Kleinasien, sichert seinen Persern
die Hegemonie im Vorderorlent und fällt im Kampf gegen wilde
Turkvölker.Auf seinen Sohn Kambhses, derdenArchipeltyrannen
Polykrates von Samos zur Unterwerfung zwingt und Egypten
besetzt, aber durch fühlbaren Hohn das Empfinden der Priester»
käste und ihres adeligen Anhanges beleidigt, folgt Dareios (der,
um seinen Machtanspruch auf ein Recht zu stützen, sich für einen
dem Kyros Verwandten ausgiebt und obendrein die Schwester
undWitwedesKambyseszurEhe nimmt). ZwischenOstundWest
des jungenRaubreiches öffnet sich ein Interessenspalt: der indo-
germanische Adel der Persis und anderer östlichen Landschaften
will sich nicht von der höheren Kultur des Westens in den ertrag»
losenRangRückständiger drängen lassen; und setzt seinenWillen
burch. Persepolis wird dieStStte des prächtigsten Königspalastes,
der Stempel des arischen Perserthumes prägt dieReich?einrich»
tung und der Ahuramazdakult wird zur Staatsreligion. Wider»
stände, die sich in fast allen Theilen des Landes regen, werden von
Dareios und seinen Großsatrapen niedergeschlagen. Diese Er»
folge reizen ihn, der einsehen muß, daß ein künstlich geeintes Reich,
«ine aus im Wesen völlig verschiedenen Stämmen zusammenge»
peitschte Volksgemeinschaft nur im Erobererglück dauern kann,
neuen Machtzuwachs zu ertrachten. Um nicht thatlos zu warten,
bis der Perserherrschast aus dem Nomadengewimmel zwischen
Dem Schwarzen und demKaspischenMeer eineLebensgcfahr er»
wächst, zieht er gegen die Skythen; überschreitet den Bosporus
unddieDonau, kann aber denFeind nicht zu offenerFeldschlacht
zwingen, steht sein von Hunger, Durst und Fieber geplagtes Heer
hinficchen und muß frohsein,da ersichmitder(unseremNational»
gefühl unerklärlichen) Hilfe griechischer Tyrannen in dietzeimath
zmückzuretten vermag. Dem bonapartischenAbenteuer darf man
diesenFeldzug dennoch nicht vergleichen. Dareioshatte erreicht,
daß der Umfang und dieStoßkraft seiner Militärmacht weit hin-
ter der Westgrenze des Perferreiches geahnt und gefürchtet und

seine Oberhoheit vonMakedonen und Thrakern, vonLemnosund
Imbros anerkannt wurde. Ein Sieg noch: und keine ernste Ge»
fahr brauchte ihn fortan zu schrecken. Und soll, nach so langwiert»
ger Rekognoszirung und Umgehung, dem Dünkel des Empor»
kömmlings der Sieg über Griechenland noch unmöglich scheinen?
Bei Marathon, wo Mltiades die Perser schlägt, weicht der erste
tzoffnungrausch, den die billigen Erfolge der Mardonios, Arta»
phernes, Datis zum Taumel gesteigert haben. Und der sterbend?
Dareios sieht obendrein noch den Aufstand Egyptens, für das er
landesväterlich gesorgt und de ssenLeben spendendenStrom er dem
Rothen Meer verbunden hat. Hier festtgiX«xes wieder die Per»
scrstellung; fruchtlos aber bleibt sein Versuch, die am Tag von Ma-
rathon dem Vater angethaneSchmach andenGriechen zurächen.
Muhte er fruchtlos bleiben? DerAssyriologeProf^ssorWinckler,
der die Geschichte Westasiens geschrieben hat, giebt die Antwort:
»Wenn Griechenland den Eroberungversuchen Persiens erfolg»
reichen Widerstand leistete, so erscheintunsDasals etwas Wun»
derbares; aber wir wissen nicht, was zur selben Zeit an anderen
Grenzen des Landes vor sich gegangen sein und Pörsten von einer
vollen Krästeentfaltung nach Westen hin abgehalten haben mag.
Man bedenke, daß der Kampf doch fast nie mit den Gesammtkräf»
ten Persiens geführt worden ist, sondern mit den westlichsten Un-
terthanen; meist ist nur ein Kampf zwischen Griechen und einem
oder einigen kleinasiatischen Satrapen ausgefochten worden, so-
daß man die Kräfteverhältnisse nicht an denen von Griechenland
und dem Perserreich messen darf. Das gilt zum Thell auch von dem
Rerxeszug von480; denndtetzauplcntscheidungfielbei Salamis.
Zur See hatte dasPerferreich gerade den geringsten Theil seiner
Kräfte zur Verfügung, weil es eben so wenig wie Assyrien eine
Seemacht hatte, sondern in diesertzinsicht ausPhoenikienunddie
kleinasiatischen Küstenstaaten angewiesen war. Zweifellos wäre
Griechenland eine reiche Beute gewesen und hätte eine erlrags»
fähige Provinz für Persien gegeben. Man vergegenwärtige sich
aber auch, daß in Susa (der persischen Residenz) der Widerstand
der Griechen sich nicht viel anders ausnahm als etwa ein Ar me-
nieraufstand und daß man zuZeiten dort in solchem Widerstand
nicht mehr sehen konnte als eine von den unaufhörlich an allen
Grenzen vorkommenden Unruhen. In Susa konnte man Griechen-^

Zland nicht nach der Bedeutung beurtheilen, die es später für die
Geschichte der Menschheit gewonnen hat." Xerxes wird bei Sa»
lamis besiegt, seineFIotte beiMykale vernichtet, seintzoheitrecht
aufwichtigeTheile dersüdosteuropäischen Küste gekürzt;und schon
naht die Zeit, die das Reich des Kyros dem tzellenenthum ent»
riegelt. Artaxerxes Ochos, der die rebellischen Egypter noch ein-
mal mit harterFaust ans Reich fesselt, verbündet sich, um Philipp
von Makedonien aufseinem Siegerzug zu hemmen, den Athenern.
Doch nach der Schlacht bei Ehaironeia ist derMakedone der Herr
Von Hellas. Alexander unterwirft Egypten und Syrien, jagt den
dritten Dareios (Kodomannos) nach Baktrien und zieht inSusa
«in. Der letzte Perserkönig wird von einem Satrapen gemordet
und Philipps Erbe führt den Hellenismus in Westasien zum Tri»
umph. Schon bald nach der Niederlage von Salamis, sagt Winck»
ler,»hatte im Perserreich dieZersetzungbegonnen: auch einZeug»
Mß für dieBefchaffenheitdervielgepriesenen.Organisation'durch
Dareios. Schon damals hättePersieneinemernstenAngriffkeinen
Widerstand mehr zu leisten vermocht Die Zehntausend Teno«
Phons hätten genügt, um diepersischeMonarchie zustürzen, wenn
sie einenFührer gehabt hätten; jetzt, wo endlich einmal ein starker
Gegner auftrat, ftelihmdieBeuteohnegroßeMüheindenSchoß.
Ginen großen Erfolg hat Alexander gehabt; eine große Leistung
wars nicht, das von selbst fallende Reich umzustürzen. Die Ge»
schichte des alten Orients hat uns zahlreiche Beispiele ähnlicher
Eroberungen gezeigt. Der Erfolg dieser Eroberung ist denn auch
nicht maßgebend gewesen: der Orient ist zwar durch die Waffen
des Griechenthumes besiegt worden, hat de ssen Kultur aber wider»
standen und die Eroberer schließlich wieder hinausgedrängt."
Keine Furcht: nicht die Geschichte der Sasaniden soll hier
erzählt, weder von den römisch »persischen Kriegen noch von den
Kämpfen derFeueranbeter gegen die Christen gesprochen werden.
Wer wissen will, wie Chosraw der Zweite, nach den Siegen in
Palästina und Egypten, seine Schaars« bis nach Kleinasien und
Byzanz vorschickte, von tze raklios zurückgeworfen wurde und wie
der Perserstaat dann unter Araberstreichen, wie einst unter Ma»
kedonenhieben, zerbrach, Der mag bei den Zunftmeistern Beleh-
rung suchen. Nöthig schien hier nur, für eines Augenblickes Dauer
ins Dunkel derAnfänge hineinzuleuchten und vergeßlichen Sinn

zu erinnern, daßPersienschonunter dknAchämenidenNeuerung?
nichtvertrug.NochMontesquieumeinte,erstderislamischeGlaube
habe die Kraft des Perserreiches zermorscht. «Da die Menschen,
sich nähren, kleiden, erhalten und alle Pflichten gegen die Gemein-
schaft erfüllen müssen, darf die Rcligion sie nicht in ein allzu be»
trachtsames Leben gewöhnen. Die Mohammedaner aber macht
Gewohnheit zu weltfernen Grüblern. Sie beten täglich fünfmal
und müssenbei jedem Gebet andeuten, daß sie alle dieser Welt an»
gehörigenDinge weit von sichwegwerfen. DerParsenkultbrachte
das Perserreich zur Blüthe und milderte die üblen Wirkungen
des Despotismus; Mohammeds Religion hat dieses Reich ze»
stör«.« Selbst die Kultvorfchrift des Parsismus. die allen Glöu»
bigen jede Flußschiffahrt verbietet, dünkt den Deuter des l^s-
prit äeL lois ungefährlich, weilChardin inPersien nur am äußer-
sten Rande desReiches einenschifsbarenFluß, denKur(Kyros)>
gefunden habe.tzeute ists in den islamischen Ländern recht leben-
dig geworden und tiefer dringende Erkenntniß hat uns gelehrt,
daß Persiens Schwachheit nicht durch den Wechsel der Staats«»
ligion bedingt war. Die Angst vor frühemZerfall pfercht die Na-
tion, aus der nie eine Volkheit wird, in Irans welkende Gedan»
kenwelt, läßt sie vor jederWandlungdes Staatswesens, der Kul»
tur und Wirtschaft zittern: und die im dumpfen Gemäuer Ent»
kräftete kann keinem Sturm stehen. Vor und nach Mohammed
hat sie das selbe Schicksal erlebt. Als Pörsten, im siebenzehnten
Jahrhundert, wieder eine Großmacht geworden ist und von Euro»
päerstaaten,die in ihmeinenmöglichenBundesgenossengegendie
Türkenmacht sehen, umworben wird, zeigt sichs so schwach wie in
denTagendesMakedoneneinfalles.EinAfghanenhäuptlingkann
es überrennen, der russtschePeter ihm die kaukasischen Pässe sper»
ren, der Osmanensultan die Anerkennung als geistliches Ober»
Haupt erzwingen; und der von dem schiitischen Kadscharenfürsten
Mohammed Khan 1794 begründeten Dynastie entgleitet der kau»
kastsche und der armenische Besitz. Nasr ed-Dtn nimmt den Arabern
BenderAbbas, denRussenMerw; kann auf die Dauer aber den
Vormarsch der zarischen Truppen nach Centralasien nicht hindern
und sucht in Europa Helfer gegen den neuen Feind (dem er sich zu»
vor, ohne den heftigen Einspruch der Volksleidenschaft, gegen die
Türken verbündet hätte). Zum ersten Mal kommt ein Schah vom

Persien nach Europa; zum erstenMal hört man von der Absicht,
das Iranerreich den Einrichtungen des westlichen Kulturkreises
anzupassen. Nicht lange. Nasr ed»Din läßt Eisenbahnen und Tele»
graphen bauen, sein Heer von österreichischenOffizieren reorgani-
firen, das Verkehrs» und Zollwesen von den sichtbarsten Flecken
säubern, giebt Konzessionen für Banken und Bergwerke; merkt
aber bald, daß solche Neuerung im Land nur die Unruhe mehrt,
den alten Interessenspalt weitet, und zieht sich in die feste Burg
asiatischen tzerrscherrechtes zurück. IedeAenderung, denkt er, er»
neut die Gefahr aus derZeit sinkender Afghanenmacht, an deren
Ausgang Russen und Türken die Theilung Pörstens besannen.
Sein Nachfolger hat vom Vater weder den klaren Blick noch die
harte Hand geerbt. Dieser Muzaffer ed»Din will sein Reich mit
Reformen beglücken: und wird der Organisator der Revolution.
Er läßt sich von Rußland zweiundzwanzig Millionen Rubel lei»
hen,verpfändet ihm dafür dieZolleinnahmen und ahnt nicht,daß
der Entschluß zu so lästiger Abhängigkeit den Volkssinn dem
Herrfcher entfremden muß. England darf die Anmeldung feiner
Wünsche nicht länger verzögern; kann aber, mit unzulänglicher
Landmacht, nur einenbequemenHandelsvertrag und eine Draht»
Verbindung mit Indien durchdrücken, fo lange der Reussenname
die Asiaten schreckt. Erst nach dem mandschurischen Krieg wird
die Verständigung mit dem geschwächten Konkurrenten möglich.
Eurzons Landsleute kennen die Lehre der Perfergefchichte; wissen,
wie rasch jede Neuerung das Gefüge dieses Reiches lockert; und
sind drum (natürlich) auf feine Sicherung bedacht. Revolution,
Konstitution in Pörsten: während das europäische Festland sich
wundert, preist derBritedenunaufhaltfamenFortfchritt befreiter
Menschheit. Sieben Monate nach dem Tode des Schahs Mu»
zaffer ed-Din ist das anglo-russische Abkommen über Persien fertig.
Theilung? Wie häßlicher Schimpf wird der Gedanke in London
abgewehrt. Für immer, spricht Sir Edward Grey, wollen wir die
Unabhängigkeit und Anantastbarkeit Pörstens sichern; der neue
Vertrag soll beidenMächten die Möglichkeit nehmen, unter dem
Vorwand einer Interessengefährdung gewaltsam einzugreifen,
und dem von der Furcht vor solchen Eingriffen erlösten Perser»
reich die Fähigkeit zu selbstständigem Handeln zurückgeben. Der
Norden den Russen, der Süden den Briten: so wird den Erben

des Kyros die Freiheit gewahrt. Daß seitdem in ihr Land die
Ruhe nicht einkehren will, ist (natürlich) nur ein betrübenderZu»
fall. Ein König der Könige wird, wie die Glaubens» und Standes»
genossen Abb ul Hamid und Abb ul Aziz, abgesetzt und unschäd-
lich gemacht, ein Knäblein heißt Schah und nach dem willkomme»
nen Tod eines Reichsverwesers, der die Zeichen der Zeit nicht
verstand, fällt die Regentenwürde an Nasr ul»Mulk, der in Oz»
ford studilt hat und den Curzon und Grey eng befreundet ist.
Dem Leun winkt der Sieg. Zwar stehen die Russen mit stattlicher
Truppenzahl im Norden und können, wenns ihnen paßt, Teheran
(das unter Mohammed Khan zur Hauptstadt wurde) bedrohen.
Doch sie sind den Persern verhaßt und den Briten verbündet. Da
ist also nichts zu fürchten. Und Britanien hat warten gelernt.
Vor sechs Iahren schien ihm der Tag der Ernte nah; wagte
es eine Mach! probe, die alle in drei Erdtheilen entstandenenZwei-
fel mit einem Schlag wegzaubern sollte. Während Nasr ul-Mulk
in die Heimath reist undüber eine anglo»persischeAnleiheverhan-
delt wird, kommt dem Auswärtigen Amt in London plötzlich die
Erkenntnitz.daß dieUnflcherheitderperfischenZustände nichtlän-
ger zu dulden ist. U ltimatum: Ihr sorgt dafür, daß in drei Monaten
die Sicherheit der Karawanenstraßen in unserer südlichen Einfluß»
sphäre nicht mehr gefährdet wird, oder wir schaffen uns aus Eu»
remMenfchengewimmel und aufEureKosten eine Schutztruppe,
die unter dem Kommando anglo»indischer Offiziere die Ordnung
wieder herstellt. Ob Sir Edward Grey dem neuen Regenten und
Studiengenossen, der ihn vor dertzeimfahrt besuchte, dieseAbsicht
entschleiert hat? Nasr ul»Mulk hätte vielleicht geantwortet: »Der
Vertrag vom August 1907 öffnet Euch (und schließt den Russen)
den Weg vomWesten nach Indien und Tibet. Daß Ihr auch die
Bagdadbahn beherrschen, also den Persischen Golf völlig um»
klammern möchtet, begreife ich; die fülle Herrschaft über Maskat,
Kuweit, Bachrim bringt erst die erhoffte Rente, wenn der End»
sträng der Bagdadbahn auf englischem Boden liegt. Dann habt
IhrdenFeind inderSackgasseundbrauchtnichtmehrzu träumen,
er könne übermorgen den trockenenWeg nach Indien beschreiten.
Seid im Lebenssitz Eurer Macht vor Deutschland so sicher wie vor
Rußland. Gegen dieses verständige Streben sage ich kein Wort.
Bedenket aber, was Ihr uns zumuthen dürft! Noch gilt England

Sie sind fertig.
dem Perser als Hort der Freiheit und edler Gesittung; noch glaubt
«r,durch oenSvhärenvertragvomIahr1907 habeesRußland,den
^Erzfeind,«« raschem,rohem Zugriff gehindert. Jetzt? Wir wollen
ganz offen zu einander reden. Die Anruhe in unserem Reich ist
zum größten Theil Euer Werk und paßte in Euren Kram.weil sie
Persien geschwächt und die Gelegenheit zu vortheilhaftem Per»
tragsabschluß mit den Russen geboten hat. Die fordern feitdem
leise die Meerengenöffnung; können sie aber, trotz der londoner
Verheißung, nicht erreichen, so lange ihre persische Stellung das
Mißtrauen der Türkei von Mond zu Mond steigert. Wer ihnen
den Bosporusschlüssel nicht gönnt, muß wünschen, daß sie sich
noch fester in unsere Nordflanke einhaken; denn jeder Schritt
vorwärts bringt sie einem Konflikt mit dem jungtürkischen Selbst»
gefühl näher. Nnd wenn fünfzigBriten nach Schiras marschiren,
werden fünftausend Russen von Täbris nach Teheran geschickt.
Diese Rechnung würde stimmen. Was aber sollen wir thun?
Die revolulioären Wirren, die schon drei Jahre dauern, werden
^n drei Monaten nicht enden; wicds für eineWeile mal ruhig.fo
kann der kluge Schutzherr der Nomaden leicht nachhelfen. Wir
haben weder zuverlässige und entbehrliche Soldaten noch Geld
zur Anwerbung derBachtlarenkrieger. Eurem vollen Säckel wer»
den sie zulaufen. Dann haben wir im Norden die aus persischer
Mannschaft und moskowitischen Offizieren bestehende Kosaken»
brigade, im Süden die bachtiarische Gendarmerie unter Briten»
Kommando. Die neutrale Zone, die 1907 keinem der beiden Kon»
trahenten zugesprochen wurde, wird von einer Polizeitruppe be»
setzt, die wir bezahlen und die Euch gehorcht; von persischen Nn»
terthanen, die jeden Befehl anglo-indischer Offiziere ausführen.
BrauchtPersten dann noch einen Regenten, den Irans Erde ge»
bar? Und könnte ich, wenn das Volk sich so versklavt sähe, unge»
straft noch mein Freundesgefühl für England erweisen?«
Jedes Mahners Stimme wäre damals verhallt. Marokko,
Osmanenreich,Persien: ist hier nochIslam, demüthige Ergebung
in Gottes Willen, wie Mohammed sie von seinen Völkern heischte?
Deren Welt wird vonWehen geschüttelt, als müsse sie morgen ein
Nems gebären. Die Stunde solchen Kreißens darftäppischer Ein»
griff nicht stören. Ueber Perfien s Erde kribbelt ein Volk, das stets
'Neuerung erstrebt und doch erweist, daß es Neues dem Alten

nicht einzugliedern vermag; auch das Zufallsspiel mit Verfassung
undParlament hülfe ihm nicht in denVMen zu kräftigem Leben.
Bleibt der Süden, Indiens Schutzwall, in leidlicher Ordnung,
dann istEnglands Hauptwunsch erfüllt und das Reich des Kyros
mag, wie im Herbst seine Rosenhaine, in verwesender Schönheit
weiterwelken. DerHall des ungeheuren Krieges scheucht das Volk
auf; wird es in dem Ringen, sür das alle ErdtheileKämpfer und
Waffen liefern, Partei ergreifen? Nein; noch ertastet sein Auge
kein Ziel, sein Arm nirgends ein Schwert. Hört es auch nur, was
anAsiens Nordwestrand geschieht? Durch Schnee und Eis stampft
einRussenheer nach Armenien; Pflanzt das Kreuz auf dieZinnen
vonErserum undTrapezunt,das die asiatische Küste des Schwar»
zenMeeres beherrscht,und sichert bequemenNachschub vonMann-
schaft und Kriegswerkzeug. Darf es hoffen, über die Gräber der
alten Königreiche Pontus, Paphlagonien, Bithynien bis an den
Bosporus vorzudringen, oder wenigstens, auf dem Wegder zehn»
tausend von Xenophon geführten Griechen den Engländern eine
starke Helferkolonne zu fchicken? Kann die vereinte Macht der
Mitteleuropäer den Speer, ehe er eine Lebensader zerriß, aus
demFleisch desKhalifatesziehcn?Sostumm ist Pörsten noch, als
ahnte es nichts vondenblutigentzändelnderErde.,NebenAllah
ist kein Gott; nur er ruft zu Auferstehung. Wer nichtAllahsWeg
wandelt, darf nicht der Freund des Gläubigen sein. Keinen, der
auf anderem Weg ist, dürft Ihr als Helfer aufnehmen; undPflichr
befiehlt, Jeden zu töten, der in gottlosenWeg umkehrt." DerKo»
ran, der Solches gebietet, ist Vaterland, Wurzelscholle des Glau»
Kens, überragt, überdauert alle Staatsverfassung. Die Herrschaft
über ein islamisches Volk wird nicht dadurch gefährdet, daß Theile
in eine andere Staatszone absplittern. Regirt in ihr ein zuver»
lässiger Freund, so braucht der Wachsame nicht zu bangen. Nur:
des Glaubenhauptes muß er gewiß sein. Da England, spät ers'
(trotzdem derOrienialengeistBenjaminsD'Israeli den Kurs er»
spürt hatte), in diese Erkennlniß gelandet war, konnte es Frau»
zosen inMarokko, RusseninPersienundTurko»Armenien,Italer
in Tripolitanien einlassen; kann es morgen gestatten, daßFrank»
reichs Fahne in Syrien, Griechenlands in Smyrna wehe. Von
Gewalt, die nur von außen stieße, scheint es im Ost nicht viel zu
hoffen; und führt in Mesopotamien deshalb den Kampf lässiger, ^

Sie sind fertig.
als zu erwarten war. Sein wichtigster Orientknegsschauplatz ist
unterirdisch: in Minen und tzöhlengedärm kämpft es mit allem
erlangbaren Zündstoff um die Zukunft des Khalifates. Die Zeit
der Verhandlung mit Persiens Regenten war vertrödelt; ob der
Russe dort der verhaßte Erbfeind bleibt, ob Gold ihm den Acker
der Volksgunst düngt: einerlei. Wer den Khalifen hat, hat den
Islam. Herr Sasonow war von Britenweisheit erleuchtet, da er
das Spottwort von dem berliner Khalifat sprach; den Beherrscher
aller Gläubigen als eine Puppe des Deutschen Kaisers verschrie.
Wird der Machtschimmer des alten Khalifen fahl, verbleicht er,
ehe im Krieg Entscheidung fällt.völlig, dann wirdRaum und Zeit
für den neuen. RuftDieserzutzeiligem Krieg, dann stellt fichAsien
nicht taub. Und schallt der Ruf gar aus Mohammeds Stadt: der
trägste Perser denkt des Tages, da er den Ihram, den Pilger»
mantel, abthat, und gürtet sich fromm mit dem Schwert.
Morgen? Durch die dunkelste Musulmanenseele zuckt wie
Wetterleuchten die Kunde, derScherif von Mekka fei dem Weih»
amt enthoben worden. «Wollt Ihr denn.Männer von Mekka, die
Letzten fein, die Mohammeds Glauben bekennen, und die Ersten,
die sich aus dem Islam lösen?" Was hundert Zungen über den
Streit zwischen Mekka und Stambul melden, klingt, als müsse
dem zweiten Theil der uralten Frage Bejahung werden. Aus
Arabien, aus dem Brunstwirbel der Heiligen Städte Mekka und
Medina waren Mohammeds erste Statthalter (Khalifen) über
denEuphrat gezogen. Ihr Heer eroberte Persten (oessenBanner,
derLenden schürz eines Grobschmiedes, v on gleißendenKlein odien
so übersät war wie das Heldenthum der Oberschicht von den Lastern
des Wohlstandes), das reiche Irak, das einst Babylonien hieß,
und baute Basra, die Stadt und den Hafen. Diese und andere
Eroberung, meinten sie, gelang, in Asien und Afrika, weil Gott
mit ihnen war.DavonwurdenauchdieUnterwolfenenüberzeugt.
Ein gefangener, aus Seide, Gold, Edelsteinbehang geschälter
Fürst von Susa knirschte in hilfloser Nacktheit: „So lange Gott
neutral war, erstritten die Waffen uns Siege; feit er bei den
Arabern ist, kann Kriegskunst uns nicht nützen.«Die Khalifen au s
dem Omajjadenhaus, derenReich vonSpanien sich bis anIndiens
Grenze streckte, waren, als Hohepriester, Koransdeuter, Könige,
Oberfeldherren,diemächtigstenMonarchenihrerZeit.„InSamar-

kand und in Sevilla wurde damals mit gleichem Elfer ihr Glau»
bensgefetz und ihre Sprache studirt.Oestlich vom Tigris hörte der
Wanderer überallAraberlaute. DerMaure umarmte den Inder
als Landsmann, wenn er ihn auf der Wallfahrt nach Mekka traf."
(Gibbon.) Im zehnten Jahrhundert spaltet der Khalifat sich. In
Bagdad, Kairo, Kordova thronen «Beherrscher aller Gläubigen";
und hassen einander grimmiger als den schmutzigsten Feind des
Propheten. Hulagu, der Enkel des grausamenDschengis'Khans,
erstürmt 1258 Bagdad; läßt die Stadt des Friedens vierzig
Tagelang vonseinerMongolenhorde ausplündern unddenKha»
lifen, Mohammeds sechsundfünfzigsten Nachfolger, töten. Die
Wüste bewahrt die Heiligen Städte vor Mongoleneinbruch. In
Kairo entsteht ein schwächlicher Khalifat, der hinkümmert, bis die
Tüiken(1517) Egypten erobern. SultanSelim derErste schmückt
sich mit dem Khalifentitel und vererbt ihnmit der Herrschaft über
Konstantinopel. Noch ein paar Monate: und derTag könnte ge»
feiert werden, der den Osmanen die Gewalt über alle Gläubigen
gab. England möchte sie ihnen nehmen, die von anderem Stamm,
ohne Blutsverwandtschaft mit Mohammed und, als Eindring»
linge, den Hütern überlieferten Glaubensstolzes verdächtig sind.
Niemals ist, trotz allerFeinarbeit ihrer Sendlings imHedjas und
im Pemen, ihnen gelungen, sich ins Herz Arabiens einzunisten.
Schon vor zehn Iahren schien ihrer Herrschaft über die Halbinsel
Lebensgefahr zu drohen. Ein »arabischerNationalausschuß" for-
dcrt die Landsmannschaft, aber auch die »gebildeten und mensch»
lich empfindenden Völker Europas und Nordamerikas "auf, aus
dem Verfall in die Herrlichkeit Arabiens zurückzublicken und zu
erkennen, was unter schlechter Verwaltung aus einem Land ge»
worden sci, dessen Sonne doch nicht erkaltet, dessen Boden nicht
verdorrt ist. Die Wiederherstellung des Araberreiches hatteMi-
dhat Pascha besonnen, als er in Bagdad Gouverneur war. Nun
kam der Plan, die zwölf Millionen Araber aus dem Sultanat zu
lösen undfie zuTragern eines neuen O majjadenstaates, zur Leib»
garde des echten Khalifen zu machen, aus Kairo: wo England
ihn rudern oder erdrosseln konnte. Immer, schrieb damals Herr
Pinon, »war Mekka ein Herd, in dem das Feuer religiösen und
polnischen Dranges brannte. Wenn, aus innerem Antrieb oder
unter demSporn einer fremden Macht, ein verehrter Scherif aus

Sie sind fertig.
dem Ge schlecht Mohammeds dort aufstünde, Türkenhaß predigte,
die Nachfolge des Propheten und der alten Khalifen für sich
heischte, könnte «mit einem Schlag die priesterliche unddiekaiser»
liche Macht des Sultans bis iy die Tiefe erschüttern. Die Ver»
kündung einer in Arabien, im islamischen Rom, weitab von je»
dem Großstaat, wurzelnden Geistesmacht, deren Ansehen ins
Innerste astatischerMusu lman enp rovInzen leuchten könnte.würde
in Egypten gewiß froh begrüßt. Mehr noch als andere Europäer«
staaten, denen Mohammedaner unterthan sind, dürfte England
sich einer Revolution freuen, deren Absicht wäre, dem Sultan,
der sich von dem Britischen zumDeulschen Reich wendet, dieGe»
walt über die Gläubigen zu nehmen." Der Scherls steht heute vor
uns. Hussein Pascha weigert sich, den Sultan noch als Khalifen
anzuerkennen; der Hauch seines Mundes hat in der Heiligen
MoscheedieLösungMettasausdemReichO?mansangekündet;
und von Englands Drähten sprang die Bolschaft, inMedina sei
die türkische Besatzung umzingelt, die Volksmehrheit für Hussein
gestimmt. Der ist abgesetzt, ein neuer Scherls und Emir ernannt
worden. Kann Hufs ein sich, als Herrn der Kaaba, behaupten, bleibt
das Gefolge der ersten Empörungstunde ihm, trotz der Vehmung,
treu, dann hebt England ihn wohl in die Glorie der Khalifen.
Der Entschluß würde noch in den Gewittern dieses Krieges
wie einDonnerschlagvonunerhörterWuchtwirken.UmdasAuge
der Russen von den Pamirs, dem Indus undGanges, von allen
Grundmauern undQuellen britischer Imperialmacht abzulenken,
ließ England sie von den Japanern schlagen; bis sie sich in die
Niederlage geschickt, in das Bündniß mit dem Aeberwinder und
dessen Schirmer gewöhnt hatten, konnte der Sultan des aus wilder
Kampfzeit ihnen verfeindeten Volkes das Erbe Mohammeds
wahren. Der wurde gefährlich, seit er willig schien, gegen londoner
Zumuthung sich in neue Freundschaft zu verschanzen und vor
dertzerkunft die Ertragssähigkeit der Angebote aus West zu prü»
fen. Am Persergolf, in derMarmara und im Mitttelmeer ist ein
Rußland, dem die Slawisirung Südosteuropas und Nordwest»
asiens gegönnt wird,bequemer als das Deutsche Reich, das über
Wehrmachtbegrenzung nicht reden will und dessen Volk mit dem
Gräuel seiner Tüchtigkeit dem reichenVetter das Leben verleidet.
Gestern hats dietzohe Pforte ermuthigt, amAusgang derBagdad«

bahn Kuweit,auf der Sinaihalbinsel die Oase von Tabah, als ihrem
Interessenkreis unentbehrliche Stücke, zu fordern! morgen wird es
an SalisbmysWort erinnern, daß die britischeBesetzungEgyp»
tens nur einen zeitlich beschränkten Ausnahmezustand schaffen
solle. Will der Sultan im Orient der Schwertträger dieses Reiches
werden, dann schwindet sein Recht auf die Gewalt und Würde
desGlaubenshaupteszmuß man ihm die Möglichkeit entwinden,
eines Tages alle Völker des Islams zu schaaren. Wo ist auf der
Haut seines Reiches die dünnste, reizbarste Stelle? In Arabien.
Das braucht der Herr Egyptens und Indiens, der am Suezkanal,
am Rothen Meer und am Schart» el°Arab befehlen, vonAlezan»
dria bis nach Singapor fremden Einspruch nicht dulden will.
»Im Besitz Egyptens und der stärksten Kriegsflotte kann England
über Syrien, Kleinaflen, das Euphratland verfügen, die Türkei
einjochen,zwischen Konstantinopel und demPerfischenGolfjeden
Landweg sperren oder öffnen." yerr de Freycinet, der, vor elf
Iahren, diesen Satz schrieb, sitzt, als Staats minister ohne Porte»
feuille, neben Herrn Briand. Wird der Greis den Brand sehen,
der in Arabien aus. glimmenden Funken aufprasseln soll? Er so-
gar würde sichjetzt des Flammenspieles freuen. Der Türkensultan,
dem der Khalifat genommen wäre, würde ein schwacher, auch im
Bezirk der Mondfichelfahne entkräfteter Mann. Der arabische
Khalif könnte von der Kaaba, dem Allerhciligsten Mekkas, aus
den Islam treiben und hemmen. Ihm wäre der »geweihte Ei»
senstrang", der von Damaskus, amRande des tzedjas, nach Me»
dina nnd Mekka führt, in anderem Sinn, als Abd ul Hamid
wünschte, einMachtwerkzeug.Rußland in Trapezunt, am Schwar-
zen und amRothen, amAegäischen und am Indischen Meer nur
Freunde und Vasallen: der Krieg, der dieses Ergebniß brächte,
wäre mit keinem Preis zu theuer bezahlt. In Persien war aller
Aufwand zinslos verthan; hinkte aller Scharfsinn nur in den
Tyorenversuch,Gespenster ausMyihenfernezu beschwören.Wars
nöthig, zu zwei Königen Kyros ins Schattenreich zu kriechen und
in Moder Urkunde davon zu suchen, daß der Staat, die Behörde
den Perser nicht in Heil zwingen kann? Vermag Hussein Pascha,
als d er in Konstantinopel Geächtete, für seineSacheArabien aufzu-
rütteln, dann ist auch inTeheran,Ispahan,Basra seinWilleGesetz.
And Mohammeds Welt fortan deutschem Einfluß verrammelt.

Sie sind fertig.
IS
Liebe.
Im Juni hat Sir Edward Goschen, der bis in den vierten Augustabend 1914TroßbritaniensberlinerBotschafterwar, einen Brief aus der romanischen Schweiz mit Sätzen beantwortet, die uns nichtaus demGedächtniß schwindendürfen.,Allerlei Artikel möchten die Gewißheit verbreiten, daß Deutschland zu Land und zu See gesiegt habe und zu Friedensverhandlung bereit sei, in die Frankreich und Rußland eingehen würden, wenn England sie nicht zurückhielte. Seit dem Kriegsausbruch bin ich aus dem öffentlichen Leben geschieden; habe, auch ohne Amt, aber aufmerksam den Gang der Öffentlichen Meinung beobachtet und bin nicht nurmit den regirenden Staatsmännern, sondern auch mit anderen Wortführern des Britenvolkes in Verkehr. Ich weiß also, wie unserVolk über die Ereignisse und überdieFriedensfühler denkt, die aus neutralen Ländern kommen. England will jetzt vonFrie» den nichts hören; das Häuflein, das davon spricht, ist seit einem Jahr nicht gewachsen, im Parlament kaum vertreten und dieRe» girung braucht nicht mit ihm zu rechnen. Unser Volk weiß, daß die Ziele, für die Großbritanien kämpft, noch nicht erreicht sind. Ehe sie aber erreicht sind, wird das englische Volk ein Gerede über ZriedennichterlaubenundjedeRegirungstürzen.diesichinsolches Gespräch hingäbe.Dessen darf man überall gewiß sein. Der deutsche Preßfeldzug soll in den neutralen Ländern den Glauben schaffen, England sei das tzemmniß aus dem Weg eines nach Frieden lechzenden Konsortiums. Diese Meinung würden Frankreich und ^Rußland widerlegen, Wenns ihnen nöthig schiene. Ich bitte, zu beachten, daß der deutsche Kanzler niemals» deutlich gesagt hat, «nter welchenBedingungen DeutschlandFrieden schließen m öchte. Gr scheint anzunehmen, daß die Mächte der Entente, weil ihnen der Sieg bis heute noch nicht gelungen sei, sich besiegt sühlen und deshalb um Frieden bitten müssen. Auf diefes Ansinnen giebt es nur eine Antwort: Die Mächte der Entente bestreiten, besiegt zu sein. Anbestreitbar ist, daß ihre Heere weder inMagdeburg noch in Berlin find und daß ihr Feind Belgien, Serbien, große Strecken Frankreichs und Rußlands besetzt hat. Entscheidet aber, wie der Kanzler immer wieder behauptet, die Größe der Landfläche, die «ine Kämpfergruppe der anderen genommen hat, dann darf die Gntente auf die Thatsache weisen, daß sie 676 000, ihrFeind nur

110 000 Quadratmeilen fremden Bodens erobert hat und besitzt. Doch unter keinen Umständen werden die Regirungen der Entente derMeinung zustimmen, daß an solchenZiffern die Entscheidung über das künftige Machtverhältnitz hänge. Jeder Monat ändert die Lage und bestimmt von selbst die Werths, die von Deutschland und von denNeutralen zu errechnen sind, ehe diese Staaten uns den Feinden vergleichen. Wer etwa glaubt, Rückschläge könnten imBritenvolk den Willen zum Steg lähmen, hat von diesemVolk eine wunderlich falsche Vorstellung; er sollte bedenken, wie es uns am Anfang des vorigen Jahrhunderts ging. Die Macht, die da» mals, sich zu Gunst, das europäische Gleichgewicht stören und ihre Militärherrschaft dem Erdtheil aufzwingen wollte, schien ihrZiel erreicht zu haben. Ihre Heere hatten nicht nur zwei oder drei Pro» vinzen, nicht nur beträchtliche Stücke feindlichen Landes besetzt, fondern das ganze Mitteleuropa sammtItalien.IhreMachtum» faßte Westdeutschland, die Schweiz, Illyrien, Italien. Spanien. Auch Rußland war dem Einfluß aus Frankreich offen; und von allen Europäerstaaten nur Portugal und die Türkei noch unab» hängig: weil ihre Unterjochung den Kaiser Napoleon noch nicht nöthig dünkte. In England wurden die Minister so schroff kriti» sirt,wie mans heute nicht hört.DerZug nachWalcheren war.trotz großen Opfern an Blut und Gut, mißglückt. Dennoch durste der große Geschichtschreiber Mahan sagen: ‚Der Macht Frankreichs, der Streife feiner Heere und Helferlegionen durch Europa stemmte sich eine andere Macht entgegen, die, unsichtbar, von Tag zu Tag fühlbarer wurde: der stille, doch allgemach überwältigende Wider- stand derMeere'. WähnenDeutsche und Neutrale, dasGedächt- niß Englands sei so kurz, daß es vergesfen konnte,wie seinem Fi« nanz- und Wehraufwand gelang, den vorigen Versuch zur Un» terwerfung Europas bei Waterloo zu vernichten? Und wenn ir» gendein Wunder bewirkte, daß die Entente morgen nicht mehr eine Kanone, ein Gewehr, nicht mehr einen Soldaten hätte: selbst dann könnten ihre Flotten hindern, daß auch nur ein einziges deutsches Schiff aus der helgolander Bucht fahre. Selbst dann noch könnten sie denganzenUeberseehandel des DeutschenReiches vernichten und es, um ein Jahrhundert, in die Zeit zurückwerfen, wo es nurAckerbauland war.WennVolk undRegirung in Deutsch- land dieserThatsachen bewußt gewordensind, werden sie vielleicht-

Sie sind fertig.
Z7
bereit sein, Friedensbedingungen vorzuschlagen, die wir anneh»
men können. Diese Bedingungen müssen die Sühnung der von
unseren Feinden gemachten Fehler und die Wiederherstellung
der von ihnen zerstörten Werthe verbürgen."
An den Fall Bonapartes erinnert auch das würdige Insti»
tutsmitglied Charles Richet. «Napoleon wollte, wie Wilhelm^
nur vielleicht auf festerem Grund, die Weltherrschaft erlangen.
Im September 1812 hatte er das Russenheer fast vernichtet und
saß in Moskau. Doch von dem Sieg war sein Heer so geschwächt,
von zwanzig KriegsjahrenFrankreich so erschöpft,daß derKaiser
dieNothwendigkeitraschenFriedensschlusses erkannte. Vom vier»
zehnten September bis zum neunzehnten Oktober wartete er in
wahrer Angst auf dieFriedensvoisch'äge des Zaren. Mit einem
Schein von Recht sprach er: ,Da ich Sieger bin, ists nicht meine
Sache,denFricdcnanzubieten/DieKriegskarte (die denKanzler
des Deutschen Reiches entscheidend dünkt)zeugtefür ihn. Er hatte
Rußland: denn er war in Moskau; Italien: denn erwarinRom;
Spanien: denn er war in Madrid; Deutschland: denn der König
von Preußen war sein gehorsamster Diener und der Kaiser von
Oesterreich sein Schwiegervater und Bundesgenosse. Vierzig
Siege strahlten von seinen Standarten und er war Europas un»
bestrittener Herr. Doch erobertes Land, das man nicht zu halten
vermag, ist ohne Werth. Jeder kennt den Ausgang des rühm«
reichen, schmerzreichen Abenteuers. Nach neuen Schlachten, die
manchmal Sieg, immer Schwächung brachten, weigerte Napoleon
dreimal den ihm angebotenen Frieden: weil er Sieger sei und un»
geheure Gebietsstrecken besetzt habe. InDresden schlagen,imMai
1813, die Verbündeten ihm vor, auf Deutschland zu verzichten,
aber alle Rheingrenzen zu behalten. Er lehnt ab. Nach derNieder»
läge bei Leipzig werden ihm, im November, in Frankfurt die selben
Bedingungen angeboten.Er lehnt ab.Nach demEinbruch inFrank-
reich wird ihm, im Februar 1914, derFriede unter etwas härteren
Bedingungen angeboten. Er lehnt zum dritten Mal ab. Einen
Monat danach muß er, in Fontainebleau, auf sein ganzes Reich
verzichten. Diesen Thatsachen könnte der Kanzler nachdenken,
wenn er sich herabließe, die Lehren der Geschichte zu erfragen.
Die Besetzung weiter Räume schützt ein Herr, das verlorene Kraft
nicht mehr ersetzen kann, nie vor endgiltiger Niederlage. Wenn

das deutsche tzeer entmuthigt, an der Etsch oder vor Verdun
zu fruchtloser Anstrengung verurtheilt wird, wenn die Russen
ganze Armeen in Gefangenschaft führen, die deutsche Flotte, zer»
schunden, in ihre Häsen zurückkehren mutz und der Magen des
Volkes von Hunger knurrt: dann wird man merken, wie schwer
die Kriegskarte wiegt. Am neunzehntenOktober1812 verließ Na»
poleonMoskau; am einunddreitzigstenMärz 181Ä zogen die Ver»
bündeten in Paris ein. In siebenzehn Monaten war die gewal»
tigste Kriegs» und Staatsmacht der Menschengeschichte zer»
schmolzen. Im Oktober 1812 wehte Frankreichs Fahne in Mos»
kau, Hamburg, Neapel,Madrid; imMärz1814 konnten die ver»
bündeten Herrscher als Triumphatoren durch den Louvre schrei»
ten. Nicht die Kriegskarte, sondern die Kraft der den Krieg führen»
den Heere bestimmt die Friedensbedingungen; auf die Leistung»
Möglichkeit kommt es an. Datz sie im Juni 1916 auf unsererSeite
größer als auf der anderen ist, lehrt schon der flüchtige Blick.
Wilhelm oder Napoleon: jeder Tyrann erliegt, wenndte Banner»
träger der Freiheit sich wider ihn verbünden. Um seinen Sturz zu
erleben, braucht man nur Geduld. Schon ist die Linie des Ver»
falls in das Dunkel der Zukunft vorgezeichnet. HatHerrvonBeth»
mann nicht Lust, sich bei Geschichtstudien aufzuhalten, so mag er
in der Sage Belehrung suchen. In Roms königlicher Zeit soll Tar»
quinius die Stbyllenach dem künftigen Schicksal der Ewigen Stadt
gefragt und den hohen Preis geweigert haben, den die Sibylle
für die sieben Schicksalsbücher forderte. Sie warf eins der Bücher
ins Feuer, forderte für die sechs übrigen den selben Preis und
verbrannte, da T arquinius in seiner Weigerung blieb, noch fünf
Bücher, eins nach dem anderen. Als nur eins noch unversehrt
war, besann sich Tarquin und bot nun sür ein sibyllinisches Buch
den Preis, der ihn für sieben Bücher zu hoch gedünkt hatte. Das
berichtet die Sage. Sie stimmt mit der Geschichte durchaus über»
ein. Das deutsche Volk wird bald bedauern, daß seinem Kanzler
die Sage eben so fremd ist wie die Geschichte." (l.e ?etit Journal.)
Nach den Geheimsitzungen der pariser Kammer, die Herrn
Briand ein Vertrauensvotum von 444 (gegen 80) Stimmen ein»
brachten, schrieb der Sozialistenführer Herr Pierre Renaudel:
„DieKammer hat durch eine starke Mehrheit dietzandlungfähig»
keU derRegirung gekräftigt und denWillen zu Mitarbeit gezeigt.

Sie sind fertig,
die, wenn die Regirung danach strebt, sehr intim und sehr wirk«
sam werden kann. Sie hat zugleich aber auch den Kriegern der
Republik den Entschluß ausgesprochen, Nachlässigkeit und unbe-
dachtes Handeln, deren Kosten der Soldat zu tragen hätte, nicht
länger zu dulden. Alle Anträge forderten Verstärkung des Kraft«
aufwände?, der uns den Sieg bringen soll. Abermals wurde er»
wiesen, daß auf dem Boden der Vaterlandsvertheidigung die
Kammer nicht durch Meinungstreit gefpalten ist. Dieser Beweis
wird den tiefsten Eindruck auf Alle machen, die fürchten konnten,
nach dreiundzwanzig Kriegsmonaten werde Frankreich Spuren
der Ermüdung zeigen. Noch belebt es der Athem der Freiheit.
Sein Glaube an den Sieg, der dauernden Frieden sichern soll,
wächst im Angesicht des neuen Kriegszustandes. Die Ereignisse,
die bisher unseren Feinden günstig schienen, gerathen mählich in
Wandlung. Die entscheidenden Monate sind gekommen. Jetzt
muß das Schicksal gezwungen werden.Die Kraft, derMuth und
Wille zum Sieg treibt uns, alles nöthige Geräth zum Krieg zu
schaffen, das fchon gefchaffene zu stärken und in den Dien st unserer
heldischen Krieger zu stellen. Dieser Arbeitgemeinschaft muß ge»
lingen, dem Geschick die Bahn vorzuzeichnen.« (I^'ttumanite.)
Seit die Schrift, in der sechs deutsche Wirthschaftverbände
das nach ihrer Meinung dem Feind Abzufordernde aufzählen,
übersetzt und in pariser Blättern veröffentlicht worden ist, weiß
Frankreich, daß der Sieg Deutschlands ihm das Erzbecken von
Briey nehmen würde. Der erste Weckruf kam aus dem Munde
des Herrn Berenger, des Schriftführers im Wehrausschutz des
Senates. Längst,sprach er, »hatIeder bei uns.Krieger undBür»
ger, erkannt, daß in diesemKrieg dasEisenKönig ist. OhneEisen
keine Kanonen, Granaten, Maschinengewehre, Waffen und
Kriegsgeröthe irgendwelcher Art. Deshalb hat Deutschland sich
sofort auf das Erzbecken von Briey geworfen, das neunzig Pro»
zent unferes Eisens liefert, und alles Erdenkliche gethan, um es
für sich zu behalten. Das ist der Hauptzweck des Vorstoßes gegen
Verdun; der des wildenAnterseekrieges, durch die Torpedlrung
der Handelsschiffe uns das Eisen aus England und Amerika zu
entziehen. Das Erzbecken von Briey ist das Schlachtfeld, auf dem
Frankreich und Deutschland um die Eisenherrschaftkämpfen. Und
dieses Becken liegt zwischen Metz und Verdun, wie ein Riesen»

schlüssel mitten zwischen den gewaltigen Schlössern, als die man
die zwei Grenzfestungen Lothringens betrachten kann. Begreift
man nun, daß Deutschlands Wunsch, uns Verdun zu nehmen,
eben so stark sein muß wie unserer, Metz zurückzuerobern? Vor
dem Krieg förderte Deutschland 28 Millionen Tonnen Eisenerz im
Jahre; davon kamen 21 aus dem 1871 annektirten Theil von Briey.
Frankreich förderte 22 Millionen Tonnen; IS aus dem franzö»
fisch gebliebenenTheildesBeckens.Den hat es feit dem Einbruch
des Feindes verloren; England und die Vereinigten Staaten
mußten aushelfen. Deutschland, das den luxemburgischen und
den französtfchen Theil des Beckens besetzt und fast alle Hochöfen
in Gang gebracht hat, konnte seinen 28MillionenTonnen15aus
Frankreich und 6 aus Luxemburg zufügen; hat für sich und seine
Mitschuldigen also 49 Millionen Tonnen Eisenerz. Daraus kann
es 45MillionenTonnenStahl machen. Die sechs deutschenVer»
bände haben deshalb dem Kanzler gesagt, daß die Fortsetzung
des Krieges unmöglich geworden wäre, wenn seit dem August 1914
die Produktion von Roheisen und Stahl sich nicht verdoppelt hätte;
da dieMineite, das Erz vonBriey,60bis 80Prozent dieserPro»
duktion sichere, wäre ohne ungest örte Förderung im ganzen Becken
vonBriey der Krieg kaum noch zu gewinnen.Daserklärtdenhart»
nöckigen Vorsturm gegen Verdun. Fällt es, so können die Deut»
schen an die Möglichkeit unbegrenzter Kriegsführung glauben;
denn Briey birgt drei Milliarden Tonnen Eisenerz in seinem
Schoß. Halten wir aber Verdun und nehmen Metz zurück, so ver»
liert Deutschland neun Zehntel seiner Stahlproduktion. Aus dieser
Thatsache die strategischen Schlüsse zu ziehen, ist nicht meines
Amtes." (I.e Platin.) Wir wolle« der Prophetie gedenken.
Nach dem Senator sprach Herr Engerand, derAbgeordnete
von Calvados. »Nicht oft genug kann wiederholt werden, daß die
Lothringergrenze von 1871 dem Deutschen Reich die Kraft gab;
daß es aus einer fchmalen Ecke dieses Grenzlandes den Haupt»
stoff seinerMetallindustrie, das Eisenerz, empfing: im Iahr1913
schon 29 (von 36) Millionen Tonnen. Das preußische Deutsch-
land hat 1870, in seiner Ruhmsucht, auch das Geschäft nicht ver»
gcssen. Als Bismarck den Vorvertrag unterzeichnen sollte, der dem
Deutschen Reich 41 (von 62) Hochöfen und die wichtigsten Me»
tallIndustriestätten unseres Moselkreises gab, hörte er, dichtander

Grenze sei ein Eiseninselchen, an dessenAnnexion der GroKeGe»
neralstab nicht gedacht habe. DerMann, der den Blick desKanz»
lers aus die lothlingenschen Minen hin lenkte, war ein kleiner In-
genieur, Hauchecorn, der vor dem Krieg in dieser Gegend gear»
beitet und nach dem Kriegsausbruch über die Minen, Hütten,
Salzquellen in den einst deutschenTheilenFrankreichs einen Be»
richt gemacht hatte, den er am achtzehnten August 1870 dem Be»
zilkskommissar intzagenaugab. Derbehielt ihn vier Wochen lang
und brachte ihn dann erst nach Nancy. Da blieb er liegen, weil er
dem Gouverneur vonLothringen werthlos schien, kam insArchiv
des Bezirkes Meurthe»et»Moselle: und ich war wohl der erste
Franzose, der ihn las. Lange zuvor hatten die Deutschen ihn ab»
schreiben lassen. Ohne die Nachlässigkeit der preußischenMilitär»
Verwaltung hätten wir von dem kostbaren Boden noch mehr ver»
loren. Bismarck hörte von der Sache erst beimAbschluß derPrä»
limlnarien. Am die Folgen des Irrthums einzuschränken, machte
er den kleinen Ingenieur zum Leiter der Kommission, die im Ge»
lande die neue Grenze ziehen sollte. Und da brach Hauchecorn
dreist einen Streit vom Zaun. Er nützte den unklaren Wortlaut
des Abkommens über Belfort zu dem Versuch aus, für zehn Kilo»
meter bei dieser Festung von Frankreich die Eisenlager von Au»
metz.Mllerupt undOttange zu erlangen: 1300Hektar undlSGe»
meinden zwischenBriey undLongwy.in der Ecke, die seinBericht
die ergiebigste genannt hatte. Nach hitzigem Streit über dieses
Tauschangebot mußten wir nachgeben und die neue Forderung
schlucken.DeutschlanderpreßtedieZuwagevonEisenerzundnahm
dreizehn Gemeinden, die der Präliminarvertrag uns zusprechen
wollte, in seine Gewalt. Noch ein paar Kilometer mehr: und es
hatte das ganze Becken vonBriey. Daß es dazu nicht kam, danken
wir einem Irrthum offizieller Wissenschaft. Das lothringische
Erz war in denAusläufen, im Osten, besonders eisenreich; je weUer
westwärts, also nachFrankreich hinein, man ging, desto ärger wurde
die Phosphorifirung. Noch aber war Phosphor der Hauptfcind
desHüttenmannes: und deshalb stand dasLothringererzin schlech-
temRuf. Hauchecorn,der von demZunftvorurtheil nicht freiwar,
glaubte, nur in einer Zone von zwei Kilometern fei das Erz loh»
nend nutzbar. Dieser Glaube wurde uns Wohlchat: er hat uns
Briey erhalten. Schon damals aber konnte man die Zukunft ^

verrufenen Bezirkes ahnen. Der nicht von Scheuklappen Gehin»
derte muhte wissen, daß ein französischer Chemiker die Nutzbar»
keit phosphorhaltigen Erzes erwiesen hatte, und voraussehen,
daß dieIndustrie das im Laboratorium Erprobte bald ausnützen
werde. So geschah es denn auch. Der londoner Polizeischreiber
Thomasfand 1875 dieMöglichkeitindustriellerEntphosphorung.
Daraus wurde eine der größten Wirthschaftrevolutionen und für
Frankreich etwas einem SiegAehnliches:denn nun war das Erz
Lothringens, des Westens und der Normandie brauchbar, der
Phosphorgehalt, auf dem das Thomas»Verfahren beruht, aus
dem Feind der Helfer der Metallindustriellen geworden und
Frankreichs Erzbesitz plötzlich im Werth erhöht. Weil die Hälfte
des Lothringerbeckens demDeutschenReich zugefallen war.nützte
auch ihm die Erfindung; sie wurde seiner Metallindustrie zum
Heil. Niemals aber hat es verwunden, daß die Bevollmächtigten
ihm 1871 nicht dasganzeBriey sicherten; und jetzt haben wlrdas
Geständniß, daß derWunsch.das Versäumte nachzuholen, einer
der Zwecke des Krieges von heute ist. Wir wissen, was wir ver»
loren haben, seit Briey besetzt ist.Was bringt es denDeutschen?
Alles, antworten Manche; Andere: Nicht eine Tonne.tzerr Ho»
fchiller hat im ,1emps' sogar von einer Legende von Briey gespro»
che«. Gegen die Roheit der Thatsachen kommt aber kein Geist»
reichthum auf. Briey und Longwy haben im Jahr 1913, in dem
Deutschland 14 Millionen Tonnen Eisenerz einführte, 18 Mil»
lionen geliefert: und die deutschen Industriellen sagen selbst, daß
der Eisengehalt der Minette von Briey den ihres Lothringer»
erzes um vier bis sünf Prozent übersteige. And solche Minen soll»
ten sie, die in diesem Bezirk über ein Dutzend Konzessionen ver»
fügen, ungenützt lassen? Unsere Industrie ist überzeugt, daß sie
ungefähr drei Millionen Tonnen aus Briey'fördern; und sie ha»
ben noch Longwy. Daraus decken sie, was im 1871 annektirten
Lothringen fehlt. Wenn wir die Grenze Briey»Longwy zu schützen,
unsere Eisenindustrie und, in Luxemburg, einen wichtigen Theil
der deutschen unter dem Feuer unserer Kanonen zu halten ver»
mocht hätten, wäre dieFortsetzungdesKriegesdenDeutschen un»
möglich geworden; und diese Sicherung wäre vielleicht noch er»
langbar, wenn wir das tzauptstück unseres Grenzgebietes zurück-
gewönnen. Wie also lautet die Lehre von Briey? Eine nicht ein»

fältige Regirung darf nicht einen tzauptbestandtheil derLandes-
vertheidigung an einer offenen Grenze lassen. Die Deutschen, die
doch nur an einer Grenze Erz haben, sind klüger gewesen: die
Schwerkraft ihrer Eisenindustrie liegt in Westfalen, jenseits vom
Rhein. Wir haben an vielen Stellen Erzlager; ausgebeutet wur-
den aber nur die Minen ander lothringischen Grenze und da sind
auch zwei Drittel unserer Stahlindustrie. Der Fehler wird uns
recht theuer; erdarfnie wiederkehren. Wir müssen unserer Metall»
Industrie mehrere Centren schaffen; die östliche war auf deutsche
Kohlen angewiesen, vom Feind beherrscht, eine Industrie derBe»
siegten. Unser Boden ist der auf der Erde an Eisen reichste; nach
dem Krieg werden wir ihn gründlich ausbeuten und dadurch die
Zukunft unserer Wirtschaft sichern." (I^'^cko cke park.)
Alltäglich werden die Briten gemahnt, an der Schlagkraft
des auferstandenen Russercheeres, das schon im Juni zweihun»
dertundzwanzigtausend Gefangene und überreiche Beute einge»
bracht habe, nicht länger zu zweifeln. Ein Beispiel; aus dem
Hauptquartier der Kowel-Armee. «Die Organisation ist so ver»
bessert worden, daß ein Vergleich mit der von 1914 kaum noch
möglich ist. Alezejew, der Generalissimus, hat als Generalstabs»
chef Iwanows seine Leistungfähigkeit erwiesen; die warschauer
Front mit einem ganz unzulänglich gegen ein bis ins Kleinstege»
rüstetes Heer so lange gehalten, wie nur denkbar war; und in
Wllna mit ungemeiner Geschicklichkeit die Taktik des Feindes
Vereitelt. Alle Führer, der Armeen und Corps, vertrauen ihm,
seiner Strategenkunst, und sind gewiß, daß dieser Oberbefehls»
Haber nicht schwanken und irren werde. Eben so fest wurzelt das
Vertrauen in den General Brussilow, den Führer der südlichen
Armeegruppe. Niemand weiß, wo die Bewegung seines Heeres
enden, Jeder, daß sie nicht in Unheil führen wird. Bei Kowel
kommandirt Kaledin; noch Neuling auf so hohemPosten. Er führte,
als der Krieg begann, eine Kavalleriediviston und hat jetzt, weil
«r sich in jeder Operation gut bewährte, eine Armee. Ich war oft
sein Gast und lernte den stillen, entschlossenen Mann schätzender
seinen Generalstab sorgsam, aus erprobten Offizieren, gebildet
hat. Wer die drei Hauptführer kennt, ist gewiß, daß die Russen
das überhaupt Mögliche leisten werden; mögen sie noch weiter
vordringen, in ihren Stellungen bleiben oder zurückgehen. Alles

ist viel besser geworden. Kein Soldat mehr ohne Gewehr. Nir»
gends Mangel an Munition sichtbar. Vor zwei Iahren war die
Beförderung eines Corps schwieriger als heute die großer Massen.
Die Verbindunglinien sind zu rechter Zeit frei und die Geschoß»
kolonnen vor Verwirrung bewahrt. Ueberall Automobile; die
Stäbe in ganz anderem Zustand als in der ersten Kriegszeit. Auch
der Verwundetentransport istjetztinOrdnung; ein paar Stunden
nach der Schlacht sind alle Frontlazarete wieder leer und die
Transporte, zuerst in die Hinteren Etapen, dann ins Innere des
Reiches, leiden nicht mehr unter Verstopfung der Wege. Die
Stimmung des Heeres könnte nicht besser sein. In den Lazareten,
die ich als Begleiter des Generals Kaledin besuchte, fragten
Schwerverwundete, sogar demTod nahe oft,wie es an derFront
stehe und ob die Gräben genommen oder gehalten worden seien;
gern, sagten sie, wollen wir sterben, wenn die Deutschen geschlagen
werden. Solcher Gefühlsausbruch lehrt, wie tief der Kriegs«
gedanke jetzt ins Herz des russischen Heeres und Volkes einge»
wurzelt ist." (Herr Stanley Washburn inIKelim«.) Da der eng»
lische Reporter so viel Phantasiekraft zeigt, war ihm zuzutrauen,
daß er auf die Aehnlichkeit der Namen Kaledin und Kalid(»Das
Schwert Gottes") weisen und der City die Neberzeugung künden
werde,Nikolais General sei, wieOmars, vomtzimmel zuReichs»
mehrung berufen worden. Genügt Ostgalizien?
Auch für das Britenheer wird die Trommel gerührt. »Die
Ausrüstung der Briten übertrifft alle Vorstellung. Nichts fehlt;
nirgends auch nur das Allergeringste. In den Armeemagazinen
kann Jeder erhalten, was er braucht; aus bestem Stoff und zum
Einkaufspreis. Sommer» und Winterhandschuhe, Flanellgürtel,
Hemden, Strümpfe, Schuhe, Shlipfe, Taschentücher,Mäntel,Um-
häng e, Marsch» und Lagerstiefel, Messer, Tischgeräth: Alles, was
der Feldsoldat begehren könnte, ist in diesen riesigen Militär»
bazaren zu haben. Und der Offizier braucht nicht einmal zu be»
zahlen. Zwar wird ihm nichts geschenkt; aber die Intendantur
rechnet direkt mit der londoner Bank ab. Statt der Löhnung erhält
derOffizier einBankkonto; der Betrag der Checks, die er fürEin«
gekauftes ausgestellt hat, wird von der Soldsumme, dem Kredit»
konto, abgezogen. Hat er eine Mütze oder einen Shlips gekauft,
so giebt er dem Kassirer des Militärwaarenhauses einen Check,
der an die Bank weitergeht. Auch im Feld gelten also die ver»

nünftigen Bräuche des englischen Handels, der überall auf die
Einschränkung des Bargeldumlaufes bedacht ist.«(OberstFeyler
in l.e Journal cie Qeneve.) Wie wärs mit KdW und KdO?
Herr LucienDescaves, dessen (fürsFranzosenheer schmerz»
licher)Unteroffizierromaneinstauch inDeutschland weithinAbsatz
fand, ist zu rechter Zeit ins Lager der starren Patrioten ühergе»
gangen; und erzählte neulich eine putzig wüste Geschichte. «Für
vier Francs fünfzig waren in Paris wunderhübsche Uhren zu
kaufen, auf deren Nickelgehäus das farbige Bild des Generals
Ioffre oder des Königs der Belgier prangte. Herrliche Gelegen»
heit, die vielleicht nie wiederkehrt! Ich wollte ein Dutzend kaufen,
um mir bekannten Haarigen an der Front eine Freude zubereiten;
besann mich aber und nahm zunächst nur zwei. Ein wahrer Segen!
Sie gingen nur sechs Stunden lang; und auch nur in meiner Ahr»
tasche; sobald ich sie hinlegte, standen sie still. Elender Pfuschkram,
auf den die schweizer Fabrikation sich nichts einbilden durfte. Daß
sie in der Schweiz gemacht worden seien, hatte der Handler ver»
bürgt. Mir kamen Zweifel. War nicht am Ende eine bockerie da»
hinter? Ich schrieb an einenFreund nachNeuchatel. Er antwor»
tete: Nein, diese Uhren werden bei uns gemacht. Doch später, als
ich ihn besuchte,sagte er: ‚Siewaren imRecht; dieUhrenmit dem
Bild Ioffres und des Königs Albert kamen, fast alle, aus Deutsch,
land. Die schweizer Firma, die einDtenstmann der LocneL leitet,
deckte mit ihrem Namen nur die sch lechte Waare. Der Kerl, der sie
einschmuggelte, und der Fabrikant, der sie annahm, sind hinter
Schloß undRiegel.Seitdem ist der Sch un d von FrankreichsMarkt
verschwunden.' Ich empfahl ihm fchroffe Abwehr solcher Kniffe,
diedengutenRufderschwetzerUhrenindustrie vernichtenmüßten.
Auch in Eurer Tasche, rief ich, ist Deutschlands Hand. Erkennet,
daß unser Feind Eurer ist!" (l^e^iZaro.) Dichtung oder Wahr»
heit? Solcher Behauptung Müßte mannachgehen;ihrGehaltmuß
zu ermitteln sein. Witzig wärs, wenn deutsche Händler ihre Waare
unter dem Schutz von Bildern Ioffres und Alberts durch die
Sperre klemmten; aber der Witz röche nicht gut.

Hoffnung.

«Wie in der Ostecke der Kaaba der Stein, den Gabriel aus
dem Himmelsgefild herniedertrug, weiß war und vom Anhauch
sündiger Menschheit schwarz wurde: so ist Deutschlands stein«»

nestzerz vonFrevel wieKohle geworden. Sein Schlag, der unter
dreiundzwanzig Monden munter war, ist nun dumpf; als ahnte
jedes Organ der prahlerisch Organisirten das schnelle Nahen der
Verhängnitzstunde. InArabien ist dieMine gelegt, die denRäu»
der desKhalifates in dieLuft sprengt und den Islam aus Knecht-
schaft erlöst. Was bleibt dem Sultan, wenn er nach Armenien
noch Arabien, nach Europa und Afrika auch Asien verliert? Auf
schwankem Steg zwischen zwei ihm feindlichen Erdtheilen wird
er Keinen mehr fchrecken. Seine Wehrmacht zerstiebt; und lange
gedämpfte Gier stürztfich auf die Beute. Hellas erinnert sich byzan»
tischen Glanzes. Stellen nur Hunderttausend, nurAchtzigtausend
seiner Söhne sich in den Kampf für die Freiheit: sie reißen Ru»
mänien mit und das von Beiden leidenfchaftlich gehaßte, Beider
Zukunft bedräuende Bulgarien muß reuig in Rußlands Mutter»
arme zurückkehren oder elend in der Zange verröcheln. Dann steigt,
aus der Gruft, Serbien in neue Größe; streckt sich über dieDrina
und athmet, von Spalato bis Durazzo, endlich die Salzluft der
Adria. Wann?Der ersteWiderhall westlichen Sieges giebtzu sol»
cher Umgestaltung in Ost dqs ersehnte Zeichen. Spröde Zweifel»
sucht selbst mutz dieses Sieges heute gewitz sein. Unsere Macht
wächst von Mond zu Mond, ist dem Gipfel noch fern, von dem
der Feind, keuchend, schon abwärts hurnpelt.Kitchener hatte vor»
aus gesagt, daß der Krieg drei Jahre dauern (auch, daß ihm das
Meer Grab sein) werde; und im April 1916 war in seinem Heer
die Zahl der Offiziere fo groß, wie im No sember 1914 die der
Mannschaft gewesen war. Frankreich, das schon im fünftenMo»
nat nun Verdun gegen Feuerorkane hält, und Rußland, dessen
Heere abermals die Karpathenkämme erklimmen, haben den Eng»
ländern die zur Rüstung nothwendige Zeit verschafft. Dafür hat
Britania durch die Sicherung freierZufuhr und durch den Helfer»
dienst in den schwülen Marnetagen gedankt; und viel mehrFrei»
willige gerüstet, als jemalsbereitwaren,ausfremderErdezufech»
ten, zu fallen. In den dreiLändern, auch inItalien, ist gearbeitet
worden wie nirgends zuvor. Die Petersburger Putilow-Werke
sind heute ein in zehnfacheLeistung erweitertesCreuzot.Alles ist
fertig. Jedes Instrument in Bereitschaft. Jetzt kämpft nicht mehr
Frankreich gegen Deutschland, ein schlecht gerüstetes Volk von
achtunddreitzig gegen ein unübertrefflich gerüstetes von achtund»
sechzigMillionen; auch nichtRußland, ohne Schwergeschütz und

Munition, gegen Krupp. Die Einheit des Handelns auf gemein-
famerFrontist, endlich, erreicht. Briten,Franzosen,Russen,Italer,
Belgier, Serben fechten zum ersten Mal in der felben Stunde.
Die österreichische Offensive gegen Italien ist gelähmt; der russi»
schen in Galizien und der Bukowina die Zermorschung ganzer
Armeen gelungen. Von allen Seiten wird unser Hauptfeind, dessen
Genossen längst siech sind, berannt. Frankreich hält ihn fest an der
Gurgel. England schickt seine tzeldenjugend wider ihn ins Feld.
Rußland ballt an der Düna neue Massen zum Sturm aus die
deutscheNordfront. DerTag der fünfSchlachten, fünf Offensiven
ist nah. Durch ihren Abend schallts: Weh den Besiegten!«
Täglich hören wir, seit der Kalender Sommersansang mel»
dete, solche Rede. Herr tzanotaux, der Jahre lang Minister der
Auswärtigen Angelegenheiten war und lesbare Bücher (über
Richelieu und dieAnfänge derDrittenRepublik)geschrieben hat,
pfaucht, vor Verdun, auf den Maashügeln, an die es sich ge»
klammert hat, müsse das deutsche Heer sterben. »Alle Strategie
wird heute von dem Grundsatz beherrscht: Stellung ist nichts,
Alles die Heereskraft. Wenn die Russen in Ungarn einfallen und
sich nach Nord wenden, muß Deutfchland dort auf zwei Fronten
kämpfen. Oesterreich war schon genöthigt, die für die Trentino»
front aufgefparten Reserven ostwärts zu schicken. Zwischen Vpern
und Soissons donnern seit gestern Englands Kanonen; da wer»
den die Deutschen was zu hören, zu sehen kriegen. Den Finger
auf den Mund; abwarten! Saloniki? Sarrails Armee wird bald
wichtige Arbeit haben. Das Griechenheer, das den Verbün»
beten im Rücken lästig geworden wäre, geht nach Haus. Deut»
sche und Oesterreicher sind nach Galizien geeilt, die Bulgaren
(von denen Oesterreich Hilfe erbettelt haben foll!) allein auf sich
angewiesen. Mit fast kokettem Eifer ist für die Ausstattung der
Saloniki»Armee gesorgt worden. Allmählich wird der Gesammt»
plan offenbar. Die Hauptschlacht aber, die Entscheidung bringen
muß, ist und bleibt unsere. Krieg und Civilisation hängen am
Schicksal Verduns. Auf diefer Stätte, deren Name alle anderen
in der Geschichte überstrahlen wird, messen sich zwei Vaterländer,
zwei Welten im Zweikampf. Deutfchland hats gewollt. Corps
folgt auf Corps. Das Danaidenfaß: sprach ein deutscher General.
Auch wir leiden; Krieger, Familien, Volk; Alle. Aber wir halten
aus; Alle. Im letzten Graben, auf dem hintersten Hügelchen und

wenns nicht anders sein kann,dieseits von derMaas: wir halten
aus; müssen aushalten. Verdun war in der Reihe der Haupt»
schlachten vornan; in den Sieg bei Verdun muß sie enden." Der
das Schlachtroß so tummelt, gehört noch nicht zu den Wildesten.
Pariserstimmung im Ersten Stock. Darf sie uns fürchten lehren?
Nicht für die Dauer der finstersten Nachtminute. Würdiger
Anstand sei uns Rüstung. Wir könnten nicht, wie der Feind, auf
dessen Erde fast seit zwei Iahren der fremde Eroberer haust, für
schlechte Haltung mildes Urtheil erbitten. Wir müssen sein, wie
uns die Reichsmannschaft jehen will, der noch einmal nun die
höchste Leistung, von Menschensinn kaum zu erfassende, abver»
langt wird. Sie wird das Mögliche thun; und dürfte den Wicht
anspeien, der hinter der Erzmauer schlottert, sich und den Nach»
bar dadurchzu vergnügen trachet, daß er Neugier ins Wüste aus-
schweifen läßt. Die Feinde sind fertig? Wir auch. Drum könnten
sie, nach der Kraftprobe, die jetzt begonnen hat, die Rechnung
machen und, ohne sich zu bücken, den geraden Weg in vernünftigen
Frieden suchen. Verankert Euch aber nicht in den Glauben, daß
sie so handeln werden.An jederEcke heißts: „ Die Franzosen können
nicht weiter, fürchten den dritten Winterfeldzug mehr als Demüthi-
gung und werden, wie auch der Würfel falle, im Herbst sich entwaff»
nen." Solche Rede kommt aus dem selben Trugwahn, der drüben,
schwache Seelenzu trösten, ausschwatzt, Deutschland (das in heimi-
scher Garnisonnoch,mindestens,dreißigstarkeArmeecorps hat und
dem in jedem Jahr sechshunderttausend Rekruten zuwachsen)
trommele Blinde und Lahme zusammen. Hüte Jeder sich und die
Nächsten vor Enttäuschung. Glauben die Feinde, noch nicht auf
den Gipfel ihres Vermögens gelangt, im Frühling mit Schwer»
geschütz und Munition uns voraus zu sein: sie werden ihre
Männer abermals in Wintersturm, Schnee, Grabenwasser stellen.
Der Muthige will weder getröstet noch belogen werden. Ein
Massenangriff kann mit Gefunkel beginnen und ertraglos aus»
laufender ersteVorstoß kann splittern, derzehnte einetzauptader
desHeereskörpersaufschlitzen.TapfereVernunfträth.hinterjeder
Offensive einenLagerkampf von derDauer des um Verdun wüthen-
den zu erwarten; von Geprahl sich nicht schrecken, von närrisch heu-
lender Beutegiernichtaus Menschheitbewußtseinködern zulassen.
Der Krieg nimmt, der Friede bringt nicht, was Michel träumt.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Karden in Berlin. — ,
Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Paß « Garleb <S. m. b. ß. in Berlin.

vi« Zukunft.

Saar Schaumwein
^miig in semer'5?r't-.
A,'ch5, rassig, blumig un^ oußewröentti'ch
bekömmlich.
Vilöunger)(elenenquelle
— 1914 -° 11.Z25 Ls^e^äste ur>ä 2,181,681 rissckevverssrlä.
kÄrstl. Vilckunßer Mineralquellen. Lsg ViIS«Qs«n4.

Idilurienleu-examell
KS«Ks«Ks«K^>rs«Ks«rs«KS«KS«KS«KS«
Keftellnnge»
auf die
Ginbanddecke
zum 95. Bande der „Zukunft"
(Nr. 27—sg. III. (Quartal des XXIV. Jahrgangs),
elegant und dauerhaft in Kalbfranz, mit vergoldeter Pressung :c. zum
Preise von Mark 1.7Z werden von jeder vüchnaudlung od. direkt
vom Verlag der Zukunft, Lerlin 8W. 48, lvittzeltnstr. ZS
entgegengenommen.
5,

»r. 4».
?!t Z«Il»»st.
8. Juli
Soc>sn-/<ttisngsss!!L<)Kstt SspIin.I^oi'cl.

Aktivs.
A.
I"'
«runclstiioks . . .
8 571
812
15
Hsus-Kont« ....
348
821
20
LvpotllsK.'?orSsriinA
5 42«
755
23
2 671
515
44
VsrküAkärs Klittsl. .
217
327
0,,
^.väls . . Kl. 592 800
Inventar
1
—
KsvivQ-n.Vsrliist-Xt.
4 670
719
21 900 951
,,5
Massivs,,
^,KtisoKäpitäI-Kollt« .
LvpotKsK. - LoKuIclsQ
LläudiAsr
^,vs,1s . . >1. 592 30«
>21 900 951j63
tte>v!nn. nnck V<>rlll»t lionia per 31. vesemder I»l5.

vsdst.
8sI6o-Vorti-ä? a. 1914
(ZssoKäfts-IIiiKostsn
(Zrullclst. n. Ilnkast,
iindsväuts (Zrim6st
^uv^eksstoiisr . ,
üivssn n, ?rovisiovsli
UvostüsKsn-^irissii
Ksiisvervrslt -n XielZ
brsuck-^iiscniisss
^bsekrsib ä,^Vsrts>gp
6«, «,. Lllnulijscircl
Rückst f. <1 Verglsion
m.cl. Immobil,
lZssslIsoKalt . .
51,
pk
3 349 531
15
127 453
16
47 993
19
19 906
«1
299 393
92
171 471
43
121 719
89
724
5«
49 41S
24
650 000
4 837 612
54
Xrsclit.
?ä«Ktsr>, Nist. n. Vsr-
sokisrlsiiss . . . ,
UvpotKsKsn-2inssQ ,
Verlust
Kl.
4 115
162 777

4 670 719
4 837 612
ZZsrliri, üsri 14. >7ur>i 1916.
vor Vorgtävck.
HäKn. Horvit^.
Itor ^nki«lit»rst.
KliKinA.
,'5
65
89>
54

Galem^leVum
GalemGoW
S« Auc^telchostmaKS verpackt. I0«p«rt»'rustlrei!
SigarVitVN.

»^-- , -
<>rune^slcl>
Kennen.
8onntag, llsn 9. luli, naoKmiUagZ 3 UKr
7 Kennen;
Lrosser kreis von öerli«
prsise 100 00V Uli.
preise «1er plstss.
l.ogen: I. Keine 15 Kl.. 2. Reib« 14 Kl.. 3. KsiKs 12
I. k^Ial^: Herren 10 Kl.. Oarnen 6 Kl.. Kinäer 2 Kl.
Lsttelplsl?: Herren 6 KI.. Damen 4 Kl. II. 3 KI..
Kinäer 1 Kl. lerrasse: 2 KI.. Xinäer 1 Kl. I».
1 Kl. IV. k>IaK: 0.50 Kl.
- WsgenKsrte: 10 Kl. -
V«rverI«SUk von üennbännbillets, LissnbaKn5äKr-
Körten nncl oln^ieNen KennoroArainrnen im Weltreise»
but'sau „Union", Untep öon l.inäen 22, unä KaufKsus
äss Westens, IsusnKienstr. 21—24.
Li8endann-?anrpläne in 6en läAes^eitnnAen nnci an 6en
^nsenIaAsäuIen.
» —

Kr, 4V.
— Die Zukunft. —
8 Juli 191«.
VersanS dllrct, Qustsv Striebo». ösd 8zl?brunn i, ScK>,
blosse s 8acKs
rsruiiprsodsr: Stsillplätn 9S34-9<>Sö.

Bad Salzbrunn (Schlesien). Bis zum 30. Juni 191. g
sind 2434 Kurgäste, 1941 Durchreisende, zusammen 4373 Pe^ p
^ sonen hier eingetroffen. Außerdem wurden 23 619 TageH z,
besuche? gezählt. s

Berlin, den 15. Juli 1»1K.
Verdun.

SW^erdun trägt (wie die drei gleichnamigen Orte in den Depar»
☐tements Tarn»et-Garonne, Saone-et-Loire und Ariege) in
seiner zweiten Silbe keltischen Ursprung noch deutlich zur Schau.
Sie ist die Verkürzung des in der Zusammensetzung so vieler galli-
schen Ortsnamen (wie auch Mein, in Dun an der Maas, in Thun
in der Schweiz) auftretenden äunuin, das mit dem neuhochdeut-
schen Zaun, dem englischen tonn in sprachlichem Zusammenhang
steht und sich schicklich mit Burg wiedergeben läßt.
Das sogenannte Itinerariurn ^ntonini (etwa aus dem Beginn
des dritten Jahrhunderts, trotz dem Namen) erwähnt den Ort
als eine der Stationen auf der römischen Straße von Divodu-
rum nach Durocortorum, von Metz nach Reims; und die Notitia
'äiAnitatum der späten Kaiserzeit (gegen 400) spricht von der civi-
tas (dem ganzen Gebiet) Veroäunensinin, die mit den drei an»
deren civitates: l'reverorurn, ZVle6ic>inatricornrn und I^eucoruin,
als Bellica prima (mit dem tzauptort ^nZusta l'reverorum, Trier)
zusammengefaßt wurde.
Von Paris und Meaux her kam vor der Mitte des vierten
Jahrhunderts als erster Verkünder des Christenthums Sanctinus
(Saint Zaintin), der auf dem Hügel im Westen vor der Stadt
Petrus und Paulus zu Ehren ein Kirchlein erbaute. An das
Gotteshaus heftete sich später der Name des volksthümlichsten
der Bischöfe Verduns, des Heiligen Vidennus oder Vitonus
(Saint Vanne^sZ) aus der Zeit Chlodwigs (481 bis 511). Er er-
scheint auf Darstellungen (wie unter anderen auch Saint Narcel
an der Außenseite von Notre°Dame in Paris) mit einem (sym-
bolischen) Drachen, von dem er das Land befreit hatte und dessen
s

jBildniß, nach der Angabe des Abb6 Clouet, noch bis in die
Mitte des achtzehnten Jahrhunderts bei der Bittprozession, die
Himmelfahrt vorausgeht, getragen wurde. Die später umgebaute
Kirche Saint-Vanne(s) wird in der Folgezeit zum Mittelpunkt
einer berühmten Benediktinerabtei. Nm sie herum entstand unter
Ludwig dem Dreizehnten von 1627 an unter dem Gouverneur
Louis von Marillac (er wurde 1629 Marschall und ward 1632
auf Betreiben von Richelieu in Paris hingerichtet) die schon 1552
geplante Citadelle, die Vauban später in seinem Sinn umbaute.
Die Klosterräume wurden seit der Französischen Revolution
Kaserne. Die ihrem Einsturz nahe Kirche ward im vierten De-
zennium des neunzehnten Jahrhunderts bis auf einen romani-
schen Thurm abgetragen. Das Bombardement von 1870 that sein
Uebriges; und so ist heute fast nichts mehr von den einst so um-
fangreichen Baulichkeiten vorhanden. Das Selbe gilt von einer
Reihe später entstandener Klöster, wie Saint-Airy und Saint-
Paul, das Gaspard de Saulx de Tavannes (eins der Forts heißt
nach ihm) 1552, als man das Herannahen Karls des Fünften
von Metz her fürchtete, aus militärischen Gründen dem Boden
gleich machen ließ.
Nach dem Abzug der Horden Attilas (451) aus der vernich-
teten Stadt baute Pulcronius (Laim?uIcKrSne) auf der Höhe in
ihrer Mitte der Maria ein Gotteshaus, das, so oft es auch zer-
stört ward, noch heute als Kathedrale seine alte Stelle bewahrt.
Als Chlodwig 511 starb, kam Berdun mit Austrasien an den
ältesten der Söhne: Theoderich den Ersten. Er nimmt dem Nach-
folger Von Saint Vanne, dem Desideratus (Oesire), Habe und
Amt; aber Theodebert, sein Sohn, setzt den Geistlichen wieder ein.
Am verarmten Bürgern aufzuhelfen, erbittet der Bischof vom
König Geld und erhält siebentaufend Goldsolidi, die er sich mit
Zinsen zurückzuzahlen verpflichtet. Als man dem Herrscher end-
lich die geliehene Summe bringt, weist er sie zurück und legt so
'den Grund zum Reichthum der Händler in Berdun, deren Wohl-
stand Gregor von Tours hervorhebt. Zweihundert Jahre später,
zur Zeit Karls des Großen, hören wir von als Lracenses ne^o
tiatores bezeichneten Händlern, diei sich des Wasserweges bedienten
ünd deren Bedeutung und wachsender Einfluß zum Vergleich mit
der Korporation der Nautes (nauwe) in Paris auffordert.
Theodebert lebte mit der schönen Deuteria aus dem südlichen
Gallien in Wilder Ehe, in die sie eine Tochter mitgebracht hatte,
lund da die Mutter in ihr die künftige Nebenbuhlerin fürchtete,
ward ein Unglücksfall erheuchelt. Wild gemachte Stiere stürzten

den Wagen (die basterna) mit der Jungfrau bei Verdun von der
Brücke in den Fluß, auf der die alte römische Striaße die Maas
überschritt; es ist die! Stelle des ?ont Sainte-Orvix. Deuteria ward
verstoßen und der König (der 548 starb) nahm die Langobardin
Wisigardis zum Weib.

Von der Mitte des sechsten Jahrhunderts an sitzt auf dem
bischöflichen Stuhl in Verdun ein Bürger der Stadt selbst, der
durch Venantius Fortunatus besungene Agericus (Agiricus,
Agerich, Saint ^,ir>), der das erste Kind Sigiberts und der durch
ihren Kampf mit Fredegunde und durch ihr schreckliches Ende be-
kannten Brunhild, Childibert den Zweiten, tauft.

> Als 387 in einer Verschwörung gegen Brunhild, den jungen
König und seinen Onkel Guntchramn (Gontran) von Burgund,
einer der Missethäter, Guntchramn Boso, trotz der Bürgschaft
vpn Saint ^,ir^, in dessen Schutz er sich begeben hatte, nach An-
delot am Rognon (im heutigen Departement de la Haute-Marne)
hin abgeholt und getötet worden und ein anderer in der Kapelle
des bischöflichen Haufes, in die er sich geflüchtet hatte, von oben
her durch das abgedeckte Dach, niedergemacht worden war, hielt
es Childebert der Zweite für gerathen, den frommen Herrn in
Verdun zu besuchen. Bei dieser Gelegenheit ward ein von Saint
/Vir^ gesegnetes Weinfaß trotz größtem Durst der Gäste nicht leer;
so wenigstens sucht sich die Legende mit der Tonne abzufinden,
die auf den Darstellungen von Saint ^ir^ erscheint.

Pippin der Mittlere hatte noch kurz vor seinem Tode (De-
zember 714) auf Betreiben seiner Frau Plektrudis seinen Sohn
von der Alpheid, Karl (Martel), von jeder Erbschaft ausgeschlossen.
Aber gerade ihn drängten die Ereignisse an die Spitze des Staa-
tes, als er der Haft, in der er saß, entkommen war. Dem Bischof
Peppo in Verdun lohnte Karl, der seine Gründe hatte, der Kirche
im Allgemeinen nicht hold zu sein, mit Schenkungen die ihm beim
schwankenden Beginn seiner Herrschaft bewiesene Treue.

Bald nachdem Karls Sohn Pippin König der Franken ge-
worden war, ist Bischof von Verdun Madelveus (Saint IVlaäalve),
der eine Pilgerfahrt ins Heilige Land unternimmt und unter
dessen Episkopat der größte Theil der Stadt und die Kathedrale
ein Raub der Flammen wird.

Ein trauriger Zug bewegte sich 833 durch Verdun, Er kam
vom Lügenfeld. Lothar führte seinen Vater Ludwig den From-
men zur Kirchenbuße nach Sankt Medardus bei Soissons.

Zehn Jahre später wird in Verdun der berühmte, aber mit
Anrecht als der Scheidepunkt französischer und deutscher Geschichte

bezeichnete Zerstückelungvertrag geschlossen, der es dem Gebiete
Lothars des Ersten zutheilt. Dieser starb 853, wenige Tage, nach-
dem er Mönch geworden war, im Kloster Prüm in den Ardennen,
das die Normannen 882 niederbrannten. Die Gebeine des Kaisers
hat man 1860 wieder aufgefunden. Von seinem zweiten Sohn,
Lothar dem Zweiten, stammt der Name Lothringen.
Bei diesem Fürsten stand Bischof Hatto in Gunst, der das
ärmliche Gotteshaus, das Madalveus mit seinen beschränkten
Mitteln errichtet hatte, durch ein schöneres zu ersetzen begann.
Er nahm 869 Karl den Kahlen auf, der es eilig hatte, das Reich
seines verstorbenen Neffen an sich zu bringen und sich in Metz
zum König von Lothringen krönen zu lassen. Aber Ludwig der
Deutsche forderte seinen Theil an der Beute, drohte; und so kam
es 870 zum Zerstückelungvertrag bei Meersen. 882 starb Ludwig
(der Zweite von Germanien, I.«uis 1e /eurie), der zweite Sohn
Ludwigs des Deutschen; und sein Bruder Karl der Dicke vereinte
noch einmal fast das ganze Gebiet Ludwigs des Frommen. Ar-
nulf von Kärnten giebt 895 seinem Bastard Zwentibold Lothrin-
gen zum Königreich; und nachdem Dieser 900 gefallen war, er-
kennen die Anterthanen seinen legitimen Halbbruder Ludwig das
Kind, den letzten deutschen Karolinger, als Herrscher an und 911
den Karolinger Karl den Einfältigen von Frankreich.
Der ehrgeizige Giselbert, der Karl viel Unruhe berettet hatte,
streitet um den Besitz des Landes mit Heinrich dem Ersten von
Sachsen, dessen Schwiegersohn er 928 wird. Er ertrinkt 939 auf
der Flucht vor Otto dem Ersten (936 bis 973) im Rhein. Ludwig
der Vierte von Frankreich, der Sohn Karls des Einfältigen, hei-
rathet Giselberts Witwe, wird also Ottos Schwager; aber der
Deutsche Kaiser weiß Lothringen zu behaupten. Sein Bruder, der
Erzbischos Bruno von Köln, theilt Lothringen in Nieder- und
Ober-Lothringen; an dem zweiten Theil bleibt später allein der
Name Lothringen haften. Ludwigs des Vierten Sohn, Lothar,
erobert während der/Minderjährigkeit des Deutschen Kaisers Ottos
des Dritten Verdun, das aber bald nach dem Tode des französi-
schen Herrschers an Deutschland zurückfällt.
Kaiser Otto der Dritte ernennt den Bischof Heimo zum welt-
lichen Herrn über Verdün mit allen tzoheitrechten. „Ott« impe-
rator, tteim« episcopus" künden die Münzen.
Aber die scheinbar sv! einfache Rechnung war ohne den Wirth,
ohne die Grafen von Verdun gemacht, denen damit die Rolle
von absetzbaren Unterstellten des Bischofs zugetheilt wurde, wo
sie sich das Recht des Eigenthums zuschrieben. Als daher Raim»

bert, der auf Heimo folgte, Louis de Chiny zum Grafen ernannte, entfesselte er den Zorn Gothelons (er war der zweite Sohn Gott« frieds des Alten, Grafen von Verdun), der aus Niederlothringen herbeieilte und seinen Nebenbuhler tötete. Gothelons Sohn ist Gottfried der Bärtige. Als ihm der Bischof Thierry Erbschaft« rechte nicht zugesteht, nimmt er 1047 Verdun ein, läßt die Stadt plündern; und Notre-Dame geht in Flammen nieder. Gottfried thut öffentlich Buße. Die Kathedrale ersteht unter Thierrys Regiment wieder; und zum Jahresschluß 1069 findet Gottfried in ihr seine letzte Ruhestätte.

Gottfried der Bärtige ist bekannt durch seinen Widerstand gegen Kaiser Heinrich den Dritten und seine Heirath mit Beatrix von Tuscien, deren Tochter, die berühmte Mathilde, die 1077 Gregor den Siebenten in Canossa aufnahm, den Sohn ihres Stiefvaters, den 1076 ermordeten und in Verdun beigesetzten Gottfried den Buckeligen, 1070 geheirathet hatte. Gottfrieds des "Buckeligen Neffe ist der Held des ersten Kreuzzuges: Gottfried von Bouillon, der letzte der alten Grafen von Verdun. Er giebt seine Ansprüche dem Bischof Richer gegenüber auf; und Der macht den Grafen von Bar zu seinem bischöflichen Grafen (vou6). Der zweite dieser Würdenträger ist Reinhold der Einäugige (Renauld-le-Borgne), der für Verdun zur schlimmen Plage wird und dessen Macht erst ein Ende nimmt, als es dem Bischof Alberon von Chiny gelingt, die Burg des Tyrannen, die Courlouve, in seinen Besitz zu bekommen.

Der Heilige Bernhard aus Fontaine-lez-Dijon hatte in V6-zelay vor Ludwig dem Siebenten und Eleonore von Guyenne den zweiten Kreuzzug gepredigt. Auf seiner Fahrt dazu nach Metz weilte der König 1147 in Verdun; und noch im selben Jahr er» schien in der Stadt der dritte Papst Eugenius und weihte die Kathedrale; der seit Gottfrieds, des Bärtigen Zeit errichteten hatte Reinhold so übel mitgespielt, daß Alberon den Neubau unternommen hatte. (Heute ist es der älteste Theil des Gebäudes.) Der Architekt Garin gab ihm auch im Westen Chor und Querschiff. In das romanische Werk drang mit Pierre Perrat Gothik ein; und endlich wandelte das achtzehnte Jahrhundert mit jenem Unverständnis;, das Victor Hugo so scharf gegeißelt hat, Das, was die alten Meister geschaffen hatten, in einen faden Bau im Stile Ludwigs des Fünfzehnten um, an dem das einzig Beachtenswerthe die Reste der älteren Zeit sind, so der um 1510 erbaute Kreuzgang auf der Südseite im Stil der flammenden Gothik. Das langgestreckte kasernenähnliche Gebäude neben der Kathedrale, das

Mit ihr Stadt und Umgegend überragt, ist der bischöfliche Palast
und das Große Seminar.
In das Jahr 125tz fällt der kurze Episkopat des Schuster«
sohnes aus Trotzes, der zum Patriarchen von Jerusalem empor-
stieg und 1261 als Arban der Vierte an die Spitze der Christen-
heit kam. Er ist der Papst der Tannhäusersage; der selbe, der
den Visionen der Juliane bei Lüttich durch allgemeine Anord-
nung des Fronleichnamfestes zur Wirklichkeit verhalf.
In wechselvollen Kämpfen mit den Bischöfen wird in Verdun
allmählich die bürgerliche Freiheit erreicht.
Gegen 1265 wird (nach den Angaben des Abbe Clouet) Ver-
dun eine erste, 1286 eine zweite „Friedenscharta" bewilligt, die
die Anerkennung der Kommune; durch die Bischöfe bedeutet. Aber
Streitigkeiten in der Kommune selbst begründen die Schutzwacht
(1^ Osräe, la >Var6e), die die Stadt bei Frankreich, beim Haus
Luxemburg, beim Grafen von Bar zu suchen genöthigt war. 1357,
137Ä und 1378.endlich ward durch Karl den Vierten, den Verkün-
der der „Goldenen Bulle", die Stadt für frei und kaiserlich erklärt,
der Kommune die hohe Gerichtsbarkeit endgiltig zugesprochen und
damit die bischöfliche Autorität außer Kraft gesetzt.
Die Kommune in ihrer demokratischen Form mit der Ge-
fammtheit der Bürger (der K«urFO«i») wird unter dem Druck der
liZnJZcs, einflußreicher unter sich verbundener Familien, allmäh-
lich zu einer aristokratischen Einrichtung (der der citains).
In der zweiten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts erbaut
die Kommune die großen Stadtmauern (le Orancl Kempsrt), unter
deren letzten Resten die auf Kosten des Großkaufmanns und 6o^en
seculiei Iehan Waultrec errichtete (später etwas veränderte)
?ortedkäuss6e sehenswerth ist.
Die Bischöfe und das demokratische Element neigen (einer
der Hauptgründe dazu liegt auch in der Sprache) im Allgemeinen
zu Frankreich, das aristokratische zum Kaiser. So erkannte Lie«
bauld de Cusance (l^eobälclus 6e OusäMia, natione bur^undus)
1389 Karl den Sechsten von Frankreich als Mitinhaber seiner
Hoheitrechte über Stadt und Landschaft Verdun an; aber auf
Betreiben der citains und bei kaiserlichem Einspruch ward eine
bloße Schutzwacht daraus, die>Mit Karl dem Siebenten, dem König
der Jungfrau von Orleans, erneuert ward.
In der berühmten, für Ludwig den Elften so demüthigenden
Zusammenkunft mit Herzog Karl dem Kühnen von Burgund in
!Peronne (1468) war auf „das wahre Kreuz, das der Heilige Karl
der Große trug und das sich das Siegeskreuz nennt", auch die

Bedingung beschworen worden, daß Monseigneur Charles de
France, Herzog von Berry, der einzige Bruder des Königs, die
Länder Champagne und Brie erhalten sollte. Das hätte Karl dem
Kühnen als Verbündetem des Herzogs von Berry ermöglicht, ohne
Schwertstreich bis in die Nähe von Paris zu kommen; so wußte
der im Verhandeln und Intriguiren so gewandte Ludwig (qui otait
plus LSAS s, conciuire tels trailes Hue nuls ÄUtres princes Hui aient
'ete cle s«n temps: Commines) fertig zu bringen, daß sein Bruder
1469 die Guyenne annahm, wo er weit von Burgund entfernt
war. Aber der Kardinal Balue, Bischof von Angers, der Ludwig
viel verdankte, rieth dem Bruder seines Königs heimlich und
dringend, nur die von Burgund in Borschlag gebrachte Theilung
anzunehmen. Das hatte Balue und sein Schützling, der gleich«
falls bisher von Ludwig begünstigte Bischof von Verdun, Guil»
laume de tzaraucourt, mit langer Gefangenschaft in den berüch»
tigten Käfigen zu büßen, von denen Victor Hugo in „Notre°Dame
de Paris" nach Henri Sauval ein so entsetzliches Bild entwirft.
Doch haben beide Gefangene nach ihrer Entlassung aus der Haft
noch über zehn Jahre gelebt. Nach Piganiol de la Force sah
!man noch 1780 im Donjon des Schlosses von Loches zwei solcher
Käfige aus Holz mit Eisenbeschlägen von sechs Fuß Breite und
acht Fuß Länge,- und nach dein Abbe Gabriel gab es in den Ge«
fängnissen des bischöflichen Palastes in Verdun bis 1760 noch
einen Eisenkäfig.

Im Jahr 1532 willigt Moritz von Sachsen für die Hilfe, die
Frankreich den protestantischen Fürsten Deutschlands im Kampf
gegen Karl den Fünften zu gewähren hat, darein, daß Heinrich
der Zweite die inmitten Lothringens gelegenen reichsunmittel-
baren Bisthümer Metz, Toul und Verdun als Vicaire äu Läint-
Lmpir« (als Vicarius Imporii) unter sein Protektorat nimmt.
Schon seit dem Jahr 1508 waren mehrfach lothringische Prinzen
Bischöfe von Verdun; und als während der Liga die Stadt eine
lothringische Besatzung aufnahm, hielt sich Lothringen für ihren
Herrn. Beim Triumph Heinrichs des Vierten über seine Gegner
beeilte sich aber auch Verdun, unter die Botmäßigkeit des Königs
zurückzutreten. Anter seiner Regirung hörte das Appellation-
Recht bei der Kaiserlichen Kammer in Speyer, als dem obersten
Gerichtshof, auf.

Die Citadelle, die unter Richelieus Regiment entstand, war
bestimmt, die Bürger im Zaum zu halten und Feinde von außen
her abzuwehren. Gegen ihren Bau in „seiner" Stadt erhebt 1627
der Bischof Fran?ois de Lorraine mit öffentlichem Anschlag und

allen geistlichen Waffen, die ihm zu Gebote stehen, Einspruch. Das erregt überall das größte Aufsehen und wird Veranlassung zu einer Schrift, in der das Recht der französischen Krone auf Verdun den Bischöfen gegenüber verfochten wird.

Das Reichswappen machte 1632 überall der französischen Königslilie Platz; und 1633 ward die städtische Gerichtsbarkeit abgeschafft und die Urtheile wurden in des Königs Namen gefällt. Das bedeutete das Ende der städtischen Freiheit,

Am Schluß des Dreißigjährigen Krieges endlich, der weder der Stadt die Pest noch der Umgegend alle Schrecken der Verwüstung ersparte, ward, am vierundzwanzigsten Oktober 1M8, in Münster vom Deutschen Reiche die Souverainetät Frankreichs über die drei Bisthümerl Metz, Toul und Verdun anerkannt: „Die Oberherrschaft, die Landeshoheit und andere Rechte, die bisher das Römische Reich auf die Bisthümer Metz, Toul und Verdun und deren Städte und Gebiete gehabt hat, sollen künftig auf eben die Weise der Krone Frankreich zustehen und ihr auf ewig einverleibt sein, jedoch mit Vorbehalt des Metropolitanrechtes, das dem Erzbisthum Trier zukommt" (Usbersetzung von Weltmann, Leipzig, 1809). Damit schwand auch der letzte Schein der Hoheitrechte der Bischöfe auf Verdun und die Grafschaft.

Am Pfingstsonntag und am Tage des Fronleichnamfestes 1687 weilte Ludwig der.Vierzehnte in Verdun. In seinem Gesolge war auch Racine, der in einem Brief seinem leidenden Freunde Boileau (er hatte seine Stimme völlig verloren) in Auteuil (damals noch Dorf in der Nähe der Hauptstadt) das Versprechen giebt, nach der Heimkehr ausführlich über Alles zu berichten.

Der August 1725 brachte große Ausgaben. Man mußte Maria Leczinska würdig aufnehmen, die Tochter des Polenkönigs Stanislaus (von 1737 bis 1766 letzten Herzogs von Lothringen), die der Herzog von Bourbon als leitender Staatsmann dem noch nicht sechzehnjährigen Ludwig dem Fünfzehnten bestimmt hatte. Die Hochzeit war im September in Fontainebleau.

In Folge der Unvorsichtigkeit eines Arbeiters ging am achtzehnten November 1727 die Pulvermühle in die Luft; fünfzig Häuser wurden mit vernichtet, andere schwer beschädigt. In der Unterstadt blieb nicht eine Fensterscheibe unversehrt.

Aus einer ganzen Reihe bekannter Männer, die in Verdun geboren sind, sei nur des tapferen Chevert (1695 bis 1769) gedacht, dessen Denkmal aus Bronze sich zwischen der Porte de France und der Kathedrale erhebt. Er zeichnete sich im österreichischen Erbfolgekrieg in Prag und im Siebenjährigen Kriege bei Hastenbeck besonders aus.

Die Geschehnisse des Jahres 1792, der Einmarsch in Frank-»
reich unter Herzog Karl Ferdinand von Braunschweig, dem sich
Friedrich Wilhelm der Zweite, der preußische Kronprinz und viele
Emigranten angeschlossen hatten, sind durch Goethes „Campagne
in Frankreich" bekannt. An Einzelheiten hat neuere Forschung,
so die von Chuquet, geändert. Nach Ablehnung der Aebergaoe
ward Verdun in der Nacht zum ersten September bombardirt.
„Gegen Mittag wurde die Stadt zum zweiten Mal aufgefordert
und erbat sich vierundzwanzig Stunden Bedenkzeit." Der Kom-
mandant Beaurepaire war gegen Auslieferung des Ortes, sah
aber ein, daß er dÄn fast allgemeinen Drängen gegenüber macht-
los war, und erschoß sich deshalb in aller Frühe und Stille des
zweiten September in seinem Zimmer auf dem Rathhaus, nicht
aber „in voller Sitzung". „II sims, micux se clonner la morc c^u<?
Nach Abschluß der Kapitulation fiel der tzusarenlieutenant
Graf tzenckel als Opfer eines unverständigen Schusses. Den König
günstig zu beeinflussen, heißt es nun, begaben sich daher mehrere
der „wohlerzogensten Frauenzimmer" ins Hauptquartier nachBras
(nördlich von Verdun) mit Blumen und jenen ärä^ees, die seit
langen Zeiten eine gefeierte Besonderheit von Verdün sind, die
aber, wie es scheint, in,diesem Fall wohl nicht einmal angenom-
men wurden.
Dem Abmarsch der Preußen und der Wiederbesetzung durch
die Franzosen folgte das traurige Drama, dessen letzte Szene im
April 17M in Paris die Guillotine abschloß. Harte Zeiten geben
harten Spruch. Fünfunddreißig Häupter, waren dem Schaffst ver-
fallen, darunter das'von kNeyon, der die Kapitulation abgeschlossen
hatte, und von vierzehn weiblichen Wesen, eben jenen, die im
preußischen Lager erschienen waren. Man faßt sie im Anschluß
an eine Ode von Victor Hugo (auch Delille hat sie in Versen und
Lamartine in seiner poetischen Prosa gefeiert) als die Vierdes
ae Veräun zusammen, obwohl, unter ihnen nur sieben junge Mäd-
chen waren. Den beiden jüngsten ward die Todesstrafe gegen
Ausstellung auf dem Schaffst und Gefängniß erlassen, aus dem
die Aenderung der politischen Lage sie früh befreite.
Als im Sommer 1808 der Gymnasiallehrer und Historiker
Galletti aus Gotha durch Verdun kam, schrieb er: „Für Damen
und Kinder hat diese Stadt eine eigene Merkwürdigkeit. Sie
liefert ihnen die feinen Bonbons, die ihnen schon durch ihre
witzigen Devisen eine angenehme Unterhaltung gewähren. Hier
lebt jetzt mancher gefangene Engländer fern von seinem Vater-
land." 1803 hatte Bonaparte (damals noch Erster Konsul) nach

dem Bruch des Friedens von Amiens vom März 1802 alle Engländer, die noch in Frankreich weilten (es waren nach der An« gäbe des Abbe Gabriel etwa sechshundert), nach Verdun bringen lassen, wo sie, überwacht, aber sonst in völliger Freiheit, bis 1814 bleiben mutzten.

An die heldenmüthige Vertheidigung der Stadt im Jahr 1870 unter dem General Guerin de Waldersbach und an das dreifache Bombardement im August, im September und im Oktober erinnert auf dem Friedhof ein Denkmal: zwei Gestalten, die mit höchster Anstrengung der Muskeln ein Kanonenrohr am Strick herbeischleppen.

Der Stadt ward die ehrenvolle Bedingung zugestanden, daß das in ihr vorhandene Kriegsmaterial beim Friedensschlutz zurückgegeben werden solle. Sie blieb bis zum dreizehnten September 1873 besetzt und wurde später Grenzfestung. Für den Heroismus, mit dem sich Frankreichs Kinder jetzt seit Monaten vor Verdun wehren, wäre Lob aus deutschem Mund nur Wortegetön.

Reinickendorf-West. tzans Flemming.

AM?ißt Ihr, wie Das ist, wenn man sucht, wenn man sein ganzes Leben sucht und nicht findet? So ging es dem kleinen Winfried. Er fühlte, daß er mit Etwas auf die We,lt gekommen war, dajs er Nicht hatte. Aber es machte ihm lange Zeijt große Schwierigkeit, herauszufinden, was ihm denn eigentlich fehle. Als er auf einem Waldweg das Märchen vom Mann ohne Schatten hörte, sah er sich ängstlich um, ob er selbst schattenlos sei. „Kind, Dn fällst Wer Deine Beine," sagte die Mutter. And da lag er auch schon. „Warum jagst Du nicht Schmetterlinge? Immer voran, geradeaus führt der Weg in die Welt!" Aber Winfried dachte nicht an die Welt. „Spiel mit dem Brüderchen! Das wird Dir gewiß Freude machen." Winfried gehorchte, aber während er ihm unermüdlich den Ball zurollte, den der Kleine ihm warf, überlegte er^, warum es ihm wohl gar keinen Spaß, mache. >

In den Sommerferien zogen sie einmal ins Gebirge. Alles jubelte über den Wasserfall am Bergabhang, über die Blumen und Beeren, die man pflücken konnte, über den Sonnenaufgang hinter den hohen Gipfeln. Winfried sagte sich.- man ist arm, wenn man sich nicht über die Natur freut; ich will sie genießen! Nun machte er

Drei Skizzen.

Der Sucher,

Stunden lang Wege, hörte auf jede Lerche, sah jeder Wolkenbildung nach und dachte: Was fehlt mir nur? Ich empfinde doch gar nichts. Genau so ging es ihm beim Tanz mit den Mädchen. Weil er hübsch und gut gewachsen war, schaute er in lauter lachende Gesichter. Es wäre ihm ärgerlich gewesen, wenn Eine ihm einen Anderen vorgezogen hätte. So aber sagte er nur gedehnt: »Sehr nett! Ich wünschte, ich könnte mich verlieben." In der Ecke saß ein Mädchen mit schworzen, seelenvollen Augen. Er beschloß, es znm Ziel seiner Wünsche zu machen. Nun näherte er sich ihr, sprach, von Tanz und Sport und Wald und Berg, von Einsamkeit und Liebe. Er hatte klug beobachtet und wußte, wie mans mache. Es verfing aber nicht. „Warum tanzen Sie nicht?" „Es ist häßlich, sich von Jedem umarmen zu lassen." „Tanzen Sie mit mir." „Nein, danke." „Warum auch nicht mit mir?" „Ich tanze, wenn meine Seele tanzt nnd wenn die meines Partners tanzt, aber Ihre tanzt nicht." „Ich habe Wohl keine?" Plötzlich schoß es ihm durch den Sinn. Und dz hatte er den Grund seiner Leere gefunden.
Er dachte: wenn mein Wille gut ist, mnß es mir glücken, mir eine zu machen. Wille ist Alles, kann Alles. Aber was ist Das: Seele? „Du bist egocentrisch," sagte sein Freund in Prima, als er mit ihm philosophirte. Also, dachte Winfrid, muß Seele nicht die Gedanken zu mir, sondern zu Anderen führen. Er dachte an Mutter und Geschwister, an all die Menschen, die Andere gern erfreuen, beschenken, unterhalten. Oft sagte er sich, wenn er Etwas kaufte: Muß ich nicht schenken, bin ich ihm nicht Etwas schuldig? Andere fragten sich (Das merkte er deutlich): Kann ich ihm nicht noch mehr schenken? Habe ich nicht noch irgendwo Mittel? Welcher himmelweite Unterschied der Auffassungen! Er schloß weiter: Mir wird die Liebe einst das Himmelsthor öffnen. Dann werde ich innerlich so froh sein, daß ich Alle beschenke, am Meisten die Reichen, denn sie sind die Seelenärmsten, weil an ihre inneren Nöthe Niemand denkt. Da wurde ihm warm ums Herz, Er begann, zu seinem Freunde gut zu sein, und er hatte auch sein kleines Mädchen, als er in die Universitätstäkt gezogen war. Das Einzige, was ihn noch immer störte, war der Gedanke: „Ich thue ihr Liebes, um selber zu gewinnen. Ich habe in meinem ganzen Leben noch nicht Etwas ohne Absicht gethan; und so lange habe ich auch noch keine Seele."
Weiter zog er durchs Leben, freudlos, obwohl ihm Alles glückte. Er besann sich, daß ihm ein Heim fehle. Aber so oft er sich einer Frau näherte, um sie zu werben, zog sie sich scheu zurück. „Fragen wollen um ihrer selbst genommen werden," sagte die Mutter, „nicht, um Dein Heim zu schmücken." Er fühlte, der Mensch muß erst durch einen Abgrund schreiten, um über sich hinaus zu kommen. Wie wartete er auf eine Enttäuschung, wie hätte er verzehrend gerungen, entbehrt, gelitten, nur um durchzudringen an den Kern seines Wesens, der noch ungeweckt schlief! Aber er wußte, daß, ihm eine Erfahrung,

die er aufsuchte, keine Hilfe bringen werde, eben, weil sie gewollt, weil sie Mittel war. „Gott, Gotit, gieb mir eine Seele," stöhnte er nachts. Und thäte er den ganzen Tag nichts als Gutes, besuchte er Waisenhäuser und läse er Blinden vor: nie, nie würde sich seine Seele ihm entdecken, weil alles Gute nicht Selbstzweck für ihn war. Er wollte auf Liebe, auf Eigenglück verzichten. Er wußte: auch Das hülfe nicht.
>Er war früh gealtert, entnervt und gebrechlich geworden. Einst, als er sein Mittagsschläfchen im Lehnstuhl hielt, weckte ihn eine Stimme, die auf der Straße sang. Es war ein ganz junges Mädchen; neben ihr stand ein Knabe, der die Geldstücke aufhob, die ihnen Vorübergehende oder Leute am Fenster herunterwarfen. Der Schlaf hatte ihn benommen, das Lied, die Stimme, zuletzt die Gestalt hatten auf ihn gewirkt. Er nahm ein Goldstück, einen Zettel, schrieb darauf: „Komm morgen wieder" und warf das Geld in dem Papier hinaus. Nun schlief er jeden Mittag ein, um von der süßen Stimme geweckt zu werden. Jeden Tag warf er ein Goldstück mit den selben Worten hinunter. Viele Tage ging Aas sa. Und einmal scholl das Lied:

„Mich führt Dein Geld,
Mein Vogelsang
In die Welt, in die Welt
Hinaus! Hab' Dank!«

Da wußte er, daß Alles vorbei war. Er legte den Kopf in die Hände, und weinte. Er malte sich aus, wie das begabte Geschöpf nun Mittel habe, ihrer Sehnsucht nach in die Welt zu ziehen und entweder ihrer Kunst zu leben oder ihrer Liebe. Denn daß sie eine Fülle von Liebe verschwenden könnte, wußte er. Und er war glücklich, zum ersten Mal glücklich! Er empfand nicht, daß er sie verloren hatte, an die er bereits gewöhnt war.

Diese Nachmittagsstunde war stets ihr geweiht. Im Lehnstuhl, im Halbschlaf malte er sich ihre Laufbahn aus, die von Tag zu Tag in seiner Vorstellung Heller strahlte. Sie wurde für ihn zum Wesen über allen Wesen, voll Güte und Anmuth, mit dem Gottesklang in ihrer Kehle. Er begann, in die Großstädte zu reisen, Opern- und Singspielhäuser zu besuchen, um sie in ihrem Glanz wiederzufinden. Und sah er Eine, die ihr nur von fern glich, dann schmunzelte er in sich hinein und sprach: „Gewiß, Die ist es!"

Verrannt.

Wie ein ohne Führer losgelassener Eisenbahnzug, zwei Feuerkugeln im Kopf, stürzte er hinein. Die Welteingeweide sehen, nicht aus Büchern zu der einbalsamirten Erfahrung, nein, aus Wissen, vom Samen bis zum Entstandenen, zur Macht dringen, die stärker als Glaube ist, die im sicheren Können beruht!

Was er sah, erfüllte ihn nicht mit Staunen. Staunen ist Unbewußtseinj ich bin bewußt, zu sehen, was ich sehen wollte, deshalb erstaune ich nicht. Also mehr! Er jagte mit Automobilgeschwindigkett,

den Schnellzug schon überholend. Er trank mehr als Alle und betrank
sich nicht. Er tanzte, wenn Das an sein Ziel führte, wenn er verführt
werden wollte. Er selbst blieb bewußt erwägend. Wenn er am Tage
gehungert hatte, spielte er abends Karten und gewann nach zehn Mi-
nuten genug für ein paar Tage. Dann ging er; und man fand ihn
, brutal.
Einmal liebte er eine Frau wahnsinnig! sie bekam ein Kind von
ihm, das aber nicht leben durfte. Weil ihr diese Schmach von einem
Manne wurde, haßte sie ihn. Dafür rächte er sich. Er warf ihr eine
Tasse an den Kopf, die zersprang, und das ganze kostbare Service, ihre
einzige Kostbarkeit, folgte Stück vor Stück. Sie trennten sich. Die
Frau führte ein loddriges Leben und wurde in die Klinik eines Irren-
arztes gebrächt; von dort sandte sie Karten an ihn, die ihn kalt
ließen. Sie war für ihn erledigt.
Die Frau war erledigt.
Blieben die Männer. Die drängten sich mit Begierde an ihn,
aber er stieß sie zurück oder wollte sie nur am Trinktisch sehen. Er ließ
sie laut lachen, weil ihm Das Freude machte. Sie sprachen von
Politik und von dem Geist der Zeit. Das begann, ihn zu interessiren.
Bald arbeitete er mit ihnen, nicht in ihrem Schwärm, sondern als
Führer.
Neu: Phase. Fieberhafte Thätigkeit. Flugblätter; Beschlag-
nahme; Staatsanwalt.
Ferne Pläne von Volkswohl in der Zukunft. Für die Gegen-
wart nichts, absolut nichts. Und er fror. Er dachte an allgemeine
Menschenrechte für die Masse wie an warme Unterkleidung. Aber
das Wasser zog sich auf seiner Zunge zusammen, wenn er an die paar
Vernünftigen dachte. Denen wollte er „potenzirte Vernunft, als
Extrakt, verabreichen"; auch solche Kunst, die alles Aesthetenthum ver-
achtete, die Kunst der Kraft. Unjd er litt trotzdem. Sollte er zu den
Männern gehen?
Eines Tages sah er sich in einem behaglichen Raum. Eine hohe
Frauengestalt lag auf riesigen Kissen in tiefen Farben und wimmerte:
„Wenn das Wetter krank ist, dann bin ich auch krank. Sonne muß
wie Pfeile strahlen, Wärme wie Zobelpelze schmeicheln, Schönheit wie
aus Gesinnung sein." Sie schloß die Augen und flüsterte: »Bring mir
den Fußofen!" Er holte den geschnitzten Kasten mit den fünf Löchern
im Deckel und stellte die Base mit der glühenden Kohle hinein. Sie
dankte durch Augenleuchten und streichelte über seinen Arm, bis sich
ihre Fingerspitzen berührten. Er legte sich auf den Teppich, auf den
sie das größte Kissen geworfen hatte. Sie tranken Rum zusammen.
Er las ihr seine Arbeiten vor. Die meisten fand sie nicht kühl beredt
oder nicht glühend genug; sie reizte und stachelte ihn immer wieder.
Das war seine erfolgreichste Zeit.
Da entdeckte er, daß sie Alles, er nichts war; er hatte das Bewußt-
sein seines Willens verloren. Er war tot, kein Einzelwesen mehr, auf-

gelöst im Altruismus. Nein! Sein Körper sollte nicht zum Gespött
des Geistes weiterleben. So gab er sich den Tod.

Ein Staaterhalter.

Als Franz sieben Jahre zählte, lag er auf den Knien vor der
Jungfrau Maria und bat sie um) Vergebung. Er hatte gelogen; aber
es war ein so famoser Spafz, den Lehrer anzuführen, daß er an die
Sünde nicht dachte. Nun war er zerknirscht und überbot sich in Selbst»
kasteiung.

Er war vierzehn Jahre alt, als ihm Heine und Voltaire in die
Hände fielen. Da schwor er alle Religion ab und wollte nur noch
Aesthet sein. Er fühlte sich mit dem jungen Goethe, mi^t Lenz und mit
Grabbe identisch, bildete heimliche Schülerkneipen und schwang Reden
über Napoleon als literarisches Vorbild.

Mit einundzwanzig Iahren erklärte er seinen Eltern, daß ihm
die Welt zu eng sei und er in die Kolonien gehen müsse. Dort faM
er bald, in der wildesten Gegend, eigenen Gruud und Boden, wo er
als unbeschränkter Herrscher zügellos waltete. Die Negerweiber be-
handelte er als Theil seines Besitzes, mit dem er nach Belieben verfuhr.
Nach etwa sieben Fahren hatte er dieses Leben satt, schiffte sich nach
der Heimath ein und gründete ein landwirthschaftliches Erziehungheim.

Als abermals sieben Jahre verstrichen waren, sah er sich nach einer
praktischen Hausfrau um, die den großen Gutsbetrieb zu leiten ver-
möchte.

Er zählte schon zweiundvierzig Jahre, als er stolz den Kreis
seiner Kinder überblickte: das halbe Dutzend war voll; die Zahl sollte
rund bleiben.

Da die Sieben seiner Jahre ins Quadrat gestiegen war, ging
er mit sich zu Rath, ob es nicht Zeit sei, die Lasten des Lebens zu ver-
ringern und den Lohn für seine Verdienste zu erhöhen. Er stellte Be-
ziehungen zur Hauptstadt und zu einflußreichen Persönlichkeiten her;
mit der Kirche hatte er schon lange Frieden geschlossen. Es war ihm
eine hohe Freude, als der sechsundfünfzigste Geburtstag ihm den ersten
Orden brachte.

Als nochmals sieben Jahre verstrichen waren, umarmte er seinen
Schwiegersohn, Den tüchtigsten seiner Assistenten hatte er erwählt,
um ihm mit seiner Tochter sein Lebenswerk zu übergeben. Er zog
sich ganz vom Beruf zurück und genoß schmunzelnd nur noch den
Haupttheil der Einnahmen. Fn der Stadt ließ er sich von ehemaligen
Schülern, die jetzt in angesehenen Stellungen saßen, gönnerhaft um-
schmeicheln, beschenken und ehren.

An seinem siebenzigsten Geburtstag konnte er auf ein segen-
reiches Lebenswerk, auf blühende Kinder und Enkel schauen, Depu-
tationen aus allen Kreisen und hohe Ehrungen bewiesen ihm, daß er
nicht umsonst gelebt habe. Dr. Käthe Brodnitz.

Vom Krieg zum Frieden.
MMenn ein Mensch nach einem Unfall, etwa zur See oder
in einem Bergwerk, längere Zeit ohne Nahrung gewesen ist,
muß man sehr vorsichtig bei der ersten Zuführung von Nahrung-
mitteln sein. Nur ganz behutsam kann man anfangen; zunächst
mit flüssiger Nahrung, wie Milch oder rohen Eiern, und erst nach
einigen Tagen darf der Genesende wieder die gewöhnliche Nah-
rung zu sich nehmen. Geschieht Dies nicht, kann ein solcher Ver-
unglückter sein großes Nahrungbedürfniß sofort voll befriedigen,
dann wird seine Gesundheit darunter leiden.
Genau so würde es dem Staatskörper des deutschen Volkes
ergehen, wenn gleich nach dem Frieden die Grenzen in der vor
dem Kriege gewohnten Weise der Einfuhr geöffnet würden. Wie
eine Lawine würden sich die zurückgehaltenen Waaren, nament-
lich Kupfer, andere Metalle und Gummi, in das Land stürzen; und
die Folgen wären schlimm. Wer glaubt, daß in diesem Augenblick
die Preise sofort auf den Stand vor dem Krieg zurückgehen wür-
den, ist im Irrthum. Der Großhandel würde allein Nutzen haben
und ungeheure Summen verdienen: denn er kann die Einfuhr
regeln, die billig erworbene Waare zurückhalten und erst allmäh-
lich zu sehr hohen Preisen abgeben. Der zu erwartende Vortheil
wäre so groß, daß es sicher zu einer Syndikatsbildung käme.
Das zweite Bedenken ist noch größer. Die Waare, die der
Großhandel zu solchem Zweck einführt, muß dem Ausland bezahlt
werden. Das kann nur geschehen durch „Devisen" (in Gold zahl-
bare Auslandswechsel) oder durch Gold. In der ersten Zeit nach
dem Krieg wird aber unser Export aus verschiedenen Gründen
nicht so groß sein wie vor dem Krieg, Wir werden also auch
weniger Auslandswechsel erhalten und sind deshalb genöthigt, die
Auslandswaare zum großen Theil mit dem Gold unserer Reichs-
bank zu bezahlen. Die ist dann, um diesen Abfluß einigermaßen
zu beschränken, genöthigt,'den Wechseldiskont zu erhöhen. Das
schadet aber jder Industrie, die nach dem Krieg billiges Geld
braucht, um wieder zu einer normalen Produktion zu kommen.
Dies gilt auch für die jetzt mit Kriegslieferungen beschäftigte In-
dustrie; vielleicht noch mehr als für die andere, die an Arbeiter-
mangel leidet, die Lücken nach dem Kriege nur allmählich wieder
füllen und zu normaler Produktion zurückkehren kann. Die
Kriegsindustrie hat heute genug Arbeiter, muß aber, wenn die
Lieferungen fürs Heer aufhören, sehen, andere Arbeit zu be-
kommen, oder mutz Arbeiter entlassen. Selbst kann der Indu-

strielle in der Regel die ihm nothwendige Auslandsrohwaare nicht einführen; und der Großhandel wird nach dem Krieg die Waare sehr vertheuern. Der Diskontosatz,«mutz aber, aus dem angegebenen Grund, erhöht werden; alsowerden auch dem Fabrikanten die nothwendigen Betriebsmittel fehlen. Will man Das verhindern, so muß man auf die Auslandswaare hohe Zölle legen, die in den drei oder vier folgenden Iahren allmählich abzubauen sind. Hierdurch wird die Einfuhr verringert und auf das wirklich nothwendige Maß beschränkt. Der Goldabfluß aus der Reichsbank wird gering und die Erhöhung des Wechseldiskontes vermeidbar sein. Wenn der Fabrikant dann auch seine Auslandswaare theurer be» zahlen muß, so kann er doch wenigstens billige Betriebsmittel erhalten. Das Zweite ist aber wichtiger als das Erste. Da diese Zölle alle Fabrikanten des selben Betriebszweiges gleichmäßig treffen, sind sie erträglich. Die fertige Waare wird etwas theurer werden müssen. Dagegen spricht kein ernstes Bedenken, denn Geld hat Deutschland jetzt im Reberflutz; und eben so groß ist das Bedürfniß nach Ersatz des im Krieg Verbrauchten. Nützlicher ist jedenfalls, daß diese Zölle in die Reichskasse fließen, die außerordentlicher Mittel dringend bedarf, als daß sich der Großhandel bereichert. Dadurch entstände obendrein die Gefahr, daß der Großhandel ihm geschäftlich befreundeten Fabrikanten die Auslandswaare billiger liefert als anderen und dadurch die Kalkulation der nicht bevorzugten Fabriken erschwert.

Die schwierigste Frage ist die nach der Ernährung, insbesondere nach der Zufuhr des nothwendigen Getreides. Andenkbar ist, daß die jetzt geltenden Bestimmungen plötzlich aufgehoben! werden und wieder, wie vor dem Krieg, Angebot und Nachfrage den Berkehr beherrschen. Wie Höchstpreise müssen fürs Erste bleiben und dann allmählich herabgesetzt werden. Die Getreideeinfuhr muß auf das Nothwendige beschränkt und der Bedarf, wo es möglich ist, im Inland gedeckt werden. Dazu ist nöthig, daß man die freie Einfuhr verbietet und einer Getreideeinkaufsgefellschaft das Monopol überträgt. Diese Gesellschaft, die, ähnlich wie die Reichsbank, mit staatlicher Betheiligung einzurichten wäre, müßte das Recht erhalten, nach Maßgabe der in ihren Händen befindlichen Getreidevorräthe, die als Deckung zu dienen hätten, Kassenscheine auszugeben. Diese Scheine würden die jetzt von den Darlehenskassen ausgegebenen ersetzen. Da also diese Getreideeinkaufsgesellschaft ihren Bedarf, wenn sie ihn im Inland deckt, mit ihren Scheinen bezahlen kann, das Auslandsgetreide aber mit Gold bezahlen muß, so wird sie den ersten Weg vorziehen.

Daß sie das Getreide billiger liefern sann als der Großhandel,
ist zweifellos. Denn der Großhändler will und muß verdienen.
Die Aktionäre der Einkaufsgesellschaft würden aber über ein
Maximum, etwa fünf Prozent, hinaus nichts erhalten, der Ueber«
schuß in die Reichskasse fließen und dadurch wieder der Gesammt-
heit zu Gut kommen. Stellt die Verbilligung sich nicht sofort im
erwünschten! ,Umfang ein, so ists noch kein Unglück. Viel wichtiger
für den Konsumenten sind möglichst gleich bleibende Getreide» und
Brotpreise. Ein starker Wechsel der.Preise nützt nur dem Zwischen-
handel und den Bäckern, die sofort jede aufsteigende Konjunktur
tzum.Ausschlag benutzen, aber bei fallender Tendenz nicht in
gleichem Schritt zurückgehen. Werden die Getreidepreise in mög-
lichst gleicher Höhe gehalten, dann werden auch die Fleischpreise
nicht stark schwanken, denn Eins ist hier vom Anderen abhängig.
Wir sind jetzt an die Darlehnskassenscheine gewöhnt und ent-
behren den Goldumlauf im Lande leicht. So muß es auch nach
dem Krieg bleiben, bis die Darlehenskassenscheine durch andere
Scheine ersetzt werden, die für die Reichsbank bares Geld be-
deuten. Dann kann sie das Gold behalten und braucht sich nicht
jm inneren "Umlauf abzunutzen. Das ist nach diesem Krieg doppelt
nothwendig, weil an den Goldbestand der Reichsbank starke An-
sprüche für den Ankauf von Auslandswaare gemacht werden
müssen. Der bargeldlose Verkehr (durch Check) hat ja auch sein
Gutes und ist gewiß erstrebenswerth, aber noch nicht beliebt und
wird entschieden zu wenig benutzt. Bis der Check sich eingebürgert
hat, brauchen wir Kassenscheine. Die öffentlichen Kassen sollten
übrigens mit gutem Beispiel vorangehen, so oft wie möglich durch
Checks zahlen und sie in Zahlung nehmen. Daß der bequeme
Postcheck sich nicht so eingebürgert hat, wie wünschenswert!, ist,
wird durch die zweckwidrige Einrichtung erklärt. In Deutschland
trägt in der Regel der Schuldner bei der Zahlung die Portokosten.
Durch den Postcheck ist dieser Gebrauch umgedreht worden und der
Empfänger zahlt die Kosten. Dieser Umstand hindert viele kleine
Leute, Detaillisten und Handwerker, sich ein Postcheckkonto anzu-
legen; sie wollen die Portokosten nicht auf sich nehmen. Auch die
öffentlichen Kassen können die Zahlkartengebühr nicht tragen und
müssen verlangen, daß der Schuldner sie zahle. Deshalb sollte
man gestatten, daß der Aussteller eines Postchecks diese Gebühr
(durch Aufkleben einer Freimarke auf das Formular) zahlen kann.
Wächtersbach.
Friedrich Wilhelm Fürst zu Psenburg und Büdingen.

Orient und Occident.

D^?aß die Juden in neunzehnhundertjähriger Zerstreuung ein Volk geblieben sind, erscheint der heutigen Wissenschaft als ein Problem. Dem gläubigen Christen ist es keins, mag auch sein Glaube, manches Kirchendogma zurückweisend, sich auf die biblischen Grundwahrheiten beschränken. Gott hat die absolute Religion, die dem Menschengeschlecht zur Vollendung seines Menschenthums verhilft, mit zwei parallelen Prozessen vorbereitet. Die Hellenen hat er Mit einer Geisteskraft begabt, die sich in Dichtern und Denkern aus kindlicher Mythologie zur Idee einer allwaltenden Weltvernunft emporarbeitete; und den israelitischen Propheten hat er sich als den persönlichen Schöpfer und Weltregirer offenbart, dessen Walten sich ihnen an der wunderbaren Führung des auserwählten Volkes verdeutlichte, dem sie selbst angehörten. In der Fülle der Zeiten, als in Alexanders Reich der jüdische Geist sich mit dem hellenischen vermählt, Rom aber Orient und Occident zu einem Verkehrsgebiet verbunden hatte, in dem Ideen sich rasch verbreiten konnten, sandte Gott Iesum, der die Prophetenreligion vollendete, und den Paulus» der die Gesetzeshülse sprengte, in welcher der göttliche Samen gereift war. Die Mehrheit der Juden aber hing an dem Gehäus, mit dem die wahre Religion die Weltreligion, die sie nach der Verheißung der Propheten werden sollte, nicht werden konnte, weil gewisse gesetzliche Riten den Hellenen und den Römern höchst anstößig waren. So blieben denn die Juden außerhalb der Kirche, wurden aber in der Zerstreuung erhalten, wie die Kirche glaubt, um neben ihr als lebendige Zeugen der Wahrheit der göttlichen, Verheißungen bis ans Ende der Zeiten zu wandern, wie ich glaube, außerdem noch, weil sie durch ihre Eigenart zur Lösung gewisser Kulturaufgaben besonders befähigt und darum ein unentbehrliches Kulturelement sind. Ihre Kritik ist nothwendig, weil der Hang anderer Völker, bei einer fertigen Lebensform zu beharren, ohne jene Kritik Erstarrung zur Folge haben würde. In die Aufgabe, durch Zersetzung des Bestehenden die Entwickelung im Fluß zu erhalten, theilt sich mit dem jüdischen Geist der gallische, der in Voltaire den schärfsten Ausdruck gefunden hat. Martin Buber führt in seinem gedankenreichen gründlichen Buch „Vom Geiste des Iudenthums" (Kurt Wolffs Verlag in Leipzig) für die Ablehnung des Christenthums einen anderen Grund an. ‚Sas ist der Sinn des jüdischen Dualismus, daß Jeder selbeigen aus seiner Tiefe und Finsterniß nach göttlicher Freiheit

und Nnbedingtheit ringt: kein Mittler kann ihm helfen. Des-
halb wurde die urchristliche Bewegung für den Juden unfruchtbar,
als sie aus der wahrhaft jüdischen Verkündung Jesu, Jeder
könne durch unbedingtes Leben Gottes Sohn werden, die Lehre
machte, allein der Glaube an den eingeborenen Sohn Gottes
könne dem Menschen die Ewigkeit gewinnen." Ich kenne zu
wenig von der nichtbiblischen Literatur der Juden, um beurtheilen
zu können, ob diese Gesinnung und Stimmung (sie klingt an Das
an, was die Evangelischen an ihrem Luther rühmen) wirklich der
Grund der Ablehnung des Christenthums gewesen ist; der zuvor
-angegebene Grund dürfte, für die Masse des jüdischen Volkes
wenigstens, als der wahrscheinlichere befunden werden. Zweifel«
lios richtig sind Bubers Worte: „Die jüdische Religiosität ist nicht,
wie Viele glauben, ein Gegenstand zwar von besonderer Würde,
aber von unerheblicher Aktualität für die sogenannte Lösung der
Iudenfrage, sondern sie ist, wie von je, so auch jetzt, für das Juden-
thum der einzige Gegenstand von absoluter Aktualität, Triebkraft
seines Schicksals, Richte seiner Bestimmung, die Gewalt, deren
Aufflammen es neu beleben, deren völliges Erlöschen es dem
Tod überantworten würde." Richtig ist auch, daß die Propheten
die unbedingte Entscheidung für Iehovah gefordert haben. Als
-unanfechtbar an sich darf auch noch die folgende Bemerkung be-
zeichnet werden: „Man fälscht den Sinn des Aktes der Ent->
scheidung, wenn man ihn als einen blos ethischen behandelt; er
ist ein religiöser, vielmehr er ist der religiöse Akt." Aber das
daran gehängte Sätzchen, „denn er ist die Verwirklichung Gottes
durch den Menschen," muß ich als Theist ablehnen; und den vor-
angehenden Hauptsatz müßte man für bedenklich erklären, wenn
er Geringschätzung des ethischen Gehalts der Religion ausdrücken
sollte. Dieser Gehalt ist gerade das Wesentliche bei der Entscheid
dung. Der Israelit sollte sich doch nicht für einen beliebigen unter
vielen Götzen entscheiden, sondern für den einen und einzigen
Gott, dessen Wesen Geistigkeit, Vernunft, Gerechtigkeit und Güte
ist. „Was soll mir Euer Fasten, Eure Selbstpeinigung? Löset
ungerechte Bande, erleichtert die Lasten, brich dem Hungrigen
Dein Brot, führe den obdachlosen Armen in Dein Haus, wenn
Du einen Nackten siehst, bekleide ihn! Thust Du Das, dann wird
Dir das Heil aufgehen wie die Morgensonne." Dieses ist, neben
den Verheißungen, das Grundthema aller Prophetenpredigt;
dafür entscheidet sich der Israelit, wenn er den Iehovahdienst statt
des Baalkultus wählt. Das zurückgewiesene Sätzchen von der
Verwirklichung Gottes und manches Andere beweist, daß Buber

dem Pantheismus huldigt, der die moderne Religionphilosophie beherrscht. Zu deren Religionbegriff gehört auch die Schätzung des Mythos als eines wesentlichen Bestandtheils jeder Religion. Man habe, sagt Buber, die polytheistisch empfindenden Völker den monotheistisch empfindenden als die Mythen schaffenden den Mythenlosen gegenüberstellt. ,<Zu diesen, den mythenlosen, wurde das jüdische gezahlt und als solches verherrlicht oder verachtet." Ich gehöre zu, Dienen, die das Alte Testament gerade auch darum verehren, weil seine unbedeutenden mythischen Bestandteile verschwinden neben der Fülle des Historischen, Ethischen und Prophetischen. Buber versucht, zu beweisen, daß Israel ursprünglich reich an Mythen gewesen sei.

Ganz neu war mir, was er vom Ehassidismus und seinen beiden Häuptern, dem Baalschem und dem Rabbi Nachman, erzählt. Man ist erstaunt darüber, daß in einer Zeit, die der Gegenwart so nah liegt, in deriUkraine sich eine so reiche und tiefe Mystik entfalten, konnte, die, wie es scheint, die ganze dortige Iudenschaft ergriffen hat. Erklären läßt sich ja die Erscheinung; wenn einem hochbegabten, feurigen, überaus regsamen Volk die Bethätigung im öffentlichen Leben und in den weltlichen Wissenschaften versagt ist, dann bleiben religiöse Inbrunst und Phantastik als einzige Bethätigungform der gefesselten Seelenkräfte übrig.

Verhalte ich mich diesem Theil von Bubers Buch gegenüber als Lernender, so glaube ich, an der völkerpsychologischen Einleitung ein Wenig Kritik üben zu dürfen. Herder, Goethe, Novalis, Görres hätten den Orient als Einheit erkannt; dieser edelste Besitz der erkennenden Menschheit, die Totalität, werde jetzt von den Rasfentheoretikern aufgelöst. Asiaten und Europäer unterschieden sich dadurch von einander, daß Jene motorische, Diese sensorische Menschen seien. Ich dächte, der Europäer lasse an Beweglichkeit nichts zu wünschen übrig, während der indisch! Heilige und der dem Kef ergebene Türke doch gewiß nicht motorisch sind. Dieser hat sich ja jetzt zu erstaunlicher Energiebethätigung aufgerafft, aber vor den letzten Umwälzungen seines politischen Zustandes wurde er uns als ein Mann geschildert, der alle die modern europäischen Einrichtungen, die ihn im ruhigen Behagen stören, als Erfindungen des Teufels verwünsche. Die einzigen motorischen Asiaten sind, so viel ich zu erkennen vermag, die Japaner und die Juden, die eben hierdurch beweisen, daß sie keine ganz echten Asiaten sind.

Nnd was die vermeintliche Zersetzung betrifft: Die ist doch schon von der Natur vollzogen. Die Rassenunterschiede lassen

sich einmal nicht leugnen. Der Chinese ist von dem Inder der
arischen Oberschicht nicht nur in Hautfarbe und augenfälligem
Gesichtsschnitt, sondern auch seelisch verschieden; welcher Gegen-
satz zwischen feiner nüchternen Nützlichkeitphilosophie und der
indischen Metaphysik! Auch ist es nicht die Rasse allein, was die
asiatischen Völker von einander unterscheidet; andere Unterschiede
begründet das Klima. Schon tzippokrates hat erkannt, daß das
gleichmäßige und milde Klima Asiens erschlafft, die Frische und
die häufigen Wetterwechsel Europas die Energie wecken. And
er kannte noch nicht einmal den Gegensatz in seiner vollen
Schärfe, denn weder von Indien noch von Nordeuropa wird er
Genaueres gewußt haben. Eine Kälte von dreißig Grad (die
wir leider lange nicht mehr gehabt haben) macht dem faulsten
Phlegmatikus Beine, so daß er weder ans Nabelbeschauen noch
an Kef denkt. Japan hat europäisches Klima.
Allerdings giebt es Etwas, das allen Asiaten gemein-
sam ist: die Größe Asiens und der asiatischen Länder. Es ist
eine bekannte, aus der weltgeschichtlichen Erfahrung geschöpfte
Wahrheit, daß höhere Kultur nur in Ländern entsteht, wo die
Bodengestalt mannichfache kleine Landschaften gegen einander
abgrenzt, deren Bewohner geschlossene Gemeinwesen bilden, in
denen vielfältige Reibung mit benachbarten Gemeinwesen den
Geist weckt und die Verschiedenheit individueller Nationalitäten
heraustreibt. (Vor neunzehn Iahren habe ich diesem Gegen«
stände eine längere Betrachtung gewidmet in der Einleitung zu
einem Referat über den ersten Band von Davtdsohns Geschichte
von Florenz.) Stämmen, die sich auf weiten Ebenen aus-
breiten können, ohne auf ein yinderniß zu treffen, ohne mit
andersartigen Stämmen in Berührung zu kommen, fehlt ein
Anstoß, aus sich herauszugehen; sie werden verschlafen und ver»
träumt und es fehlt der Anstoß zu Veränderungen, zum techni-
schen Fortschritt. So kommt es, daß der Europäer, der den
Orient bereist, Gestalten begegnet und Szenen schaut, die ihm
aus den biblischen Geschichten der Zeit vor dreitausend Iahren
vertraut sind. Und schon darum gehört das weiträumige ebene
Rußland mehr zu Asien als zu Europa, während das geglie-
dertere Vorderasien die Brücke zu Europa bildet, wie denn die
Griechen, die sich auf der vielgestaltigen Westküste Kleinasiens
(wie gut charakterisirt diese Benennung das Land!) niederließen,
einen lebhaften Verkehr zwischen Europa und dem halb euro-
päisch gearteten Vorderasien hergestellt haben. Die Kulturen
dieses tzalbeuropas sind, abgesehen von der griechischen, in eng

begrenzten Gebieten entstanden; am Unterlauf der Bruderströme,
der jetzt die europäische Landkarte neugestalten hilft, und in der
schmalen Rinne, die der Unterlauf des Nil in der großen
Kalkplatte Nordostafrikas ausgespült hat. Das winzige Palästi-
na im Grenzwinkel aber war der Prellbock, an dem von drei,
Seiten her Erobererheere und verschiedene Kulturen zusammen-
stießen, so daß es seinen Bewohnern an Lebensweckung nicht
fehlen konnte. Die indische Kultur haben die arischen Stämme in
der Zeit der Eroberungskriege geschaffen; wie die chinesische Kul-
tur, vielleicht im vorgeschichtlichen Zusammenprall mongolischer
Stämme mit kaukasischen, entstanden ist, wissen wir nicht.
Also über die asiatische Einheit denke ich anders als Buber;
aber darin stimme ich wieder mit ihm überein, daß, es ein un-
ersetzlicher Verlust für die Menschheit wäre, wenn es europäi-
scher Habgier, Schacherpolitik und Kriegstechnik gelänge, ,,die
Seele Asiens" (oder, wie ich lieber sage, die Seelen der asiatischen
Völker) zu ,.morden". Der geistige Reichthum besteht in der
Fülle mannichfacher Ideen und Erscheinungen, und so wenig
wir ein Glied der europäischen Völkerfamilie entbehren können,
so schmerzlich wäre der Untergang der asiatischen Kulturen, deren
ruhiges Beharren als ein so wohlthätiges Gegengewicht gegen
unsere nerventötende Unrast wirkt, zur modernen Uebertrei«
bung des Motorischen. Und wie entsetzlich ist der Gedanke,
alle Chinesen, Inder und Beduinen könnten nach fünfzig Iah-
ren, gleich den fashionablen Negern der Vereinigten Staaten
und Liberias, Hanswurste in Frack und Cylinder geworden sein!
.Buber hosft auf eine Wendung im Europäisirungprozesse.
Voranzugehen, sei das Volk berufen, ,.dessen Leben im Geist
und dessen metaphysische Schöpfung einzig im modernen Europa
den Schöpfungen der großen orientalischen Völker verwandt ist,
das deutsche Volk. Es muß sich, unterfangen, eine neue Aera
der Erhaltung des Orients und des Einvernehmens zwischen ihm
und dem Abendlande zu gegenseitiger Förderung und gemein-
samer menschheitlicher Arbeit zu begründen. Für diese weltge-
schichtliche Mission bietet sich ihm ein Mittlervolk dar, das alle
Weisheit und Kunst des Abendlandes erworben und sein orien-
talisches Urwesen nicht verloren hat," das jüdische, das dieses
Mittleramtes am Besten walten würde, wenn es wieder Boden-
ständigkeit erlangte in Palästina, seiner tzeimath. War es doch,
wie Buber sehr schön nachweist, im Ursprung nicht ein Nomaden-
volk, sondern ein Volk fleißiger Bauern; nomadisch ist es erst
geworden nach der gewaltsamen Losreißung vom tzeimathboden.
Neisse. Dr. Karl Ientsch.
«SS?

Nach dem Krieg.*)

yogo ist heute von einem zauberhast durchfichtigen Lichtmeer um»
flössen, das unbeschreiblich ist, ein Frühlingslicht, das in seiner
duftigen Körperlosigkeit den Dingen in der Ferne etwas Geisterhaftes,
Aeberirdisches giebt. Die Formen, obgleich scharf umrissen, werden
durch die zarten Farbentöne, die über ihnen schweben, gleichsam idea-
lisirt; und die großen Hügel hinter der Stadt streben in «in Wolken«
los leuchtendes Mau, das eher der Geist! des Azurs zu sein scheint
als der Azur selbst.

Ueber den blaugrauen abfallenden Giebeldächern ist ein Schwir-
ren und Wogen von merkwürdigen Gebilden, ein Schauspiel, das mir
zwar nicht neu, aber immer gleich köstlich erscheint. Aeberall flat-
tern, an große Bambusstäbe befestigt, ungeheure buntfarbige Papier-
fische, die genau das Aussehen und die Bewegungen von lebendigen
Fischen haben. Die meisten sind zwischen fünf und fünfzehn Fuß lang,
aber hier und da sehe ich ein Miniaturexemplar von kaum einem
Fuß Länge an den Schweif eines größeren geheftet. An einigen Stä-
ben hängen vier oder fünf Fische in einer Höhe, die der Größe der
Fische entspricht, die größten oben. So wunderbar in Form und Farbe
sind diese Gebilde, daß der erste Anblick den Fremden geradezu ver-
blüfft. Die Leinen, an denen sie schweben, sind immer durch den Kopf
gezogen und der Wind, der in den geöffneten Mund freien Zutritt
hat, schwellt nicht nur den Körper zu täuschender Lebenswahrheit der

*) Aus „Ko-Ko°Ro", einem der schönsten Hearn-Büchev, die bei
Ruetten und Loening in Frankfurt erschienen sind. Die feine Skizze
Heute zu lesen, ist lehrreich. Der Krieg, dessen Ausgangsstimmung
sie schildert, ist der von Japan gegen C!hina geführte. Von Nagasaki
her waren im Frühjahr 1895 russische Kriegsschiffe gekommen. Auf
der Rhede von Tschifu machten sie klar zum Gefecht. Doch kein ein-
ziger Schuß fiel. Im Beach-Hotel wurde Alles hübsch still abgemacht.
Rußland, Deutschland, Frankreich hatten sich verbündet, um die Aus-
lieferung der im Friedensvertrag von SKmonoseki den Japanern,
versprochenen Kriegsbeute zu hindern. Wenn Japan auf dör Liau-
Halbinsel herrscht, ist Peking bedroht und Koreas Unabhängigkeit nur
noch leerer Wahn. Das sagen die Vertreter der drei Großmächte; sie
fordern, daß die Japaner aus Liautung abziehen. Die Männer von
Nippon zaudern. Auf der Halbinsel ist das Blut ihrer Brüder ge-
flossen; sie haben Port Arthur erstürmt: und sollen auf den werth-
vollsten Kampfpreis nun verzichten? Doch Ruhland spaßt nicht. Des-
halb ist das starke Geschwader vor Tschifu versammelt: ists nöthig,
so sprechen die Batterien. Am zehnten Mai fällt im Drawing-Roonr
des Beach-Hotels die Entscheidung. Mit rotheM Stift hatten die,
Russen auf der Landkarte den Bezirk eingezäunt, den Japan herans-
geben müsse. Ihr Admiral Makarow wirft seinen Degen aus die Karte,

Form, sondern erhält ihn in steter Wellenbewegung. So steigen und»
sinken sie, schnellen und drehen sich genau so wie lebendige Fische, wäh-
rend der Schjwanz auf undjab zuckt und die Flossen tadellose Schwimm»
bewegungen ausführen.
In dem Garten meines Hausnachbars sind zwei wunderbare
Exemplare; einer hat einen orangefarbigen Bauch und blaugrauen
Rücken, der andere schillert ganz silbern und beide haben große, geister-
hafte Augen. Das leise Rauschen, mit dem sie gegen den Himmel
segeln, ist wie das Streichen des Windes über Schilfrohr. In einer
kleinen Entfernung sehe ich einen anderen großen Fisch mit einem
kleinen rothen Knaben auf dem Rücken. Dieser rothe Knabe stellt „Kin-
toki" vor, das kräftigste aller Kinder, die je in Japan geboren waren,
das schon als Säugling mit Bären rang und Koboldvögeln Fallen stellte.
Jedermann weiß, daß diese Papierkarpfen oder „Kois" nur zur
Zeit des großen Knabengeburtfestes im fünften Monat des Jahres aus»
gehängt werden. Ihr Erscheinen über einem Haus kündet die Geburt
eines Sohnes an und shmbolisirt die Hoffnung der Eltern, ihr Sohn
werde einstmals im Stande sein, sich allen Hindernissen zum Trotz,
seinen Weg durch das Leben zu bahnen, eben so wie der wirkliche „Koi">
der breite japanische Karpfen, große Flüsse gegen den Strom hinauf-
schwimmt.
In diesen leuchtenden Frühlingstagen des Jahres 2Z55 der ja-
panischen Zeitrechnung wird der „Koi" zum Symbol von etwas Grö-
ßerem als der Elternliebe: er wird zum Symbol der großen Zuversicht
einer durch den Krieg gekräftigten Nation. Die militärische Wieder-
geburt des Reiches, das wahre Geburtfest des „neuen Japan", be-
daß der Tisch dröhnt. Ja oder Nein? Die gelben Männer müssen,
nachgeben. Neun Jahre danach hat eine von ihnen gelegte Mine
dem Admnal Makarow und seinem Flaggschiff „Perropawlowsk" den
Untergang bereitet. Japan hat Port Arthur noch einmal erobert
(der russische Vertheidiger war nicht so leicht zu überwinden wie der
chinesische) nnd nun fest in der Hpnd behalten. Längst herrscht es
auf Korea; und erstrebt jetzt die Vormundschaft über das kopflose
Gebild, das sich Republik China nennt. Zuerst hat es „die Schmach
von Tschifu" an Rußland gerächt. Im Jähr 191Ä an dem Deutschen
Reich. <Das Ultimatum, das sein Botschafter in die Wilhelmstraße
trug, fing mit den selben Worten an wie das 1893 an Makärow
durchgedrückte. Vergeßlich sind die tzierren in TMo nicht. Geduldig!'
und, auf ihre besondere Weise, nicht ohne Humlor.) Fehlt nur noch,
Frankreich. Daß ihm die Mitwirkung zu der That des Zufallsdrei-
bundes verziehen worden sei, glauben, nur arglose Seelen. „Auch
mit Frankreich rechnen wir noch ab": oft haben Fapanerlippen die
Drohung gemurmelt. Daß der Tag in Tschifu solche Folgen haben
könne ahnte damals nur ein winziges Politikerfähnlein. Jetzt, nach
der feierlichen Besiegelung des russo-japanischen Schutzbündnisses,,
wird Rückkehr in die Kriegsstimmung uns lehrreich.

ginnt mit dem Sieg über China. Der Krieg ist zu Ende, die Zukunft, obgleich bewölkt, scheint voll von Verheißungen; und wie groß die Schwierigkeiten sein mögen, die weiteren Errungenschaften im Weg stehen: Japan hat weder Furcht noch Zweifel. Vielleicht liegt sogar eine Gefahr in eben diesem maßlosen Selbstvertrauen. Dies ist kein neues, durch den Sieg geschaffenes Gsfühl, es ist ein Rassegefühl, das häufige Siege nur noch verstärkt haben. Von dem Tage der Kriegs-» erklärung an herrschte niemals auch nur für einen Augenblick der geringste Zweifel an dem endgiltigen Sieg. Allgemeiner und tiefer Enthusiasmus machte sich überall bemerkbar, wenn auch keinerlei äußere Kundgebungen von Erregung stattfanden. Ernste Männer machten sich gleich ans Werk, Geschichten über die japanischen Triumphe zu schreiben. Diese Geschichten, mit photolithographischen Zeichnungen oder Holzschnitten illustrirt, fanden Verbreitung im ganzen Land, lange, ehe fremde Beobachter gewagt hatten, den Ausgang des Kamp» fes vorherzusagen. Von allem Anfang an war sich die Nation ihrer Kraft und der Ohnmacht Chinas bewußt.

Die Spielsachenverkäufer brachten Legionen Dinge mit sinn» reichem Mechanismus auf den Markt: chinesische Soldaten, die flüchteten, oder solche, die von japanischen Reitern niedergestochen oder mit zusammengebundenen Zöpfen in Gefangenschaft fortgeführt wurden oder vor berühmten Generalen, um Gnade flehend, den „Kotau" machten. An der Stelle altmodischer Spielsachen, die Samurais in voller Rüstung vorstellten, erschienen Figuren aus Thon, Holz, Papier oder Seide, die japanische Kavallerie, Infanterie und Artillerie vorstellten, Modelle von Festungen und Batterien, Portraitfiguren von Kriegsberühmtheiten. Die Erstürmung der Schanzen von „Port Arthur" durch die Kumamoto-Brigade war der Gegenstand einer dieser sinnreichen mechanischen Spielsachen. Andere zeigten den Kampf des Matsushima-Kan mit chinesischen Panzerschiffen. Auch wurden Myriaden von Miniaturgewehren verkauft, die durch Luftdruck mit lautem Knall Körle entluden, und Myriaden winziger Schwerter und zahllose kleine Hörner, deren unablässiges Blasen mir den Zinnhorntumult an einem längstvergangenen Neujahrsabend in New Orleans zurückrief.

Jede Siegesnachricht entfesselte eine ungeheure Produktion farbiger Abbildungen, roh hingeworfen und billiiz ausgeführt, die, wenn sie auch meist nur der Phantasie des Künstlers entsprungen waren, sich dennoch trefflich dazu eigneten, die öffentliche Liebe zum Ruhm anzufeuern. Auch wunderbare Schachfiguren tauchten, auf; jede Figur stellte einen chinesischen oder japanischen Offizier oder Soldaten vor.

Die Theater feierten den Krieg in einer noch anschaulicheren Weise. Beinahe jede Episode des Feldzuges fand auf der Bühne ihre Wiederholung. Schauspieler.suchten sogar die Schlachtfelder auf, um dort Hintergründe und Szenen zu studiren und sich für ihre Darstellung nach der Natur zu bilden. Mit der Hilfe von künstlichen Schneestürmen gelang ihnen dann, eine wahrheitgetreue Vorführung des Kriegsungemaches der Mandschurei-Armee zu geben. Jede tapfere That

wurde allsogleich dramatisirt. So der Tod des Hornbläsers Shirakami, Genjirv, der Heldenmuth Harada Iinkishis, der sein Leben aufs Spiel setzte, um seinen Kameraden ein Festungthor zu ösfnen, der Heroismus der vierzehn Reiter, die sich gegen den Ansturm von dreihundert Mann Infanterie behaupteten, der erfolgreiche Ueberfall eines chinesischen Bataillons durch unbewaffnete Kulis: alle diese und viele andere Ereignisse wurden auf Tausenden von Theatern dargestellt. Ungeheure Illuminationen, bei denen auf einer Unzahl von Papierlaternen Loyalitätkundgebungen und patriotische Sprüche prangten, verkündeten den Ruhm der Armee und erfreuten das Herz und die Augen der Soldaten, die mit der Eisenbahn ins Lager fuhren. Aber die Triumphe des Krieges wurden auch durch die Industrie des Landes gefeiert. In Porzellan. Metall, kostbaren Geweben, in Zeichnungen für Briefpapier und Umschläge wurden Siege und heroische Thaten verewigt. Man sah sie auf dem Seidenfutter der „Haori" und auf Frauentüchern von Chirimen, Gürtelstickereien, Mustern von Seidenhemden "und Kinderfcstkleidchen, von billigen Waaren wie Kaliko und Drillstoffen ganz zu schweigen. Man sah sie auf Lackarbeiten aller Arten und auf den Seitenwänden und Deckeln von geschnitzten Kästchen, auf Tabaksbeuteln, Aermelknöpfen, auf Haarschmucknadeln, FrauenkZmmen und selbst Eßstäbchen. Zahnstocherpäckchen wurden in kleinen Schächtelchen feilgeboten und jeder einzelne Zahnstocher trug in Miniaturschrift irgendein Kriegsgedicht. Nnd bis zum Friedensschluß oder wenigstens bis zu dem unsinnigen Versuch eines „Soshi", den chinesischen Bevollmächtigten während der Verhandlungen zu töten, war Alles so eingetroffen, wie das Volk es wünschte und hoffte.

Aber kaum wurden die Friedensbedingungen bekannt, da beeilte sich Rußland, jzu interveniren, und inahnil Frankreichs und Deutschlands Hilfe in Anspruch, um Japan zu unterdrücken. Das Bündniß fand keinen Widerstand. Die Regirung spielte „Iiujutsu" und täuschte die Erwartungen der Nation durch unvorhergesehene Nachgiebigkeit. Japan war nun schon lange darüber hinaus, an seiner militärischenMicht zu zweifeln. Die Kraft seiner Reserven ist wahrscheinlich viel größer, als man je zugegeben hat, und sein Unterrichtssystem mit seinen sechsundzwanzigtausend Schulen ist eine riesige Drillmaschine. Auf seinem eigenen Boden konnte es Japan mit jeder Macht der Welt aufnehmen. Die Flotte war seine schwache Seite und dieser Schwäche war es sich vollkommen bewußt. Es war eine kleine Flotte mit kleinen leichten Kreuzern, die jedoch wunderbar geführt wurden. Wohl hatte ihr Admiral ohne Einbuße eines einzigen Schisfes die chinesische Flotte bei zwei Zusammenstößen vernichtet, aber sie war noch nicht stark genug, um der vereinten Macht dreier europäischen Flotten Widerstand leisten zu können; und die Müthe der japanischen Armee war zu Land in Anspruch genommen. Man hatte mit großem Scharfsinn den geeigneten Moment für die Intervention gewählt. Die schweren russischen Schiffe wurden für den Kampf gerüstet und schon sie allein hätten die japanische Flotte überwältigen können, obgleich der Sieg den Russen theuer

geworden wäre. Aber plötzlich wurde die russische Aktion durch die
englischen Sympathiekundgebungen für Japan unterbrochen. England
war in der Lage, innerhalb einiger Wochen eine Flotte in die asiati-
schen Gewässer zu bringen, die alle hier versammelten Flotten der eu-
ropäischen Mächte in einem einzigen Gefecht vernichten konnten. Und
ein einziger Schuh eines russische« Kreuzers konnte einen Weltkrieg
entfachen.

Aber in der japanischen Flotte herrschte ein unbezähmbares Ver-
langen, mit allen drei Mächten zugleich den Kampf aufzunehmen. Es
wäre ein furchtbarer Kampf gewesen, denn kein japanischer Admiral
hätte sich dazu ^erstanden, zu weichen, kein japanisches, Schiff hätte seine
Segel gestrichen. Auch die Landarmee war begierig auf den Krieg.
Es bedurfte wirklich der ganzen Staatsklugheit und Energie der Re-
girung, um die Nation zurückzuhalten. Man unterdrückte die freie
Aeußerung und brachte die Prefse zum Schweigen; und durch die Rück-
gabe der Halbinsel Liau an China >(im Austausch für eine größere
Kriegsentschädigung, als ursprünglich verlangt worden war), wurde
der Friede gesichert. Die Regirung handelte mit kluger Voraussicht.
Senn in diesem Stadium der japanischen EntWickelung hätte ein kost-
spieliger Krieg mit Rußland verhängnUvolle Folgen für die Industrie,
den Handel und die Finanzen haben können. Aber der nationale Stolz
war tief verwundet.

Der Matsushiina-Kan ist von China zurückgekommen und liegt
vor dem Garten der Friedensfreunde verankert. Er ist kein Koloß, ob-
gleich er Ungeheures geleistet hat; aber er sieht immerhin recht impo-
sant aus, wie er so in dem klaren Licht daliegt, eine steingraue Festung
aus Stahl, die aus der glatten blauen Fluth emporragt. Die Besichti-
gung wurde der entzückten Bevölkerung freigegeben, die sich zu dieser
Gelegenheit wie zu einer ganz großen Tempelfeier geschmückt hat. Auch
mir wird gestattet, mich einigen von ihnen anzuschließen. Es sieht
aus, als ob alle im Hafen vorhandenen Boote für die Besucher ge-
miethet worden wären: so ungeheuer ist der Andrang der Fahrzeuge,
die um das Panzerschiff wimmeln. Es ist unmöglich, die zahllosen
Schaulustigen zu gleicher Zeit an Bord zu lassen. Man bedeutet uns,
zu warten, während Hunderte früherer Ankömmlinge hineingelassen
werden und andere hinausströmen. Aber das Warten in der kühlen
Seeluft ist nicht unwillkommen und das Schauspiel der Volksfreude
ist interessant. Welch frohes Heranstürmen, wenn die Reihe an sie
kommt! Welch Drängen und Wogen! Zwei Frauen fallen ins Meer:
flugs werden sie von Theerjacken herausgefischt! sie sagen, sie seien nicht
böse, hineingeplumpst zu sein, weil sie sich nun rühmen können, ihr
Leben der Bemannung des Matsushima-Kan zu verdanken. In Wirk-
lichkeit waren sie Wohl gar nicht in Gefahr gewesen, zu ertrinken, denn
eine Legion gewöhnlicher Schiffer stand hilfbereit da.

Aber den Männern des Matsushima-Kan schuldet das VolkWich-
tigeres als das Leben zweier jungen Frauen; und das Volk ist redlich
bemüht, ihnen mit Dank zu lohnen. Geschenke anzunehmen, wie sie

Taufende gern darbieten möchten, ist ihnen durch ein Disziplinarverbot untersagt. Die Offiziere und die Mannschaft müssen schon ermüdet sein, aber sie begegnen dem Andrang der Schaulustigen und ihren Fragen mit de? entzückendsten Liebenswürdigkeit. Man zeigt ihnen Alles bis ins Detail; die ungeheure Kanone mit ihrem Ladeapparat und dem Zielmechanismus, die Schnellfeuerbatterien, die elektrischen Scheinwerfer mit ihrem weitstrahlenden Leuchtmechanismus. Ich selbst, der als Fremder einer besonderen Erlaubnis; bedarf, werde überall umhergeführt, hinauf und hinab, ja, man gestattet mir sogar einen flüchtigen Blick auf das Portrait der kaiserlichen Majestäten in der Kajüte des Admirals und man erzählt mir den höchst aufregenden Verlauf der großen Schlacht am Valu. Inzwischen führen an diesem goldenen Frühlingsmorgen die alten kahlen Männer, die Frauen mit ihren Babics das Kommando auf dem Schiff. Offiziere, Kadetten, Blaujacken sparen keine Mühe, sich ihnen gefällig zu zeigen. Einige unterhalten sich mit den Großvätern, Andere lassen die Kinder mit ihren Schwertgriffen spielen und lehren sie ihre kleinen Händchen hochzuheben und „Teikoku-Banzai" zu rufen. Nnd für die müden Mütter werden Matten ausgebreitet, auf die sie sich in dem Schatten zwischen den Verdecken niederkauern können.

Diese Verdecke waren vor wenigen Monaten noch von dem Blute tapferer Männer geröthet; hier und da sieht man noch schwarze Flecke, die dem Scheuerstein Trotz geboten haben, und das Volk blickt auf diese Male mit zärtlich frommer Andacht. Das Admiralsschiff wurde zweimal von>großen Granaten getroffen > seine ungeschützten Theile wurden!von einem Hagel von Geschossen durchbohrt. Es hielt den Ansturm aus, büßte aber die Hälfte seiner Besatzung ein. Sein Tonnengehalt ist nur viertausendzweihundertachtzig und seine Angreifer waren zwei chinesische Panzerschiffe, jedes siebentausendvierhundert Tonnen. Von außen zeigt sein eherner Leib keine tiefen Risse, denn die geborstenen Platten wurden wieder ersetzt; aber mein Führer weist stolz auf die zahlreichen ausgebesserten Stellen der Verdecke, auf das stählerne Takelwerk, auf den Rauchfangfirst und auf gewisse schreckliche Vorsprünge mit den kleinen aus ihnen hervorragenden Spitzen in dem fußdicken Stahl der Geschützbänke. Er bezeichnet uns unten den Weg, den die Granate, die das Schiff durchbohrte, genommen hat. „Als sie kam," sagt er, „warf die Erschütterung Männer so hoch in die Luft" (er hebt seine Hand zwei Fuß über Deck), „im selben Augenblick wurde Alles pechschwarz, man konnte nicht die Hand vor den Augen sehen. Dann fanden wir, daß eine der Backbordkanonen zersplittert worden war und die ganze dortige Mannschaft getötet hatte. Vierzig Mann waren auf der Stelle tot, viel mehr schwer verletzt; in diesem Theil des Schiffes konnte sich kein einziger retten. Das Dech gerieth in Brand, weil die Munition explodirt war, und so mußten wir zugleich kämpfen und uns bemühen, das Feuer zu löschen. Selbst Schwerverwundete, denen die Haut in Fetzen von Gesicht und Händen herunterhing, arbeiteten, als fühlten sie keinen Schmerz, und Sterbende betheiligten sich mit dem letzten

Aufgebot ihrer Kräfte an der Arbeit des Wasserzureichens. Aber es gelang uns, den Ting-Vuen mit einer Salve aus unseren Haubitzen endlich zum Schweigen zu bringen. Den Chinesen standen europäische Kanoniere bei. Hätten wir es nicht mit Europäern zu thun gehabt, unser Sieg wäre allzu leicht gewesen!"
Er spricht die richtige Stimmung aus... Nichts hätte an diesem schönen Frühlingstag das Herz der Matsushima-Männer so erfreuen können wie der Befehl, die Anker zu lichten, um zum Angriff der großen russischen Kreuzer an der fernen Küste zu schreiten.
Als ich vor einigen Iahren von Shimonoseki in die Hauptstadt fuhr, sah ich unterwegs viele Regimenter, die eben nach dem Kriegsschauplatz gingen. Alle Leute trugen weiße Uniformen, denn die heiße Jahreszeit war noch nicht vorüber. Diese Soldaten sahen so völlig wie Studenten aus, die ich unterrichtet hatte (und wirklich waren Tausend« unter ihnen eben erst aus der Schule entlassen worden), daß ich mich des Gefühls nicht erwehren konnte, es sei doch grausam, solche Jünglinge in die Schlacht zu schicken. Der Ausdruck der Knabengesichter war so offenherzig, so frohgemuth, so völlig unbewußt des schweren Ernstes des Lebens Z „Fürchten Sie nichts für sie," sagte ein mitreisender Engländer, der sein Leben in Feldlagern zugebracht hatte, „sie werden sich sicher trefflich bewähren." „Das weiß ich," antwortete ich, „aber ich denke an Fieber, Frost und den Winter in der Mandschurei; all Dies ist furchtbarer als die Gewehrläufe der Chinesen."
Der Hornruf, der beim Anbruch der Dunkelheit die Mannschaft zum Appell zusammenrief oder die Ruhestunde verkündete, war seit Iahren eine meiner Sommerfreuden in den japanischen Garnisonstädten gewesen. Aber während der Kriegsmonate berührte mich dieser langgezogene klagende Ruf ganz anders. Ich glaube nicht, daß an der Melodie etwas Besonderes ist, aber mir war manchmal, als ob sie mit einem besonderen Gefühl gespielt würde; und wenn sie von allen Hörnern einer Division zugleich in die sternenhelle Nacht hinausschallte, hatte dieser reiche Zusammenklang von Tönen eine melancholische Süße, die mir unvergeßlich bleiben wird. And ich versank in einen traumhaften Zustand, in dem mir war, als riefe ein Geisterhorn die Jugend und Kraft von Tausenden in das Schattenreich ewiger Ruhe.
Heute ging ich, um die Rückkehr einiger Regimenter zu sehen.
Auf der Straße, durch die sie kommen sollten und die von Kobs nach der Nanko-San-Gtation führt (dem größten Tempel, dem Geist des Helden Kusunoki Masashigs geweiht), waren mit Laub geschmückte Triumphbogen errichtet worden. Die Bürger hatten sechstausend Pen gespendet, um der Ehre theilhaft zu werden, den rückkehrenden Soldaten das erste Mahl anzubieten; und viele Bataillons hatten diesen liebreichen Willkommensgruß schon empfangen. Die Zelte in dem großen Tempelhof, wo die Truppen aßen, waren mit Flaggen und Festons geschmückt; für alle Regimenter hatte man Geschenke vorbereitet, Süßigkeiten, Cigarrenpäckchen und Tücher, die mi! Gedichten znm Preis der Tapferkeit bedruckt waren. Vor dem Tempelthor war

ein wirklich sehr schöner Triumphbogen errichtet worden; er trug auf
seinen beiden Fassaden Willkommensworte in chinesischen Goldbuch-
staben und auf seiner Spitze thronte ein Falke, der mit seinen aus-
gebreiteten Fittichen einen Erdglobus beschattete.
Zuerst wartete ich mit einem Greis auf dem Bähnperron, der sehr
nah dem Tempel ist. Als der Zug einfuhr, befahl eine Schildwache den
Zuschauern, die Plattform zu räumen; draußen auf der Straße hielt
die Polizei den Andrang zurück und ließ allen Verkehr einstellen.
Einige Minuten später zog das Bataillon ein. In regelmäßigen Rei-
hen marschirten sie durch den Triumphbogen, an ihrer Spitze cin er-
grauter Offizier, der beim Gehen ein Wenig hinkte und eine Cigarette
rauchte. Die Menge verdichtete sich, um uns, aber keinerlei Hochrufe
wurden laut, man hörte nicht einmal sprechen; nur der dröhnende
Schritt der Soldaten unterbrach die Stille.
Ich konnte gar nicht glauben, Dies seien die selben Männer, die
ich in den Krieg hatte ziehen sehen. Nur die Nummern auf den Achsel-
klappen machten mir klar, daß, es sich doch so verhalte. Sonnverbrannt
und finster waren die Gesichter; viele von ihnen trugen große Bärte.
Die dunkelblauen Winteruniformen waren beschmutzt und zerrissen, die
Schuhe zur Formlosigkeit vertreten, aber der taktfeste, rhythmische
Schritt war der Schritt wetterharter Soldaten. Das waren keine Knaben
mehr, sondern gestählte Männer, fähig, es mit jedem Kriegsheer der
Welt aufzunehmen. Männer, die Blut vergossen, Bollwerke gestürmt
hatten, Männer, die auch viel erduldet, von dem die Geschichte nichts
erzählen wird. Die Gesichtszüge zeigten weder Freude noch Stolz.
Die scharf spähenden Augen hatten kaum einen Blick für die Willkom-
mensgrüße, die Flaggen, die Dekorationen, den Triumphbogen mit dem
den Erdball überschattenden Kriegsfällen. Vielleicht, weil diese Augen
oft Dinge gesehen hatten, die Menschen ernst stimmen. Ein einziger
Mann nur lächelte beim Vorübergehen und rief mir die Erinnerung
an ein Lächeln wach, das ich auf desmj Antlitz eines Zuaven gesehen
hatte, da ich als Knabe der Rückkehr eines Regimentes aus Afrika
beiwohnte: ein höhnisches Lächeln, das durchbohrte. Viele der Zu-
schauer waren sichtlich bewegt, denn sie fühlten intuitiv den Grund
dieser Wandlung. Ich sagte zu einem alten Mann: „Heute werden sie
in Osaka und Nagoya sein. Sie werden das Hornsignal vernehmen und
beim Appell ihrer armen Kameraden gedenken, die niemals die Hei-
math wiedersehen werden."
Ter Greis antwortete mit schlichtem Ernst: „Die Leute im Welt-
westen glauben vielleicht, daß die Toten niemals zurückkehren. Wir
denken anders darüber: die japanischen Toten kehren zurück; sie kennen
den Weg. Von China und von Korea werden sie kommen, auch die
tief im Meeresgrunde ruhen, Alle kehren zurück, Alle. Alle sind jetzt
mit uns. And wenn es dunkelte schaareni sie sich und harren des Signal-
ruses. Und sie werden ihn auch an dem Tag hören, an dem die Trup-
pen des Sohnes des Himmels gegen Rußland' marschiren." Lafc a dl i o Hea r n.
Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Karden in Berlin. —
Verlag der Zukunft in Berlin, — Druck von Paß « Sarleb G. m. b, h in Berlin.

15. Zuli 191«.
Nr. 41.
Die Zukunft.
äbzlurielllev-Lxamell
: Ssustorium LüKlsu:
! bei vrescke». »
vr.MSIIers

wii-k5,Kei>vsrf,!
?iM!II1>,chron,K«nK,
llr.Srubn'!ÄS!cde^^""^"
pulv. lür b tteing.i N.
Vilöunger)(elenenquelle
virg seit IsdrieKiitev mit grossem Lrkolgs lur UsustrinKKur bei Xierengriss
LicKt, Stein, Li^eiss un6 sucieren Kiere,,, u»g Ll^ssvieicken ver^vsailt. KseK
Mütter lln>1 LiLiier in gel Lnt« iekeluvi; ist sie kür' lleu I^locKeu^lllbuu von
— 1914 11.Z25 LsäeAäste unä 2,181,681 ?IsscKe»verssnä.
Z,Is» veil^vi?« neueste Qiter»tur vortokrei von den
^
iZilclei'von lZscKmsnn — Osisnns — Oorintn — I-Isbs>'»
msnn—i-lscksl—^lldnsr—Xarciorff—>,eistikow—Ivlsnst
l.iebei'riisnn — tVI e n ? e I
!v1srses — Ivlonst — plsssi»,»« —, k'urrmsnn — stsvs»
kZsnoir — Lisiev — Llsvoizt—l'noms—^rllbrisr—^/siLer.
iZiicIvsrKs von iZsriscn — (Zsul — Xc>>bs — l,enmbruc>c
l'usillon. — ^sicnnuNASn von OsrI Lolt^wsiz
»sed Vvrsedrikt Sss EeKeimr^ts llr, ^nu?. — 10 rissoken Z,IK, S,— ^aodllkkms.
«. »»«II. «»S^«d«'6I» >»»»ade»".

« (I V s,.
».
?>
8 5») 625
311) NXXl
4 2M(XU
8V
1085««
ISW
2SZ57
IZkf«Kt?0'««vt«
LS1Ü88
2 «2» S27
^rsii.Vorrsts-Ivont« . . .
1 26g 714
WM« 94^7
Uz'^.«edlI I6llSt. IZs>,«vus
Vur!..^Kt..Oiv!S,. KW. 1916/14
Mrigeriäen Koota 1913/14 . .
«««Inn» lin^ Vn»Ius'Kons» nr>«> ISIS <v

SS««««
28>U00g
S 679 679!
7s« «I«
S4bM) -
1U>1 —
1800 —
1
von
75»««
283 641
2l>)^','47
1> s 6 ut.
>I.
277 377
,'i
4» 697
'.,
S>'3 21>
I,
324 «II
2» 7V!
2«8 69^!
,4
bcuo
Li-ie^».^,tt«r»lll>.^uillZL>Xonto
2K487
1 9«2 »,9
<Zs»iun 293 64I,2N
844 «> 2
2 «26 d?2
Usllvr^Idstrisds Küllt«
188 M?
2667S27
Z 826 «2 41
<Zie Voriugssktlen I.r llig Lesc»^II»isK'e ISN 15 „llll ISIZ/IS <i« s?« —».SO—)
Kisr, IZieKdnrostr. II, bei 6er DeuIscKen 0»nK, Kisr, K, lZ, Herren Koppel ^ L»,,Sl»l>>ge»I!>>ökl.
dier, pariser ?I»t? 6, bei Herrn KbroKsm ScNIeslnge,-, Insr, UitteIst.r.2/4, nur K»S7«nI,ng
Ssr jl,, den 4, Zul! I!>16,
«Slelbelrlebs-tlttievgesellsel,»tt konr». vd! s »öle! Si'l5li>I cenlrsIKSlel.

SalemÄleikum
LencKt
TV 5tiick,felc>postmsbi^ verpackt, o«rt!
M5tücK.feIchostmsUSv«'pscKt,10kcpoi-t»?
AiganeitV».

Adam, wo bist Du?
Pirouette.
M^?enn das Thier noch mehr abmagert, muß es bald aussehen
wie, im belagerten Paris, die Schattenkätzchen, die in der
Dachkammer den armen Theophile Gautier umschlichen. Von
Elephantenblutwurst und Rattenfilet sind wir noch weitab; hoch»
stens die Lyriker, die sich nicht früh genug der Kriegskonjunktur,
angepaßt haben, dem verqualmten Elend des Romantikers nah
der, im abgeschabten, speckig blinkenden Sammetkittel, auf dem
Lockenkopf dierothe Mütze, aufjedem Schenkel eine schlummernde
Katze, von der lebenden Prinzessin Mathilde und dem erdichteten
Fräulein von Maupin, von entschwundener Herrlichkeit der
Schöpfungund der allumfaffenden Gottähnlichkeit des erhabenen
Victor Hugo, des Meisters aller Meister, träumte. Wir können
uns nähren und kleiden und nur den (nach der Sprache unserer
Gesetzgeber) unter krankhafter Störung derGeistesthätigkeitLei»
denden ist schon der Einfall gekommen, die Raubthiere und an»
deren Prunkstücke der Zoologischen Gärten den Schlächtern aus«
zuliefern. Daß den von Fleifchesfülleund Butterbächen Entwöhn»
ten die Bäuche schrumpfen, von hundert Weibern nur zwanzig
noch zurEinhüllung desHüftengebirges den Glockenrock brauchen,
ist nicht unter die Minderung des Nationalvermögens zu buchen.
Der vierbeinigen Haussippe aber gehts allgemach nun schlecht.
Theos Katzen erschnappten, im Fünften Stock eines nicht sehr
sauberen Hauses, manchmal noch ein Mäuschen. Das wagt sich

nicht in eine blanke berliner tz'mterwohnung, deren Speisekammer
leer, vom letzten Speckrüchlein längst gelüftet ist. Sogar Fliegen
sind, weil Sommershitze nicht werden will, rar; und Motten sät-
tigen nicht, tzalbstunden lang liegt der Kater vor dem Sofa, in dem
er ein Nest wittert, auf der Lauer, den Kopf fast ganz darunter,
bewegunglos, wie ohneAthem; schnellt auf, reckt die Krallen, fängt
aber nichts und zupft seine Wuth an dem Perserteppich aus, in
dessen Gewebe er Lust undLeid einzukratzen pflegte. Den kennt er
länger als allen anderen Hausrath. Denn Teppich und Katze
kamen in der selben Stunde, in dem selben Korb die drei Treppen
zu der ärmlich engen Wohnung hinauf. Beide von einer Kino»
künstlerin, die unter Italiens Sonne des Filmens beflifsen war,
beim Kriegsausbruch das Brot und die reichen Freunde verlor
und in Berlin, wo auf den fönst üppigsten Mädchenweiden das
Angebot die Nachfrage hoch übersteigt, alles irgend Entbehr-
liche losschlagen mußte. Der Verlust des schon fahl gewordenen
Persers war zu ertragen. Das schneeweiße AngoraprInzchen aber
«kleidete" so schmücklich Unter dem blauschwarzen tzaar, auf der
fast olivgrünen Haut des Fräuleins Bonaventura Rutschke (aus
derLandsbergerstraße) sah das Thier wirklich gut aus.,Wie ein
Weißfuchs; nur weicher. Meinen Silberfuchs habe ich in Mai»
land verfetzt; mit einem großen Saphir. Die Reise war so theuer.
Gerade hatten die Proben für einen Mohammed-Film angefan»
gen. Ich hatte, natürlich, eine Hauptrolle. Blumen, Spangen und
Flor; nicht einen Mertelmeter festen Stoff. Ich kam aus derUn»
terwelt, fchuppig, garstig; und der erste Trickwar, daß in derSonne
aus meiner Haut Blumen ausblühten. Der Prophet hinter mir
her; schenkte mir Spangen, Ringe und feine fchönste Katze. Die
hat mitgespielt:seitdem habe ich sie. Ehe wir die große Badeszene
fertig hatten, wurde meine Rolle umbe setzt. Weil der erhoffte Bom-
benerfolg durch die Lappen gehen konnte, wenn sich herumredete,
daß ich aus Berlin fei. Ein fettes Frauenzimmer aus Sizilien
sprang ein. Das sah nicht halb so italienisch aus Wie ich; wie ein
mit Mohnblumen besteckter Schinken. Nicht mal die Monatsgage
war zu retten;weil in demVertrag nicht mein richtiger Familien-
name stand. Und am Liebsten hätte die Bande mir auch den Ka»
ter abgeknöpft. Denn im Schlußbild sollte er auf meiner nackten
Leiche liegen.Ietzt mußich mich von demsüßen Vieh trennen.tzier

ist ja nichts los. Und er ist furchtbar verwöhnt. Immer stand, in
einer geschliffenen Glas schale, Milch bereit. Das feinste Schabe»
fleisch, mindestens zweimal täglich. Abends gezuckerte Sahne.
MitAtlasschleifchenallerFarben wurde derBenge!geputzt;mußte
doch stets zu meiner Toilette passen. Das Gestreicheil Ein Herzog
(nur die beste Gesellschaft verkehrte bei mir) war felig, wenn das
Thier auf seinem SchoßMilch leckte und ihm die Hose betropfte.
MeinMarchese legte es um feinen Frackkragen und prahlte: Nur
mich pfaucht Pirouette nicht an.' Woher denn der Name, Frau»
lein? Ist ja ein Kater. «Weiß nicht. Der französische Filmonkel,
der den Wurf kaufte, gab den Namen. Und Katze is Katze."
Das ging nicht. Dumm genug, daß wir Flüsse und Mörser,
Riesenschiffe und jagdbare Vögel verweiben. Ein im Lande der
Dogen (und der Banditennudeln) geborener Kater durfte unter
deutfchemDach nicht Pirouette heißen. Wie ? Literaturnamen, aus
tzoffmann, Scheffel, Kipling oder noch ehrwürdigerem Papier»
Zwinger: zu abgewetztund greisenhaft für das junge Ding mit dem
Schneepelz, den himmelblauen Augen, dem rosigen Schnäuzchen.
Ein feister Zwergbulldogg, der Romeo, eine Windhündin, die
Bau eis gerufen wurde, warnte vor unbedachter Taufe. Dem dunk»
len Fräulein zu Gedächtniß und Ehrung: Rutschke? Was am
ersten Tag witzig war, würde am dritten ranzig. Der Stuben»
genösse, der, nach zwei Sprüngen, ohne Anlauf, wie ein listiger
Kämpfer von der Schrankzinne herabblickt, hat Edleres verdient.
Gr buckelt den Rumpf zum Halbkreis, streckt den Kopf, mit flat»
ternden Nasenflügeln, vor, zwei Zehen beben von Mordlust: die
Wildkatze aus Lömengeschlecht wird sichtbar. Vorderasien war
den Urahnen tzeimath. Auf der Karawanenstraße zwischen By»
zantion und Syrien jagten und paarten sie sich, saßen, hoch, auf
duftenden Kisten oder ringelten sich um zottige Kamelbeine. Da»
Hin kam auf demWeg in die Erdherrschaft derLahmeTimur, den
die Europäer Tamerlan nennen, mit seinen Tataren. Persien, Ge»
orgien.Rußland, Indien hatte erschon erobert;amDonGesandte
der Italer, Spanier, Egypter, zu Huldigung und Tributspende,
empfangen, bei Delhi sich und seine Leute in tzindublut gebadet.
Am Ganges hört er von Christenaufstand in Anatolien, von tür»
tische? Grenzverletzung beiErserum; und beschließt, noch einmal
den Fuß des Muthes in den Bügel der Geduld zu stellen. Der

Fünfundsechzigjährige bricht in Syrien ein, zermalmt mit einer
Linie indischer Elephanten, von deren Thürmen Griechenfeuer
und Pfeile niederprasseln, die Vorhut der Mameluken, läßt in
Aleppo von seiner geilen Schaar metzeln oder schänden, was Men»
schenantlitz zeigt, die ausgeplünderte Stadt verbrennen, den Da»
maszenern zehn Millionen Goldstücke abpressen, auf denTrüm»
mern vonBagdad aus neunzigtausend Schädeln eine Pyramide
schichten, amAraxes demOsmanensultanBajesidKrieg ansagen.
DurchArmenien tost er, geht über den tzalys und schlägt beiAn»
gora die durch zwanzigtausend europäische Panzerretter verstärk»
ten Türken. Das schnellste Roß kann den von Gicht gekrümm»
ten Sultan nicht retten; er wird gesangen, steht seine Frauen im
Lager unverschleiert dem Sieger und dessen trunkenem Gefolge
die vollen Becher kredenzen und muß aus einer vergitterten Sänfte
den Aufbruch Tamerlans nach Samarkand schauen. Der ist nun
Herr über Asien, gebietet von derWosga bis an den Ganges und
schicktden unetsättlichenBlick nachChina,wo die Ming. Dynastie
seit dem Tode des Stifters wankt. Während durch die Wüste eine
Etapenstratze mit Vorrathsspeichern gelegt und alles Land zwi»
schen denIrtischquellen und der chinesischen Mauer in eine Stra»
tegenkarte verzeichnet wird, läßt derAllmächtige sechs Enkeln die
Hochzeitrüsten.Prunkzelte leuchten aus denGärten vonKhanigfulx
ungeheure bemalte Hallen bietenTausenden Raum zu Schmaus
und Gezech. Ganze Wälder mußtenausgeholztwerden, um Feue-
rung in die Küchen zu liefern. Thurmhohe Gerüsteächztennun un-
ter der Last köstlicher Speisen und Tränke. Gesandte aus drei Erd»
theilen knien im Zelt des gewaltigen Khans. Neunmal werden,
nach dem Austausch der tzeirathverträge, die Brautpaare aus-
und angekleidet und vor jedem Umzug aus Goldeimern über ihre
Häupter Rubinen und Perlen geschüttet, die das Gesinde aufle»
sen und behalten darf...Dagegenkam,trotztzerzog undMarchese,
der Palazzo Rutschke nicht auf. Fortan heiße Tamerlan, Kater!
Brauchst drum aber nicht sogleich, wie der Pathe, zu hinken.
Sitzt ein Splitter in den tzinterzehen? Nein. Alles unempfind>
lich und glatt. Nur, unter den Krallen, die Hautfarbe blasser als
sonst; auch die Nase spitzer und bleicher. Wenn er sich kauert, den
Rundlopf tief in den Pelz bettet, scheint der Zärtling noch fett;
streckt er sich, dann drückt das Knochengerüst sich durch das Fell.

Alle Munterkeit schwand. Kein Spiel mehr mitKnäuel undMur»
«nel, kein Haschen nach Bindfaden. Am Fenster sitzt er, schreitet
langsam den schmalen Rand der Blumenkästen ab, beschnuppert
die Fuchsien, blinzelt mürrisch in denRegen und reißt dieAugen
<rft auf.wenn einSpatz, ein in dentzof verirrter Fink ihm in Sicht
kommt. Das von der Aufwärterin, ihm zu Liebe, geschonte Spin»
nennetz, zwischen zwei Töpfen, hat er betrachtet, doch nicht zer»
stört. Drei tote Fliegen: ein ekles Mal; und der heiligste Katzen-
freund, Mohammed, hat, in der Fünften Sure, verboten, zu essen,
was erwürgt, angefressen ward oder auf andere Weise elend kre»
pirt ist. Auch in Katzenblut wirkt die Gewöhnung der Ahnen.
Wer von Ueberlieferung und tzausgesetz sich nicht binden läßt,
gilt in allen Thierheitberichten als dem Pöbel zugehörig. Aus
dem Körbchen ans Fenster, vom Fenster ins Körbchen; lahm,
ohne die freche Grazie der guten Tage, wo der buschige Schwanz
ungestümer Freude den Takt schlug. Folge der Einsamkeit, des
«helosen Standes? Mit züchtigem Lächeln und herabgelassenen
Ltdern hatte, beimAbschied,Bonaventura geflüstert: «HütenSie
ihn; er ist noch unschuldig." Selbst diese Ersahrene konnte irren.
Im März war der Gefährte im Halbdunkel zweimal durch den
Thürspalt geschlüpft und nach langer Weile eist wieder, mit Stim-
me und Pfoten, hörbar geworden. Danach folgte ein Geputz des
verfitzten Pelzes, ein Geleck mit der borstigen Zunge; ein Schlaf,
bis die Teppichklopfer dieLuft erbosten. Hatte ers einer Katze an»
gethan, so gabs nach acht Wochen fünf oder fechs Junge; bald
fünfhundert, wenn fein Eros an jedem vierten Tag ihm Aben»
teuer erlaubte. Wodurch klar bewiesen wird, daß Weibchen nicht
können, was Männchen vermögen. Steine karren, Granaten dre»
hen, Briefe austragen.Fahrscheine lochen, Baugrund ausschach»
ten,Werkzeugmaschinen bedienen,Kutscher undAutoführer sein:
Alles geht. Anterschied ist, trotz der heftigstenFrauenbewegung:
AuseiriemAdamkönnenzwischen zwei Lenzen hundert und,treibt
ers in Nothzeit mal emsig, zweihundert Junge werden; aus der
anstelligsten Eva würde nur ein neues Leben. Von Problem der
Bevölkerung schwatzt Ihr ? Entknotet der Sitte, die sich als Sittlich-
keit spreizt, den tzeuchelschurz: im Urstande der Natur füllt, nach
kurzer Frist, der Trieb alleLücken. Also lehrtManu.Zarathustra;
undTamerlan. Diesen rief noch im Mai manchmal einebrünsttge

Stimme. Graue und gelbflecktge Fräulein hakten die Fünfzeher
in denHenkel derMülleimer oder kletterten auf den Waschkeller«
hals und blickten aus Hoffnung empor. DerUmworbene wedelte-
leis, blieb aber in ruhiger Hoheit. Nur eine Kartäuserin, deren
Schwarzblau an den flaumigen Knabenleib der Diva Rutfchke
erinnern mochte,reizte ihn jedesmal zu kokettem Gcräkel auf dem
Fenstelblech. Jetzt kam sie nicht mehr. Nicht die schäbigste Base.
Verhungert oder gebraten: sagle die Aufwärterin, während sie
den Kaffeetisch abräumte. .Vielleicht auch in'n Thierschutzverein
quartirt; wenn er solche Miether noch annimmt. Wer kann sich
heute 'ne Katze leisten? Ja, wo Mäuse sind oder für Frösche ge»
sorgt wird. Milch is nich, Fleisch wäre Affenfchande, Marmelade,
Chocoladebrei und anderen süßen Papp, womit wir die Kinder
füttern, nehmen die verwöhntenTrinen nich. Herrn Doktors Kar»
toffelkarte könnte sie meinetwegen zerlnabbern. Davon setzt sich
aber nichts an dieRippen. Schließlich kriegt sie noch Rotz,Grind
oder Schwindsucht. Seit ich dem Ollen einen der drei neben der
Laube erjagten Spatzen abgebettelt habe, hat sie nichts Nahrhaf»
tes gefressen. Schlachten, ehe Haut und Knochen draus wird; drei
Schrotkörner zwischen die Augen, spricht Meiner, dann hätten wir
Wildpret zum Sonntag. Soll sie vorher ihr Vergnügen haben,
wo doch keine Katze mehr aufzutreiben is: ordentlich Baldrian
in die Nase und dann das Kieferfell krauen. Wenn das Zeug
Bier tränke! Daran fehlts nirgends. Jeder kann sich ohne Karte
befaufen. Trotzdem Gerste und Malz doch wohl besser zuverwen»
den wäre. Frage ich nachts den ollen Pachulke,ob er sich auch vor
den Kindern nich schäme, dann schleimt er was von schwerer Ar»
beit undNährwerth. Das Maulwerk! NährtBier und Schnaps,
so gehörts heute erst recht auf Karten und Denen Ersatz, die sol»
chen Stoff nich verbrauchen; und is kein Nährwerth: klappt den
Braukessel zu, bis Friede wird! Unsereins aber fragen Die oben
niemals. Hopfen, Malz, Gerste geht verloren und Zichorie is un»
ser ganzes Rieselfeld. Schlachten oder schießen, HerrDoktor; sonst
vermickert Ihnen das Vieh zu Leder. Schmeckt wie junges Kalb»
fleisch. Und das Fell is gegen Reißen wie warme Kruken.«
Darauf ists abgesehen. DenAngorenser aushungern, bis der
Besitzer kapitulirt. Die Frau hat vier kleineKinder, Bohnen und-
Hülsenfrucht in der Laubenkolonie: von den sechs Fleifchkarten

konnte fürTamerlan einScheibchen abfallen. Sollte ja nicht um»
sonst sein. Nie eine Faser. Kein Tröpfchen Milch. Nur nicht etwa
dem Thier aufhelfen, das Braten werden soll. Mißtrauisch um»
schnuppert es das Semmelwasser im Napf; näßt die Zungenspitze
und trollt sich mit gesenktenBarttastern wieder ans Fenster. Ver»
suche mit Kohlrabi, Karotten, Blumenkohl halfen nicht viel; über
die zweiteKelle ergoß sich meistschondasUnglück. Hätten Filmer
und FilmerinDich nicht früh verwöhnt.Dir wäre besser; aus der
schleckenden Pirouette ein harter Kämpfer ums Dasein geworden.
Las ich nicht irgendwo, daß Katzen Fische fressen, die träge teils
clomestica anZorengis selbst sogar mitderPfote aus Teichen Klein»
zeug holt? Darob hätte sie die Gemeinde des Pythagoras ver»
achtet. Die ehrte in denWasserthieren die Stummheit, die willige
Ergebung in göttliches Schweigen und nahm den Fisch nicht zu
Speise noch Opfer. Nicht nur den Seefisch, wie, nach tzerodots
Bericht, die Egypter, denen das Meer, als das Grab ihres Ost»
ris'Nil, verhaßt war und die deshalb weder sein Salzwasser noch
ein darin erzeugtes Thier mit der Lippe berührten; sogar den
Seeleuten nie einen Gruß erwiderten. Abscheu des GaumenS
und der Seele; uns doppelt seltsam. Wohl kann in der allen Fest»
landswesen unentbehrlichen Luft die Brut des Meeres nicht le»
ben; wäre aber dieFremdheit ihres Elementes und ihrerArt ein
Grund zu Abscheu vor dem Genuß ihres Fleisches, derDuft ver»
wandtenBlutes lieblicher, der aus ähnlichem Stoff genährteLeib
der leckersteBissen:warum ekelt unsPserdslende undtzundskeule,
schrecktMenschenfresferei als unfaßbares Gräuel?1teberdruß an
Geschwätz drängte den weisen Pythagoras in Andacht vor stum°>
mes Geschöpf und hieß ihn ein gefülltes, um hohen Preis ein«
gehandeltes Netz, durch dessenMaschen ein Gewimmel schnappte
und zappelte, schleunig wieder ins Meerleeren.Oder befahlsanft»
müthige Gerechtigkeit, die Thiers zu schonen, von denen der
Mensch nicht Schaden zu fürchten hat? Scholle, Steinbutt, Zunge
kratzen kein Saatkorn aus der Furche und rupfen keinBlüthchen
von der Rebe; nicht einmal Athemluft und Trink» oder Wasch»
wasser nehmen, trüben, verpesten sie uns. Eine Raupe schafft dem
Bauer mehr Leid als einem ganzen Dorf ein Hai oder Walfisch,
der das Wagniß, auf dem Trockenen zu athmen, mit dem Leben
bezahlen müßte.Von dem ecksten Delphin, der durch dieDünung

hüpft und Wassergarben aus dem Spritzloch schnaubt, kommt dem
MenschenbesttznichtsovieMnheilwtevondemunsichtbarenMaul-
wurf. Hühner, Enten, Gänse, Sperlinge, Singvögel, Heer denvieh,
Hasen, Hunde, Pserde sind zwar nicht Schädlinge, sondern dem
Eigner Gewinn oder Freude; würden aber gefährlich, wenn der
Tod nicht unter sie träte. Der Mensch, der sie schlachtet oder ab»
schießt.darf sagen,daß er sich vorBedrängnißschützt.einerUeber»
macht vorbeugt, und den Schmaus mit dem wunderlichen Trost
würzen, daß er die Leiche eines künftigen Feindes verzehrt. Kein
Menschengut litte, wenn im Meer das Gekribbel so eng würde
wie auf einer Ameisenstraße. Die ältesten Neptunisten, die glaub»
ten, die Erdrinde sei aus Meerwasser entstanden, der Mensch vom
Fisch auf die Küste ausgeworfen worden, hatten wieder andere
Arsache, Schuppen» undKrustenthiere,Ahnen und nächste Sipp»
schaft, nicht auf dem Eßtisch zu dulden.Dem Egypter hattzaß.dem
Syrer Ehrfurcht grätige Atzung gewehrt. Trotzdem die egyptische
Lustgöttin Bast mit einem Katzenkopf, über hunderttaufend Katzen-
grüften, im Tempel thronte,Mohammed undTamerlanihre Soh-
lenspur tief in den Syrersand drückten: derEkel vorFisch hat sich
imOrient denZehengängernnicht vererbt. Aber Fisch ist nirgends
zu haben, stöhnt die Pachulke. Dieses Weib will mich zum Ver»
zicht, zu dem wehsten Opfer zwingen. Darauf hat fies abgesehen.
«Fräulein Rutschke!« Mit einem Blick, der unerschauten
Sündenfalles verdächtigt, einem Ton, der, ohne Erbarmen, in
Schwefelpfuhl verdammt. Hunger, Neid, Liebe: unsere Welt.
Keusch klingt aus tzerrnmund die Abwehr: »Lassen Sie die Thür
offen und warten mit den Kartengängen, bis die Dame weg ist."
Ein Gewisper im Korridor. Aus dem Hirn spinnt sichs zu
Pythagoras zurück. Daß er egyptischen Priestern tiefe Weisheit
ablauschte, scheint sicher; von dort oder aus fernerem Orient kam
wohl auch der Glaube an Seelenwanderung, »'n Abend!" Sie
sitzt schon. Dem ersten Blick eine ganz Fremde. Wohin schwand
der Abglanz von Duca und Marchese, Saphir und Silberfuchs,
Paradies und Huri? Gelbe Schuhe, die lange im Schaufenster
standen, breit karrirter Rock, geschlossene Bluse, Lackhut. Alles
billig. Weder Dame noch Artistin. Das Haar schlicht aufgesteckt?
mit Hornnadeln. KeineHandschuhe. Keine Farbenabtönung. Der
dunkle Flaum am Kinn üppiger. »Sie kucken! Damals hatte ich

«och den Kimono und viel Schild patt. Kommt wieder. Glanz mU
«Speckstippe. Mehr als im Apfelstnenland. Unter den Wind, der
zetzt weht, mutz man sich aber ducken. Wer zahlt heute denn Gage,
von der ein anständiges Mädchen leben kann? In der Pulver»
fabrik bin ich mit dem Anzug noch fein. Und wer will und kein
Trampel is, hatUeberstunden.Deshalb gings nicht früher. Auto
«ich mehr zu machen. Und den halben Sonntag verschläft man.
Endlich aber mutzte es sein. Was macht denn das sühe Vieh?"
Mutter Pachulke ist auf dem Posten. Reißt, als wäre ein
erwartetes Stichwort gefallen, dieKüchenthür auf, ruft, mit dem
rauhen Lockton i> erKnuspei hexe, das Thie r (das ihr Fleischfresser»
drang doch in die Bratpfanne sehnt) und stemmt sich vierschrötig
an die mit Geknarr weichende Angel, das Schauspiel, das nun
wird, nicht zu versäumen. Ein Schauspiel so wilder Zärtlichkeit,
wie der Marchese sich in schwüler Stunde erträumen mochte, wie
Pe, trotz allem Aufwand, ihm aber geWitz nie Erlebnitz wurde. Seit»
sam: dieses in jeder Gefühlszone wetterharte, in allen Wassern
gewaschene, mit allen Hunden gehetzte Mädel (auch seinen drit»
ten moralistischen Stücktitel könnte Sankt Wedckind auf die vor
Kirche und Staat unverehelichte Rutschte anwenden) in Verzück»
ungdem Kätzchen Hingegebenzin Wallung, diederfremdeBetrach-
ter mütterlich nennen mutzte. Seltsam. Kennen wir je einander?
Nicht denNächsten. Alk sMenschliche ist undurchsichlig.Alles Un-
durchsichtige menschlich? Oder gött.ich? Dünkt uns so. Auch Ta»
merlan wird zumWelträthsel. Nach dem ersten, tigerhaft wilden
Sprung auf den vertrauten Schotz, nach dem Freudenwirbel des
Schwanzes starrt derKater wie die grazile Base aus kopenhage»
ner Porzellan. Das Tätzchen, das in die Bluse, über der höchsten
Kuppe des Frauenrumpfes, eine Wunde schlug, ist rasch wieder
herabgeglitten und der Leib strebt aus den klammernden Händen
in Freiheit. Ein fremder Duft, der den Flügel der Zärtlichkeit
lähmt und Erinnerung tilgt, als käme sie aus Gedächtnitztrug?
Das Ohrschnapptnicht nach dem Gestöberitalischer Sprachflocken,
das über leidig Gegenwärtiges die Decke breiten soll. (Auf mein
Lateinerthum, spricht, nach dem Zeugnitz des Herrn Bellaigue,
unser Freund D'Annunzio, «bin ich stolz und kann in Menschen
anderen Blutes nur Barbaren sehen." Bekenntnitz,mit demLon»
don und Petrograd, Gent und Belgrad sich abfinden müssen.Bo»

naventura ködert vergebens mit Lalinitätgemeinschaft.) ,Inr
Sommer war sie schon einmal fast eben so mager. AmLido; weiht
noch, Du Schweinchen? Und die Angst, wenn ich.inPurpurtricot
und(hoch geschlossener)Taille,imWasser mitihr auf der Kabinen»
treppe satz und die Herren wetteten,schöneres Grün»Weiß»Roth
sei nirgends zu finden! Entfettung schadet ihr nich. Und Schell«
fisch oder Bückling kriegt man ja noch." Die Aufwälterin wird
ausgiebigmitrügendenBlickenbelegt.Brichtabernicht zusammen.
«Nich in den Smyrna, Pirouette! Da is sch on 'n verdächtiger Fleck.
Das hätten Sie dem Thier aber... Herrje: Halbacht! Ich muh
ja noch meine zwei städtischen Eier holen. Gieb Pfötchen und
Schnurrbart, Muschi! Nach Acht is zu. Hast doch sonst nicht ge»
kratzt, Dussel! Kann ich wieder rankommen?DennalsoMahlzeit!"
Das große Waschen hebt an. Als müsse jeder Anhauch vo«
Erde getilgt, jede Spur von Getätschel und belebtem Staub weg»
gewischt werden: so sorglich fährt, ohne Haft flink, die Zungen»
bürste über das Fell; über Augenhöhlen, Rumpf, Schweis, un»
behaarte Zehenhaut. Alles soll sauber sein wie Daunen, die Frau
Holle vom Himmel schüttet. Um zu den nicht bequem erreichba»
ren Rumpftheilen hinzugelangen, schmiegt das Köpfchen sich un»
ter die Pfote. Zierliches Spiel; und in der stummen Lust anRei»
nigung doch Etwas von Weihefeier. Im Dämmergrau schwillt es
zum Abbild eines weißen Mönchleins, das sich, ehe das Licht
wird, zur Waschung erhoben hat; treu der Lehre des Meisters^
desSiddhattho(»des amZielStehenden«), der nun derBuddha.
ist. Führt von Pythagoras auch zu Diesem ein Steg zurück? Ge»
wiß war indasOhrder egyptischenPriester.vondenenderMann.
aus Samos Kunde empfing, ein Nachhall alter Inderweisheit
gedrungen.Die Seelesiirbt nicht, Wandertaus welkem inknospen»
den Leib, aus des Thieres in menschlichen. Und alle Seelen, in
denen Abglanz von Gottheit ist, verstehen einander. Dewadatto,
der Judas des Buddha»Mythos, gilbt von Neid auf den Ruhm
des Meisters und sinnt, ihm den Tod zu bereiten.Listig stiehlt er
sich aus der Iüngerschaar, die der Stadt Rajagaham zuschreitet»
und löst denwildestenElephanten.den Schreckendes Volkes, aus
der Kette. Wie Sturm wst das Ungethüm durch die Straßen und
zerstampft in blinder Wuth, was sich nicht aus dem Bereich sei»
nes Rüssels und seiner plumpen Füße zu retten vermag. Entsetze»

durchheult die Stadt; starrt aus den Häusern auf Blutlachen,
Fleischknäuel, Haufen zermalmter Knochen; schwingt sich auf die
Mauer und beschwört, aus dem MundedesZinnenwächters, den
Buddha, die Grausesstätte zu meiden. Der aber wandelt so ruhig,
wie als Erwachsener niemals durch seines Vaters Palast und
Gärten, durch die von Todesangst geleerten Straßen (nur ein
Jünger, Anando, ist noch hinter ihm) und hebt, als der Elephant
auf ihn zudröhnt, lautlos, furchtlos dletzand zumGruß.War es
sein letzter?Das wilde Thier scheint gelähmt, jetzt gesänfttgt; auf
die wulstigen Kniee sinkt es, fegt mit den Ohrlappen den Sand
und reibt, als müsse es Verzeihung erflehen,mit der Schulter das
Kleid des Erhabenen. EinWunder lRasch weicht dieFurcht.aus
allen Winkeln keucht Volk herbei, rahmt das Bild, das kein Auge
je sah, und jauchzt dem großen Wirker. Der streichelt das zärtlich
an ihn gekauerte Thier und spricht: »Lasset nicht Zorn in Euch
herrschen: denn aus ihn ist kein Weg in Erlösung." Dewadatto,
derDieses erblickt und erhorcht, fällt selbst sich mit Flüchen an und
taumelt in tzöllenschlund (obwohl sein Nachtplan nicht, wie des
Karioten, der nachIesu Verurtheilung den Verräthersold in den
Tempel warf und sich henkte, dem Meister Unheil gestiftet hat).
Weiter schreitet der Buddha fürpaß; und vor ihm, hinter ihm
ist das Jauchzen Erlöster. Wie unter warmem Lenzregen eines
Baumes Blättergewölb,so wächst der Glaube an seine Lehre und
bis an den Rand füllen sich die Almofenschalen seiner Jünger.
Schauet den Wipfel des Riesenbaumes, dessen Umfang schon dem
eines Wäldchens gleicht und Hunderten schattiges Obdach ge»
währt! Ahnet Ihr, welcherSaft mit so gewaltigerTriebkraft aus
derWurzel stieg?Wer ohne Liebe ist, dünklestchKronederSchöpf-
ung. Wer in Liebe alle Kreatur, nächste und fernste, umfing, wird
von allen Seelen verstanden; ist der in Vollendung Erhabene.
Miauze nicht.Kater! Um Deinesgleichen, um seine Vergött»
lichung.Vermenschlichung gehts; und zu den heiligen Tönen, die
aus Lotosland her klingen, will der thicrische Laut nicht passen.
Nicht? Auch solcher war dem Buddha und dessen Getreuen Aus»
druck einer Seele, Sprache eines verwandten Wesens. Und die
stillste, die frommste Liebe verbot, irgendein Thier, wild oder zahm,
Elephant oder Wurm, Kalb oder Wespe, zu kränken, gar zu der»
nichten.FinsternitzlagüberderWelt,in dieWolke üblenWollens

war ste eingenebelt und alles Fleisch tief in ein Meer des Leides
versunken. In Ost wurde Licht und liebreiche Weisheit rüstete den
Kahn, dessen Ferge das Leidensmeer durchsteuern und die zu
Gutem willigen Seelen sanst auf festen Grund retten soll. Indien,
Egypten, Hellas, Galilaea; alle Wege führen nach Rom. Wenn
«r dem Licht fest verlobt ist undniesich demRufdes reinen Geistes
weigert, hebt sich der Geringste in Glanz. Iste est sanctus Komo?
Huldigung, die dem Buddha jubelte, umhallt auch den Sohn
Pietros di Bernardone, den werksam frommen Bruder Franz;
spricht auch ihn heilig. ZwischenAssisi undMontefalco erblickt er
im Geäst und auf derFlur ein Vögelheer, wie es, in solcherMenge,
in so fremder Buntheit, diefe Landschaft nie fah. Er löst sich von
den Schülern, tritt unter die gefiederte Schaar und predigt ihr,
als habe ste Ohr, Verstand, Sehnsucht des Menschen. «Danket,
die Ihr uns Brüder und Schwestern seid, dem Herrn, rühmet in
jeglicher Stunde ihn, der Euch Singstimmen gab, für jede Jahres»
zeit ein zierliches Kleid, die Fähigkeit zu ungehemmt freiem Flug
und Nahrung, die nicht im Schweiß des Antlitzes zu erarbeiten
ist. Ihr sät und erntet nicht, wisset nicht zu nähen, zu weben: den»
noch ist Euch derTtsch gedeckt und Kleidung bereitet. AusQuellund
Fluß dürfetIhr trinken, auf Bäumen nisten und dieBrut Pflegen,
auf Hügeln und Bergen, Felsen und Klippen Euch ausruhen
und in Schlupfwinkel verstecken. Wie könntet Ihr, Geschwister,
dem Gott, der Euch folche Wohlhat spendete, jemals den Dank
schuldig bleiben?- Alle Vögel hatten sich dicht um ihn gedrängt,
von den höchsten Zweigen hatte sein Wort sie auf den Rasen ge»
rufen und bewegunglos saßen alle, selbst die von der Mönchs»
kutte gestreiften. Da er, nach der Mahnung, den Schöpfer zu lo»
ben, nun schwieg, öffneten sich alle Schnäbel, reckten alle Hälse
sich vor, neigten alle Köpfchen, zwischen gespreiteten Flügeln, sich
in ehrfürchtiger Andacht erdwärts. Leis zwitschert es schon aus
der Gemeinde. Franzens Finger segnet sie mit dem Zeichen des
Kreuzes: und in dessen Gebälkrichtung verschwirrt ste, die ein
gemeinsamer Aufschwung vom Boden zu heben schien, mit lieb»
lichem Gesang. Gen Morgen und Abend, Mittag und Mittnacht
vertönt das Loblied der Vögel, die nur ein dürftiges Nesthälm-
chen ihr Eigen nennen und denen, wo frommes Vertrauen in
Gottes vorforgende Güte ihr Fittich ist, doch, den Heimlosen, an

Besitz ärmsten, Himmel und Erde gehört. Der Heilige Franz liebt
die Zikade, die auf dem Feigenbaum sitzt, wie eine Schwester»
lobt die Nachtigal, deren Stimme im Wettgesang seine besiegt
hat; freut sich desSchäfleins, das im Klrchenchor neben den Brü»
dern kniet und den Drang zu Andacht in leises Geblök löst; trägt
das Würmchen, damit es nicht,zertreten werde, vom Weg ins
Dickicht; giebt den neuen Mantel, dasschönsteundwärmsteKleid,
um zwei Lämmer von dem Bauer loszukaufen, der sie an einem
Strick auf den Markt, in die Schlachtstatt trägt; und baut den
Turteltauben, die er dem Jüngling aus Siena abgebettelt hat,
mit eigener Hand die Nester, daß sie nicht länger im engen Korb
der Freßsucht feil seien. Was dem Buddha in Rajagaham ge»
lang, wirkt Franciscus in Gubbio. Dem raubgierigenWolf, der
dort haust, mit scharfem Zahn Thiere und Menschen anfällt und
die Stadt inAngst bannt, tritt dertzeilige Mann in milder Ruhe
entgegen. Schaulust und Mitleid späht von der Mauer; den all-
zu Kecken verschlingt gewiß sogleich der schäumige Rachen. Der
aber schließt sich unter dem Kreuzeszeichen; wie ein Lamm legt
der Wolf sich vor denWehrlosen und hört mit gespitztem Ohr die
Rede: »Schwer fällt, Bruder Wolf, Deine Sündenlast ins Ge»
wicht und als Räuber, als Würger und Menschenmörder hast Du
grausame Todesstrafe zehnfach verdient. WillstDu hinfüro Dich
aber in Frieden verpflichten und keinem Geschöpf je wieder Neb»
les thun, so will ich annehmen, daß nur tzungerswuth Dich in
Sünde verstrickte, und nicht Verzeihung nur, sondern für alle
Zeit Deines Lebens auch Nahrung Dir sichern." Der Schwanz
wedelt, die Ohren wackeln, der Kopf nickt. »Solches Gelöb»
niß will deutlichere Bürgschaft; hier ist meine Hand." Sacht tastet
der rechte Vorderfuß sich auf den Handteller. Mönch und Wols
schreiten wieFreunde durchsThor.Auf dem Marktplatz wimmelt
das Volk., Wäret Ihr frei von Schuld, nie hätte so arge Bedräng»
niß Euch heimgesucht. Bereitet Euch zu Buße. And haltet treu»
lich den Friedensvertrag, den ich hier mitEuremFeind erneue."
Zwei Jahre noch lebt der Wolf. Thut niemals wieder Schaden.
Zweimal täglich scharrt er vor eines Bürgers Thür und geht nie»
mals ohne reichliche Nahrung. Den Mörder hat Liebe gezähmt.
KeinKtnd fürchtet ihn.Keintzund bellt ihn an. Vonhetligengeist
scheint er fortan durchleuchtet wie die Vögel, denen Franciscus,
die Fische, denen Antonius das Glück alles Lebenden predigie„

Und war zuvor doch allem Schwächeren ein rechterWolf ge-
wesen. Rächer von Menschenthun? Vielleicht nur Nachahmer.
Was der Mensch, intzabgiergefecht oder anderem Krieg, jemals
dem Menschen that, in Aeonen that ers zuvor, bis auf den Wol»
lustgrat schmatzender Grausamkeit Alles, dem Thier. Ob ers zu
Spiel oder Fraß, Dienst oder Schmuck begehrte: widerstreben»
dem, nur lästigem hat er die ärgste Qual, die tückischste Marter nie
erspart. Die im Thier das Verwandte ehrten, ragten inGotlheit,
waren von demBrahmanenwort latl^äm^si («Dieses bist Du")
ganz erfüllt und derWarnungbewußt.diederGlaube anSeelen-
wariderung einätzt:,Als dasWesen, demDujetztLeidenschufest,
wirst Du auferstehen und bist verurtheilt, dann das selbe Leid zu
erdulden." Auch, die sich von Thierleibern nährten, thierisch zu
handeln? Wenn tz ungersn oth einst Tamerlan zu Brei und Pflan»
zenkoft bekehrt, schwindet am Ende noch, was uns dasWesen der
Katze dünkt. «Die ist stark und gewandt; ihr Charakter ein Te»
misch von Besonnenheit und Tollkühnheit, ListundBlutgier.tzeu»
chelei und Trotz; noch aus der zahm scheinenden pfaucht plötzlich
die eingeborene Wildheit hervor." Wer wagt, über den Menschen
von heute Solches zu sagen? Der ist sich die Krone der Schöpf»
ung. Mohammed, der die Katzen zu sich kommen ließ, kannte den
Menschen l,dem er den Teufel Alkohol nahm, doch mannichfache
Geschlechtslust erlaubte) und blinzelte aus einem Mythos, der
heiterer als Indiens und Nazareths ist, mitleidigen Spottes voll
auf den Dünkel des himmelan langenden Gabelthieres nieder.
... Finsterniß schleiert den Hof und die Stube. Wie eine weiße
Eule hockt, ohne Regung, Tamerlan vor dem Gewände der Nacht.

Asien oder Europa?

Der neue russo» japanische Vertrag, den Minister Sasonow
und Botschafter Vicomte Motono am dritten Juli unterzeichnet
haben, ist kurz. „Die Kaiserlichen Regirungen von Japan und
Rußland sind entschlossen, ihr Bemühen um die Erhaltung des
Friedens im Fernen Osten fortzusetzen, und haben sich deshalb
in das folgende Abkommen verpflichtet. Erster Artikel: Zu einer
gegen Rußland gerichteten politischen Verständigung oder Zet»
telung wird Japan, zu einer gegen Japan gerichteten wird Ruß»
iand nicht mitwirken. Zweiter Artikel: Werden im Fernen Osten

die von dem Partner anerkanntenTerritorialrechte und Sonder»
interessen einer der beiden Vertragsmächte gefährdet, so werden
Japan und Rußland berathen, mit welchen Mitteln sie einander
Beistand gewähren und gemeinsam die bedrohien Rechte und
Interessen vertheidigen und sichern können." Vicomte Ishi, der
Leiter des internationalen Iapanergeschäftes, hat diesen drei
Sätzen die Versicherung nachgeschickt, von dem neuen Vertrag
habekeineMacht eben so friedlichen Wollens irgendwas zu fürch-
ten und das anglo-japanische Bündniß werde durch ihn ergänzt
und bekräftigt. Den Japanern bringt er zunächst eine Ansehens»
mehrung und hebt sie aus dem Verdacht, mit demGewinnTsing»
taus, Neuguineas, Samoas, der MarschaU»Inseln, Karolinen
und Marianen sich begnügen, mit dem Deutschen Reich einen
Sonderfrieden schließen,vielleicht ihn gar noch sürRußland ver-
mitteln zu wollen. Solchen Abweg sperrt zwar der Iulivertrag
nicht völlig (Deutschland könnte ihm beitreten): aber er Wäreheute
sinnlos,wenn die ostastatischen Vormächte nicht von dem Sieg des
Fünfbundes überzeugt wären, dessen Vorstöße in derStundedes
Vertragsabschlusses begonuenhatten unddersich am fünfzehnten
IunieinerMetallgeldreservevonzwölftausendachthundertfechzig
Millionen Mark rühmte. Japan hat den Europäerkrieg mit un»
gemeiner Klugheit ausgenützt. Kleiner Kraftaufwand, zur Ero»
berung von Kiautschau, trug ihm großen Gewinn ein: den deut»
schen Besitz in China und in der Südsee und ein ganzes Bündel
wichtiger Vorre chte im Bezirk der ChinesischenRepublik.Durch die
ungeheuren Mengen von Waffen, Munition und Geräth,die es
den Bundesgenossen, besonders den Russen, liefert, hat es,end»
Äch, seine Wiithschaft gekräftigt und den Finanzstand gehoben;
ihm kanns nur angenehm sein, wenn derKrieg noch lange dauert,
die Rieseneinkunft fortwährt und die europäischen Konkurrenten
sich selbst und einander so schwächen, daß sie an Uebergriff nach
Sstasien für mindestens ein Jahrzehnt nicht denken dürfen. Jetzt
braucht Japan nur noch ein Abkommen mit den Vereinigten
Staaten (Philippinen; Einwanderergesetz), in das Herr Wil»
son oder Herr Hughes sich eines Tages wohl bequemen wird:
dann ist «der Friede im Fernen Osten" sicher geschirmt. Solchen
erstrebte schonderjapanischeMinisterpräsidentGrasKatsura, als
er vor zwölf Iahren den Krieg gegen Rußland beschloß. »Ein

haltbarer Friede, wie wir ihn fordern müssen", sagte er damals
laut zu einem amerikanischen Missionar, „ist nur möglich, wenn
Rußland uns nicht mehr zu schaden vermag. Wie das alte
Griechenland für seine Freiheit und für den Frieden Europas
gegen diePerser kämpfte, so kämpfen wir für unsere Freiheit unk
für den Frieden Asiens gegen die Russen. Das Verhältniß ist bis
ins Kleinste eben so.Nicht für die Vorherrschaft einerRasse oder
Religion fechtenwir, sondern für die Sache menschlicher Gerechtig-
keit, für die Freiheit des Handelsverkehres, für dieCivilisalion.*
Focht je ein Staatswesen für ein minder edles Gut, jemals eins
nicht nur für die hehre Sache der Menschheit? Der Friede von
Portsmouth gab dem finanziell schwachenReich des Tenno nicht
so viel, wie die Siege des Heeres und der Flotte es hoffen ließen.
Erst später fügte es feinemfchmalen Leib Korea fest an;erst in der
Zeit unseres Krieges kaufte es (für den Pappen stiel von fünfund»
zwanzig Millionen Pen) den Südstrang der Transsibirischen
Bahn, der Japans Waaren nach Karbtn befördert und den An»
schluß nach Moskau und Europa gewährt. Dem Inselreich des
Ostens ist der Zugang in unserenErdtheil schwerer zu verriegeln
als dem des Westens (wo trotzdem kein Zurechnungfähiger daran
denkt, Calais zu behaltenundnach Jahrhunderten den dümmsten
Fehler der Britengeschichte zu wiederholen). Vuan-Shi-Kai ist
tot, sein Folger imPrästdentenamt ein stiller, einstweilen derVer-
fass ung getreuerMann; Japans« Sonderintere ssen" imGebiet der
Chinesenrepublik stndmorgenalsonochnichtgefährdet.Warum die
Engung des Bundes zwischen Japan» Hellas und Rußland-Per-
sien den Sturz des Ministeriums Okuma, wie in der Presse erzählt
wird, bewirkt haben sollte, ist nicht zu erkennen. Schied es aus der
Macht, dannwohlaus anderem Grund. GeneralTerautki, der als
künftigestzaupt des Naikasku.der Centrälregirung,genannt wird,
war, als der Krieg gegen Rußland befch lossen wurde, im Kabinet
Katsura Kriegsminister, zuvor aber Militärbevollmächtigter in
Paris (wo damals Motono, der Zeichner des Iulivertrages, Bot»
schafter war), von Frankreichs Reiz entzückt und ein Liebling der
Paradegaffer von Longchamp. Unwahrscheinlich, daß er gegen die
kostenlose Verständigung mitRußland ist, die schon 1901 von dem
MarquisIto, dem Marschall Pamagata und demGrafenInuye
(dessenSohn gerade jetzt von demlondonerBotschafterposten zu»

rücktritt) erstrebt wurde.Der neueVertrag kann ja nichtderLaune
OkumasundIshis entstammen; er ist gewiß vom Rath der Alten
geprüft und gebilligt worden, von den ums Vaterland verdienten
Männern,ohnederenZustimmungselbstKaiserMutsuhito ernsten
ReichsfragenniedieAntwort beschlossen hat.VielleichtsollTeraut-
A mit Frankreich, der einzigen Macht, an derIapan denSchimpf
der Shimonoseki» Enttäuschung noch nicht rächte, einen Vertrag
machen, der den Weg in friedlicheAbrechnung öffnet und, gegen
indochinesischen oder madagassischen Entgelt, IapansWehrmacht
für die Zeit der Kriegsentscheidung in den Dienst unserer näheren
Feinde stellt (zu Flottenangriff oder zu Kampf wider deutsche
Tauchboote).Datzdemrusso-japanischenAbkommenanderefolgen
werden, ist in Paris und in London angedeutet worden. Herr
Iswolskij hatte sich lange nicht geregt;im vorigen Sommer, wäh»
rend des Russenrückzuges aus Galizien und Polen, war ihm in
der pariserBotschaft,wo die Bank» und Preßkundschaft mürrische
Gesichter zeigte, manchmal wohl schwül geworden. Ietztdarf er, der
nach dem Krieg den erstenVertrag mit Japan schloß,sich wieder son-
nen, ohnevonscheelem Blick geärgert zu werden. VordreißigIah-
ren hat der Britenbotschafter Sir Robert Morier von der Newa
an den Kollegen White nach Konstantinopel die Frage geschickt, ob
der Slawismus vor dem Germanismus nach Asien zurückweichen
oder mit ganzer Kraft sich in Europa behaupten werde. Dietzohe
EzcellenzIswolskijs hat auf die Frage immer geantwortet: «Wir
dürfen niemals aufhören, europäische Großmacht zu fein." Der
neue Vertrag besiegelt Rußlands Entschluß zu Umkehrnach West.
InAsien sichert ers vor StörungdurchIapan.das dafür bis nach
Karbin, an die Schwelle der größten russischen Kolonisatoren»
Schöpfung, bis an die Pforte des Priamurgebietes gelassen wird.
Was Rußland an Wehrmacht aufzuwenden vermag, kann es
fortan in Europa nützen. Wie hoch dieferAufwand steigen wird?
Aeppig stehts unterSturmer nicht aus.Auf weitenSlrecken des
Reiches,das inFriedenszeit fürNährstoffexportMilliarden ein»
tauscht, jetzt also, nach zwei ausfuhrlosen Iahren, in der Menge
gestapeltenVorrathes ersticken müßte,ist Noth und kaumnoch er-
trägliche Theuerung. Mangel an Bahnsträngen, Lokomotiven und
Wagen, weil die Versorgung des auf drei Fronten kämpfenden
Heeres alles Material heischt. Mangel an Maschinen, brauch»
«

barenLandarbeitern(Geschütz» undGeschoßfabrikenfahndennach
allen Tauglichen, die der Wehrdienst nochnichtrief),an wirksamer
Organisation. Gestern hat in Petrograd eine Gans drei MartV
ein Ei drei Pfennig gekostet; heute sind sie unerschwinglich; morgen
vielleicht wieder spottbillig, wenn Tfhin, Semstwo, Stadt» oder
Reichsduma derWucherpesttzerr würden. Noch immer, wie vor
Ruriks Berufung aus den Fürstensitz, das ungeheuer große, un»
geheuer reiche Land ohne Ordnung. Die möchte England stiften.
Schwer ruht dieTatze des Britenlöwen auf demWillender ruisi»
schen Minister. In jedes halbwegs beträchtliche Finanzgeschäft
guckt der Englische Botschafter; erlaubt oder verbietet. Ueberall
maßt irgendein Lord oder Gentleman sich das Aufstchtrecht an.
AnddieRegirung.derdie Geldzeichen so knapp sind, daß sie weder
den in feindlichemAusland zurückgebliebenen Russen das zuLe»
bensnothdurft Langende pünktlich schicken noch in Schweden ge»
kauftes Stahl bezahlen und beziehen kann, muß sich in ungewohnte
Vormundschaft fügen, lieber allen Aerger tröstet das Bewußtsein
hinweg, daß die Armeen wieder an Rumäniens Thor, dicht vor
Ungarns Pforte stehen, in Armenien sichBayburt nähern. ,Iln»
seres Sieges Gewißheit ist jetzt so sest, daß sie Kathedralen tragen
könnte. Aber ein Jahr lang müssen wir noch fechten und Englands
Kontrole dulden. Dann erst liegt Deutschland am Boden." Das
ist dieLosung. Und faule Tshinowniks versenden Rundschreiben
mit Vorschrift für die künftige Behandlung der in unferer Ostmark
lebenden Polen; stürzen sich also in Arbeit, die nicht wegliefe.
Japan kann lächeln (in lautes Lachen verirrt kühle Schlau»
heit sich niemals). Zwei Jahrzehnte haben ihm in Großmacht ge»
Holsen und sein Verhältniß zu Rußland völlig verändert. Hitrowo
sah, als Gesandter in Tokio, 1894 die Stunde Heraneilen, in der
Japan dieAufnahmeindenfranko-russischenBund erbitten werde.
Der Ostasiatenkrieg öffnet einem Russen das Auge. Aus Peking
schreibt der MilitärbevollmSchtigte Oberst Wogak: «Die Wand,
lung im Fernen Osten wird in erster Reihe von Japan bestimmt
werden. Mit dieser Macht, die uns ein höchst gefährlicher Nach»
bar werden kann, müssen wir rechnen lernen, statt immer nur
zu bedenken, wie wir uns gegen England und China stärken
könnten. Noch sträubt der Kopf sich; doch er darf den Gedanken
nicht abschütteln.« Fürst Lobanow will, als Minister des Aus.

wärllgcn, nicht dulden, daß derFriede vonShimonoseki den Ja»
panern die Liau» Halbinsel gebe, den Inselstaat zur Festlands»
macht weite; und er drückt seinen Willen durch, weil Deutschland
und Frankreich sich als dessen Stützer mißbrauchen lassen. Kaiser
Mutsuhito warnt, nach dem Sieg über China, das Volk vorDün-
kel. »Noch hatIapan nicht das Ziel erreicht, das seine Geschichte
ihm weist. Sein Volk ist die einzigeWehr, der es vertrauen darf.
Wenn dieses Volk sich aber nicht in stille Arbeit für Massener-
ziehung, Heer und Flotte bescheidet, sondern eitel sich mit Erfol»
gen spreizt, schreckt es die Freunde selbst von uns ab." tzitrowos
Nachfolger,BaronRosen,ahntfrüh (1897),daß Japan die Schmä»
lerung der Shimonoseki-Beute rächen, Rußlands Vorherrschaft
auf Korea nicht hinnehmen will.Iswolskij, der ihn für eine Weile
ablöst, räth, den Vorschlag Itos anzunehmen, der den Japanern
Korea, den Russen die Mandschurei zuspricht; das Bündnitz mit
England (vom Januar 1902) schütze Japan vor neuer Koalition
und sichere ihm für denFall franko-russischenAngriffes denBei»
stand der stärksten Seemacht. Nach seiner Wiederkunft erneutRo»
sen die Mahnung;noch wäredurch Verzicht aufKoreadieMand-
schurei und fast unbeschränkteFreiheit des Handelns in China zu
retten. Vergebens. Zwei Fahre nach dem Frieden von Ports»
mouth schließt Minister I swolskij, die fortglimmende Feindschaft
zu löschen, den Vertrag, der in der Mandschurei die Zonen ab»
grenzt, den Handelsverkehr ordnet und den Japanern, die das
Fischfett als Düngmittel und Industriestoff, das Ftschfleisch zu
Nahrung brauchen, das Recht zum Fang in Rußlands Küsten»
gewässern verbürgt. Seit der Niederlage Kuropatkins (der sich
jetzt mit Hindenburg»Ludendorff zu messen wagt) ist der Traum
von russischem Imperialismus im Fernen Osten verkrüppelt. Und
Mushikweisheit warnt den unter Henkersbeil Verurtheilten, um
den Verlust der Haare zu weinen. Ganz hat der Vertrag von 1907
die Wunde nicht enteitert. Der alte Ito, der ihn durch einBünd-
niß ersetzen, mit dem Finanzminister Kokowzew in Karbin dar»
über verhandeln will,wird, als er aus dem Zug steigt, von einem
Koreaner getötet. Juli 1910:neuerVertrag(Iswolskij-Motono).
Drei Artikel; der wichtigste bestimmt, daß die zwei Kaiserreiche,
wenn dem in der Mandschurei giltigen Rechtszustand Gefahr
droht, sich zu Schutz und Abwehr verständigen werden. Japan ist,

als Herr auf Korea und Liautung, nun kontinentale Großmacht;
seine Reichsschuld ist aber aus eine Viertelmilltarde Pfund Ster»
ling angeschwollen. Diese Last mindert der Euröpäerkrieg. In
allen Fabriken, auf allen Werften (deren Zahl unwahrscheinlich
groß ist)wird fürRußland und für die Westmächte gearbeitet, die
jeden Preis zahlen. Dieser Krieg, der Ruhland vor die schwerste
Aufgabe seiner Geschichte stellt, hat auch die Furcht weggeweht,
aus Nordostkorea könne ein Iavanercorvs in die Provinz Girin
einfallen und Karbin bedrohen. Dahin öffnet der neue Iuliver»
trag in Freundschaft den Weg. Wie Volkskraft und Volksfleiß
politisch, ohne Gefährdung der Reichszukunft, nutzbar zu machen
ist, lehrt den Schüler heute nur noch Japan. Das hat seinen chine-
sischen ‚Sonderln>eressen" wohl in Geheimklauseln dieAnerken»
nung Rußlands gesichert. Und die Hoffnung, es werde sich rasch
mit Großbritanien verzanken, ist Wahn, in den Furchtsame sich
jetzt gern einspinnen. Der Muthige will weder getröstet noch be»
logen werden. Gelingt der Plan, auch Deutschlands Wirthschaft
ausOstasien zu verdrängen, dann istIapan dem lästigstenIndu-
striewettbewerb überhoben; doppelt aber auf das londoner Clea»
ringhouse angewiesen.VonStreit umReligion undRasse wird nach
demKrieg, der in einem Lager Weiße, Gelbe,Braune, Schwarze,
Anglikaner, Katholiken, Orthodoxe, Shintoisten, hindu.Atheisten,
im anderen Protestanten, Katholiken, Calviner, Bulgaro-Ortho»
doxe, Türken, Kurden vereint, nach dem Krieg, der Slawen und
Mohammedaner spaltet, nicht so oft wie zuvor zu hören sein.
Der Sieche, aus zehnWunden Blutende nimmt Labung, Verband,
Arzenei gern noch aus dertzand,die anders als seine gefärbt ist.
Japan könnte sein Geschäft auch mit uns machen? Nur, wenn wir
den Entschluß aussprächen, selbst im Fall deutschen SiegesRuß-
land unangetastet zu lassen. Wer ihm den Gurt von der West-
flanke reißt, den Wall der Fremdvölker nimmt, drängt es, trotz
allen Verträgen, nach Asien. Und da würde das Gewimmel dem
Mikado unbequem: mit dem chinesischen gegen in einig.
«Eine Gesellschaft Stachelschweine drängte sich, an einem
kalten Wintertag, recht nah zusammen, um. durch die gegenseitige
Wärme, sich vor dem Erfrieren zu schützen. Jedoch bald empfan»
den sie die gegenseitigen Stacheln; welches sie dann wieder von
einander entfernte. Wenn nun das Bedürfniß der Erwärmung

sie wieder näher zusammen brachte, wiederholte sich jenes zweite
Nebel; so daß sie zwischen beiden Leiden hin und her geworfen
wurden, bis sie eine mäßige Entfernung von einander heraus-
gefunden hatten, in der sie es am Besten aushalten konnten. So
treibt das Bedürfniß der Gesellschaft, aus der Leere und Mon oto»
nie des eigenen Inneren entsprungen, die Menschenzu einander;
aber ihre vielen widerwärtigen Eigenschaften und unerträglichen
Fehler stoßen sie wieder von einander ab. Diemittlere Entfernung,
die sie endlich herausfinden und bei welcher ein Beisammensein be-
stehen kann, ist die Höflichkeit und die feine Sitte. Dem, der sich
nicht in dieser Entfernung hält, ruft man in England zu:Keep ^our
6iswnce! Durch solche Entfernung wird zwar das Bedürfniß ge»
genseittger Erwärmung nur unvollkommen befriedigt, dafür aber
der Stich der Stacheln nicht empfunden. Wer jedoch viel eigene
innere Wärme hat, bleibt lieber aus der Gesellschaft weg, um
keine Beschwerde zu geben noch zu empfangen." Gleichniß und
Sprache sind von Schopenhauer. Was der «Philosoph für die
Welt- ins Gefellige schränkte, läßt sich auch in die Maße inter-
nationalen Bedürfnisses weiten: und erklärt dann, wie, in allen
Erdtheilen und Jahrhunderten, Bündnisse entstanden, sich locker-
ten, lösten. Borstenspitze, die ins Fell sticht, schmerzt heftiger als
Frost. Wer in würdiger Freiheit athmen will, erhalte sich Eigen-
wärme. Einsam noch ist er dann mächtig; ringsum gehürnt.
Asten oder Europa? Nicht nur vor Rußland dräut diese
Schicksalsfrage. Japan hat seine Siege, sein Düppel und König»
graetz.mitzäher Geduld, mit der wuchtigen Kraft ausgemünzt, die
nur durch Einheit des Willens und der Vorstellung, des Hau»
delns und der Glaubenslehre ermöglicht wird. Ohne Genienhilfe,
fast ohne Hang in Nebersinnliches hats, mitten durch die Trüm»
mer naher Feudalzeit, sich den kürzesten Weg in eine Politik ge«
bahnt, die dem Verstand Kühnheit paart. Vorgestern, als de»
müthiger Bittsteller, barsch abgewiesen, als Sieger der Beute be»
raubt; heute umworben, verhätschelt, Geber, nicht Nehmer mehr
in der Genossenschaft mit dem Weißen Zaren und dessen hundert»
siebenzig Millionen Menschen. Nnd schon an der Transsibiri»
schen Bahn, auf der Handelsstraße nach Europa. Wenn es aus
Chinas schlummerndem Rlesenleib breite Fetzen schält, mit dem
Schwert der Gewalt, mit dem Angelköder der List Mandarinen,

Literaten und Kulis, hungernde Monarchisten und enttäuschte Republikaner dem Sohn des Himmels einfängt, mit dem Russen» schreck und der Marktprofitlockung die Vereinigten Staaten kirrt, nach deutschemVorbilddenEwigenBundgelberStaatenknüpft? Müßte nicht Nacht sich auf unseren Erdtheil senken? Ihn, der sich von Christen bewohnt, von Christengeist beherrscht wähnte, könnte vorOhnmacht nur noch rascher Friedensschluß retten, der nirgends Rachsuchtkeim aufwuchern läßt und durch die Verpflich- tung in Kriegsschuldgemeinschaft behutsam die Eintracht euro» päischerWillensprovinzen vorbereitet. Hellas und Pörsten? Kat» suras stolzer Traum reizt Wache nur zu Spott. Doch größer als ihre Schaar, viel größer ist der Schwärm der von Schlaf oder Gier Trunkenen, all der Verleiteten, deren Hirn blind und taub geworden, deren Seelenherd ausgebrannt ist. Die könnte ein Demosthenes selbst nicht überreden. Wäre, seufzt der Athener, „in Arkadien und Thessalien auch nur Einer meines Sinnes ge» Wesen, Griechenland lebte heute noch in glücklicher Freiheit."

Quodlibet.

»Sowas Verdrehtes! Blusen mit Handstickerei, Fileteinsatz undAermeln,die nur bis über den Ellbogen gehenzUmlege» statt der Stehkragen! Haste Worte ? WennEineKropfansatz odertzuhn- knöchel hat, is se geliefert."

»Fünfdreiviertel Meter für ein Wollkleid! Höchstmaß.Wie ein Regenschirm im Futteral wird man drin stecken. Und in der Freude auf die Krinoline waren Plättbrett» und Zungenwurst» Figuren mal einig."

»Wa,st Du beim Rennen?"

»Nee. Ich hatte mir das Hamburger Derby geleistet. Dane» ben sind Karlshorst und Grunewald Margarine. Und kriegt man einAuto, dann knarrt, schlingert, stinkt es, daß sich Einem der leere Magen umdreht"

»Der neuste koschere!In der Börse (was man jetzt so nennt) schreitEiner: .Wenn derKrieg noch länger als drei Monate dau- ert, will ich nichtCohn heißen/ Antwort.mit schiefem Kopf: .Risiko!' Nur für Juden."

»Feuer, Wasser, Rauch; stimmt. Kaufhaus. Tief herunter» gesetzt. Wenns ausgewaschen und geplättet ist, gar nicht zu mer» ken. Toller Andrang. Inventurausverkauf ist ja verboten."

Adam, wo bist Du?
»Abends? Familie Schimek, wenn Ihr noch nicht da wäret;
und waretIhr schon, erst recht. PaUenberg als böhmischer Gegen»
Vormund! Röckchen, Hut, Flunsch: das Haus quietscht, heult,
schnaubt, böllert. Die Mitspieler bohren die Nägel in die Hand-
fläche, um nicht loszukreischen. Dabei nicht die Spur vonAeber»
treibung; nie ein eitles Mätzchen. Daß er faulen Quark genießbar
macht, merkt manchmal Einer. Kaum je, daß er aus der Fratze
den leidenschaftlichen Drang nach Recht und Güte vorschimmern,
in dem Schweinhund den Menschen ahnen läßt. Lug und Trug
sind die Waffen, Schmarotzerei und Kuppelei sind die Lebens-
mittel des Kerles, der immer vor dem Schaufenster der Prunk-
läden, vor der Thür blinkender Speisestuben stehen mußte und
durch dieSch' üvflöcher derRech is ordnung, die er verachten lernte,
Genüßliches rafft. Wenn er in derKlemme ächzt, dieDiele unter
sich wanken fühlt, aus frecher Sicherheit in Scham des Ertappten
gleitet, windelweich wird, dasThränensalzin der Kehle zerknirscht,
wie ein Schuljunge vor Rohrstocksoffenfive stottert: drei Lears,
ein tzalbdutzend Scheilocks sammt demNiggervon Venedig haben
mich nicht so gepackt. Die stärkste Natur auf deutschen Bühnen.
Sein Rappelkopf steigt von Raimunds Theaterhügel für Augen-
blicke bis in den großen Ekel, wo Shakespeares Timon haust; von
Spitzweg in den Dunstkreis vonRembrandtsHomer. AlsArgan
spielterallePariserindenNachttopfdesKlystierbringers.Moliere
ist seinElement; Lebens Posse, unter derAbgrund und Schluchzen
ist. In jeder Minute ein Mensch: dessen Nacktheit jetzt Lachge-
wieher, jetzt Milleidsstrom erzwingt. Und er kann bis in steile
Tragik; zu Franz Moor und Meister Anton. Geht hin!"
»Bei dem Wetter was Duftiges? Das fehlte noch. Seesong
fürFlaneU und Pelzkragen; abends eingekachelt, daß Aepfeldrin
braten könnten. An) überhaupt erst fein aufdonnern? Männer
sind ja nich hier. Wo denn? Was blieb, is Bruch."
»Begucken Sie doch die Fenster: überallLaden 'runter.Fällt
den Leuten nicht ein, in Ferienzeit Pflaster zu treten. Ungewöhn»
licheNmstände? Ste meinen wohl den langweiligen Krieg ? Macht
nichts. Miesepeterei hilft nicht vorwärts. Stimmung muß fein."
«Erster Klasse hat er! Wetten? Wo er doch vor einem Jahr
in die Etape kam!«
»Alle Kohlensachen sind gut. Stahl und Eisen versteht sich
am Randezaber zu hoch, seit Friede aus Sicht ist. Klotziges Geld
wird verdient. Wenn Sie noch Wagonaktien, irgendwelche, fa^
können, find Sie fein heraus."

»Also im Esplanade tadellos, tzors d'oeuvre mit mächtigen Gansleberschnitten. Doppelte Kraftbrühe in Tassen. Krebs» schwänze. Gebackene Eier. Rheinlachs mit Petersiliekartoffeln und dreierlei Sauce. Artischoke holländisch. Eisspeise mit Pfir» sich. Käse in Urform und Stangen. Kirschen, Trauben, Erd», Stachel-, Johannisbeeren. Mokka. Fleischloser Tag, wie Sie sehen. Wenn Das die Engländer wüßten! Auf jedem Tisch Blu» men. Tafelmusik. Sogar wieder Smokings und ausgeschnittene Mieder. Dreiundneunziger Margaux, Schloßabzug, und Pom» mery. Alle französischen Sektsorten. Knüppelvoll. So leben wir alle Tage. Uns kann Keiner."
«Haben Sie den Bericht schon gelesen?"
.Worüber? Ach so... In den letzten Tagen war ja nichts.*
Am Baum der Erkenntniß.
Ein Neutralenkongreß hat aus Stockholm an Herrn Bryan, der Wilsons erster Staatssekretär im Auswärtigen Amt war, die Frage gerichtet, auf welchem Weg ihm die Beschleunigung des Friedensschlusses möglich scheine. Der rührigste Pazifizist Ame» rikas sieht nur einen. »Die meisten heute kämpfenden Völker hul» digen dem ‚FrIedensfürsten'; können in Krieg also nur das letzte Mittel sehen, das anzuwenden ist, wenn alle anderen versagt ha» bcu. Diese Auffassung bestimmt aber auch die Antwort auf die Frage, ob der Krieg fortgeführt werden folle. Die für den Aus» bruch Verantwortlichen konnten nicht alle Folgen voraussehen. DiefürdieFortführungVeranlwortlichenmüssen erkennen, welche entsetzliche Gräuel sie heraufbeschwören. Alle Regirungen leug» nen, daß sie den Krieg gewollt und begonnen haben. Sie können also auch nicht wünschen,daß derKrieg.der diebesten und tapfer-sten Bürger in Sch aaren getötet und nie erträumte Summen ver» schlungenhat.noch längerdaure.Warumsagen sie dann nicht ein» fach, unter welch en Bedingungensie zu Friede nsschluß bereitsind? Warum belasten sie durch Säumen sich mit der Verantwortlichkeit für neue Häufung von Blut und Leid? Sie müssen doch wissen, wofür sie kämpfen, und ihr Kriegsziel kann nicht so sein, daß Scham es der Welt verbergen muß. Wenn sie deutlich und ohne Rückhalt aussprechen, an welches Ziel sie mit Waffengewalt ge»

langen wollen, wird die Oeffentliche Meinung wissen, unter wel» chenBedingungen sie zuFrieden bereit wären. Offene Ehrlichkeit wird im internationalen Verkehr nicht geringer als im privaten geschätzt. Jede kämpfen de Macht müßte jetzt ihre Friedensbedingungen veröffentlichen. Regirungen, die sich dazu entschließen, werden höhere Achtung ernten als die von Offenheit abgewandten. Giebt auch nur eine Regnung eine klare Darstellung, so folgt wahrscheinlich von der Gegenseite eine Antwort: und aus Er» örterung kann Verständigung werden. Eines Tages müssen die Friedens bedingungen ans Licht. Weshalb nicht morgen? Da jede der in denKrieg verwickelten Mächte sich gegen den Verdacht wehrt, ihn begonnen zu haben, müßte jede nach derEhre streben, ihn zu enden." Der Rath ist gut; platzt aber in eine Zeit, die ihn nicht nützen kann. Unsere Feinde haben den Krieg, auf dessen Verglimmen die Einfalt hoffte, in tzochgluth erneut. Wer dürfte, da mit so ungestümer Wucht nach Entscheidung, wohl gar erst in den Vorhof, der an das Ausgangsthor führt, hingestrebt wird, breitspurig sich aufFriedensbedingungstellen?KinderundSöldner, die zu »Interessenvertretung- gemiethet sind, mögen ihre Wunschzettel an den Stamm der Weltesche kleben; mögen, den Kriegern zu Hohn und Ekel, sich in tzeldenthum brüsten, dessen Weihezeichen das breit aufklaffende Maul ist. Furchtsame Seelen singen in dunklem Wald: mit schmetterndem Lied unheimliches Nachtgeräuschzuübertönen.GönnetihnendenTrost;undscheuchet die der Lage, der Pflicht, der Möglichkeit Unkundigen nicht aus holdemTraum.KaterGeckselbstist.alserPulverdunstschnupperte, uus Spielerei und Geschleck in wachsame Haltung erstarrt. Ernste, auch in Finsterniß, vor Dornen und Disteln muthige Menschen, die noch zu denken wagen und deshalb w ssen, was ist, werden jetzt weder nach Frieden greinen noch albernem Gezänk über die Beute lauschen, die nicht für jede Dauer erstritten ist. Ob sie uns gedeihen oder Unheil ins Reichshaus einschleppen würde: heute ist sie, als Pfand, Schanze, Deich, gegen Angriff und Abtrag zu sichern. Dafür steht Deutschlands Wehrmannschaft. Die achtet derFeind.seit er ihrenstarken Arm, ihren Einzelwillenzu kräftiger Menschlichkeit gefühlt hat. Und ihr verbrüdert sich im wildesten Getümmel sein Hang, keuchend noch, blutend die Hinterfront» Helden auszulachen, die in währendem Streit mit dem Schwert der Zunge die Erde neu theilen.

Auf allen Fronten tobt Kampf, wie noch nie einer Mensch»
heit schüttelte. In jeder Minute mäht der fahle Schnitter einen
Landsmann. Jede Tagesstunde verschlingt in wüstem Reigen
zehn Millionen deutschen Vermögens. Der Großstädter, der nicht
aus seinem Fleisch und Blut Einen draußen hat, schwang sich
längst in Vergessen. Freiherr Iasomirgott von Schlapping auf
Klein» Schwänzchen würdigt Arminium Hamster, den Geheimen
Kommerzienrath aus Berlin 10, vertraulicher Zwiesprache;
und GeorgjeGoulet (brut) wird derBürgelhresWillens zu mus-
kelstarker Durchhalterei. Minder feierlich Gestimmte fühlen sich
dennoch verpflichtet, den Bericht der Heeresleitung zu lesen Dar»
aus erfährt man, was war.Was draußen ist? »TrübeGedanken
hülfen Keinem. Auch hört mans ja aus dem Pressequarlier.«
Will der Feind Frieden? Nicht eine Stimme hat ihn im
Senat derFranzösischenRepublik gefordert. Sechs Tage, so lange,
wie der Wellschöpfer am Werk war, hatten im verriegelten Saal
desLuxembourg, in dem einst dieToskunerin Maria vonMedici
thronte, die Ehrwürdigen den Stand des Krieges, das Schicksal
der Dritten Republick berathen und von jedem Geheimniß den
Schleier gehoben. Dann sprachen sie,am sechstenAbend.derRe-
girung ihr Vertrauen aus; die feste Zuversicht, daß ihr, mit dem
Beistand der Kammern und der großen Parlamentsausschüsse,
gelingen werde, durch umsichtige Organisation und entschlossene
Handlung den Sieg zu beschleunigen.Dafür251Stimmen; nur6
dagegen. Und diese Sechs begehrten nicht etwa Friedensschluß,
sondern wollten, unter der Führung des Paares Clemenceau S
Pichon, das Ministerium Briand fahrlässiger Schlaffheit zeihen
und, endlich, stürzen. Niemals, auch nicht in der Sintfluth von
Panama, nicht als gelästerter Dienstmann Englands, hat Herr
Clemenceau, der feit Monaten gegen das Kabinetshaupt alle
Funken aufschürte, seit Wochen nur um die Stimmung des
mite Secret bemüht war, so grausame Enttäuschung erlebt. Nie
Aristides Briand solchen Triumph. Greisenurtheil rückte ihn
neben Gambeita. Fester als je sitzt er auf feinem Stuhl; hat für
morgen und übermorgen nichts zu fürchten und kann die Achseln
heben, wenn der einsame ttomme tlnckame weiterschimpft. Auch
dem Generalissimus Ioffre leuchtet wieder die Sonne; über das
vor Verdun im Winter Versäumte ward der Mantel der Liebe

gespreitet. Und wir dürfen glauben, daß in den dreizehn Geheim»
sttzungen der zwei Kammern jeder Fehler gerügt, jeder Mißgriff
beklagt, kein Zweifel gehehlt worden ist. Auch alles Erdenkliche
von Neugier und Patriotenforge erfragt. Warum die große West-
offensive noch nicht den heißesten Wunsch erfüllt, den in Schmerz
ersehnten Durchstoß gebracht habe. Wann Ioffre den Graben»
krieg enden, in Manöver übergehen und dazu die Russenreiter
verwenden zu können hoffe. Ob Italien, da es vor österreichischem
Einbruch in die venetische Ebene nicht mehr zu beben braucht,
Truppen an die Maas, an die Somme, wenigstens an den War»
dar schicken werde. Welcher Tag, der von Brüssel oder der von
Antwerpen, dem König der Belgier als Geschenk und Entschä»
digung Deutsch-Ostafrika, zu seinem Kongostaat, spenden solle.
Heikleres noch. Dem Widrigsten bog der Geheimkonvent nicht
aus. Feindschaft war auf der Hut. Die Möglichkeit des Falles
von Verdun wurde erörtert. Nach Frieden hat Keiner gestöhnt.
«Was würde geschehen,wenn die Deutschen in Verdun ein-
zögen? Durch unruhige Köpfe spukt die Frage. Die Antwort ist
leicht zu finden. Ist Frankreichs Stimmung gedrücktund beschleicht
es der Glaube, daß der Krieg sich ihm zuUngunst wende? Sieht
es die Russen vor naherVernichtung,Italien vonOesterreich be»
siegt und dieBriten bereit,auf ihreInsel zurückzuziehen und den
deutschen Händlern das Feld zu räumen? Jeder, auch der nicht
.Eingeweihte', weiß, daß Frankreichs Stimmung sehr fest, hoch
überAlltagszufall des Kriegsglückes erhabenist. Noch fcheintder
Verfalltag, die Entscheidungstunde ihm fern; und es rüstet sich für
den dritten Winter. So würde in Verdun, was nach dem Einzug
der Deutschen in Marsch au ward. Die Generalstabspre sse schlägt
dieGroßePauke;Berlin hängtFahnen heraus; die Schulen wer»
den,fürvierundzwanzigoder achtundvierzig Stunden.geschlossen;
in allen Zeitungen steht, wie viele Quadratkilometer die deutschen
Tru pp e'n nunbesetzt haben; unddasVolk erwartet den rascher Frie-
den sschluß, den Regirungund Heerführer als die sichere Folge des
Falles von Verdun ihm verheißen haben. Vierzehn Tage danach
erstarrt, etwas weiter nach Süd, zwischen Maas und Argonnen,
eine neue Front WUnbeweglichkeit.Da wird nun gekämpft. Aus
Afrika, aus dem ganzen britischen Weltreich und den tiefsten
SchachtenRußlands erwächst den Verbündeten neueKraft. Und

Verdun reiht sich in der Geschichte an Warschau, Brest-Litowsk,
Brüssel, Maubeuge, Belgrad und den.Seefieg' am Skagerrak.
Im Wesentlichen wäre nichts verändert; nur Deutschland um
eine Enttäuschung reicher. Denn (so unwahrscheinlich es klingt)
aus Deutschland scheint der Aberglaube an die falsche Stra»
tegie des Kaisers noch nicht entwurzelt. Er hat sich sogar über
die Grenze gewagt. In Basel ist eine Karte erschienen, die der
Verleger,Karte für die Entscheid ungskämpfe bei Verdun' nennt.
Dieser Verleger giebt für die deutsche Mache sein gutes Geld hin
und hängt mit rührendem Vertrauen an der unfehlbaren Macht,
die ihm einredet, man könneKarten für Entscheid ungskämpfe im
Voraus herstellen. Da Solches in der Schweiz geschehen konnte:
was ist.was nicht vonDeutschlandzu erwarten?" (Oberst Feyler,
für einen Neutralen recht hitzig, im Journal äe Oeneve.)
Ein Schock ähnlicherArtikel wäre schnell gehäuft. »Die Eng»
länder sind ein starkes Volk, das, wenn es herausgefordert ist, die
angeborene Kraft in Höchstleistung steigert und, statt die Nerven
in Aeberspannung zu reizen, ruhig die Muskeln, strafft. Gegen
diefen Willen vermag Deutschland nichts. Die gelassene Ruhe
erklärt auch, warum Großbritanien für die Friedenszeit seiner
Handelspolitik noch nicht den Weg gewählt hat. Wenn wir so
weit sind, wird es, in freier Herrschaft über alle seine Kräfte und
Mittel, verfügen, wie Pflicht dann befiehlt. Daß derKrieg unsere
Nationen, die gleicher Drang nach Freiheit erfüllt, einander näher
gesellt hat, als Friede je vermocht hätte, ist ein Glück. Für den
Kampf von heute und morgen müssen wir die herzliche Eintracht
noch inniger verdichten; denn sie stellt in den Dienst der Freiheit
zwei Mächte, die zwar im Wesen verschieden sind, gleich furcht»
bar aber demArfeind des Menschengeschlechtes." (Senator Her»
riot in I.e)ournal.) »Zwei Grundmauern müssen das Schloß des
künftigen Friedens tragen. Die Nrbewohner eines bisher der Ger»
manenherrschaft unterjochten Landes dürfen, welche ,Rasse' und
.Muttersprache' man ihnen zuschreiben wolle, nicht in ein Schick»
fal verurtheilt bleiben, dem sie in Schaaren widerstreben. Und
das europäische Gleichgewicht muß Wiederhergestellt werden; da»
zu gehört aber, nach dem Satz Talleyrands, ,ein richtiges Ver»
hältniß der Angreifer» und derVertheidigerkräfte in den Staats«
gebilden'. Der Versuch, auf dem in Gleichgewicht gebrachten

Erdtheil den Völkern Selbständigkeit zu sichern: Das ist unser
Friedensideal. Alles Gespräch über Entschädigung von den
Kriegskosten ist noch.Zukunftmusik', wie die Deutschen sagen. Jetzt
ist mörderisches Schlachtgetös unsere Musik. Schon heute aber
stärktuns die Vorstellung, daß der Feind den Krieg, den er ge»
wollt hat,bezahlen muß und bezahlenkann." (tzerrIeantzerbette
in I^cKo 6e Paris.) »Um Deutschlands kriegerische Kraft zu zer»
stören, muß man seinen Geldbeutel packen. Wenn unser Feind
gezwungen wird, den Verbündeten allen Kostenaufwand zu er-
setzen, ihnen die Milliarden zu überlassen, die er alljährlich für
seine Rüstung ausgab: nur dann ist er für ein Jahrhundert in
Frieden gekettet." (I^e lemps) Für heute genügts wohl.
Frankreich glaubt noch (oder glaubt wieder) an Sieg. Daß
dieser Glaube sofort bleichen werde, wenn Verdun, ein Maas»
ufer oder die ganze Stadt, erobert ist, klingt wie freundlich schmei-
chelndes Märchen. Herr Lloyd George, der das Haupt der neuen
Nationaldemokratie, Britaniens ungekrönter König, Gladstone
und Beaconsfield in einer Person werden will, klettert aus der
sicheren Stille des Rüstungmeisters und Rohstoffwalters auf den
umgafften Wachtthurm; heftet seinen schon glorreichen Namen
an das schwierigste Amt, dessen Bürde sogarKitchener spürte. Da
er sich ins Kriegs Ministerium überreden ließ, muß in ihm Sieges-
gewißheit wurzeln; die Ueberzeugung, daß seinLand, auch wenn
die im Juli begonnene Offensive kargen Erlrag oderNiete bringt,
im Ring der Genossen oder in gelichteter Phalanx weiterfechien,
sich noch gewaltiger, mitMörfern, langen Kanonen, Geschoßber«
gen,ganzen Maschinengewehr»Corps, Stickgas, Bomben, waff°-
nen, den Industriekrieg ins bisher Ungeahnte treiben und nicht
rasten werde, ehe es selbst oder seinFeind verröchelt. Mitsolch?r
Aosicht müssen wir rechnen. Färbt die Rechnung den Himmel zu
schwarz, bricht früher, als jetzt zu erspähen ist, ein Sonnenstrahl
durchsGewölk: diese Enttäuschung trüge der schwächste Zärtling.
Werbung umFrieden aber brächte jetzt Schmach; derUebermuth
des Feindes nähme sie höhnend als Ohnmachtzeichen. Sie käme
zu früh oder zu spät; wie der Zank reinerThorheit über den Um-
fang der Gebiete, die das Deutsche Reich sich eingliedern sollte,
müßte, könnte. Schädlich wäre auch der Versuch, diesen Hader
«sfentlich zu schwichtigen; für Mäßigung und zugleich für Zu»

verficht mit der Lippe, der Feder zu wirken. Schädlich: weil die
Männer der großen Wortbrocken sich dawider bäumen und die
Feinde sich an dem Hader noch böser ergötzen würden, als sie ge»
stern schon thaten. Nach Menschenermessen (auch in grausig mo»
deinem Krieg hat Fortuna Launen) erwürbe in diesem Sommer
nur Schuldbekenntnis; und Bußbereitschast Frieden. Dem Fünf»
bund ist das Deutsche Reich ein Spieler, der, unter Glücksgunft,
einen Banknotenhaufen geschichtet hat und nun aufhören und
heimgehen möchte, ehe den Partnern die tzeilsstunde schlug.
Sprechet aus, was ist. Dem Muthigen fromMt weder Trost noch
Lüge.Müde werdetIhr nicht: dennIhr wisset, daß unsertzeerdas
Menschen Mögliche stumm, ohne Abspiegelung, leistet; daß es in
Erzklammernhält,wasBruderblutgewann;unddaß eszu neuer,
unnöthiger Eroberung nicht au fgerufen wird. Aber Ihr habt Euch,
vieleStädterundmanchesLandkind.mählich dem Kriegentwöhnt.
Lebet ihn wieder, statt Zwischen zwei Schlachtberichten in andacht»
loses Gelunger, Geschwätz, Geliebel, in Bummelei und Schlem»
merei zu rennen. Lebet, wie ein Krieger im Grabenrock, mit dem
Schweiß und Anrath der Sumpfkämpfe am Körper, es ohne Scham
und Zornesaufbrunst erblicken könnte. Sonst seid Ihr kleiner als
Euer Schicksal, als der zwerghafte Pfleger im Spital und scheut
die Eikenntniß, daß es, noch immer, ums Reichsleben geht.
Keiner soll drum den heiligen Willen zu Frieden in sich ver-
scharren. Ders thäte, sänke aus Menschheit in schlammige Tiefe,
aus der ihn das Netz der rüstigsten Allerbarmer, der weisesten
Seelenfischer und Thiererlöser niemals an tzimmelslicht retten
könnte. RnserErlebnißistsounausdrückbar gräßlich, wie inDelhi,
Jerusalem, Melka, in Samos und Assisi niemals der Satans-
enge! eins in Traum gezerrt hat; billionenmal grasser als aller seit
Kain, seit den punischen Sichelwagen, dem tzunnenalb von nackter
oder getünchter Thierheit vollendete Totschlag. Wie immer es
ende: keine Sonne sah so unausschöpfoaren Leidensquell. Wer
aus ihm schlürft und danach die Lippen ableckt, ist Vieh. Dem
Menschen aber ward sein Edelstes aus Erkenntniß. Die, sprecht
Ihr, gebar doch Sünde. Mythos narrt gern den hastigen Wan»
derer. Die Frucht, die das Auge des aus Erde Geformten auf»
that, wuchs im Garten der Gottheit. Und deren Wille war, daß
ihr Ebenbild leide und liebe, '«wissend, was Gut und Bös ist.«

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Harden in Berlin, —
Verlag der Zukunft in Berlin, — Druck von Paß S Sarleb S, m b, ß. in Berlin.

22. Zuli 191«.
Nr. 4S.
— Die ZuKuntt. —
^ >,
IZiiclei'von iZsclcmsnn — Os^snns — Ooi'intn — >-IsbSs»
msnn—l-lsckel—>-Iübns>-—Xsr'cio^ff—I^sisriKow— I^snel
l.iebei'msiiri — Geniel
iVIsi'sss — i^onst — pisssr'!'« — l^ui'l'msnn — I^svsKi
stsnoi^ — L!s>sv — Llsvogt—l'noms ——Wsissr'.
IZiiciws^ Ks von Lsk'iscti — Lsul — Xolbs — l.enmdi'llOlc
l'usillon. — ^sicknungsri von Osi'! Lpil^wsg

Saar Schaumwein
Vniig in seiner'
Aich5, russl'g, blumig unö auIZe«rö«itl,,h
bekömmlich.
VilSunger ^elenenquelle
— 1915 ^ 9Z06 Ls6egäste un6 1,800,7Z8 HsscKenversanä.
^ls» veilkvllge QKuest« I^iterutur ziortokrei von äsa
vr, MSIIer-5 IZ^MS
Die neueröffnete ?lusstellung in Casper's Kunst-Salon, Berlin
(K>'!>c,mm ZZZ) umfaßt Gemälde und Kollektionen von Fürst, Corinth^
Dill, Bcrend, öonsentius, K>offmann, 5)übner. Loges, Stegen, Rösler,
Viieu>ven!amp, Liebermann und anderen.

Berlin, den 2». Juli 1U16.
Russische Hörner.
Ventil.
MDon Nikolai Alexandrowltsch zu Alexander Niko!ajewitsch
^«W blickt, über sieben Jahrfünfts hin, das Augerückwärts.Alex»
-ander Michailowitsch Gorlschakow ist noch Kanzler des Russen»
reiches. Einer,derdicWelt kennt undaus allen Machtquellenden
Trank gekostet hat. Laibach, Verona, London,Florenz, Stuttgart,
Frankfurt (Deutscher Bundestag),Wien: überall hat der Kleine
sich insBertrauen derWchtigsten cingcfilzt. Erdarfsich derAb.
kunft vonRurik rühmen, als Ahnen die Heiligen Wladimir, Iaro»
Paw und Michael von Tschernigow, auch den Woj roden Peter
nennen, der am Morgen des siebenzehnten Jahrhunderts Smo-
lensk gegen den polnischen SigiemundzweiIahre lang hielt.Noch
HeiziemlichemAufwand nichtinGeldklemme.seit er eine Prinzessin
Urusow geheirathethat.DasEhebandhindertihnnicht anmunte»
«enSeitensprünzenund der Hof sagt vonihm, daß er injedemIahr
mindestens viermal läufig we, de. Soll man ihm, der daß Diplo»
matenpersonalunddieCouIisscngeschichtevonEuropaamSchnür-
chen hat und im Gi schäker mehr als in Amtsstuben erfuhr, den
Amgang mit hübschen und oul aufgeschirrten Weibernverargen?
Schüler und Günstling Nesselrodes, der 1830, in dem Rechen-
schaft bericht über einVierteljahrhundertnikolaischerPolitik, sagen
tonnte, seit dem Sieg über Bon aparte sei die Macht Rußlands
und seines Gossudars nlesounbestreitbar gewesen. Will und kann
Gortschakow steerhalten odernochmehren?Nurein Meisterhätte

es nach dem Krimkrieg vermocht. Aus dem wiener Botschafter-
Haus hat der Eitle wüthendenHaß gegen Oesterreich heimgebracht.
Das, sagt er, ist undankbar und doppelzüngig, hat vergessen, daß,
Rußlands Waffe ihmUngarn zurückerobert hat, und muß dafür
hart bestraft werden. Genau so empfindet Zar Nikolai; schenkt die
Büste des Kaisers Franz Joseph, die er nicht länger im Arbeit»
zimmersehenwill.seinemKammerdienerundschreitdemVertreter
dieses Kaisers ins Gesicht: »Ich und Sobieski waren, weil wir
Oesterreich retteten, die dümmsten Kerle auf Polens Thron!"
(Auch in Berlin ist der Aerger über Buols Oesterreich so heftig,,
daß der König an den Koburger schreibt, nach dem »frechen
Hintergehen"unterhandle er mitdieserMachtnichtmehr.) Barsch
wendet Gortschakow sich von dem Nachbar, der die Heilige Alli»
ance zerrissen und sich den Westmächten verschrieben hat. »Ruß»
land grollt nicht, sondern sammelt seine Kräfte": diese Losung läßt
er verbreiten. Aeugelt bald wieder mit Frankreich, dessen Kaiser
den Zaren aus deutscher Erde besucht, und streicheltItalien.weils
Oesterreichs Erzfeind ist. DenBriten, die demRussenreich keinen
Platz im Ring der Seemächte gönnen, mißtraut er. Bismarcks
erster Petersburger Brief an Schleinitz zeigt den Minister der Aus»
wärtigen Angelegenheiten in feierlicherPose: in der Kirche, »ge»
stützt auf den mit Totenköpfen gezierten Katafalk" (des Fürsten
Hohenlohe), stöhnt erüber Englands Un Zuverlässigkeit. DerPreu-
ßische Gesandte merkt aber bald, daß der kleine Fürst »Heimlich«
keiten mit dem FranzösischenBotschafter hat". Und läßt sich nicht
umgarnen, trotzdem der Russe thut, als stehe seinem Herzen kein
Anderer so nah wie der Märker. »Ich sage nur, was ich sage«
will. Ihnen lieber und offener als jedem Anderen. Meine Stel»
lung ist uneinnehmbar,weil ich sie nichtvertheidige." Ein für das-
schwere Amt tauglicher Russe sei nicht zu finden und die Ernen»
nung des Barons Budberg hindere der deutsche Name. Die rus»
fische Stimmung lehren Bismarcks Sätze erkennen: »Die Nach»
richten von den fortdauerndenAnfällen derOesterreicherim Felde
undvon den Siegen der Verbündeten werden hiermit einemFroh-
locken aufgenommen, als ob es Triumphe der eigenen Armee wö»
ren. Die Verherrlichung der französischen Armee ist, in alle«
Ständen, so lebhaft, daß sie auch für mich, der ich mich für die
Landsmannschaft mit den Oesterreichern doch nicht vollständigi

begeistern kann, etwas Verletzendes hat. In den höheren Stän» den, besonders in Moskau, ist es eine Art von Fanatismus, der gar nicht mit sich diskutiren läßt.« An dieserKlippe scheitert alles Mühen des Oesterreichischen Botschafters Grafen Thun, den Verkehr wieder in den Ton der Freundschaft zu erwärmen; und Gortschakow erzählt selbst, er sei in Warschau um den von Franz Joseph für ihn mitgebrachten Stephansorden mit Brillanten gc» kommen, weil er sich nicht den wiener Wünschen eingepaßt habe. Bismarck kennt seinen «Gönner". Als Minister gewinnt er ihn durch die Bereitschaft zu Hilfe gegen den Polenaufstand. Gortschakow muß sich schroff gegen die den Polen günstige Eingriffs» lust der Westmächte auflehnen und bettet sich tiefer, als Nesselrode jekonnte, ins Volksvertrauen. Daß Rußland 1866 und 1870 neutral bleibt, 1872 in Berlin die Zusammenkunft der dreiKaiser möglich wird, ist sein Werk wie Alexanders. Während desFran» zosenkrieges hat er durchgesetzt, daß Rußland im Schwarzen Meer wieder Kriegsschifse halten darf; und danach, daß von Peters» bürg, über Berlin, wieder ein Weg nach Wien und Budapest führt. Eitelkeit und Eifersucht wider denPreußen, der ihn so hoch überwuchs.verleitet ihn inthörichtes Gelärm. Der Treis bestrahlt sich selbst hell als denErhalter des Europäerfriedens, den Retter Frank,eichs (vor »deutschem Ueberfall", der niemals geplant war); und drängt sich, nach dem Türker krieg und dem Frieden von San Stefano, trotz ernster Krankheit vor Schuwalow, dem derZar zumBerlinerKongreßVerhändlervollmacht gegeben hat. Diese Aufdringlichkeit und das Komoediantengespreiz des Einundachtzigjährigen erwirkt den verhängnitzvollsten Fehler bis» märcktscher Politik: der Kongreß, dem der Deutsche Kanzler vor» saß, läßt Rußland, den Sieger, ohne Kriegsertrag scheiden und sichert Oesterreich-Ungarn, dem Zuschauer, aus dem Osmanen» erbe die saftigsten Stücke. Nie war seitdem einem Russen auszureden, daß sein Vaterland 1878 in Berlin bös geprellt worden sei. Der sieche Gortschakow hat sich längst Nikolai Karlowitsch Giers, den Mann seiner Nichte, als Stütze ins Amt genommen. Behält aberdietzauptfäden in der Hand. Und brütet Rache. Statt, durch vernünftige Offenheit und zureichendes Gebot, Bismarcks Hilfe zurDardanellenösfnung zu erlangen, wirft erausdemVer» steck ihm Steinchen zwischen die Beine. Erlebt aber nicht, daß der

Große strauchelt. UndFrankreich ist noch zu müde,nach derNie»
derlage noch nicht tollkühn genug, um sich schon jetzt in dieFlanke
des Ueberwinders von gestern Hetzen zu lassen.
Der alte Kanzler (bisher der letzte in Rußlands Geschichte)
spinnt noch allerlei Ränke, als Nikolai Konstantinowitsch Mi chai»
lowskij mit derbem Griff am Strang der Sturmglocke zieht. Der
starke Kritiker der Glaubens- und Sittlichkeitlehre, der Philo»
sophie, Geschichtschreibung, Literatur und des Sozialismus ruft
alle i evolutionären Kräfte zu politischem Kampf. WeilAlexander
der Zweite sich niemals aus freiem Willen in eine Verfassung ein»
schränken werde, müsse man sie ihm abzwingen, ehe der Bourgeoisie
gelungen sei, auf den Gebieten des Geistes und der Wirthschaft
ihre Macht so zu festigen wie in Westeuropa. Rußlands Wappen»
adler habe zweiKöpfe; der rechte Schnabel zerhacke die politische
Freiheit, der linke fresse den Leib des Bauers an (den Alexander
doch ausderLeibeigenschaft'erlösthat). «Schlaget dem Raubvogel
beide Köpfe ab! Vozzue IaZaIere!"Nach dem Krimkrieg ist, wie fast
immernachrussischeiNiederlage.mitLiberalismusgetändeltwor-
den.Nicht lange. Seit derWille zu mählicherFreiheitgewährung
geschwunden,dasWestfensterwiederverriegelt,verktttetist, durch-
wühlt die Schreckenssucht der Nihilisten die Hauptstadt. DerAr»
menier Loris-Melikow, der im Türkenkrieg zwar Erserum nicht
erreicht, aber Kars genommen hat, wird zumtzaupt des höchsten
Exekutivausschusses, dann zum Minister des Inneren ernannt
und mit manchem Recht eines Diktators bekleidet. Kann er den
Schrecken bannen, durch Minderung des Regirungdruckes den
Anhang derRebellen lichten? Aufihn ist geschossen worden. Auf
offener Straße, am hellen Tag haben, in Petersburg und in der
Provinz, Schüsse Civilwürdenträger und Generale hingestreckt.
Anter dem Etsenbahnzug des Kaisers, im Speisesaal des Winter»
Palastes platzenMinen. Nirgends fühlt der im Vorrecht des Be»
fitzes Wohnende sich noch des Lebens sicher. Ganze Stadtbezirke,
raunt es, seien unterminirt: und in Schaaken fliehen Hausbesitzer
und Miethc r mit ihrer Habe die verru fene Stätte. Alexander Niko»
lajewitsch schämt sich, furch sam zu scheinen. Er hat den Bauer be»
freit. Gegen den Zar-Erlöser hebt kein Russe die Waffe.
Sonntag, am ersten März (russischer Kalenderrechnung) 1881,
will er in der Michael-Reitbahn die Parade der aufziehenden

Wache sehen. Loris-MeMow hat ihn gewarnt. Seit drei Tagen
ist er auf der Spur neuer Verschwörung. Zwei Zugehörige sitzen;
und haben bekannt, daß draußen noch Dreizehn dem Kaiser aus»
lauern. Der müsse sich, heute wenigstens, im Haus halten. Mor»
gen könne das Manifest erscheinen, das die von den Semstwos
abgeordnetenMänner in den Reichsrath zuläßt, also eine Volks»
Vertretung gewährt, der Selbstherrschast Schranken setzt, dem seh»
nenden Auge den Keim einer Verfassung zeigt. Danach reinigt
sich die Luft, in der die Verschwörerseuche gedieh, und Jubel grüßt
auf jedem Weg den gütigen Zaren. Alezanders Stirn runzelt sich.
ZwanzigIahre nach derErlösung von Leibeigenschaft soll er noch
um Liebe werben? Nein. Der Schwatz Verhafteter kann das Ober-
haupt der Kirche und des Reiches, den Papst» Gossudar, nicht
schrecken. Den schützen Wächter; und mit ihm ist Gott. Genug...
Er unterschreibt, endlich, das längst erhoffte, umslüsterte Mani»
fest, siegelt die Hülle, adressirt sie an denSenat,machtdieKreuzes-
zeichen;und geht.Nach derRückkehrwirderdieAbgabedesBrie»
fes befehlen. Um Eins ist er in der Reitbahn. Die Botschafter und
Militär bevollmächtigten erwarten ihn. Generaladjutantentreten,
für eine Stunde, in die Stelle ein, auf der sie als junge Offiziere
einst standen. Schweinitz, Kalnoky, Chanzy: Jeder empfängt ein
huldvolles Wort. Frontrapport. Schluß. Der Kaiser fährt zu der
Großfürstin Katharina; bleibt zehn Minuten bei ihr; will ins
Schloß zurück. Am Katharinenkanal fliegt eine Bombe unter die
Beine feinerSchlittenpferde.DreiKofaken stürzen; auch ein paar
Zuschauer sinken blutend hin. Alezander steigt au?, schreitet auf
den Jüngling zu, der die Bombe warf und schon umzingelt, ge»
knebelt ist, und spricht: »Mir ist.Gott seiDank,nichts geschehen.«
Der neunzehnjährigeRyfsakow speit aus Banden ihm dastzohn-
wort ins Antlitz: «Warte noch einBischen, eheDuGolt dankst!"
Wieder krachts. Im Schnee liegt, in einer rothen Lache. derZar.
BeideBeine über demKnie zerschmettert.DerWaffenrock in Fetzen.
Während man ihn.dessen Wagenzertrümmertist.inden Schlitten
des Polizeipräsidenten trägt, entströmt den Wunden das Blut;
kommt von den Lippen nur d umpfes Gestöhn.«Kalt. Ich friere.Ins
Schloß.Nicht hier sterben. "ZwanzigSchwerverwundete, Darunter
derMann,derdiezweiteBombewarf.BisindieNachtdämmerung
lebt er; läßt sich kein Wort aber, auch nicht seinen Namen ent»

winden. Im Schlafzimmer des Winterpalastes ein Häuflein zer»
malmlen Gebeins,ein bewußtlos verröchelnderRumpf: derZar»
Erlöser. Von allen Seiten jagen schonSchlittenherbei.Minister,
Schranzen, Hofdamen klemmen sich durch dieMenschenmauern;
gleiten in wirrer Hast aus und schütteln dann den Schnee von
den Kleidern. Fünf Minuten nach Halbvier sinkt die Kaiserstan»
darte von der Mastspitze herab. Kein Laut wird hörbar. Zehn»
tausendArme recken HieFinger zum Kreuzeszeichen. Schweigend
verläuft sich die Menge, deren Tritt nicht durch die weiche Erd»
decke schallt, in die von Gold, Edelstein, Kerzenlicht funkelnden
Kirchen, in die Schär ke, ins Heim. Gott hat gewollt, daß Bat»
jushka so sterbe.Wozu unerforschlicherAbsicht nachgrübeln? Der
russische Mensch ist zu Leid geboren, an Leid gewöhnt; in eisiger
Nacht wärmt ihn die Vorstellung, daßtzimmelsrmlle auch seinen
Leib, eines armen Sünders, ans Kreuz genagelt hat. Langsam
sickert nun durch, wie das Furchtbare möglich geworden war. Die
ganze Sadowastraße unterminirt. Von einem Milchkeller, den
die Verschwörer vor der Weihnacht gemiethet hatten, ging ein
mit Dynamit vollgestopfter Erddarm aus. Ins Herz der Haupt»
stadt. Und kein Späher brachte der Polizei davon Kunde. Der
Chemiker Kibaltschik, ein dem Christglauben entwichener Popen»
söhn, hat die Bomben gemacht. Die Perowskaja war die Feuer»
seele, Jette Helfmann das Schlauköpfchen der Verschwörung.
Sechs Angeklagte: nicht ein Geständniß.Alle sind bereit, zu ster»
ben. Keinen lockt die Hoffnung aufGnade in Aussage überMit»
schuldige, Vorbereitung, Werkzeug des Verbrechens. Wenn Mi»
chailowflij der Verhandlung zuhörte, könnte er wieder zornig
seufzen: «Unsere Revolutionäre sind zum Tod, nicht zum Leben
willig. Statt politisch zu kämpfen und im Hirn der Liberalen die
Funken inFlamme zu schüren, verschleudernsie ihre Kraft, bauen
auf Schreckenswirkung und wähnen, im Blut eines Selbstherr»
schers sei auch der Selbstherrschaftgedanke zerronnen.' Der lebt;
kräftiger als je feit den Unwetterstagen, in denen der Wesens»
panzer Nikolais des Ersten verrostet war. Ein weicher Zar, der
sich immer aus Frauenarmen, immer ungern ans Staatsgeschäft
zwang, ruht in der Gruft; ein harter, flecklos ehrbarer vermählt
von diefer Stunde an sich der tzerrscherpflicht. Alexander der
Dritte zerreißt das Manifest, in dem sein Vater etwas einerVolks-

Vertretung vonfernAehnliches verheißen hatte. Niemals ließe er
am Gewand der Autokratie auch nur einen Saum auftrennen.
Nach zehn Wochen schickt er den Grafen Loris»Melikow fort.
Katkoro und Pobedonoszew werden seiner Seele Berather.
Gortschakow behält noch ein Jahr lang den Titel des Kanz-
lers. Der Hof ist ihm allzu sittsam geworden; um sich nicht zum
altgläubigen Moskauer verkleiden und dem Oberprokurator des
-Heiligen Synods ins ernsteAuge schauen zu müssen, bleibt er in
'Baden-Baden, durch das noch einDuftvon Glücksspiel und feilem
Weiberfleisch weht. (Seit der Kongreßzeit ist er geizig geworden
und Pfaucht, weil Bismarck ihm nicht mehr, wie früher, Freifahrt
in einem Salonwagen gewährt. »Jede seinerReisen hat den Etat
des Auswärtigen Amtes mit elfhundert Mark belastet. Das be»
willige ich nur für gutes Betragen.") Reichsgewinn könnte er
nicht, wie Nesselrode einst mit leidlichem Re cht that, auf fein Konto
buchen. Den drei Kaisern, denen er diente, hat er alte Freund-
schaft entfremdet und nirgends neue erworben; wo er Fädchen
anzuknüpfen trachtete,fehlte innere oder äußereBereitschaft. Die
Thatsache, daß ermitGambettä undDecazes.mitLefl« und man»
^hem pariser Monarchisten die Möglichkeit inniger Eintracht be»
sproch en hat, weiht ihn noch nicht zum Schöpfer des franko-russi»
schen Bundes. Den hatte, als Schutz gegen wuchtige deutsche
Neichsmacht, schon der erste Zar Nikolai dem Minister Tocque»
ville empfohlen. (Nicht aber, wie oft erzählt worden ist, der ster.
den de Alexander 1881 dem General Chanzy.) Als Frankreich die
Taster ausstreckte, war Gortschakow tot und Giers Herr im Aus-
wärtigen Amt. Den hatte der Orient, Konstantinopel, Kairo, Te»
heran, früh ermüdet. Erfah aus.als scheue er die Mühe, die Lider
von den Thränensäcken zu heben. Dennoch hat er ringsum Alles
gesehen und Wichtiges bereitet. Den Assekuranzvertrag mit
Deutschland und, als Ersatz der Rückversicherung, die in Ber»
lin, nach Bismarcks Entlassung, nicht mehr gewünscht wurde,
d as Bündniß mitFrankreich. Herr von Freycinet bietet, alsKriegs-
minister, dem Botschafter Mohrenheim französische Gewehre an.
Nach dem SturzAlexanders von Battenberg kann auf dem Bal»
tan ja bald wieder Krieg werden. «Dürfen wir gewiß sein, daß der
-Lauf dieserGewehrestchniemalsgegenuns richten wird?" Du ch»
<ms. Abgemacht. Mohrenheim spinnt in Paris, Laboulaye in Pe-

tersburg den Faden weiter. Im März 189« geht Bismarck. Ins
April weiß Giers, daß die Rückoersicherungnicht erneut, im Streit»
fall also für Oesterreich, gegen Rußland optirt werden soll. Am
siebenundzwanzigstenAugust 1891 setzenRibot und Mohrenheim
ihre Namen unter dasAbkommen, dasFrankreich und Rußland'
verpflichtet, Nebereinkunft zu erstreben, wenn dem Frieden und
Gleichgewicht Europas Gefahr droht. EtnIahr danach:Abschlu^,
der Militärkonvention. März 1894: Alezander der Dritte und
Casimir-Perier unterschreiben den Bundesvertrag. Weil das
Verhältniß zu den Nachbarn Whl geworden, obendrein noch durch
tzandelszwist getrübt ist, sucht Giers, der, so oft er durfte, den Für-
sten Bismarck besucht hat, neue Stützpunkte. Sein Kopf gebar den.
Plan,Italien aus dem Dreibund zu locken; er hat demMarchese
diRudini und dessen Erben das «andere Ufer' derAdria alsZiel
gezeigt. Nach ihm hielt Keiner sich lange. In vierzehn Iahren
wurden an der Sängerbrücke vier Minister verbraucht. Fürst
Lobanow'Rostowskij kommt aus Wien, hat oft in dem Haus
gesessen, das Maria Theresia für ihren Kaunitz bauen ließ, und'
denkt, im Bund mit der Französischen Republik und Oesterreich»
Ungarn ließe selbst unstete, unklare deutsche Politik sich ertra»
gen. Doch erst seinem Nachfolger gelingt das »Einvernehmen
überdieBalkanfragen". MichaelNikolajewttschMurawiew, den
Berlin als Ersten Sekretär Schuwalows und als Straßenbirsch»
gänger gekannt hat, läßt den geraden, jetzt aber tief versandeten
Weg nach Wien wieder ausschaufeln. Der selbe Mann schickt das
Friedensmanifest Nikolais in die Welt. Warnt die gegen Eng»
land, nach Marchands Rückzug vonFaschoda, tobenden Pariser
vorUebereilung.Nnd stirbt, nach einemAbendessen beiWitte, als
der Liebling Europens. Die Leistung dreijährigen Amtslebens
scheint beträchtlich, weil Rußland sich in diesen Iahren erholt hat
und von allen Mächten umworben wird. So bleibts unterLams-
dors, der mit dem Grafen Goluchowski das Balkanprogramm
von Mür^steg vereinbart, sich mit England herumzankt und ver»
söhnt; so bleibts, bis der Iapanerkcieg und der Reichsaufruhr
Rußland ärger entkräftet, als ein Halbjahrhundert zuvor der
Krtmkrieg vermocht hat. Kann es genesen? Ehe ein Sommer die
Hoffnung reift. Die Weltmächte glauben sich von Deutschland
dedroht. Britanien wünscht Rußlands «Rückkehr nach Europa";.

muß sie wünschen: damit Frankreich, dem es durch den Kolonial-
vertrag vom achten April 1904 gesellt ist, im Festlandskrieg, wenn
er ihm aufgezwungen werde.nicht allein fechte.InAlgestras ists,
als hätten England, Frankreich, Rußland nur eine Stimme. Die-
Knüpfung dieses Dreibundes ist Lams dorfs letztes Werk. Er krön»
kelt, geht: und Iswolskij kommt. Den kennen wir.
Gestopfter Ton.
All diefe Wirbel der Gottheit, die, sacht oder heftig, von auß en
stieß, haben Rußlands Seele kaum gewandelt. Lüftung oder Ab-
sperrung des Reiches, Liberalismus oder Reaktion, Mordseuche
oder Kirchhofsruhe, Wendung nach Ost oder West, Bündniß mit
dieser, mit jener Fremdmacht: solche Fragen beschäftigen die
Aufgeklärten, die Sapadnikt, die nach Europa hinstreben oder
einträgliche Herrschaft über Asien ersehnen. Dem Gewimmel ist-
nur der Glaube die tzeimath; leben in der Steppe, amFmßufer,
auf der Fruchterde immer noch Götter und Teufel, Heilige und
böse Hexenmeister; lächelt aus Alltag der Himmel und aus jedem
Dämmern die Hölle. Durch ein Jahrtausend trug es den Traum;
durch Dornen und Dickicht. Wurde bis heute nicht wach.
In Chersones, wo, an der Südwestküste der Krim, jetzt das
Städtchen Inkerman neben Ruinen schlummert, ließ Wladimir»
der Sohn des tapferen Bulgarenbesiegers Swätoslaw, sich im
Jahr 988 taufen. Als ein Türkenstamm den Vater gemordet
hatte, war der junge Russenfürst nach Schweden geflohen. Mit
skandinavischen Helfern, die der Slawe Warjaeger nannte, kehrte
er nach Nowgorod zurück; sicherte sich die Herrschaft über Kiew;
folgte dem Ruf des Kaisers von Byzanz, gegen den Swjätoslaw
Bulgarien nicht zu halten vermocht hatte, ins Donauthal und
wurde für seinen Sieg über dieTatarensprossenmitdertzandAn»
nas, der zweiten Tochter derKaiserin Theophano, belohnt.Anna
war die Enkelin eines lakedämonischen Bergschankwirthes, galt
aber als die Schwester des Kaisers Basilius; und hatWladimir
sammt seinem Volk in die Christenheit orthodoxen Griechenglau»
bens überredet. Ihr Ehe herr, der zuvor ein wilder Gesell und Lüst»
ling gewesen sein soll,wandelte sich nachderTaufe in einenfrom«
menMann ernsten Wollens; baute der Heiligen Mutter Gottes
Kirchen und schickte aus Kiew und anderen Städten die Kinder

der Wohlhabenden in Schulen, damit sie lesen und das Wort
Christi begreifen lernten. Die Mütter beweinten ihr Kleinvolk
wie Tote, für immer Verlorene: doch Wladimir stand auf seinem
Willen und wankte nicht von dem Versuch, aus Barbaren fromme,
gesittete Menschen zu machen. Ohne sie zu zerweichen noch ihren
Sinn zu umdüsternz trotzdem die Geschichte ihn Wladimir den
Heiligen nennt, hat er noch siegreiche Kriege geführtund mit seinen
Russen, nicht nur, wie die Vorgänger, nur mit den Bojaren, in
fröhlicher Kraft sich des Lebens gefreut. Erst unter Iaroslaws,
seinesSohnes.RegirungnistetedermönchischeGeistderGrlechen-
kirche sich in Rußland ein. Die Vorstellung, daß der munter ins
Leben Blickende ein Teufelsknecht, dem Herrn desHimmels nur
der Leidende, Im Leid Selige ein wohlgefälliger Anblick sei. Weh
Jedem, der in und mit der «Welt" haust! Der Erlösung gewiß ist
nur der Einsiedler, der in einer Höhle oder engen Zelle, auf einem
Steinpfeiler od erin einem hohlen Baumstamm dieTage verbringt,
demLeib nie mehr als die unentbehrliche Nahrung bietet, oftfastet,
Gebete himmelan sendet und vom Band der Ehe (die von der
Kirche doch alseine heilige Einrichtung anerkannt ward) sich nicht
fesseln läßt. Der Orient, mit seinem aus der Hitze des Lebensge»
nusses in Enthaltsamkeit, als in die Bereitung auf den Weltunter»
gang, strebenden Büßerwahn, erobert die kältereZone der jungen
Slawenwelt. Der Pope Hilarion gräbt sich bei Kiew eine Höhle,
die nach ihm, da er in die Würde des Metropoliten aufsteigt, der
junge Antonius bewohnt. Der war bis auf den Berg Athos ge»
pilgert, dort Mönch geworden; und lebt in derHeimalh nun noch
kümmerlicher als in Südost die Schüler des Athanasios. Nur
von Wasser und Brot; und auch damit quickt er sich nur an je»
dem zweiten Tage. Ihm, von dessen Ruhm die Gegend wider-
hallt, gesellt sich zuerst Nikon, dann Theodosios. Der hat schon
als Knabe, Wider den Willen der harten Mutter, das Kleid der
Sklaven angethan und mit ihnen gearbeitet; jede Unterscheidung,
in Gewand, in Speise und Bettstatt, von denAermsten als Tod»
fünde betrachtet; eine Flucht ins HeiligeLand versucht; dann,da
die Mutter ihn zurückholen und einsperren läßt, versprochen, in
Kursk, der tzeimath, zu bleiben, sich bald aber in die Weihbrot»
böckerei verdingt. Das Stadlhaupt sinket an dem Jüngling Ge»
fallen,nimmt ihn zu sich.giebt ihmreiches Gewand; sieht ihn aber

bald wieder in Bettlerstracht, unter der eine Eisenkette den Leib
«inschnürt. Endlich gelingt die Flucht. Mit der Karawane eines
Waarenhändlers entschlüpftTheodosios nach Kiew. Dort, hat er
gehört, sind Klöster. Die aber nehmen den Armen nicht auf. Ni»
kons Höhle öffnet sich ihm. Erst nach vier Iahren entdeckt ihn die
Mutter: und wird.weil erihremFlehen taub bleibt, selbst Nonne,
um den Sohn, der nicht in dietzeimath zurückkehren will, manch»
mal doch sehen, hören, streicheln zu können. Aus der Einsiedelei
entsteht, nach der Aufnahme eines Bojarensohnes, der sich War»
laam nennt, ein Kloster mit geräumiger tzöhlenkirche; undTheo»
dostos wird der Brüderschaft zweiter Abt. Weil er der gütigste
Bruder gewesen war. Niemals müde; stets willig,Alle zu bedie»
nen, Brennholz heranzuschleppen, beim Vermählen des Kornes,
bei derFlecht»undStrickarbeit,von deren Ertrag die Klosterleute
lebten, einen schwächeren oder trägeren Gefährten abzulösen; wäh-
rend des Gottesdienstes unbeweglich auf seiner Steinplatte. Die
Linsen oder Kräuter, die, nur an Sonntagen, auf den Tifch kamen,
dünkten ihn schon ein allzu leckerer Bissen; und Wonne war ihm,
den nackten Oberleib von Fliegen undMücken zerstechen zu lassen.
Kleber dem blutrünstigen Rumpf fang der Mund dann mit dop»
Zelter Inbrunst die Psalmen. Als Abt wurde er der treuste und
klügste Verwalter; doch auch der strengste Hirt. Neben der alten
Höhle tzilarions baut er eine zweite Kirche, weiht sie der Jung»
frau, umringt sie mltZellen. Diesen Ring schreitet erinjederNacht
ob, horcht an den Pförtchen und klopft mit feinem Stab daran,
wenn er Geflüster erlauscht. Denn die Mönche sollen nicht mit
«inander plaudern; sollen beten, arbeiten,im Schlaf zu neuerAr«
beit ausruhen. Hären ist k?in Hemd, über dem er nur einen schlich»
jen KittelfNie des Abtes Ehrenkleid, trägt; und in seiner Heerde
duldet er nur Geräth, das Allen zugleich angehört. Nährt sich
von Roggenbrot und fettlosem Kräutersud, ist unsauber (nur die
Hände reinigt er), doch milden Herzens für Anderer Nothdurft;
Blinden und Krüppeln läßt er eine Herberge zimmern, giebt
ihnen den zehnten Theil der Klostereinkunft und schickt vor jedem
Sonntag auch in die Gefängnisse Brot. Und so gewaltig war
das Ansehen des Abtes, daß der stolze Fürst von Kiew Gesang
und Saitenspiel sofort verstummen hieß, als er in seinem von
fköhlichen Gästen gefüllten Festsaal, pl ötzlich, Theodosios ei blickte.

Der veroammt Geselligkeit und Musik nicht minder schroff als?
Zins und Wucher, Trunksucht und ben »tzeidenbrauch, wöh end>
und nach der Mahlzeit die Weiber zu küssen". Duldsamkeit pre»
digt er; will sie aber nicht den Feinden Gottes gewähren. »Wer-
Dir, vor Deinem Auge, denBruder, den Sohn getötet hat, istDein
Feind.Ihm sollstDu verzeihen. Nimmermehr Einem, der nicht dew
rechten Glauben hat, einemIuden, Ketzer, Lateiner, Sarazener,
Armenier." „WennEiner zuDlr spricht, diesen und jenen Glau»
ben habe Gott gegeben, so frage ihn, ob Gott etwa wankelmüthig
sei, und weise ihn auf die Schrift, die sagt: Ein Gott, ein Glaube»
eine Taufe." Das Gefäß, aus dem ein Lateiner gespeist oder ge»
tränkt Wordenist,muß gespült und durch Gebet gesäubert werden»
ehe ein Rechtgläubiger wieder daraus ißt oder trinkt. Theodofios
legt noch selbst den Grundstein zu der dritten Kirche, der ersten
ganz aus Stein zü fügenden. Hört noch die erste russische Heiligen»
bildlegende (von den vier byzantischen Baumeistern, denen die
Mutter Gottes, mit ihrem Wunder wirkenden Bild und mit den
Gebeinen vier heiliger Männer, den Auftrag giebt, über dem Höh»
lenkloster von Kiew die Kathedrale zu bauen). Am zweiten Mai»
tag des Jahres 1074 ist er gestorben. Sein letzterWille war, daß,
seinLeichnam, ungewaschen, in dem abgetragenen Kittel, der den
Lebenden deckte, in einer Erdhöhle ruhe. Hunderttausende um»
knien in jedem Jahr andächtig die Weihstätte dieses Grabes.
Und der Geist des Ehrwürdigen Theodostos vonPetscherfk
wirkt fort. Im zwölften Jahrhundert ruft ein Bischof vonWladi»
mir dem tzöhlenmönch Polykarpios zu, allePracht seiner Käthe»
drale, aller Glanz seines kirchenfürstlichen Lebens dünke ihn nicht
edler als Koth und er würde Alles gern hinwerfen, wenn er damit
das Glück erkaufen könnte, als ein Bettler vomHöhlenklosterAl»
mosen zu empfangen. Armuth, Mißgeschick, Schmerz, der Seele
und des Leibes, wird als die Krone frommen Lebens gepriesen;
Leid als die wahre Wollust, die Seligkeit verheißt, empfunden;
die Natur, das Urwesen der Menschlichkeit, die Welt mit ihren
Kräften und stählenden Kämpfen, wie der Erzfeind verabscheut.
In der Brunst solchen Wahnes verdoiren die spärlichen Keime
der Volksbildung, welkt muthiger Wille zu schöpferischer That.
Heilig zu scheinen, wird das Ziel Derer, die in der Gemeine Gel»
tung heischen. Wer gestern mitWeibern praßte, Knaben schändete.

<msRachsucht oder Goldgier Männer mordete, krümmt sich h?ute
vor. dem Marienbild und badet die Wange inThränen. And wer
sich zu völliger Abkehr von der Welt und ihrem süßen Graus im
Innersten nicht entschließen kann, heuchelt wenigstens Heiligkeit
und spricht vor Seinesgleichen: »Nicht, zu genießen, noch, das
Gewicht des Leides zu mindern, find wir geschaffen, sondern, in
MeendendemWehuns zu lautern." Ist er reich genug,so stiftet er
einKloster oder köstliches Kirchengeräth: und darf dann h offen, als
ein Heiliger oder Ehrwürdiger Mann im Gedächtniß der Nach»
welt zu leben. Bis ins vierzehnte Jahrhundert bleibt Kiew die
Glaubenshauptstadt der Nordslawen. Da die moskauerGroßfür»
sten, dieDonprovinz grausam drücken,wandert von dort aus,was
Den Zehrgroschen erschwingenkann.In dem Schwärm ist der Bojar
Ky'ill, der mit seinem Weib und drei Söhnen aus Rostow nach
^Radonesh zieht. Der älteste Sohn geht, nach dem Tode der Eltern,
ins Kloster;den zweiten, Bartholomaeus, lockt das hehre Vorbild
des Theodosios. Als Einstedler lebt er im Wald, zimmert ein
Holzkirchlein, läßtsichscheeren und wird der Mönch Sergius. Das
<Serücht, daß dicht bei Moskau ein Frommer lebe, der den Leib
kasteie, mit dem Wink seines Auoes Raubthiere bändige und in
Verzückung den Heiland und dieGnadenmutterschaue,wirbtihm
Gefährten und ruft Wall erins Dickicht. Die finden armsäligeHerr»
Nchkeit. Zwölf Mönche, die in Dürftigkeit ihrem Gotte dienen;
mit einem Birkenspahn ihr Alltörchen beleuchten; dieLiturgiever»
lagen.wenn der Kelch leeristzund dochnicht betteln dürfen. Einen
Abt,Sergej.der schustert, backt, Wasser vom Quell herbeischleppt,
Holz spaltet; den elf Brüdern das karge Mahl bereitet und selbst
mie Anderes als Brot und Wasser zu sich nimmt. Ein Heiliger?
<Sines Propheten ist seine Rede.AusSmolensk kommt derArchi-
mandrit Simon und bringt sein Vermögen ins enge Holzkloster.
Reichere folgen ihm; Kaufleute und Fürsten, Bettler und Woj»
wodendrängenstch in dieGemeinschaft des Frömmsten. DerWald
wird gerodet, das Neuland beackert, Bauern Höfe undDörfer ent-
stehen. So weit ist dieKundevon Sergejs Wirken gedrungen, daß
der Patriarch von Konstantinopelihm ein Kreuzund ein Mönchs»
gewand schickt und ihm die Gründung von Klostergemeinden er»
Glaubt. Abt Sergius versöhnt die Fürsten von Moskau undRja-
Han; ruft den GroßfürstenDmitrij von Moskau, ruft Allrußlands

Volk zum Krieg wider den Mangolenkhan Mamai auf; prophe-
zeit den Sieg auf demGefild vonKulikow; und weist die Würde
des Metropoliten von sich. Er hat noch viele Klöster gegründet
und jedes unter die Hut eines Schülers gestellt. Nie aber wollte
er ein Goldkreuz tragen und nie aus seiner ersten Schöpfung, dem
Kloster derHeiligen Dreifaltigkeit, weichen(das jetztTroizko-Ser-
gejewskaja»Lawra heißt). Dort ist er, vor der Schwelle desachten
Lebensjahrzehntes, 1397 gestorben. Und lebt nun, derSohn eines
aus demBezirkmoskowitischer Gewallherrschaft Entflohenen, als
Schutzheitiger Moskaus und seiner Zaren in hundert Millionen
Hirnen. Sein Kloster hat mit dem Ruhm wundertätigen Segens
sogar das theodosische überstrahlt. An jedem Pfingstsonntag um»
fängt es die Selbstherrscher und deren Familie. Und in mancher
Schicksals stunde ist ein Zar zu Fuß ins Dreifalligkeitklostcr ge-
pilgert, um in der Seelensphäre Sergejs Erleuchtung zu finden..
DerIudenglaube.dendesAbtes starr fromme Seele wie ein
Giftkraut aus überhitzlerErdc gehaßt Hot,bcdräut,hundertJahre
nach dem Tode des Ehrwürdigen, das alte Kiichengebaude mit
tiefem Grundmamrspalt. Gossudar Iwan Wasfilijewitich (der
Byzanz mit Asien veimählte, d.e Vorstellungwelt oströmischer
Kaiser an den Willensfelsmongolischcr Hordenkhane band, d urch
dieseVereinung für zwei Iah hunderle ein Russenreich schuf und
oft drum.trotz seine, feigenG: ausamkeit.derGroße genannt wurde)
möchte die Herrschaft der weltlichen über die gc istlicheMacht jedem
Auge beweisen. Metropolit Gerontios hat sich widerspenstig ge-
zcigt:und soll geduckt werden. Als er die Kathedrale zur Himmel-
fahrt Marias weihte, fchritt er im Rundgang von West gen Ost.
Das dünkt den Gossudar wider den Sinn der Heiligen Schrift.
Wandert nicht auch die Sonne vonOst nach West? So sei fortan
der Weg jeder Pi ozefsion. Die ganze Geistlichkeit zeugt für Ge»
rontios; nur der Wladika von Rostow und Gennadios, der Ar-
chimandrit des TschudoT>oklosters im Kreml, lassen immerhin die
Möglichkeit gelten, daß Iwan richtig gmrtheilt habe. Der mutz
nachgeben, den Gerontios selbst ins Metropolitenamt, dem er
grollend entflohen ist, zurückholen; bleibt aber dem Helfer Gen»
nadiosdankbarundmachtihnzumErzbischof(Wladika)vonNow»
borod. Hier steht der gelehrteMann vor der Pflicht, den Keim der
Ketzerei auszujäten. Sind dieHeiligenBücher so.wiefie geschrie»-

ben wurden, uns, ohne Entstellung von den Abschreibern über»
liefe, t worden?Darf die Priesterweihehandlung alsVorwand für
eine Steuer genommen, die Seelenimsse bezahlt, dem Popen für
besonderen Eifer Geld gegeben werden? Kann das von unwürdi-
gen Priestern, Säufern, Lüdrianen, Erpressern, gespendete Sakra-
ment H -il bringen? Solche Fragen waren gestellt und von rasch
anschwellenden Vo'kshaufen verneint worden. Der Raskol, die
Glaubensspaltung, hatte beconnen. Auf offenem Mark wurde,
von Männern und Frauen, Satzung und Brauch der Kirche er»
örtert. Aus Kiew kommt derIudeScaria nach Nowgorod,streut
seines Glaubens Saat in das Dunkel der wirren Köpfe, ruft aus
der Heimath zwei kluge Stammesgenossen nordwärts, wirbt sei»
ner Lehre sogarPriester,verpflichtet sie aber,dieWandlung ihres
Sinnes zu bergen und sich am Altar als rechtgläubige Christen
zu geben. Zwei dieser innerlich Abtrünnigen werden denn auch
in wichtige Hirtenämter nach Moskau berufen. Gennadios fin»
det das Unkraut »jüdischer A'I erWeisheit" in dicken Bündeln.
Alles mönchische Leben wird verdammt; Paulus selbst habe an
T motheus geschrieben, daß nur Lügner und Teufelsknechte das
eheliche Leben und den Genuß der Nahrung, die Gott wachsen
ließ, verbieten. Der Glaube an die Dreieinheit, an Christi Gott-
heit zerbröckelt. Die Bilder der Heiligen,der Allerreinsten Iung-
frauumjauchzl frecher Spott. And die von Scaria verführten Prie-
ster haben das GiftnachMoskaugeschleppt.indastzerzRußlands
geträufelt. IhrAnhang erreicht, daß ein ihrem Streben günstigge»
stimmter Mann, Sossima, auf den Metropolitensitz erhöht wird.
1490. Noch im selben Jahr geräth er in Streit mit Gennadlos.
Der fragt, in einem vonZori glühenden Brief, wie Sossima dul»
den könne, daßIwan morscheKirchenniederreißenundFriedhöfe
in Gärten wandeln lasfe. »Wo Gottes Haus ragte, woAltar und
Opfertisch standen, da hindertjetzt nicht der dünnste Zaun den Zu»
lauf der Hunde! Das ist eine Reichsschmach. KennetIhr nichtdie
dem Leichenausgräber angedrohte Strafe?Wohl wurde das Ge-
bein der Toten weg gesch äfft; darf auf der Stätte aber, wo ihr Fleisch
in Staub zerfiel, ein Lustgarten in Blüthe prangen?" Wider die
Ketzer, die der Metropolit allzu freundlich schone, fordert Gen-
nadios das strengste Gericht. Sossima kann die Erfüllung des
Wunsches, den die Mehrheit der Bischöfe unterstützt, nicht wei»

gern; ruft aber Gennadios, den Feind, nicht ins Konzil. Da?ver»
urt heilt neun Priester, weil sie das Sakrament des Abendmahles
gehöhnt und die Heiligenbilder geschmäht haben, zum Verlustdes
Amtes und weist ihnen fern von ihren Gemeinden den Wohnort
««.Dennach Nowgorod Verschickten schär stGennadios dieStrafe.
Läßt sie vierzig Werst vor dem Stadtthor von Höf chern empfangen;
ihnen das Kleidfutter nach außen wenden, Strohkränze, darüber
H:lme aus Birkenrinde mit Bastzolteln aufs Haupt stülpen, Ta-
deln mit der Inschrift »Satans Kriegsheer" umhängen und sie
rücklings, mit dem SchwanzzugekehrtemAntlitz, auf gemeine Zug»
Pferde setzen. So reiten sie in Nowgorod ein; jeder wird, als Feind
Gottes, vomVolk angespien undmuß, mitgefesselten Händen, still
auf seinem Gaul hocken, bis der angezündete tzolzhelm verkohlt
4st. DerWIadika hat erlangt, was er wollte. Darf er nun ruhig im
Vorrecht seines Oberhirtenamtes wohnen? Nein. Denn auf dcm
sichtbarsten Stuhl thront, in der Hauptstadt des Gossudars, Einer,
der dem Frommen von Jahr zu Jahr verdächtiger wird.
Sossima. Ein Schlemmer undGenüßling.der imUebermuth
des Weines und geiler Unzucht das Kreuz bespöttelt, die Glau-
benssatzung «IsUnsinn verschreit und die Seelen seiner Gäste mit
Lästerrede striemt. «Auferstehung? Keiner kehrt aus dem Grab
zurück. Wer gestorben ist, liebe Leute, bleibt tot und alles von Jesu
Wiederkunft Erzählte ist nur für die Dummen." Soll er Ketzer
verfolgen? Richtet nicht: dertzeiland felbst hats gesagt. Wer sich
osfen gegen den Kirchenbrauch auflehnt, mag vors weltliche Ge»
richt gestellt werden. „Schnüffeln, wie Einer im Innersten denkt?
Nicht meine Sache/ Der Widerhall solcher leichtfertigen Worte
sickert ins Volk. Und der tapfere Abt Iosephus von Wolokolamsk
ruft alle Diener Gottes gegen Sossima auf. »Ein Iudas,ein Erz»
ketzer, wie die Sonne r och keinen ärcerensah, ein Wolfim Priester»
kle'd sitzt auf demThron der Heiligen Petrus und Alexius. Wird
dieser Judas nicht rasch vernichtet, nicht jederRechtgläubige mor-
gen ermahnt, alle Gemeinschaft, des Essens und Trinkens sogar,
mit diesem unfläthigenTeufelsknecht zu meiden und seinen Segen
wie Pest zu fliehen, dann, seid gewiß, srißt das Gift der Ketzer»
lehre die ganzeHeerde."SogelltdasWortIosephs,derimBund
mitGennadiosist:und Sossima muß dem Sturm weichen, den die
beiden Frommen entfesseln. Seine Gesundheit, stöhnt er, sei zer»

rüttet; entbindet, vor der Gemeinde, seiner BrustdasOmophorion,
die mit Edelsteinen geschmückte Schärpe, legt sie auf denAltar der
Dreifaltigkeitkirche und entschlüpft denRächerninsKloster.Zehn
Jahre danach mutz auch Gennadios die Würde desWIadika ab»
thunzseiner unerbittlichen Strenge sind allzu viele Feinde erstan»
den. In der Kirche: weil er die Unwissenheit und den schlechten
Wandel der Popen oft gerügt und laut gesägt hat, im Zungenstreit
gegen so unwürdige Burschen müsse jeder Iudaist oder andere
Ketzersiegen. «Dakommt einKerl und bittet mich, ihnzum Priester
zu weihen.Ich frage ihn nach derApostelgeschichte: er weiß nicht das
Geringste davon. Er soll mir Psalmen vorlesen: mühsam stolpert
seine Zunge vorwärts. Ich jage ihn weg: und höre dann, ich sei gar
zu streng. Wir haben, sagt man, nicht genug Leute, die lesen können.
Gewiß: ich habe das ganze Land abgesucht und nicht Einen ge»
funden, den ich mit gutem Gewissen zum Priester weihen dürfte.
Deshalb muß der GossudarüberallSchulen einrichten und die Kin-
der zuerst das ABC lehren lassen, damit sie nachher jedes Buch
und insbesondere die Heilige Schrift lesen können." Er hat auch,
1303, die Konzilsbeschlüsse durchgedrückt, daß fortan Mönche und
Nonnen nicht mehr im selben Haus wohnen, fürOrdination und
Pfründenvergebung nicht Abgaben gefordert noch angenommen
werden dürfen und daß jedem unkeusch lebenden Priester schleu-
nig, ohne Erbarmen, das Amtsrecht zu entziehen sei. Im nächsten
Juni war Gennadios, der Anbequeme, selbst aus dem Amt ge»
ärgert. Im Tfchudowokloster ist er, im Dezember 1505, gestorben.
Durste sich aber noch in der letzten Stunde sagen, daß er gegen die
<von Iwans, des Herrschers, Zweifelsucht geförderte) Ketzerei
mehr erwirkt habe als vor ihm irgendein Anderer. Den Judais-
mus hat er nicht völlig auszuroden vermocht. Doch er sah noch
die Flamme, in der die Häupter dieser Sekte verbrannten, und
hörte noch die Kündung des Fluches, der an jedem Sonntag In»
vocavit in allenKirchen des Russenreiches das Andenken der An-
sauberen peitschen sollte. Zwei Jahrhunderte hat er durchdröhnt.
Ob Dostojewskij an den moskauer Metropoliten und Ketzer
dachte, als er dem Staretz, dessen Lebensbahn er von Alexej Ka-
ramasow nachzeichnen ließ, den Namen Sosstma gab ? Der spricht:
„ Weil unter den Mönchen üble Gesellen sind, Tagdiebe und Pras-
ser, Lüstlinge und Strolche, nehmen die weltlich Gebildeten sich das

Recht, alleMönche als von fremderArbeit lebende Schmarotzer, als unnützliche Glieder des Volkskörpers zu verrufen. Sie wollen die fromme Demuth nicht fehen, die sich in Einsamkeit birgt und im Gebet des Herzens tzelmath findet. In diesen Einsiedlern aber, diefen demüthigen Betern, wird Rußland einst seine Retter er» kennen. Denn sie sind die echten Folger des Heilands, sie erhalten derMenschheit seinBild in unbefleckterReine und werden es ihr vors Auge zwingen, wenn die gottlose Welt mit ihrem Wahn von wissenschaftlich verbürgter Wahrheit und Allen in gleichemMaß gewährter Freiheit zusammenbricht. Abermals kommt dann das Licht von Ost. Was erblicken wir heute? Der Wollust und des Hochmuthes Herrschaft. Ueberzeugung und Ehre, Selbstzucht und Nächstenliebe: das edelste Seelengut wird, wie ein werthloser Fetzen, weggeschleudert, wenn es die Jagd nach Vergnügen, ir» bischer Macht und Weltrang hindert. In wahrhaft christliche Frei- heit weist das mönchische Leben den Weg. Gehorsam bändigt den selbstherrischen Willen, Fasten entwöhnt den Leib anerzogenem Bedürfniß und Gebetruft Gottes Hilfe herbei. Entsteht sonicht, nur soFreudigkeit des Geistes, die dauern kann? Die stillen Beter und Faster rüsten zu großem Werk. Mit ihnen ist das Volk, das alle un» gläubigen Kräfte, auch die vomGenius beflügelten.ablehnt. Deren Nahen weckt das rechtgläubige Rußland zu thätiger Einheit. "Der geschändete Name ist entsühnt. Noch aber schlägt dieses Sossima Stunde nicht. Noch schwankt zwischen drei Lagern das Kriegsglück. Der kühne Abt Iosevhus hat das Wort gesprochen, der Zar gleiche in seinemWesen zwar anderen Menschen, rage mit seiner Macht aber in den Bereich der Gottheit und sei drum verpflichtet, die Kirche des Heiligen Rußland gegen alle Feinde, von außen drohende und innen wühlende, zu schützen. Die Iosephiner häufen und vermörteln die Steine, auf denen die Theokratie ruhen kann. Mutter Moskau wird das Dritte Rom und neben feinem Sohn Michael, dem ersten Romanow, hebt der Patriarch Philaret sich inRegentengewalt. Byzantion ist tot, in Konstantins Stadt haust der Türke: soll Rußlands Mannheit sich nun Europen vermäh- len?Schon hat das Reich einThorspältchen demFremden geöff» net, Handwerker, Kaufleute, Baumeister,Techniker,Massenwaare und Luxusgeräth einzulassen. Da tost Peter Alezejewitsch heran, stößt das Thor auf und öffnet alle Fenster, durch die das Auge

Europa erblicken kann. Mit der «Viehheerde", die zum Kampf ge»
gen Tataren tauglich war, kann er nichts ausrichten. Er braucht
eintzeer, eineFlotte, alsoDrillmeister undWaffen aus demWe»
sten, der nicht mehr, wie Iwans Asiatenbyzanz noch, im Mittel»
alter lebt. Peter hat sich, nach dem Sieg über Schweden, denTitel
der oströmischen Imperatoren verliehen, sich stolz den Zaren aller
Neuffen genannt; aber dieses Zars Residenz ist Petersburg, die
dem Westmuster nachgebildete Beamtenstadt, nicht Moskau, und
seines Wirkens Ziel ist, dem vergrößerten Reich den Rang einer
europäischen Großmacht zu sichern. Wer dahin strebt, darf die
großen Zeichen der Zeit nicht mißachten; muß den Rath der Wissen»
schaft höher schätzen als das Gestammel blinden Aberglaubens.
Die Herrschsucht der Kirche schreckt den harten Reformator nicht.
Läßt er den Stuhl des moskauerPatriarchen, des Seelenkaisers,
leer? Nein: er setzt sich selbst darauf und brüllt den Priestern, die
ihn, nach Adrians Tod, um dieAuswahl eines neuen Glaubens»
Hauptes bitten, ins Gesicht: «Ich bin Euer Patriarch! "Er hört auf
Protestanten, giebt dem Heiligen Synod eine Kollegialverfassung,
einen Oberprokurator weltlichen Standes und knebelt jedes Mit»
glied in denEid,daß es den Monarchen auch in geistlichen Ange»
legenheitenalsdenhöchstenRichteranerkenne.DerEaesar,derBa»
sileus ist nun auch Papst. Einer, der duldsam sein, das Gewissen
nicht knechten, die in Gehorsam Unterthanen nicht ins Joch neuen
Glaubens beugen will. Das gilt für römische Katholiken und für
Protestanten aller Farbe; nicht für Raskolniken. Die sind des
altmoskowitischen Geistes Vorkämpfer, den Peter der Antichrist
dünkt, und müssen deshalb als Ketzer behandelt werden. Ihr
Schwur gilt nicht und keinAmt steht ihnen offen; sie müssen dop-
pelte Steuer zahlen, sich nach einer Sondervorschrist kleiden, ihre
Kinder in der Staatskirche taufen lassen und werden, wenn sie
auchnurdieschüchternstePropagandawagen,gehenkt. So muß es
sein. Wer die Kirche kränkt, ärgert ihr Haupt, den Kaiser. Der ragt
bisinsGewölk der Gottheit, schafft sich aus eigenemRecht seinen
Mythos und straft die leiseste Regung des Willens zu Wider»
svruch mit dem Verlust befristeten Lebens und ewiger Seligkeit»
Der nächste starke Regent kommt den Russen aus Anhalt»
Zerbst; und trägt einen Weiberrock. Katharina, die dem Haus
Holstein»Gottorp höherenRuhm wirbt, als Peter („der mitBar»
8'

barenmitteln sein Land aus Barbarei erlösen wollte") den Ro»
manows zu werben vermocht hat, übertrifft ihn auch an Toleranz.
Sie nennt sich eine Republikanerin, sieht in Montesquieu den
letzten Heiligen, hat sich als Bachfischlein schon in den Fluß Pia»
tonischer Gedanken und in die Schleußbrandung ciceronischer
Klugheit gewagt, ist den Diderot und Voltaire befreundet: und
muß, um nicht altmodisch angezogen zu scheinen, duldsam fein.
Dumme Frauenzimmer, wie Anna und Elisabeth, haben wider die
Raskolniken gewüthet. Katharina läßt sie laufen.gönntihnen sogar
winzigeAemter, sorgt nur dafür, daß die straffeZucht der Kirchen-
bureaukratie weithin sichtbar fei, und röstet die Seele (die sie freilich
nicht fo oft splitternackt zeigt wie den Leib) an der Gluth des Lobes,
das die feinsten Geister des Westens ihrem Edelsinn spenden. In
ihre «heiligen Hände" will Diderot dasWörterbuch derPhiloso-
phielegen, das erplant (doch nichtvollendet).Voltairenenntsiedie
Göttin des Nordens, Ansere Liebe Frau von Sankt»Petersburg,
rühmt ihren Geist als der Gesammtweisheit aller Akademienüber»
legen und räth den Franzosen, von ihr zu lernen, wie der Staat
sein Verhältniß zur Kirche ordnen müsse. Herder (von dem sie, als
ihr erzählt ward, er sei Hofprediger in Weimar und schreibe über
Philosophie, gesagt hat: »Wenn erPfaffe ist, kann er nichtPhilo»
soph.wennPhilosoph, nicht Pfaffe fein') steht unterihrem Szepter
die Ukraine in ein neues Hellas erblühen und hofft von dem Ruß»
land.das ihres Wesens Eindruck empfing, die zweite Renaissance
des Europäergeistes. Lacht Kathrinchen? Nicht ihr Kopf, nur ihr
Weiblichstes ist schmeichelnder Verführung willig. Alles Gerede
vonAebersinnlichem läßt sie eiskalt.Nicht einmal der weltberühmte
Zauberer Cagliostro darf ihr vors Auge. Grimm hört sie spotten:
„DerMann gab sich für einen spanischen Offizier aus, der Geister
beschwören könne. Damit, fagte ich, wird er in Rußland sein Glück
nicht machen. In meinem Reich werden die Zauberer nicht ver»
brannt. In meinerzwanzigjährigenRegirunggab esnureineAn-
klage gegen Hexenmeister: und die wurden, da ich sie vor den Se»
nat führen ließ, als harmlose Dummköpfe entlarvt. Dem Herrn
Cagliostro war die Stunde günstig. Swedenborgs Lehre hatte in
vielen Freimaurerlogen den Wunsch nach Geistererscheinungen
genährt undAlles lief deshalb dem spanifchenWundermann zu.
Derproduzirte seine berühmtenHeilungen, zog aus dem Fuß eines

Gichtkranken Silber: und wurde überführt, selbst in das Bad»
Wasser, in das er den Gichtkranken tauchte, einen silbernen Löffel
geworfen zu haben. Nach anderen mißlungenen Experimenten
kam heraus, daß er kaum lesen und schreiben könne. Als seine
Gläubiger ihn bedrängten, floh er in Ielagins Weinkeller, soff sich
mit Champagner und Porterbier voll, kam mit dem Hausmeister
ins Raufen und wurde hinausgeworfen. Höflich. Ielagin setzte
ihn, der gedroht hatte, in die Luft aufzufliegen, in eine Kibitka
und gab ihm und seinerFrau (die sich dort Prinzessin von Santa»
Croce nannte und an die Angel ihrer Reize Patiomkin ködern
wollte) einen alten Invaliden, als Gläubigerscheuche, bis nach
Mitau mit. Das ist die Geschichte von Cagliostro. Wunder»
bares ist nicht drin. Ich habe den Kerl weder nah noch von Weitem
gesehen und niemals irgendwelches Verlangen nach solchem An»
blick gespürt." Die Quacksalber und Possenreißer, die, nach Bis»
marcks Zeugniß, „von den Adepten unserer Kursürsten bis auf
neuere Zeiten" insZollernhausZutritt erlistet haben, fanden am
Hof der verrußten Zerbsterin keinen Spielraum. Ihr Enkel erst,
Alezander Pawlowitsch, hat dieser Sippe sacht wieder die Thür ge»
öffnet.Katharina hatte, nach derFranzösischenRevolution, selbst
noch die Freimaurerlogen geschlossen. Der tolle Paul verpflichtet
den Klerus, in dem Kaiser den von Gott eingesetzten Herrn der
Kirche, ihres Geistes und Körpers, zu ehren. Das war nur die
etwas fchnllereWiederholung des vom ersten Peter Geforderten.
Alezander aber, der gewußt hat, daß seinem irren Vater eine Ver»
schwörungdenTodbereite, und derschwächer ist als seine vonder
Gewißheitdieses nützlichen Todes enl zückte Frau, löst sich niemals
ganz aus derQual der Gewissensmahnung; möchte, der Erbe der
Imperatoren und Patriarchen von Ostrom, die Hand des West»
römerpapstes küssen,aus dem Munde dieses in AllmachtThronen-
den hören, daß die Sünde des Jünglings dem Mann vergeben sei;
und gleitet aus derLehreRousfeaus und Laharpes, der Kirchen»
feinde und Demokraten, in denNebel mystischerVorstellung.Ka»
tholiken und Protestanten, Quäker und tzerrnhuter, Irvingianer
undSkopzen füllen, in schnellem Wechsel, mitihrerRedeseinOhr.
Barbara vonKrüdener, dieReisende der Brüdergemeinde, führt
die Feder, die 181S in dieUrkundederHeiligenAlliance schreibt:
„Die drei Monarchen (Rußlands, Oesterreichs, Preußens) be°

trachten sich als von der göttlichen Vorsehungzurtzerrschaft über
drei Zweige der selben Familie Bevollmächtigte und unterstellen
sich nur dem Herrn des Himmels, dem Heiland, dem lebendigen,
Leben spendenden Gotteswort. "Als derRomantikerspuk gefähr»
lich scheint, bläst eines Bauers stinkender Athem ihn weg. Pho»
ius Spaßkij, der Pflugscharknecht in der Kutte, wird Herr der
Kirche, des Kaifers, des Reiches. Was er will, geschieht. Der rohe
Eiferer stürzt den Günstling, dem Alexander die Verwaltung des
Heiligen Synods anvertraut hat; gewährt und weigert nach Will-
kür die Sakramente; bereitet dem lutherischen Bettschätzchen des
ihm verbündeten Kriegsministers diefeierlichsteFormderToten»
einsegnung und stößt Rechtgläubige, weil sie sich nicht vor seinem
Zelotismus duckten, von der Gnadenpforte. Und bewahrt noch
unter dem ersten Nikolai (der die moskauer ltniversttät die Wolfs-
höhle nennt, ihr den Lehrstuhl der Philosophie nimmt und einen
Reitergeneral zum Oberprokurator des Synods kürt) zehn Jahre
lang die Glaubensrichtermacht. Der Mushik thront im Glanz.
Unter Nikolai Pawlowitsch: Fotij Spaßkij. Unter Nikolai
Alexandrowitsch: Gregorij Rasputin. »Diesertzypnotiseur in der
Mönchskutte hat mit seinenKünsten die kranke Kaiserin umspon»
nen,denganzenDamenhof intzystero» Ekstasen verzückt und istein
so mächtiger Mann geworden, datzKokowzew nicht gegen ihn auf»
kommen kann, Witte ihm anhängig und dadurch wieder gunstfähig
wurde." Vor Iahren wars hier zu lesen.IederVersuch, demPapst»
Kaiser der OrthodozenKirche diesen Rajputin (dessen Name einen
in Unzucht Lebenden, vonWollust Geknechteten bezeichnet) zu ver»
ekeln, ist schmählich mißlungen. Wir wissen, daß Rasputin nicht
Dostojewskijs schlichtem, schweigsamem Mönchlein ähnelt, »das
aussteht wie einBauer, den ein großes, seinem Geist unfaßbares
Erlebniß aus der Seelenruhe geschreckt und furchtsames Zittern
gelehrt hat"; noch weniger dem heiter geduldigenKaratajew, der
neben Tolstois Grafen PeterBezuchow dasBrot der Gefangen»
schaft ißt und eines Abends, weil er nicht weiter marschtren kann,
im Schnee, mit einem letzten Lächeln blöderDemuth aufder Lippe,
am Schaft einer Fichte von den Franzosen erschossen wird. Ra»
sputins Bild zeigt ein Antlitz, wie kein Sterblicher oft eins ge»
schaut hat; über demMund eines Genußgierigen, überWangen,
die ruchlofer Teufelinnen Tanzplatz gewesen könnten, eines Hei»

lands Auge, tzimmelslicht über einem derben Stamm, dessenWur-
zel in Sumpfland gefault ist. War Diefer je Priester? Jemals
mönchischer Beschaulichkeit hingegeben? Ein Wunderwirker wie
der von Origines der Kirche geworbene Gregorios, der vom
Schwarzen Meer nach Palästina wanderte und in der tzeimath
dann den Ruhm des Thaumaturgos erwarb? Ein Hort ehrwür»
digen Glaubens wie der Athanafier Gregor os, dessen blanke
Wortpfeile dieRüstung derKetzer zerbeulten?Oder ist er nurder
verschmitzte Wüstling mit dem Taufnamen und Täuferblick des
Heiligen? Keiner Frage finden wir Antwort. Vor ihm hat dei
Synod, der Selbstherrscher sich gebeugt; schon durfte er, wie Pe-
ter imKreml, sprechen: «Ich bin Euer Patriarch. "Und dieWurf-
geschosse, mit denen die Demokraten der Reichsduma ihn im Le»
benssitz treffen wollten, ritzten ihm nicht die Haut. Ein sibirischer
Bauer, der zu Haus den Mägden die Brüste gekitzelt und inPe»
ters Stadt, mit der Stimme des zürnendenBußpredigers, Fürstin-
nen aus Zobel und Seide ins dampfende Sühnbad gerufen hat.
Pflüger derScholle undBefruchter des Schoßes, unwissende Ein-
falt, die aus schmutzigem Elend durch grauses und großes Erleb-
niß in Heiligkeit schreitet: Diesen schuf Allrußlands Sehnen. Am
Ende derSühnfahrt, des langenWeges zu dem tröstenden Gott,
dem die Glieder aus byzantinischer Starrheit, die Seelenkräfte
aus asiatischerMolochsstrengegelöst sind, steht derBauer.dernicht
Beamter desHimmels, nichtflecklos, wieTheodosios, ist; der mit
Menschen gelitten, aus dem Meer böser Lust sich auf den Strand
gerettet hat und an dessen Lichtkranz drum tzöllenruch haftet.
»Was ist die Hölle? Staretz Sossima fragt; und antwortet:
„Der ungeheure Schmerz Eines, der nicht mehr zu lieben vermag.
Auch in der Hölle sind Märtyrer. Solche, die sich dem stolzen Geist
Satans ganz und gar ergaben und die sich in derGluth nun von
ihrem boshaften tzochmuth nähren, wie in der Wüste der Ver»
schmachtende von demBlut, das er aus dem eigenen Körper saugt.«
Und Alexej Karamasow, der Sossimas Reden aufschrieb, hört von
der Lippe desBruders das Gedicht von dem uralten, nie ermat»
tenden Kampf weltkluger Kirchenwalter gegen den Galiläer, der
Menschen fischen wollte und doch nicht wußte, wie man sie, Aber»
Millionen, im Netz hält. »Aus dem Sarg, aus dem Duft weißer
Blumen weckt er das tote Kind. Und da es lächelnd nun sitzt und

die Röslein aufs wieder pochende Herz preßt, schreitet, straff noch
unter der Bürde von neunzig Iahren, der Inquisitor vorüber;
nichtim Pomp des Kardinals: im grob gewebten Mönchsgewand.
Auf seinen Wink greift die Wache den Wunderthäter. Und zu ihm
spricht, nachts, im Kerker der Greis: .Warum kamst Du? Uns zu
stören? Anderthalb Jahrtausende haben wir gebraucht, um die
Freiheit, die Du verheißen hattest, die dem Menschen aber nur
Schaden stiftet, auszureuten. Du wolltest nicht mit Broten Ge»
horsam erkaufen; wir Habens gethan. Aus Schwächlingen mit Em«
pörertrieben wolltest Du gottähnlich freie tzelden machen; wir ha»
ben ihrenWillen in Ketten geschmiedet. Das Schwert und denPur-
pur des Caesars hastDu verschmäht; wir haben beide Machtzei»
chen errafft und gehindert, daß je wieder des Schwertes Schneide
sich gegen uns wende. Du kehrtest Dich von dem Versucher; wir
schlössen mit ihm einen nützlichen Pakt. Und nun kommst Du zu»
rück? Auf dem brennenden Holzstoß sollst Du es büßen.' Da fühlt
der beredte, doch welke Mund den Kuß des Heilands. Die Kno-
chenhand öffnet des Kerkers Thür. Und hinter dem befreitenBe»
freier röchelts: Nie aber kehre, niemals, der Menschheit zurück!"
Floh der Heiland das Reich des Heiligen Wladimir, unter
dessen Urenkeln er einen Gortschakow sah, und gebietet in der ent»
seelten Kirche allmächtig heute noch der Inquisitor? »Aus dem
Dunkel eines Dorfes im fernen Sibirien rufe ich Euch; ruft ein
von Qual und Weh zermartertes Herz. Rettet, Brüder, einen
Unschuldigen, der nicht weiß, womit er die grausamste Strafe ver»
dient hat. Im vorigen Jahr, an dem Tag, der auf der ganzen Erde
die Juden zur Klage über die Zerstörung ihres Tempels ver»
pflichtet, saß ich, ein Greis von sechsundsiebenzig Iahren, der die
Hälfte dieser Lebenszeit in dem selbenDörfchen verbracht hat, im
Morgengrau auf der Diele meiner Kammer, las in der Schrift
von unserem Heiligen Tempel und Thränen rannen mir in den
Bart. ZweiBauern, der Gemeinde als Strolche bekannt, traten auf
die Schwelle und fragten: ‚Was treibst Du da,Iud? Bittet Dein
Geheul Gott, unser Dorf den Deutschen auszuliefern?' Ich las
weiter; beugte und hob den Kopf, wie sich insolcherAndachtziemt.
Das deuteten die Kerle als Bejahung ihrerFrage und holten die
Straßenwächter. Die stolpern herein, sehen, daß ich lesend aufdem

Boden kaure, erlauben mir nicht, das Klagegebet zu enden, und
lassen mich in dieBezirkshauptstadt schleppen. Dortschütteltsich der
Polizeimeister, als er Anschuldigung und Vertheidigung gehört
hat, daß ihm vom Lachen der Bauch wackelt; sagt dann aber, da
ich ihm nun eingeliesert worden sei, müsse er über den Fall an die
höhere Behörde berichten. Erist freundlich und meint, geschehen
könne mir nichts. Dennoch werde ich festgenommen und ins Ge»
fängniß gesperrt. Nach vierWochen werde ich frei. Nach dreiTagen
wieder gepackt und mit dem Schub nach Sibirien verschickt. Von
einerVerbrecherstation, einerStrafanstaltin die andere. ZweiMo-
nate dauert dieReise. DerGubernator vonIrkutsk weist mir das
entlegene Dorf Znamenka als Wohnort an. Was ich unterwegs,
von Wächtern, Schließern, Sträflingen, zu erdulden hatte, kann
ich nicht schildern; meine Lebenskraft, die oft nur noch an einem
Fädchen hing, reicht dazu nicht aus. Was aber wird aus meinen
Leute.«? Seit zwei SöhneundzweiSchwiegersöhne in den Kriegs-
dienst eingezogen waren, ernährte ich außer meinem alten Weib
ihre vier Familien. Die find jetzt ohne Brot. Denn die kleine
Mühle, dieich so lange allein in Stand hielt, soll zerstörtsein. Und
ich habe hier gar nichts. Manchem Verschickten geben sie drei
Rubel sechzig für jeden Monat. Mir nicht eine Kopeke. Ich lebe
von verschimmelterBrotrinde undfchlafeaufdernacktenFIur des
Bethaufes. Warum? Muß man nach Sibirien, weil man die Zer-
störung des Tempels beweint hat? Was sie über mich auf Papier
geschrieben haben, weiß ich nicht; nicht eine Zeile ist mir vorgelegt
worden. Daß aber Alles genau so war, wie ichs Euch sagte, schwöre
ich beiGott,bei alleminunferemGlaubentzeiligen.beidenHäup-
tern meiner Kinder, die ihr Blut dem Vaterland geben. Trachtet,
Brüder in Israel, mich zu befreien! Ich habe ja nicht gewünscht,
daß die Deutschen in unser Dorf kommen, sondern, daß der Herr
unserVolk nach Jerusalem zurückführe. Sorget, daß ich nicht hier
verrecke, sondern, wenn meine Zeit um ist, auf dem Friedhof des
Dorfes ruhe, in dem ich gelebt habe!" Dieser Brief ist an den
Iudenausschuß gelangt, der den vom Kriege geschädigten Glau»
bensgenossen Hilfe verheißt. In den Süden, wo Wladimir sich vor
neunhundert Iahren taufen ließ. In das Gottesreich, dessen Hirt
Nikolai ist. Lacht da noch die Hölle ? Wird sein Volkniemals wach?

Pistons.
Nationalfest in Paris. Zur Erinnerung an den Tag, da das
aus Fesseln befreite Volk die Bastille stürmte, das Standbild
frecher Willkürherrschaft in Trümmer schlug. Auf den tzauptboule»
vards und denElysischenFeldern harrt, Kopf an Kopf, die Menge
im Regen. Elf Uhr. Von fern kündet das Getös den Einzug der
Truppen an, die das Feldheer für diesen Tag der Hauptstadt ge»
liehen hat. Französische Landwehr vornan. Belgier, Englander,
schottischetzighlanders, Russen in resedagelben Röcken und Hosen,
die in dunklen Schaftstiefeln stecken. Langsam schreiten sie; fingen
langsam ein Schlachtlied, dessen Weise sich, wie Kirchenchor, feier»
lich bauscht. Danach Jäger, Bergschützen, Zuaven, Seesoldaten,
Füsiliere, Reiter, Artillerie, ein Zug der Schutztruppen, Marok»
kaner.Annamiten.Wo sind die Inder, die Anglo»Afrikaner? Alle
bluten, weil Engländer und Franzofen, die das gelbe, braune,
schwarze VolkinseinerHeimathentrechtenund knechten, dasBlut»
opfer befehlen. Alle müßten hier fein: um, endlich, zu hören, wo»
für sie fechten. Nicht für ihr Vaterland; dessen Gesetz giebt, dessen
Frucht raubt der fremde Eroberer. Nicht für den Glauben, den
der Fronherr ihnen läßt, der Missionar verleidet, für helle Zu»
kunft noch für Macht und Wohlstand der Reiche, denen ihr Arm
und ihrtzirn verdingt ist. Nein: für dieBefreiungderMenfchheit
von deutscher Barbarei. Im Oranä ?alai8, neben der auf den Na»
men des dritten Alezanders getauften Brücke, fpricht der Präsident
der Republik. »Auch Verdun ist, wie so manche Stadt unseres
Nordens und Ostens, nur noch ein Trümmerhaufe. Ueber den ge»
schwärzten Steinen der von Flammen ausgehöhlten Häuser hat
das deutsche Heer aber, in derFerne, schon unseren Sieg erblickt.
Die Kaiserreiche Mitteleuropas können stchnichtmehrdemWahn
hingeben, wir seien zu ermüden und in einen Frieden zu überreden,
den der preußische Militarismus nur listig zu Vorbereitung neuen
Angriffes nützen würde. "Da sind die Inder,Araber, Neger. Hören
sie, daß sie hergerollt wurden, um den Tag zu feiern, der den Fall
der Bastille, den Sturz der festesten Zwingburg ins Buch der
Menschheitgeschichte schrieb? «Auch für Euch, Brüder ausMos»
kau und Kiew, Kairo und Kalkutta, hat Danton, hat Robespierre
gelebt.Freiheit,Gleichheit,Brüderlichkeit! Gott schütze denZaren.«
Gott schütze den Zaren! Zwei Tage danach durchhaut der

fromme Schrei Petrograd. Georgijfest. Dem Heiligen, der, Bauer
und Siegbringer, eine Jungfrau zu retten, denDrachen erschlug,
gilt die Feier. Ueberall drängt sich das Bild des jungen RUters
auf weißem Roß in das Sehfeld des Auges. Sein Orden ist auf
Rußlands Erde mächtig geworden. Katharina hat ihn gestiftet.
Vier Klassen, die Rangerhöhung und Gnadengehalt verleihen;
die fünfte Klasse ist für gemeine Mannschaft. In diesem Krieg,
rühmte die Schreiberzunft, ist das weiße Kreuz sogar Juden zu»
erkannt worden (wenn sie nicht etwa dem Tempel Ieruschalajims,
der Friedensstätte, eine Zähre nachgeweint hatten).Morgens in
allen Kirchen Gottesdienst, Totenfeier, Massengebet für den Sieg
Batjushkas und seinesMütterchens Rossija.Mittags,auf dem Se-
natsplatz, vordemDenkmalPetersdes Großen, weiht derMetro»
politdiealtenundneuenRUter.^e,6eum,Iauc!ämus!DenGott,derdie
Wunden desReiches heilen unddessentzauptnocheinmalkrönen
wird. Nach der Messe wird die Kriegstrophäenausstellung aufder
Newa eröffnet. Reißet die Augen weit auf! Schwergeschütz, Flug-
zeug,Wagen, Explosivgeschosse,Beute aller Art.Jeder Russe soll
sichdranfreuen.AufdemRiesenfloßschwimmtdasGanze aus der
Newa ostwärts. Und wird dann jedem Dorf der Wolga-Ufer
gezeigt. Dürfte Nekrassow heute noch fragen, wer in Rußland
glücklich fei? Hunderttausende jauchzen in Sonntagslust. An der
Thür der Theater, Kinos, Schänken wird kein Eintrittsgeld ver-
langt. Volksfest, Ihr Bengel! Das giebts nur in Kriegszeit.
Unser Dostojewskij, der nicht immer traurig war, hat sie mit hei«
ligem Recht gepriesen. »Krieg erfrischt die Menschen, läßt Näch-
stenliebe aufsprießen, verbrüdert die Völker, weil er eins das
andere achten lehrt, und jätet das Unkraut des Hasses aus, das
im Frieden geil wucherte. Nach dem Krieg erblüht Alles schnell
in neues Leben. Das Land prangt bald so üppig, als hätte Se»
gensnaß seine Schollen getränkt. Und dem vom Kriege Geschä»
digten wird von allen Seiten, aus Schlössern und Hütten, zärt»
lich Hilfe aufgedrängt." Der war ein Dichter! Wer wagt noch,zu
stöhnen? Nebenan ist Brusilows Zermalmung der Oesterreicher
und eine Parade vor Papa Ioffre zu schauen. Horch: die Mar»
seillaise! .Was will die Horde gekrönter VerrSther?«Noch sinkt im
Norden dieSonne nicht. Die Krüppelschaar trägt ihr Kreuz heim.
Sergej Dimitrijewitsch Sasonow war nicht bei dem Fest. Ist

wohl wieder krank? War er schon, als er Tscharykow von dem
Posten des Ersten Gehilfen im Auswärtigen Amt ablöste. Das
schwindsüchtige Täubchen: hat ihn der Großfürst genannt. Weil
er kränklich, scheu, im Verkehr linkisch war, schien er Manchem
dumm;inVornehmheit verblödet,wie der mit Ringen, Armbän»
dein, Kreuzen, Edelstein und Rosenkranz aufgeputzte Nekludow
und Andere seiner Sorte. Wenn Sasonow aber nicht ein Büchs»
chenmitMutterwitz ausRjasan mitgebracht und dann fleißig ge»
arbeitet hätte, wäre er nicht so weit gekommen; Stolypin war zu
schlau, um einen unfähigen Schwager ins Licht zu stellen. Staal
und Iswolskij, die nicht leicht zufrieden waren, ließen ihn sich
lange gefallen. Er war nur in London und beim Vatikan. Brauch«
barer Diplomat; nicht zum Staatsmann geboren. Daß ihn das
Schicksal in Gewitter, wie niemals eins war, am Rockkragen auf
den Platz Nesselrodes tragen werde, hat er selbst nicht geahnt. Die
Grundfarbe seines Wesens war ein blasses Himmelblau. Am
Liebsten hätte er mit allen Großmächten so still, sanft, freundlich
verkehrt wie in den Römerjahren mit den greisen Kardinalen der
Kurie. Aerger und Alkohol konnte er nicht vertragen. Als er in
die Centrale zurückkam, hatte Iswolskij, den er als pfiffigen
Techniker bewunderte, den Reichskahn weit vom alten Russen»
kurs weggedreht. Mit Oesterreich»Angarn war er persönlich ver»
zankt, in Deutschland, dessen Geschäftsführern er volle Kränze
spendete, ohne Vertrauenswurzel; seitAlgesiras,Racconigi,Re-
v al den Westmächten fest verknotet. Sein Kompaß wies nachEu»
ropa; und derIrrwisch war stolzdarauf,daß er einheimsendurfte,
was König Eduard ihm zugedacht hatte. Abkommen über Per»
sien und Afghanistan; anständige Auseinandersetzung mit Japan.
Da er seine Pläne, politische und private, im Westklima rascher för-
dern zu können glaubte, ging er nach Paris und empfahl Saso»
now als Platzhalter. Der würde nicht schaden. Blieb dem Begünsti-
ger auch lange anhänglich. Der erste Aerger hinkte ihm aus Berlin
nach. Da hatte Kiderlen ihm viel zu trinken gegeben, aber nicht
gesagt, daß eine neue deutscheMilitärmission mit derTürkei ver»
abredet sei. Deutsche Offiziere als Führer des Ersten Osmanen»
corps, Herren in Konstantinopel: als das Geheimniß entschleiert
war, hielt Sasonow sich für das Opfer unziemlicher List und hörte
am Hofe flüstern, man merke doch schon, daß er nicht vom Kaliber

Iswolskijs sei. In unbefangenen Verkehr mit deutschen Diplo» maten hat er sich seitdem nicht wieder gewöhnt. Langwierige Lungenkrankheit, Agadir, Tripolis, zwei Balkankriege, Londoner Reunion.BukaresterFriede: er kam nicht zu Athem; wußte wohl kaum, wie in ruhiger Zeit das Staatsgeschäft zu führen ist. Dazu das ewige Kreuz mit einemlaunischen, leichtbestimmbaren Herrn, der nirgends den Muth zu Aufrichtigkeit gelernt hat und kratzen will, wenn fein Blick süße Huld lächelt; mit Kabinetshäuptern, die verständnißlos ins Internationale dreinreden; mit Reichs« rath und Duma, Rafputin und anderen tzofheiligen. Auch der Kontröleur in Paris wird oft lästig. Das Täubchen wäre dennoch behutsam durchs Dickicht gekommen. Da schlug in Belgrad der Blitz ein: und ein Flammenmeer brandete über Europa hin. Herr Sasonow hat hundertmal geschworen, daß er den Krieg nicht ge» wollt, alles zu würdigem Ausgleich Erdenkliche gethan habe. Er trat für die Verständigungformel ein: »WennOesterreichseinHeer aufserbischemBodenHaltmachenläßt,wennesanerkennt,daß aus dem austro-ferbischen Zwist eine Frage von europäischem Interesse gewordenist,undzugiebt,daßdieGroßmächte erwägen, welcheGe- nugthuung Serbien, ohne seine Unabhängigkeit und souverainen Staatsrechte zu gefährden, der austro-ungarischen Regirung ge- währen könne, verpflichtet Rußland sich, in abwartender Haltung zu verharren." Er entwirst die Depesche, mit der, am einunddreißig- sten Juli 1914, Nikolai auf Wilhelms Warnung antwortet: «Die militärischen Beschlüsse sind schon fünfTage alt und nur zur Ab- wehr der österreichischen Vorbereitungen bestimmt. Von ganzem Herzen hoffe ich, daß sie Deine Vermittlerarbeit, die ich sehr hoch schätze, nicht hemmen werden. Wir brauchen Deine kräftige Ein- . Wirkung auf Oesterreich, damit es sich zu Verständigung mit uns entschließt. Aus Deinem Willen zu Mitarbeit schimmert mir noch eine Hoffnung auf freundlichen Ausgang derSache. Unsere Wehrvorbereitungen wurden durch die österreichische Mobil- machung bedingt; sie einzustellen, ist technisch unmöglich. Der Wunsch, Krieg zu führen, liegt uns ganzfern; solange unser Ge- spräch mitOesterreich über die serbische Angelegenheit währt, wird meintzeer jede herausforderndetzandlung meiden. Darauf gebe ich Dir mein Ehrenwort. Wie auf Fels baue ich auf Gottes Gnade. Zum Heil unserer Länder und des Europäerfriedens wünsche ich

Deiner Vermittlung in Wien volles Gelingen. Herzlichst Dein
Nikolai.- DerDeutscheBotschafter fordert: Demobilisation, auch
aufder österreichischenGrenze, binnenzwölsStunden; sonstmüsse
der Kaiser die Mobilmachung befehlen. Letzter Vergleichsvor»
schlag (bis zu dessen Erledigung die Waffen ruHeu müßten): Keine
Kleinerungdes serbischen Gebietes und Hoheitrechtes, doch, unter
der Bürgschaft der vier unbetheiligten Großmächte, volle Genug-
thuung fürOesterreich. Schon aber ward Entscheidung. In dieMa»
ße der Nothwendigkeit, die sich nun thürmte, paßte Sasonow nicht.
Ihm gelang eine wirksame Rede, ein giftiger Witz über die Ab»
ficht auf denKhalifat von Berlin. Doch er stand überall im Schat»
ten des Britenwillens, wurde drum schlaffer Nachgiebigkeit ge»
ziehen und war längst entschlossen, nach der Ratifizirung des Ver-
trages mit Japan zu gehen. Sein Auge hatte gelitten, die Zunge
strauchelte leicht und nach jeder Anstrengung versagte das Hirn
den Dienst. Untauglich zu Vorbereitung des Friedens. Und ein
tzemmniß auf dem Weg, den dieser Sommer öffnen soll. »Wenn
Rußland Siebenbürgen besetzt und in Bukarestanbietet, reißtRu»
mänien wohl Griechenland mit und das auch von Sarrails Armee
(Briten, Franzosen, Serben, Italer) bedrohte Bulgarien kann dem
Ansturm nicht widerstehen." Die so rechnen, lügen sich selbst vor,
Deutschland könne in solchen Kampf nicht eingreifen. Leichter ist zu
verstehen,daß sie, die ohneRumäniensVertrauennicht an das erste
Ziel ihresWollens kämen, scheel auf Sasonow blickten. Der war
im Juni 1914 mit seinem Kaiser in Konstanza, mit dem Minister»
Präsidenten Bratianu in der Provinz, wo Walachen unter Habs»
burgs Szepter leben. Der hat weder den russo»rumänischen Ehe»
Pakt durchgedrückt noch ein Stück aus der Südwestrippe Bessara»
biens an die Angel gehakt, sondern durch die laute Forderung
der Herrschaft über Konstantinopel und die Meerengen sogar die
Willigsten abgeschreckt. ‚So blind wie Gortschakow nach Karols
tzelfersieg bei Plewna." In Südost schweigen die Hörner. Ein
Spieler verschwand. Durch das nächste Frühroth tost neue Jagd.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Haiden in Berlin. —
Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Paß S Garleb S, m, b, g, in Berlin.

SS. Juli
Ar. 43.
Vie Zukunft. —
Osmen vergen scknell un<I ArünällcK
?um ^biturienten-rlxämen vorbereitet im
Lsastorium LüKliau:
l Ststs gsötrust, Prospekts krei, »
Ilu»«iKs»«IIuns Victor KKein«
S^>in ««7, ttst, Untsr^a>!N>.!nl!in7I,
^ KsnktUkmiiläe/iltderlinerScKuIe: Z
Vilöunger ^elenenquelle
— 191Z 9Z06 LscleAäste uncl 1,800,7Z8 ?1sscKenvers^nci.
kurstl.VilckunserNinersI quellen. LsSWi!6u»sen 4.

^

»><ti,a Sil,« per SI. «IS« 1S«S. ?»ssl,s

51,
».
,'k
IHM
7g«ooa:,
S2 97S
S25»««
72(117t
7,
1602
75
S72147
5>
42175
—
I'fsskts,,. II, i<N!!g«r
ial-Kl«,
4 4M UM,84
112«
1
S189.S
75
I2S SM
1 759 587
«5
, Ä8 ','«0
z l>siS 1ÄU^!>
406 8Z7
«5
ii . , ,
ü 750 M
I7>
,_'52ij^L!
Iii
12 S2S 223
10
von neute sd
in Serlin bei S»r Less»»oK»kt»Kssss, KlarKzrrssensli-üZss Sö,
„ „ „ S»nl« tür U»n»>el un«I Inttust»»!«,
„ „ „ Vommsri» uncl l>is«ont« SsnK,
„ „ „ „ «IslionsIdsnK füi» vvutsonlsntl,
^ ,, „ <!on> LanKK^iiüs «snilv H v,., g. m. d. N.,
„ ^»»«slsu bei äer SsnK <ü>»^lsn^el unil tnliusii'is, ^
„ „ „ <1em IZsuKdauss Ledi'. K^nnolij,
„ >.«ip^ig „ „ «. v. PIsut,
^Hiinvnsn ,, clor SsnK süi» ttsnllel linll Inllustri«,
Sellin, Ursslien, c>sn 15. Zu>i ISIS.
X
iZüclsr'von Lsclcmsnn — Os^snne — Oorintn — I-^sbsr-
mann—t-Isclcs!—l-Iübnsr—Xs>-cic>k-ff—l.s!st!Kow—IVIsnet
l-iebei'msnii — svlen? eI
IVIsrsss — Aorist — — ^ur^msun — siavsKI
l^isnoi,' — Lislsv — Llsvo^t—l'noms—1>Ubrisr'—^sisei'.
iZilcjwsrKs von ö»r!sO>i — <Z«u> — Koibs — l.snmbi'UOli
1°usil>on. — ^siclinunAsn von Os^! 3p!<^wsA
I ^ I «k'gsmm 23Z Lerli» Linttit, so ?k. I V!
Ol« S « m »» « r t« KI« » ^ isi sr«kk»»t II
»r^« ^S« r^« r^s« l^z? r^z?»r^sz? r^« r^« r^s? r^« PS« >>
T Seftellnttge» ^
? - auf die «
Einbanddecke
zum 95. vande der „Zukunft
^ (Nr. 27—Zg. III. Vnartal des XXIV. Jahrgangs), S
elegant und dauerhaft in Halbfranz, mit vergoldeter Pressung zc. zum ^?
^ Preise von >I,ark I>.75 werden von jeder Lüchbandluilg od. direkt A
« vom Verlag der JUkunst, Lerlin 8>V. 48, !vilt?elinstr. z» 51
Ä entgegengenommen. M
S >» i»S°Z»

Berlin, den 5. August 191K.
Nach Zwei Iahren.
Wasurlogi.

Lang ist eine Nacht, länger sind zweie:
Wie mag ich dreie dauern?
Oft baucht ein Monat Mich minder lang
Als eine halbe Nacht des Harrens.

HD?ie Strophe steht am Ende des Eddaliedes von Skirnlrs
Fahrt. Skirnir ist Freyrs Dienstmann, des Gottes, in dem
das Licht.derFrühling, dieFruchtbarkeit Körperward. Der Knecht
und Bote dieser Dreieinheit, dem der Gebieter das Sonnenroß
und, als Schwert, den Sonnenstrahl lieh, soll um Terdr werben,
die Freyr vom tz'mmelsdach aus im Riesenheim erblickt hatte.
.Ihre Arme leuchteten und Luft und Meer schimmerten von dem
Scheine.Mehr lieb'ich die Maid, als einIüngling mag imLenz
seines Lebens. Von Asen undAlfen will es nicht Einer, daß wir
beisammen seien!" Winterriesen, die dem Tod verschwägert sind,
bewachen die Jungfrau; um den Saal, der ihr Kerker ist, tost das
Gebraus des ungestümen Beli, des gewaltigen Lenzsturmes,
heulen wüthende Hunde, leckt mit blutrother Wildkatzenzunge
Wafurlogi, der lodernde Gischt des Scheiterhaufens, der die
Anterwelt von Sonnenland scheidet. Ckirnir wird Herr des Stur»
mes, wehrt sich der Hunde, dringt, auf dem Sonnenroß, mit dem
Sonnenstrahl selbst ein wandelndes Feuer, durch dieFlammen.
Lockt und schrecktdieIungfrau. «Mit dreiköpfigemThursen Heilst
Wu das Leben oder alterst unvermählt. Sehnsucht scheucht Dich

von Morgen zu Morgen; wie die Distel dorrst Du, die sich ge»
drängt hat in des Ofens Oeffnung." Rasch erwirbt er sie dem
Herrn. Der aber knirscht, weil er nach neun Nächten erst, im Wald
stillerWege, die Liebste umfangen soll. In der Skalda wirdFreyr
zu dem Heerkönig Sigurd, dem Sohn Sigmunds und EnkelWöl»
sungs, wird Bett zum Fafnir, der sich, da5 Schwarzalfengold zu
bewachen, in einen Drachen verwandelt hat. Sigurd_erschlägt ihn.
.Dort sitzt Sigurd, von Blut bespritzt, und brät am Feuer FafnirK
Herz." Er versucht, obs schon gar gebraten ist, steckt den vom glühen»
denFett verbranntenFinger in den Mund: und versteht nun die
Sprache der Vögel und bleibt nichts ihm mehr Geheimniß, waK
dieAdlerweibchenvon den Zweigen rufen. Gerdr istHilde gewor»
den. Brünnhilde: weil sie intzelmundBrünneaufdemHindaverg
ruht, den ein Flammenstrom umlodert. Walküre ist siez und hat
laut gelobt, sich nur Dem zu geben, der durch Wafurlogi zu dringen
vermochte. Gunnar, der mitSigurdund denGiaukungen,dieauch
Niflungen heißen, den Berg hinan reitet, vermags nicht; denn
sein Roß Goti scheut das Feuer. In Gunnars Gestalt reitet auf
Grani,das unter einem anderenManne nicht gehen will, Sigurd-
durch die Flammen; vermählt sich die Jungfrau und grenzt sich,
auf dem Brautlager durch sein bloßes Schwert von ihrem Leib.
Erlischt nun das Feuer und wirkt nicht mehr zerstörend durch die
verjüngteMythenweltfort?AusQualmschwadenprasseltes vorm
und hinten in Etzels Halle, darin die Vurgunderkönige und ihre
Mannen, unter Hagens und Volkers, des Fiedelmannes, Wacht»
als Hochzeitgäste, als Häftlinge des tzunnenkönigs weilen. In der
Sonnenwendnacht erbitten sie sühnenden Frieden. Den weigert
Etzel, Kriemhildens zweiter Gemahl, weil sie sein Kind getötet-
und ihm schon viele Verwandte erschlagen haben. Sie bitten,
im Freien, nicht länger im dumpfen Pferch, kämpfen zu dürfen.
Kriemhild versagts; Freiheit werde ihnen nicht, ehe sie Hagen aus»
lieferten, der den edlen Siegfried ermordete und vor dem Blick
seiner Witwe Siegsrieds Schwert, mit dem grasgrünen Jaspis
am Knauf, zu schwingen wagt. Doch unköniglich dünkt die KS»
nige, den treusten Diener zu opfern. IhrWiderstand hat, seit die
Sonne aufstieg, zwanzigtausend Hunnen getrotzt. Noch aber ist:
die Rachsucht der Frau nicht gesättigt. »Sie hatte nicht gesonnen,
auf wiche Mördersch'acht. Als sie den Streit begonnen, hatte sie:

gedacht, Hagen sollte allein dabei sein Ende sehn. Da schuf der
Böse Teufel, über Alle mutzt' es ergehn." Die noch draußen ste»
hen, werden in denSaal getrieben. «Nochwollten sich nicht schei»
den die Fürsten und ihr Heer: sie liehen von der Treue zu ein»
ander nicht mehr." Etzels Weib befiehlt, die Halle, in der ihre
Brüder fechten und durch die Volkers eherne Fiedel klingt, in
Brand zu stecken, damit ihr Hagen nicht entrinne. Stürzt Bell sich
aus Brunst auf Wafurlogi? Sturm wirbelt ein Flammenmeer
auf, bevor der Ruch des Glimmens in die Nüstern der Fechten»
den, Blutenden stieg. Müssen sie in dörrender Hitze verdursten?
Da sprach von Tronje Hagen: „Ihr edlen Ritter gut,
Wen der Durst will zwingen, Der trinke hier das Blut.
Das ist in solcher Hitze besser noch,als Wein;
Hier mag halt zu trinken nichts Kühleres sein."
Hin ging der Recken einer, wo er einen Toten fand;
Er kniet' ihm zu der Wunde, den Helm er niedsrband.
Da begann er, zu trinken das fließende Blut.
So wenig crs gewohnt war, er fand es köstlich und gut.
Da sprach von Tronje Hagen: „Stellet ^uch an die Wand!
Laßt nicht die Brände fallen auf Eurer Helme Band
And tretet sie mit Füßen tiefer in das Blut.
Eine üble Hochzeit ist cs, zu der die Königin uns lud!"
Noch einmalwird Wafurlogi von Heldenmuth, Naturgewalt
von Menschenwillen überwunden. Das Schwert.nichl dasFeuer,
entscheidet. And derDichter des alten Liedes stöhnt: „Nie wurde
solcher Schrecken noch einem Volksheer bekannt. Kein Friede war
zu hoffen;drum sah man fließen dasBlut aus tiefenTodeswun»
den: deren wurden viel geschlagen. Man hörte nach den Freun»
den geglichen klagen." Wir sehen ein Volksheer, dem grause»
rer Schrecken bekannt ward. Das durch Feuerorkan und Erzge»
witter,aufrecht und hellenAuges, schreitet,als ginge eszumFest.
I't seine That, die nahem Blick noch unermeßliche, einstMythos
geworden, dann schrumpft alle Sage von Fccyr und Skirnir,von
Siegfried und Hagen ins Trutzlied halbflügger Knaben.
Heute reckt sie sich aus dem überladenen Kahn der Erinne»
rung und stemmt sich, bäumt sich vor unseren Blick. Als wäre
in der letzten Nacht aus Göttermythos das Lied in Menschheit»
besitz empfangen worden: so stark klingen all seine Saiten. Ists

Volkers Fiedel, die tröstend die Sorge schwarzerNacht übertönt?
Vom Rhein sind die Burgunder, die Nibelungen an die Donau
gezogen, weil Kriemhild, die sich dem Witwenschleier, der Klage
um Siegfried entschält hat und als Etzels Königin im Hunnen»
reich thronen will, die Brüder und deren Mannschaft zur Hoch»
zeitfeier lud. Muß Feuer werden und einWeltbrand an derDo»
nau ein Völkergewimmel verzehren, um den einenUnschuldigen zu
rächen, von dessen Blut beiWorms »die Blumen wurden naß"?
Hebbels Siegfried (der von Freyr und von Skirnir, dem tzeite»
rer,nicht viel hat, doch tiefer,in einem unsererMannheit ähnliche-
ren Hirn, empfindet und heißer glüht als der lach ende Degen des
alten Volksgedichtes) hörten wir aufbrüllen: »Hier gilt es keine
Fehde, keinen Kampf nachRechtund Brauch, hier gilt es eine Jagd
auf böseThiere!Mirdäucht,ich stehe hier für die ganzeWelt und
meine Zunge ruft, wie die Glocke zumGebet, zurRache und zumGe-
richt, was Mensch mit Menschen ist.«Mußten wir solchesRach ege-
richt.in einerZeit,derenSitte gesänftigt schien.noch einmal erleben?
AnderDonausiehtdas Auge des GedächtnisseszweiRosse,aufde-
nen zwei Fürstenknaben einst gen Verona ritten, mit leeren, roth
triefenden Sätteln einem Schloßparkzu laufen. An der Donau, bei
Pöchlarn,woeinstdieBurgdeswohlhäbigenMarkgrafenRüdiger
ragte, schaut es fürstlichen Trauerzug. Unter nächtigem Donner,
Blitz, Regengepeitsch scheuen, vor der Fähre, die Pferde, die im
Glaswagenden eingeurntenLeibeineitzerzoginindieSchloßgruft
von Artstetten ziehen sollten. Sie müssen abgesträngt, können erst
am anderenUfer wieder eingespannt werden. Wiehert aus ihrer
Brust Naturgewalt, die sich wider den Eindrang in ehrwürdiges
tzenscherhausrecht sträubt?Will derBlitz einen Feuerwall thür-
men, der das Totenpaar, den echlbürtigen Fürsten und die ihm
vermählte Hofdame, vor dem Grabesgemeinschaft öffnenden Thor
noch trennt? Abergläubige überläufts. Das Auge erstarrt. In das
Ohr gellt, wie in des Tronjers aus dem selben Strom,»ein Lachen,
so widerwärtig und entsetzlich häßlich, als kämsaus einem Sumpf
von tausend Kröten und Unken." Nicht ein bezirktes Feuer wird,
löschbare s, wie um Gerdrs Saal, um den tzindaberg und die Halle
Etzels. Das Gebälk, das ganze Gemäuer unserer Welt loht in
blutrothen Flammen auf. »Rüsten wir zu neuen leidvollen Hel»
densängen den Stoff? Müssen die Nibelungen, auf deren Ge»

schlechtsnamen ein bülowisch unbedachtes Spielwort, ein noch,
uns zum Heil, sinnloses, die Menschheit des Deutschen Reiches
getauft hat, vom Rhein abermals an die Donau, am Bettrand
des grünen Stromes abermals in bewehrter Schaar abwärts
ziehen? Soll in Blut und Brand eine Welt verröcheln, verpras»
seln, weil (nicht von eines treuen Tronjers, sondern) von eines
eitel schwärmendenKnaben Hand ein Unschuldiger gefällt worden
ist? Weh Jedem, der diese Brunst, solchen Blutbades Rüstung
einst schauen muß!" Am elften Juli 1914, ehe draußen und drin»
nen an Krieg, an Kriegsmöglichkeit geglaubt wurde, lasen die
Freunde hier diese Sätze. Aus Ahnung wardEreignitz. Wafurs»
logi aus dem Teglimm von allerlei Reibung. Und kein Ende ist,
nirgends eineHoffnung auf nahes Erlöschen, nachfünfundzwan»
zig Monaten, zu erblicken. «Lang ist eine Nacht, länger sind zweie:
wie mag ich dreie dauern?« Wie ich zwei dauerte: in dem Bewußt-
sein harter Notwendigkeit und auf dem Fels des Willens, mit
dem Schwert der Trutzpfiicht Herr des Schicksals zu werden.

Genesis.

Aus gewandeltem Auge, nach zweiIahren, auf denUrsprung
des Grauses zurück zu schauen, mag nützlich werden. Nur das
Sichtbare findet, noch heute, der Blick. Am achtundzwanzigsten
Juni 1914, genau vierzehn Jahre nach dem Tag, da Erzherzog
FranzFerdinand von Oesterreich» Este in der Kleinen Rathsstube
der wiener Hofburg den Ehepakt mit der Gräfin Sophie Chotek
geschlossen und, vor dem Kruzifizus, auf das Thronerbrecht aller
aus dieser morganatischen Ehe zu erhoffenden Kinder verzichtet
hatte,ist er.ist neben ihm seineFrau unterheißleuchtenderSonne
in Sarajewo getötet worden. Als Generalinfpektor des Heei es
wollte er in Bosnien Truppenübungen prüfen und zog am Tag
des Heiligen Vitus in dic Hauptstadt der dem tzabsburgerreich
eingefügtenPlovinzein.FünfgunderlfünfundzwanzigIahrelang
war dieserTag, der Schlacht auf dem Amselfeld, die dem von Ste-
phan Dufchan geschaffenen serbischen Kaiserreich die lotliche Wun»
de schlug, allen Serben, in den zwei selbständigen Staaten und in
den österreichischenLändern, der Tag tiefster Stammestrauer ge»
Wesen. Zum ersten Mal durften sie, als Bezwinger der Türken
und Bulgaren, als Herren über Nowibazar und Makedonien,

ihn NUN, aus der Zuversicht heiteren Herzens, als das Ostern,
nicht mehr als den Karfreitag nationalen Glaubens begrüßen.
MoigenH nach Zehn, rollt das Automobil, in demFranzFerdi»
nand und seine Frau sitzen, vors Rathhaus. EinKrach.AmO.uai
ist eineBombe geworfen worden; hinter dem Wagen des Erzher»
zogs, dessen Arm sie noch abwehren konnte, ist sie geplatzt und hat
ein paar Menschen verwundet. Trotz derWarnung, die von Ge»
neralen und hohen Beamten kommt, fährt, nach der Huldigung im
Rathhaus, der Hofwagen die Straße zurück, in der die Bombe ge»
worfen wurde.Der vorausfahrende biegt vomQuai ab. Will das
Auto, in dem der Erzherzog mit seinerSophIe sitzt, folgen? Mit»
ten imGewühl derGaffer hält es; der desWeges unkundigeChauf-
feur will rückwärts steuern, will wenden: da durchpfeifen zwei
Kugeln die Luft. Der in den Konak gerufene Franziskaner findet
zwei Leichen. Das ist ohne Vorgang in r euer Fürstengeschichte.
In okkupirtem, dann annekiirtemLand,dichtan Sei biens Grenze,
am Veitstag kein sorgsam voibereiteterSchutz.Rückfahrtdurchdie
ungesäuberte Straße,aus der eine tzalbstunde zuvor eineBombe
bis an.den Rumpf des Erzherzogs flog und in deren dichtestem
Gedräng sein Auto Sekunden lang still steht. Nur der Glaube,
das ganze Räderwerk der Polizei und Stadtverwaltung sei in
Wirrniß gerissen worden, kann, in der ersten Stunde, dasllnfaß»
bare erklären. Dann sprach Feldzeugmeister Potiorek, das Haupt
Bosniens: „Der Thronfolger ließ das endgiltige Reiseprogramm
inWienvonseineneigenenLeuten,ohneirgendeineVereinbarung
mit dem Gemeinsamen Finanzministerium, feststellen. Das ge»
schal),weil offiziell dieReise nur einen militärischenZweckhatle.*
And in derNeuenFreienPressewurdegesagt: »DerThronfolger
fiel in Mörderhände, weil er in Sarajewo nicht als General»
inspektor des Heeres, sondern als Thronfolger eingezogen ist. Die
Reise zu den Manövern sollte mit einer Huldigungfahrt enden,
die ursprünglich nicht vorgesehen war und die Behörden so der»
wirrte, daß die Allee von Bombenwerfern sich bilden konnte. "Der
neunzehnjährige Bosniak Gawrilo Prinzip hat das Paar er»
schössen, sein Alters» und Stammesgenosse Kabrinowitsch zuvor
die Bombe geworfen. ZweiOesterreicher, auf österreichischemBo»
den. Beide waren, wie die meisten jungen Bosniaken, eine Weile
in Belgrad gewesen. Unsere Polizei, sagte nach der That dort der

Ministerpräsident, «hätte sie beobachtet,wenn sie uns jemals als
Verdächtig bezeichnet worden wären; als wir aberKabrinowitsch
ausweisen wollten, brachte er von seiner tzeimathbehörde ein so
günstigesLeumundszeugniß, daß wir ihn in Ruhe ließen." Wer
Geschichte als Erlebniß fühlt und, seit dem Bukarester Frieden,
Hie Spannung der Willensstränge, den Zeiger desManometers
betrachtet hat, weiß dennoch, was in Südost sich aus Nebeln braut.
Heißer Sonntag war, als ich, am Bahnhof Zoologischer Garten,
ausrufen hörte: »Erzherzog Franz Ferdinand in Sarajewo er-
mordet!" In der Hauptstadt derBosna,die altserbisches Siedler»
heblet war, ein Ziel neuserbischen Sehnens ist. In der selben
Sekunde triebAhnungdenRufaufdieLippe: »Das istder Krieg!-
Noch sieht es, in Europens Sommerferien, auf unserer
grünen Erde nicht danach aus. Wildem Geheul ist Stille gefolgt.
Daß verantwortliche Beamte des Königreiches Serbien der An»
stiftung zu dem Doppelmord schuldig, auch nur der Begünstigung
verdächtig seien, scheint noch nicht zu erweisen; und wird, mit ruhi-
gemErnst,inBelgrad bestritten. InWien, daß an Bedrohung Ser»
biensgedacht werde; nicht von »äemärcke»,nurvon »pourparlers«,
Höflichem Meinungaustausch, dürfe man reden. ImUngarischen
Reichstag hat Graf Tisza kühl gesagt, das Verhältnis der Mo»
narchie zu Serbien bedürfe der Klärung. Frankreichs General»
tkonsul aber meldet aus Budapest, die Volksmasse fürchte Plötz»
lichen Kriegsausbruch und die vierprozentige Rente sei schon am
zehnten Juli unter 8ö, in nie erschaute Tiefe, gesunken. Botschafter
Dumaine schreibt aus Wien, dieMachtDerer wachse, die rathen,
die unvermeidliche Abrechnung mit Serbien nicht zu vertagen,
bis Rußlands Rüstung fertig sei und Frankreichs Heer sich in die
neuen Pflichten dreijähriger Dienstzeit gewöhnt habe. Der Kon»
^ulatskanzler warnt lauter: Die amtliche Telegraphenagentur,
Hie sonst immer nur die wichtigsten serbischen Preßstimmen wieder»
gebe, verbreite jetzt das Geschimpf des kleinsten Hetzblattes, um
das Keiner sich kümmere und gegen das die belgrader Regirung
tein Bändigungmittel habe. Man wolle das Oesterreichergefühl
aufreizen, ewe dem Kriege günstige Stimmung vorbereiten und
von Serbien fordern, daß esderSchutzmannseinesgroßenNach»
bars werde. Gewiß schaukelt Uebereiser sich im Papageienring.
'Niemand will Krieg. Oesterreich» Ungarn ist froh, wenn es die

Last der Mobilisirung, die seit der Annexion kaum je ganz rück»
gängig ward, endlich abschütteln kann. Dem Besehl, die strate»
gischen Stellungen in Albanien zu räumen, haben die Serben inv
November 1913 gehorcht. Das Verhältniß zu Peters Staat ist
nicht so schlecht, daß nur Eisen es heilen könnte. Mit kaufmän»
nischer Nüchternheit wird über das Recht auf die makedonischen
Bahnen verhandelt. Am vierzehnten August soll eine neue Skup»
tschina gewählt werden. Vielleichtzermalmt der Block, zu dem die
Sprudeljugend sich den Liberalen und Fortschrittsmännern ver-
eint hat, die Altradikalen und erschlägt deren Ausschuß, das
Ministerium Paschitsch. Der orgamsirt im Timok-Bezirk den
Wahlfeldzug. Zu seinem Vertreter, dem Finanzminister Patschu,
trägt Oesterreichs Gesandter Freiherr von Giesl das Ultimatum.
„Wien, am zwelundzwanzigsten Juli 1914.
Euer tzochwohlgeboren wollen die nachfolgende Note am
Donnerstag, den dreiundzwanzigsten Juli, nachmittags, der Kö-
niglichen Regirung überreichen:
Am einunddreißigsten März 1909 hat der Königlich Ser»
bische Gesandte am wiener tzof im Auftrag feiner Regirung der
K. und K. Regirung folgende Erklärung abgegeben:
.Serbien anerkennt, daß es durch die in Bosnien geschaffene
Thatsache in seinen Rechten nicht berührt wurde und daß es sich
jDem gemäß den Entschließungen anpassen wird, welche die Mächte
in Bezug auf den Artikel 25 des Berliner Vertrages treffen wer°
den. Indem Serbien den Rathschlägen der Großmächte Folge
leistet, verpflichtet es sich, die Haltung des Protestes und des
Widerstandes, die es hinsichtlich der Annexion seit dem vergange-
nen Oktober eingenommen hat, aufzugeben, und es verpflichtet sich
ferner, die Richtung seiner gegenwärtigen Politik g.Henüber Oester-
reich zu ändern und künftighin mit diesem Reich auf dem Fuß
freundnachbarlicher Beziehungen zu leben.'
Die Geschichte der letzten Jahre nun und insbesondere die
schmerzlichen Ereignisse des achtundzwanzigsten Juni haben das
Vorhandensein einer subversiven Bewegung in Serbien erwie»
sen, deren Ziel ist, von der österreichisch-ungarischen Monarchie
gewisse Theile ihres Gebietes loszutrennen. Diese Bewegung,
die unter den Augen der serbischen Regirung entstand, hat inder
Folge jenseits des Gebietes des Königreiches durch Akte des

Terrorismus, durch eineReihe von Attentaten und durchMorde
Ausdruck gefunden.
W^it entfernt, die in der Erklärung vom einunddreißigsten
März 1909 enthaltenen formellen Verpflichtungen zu erfüllen,,
hat die Königlich Serbische Regirung nichts gethan, um diese
Bewegungzuunterdrücken. Sieduldetedasverbrecherische Trei»
den der verschiedenen gegen die Monarchie gerichteten Vereine
und Vereinigungen, die zügellose Sprache der Presse, die Ver-
herrlichung der Urheber von Attentaten, die Theilnahme von Offi-
zieren und Beamten an subversiven Umtrieben, sie duldete eine
ungesunde Propaganda im öffentlichen Unterricht und duldete
schließlich alle Manifestationen, welche die serbische Bevölkerung^
zum Haß gegen die Monarchie und zur Verachtung ihrer Einrich-
tungen verleiten konnten. Diese Duldung, der sich die Königlich
Serbische Regirung schuldig machte, hat noch in jenem Moment
angedauert, in dem die Ereignisse des achtundzwanzigsten Juni
der ganzen Welt die grauenhaften Folgen solcher Duldung zeig«
ten. Es erhellt aus den Aussagen und Geständnissenderverbre»
cherischen Urheber des Attentates, daß der Mord von Sarajewo
in Belgrad ausgeheckt wurde, daß die Mörder die Waffen und
Bomben, mit denen sie ausgestattet waren, von serbischen Offizic»
ren und Beamten erhielten, dieder,NarodnaOdbrana'angehör»
ten, und daßschließlichdieBesörderungderVerbrecher und deren
Waffen nach Bosnien von leitenden serbischen Grenzorganen
veranstaltet und durchgeführt wurde.
Die angeführten Ergebnisse der Untersuchung gestatten der
K. und K. Regirung nicht, noch länger die Haltung zuwartender
Langmuth zu beobachten, die sie durch Jahre jenen Treibereien
gegenüber eingenommen hatte, die ihren Mittelpunkt in Belgrad
haben und von da auf die Gebiete der Monarchie übertragen
werden. Diese Ergebnisse legen der K. und K. Regirung vielmehr
die Pflicht auf, Umtrieben ein Ende zu bereiten, die eine ständige
Bedrohung für die Ruhe der Monarchie bilden.
Um diesen Zweck zu erreichen, sieht sich die K. und K. Regl»
rung gezwungen, von der serbischen Regirung eine offizielle Ver»
sicherung zu verlangen, daß sie die gegen Oesterreich-Ungarn ge»
richete Propaganda verurtheilt(Das heißt: die Gesammtheit der
Bestrebungen, deren Endziel es ist, von der Monarchie Gebiete

loszulösen, die ihr angehören), und daß sie sich verpflichtet, diese verbrecherische und terroristische Propaganda mit allen Mitteln zu unterdrücken.

Um diesen Verpflichtungen einen feierlichen Charakter zu geben,wird die Königlich Serbische Regirung auf der ersten Seite ihres offiziellen Organs vom sechsundzwanzigsten Juli nachfol» gende Erklärung ve> öffentlichen:

,Me Königlich Serbische Regirung verurtheilt die gegen, Oesterreich-Ungarn gerichtete Propaganda (Das heißt: die Ge» sammtheit der Bestrebungen, deren letztes Ziel ist, von der österreichisch-ungarischen Monarchie Gebiete loszutrennen, die ihr angehören) und sie bedauert aufrichtig die grauenhaften, Folgen dieser verbrecherischen Handlungen. Die Königlich Serbische Regirung bedauert, daß serbische Offiziere und Beamte an solcher Propaganda theilgenonnnen und damit die freundnachbarlichen Beziehungen gefährdet haben, die zu Pflegen sich die Königliche Regirung durch ihre Erklärung vom einunddreißigsten März 1909 feierlich verpflichtet hatte. Die Königliche Regirung, dKe jeden Gedanken oder jeden Persuch einer Einmischung in die Geschicke der Bewohner was immer für eines Zheiles Oesterreich-Ungarns mißbilligt und zurückweist, erachtet für ihre Pflicht, die Offiziere, Beamten und die gesammte Bevölkerung des Königreiches ganz ausdrücklich aufmerksam zu machen, daß sie künstig mit äußerster Strenge gegen die Personen vorgehen wird, die sich derartiger Handlungen schuldig machen sollten, Handlungen,, denen vorzubeugen und die zu unterdrücken sie alle Anstrengungen machen wird/

Diese Erklärung wird gleichzeitig zur Kenntniß der königlichen Armee durch einen Tagesbefehl Seiner Majestät desKö» nigs gebracht und in dem offiziellen Organe derArmee verösfent» licht werden.

Die Königlich Serbische Regirung verpflichtet sich überdies:

1. Jede Publikation zu unterdrücken, die zum Haß und zur VerachtungderMonarchie aufreizt undderenallgemeineTendenz gegen die territoriale Integrität der Monarchie gerichtet ist.
2. Sofort mit der Auflösung des Vereines .Narodna Od» brana' vorzugehen, dessen gesammte Propagandamlttel zu kon» fisziren und in der selben Weise gegen die anderen Vereine und Vereinigungen in Serbien einzuschreiten, die sich mit der Propa» ganda gegen Oesterreich-Nngarn beschäftigen; die Königliche Re» girung wird dienöthigenMaßregelntreffen,damitdieaufgelösten

Vereine nicht etwa ihre Thätigkeit unter anderem Namen oder in
anderer Form fortsetzen.
3. Ohne Verzug aus dem öffentlichen Unterricht in Serbien,
l'owohl was den Lehrkörper als auch dieLehrmittel betrifft, Alles
zu beseitigen,was dazu dientoder dienenkönnte, diePropaganda
gegen Oesterreich»Ungarn zu nähren.
Ä. Aus dem Militärdienst und der Verwaltung im Allge-
meinen alle Offiziere und Beamten zu entfernen, die der Propa»
ganda gegen Oesterreich» Ungarn schuldig sind und deren Namen,
unterMittheilung des gegen sie vorliegenden Materials, der Kö-
niglichen Regirung bekanntzugeben sich die K. und K. Regirung
sorbehält.
5. Einzuwilligen, daß in SerbienOrgane der K. undK.Re-
girung bei der Unterdrückung der gegen die territoriale Integri»
tat der Monarchie gerichteten subversiven Bewegung mitwirken.
6. Eine gerichtliche Untersuchung gegen jene Theilnehmer
des Komplots vom achtundzwanzigflen Juni einzuleiten, die sich
auf serbischem Territorium befinden; von der K. und K. Regirung
hierzu delegirte Organe werden an den bezüglichen Erhebungen
theilnehmen.
7. Mit aller Beschleunigung die Verhaftung des Majors
Woija Tankositsch und eines gewissen Milan Ciganowitsch, ser»
vischen Staatsbeamten, vorzunehmen, welche durch die Ergeb»
nisse der Untersuchung kompromittirt sind.
8. Durch wirksamc MaßnahmendieTH eilnahme der serbischen
Behörden an dem Einschmuggeln von Waffen und Explostvkör»
pern über die Grenze zu verhindern; jene Organe des Grenz»
dienstes von Schabaz und Loznica, die den Urhebern des Ver»
brechens von Sarajewo beidemUebertrittüberdieGrenzebehilf-
lich waren, aus dem Dienst zu entlassen und streng zu bestrafen.
9. Der K. und K. Regirung Aufklärungen zu geben über die
nicht zu rechtfertigenden Aeußerungen hoher serbischer Funktio»
näre in Serbien und im Ausland, die, ihrer offiziellen Stellung un-
geachtet, nicht gezögert haben, sich nach dem Attentat in Interviews
in feindlicher Weise gegen Oesterreich-Ungarn auszusprechen.
10. Die K. und K. Regirung ohne Verzug von der Durch»
führung der in den vorigen Punkten zusammengefaßten Maß»
nahmen zu verständigen.

Die K. und K. Regirung erwartet die Antwort der König»
lichen Regirung spätestens bis Samstag, den fünfundzwanzig»
sten dieses Monats, um sechs Uhr nachmittags."
Noch ahnt die sommerlich leere Hauptstadt, ahnt das Land
nicht, was geschehen ist. Die meisten Politiker reisen abends indie
zu bearbeitenden Wahlkreise ab und sprechen auf dem Bahnhof
mehr von Hoffnung undFurcht derParteien als von Oesterreich»
Ungarns Note. Daß sie angelangt sei,wirdgemunkelt;denInhalt
kennen nur die Minister. Am nächsten Morgen wird in der
„Stampa" der Wortlaut veröffentlicht. Die Ruhe der letzten
Wochen war also doch die unheimliche Stille vor dem Gewitter»
stürm; »ein Schweigen in den Lüften, die Winde sprachlos und
der Erdball drunter starr wie der Tod, bis jäh durch Stumm»
heit oröhntdergrauseDonner." Erst am vierundzwanzigsten Juli-
mittag kann der Ministerpräsident wieder in Belgrad sein: und
neunundzwanzig Stunden danach läuft diezurAntwort gelassene
Frist ab. Wird Alles angenommen? So tief, heißts, darf ein
Staat, der noch ferner in Selbstachtung wohnen will, sich niemals
einiedern. Hastig sirömts aus den Badeörtchen in die Gluth der
Hauptstadt zurück. Vor dem Ministerium des Auswärtigen staut
sich die Menge; und jauchzt dem Kronprinzen Alezander zu, der
den kranken König vertritt. Stunden lang sitzt er im Kronrath.
Niemand erfährt, ob schon ein Beschluß gefaßt worden sei. Von
wo ist Hilfe zu hoffen? England, dessen Foreign Office stets für
die Bulgaren war und das serbische Sehnen nach Bosnien, der
Herzegowina, dem Sandschak und Makedonien als »Illusion"
(Hardinges Wort zu dem Minister Milowanowitsch) höhnte, wird
nichts thun. Und der Gesandte Hartwig, der, vielleicht, das schwer»
fällige Rußland in raschen Entschluß zu drängen vermocht bätte,
ist tot. Auch die Nacht scheucht den Schwärm nicht ins Bett. Der
Prinz» Regent, wird getuschelt, hat an den Zaren telegraphirt.
Dessen Antwort bringt erst der späte Vormittag; nach dem Rath
zu würdiger Mäßigung einen Hoffnungstrahl. EinpaarMinuten
vorSechs gehtHerrPaschitsch selbst zu dem Freiherrn von Giesl.
Zwei höfliche Sätze, zwei Verbeugungen blasser Männer. Sechs»
mal schlägt die Uhr. Fortunens Kugel rollt thalwärts. Die Ant»
Wortnote Serbiens liegt auf dem Schreibtisch des Gesandten.
»Die Königlich Serbische Regirung hat das Schreiben der

Kaiserlichen undKöniglichenRegirung vomDreiundzwanzigsten
Dieses Monats empfangen und ist überzeugt, daß ihre Antwort
ZedesMißverständniß beseitigen wird, durch das die guten nach»
barlichenBeziehungen der austro»ungarischen Monarchiezudem
Königreich Serbien gestört werden könnten. Sie darf mit vollem
Bewußtsein sagen, daß diePrc teste, die aus derTribüne des ser»
bischen Volksparlamentes, in Rede und Handlung verantwort»
licher Staatsmänner zu Ausdruck gekommen sind, bis, am letzten
Märztag des Jahres 1909, die serbische Regirung ihnen einEnde
machte, sich niemals gegen die große Nachbarmonarchie wieder»
holt haben. Seit diesem Tag ist weder von einer derRegirungen,
die einander folgten, noch von einem ihrer Organe je wieder ein
Versuch zur Aenderung des in Bosnien und der Herzegowina
geschaffenen politischen und rechtlichen Zustandes gemacht wor»
den. Wir können auch darauf hinweisen, daß uns nach dieserRich»
tung nur in einem Fall von der K. und K. Regirung eine Be»
schwerde zugegangen ist, die (es handelte sich um ein Schulbuch)
in durchaus befriedigenderWeise von uns erledigt wurde.Wäh-
rend der Balkankrifis hat Serbien ost seinenWillen zu vernünftg
friedlicher Politik erwiesen; nur dieser Politik und den Opfern,
die Serbien ihr brachte, war die Erhaltung des Europäerfriedens
zu danken. Für Demonstrationen und Reden Privater, für Preß»
artikel und Vereinsäußerungen, die in fast allenLändern alltög»
lich und meist der Slaatsauffícht entzogen stnd, kann die serbische
Regirung umso weniger verantwortlich gemacht werden, als sie,
so oft eine zwischen Oesterreich» Ungarn und Serbien schwebende
Frage zubeantwortenwar,demNachbar weit entgegengekommen
^st und dadurch in den meisten Fällen eine dem Fortschritt beider
Staaten nützliche Erledigung ermöglicht hat. Durch dieBehaup»
tung, daß Staatsbürger des Königreiches Serbien zu der Vor»
bereitung des Attentates von Sarajewo mitgewirkt haben, ist des»
halb die Königliche Regirung schmerzhaft überrascht worden. Sie
erwartete die Einladung zur Mitarbeit an der Prüfung aller mit
diesem Verbrechen zusammenhängenden Umstände und war, um
ihre Lauterkeit durch die That zu erweisen, zum Einschreiten gegen
alle irgendwie verdächtigen Personen bereit. Sie erfüllt auch jetzt
den Wunsch der K. und K. Regirung und ist entschlc ssen, jeden
serbischen Staatsbürger, welcher Klasse, welchem Rang er auch

ingehöre, für dessen Mitschuld an dem Attentat von Serajewo»
.hrB^weise geliefert werden, vor denRichter zu stellen. Sie wird
im sechsundzwanzigsten Juli auf der ersten Snte des Skaals»
anzelgers veröffentlichen, was t^ier fo'gt:
,Me Königlich Serbische Regirung verurtheilt jede gegew
Oesterreich-Ungarn gerichtete Propaganda (Das heißt: die Ge-
sammtheit der Bestrebungen, deren letztes Ziel ist, von der öfter»
reichisch-ungarischen Monarchie Gebiete loszutrennen, die ihr
angehören) nnd sie bedauert aufrichtig die grauenhaften Folgen
dieser verbrecherischen Handlungen. Sie bedauert, daß serbische
Offiziere nnd Beamte an solcher Propaganda theilgenommen und
damit die frenndnachbarlichen Beziehungen gefährdet haben, die
zu Pflegen die Königliche Regirung sich durch ihre Erklärung^
vom einunddreißigsten März 1909 feierlich verpflichtet hatte. Die
Königliche Regirung, die jeden Gedanken oder jeden Versuch einer
Einmischung in die Geschicke der Bewohner was immer für einest
Theiles Oesterreich-Ungarns mißbilligt und zurückweist, erachtcd
für ihre Pflicht, die Offiziere, Beamten und die gesammte Bevöl-
kerung des Königreiches ganz ausdrücklich aufmerksam zu machen^
daß sie künftig mit äußerster Strenge gegen die Personen vorgehen
wird, die sich solcher Handlungen schuldig machen sollten, Hand--
lnng,en, denen vorzubeugen und die zu unterdrücken sie alle An-
strengungen machen wird/
Ein imNamen des Königs vomKrorprinzen Alexander zu
erlassender Tagesbefehl wird demtz er diese Erklärung übermit»
ieln; außerdem wird die nächste Nummer des Amtlichen Armee»
blattes sie verösfentlichen.
Ferner verpf ichtet sich die Königliche Regirung:
1. Von der Skupschtina, sobald sie zu ordentlicher Tagung
oersammelt ist, die Aufnahme einer Vorschrift zu fordern, nach
der das Preßgesetz die Aufreizung zu tzatz und Verachtung der
austro»ungarischen Monarchie und jede Veröffentlichung, deren
Ziel die Antastung des austco»ungarischen Landbesitzstandes ist,
mit den strengsten Strafen zu ahnden hat. Die nahe Verfassung»
reviston wird ihr dieMöglichkeit geben,den zweiundzwanzigsten
Verfassungartikel so zu ändern, daszArlikel und Schriften der an»
ge deute ten Art in Beschlag genommen werd en können. Das ist jetzt,
nach demunzweideutigen Wortlaut diesesVerfassungartikels, un-
möglich. DIeRegirungverpflichtet sich, diesen Zustand zu ändern.
2. Sie hat keinen Beweis (und auch die Note derK. undK.
Regirung liefert ihr keinen) dafür, daß der Verein,Narodna

Odbrana', ihm ähnliche Vereine oder ihnen zugehörige Personen
irgendwelcher verbrecherischen Handlungen der erwähnten Art
schuldig geworden seien. Dennoch erfüllt sie den Wunsch der K.
und K. Regirung: sie wird diesen Verein und jeden, der sich gegen
Oesterreich-Ungarn wendet, auflösen.
3. Sie verpflichtet sich, aus dem öffentlichen UnterrichtSer»
biens ohne Säumen Alles zu entfernen, was der Propaganda
gegen Oesterreich» Ungarn dient oder sie irgendwie nährenkönntez
sie erwartet, daß die K.undK.Reglrung ihr das Bestehen solcher
Propaganda erweisen werde.
4. Sie will alle Offiziere und Beamten, denen die gerichtliche
Untersuchung feindsäliges Handeln gegen den austro» ungarischen
Landbsttzstand nachgewiesen hat, zunächst mindestens aus dem
Staatsdienst entlassen; und erwartet, daß die K. und K. Regirung.
ihr bald die Namen solcher Offiziere und Beamten nebst den auf
ihnen lastendenAnschuldigungeN mittheile, damit das Verfahren
eröffnet werden könne.
5. Sie muß gestehen, daß ihr Sinn und Tragweite der For«
derung nicht ganz klar ist, die sie verpflichten soll, auf Serbiens
Boden die Mitarbeit von Organen der K. und K. Regirung zu
gestatten; sie erklärt sich aber zur Duldung jeder Arbeitgemein»
schaft bereit, die mit den Grundsätzen des Völkerrechtes, mit der
Strafprozeßordnung und mit einem gutenNachbarverhältniß in
Einklang ist.
6. Sie fühlt sich vom natürlichsten Pflich<gefüKlzur Eröffnung,
des Verfahrens gegen alle in ihrem Staatsgebiet lebenden Per-
sonen gedrän gt, die zu der Verschwörung vom achtundzwanzigsten
Juni mitgewirkt haben oder solcher Mitwirkung verdächtig sind.
Daß in diesem Verfahren Agenten der K. und K. Regirung mit»
arbeiten.kanndieKöniglicheRegirung nicht zulassen, weil sie sonst
dieVerfassungunddieStrafprozeßordnung verletzen würde.Doch
könnten in bestimmten Fällen die Ergebnisse der schwebenden
Untersuchung den austro-ungarischen Organen angezeigt werden..
7. Sic hat sogleich nach der Zustellung der Note, noch am selben
Abend, die Verhaftung des Majors Woija Tankosi sch befohlen.
Milan Ciganowitsch gehört dem Staatsverband der austro»un»
garischenMonarchie an. Bis zum achtundzwanzigsten Juni stand
er alsAspirant im Dienst der Eisenbahndirektion. Wo er sich jetzti

aufhält,war noch nicht zu ermitteln.DieK.undK.Regirung wird
ersucht, so schnell wie möglich, zum Zweck weiterer Ermittelung,
die Verdachtsgründe und die von der Untersuchunginstanz in
Sarajewo bisher gefundenen Schuldbeweise in der üblichen
Form mitzutheilen.
8. Sie wird die giltigen Vorschriften gegen den Grenzschmug»
gel mitWaffen und Sprengstoffen verschärfen underweitern.Sie
wird, natürlich, sofo steine Untersuchung eröffnen, um festzustellen,
obGrenzbeamte auf der Strecke Schabaz- Lozn cadurchBegünsti»
gung der Urheber des Verbrechens von Sarajewo pflichtwidrig
gehandelt haben. Solche Beamte würden streng bestraft werden.
9. Sie ist gern bereit, über das auf serbischem Boden und im
Ausland von Beamten in Interviews nach dem Attentat Gesagte
(das, nach der Angabe der K. u. K. Regirung, der austro-unga»
rischen Monarchie feindsälig war) Auskunft zu geben, sobald
die K. und K. Regirung ihr solche Redewendungen angegeben
und alsAeußerungen serbischer Beamten erwiesen hat. Sie wird
sich auch selbst um die Sammlung solcher Beweise und Ueber°»
führungmittel bemühen.
10. Sie wird, so weit es noch nicht in dieser Note geschehen
ist, der K. und K.Regirung dieAusführung alles hierZugesagten
unmittelbar nach dem Beschluß und der Beifügung anzeigen.
Sollte dieKund K.Regirung von dieserAnlwort ncchnicht
befriedigt sein, so ist die Königlich Serbische Regirung, die im ge»
meinsamen Interesse beiderReiche gegen eine überhastete Erledi»
gung der Sache ist, zu friedlicher Verständigung, wie immer, be.
reit. Die Beantwortung der schwebenden Fragen könnte dann
entweder dem Internalioralen Gerichtshof im Haaz oder den
Großmächten übertragen werden, die an unserer Erklärung vom
einunddreißigsten März 1909 miigearbeiiet haben."
IchhabedieösterreichischeNotenachdemWortlautdesRoth-
buches abgedruckt, die Serbiens aus dem französischen Urtext
übersetzt. In der sechsten Stunde, in der sie überreicht wurde, war,
für alle Fälle, das Heer mobilistrt worden. Schon drei Stunden
zuvor, meldetFreiherr von Glesl ausSemlin, sei derBefehl ins
Land gegangen; und fügt hinzu: »Ich habe in Folgeungenügender
Antwort der Königlich Serbischen Regirung auf unsere Forde»
rungen die diplomatischen Beziehungen zu Serbien für abge»

brachen erklärt und mit Personal der Gesandtschaft Belgrad der»
lassen. "Da läuten von allen Kirchthürmen die Glocken. AllePar»
.eien versöhnen, dieFeinde von gestern verbrüdernflch. Im klein»
stenDorf schwörtIeder, daß Serbien schuldlos überfallen worden
-sei und mit dem sarajewoer Mord nicht dtemindeste Gemeinschaft
gehabt habe. »Was konnte er uns denn nützen? Die Frau des
Thronfolgers liebte die Slawen und er traute den Magyaren,
unferen tzauptfeinden, nicht über den Weg. Daß Handgranaten
aus dem kragujewacer Depot vei wandt wurden, beweist nichts:
denn Hunderte haben aus den Balkankriegen solche Granaten als
^Andenken heimgebracht. Wir brauchten nur Ruhe, um das er»
tampfteLand zuverdauen.tzatPaschitsch unsnochnicht tiefgenug
Hedemüthigt? Was er heute nicht schluckte, aber auch nicht aus»
Ipie, ist Kleinigkeit und kann nicht Kriegsvorwand sein." So
Ichwirrts durcheinander, während die rüstige Mannheit zu den
Fahnen eilt und die Weiber schluchzen, weil sie nun wieder allein
Hausen müssen. Das geht schon ins dritte Jahr. Die Alten ver»
Ichleitzen Trostpülverchen. Diesmal wird nicht Krieg. Ist ja nur
Schreckschuß.NachwenigenTagenistderMilosch,Peter,Wladan
wieder daheim. Kaiser Franz Joseph ist ein gütiger Herr. Ruh-
land verläßt uns nicht. Seid hübsch geduldig; Frauenvolk!
An dem selben fünfundzwanzigsten Iulitag läßt Minister»
Präsident Paschitsch an alle serbischen Gesandtschaften telegra-
phiren: „DenVertretern der uns befreundeten Staaten habe ich
den Grundriß unserer Antwort vorgelegt und gesagt, daß sie durch»
<ms versöhnlich sein werde.Die serbische Regirung wirdalleFor»
derungen Oesterreich»Angarns, die überhaupt annehmbar sind,
annehmen und ist gewiß, daß die austro-ungarischeRegirung die
ihr gewährte vollkommene Genugthuung anerkennen wird; wenn
sie nicht etwa unterallenllmständen Krieg führen will."DerVor»
«otizfolgt schnell derWortlaut; undnachtsdieKundevomBruch.
Am Sechsundzwanzigsten schreibtMinisterGraf Berchtold
an die Botschafter Oesterreich-Ungarns: «Wir haben, nachdem
Serbien die von uns aufgestellten Forderungen abgelehnt hat,
die diplomatischen Beziehungen zu diesem Lande abgebrochen.
Ich ersuche Euer Excellenz nun, sich sofort zu dem Herrn Minister
des Aeußeren oder dessen Stellvertreter zu begeben und sich ihm
gegenüber beiläufig in folgender Weise auszusprechen. ‚Die Kö»

niglich Serbische Regirung hat abgelehnt, die Forderungen,
welche wir zur Sicherung unserervonihrbedrohten vitalsten Inter-
essen an sie stellen mußten, zu erfüllen; womit sie bekundet hat, daß
sie ihre subversiven,^ auf die stete Beunruhigung einiger unserer
Grenzgebiete und ihre schließliche Lostrennung aus dem Gefüge
derMonarchiegerichtetenBestrebungen aufzugeben nichtWillens
sei. Zu unserem Bedauernund sehr gegen unseren Willen sind wir
dadurch in die Nothwendigkeit versetzt worden, Serbien durch die
schärfsten Mittel zu einer grundsätzlichen Aenderung seiner bis-
herigen feindsäligen Haltung zu zwingen/"
Auf den zweiten Hilferu f des Krön Prinzen un d Regenten Alex-
ander antwortet, laut nun, am siebenundzwanzigsten Juli der Kai-
servonRußland:,AlsEureKöniglicheHoheit sich in einer beson-
ders schweren Stunde an mich wandten, haben Sie die Empfin»
dung, die ich für Sie hege, eben so richtig wie mein herzliches Mit-
gefühl mit dem serbischen Volk erkannt. Ich betrachte die Lage
mit ernstester Aufmerksamkeit und meine Regirung müht sich mit
aller Kraft um den Ausgleich der entstandenen Schwierigkeiten.
Ich zweifle nicht, daß Eure Königliche Hoheit und die Königliche
Regirung uns diese Aufgabe erleichtern und nichts versäumen,
werden, was, unter Wahrung der Würde Serbiens, eine fried-
liche Lösung sichern und den Schrecken neuen Krieges vorbeuge«
kann. So lange auch nur die allergeringste Hoffnung bleibt, blu»
tigen Austrag zu vermeiden, mutz all unser Mühen diesem Ziel
zustreben. Können wirs, trotz unserem tief aufrichtigen Wunsch,
nicht erreichen, dann darf Eure Königliche Hoheit gewiß sein, daß,
Rußland in keinem Fall das Schicksal Serbiens als ihm gleich»
giltig betrachten wird. Nikolai.'
Am letzten Iulitag erklärt sich, zum ersten Mal, die wiener
Regirung bereit, über ihr an Serbien gerichtetes Ultimatum mit
Rußland zu verhandeln. Graf Berchtold telegraphirt an dieBot-
schafterOesterreich»Ungarns: «Die der Situation entsprechenden
Pourparlers zwischen dem wiener und dem Petersburger Kabi-
net, von denen wir uns eine allseitige Beruhigung versprechen,
nehmen ihren Fortgang." Aus Petersburg meldet ihm Bot»
schafter Graf Szapary: „Bei meinem heutigen Besuch legte ich
Herrn Sasonow dar, daß ich Instruktionen erhalten hätte. Ich
müsse aber vorausschicken,die augenblickliche, durch die russische

allgemeine Mobiliflrung in Wien geschaffene Lage sei mir gänz-
lich unbekannt, so daß ich von dieser bei Verdolmetschung meiner
noch vorher abgegangenen Weisungen vollkommen absehen müsse.
Ich sagte, daß die beiden Weisungen Eurer Excellenz von dem
Mißverstöndniß handeln, als ob wir weitere Verhandlungen mit
Rußland abgelehnt hätten. Dies sei, wie ich ihn schon ohne Auf»
trag versichert hätte, ein Irrthum. Eure Excellenz seien nicht nur
gern bereit, mitRußland auf breitester Basis zu verhandeln, son»
Kern auch speziell geneigt, unseren Notentext einer Besprechung
zu unterziehen, so weit es sich um dessen Interpretation handle.
Ich betonte, wie sehr die Instruktionen Eurer Excellenz an mich
einen weiteren Beweis guten Willens böten. Ich könne nur
hoffen, daß uns der Gang der Ereignisse nicht fchon zu weit ge»
führt habe. Jedenfalls hätte ich für meine Pflicht gehalten, im
gegenwärtigen hochernsten Augenblick den guten Willen der K.
und K. Regirung nochmals zu dokumentiren. Herr Sasonow er»
widerte, er nehme von diesem Beweis guten Willens mit Be»
friedigungAkt; dochmöchte er auch aufmerksam machen, daß ihm
Unterhandlungen in Petersburg aus nahliegenden Gründen
weniger Erfolg versprechend erschienen als solche auf dem neu»
tralen londoner Terrain. Ich erwiderte, Eure Excellenz gingen,
wie ich schon dargelegt hätte, vom Gesichtspunkt einer direkten
Fühlungnahme in Petersburg aus, so daß ich nicht in der Lage
sei, zu seiner Anregung bezüglich Londons Stellung zu nehmen;
doch würde ich Euer Excellenz hiervon Meldung erstatten."
AmTag zuvor hat die Regirung derFranzösischenRepublik
pünktliche Erfüllung der Bündnißpflicht zugesagt; aber auch ge»
lobt, alles zur Friedenswahrung Erdenkliche zu thun, und die
Russen beschworen, Alles zu meiden, was »dem Deutschen Reich
einen Vorwand zur Mobilmachung liefern könnte". Herr Saso»
now antwortete: .Ich gebe bis in die letzte Minute dieVerhand»
lung nicht auf." Doch Petersburg glaubt, daß ihm Berlin, Berlin,
daß ihm Petersburg in der Vorbereitung des Kriegszustandes
voraus sei. Botschafter Swerbejew meldet die deutsche Mobil»
machung;und widerruft gleich danach die Meldung, die aus dem
Irrthum eines Extrablattes kam. Die Nachricht, daß in den Früh-
stunden des dreißigstenIulitages Belgrad von den Oesterrelchern
beschossen worden sei, erregt in Rußland die Gemüther. Aus Wien
10»

aber telegraphirt Botschafter Schebeko, daß sein Gedankenaus»
tausch mit demBallhausplatz, trotz derMobilmachung.fortdaure;
Graf Berchtold sei durch die russische Vorbereitung gegen Deutsch»
land unruhig gewordenund versichere,daßOesterreich°Ungarnsich
bisher auf die Rückberufung der Mannschaft von denManöver-
seldern und der beurlaubten Offiziere beschränkt habe. In der
Mitternachtstunde bringt der Deutsche Botschafter Herrn Saso»
now die Note, die binnen zwölf Stunden den Beginn derDemo»
bilisirung an den Grenzen Deutschlands und Oesterreich-Ungarns
fordert; und, da er keine Antwort erhielt, am ersten Augustabend,
zehn Minuten vor Sieben, die Kriegserklärung. In deren Be»
gründung wird noch betont, daß der Deutsche Kaiser in Eintracht
mit England sich um die Vermittelung zwischen Wien und Peters»
bürg bemüht habe. Drei Tage danach erwähnt derReichskanzler
in seiner Denkschrift drei «englisch»deutsche Vermlttelungvor»
schlage«; erwähnt, daß Britaniens Diplomatie das Vermittler»
mühen Deutschlands unterstützt, «Schulter an Schulter mit ihm
unausgesetzt an der Vermittelungaktion fortgearbeitet habe*.
Während diese freundlichen Sätze gelesen werden, fordertimAus-
wärtigen Amt Botschafter Goschen für sich und seine Gehilfen die
Pässe.weil die KaiserlicheRegirung verweigert hat, die deutschen
Truppen, die morgens die belgische Grenze überschritten haben,
zurückzuziehen. Auch ihn erinnert, beim Abschied, der Kanzler an
die Thatsache, daß Großbritanien fast bis in die letzte Stunde in
Gemeinschaft mit Deutschland sich für die Erhaltung des Friedens
eingesetzt habe. In demBedauern, daß zwischen zweiGroßmäch-
ten, deren Verkehr gerade jetzt freundschaftlicher geworden sei,
als er seitIahren war, morgenKrieg sein solle, isttzerrvonBeth»
mann mit Sir Edward Goschen einig; wie, vierzehnTage zuvor,
Sir Edward Grey mit demBotschafterFürstenLichnowsky in Ab-
scheu vor jedem Krieg zwischen Großmächten, gar vor einem um
Serbiens willen entbrennenden «vkolekeartecily» einig gewesen
war. Zu spät. Das Deutsche Reich ist gegen Rußland, Frankreich,
England in Krieg. Oesterreich »Ungarn kündet ihn am sechsten
August der Russenregirung an. Botschafter Dumaine bleibt bis
zum zwölften, Botschafter Sir Maurice deBunsen bis zum vier-
zehnten August in Wien. DieVertreter beider Westmächte haben
Kriegserklärungen in Kaunitzens Haus getragen, nicht aus ihm

empfangen. Noch unter dem selben Mondfolgt Japan. Ueberdie
fünfFestländerder Menschenwelt hin leckt im Herbst der Brand.
Das Hohe Lied.
An der Pforte des dritten Kriegsjahres rühmen die Mächte,
wie gut es ihnen und ihren Gefährten, wie jämmerlich schlecht
aber den Feinden gehe. »Dem Gespann, das den Wagen des
Pharao zog, vergleiche ich Dich. Goldene tzalskettlein mit Besatz
aus Silber und buntem Stein will ich Dir schenken. Wie in wil»
dem Wald ein Apfelbaum: also bist Du; Dein Schatten quickt
mich und Deine Frucht labt meinen Gaumen. Aus köstlichenZe»
dern sind die Balken unserer Häuser und die Zypresse schuf ihnen
das Getäfel. Um die Lagerstatt Salomos stehen sechzig Starke,
von Israels Stärksten, und hat Jeder ein Schwert und ist Jeder
des Krieges höchst kundig. In unseren Gärten prangt es und
duftet von Myrrhen, Granatäpfeln, Wein» und Nußblüthe, Hya-
zinthe und Aloe, Lilien und Palmen. Weh den mageren Füchs»
chen, die unseren Weinbergen Verwüstung trachten!" Wahrhaf»
tigkeit strahlt, wie Demant, von der Lippe des Freundes. Von
Trügergift aber ist die Zunge des Feindes bespeichelt und schlei»
mig, wie Krötenbrut, ihr Wortgeknäuel.
»Weil der Russe trank, sind wir von Japan besiegt worden;
nur ein Rußland, das nicht fäuft, kann die Deutschen besiegen."
Diesen Satz hat in der Gossudarstwennaja Duma ein starr Kon»
servativer, der zweite der beiden Markows, gesprochen. Japans
Sieg hatte wohl noch andere Gründe; und Deutsche werden sich
nicht in den Glauben entschließen, daß ein nüchternes Rußland
ihre Armeen besiegen könne. Merkenswerth ist immerhin, daß so
grob wahrhaftige Worte impetrograderReichstag von der rechten
Seite kommen. Er hat mit Stimmeneinheit den Gesetzentwurf an-
genommen, der Herstellung und Verkauf alkoholischerTränkever»
bietet. (Das in dem Akas des Zaren ausgesprochene Verbot gilt
nur für die Kriegsdauer.) SiebenundfünfzigAbgeordnete, die den
Entwurf in Ausschüsse begraben wollten, zogen den Antrag zu»
rück, weil ihren Wortführern Betheiligung an Großdestillationen
nachgesagt worden war. Wenn der Reichsrath, das Oberhaus,
zustimmt, wird das Russenvolk zum Verzicht auf »starkeTränke*

gezwungen sein. Das sind alle Tränke, die mehr als anderthalb
Prozent Alkohol enthalten; also nicht nur der Wodka (den der
Norddeutsche nichtmehrWutki nennen sollte) mit vierzigProzent,
sondern auch das Bier. Wer für die Industrie, für Aerzte, Apo»
theken, Lehranstalten und zurAusfuhr Spirituosen herstellen will,
bedarf staatlicher Erlaubniß. Kaukasier und Kosaken haben für den
Wein aus Rebenbeeren eine Ausnahme erwirkt. Der reiche Säu-
fer schien nicht so gefährlich wie der dürftige; und man durfte den
Weinbauern in Kaukasus, Krim, Bessarabien nicht die Einkunft
entziehen. Gegen dasVerbot, die Gewächse aus Bordeaux, Bur»
gund, der Champagne einzuführen, hätte wohl auch die Franzö»
fische Republik, amie et alliee, sich heftig gewehrt. Ein Jahr nach
dem Friedensschluß erlischt das Verbot, aus den russischen Wein»
baubezirken denTrank indieanderenReichsprovinzenzuliefern;
doch bleibt den Stadt» und Landgemeinden das Recht, denVer»
kauf zu begrenzen oder ganz zu verbieten. Schon ist freilich, nach
dem Wort des Abgeordneten Skobelew, ein »neues Uebel" ent»
standen. Wo der geliebte Wodka allzu schmerzlich entbehrt wird,
find Ersatzmittel gesucht und gefunden worden. EinpaarDutzend.
Salz, Pfeffer, Essig, Tabak, Bilsenkraut werden als Würze be»
nutzt; Malzschrot, Hopfen, Honig sollen Kraft oder Wohlschmack
geben; Eau de Cologne, tzolzsprit, Aether, Lacksud, Benzin, Ro»
sinen» und tzeidelbeerschnaps, scharse Apothekertropfen allerArt
werden gesoffen. Und in tausend Häusern und Hütten wird ‚ge»
brannt«.Der private Kleinbrenner will stchselbftdasBetäubung»
mittel schaffen.das ihm bisher die Branntweinregie lieferte; und
die leichtsinnige Brennerei der desGewerbesllnkundigenhatdie
(in Rußland immer sehr hohe) Zahl der Feuersbrünste ins Be»
ängstigende gesteigert. In allen Gegenden aber soll die gute Wir»
kung des Alkoholverbotes sichtbar sein. Das Bauerland, heißts,
das Dorf und bie Kleinstadt sind nicht wiederzuerkennen; die Men»
schen helfen und lieben einander wie rechte Brüder; Wohlstand
und Sittlichkeit haben sich beträchtlich gehoben, Diebstahl, Strol»
cherei, Unzuchtärgerniß ist selten geworden und alle Ehefrauen,
Mütter, Kinder flehen zum Himmel, er möge das Verbot erhalten.
Im Juni 1916 sollen die öffentlichen Sparkassen hundertsechzig
Millionen Rubel mehr als im Durchschnitt zuvor eingenommen
haben; solche Steigerung war noch nie. Die Navhtha»Ausbeute

soll in dem selben Monat, weil der nüchterne Arbeiter mehr leiste,
in den Bezirken Baku undSurakhanij um fünf (auf neununddrei-
Hig) Millionen Pud, in den ersten sechs Monaten dieses Jahres
inSurakhanij allein um zwölf(auf einundvierzig) Millionen Pud
Petroleum gestiegen sein. Die Nachprüfung der Zahlen ist von
Weitem jetzt nicht möglich. Die Russen rühmen sich auch einer
Ernte, die um zehn Prozent über das Mittelmaß hinausgehe;
nach ihrerAngabe ist imIahr1913 für dieFörderung vonKohle,
Petroleum, Schwefel, Kupfer, Eisenerz, Schwefelkies und Aehn»
liches im transkaspischen GebietdieErlaubnißinzwanzigtausend
Fällen erbeten, in fünfhundertfünfzig gewährt worden. All diese
Ziffern sollen erweisen, in welchem Nmfang Arbeitleistung und
Unternehmunglust seit dem Alkoholverbot zugenommen haben.
Völlig auswirken kann es sich erst, wenn für die Volksschule viel
mehr als bisher gethan wird, die Zahl der Analphabeten (noch
fast neunzig Prozent auf dem Ackerland) in ein Europas würdi»
gesVerhältniß gesunken istunddieVereine,Gesellschaften,Bünde,
die für Volksaufklärung, Gesundheit, Sittlichkeit. Nüchternheit
Jorgen wollen, von den Behörden nicht länger gehindert und ge»
peinigt werden. Schon aber ist das Beispiel, das Rußlands Heer
und Volk, mit einer noch in der Zeit des Iapanerkrieges uner»
reichbarenLeistung, bietet, zu ernster Lehre gewordenzund auch in
Westeuropa müßte der Wille zur Dämmung der Trunksucht er»
wachen.WennRußlanddieungeheurenSummen.diedasBrannt-
weinmonopolihmeintrug,entbehrenkann,vermag doch wohl auch
das Deutsche Reich ohne Saufzins zu leben... Flink, Brüder»
chen, noch mehr Rühmliches! Hier: Stuermer, Boris Wladimi»
rowitsch, der an der Sängerbrücke den armen Sasonow ablösen
mußte,hat vondemZarenAlexejMichailowitsch, dem Vater unse»
res Peter, gelernt, daß ein Slaatsdiener, der nicht die Ehre des
Herrschers, des Reiches wahre, nur Tadel verdiene, und, auch aus
dem siebenzehnten Jahrhundert, daß die Diplomatenkanzlei das
Auge sei, das, unter dem Schutz des Allmächtigen, ohne je zu
blinzeln noch einzuschlafen, über Rußland wache. Diese Wahr-
heit, spricht er, ist noch heute in Kraft. Ist bei Solchem nicht alles
Reichsgeschäft, inneres und äußeres, sicher geborgen?
Daß er des Sieges gewiß, vom Nahen endgilligen Triumphes
innig überzeugt, den Gefährten in West und Ost fester, zärtlicher

noch als je zuvor verbündet ist, pfeifen die Spatzen vom Dach.
Von jedem, daß die Häusler in ewigem Glänze sind und den Feind
in finsteren Abgrund gestoßen haben. Selbst Italiens Finanz»
minister brüstet sich in Kerngesundheit und spritzt, über die noch
immer unerlösten Weihestätten Trient und Trieft hin, eiskalten
Spott auf die Genossen von gestern, die frecher Bluff, nur bis
morgen, vor schmöhlichemNiederbruch fchütze.Von seine mFreund
aber singt Jeder ein Preislied, wie das Mägdlein aus Sulem
von ihrem: Auf Marmorsäulen der Rumpf biegsam wie eine
Libanonzeder, Elphenbein die Haut, Türkisringe die Hände z und
der Kopf aus lauterem Gold öffnetAugen, die leuchten, wie vom
Himmel das feucht blanke Schiffergestirn. AU dasGeprahlundGe-
fluch zu hören,lüstetEuch nicht. WodasKriegsgeschäft.mitSchwerr
und Goldschaufel, leidlich geht oder aus Dämmern ihmtzosfnung
aufglüht, jubeln die Rosen im Thal und auf demHügel dieReben
tzosianna.Wo derZins ausblieb, murrt, mit gelber Runzelhaut,zit-
lerndem Kinn und grau verpelzter Zunge, Aerger durchs Land 5
und derStratege wird.der Führer.wie derTürkenkopf vor derDorf-
bude, beschossen. »In jeder Schicht, sogar an jedem Tisch findet
Ihr Leute, die genau wissen, auf welchen Wegen unsere Heere vor»
rücken, wo sie lagern, welche Stellungen einnehmen müßten. Wie,
wo, wann dringt man inFeindesland?Wohin legtmanProviant
undGeräth?Befördert man sie aus der Landstraße oder zu Schiff?
Wann ist Angriff, wannRast zugebieten? DieseAllwisser haben
jedeAnlwolt am Schnürchen. Sie entwerfen den Kriegsplan und
heischen den Feldherrn, der davon abzuweichen wagte, wie einen
Frevels Schuldigen vor ihr Gericht. Weil nicht jederHeerführer
die Seelenruhe des Fabius hat, der höher als feinen Ruf den
Vortheil des Vaterlandes schätzte, kann solches Gerede leicht den
Gang der Operationen hemmen. Ich will nicht etwa behaupten,
daß derFeldherr niemals des Rathes bedürftig fei; vielmehr dünkt
mich einer, der Alles nach seinem Kopf richten will, eitel und durch»
aus nicht weise. ZuRath aber ist nurberufen, wer in einem hellen
Kopf gründliche Kenntniß der Kriegskunst, erlernter und erlebter,
birgt, den Kriegsschauplatz und den Feind aus eigenem Auge
bis ins Kleinste sah und, weil er, so zu sagen, auf dem felben
Schiffsdeck steht, auch die selbe Gefahr vor sich erblickt. Ist unter
Euch Einer, der sich fähig glaubt, für den Krieg, den ich beginnen
muß, mich mit Rath zu waffnen: er weigere dem Vaterland nicht

so nützlichen Dienst. Jeder ist mir immer willkommen; und
Schisfsiaum,Beritt,Zelt, Speise und Trank soll dem Helfer nicht
fehlen. Wer das Ding aber zu beschwerlich findet unddenKriegs»
mühen behagliches Städterleben vorzieht, Der vermesse sich nicht
in den Wunsch, vomUfer aus das Steuer zu lenken. Gesprächs-
stoff bietet die Stadt inFülle. Verschonet uns drum mit Schwatz
und ätzet dem Eifer die Lehre ein, daß im Lager nurRath frommt,
den das Lager geboren hat.- Lucius Aemilius Paulus, der
Sohn des Illyrerbezwingers, der im Kampf gegen tzannibal bei
Cannae gefallen war, sprach die Sätze, ehe er nach Makedonien
aufbrach, um das Römerheer, das unter schlechter Führung ge»
litten hat, zum Sieg über König Perseus zu führen. Den schlägt der
schonAlteknde beiPydna(nicht weit von Saloniki); fängt ihn bei
Samothrake als Schaustück für desFeldherrnTriumphzug; und
bringt so reiche Beute heim, daß den Bürgern Roms alle Steuer
fürs Erste erlassen wird. Ehe sie wieder zinst, ist die vom Hohn des
Aemiliers erwürgte Stuben» und Stammtischkritik auferstanden.
Und Paris findet sie in der Masse des Römererbes. «Castelnau
ist ein Weihwedel, auf den einStahlhelmgestülptward, Foch ein
verqualmendes Talglicht und Ioffre, seit ihm nicht mehr, wie an
der Marne, ein Gallieni hilft, kaum besser als PubliusLicinius
Crassus, mit dem tzannibal und Perseus Schindluder spielten.
Alle, roth oder himmelblau, viel zu alt. Moreau, Hoche, Bona»
parte: längst wären unsere poilus am Rhein, wenn so genialisch
kühne Jugend sie führte!" Daß auch die jüngsten Generale im
Konvent und in der Kneipe benörgelt, den stärksten Schöpferköpfen
durch die Zumuthung, sich der Vormundschaft putziger Armee»
kommissare zu beugen, Schlachttage und Sorgennächte verleidet
wurden, ist aus demGedächtniß weggetropft.Losung ringsum in
West: »Die Führung buschiger Plunder; aber wir siegen."
Von den Kämpfern, die den Völkerstrauß mitLunge undFe-
der ausfechten, wird das deutsche Heer noch immer geschmäht.
Staunet Ihr? Der ernste, auf seine Art große Flaubert, der sich
allzu oft zwar schwitzend bemühte, ein Rubens der Wortkunst zu
scheinen, doch als ein Pfadfinder, ein aus fast herzloser Gluth
mächtig gestaltendes Hirn in Europens Dichtung fortlebt, hats
vor fünfundvierzig Iahren nicht besser getrieben. An den unge»
mein begabtenFreundFeydeau, dem, seit hunderttausend Nasen
den Wildgeruch des Romanes «Fanny" gierig erschnüffelt hat»

ten, Lasterdarstellung zu einträglichem Geschäft geworden war, schrieb er aus Croisset: »Gegen dieKerle unserer Commune hege ich so wenig Haß wie gegentolle Hunde. Wie Herzkrampf empfinde ich den Einbruch der Herren Doktoren, die Wanduhren stehlen und aus Pistolen Spiegelscheiben zerschießen. Da ist mal wasNeues in der Geschichte. Mein Grimm gegen die gelehrten Herren wurzelt sotief, daßDuniemals erleben wirst, mtchmitirgendwelchem Deutschen in einem Raumezusehen.UnddaßDujetztin ihremSchand» reich bist, wurmt mich ein Bischen. Was willst Du denn dort?" Der Freund konnte antworten: „Aus Kothklümpchen ein Denk» mal fügen, an dessen Sockel ich schreiben werde: Deutschland im Jahr 1871/ Heute noch bleibt kaum andere Wahl als zwischen den Weisen Flauberts und der geistig verarmten Feydeausippe.
«In weiter Ferne wird der Herr seinBanner entrollen: und vom Erdende eilen dann, unter so hoher Lockung, die Heiden hierher. Deren ist Keiner schwach oder träg. Keiner schlummert oder schnarcht tief.Fest spanntderGurt das Kleid um ihreLenden und nie zerreißt Einem der Riemen am Schuh. Scharf ist ihr Pfeil, immer des Bogens Sehne straff gespannt, steinhart derHuf ihrer Pferde und wie Sturm geschwind das Rad ihrer Wagen. Im Gebrüll gleichen sie jungen Löwen; auch in der Raubsucht.Was ihre Tatze erhascht hat, hält sie fest in der Klammer. Als eine Meeresfluth werden sie über das Land hin brausen; und wer es danach betrachten will, merkt sogleich, daß aus Angst Finsternis; ward." IesaiasVorurtheil wurde, sieben Jahrhunderte vor dem Christus, williger dem Totfeind gerecht als jetzt einer von den civilifirien Beschreibern, Berednern hehister Menschlichkeit.
Und wie stehts bei uns? Wie ist in der nicht überrannten Heimath der Deutschen nach zwei Kriegsjahren die Stimmung? In Wesentlichem nicht anders, als sie nach sechs Krtegswochen war; in Zuversicht und in Ungeduld. Oeffne, Zweifler, das Ohr: was in die Muschel schallt, hat sie schon einmal erfüllt.
»Tag vorTag wird jetzt, leider auch öffentlich, die Frage er» örtert, welchen Theil der Erde die deutsche Menschheit nach dem Sieg umsangen, besiedeln werde. Wer freute sich nicht der männ» lichen Willenskraft, von deren Widerhall die Frage doch so keusch bebt wie von Mutterglücksahnung der Schoß des bräutlich ban» genden Mädchens? Wer stähle nicht gern sich von der Pflicht weg, andächtig imBildwerk einesTempelgewö.bes schwelgenden

Augen den fahlen Herbsttag zu zeigen? Ueber selbstgefügte Gra»
nitstufen stiege Deutschlands guter, gesunder Stolz, ein schlanker
Spätling mit rothenBacken.amLiebstenkühn in dentzimmel.den
Allerhalter zu fragen, ob ihn nicht reue, daß bei der ersten Thei»
lung der Erde dem Germanen nicht mehr, nicht Ergiebigeres zu»
gewiesen ward. ,Das wird nun, endlich, anders, Herr Gott; und
Deine Majestät wird in Ewigkeit des Wandels froh bleiben.'
DieStufen dauern. Doch die unterste näßt häßlicherNebel. Wir
gehen in schwere Zeit. Wir müssen hindurch. Und tonnens nur,
wenn uns bewußt ist, wohin wir schreiten; wenn der vomRausch
Ernüchterte den scheelen Mißmuth abwehrt, der Aufrechte an
seine Humpelkrücke wünscht. Dann straucheln wir nicht.
Großes Erl e bniß war, ist und wird währen. Ueber all unser
Hoffen, das verwegenste, hob sich die That der Volksgemeine,
der nichts Unreines mehr, nichts Unredliches anzukleben schien.
Neben den Alternden, dessen Schatz im Kriegsbrand schmolz,
dessen Lebenswerkstatt in Trümmer sank, schlich das Weiblein,
dem derNähsoldgenommen, die Wartestelle gekündigt ward: und
Beider Blicke schauten selig die Hochzeit des Vaterlandes. Nie»
mals verglimmt solche Flamme der Seele, in die ihres Leuchtens
Abglanz einst drang. Niemals kann, wo Deutsche athmen, das
Wundervergessen werden, das die Gemüthseintracht,der göttlich
oder gottlos, doch immer fromm wüthendeWille zum Opfer uns
schuf. Freude hat im deutschen Dom funkelnder Sommertage mehr
Wangen gefeuchtet als Schmerz: und überall war doch Abschied
ohne Gewißheit des Wiedersehens. Jetzt wird Herbst. Denen im
Feld zerkreischt und zerpeitscht kalter Sturm die lustige Enge der
Zeltgenossenschaft. Uns fröstelt im Festgewand. Und Pflicht
mahnt,die Nächsten, die Fernsten zu warnen: Meidet die Gaukler!
Noch ist nicht die Erde zu theilen.
Herbst; und noch Kriegsanfang. Drei starke Staaten, gestern
die mächtigsten, trachten uns Vernichtung; drei kräftige Nationen
sind ihnen verbündet; und der hellste Verstand kann nicht ahnen,
ob imMorgengrau nicht ein neuer Geselle in ihr Lager einschwen»
ken wird. Alle wissen,daßdieserKriegvomUnterlegenennichtmit
einer Provinz, einem Goldhausen bezahlt wird; daß erüber Macht
undOhnmacht,vielleichtüberSeinundNtchtseinentfcheidet.Ieder
wird kämpfen, bis ihm das letzte Röcheln die Glieder lähmt. Kei»
ner ist ganz schwach, ganz feig, ganz zum Erbarmen. Nicht Einer,

Wie Unkraut, aus seinem Heimathboden zu jäten. Die Leistung
der Wehrmannschaft und ihrer Führer erlaubt uns, ernstlich zu
hosfen, daß Frankreich und Rußland besiegt werden. Noch sind
fies nicht; noch winkt ihnen manche Möglichkeit, aus der Schick»
salswende werden kann. Und welcherDruckzwängesiezuschnellem
Friedensschluß? Wenn Rußland (dessen Heer einstweilen tief
in Galizien lagert) alle Polenbezirke verlöre, wiche es an die
Newa, Moskwa, noch weiter zurück und lüde den Ueberwinder
nach Iakutsk oder Wladiwostok. Frankreich müßte unser Millio»
nenheer Herbergen und nähren, deutsche Verwaltung dulden, auf
Rekrutirung verzichten. Sein Gold hat es über den Kanal ver»
frachtet. Seine Kolonien? Nehmt sie, wenn Ihr hingelangen
könnt! Das könnten wir erst nach Englands Entkräftung. Wie
Wärestezu erwirken?Himmelsgunst undZufaU kann helfen. Auf»
rühr in Indien. Türkeneinbruch in Suez. Feuersbrünste oder
Masfenstrikes im Vereinigten Königreich. Eine Seeschlacht, die
von derMarine nicht so viel übrig läßt, daß mit denSchiffenIa-
pans.Frankreichs undfchmächtigererFreunde etwas einer Grotz-
machtflotte Aehnliches zurechtzuflicken ist. Noch leidet Britania
nicht. Pferderennen, Cricket, Fußball: Alles wie sonst; Unbefan»
gene melden,daß Londons Antlitz sich nicht gefurcht hat. Die Schiffe
sind (sechsundfünfzig im August nur nach Amerika) pünktlich abge-
gangen und angekommen. Der englische Händler bedient einen
Theil un sererKundschaft und brüstet sich in den Wahn, siemorgen
ganz einzufangen. Fürs Erste bestimmt er den Warenpreis und
säckelt stattliche Summen ein. Er braucht nicht zudarben.Kannsich
für eine weitstchtigeAusbeuwngRußlandsrüsten.Undsperrt alle
Straßen, auf denen unsere Industrie Rohstoffe nach Deutschland
holen könnte. ‚Was wird aus Eurer unbesiegbaren Konkurrenz,
wenn dem Elektriker Kupfer, in allen Maschinenhallen Schmieröl
fehlt?Ichnennen urPröbch en aus meiner langen Liste. Ihr seid ge-
wesen!'Wir wollensein. Weder auftzimmelsgunstnoch aufZufall
harren... Noch sind wir nicht am Ziel, tzinderniß allerArt kann
sich vor das Heer thürmen. Von keinem ist es zu hemmen. Dah
ihm nichts Erlangbares fehle, sei unsere Sorge. Nicht die einzige.
Wir werden mehr nacktes Elend und Siechennoth sehen als sonst
in Iahren. Trotz aller Barmherzigkeit und jedes Einzelnen freu»
digem Helferwillen. Schicket Euch früh deshalb in die schwere
Zeit. Schnappet nicht vorjedem Mahl nach neuer Siegesbotschaft;

und lasset, wenn sie ausbleibt, erst recht nicht die Köpfe hängen.
BildetEuch nicht ein, wirseienschon, fast schon ferlig unddurften
uns munter an die Theilung der Erde wagen. Paris, Wilna,
Warschau: wunderschön; dochkeine Entscheidung. Die ist nur der
zähen Haut und dem kühlen Blut der Engländer abzutrotzen.
Krieg ist nicht Sport, nicht Mörderei nach bestimmten Waffen»
spielregeln. IstPein und Glück. Krieg ohneLeid, Allen gemeines,
würde nie einer Volkheit heilig. Daß unseren Krieg jede Sonne
neuheilige, seijedesdeutschentzerzensinbrünstigerWunsch. Wie
kämen wirsonstdurchdieDüsternißdesWinters.der dräut? Nicht
in derStimmung Eines, der von tadelloserAufrollung desFein»
desschwatzt und sein Gesicht grämlich verkatert, wenn eintausend-
mal verhöhntes Corps sich als wehrhaft erweist. Wir müssen hin»
durch. Nicht Hand in Hand, wie im Zwergenmythos und Kinder-
märchen, doch neben einander, Jeder Allen verwandt und der
Stämmige dem Schwachen ein Stab. Dann nur kann dasUnge»
heure gelingen. Dann nur sind wir der Kämpfer würdig, die nie
ermüden, nie der härtesten, unsäuberlichsten Pflicht sich entziehen.
Und die, in Sumpf und Frost noch, uns neidenswerth dünken:
weil sie thätig sein dürfen und ins Tagwerk nicht das Sorgen»
bündelmitschleppen, unter dem wir von der größtenArbeit deut»
scher Volksgeschichte Ausgeschlossenen früh und spät keuchen."
Manchem, der in der sechsten Kriegswoche hier die Sätze las,
dünkte sie von grämlichem Sinn aufgesäugt: und sie deuteten doch
nur an, was jeder in Politik nicht Landfremde schon damals erken»
nen mußte. Noch ist nicht wieder Herbst. Der dritteSommer. Aus
unseremGesichts feld hebt sich nirgends einZeichen, das hoffen läßt,
vom murmelnden Bach her werde der liebliche Knabe hüpfen und
lächelnd die Völker entwaffnen, ehe das Iahresthor sich inWeiß
einwickelt und mit Glitzerzacken behängt. Der Friede, den dieLau»
testen begehren, derzweiNationen von der Staatenkarte streichen,
einer Großmachtihr Elementnehmen, der zweiten das Erz ausbre-
chen, der dritten den hellsten Erdtheil sperren soll, setzt als Beding»
niß voraus, daß diese drei Großmächte, mindestens durch die Ent»
kräftung einer aus ihremRtng, gezwungen werden, inDemuth sich
unter den deutschen Willen zu spreiten. Wie lange die Ohnmacht
und dadurch erwirkteDemuth währen,ob dieEinpflanzung fremder
Volkssplitter den Leib Germaniens stärken oder schwächen würde,

ob schon im neunzehnten Jahrhundert Annexion alter Form je
einem Reichs wesen in Europa fördersam war, soll heute nicht ge»
prüft werden. Bedenket, noch einmal, aber, daß solcher Friede
leicht zu fordern, doch schwer zu erlangen, schwerer für Kind und
Kindeskind, für eine nach Friedensruhe lechzende, zu ihr ent»
schlossene Zeit zu sich ern ist. NndFriede, der die Frucht bescheidener
Verständigung würde, reift nicht amBaum der Stunde. Wieder
steht Rußlands Heer in Galizien, der Bukowina, dicht vor den
Karpathen. Wird es in zweiten Rückzug geschlagen (für dessen
Ordnung Kuropatkin in Bereitschaftist): wer bürgt dafür, daß aus
den vom Eis befreiten Flüssen nicht die dritte Welle, noch stör»
kere.sich aufs mühsam behauptete, mit Strömen edlen Blutes ge->
düngteLand wälzt? In West brüllen achttausend Geschütze; don-
nert und röchelt, geht und steht eine Schlacht, wie derDschenghis»
Khan, der tzinker Timur, Attila, tzannibal, Caesar, Bonaparte,
Moltke nie eine erträumt hat. Muß der bewundernswertheAuf»
schwung französischer Wehrkraft nächstens erlahmen? Wartet
ohne eitle Weissagung: noch trägt das zerstückte Land die Farbe
unbeugsam zornigen Entschlusses. Britanien ist, nach argem Blut»
Verlust, nicht mehr so munter wie im zweiten Kriegssommer; hat
aber ein großes, im Kampf gegen Meisterschaft bewährtes tzeer
und dieHoffnung, im unausdenkbar geschwächten Grdtheil, über
Trümmern, als der Kräftigste zu walten (und kann sich, wenns sein
muß, um den Preis von Kanada dem in Iteppigkeit gediehenen
Kind verbünden).BeideWestniächte haben gesagt, ihreOffensive
solle nicht höchste Kraftprobe, gar letzte fein, sondern ein behutsamer
Versuch, dem Erfahrung anderen, noch wuchtigeren, nachschicken
werde. Machtlbewußtsein oder hohle Prahlerei: noch ist nicht die
Erde zu theilen. Deutschlands ungeheure, aus jeder Sonne wie
neues Wunder funkelnde Volksleistung hat entschlummerte Na»
tionen rauh geweckt, Reichthumserben den Sporn tief ins Speck-
polster gebohrt.Wache werden fortan um uns sein und auf jeder
Scholle und Planke rührig sich zu Wettbewerb tummeln. Nur
von Enttäuschung, die dasZiel zu nah gewähnt hat, würden wir
daheim morsch; und müßten vor eines Kriegers fragendem Blick
uns in Scham verkriechen. Das Feuermeer ist nicht verbrandet.
Wenn Re iter und Roß, selbst ein wandelndes Feuer, gegen Gluth-
wirbel.wie gegen Eishauch, gehürntsind, wird deutscher Frühling.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Karden in Berlin. —
Berlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Paß S Sarleb S, m, b, H, in Berlin.

MI<M Seck» A. - s.. VlllllkK. »Kill.
öſtriüt: Sttugsangobot von KI. 8 lllll Wll nsuon Aktion.
Oie susseror6evtlicke (Zeverslverssmmlung vom 30, ^uvi 1916 dst de»
?cKIos»en. d«s AKllenKspilsI von 8000 000 suk IS 000000 durcii Ausgsbe von
S000 LtüoK Inbsber-AKtien über js nom. II. >000 mit vividendenbereobtigung
vom > luli tgtö sn zu «rKSKen.
Diese ^I. 8 0lX>OtX) neuen Aktien Kst ein Konsortium unter ?SKruog 6er
OeutscKen Lsolc in Lerlin mit 6er VerpflicKtuog übernommen, sie 6en Le>
sitzern 6er zlien Aktien mit 6er Icksssgsbe zum Lszuge ävzubieten^ 6^ss suf
eine »Ile ^Kiie von vom. lölXI eine neue ^VKtie 211 vom. ^1, 1000
üum Kuise von I5O°/g zuzüglick LlücKzinsen suk 6en belogenen I^enn»
wert vom 1, ^uli 1916 bis zum l'sge 6er Hinzablung frei von allen Kosten
bezogen «?er6sn Kann.
I^scK6em 6ie Hintrsguog 6er Kstpit^lserböKung un6 6er OurcKlüdrung
6er TrKüKuvg in 6ss I1äu6e!sregister erkolgt ist, for6ern vir im Aufträge 6es
von 6er Oeutsclren lZsuK gekükrten Konsortiums 6ie Aktionäre unserer Lesell-
scbäkt «nf, 6»s LeZugsreedt unter nackstekeo6en lZe6ioguogen suszuüben'
1. vis Ausübung lies öszugsrssnts d»t bei Veimsi6ung 6es ^usscklusses
bis zum 9, August 6. ^, eil?>cdliesslicd
in Ssrlin bei 6er v«>»t»«K«»» vsnk,
» lSsrinsn , 6em llksrnisr SsnKversin, ttinsds^g,
, 6er U«»»«s«Keii vsnk ^ilisl« vsrinen,
, 6sm Ssrn»«»» SsnKvsrsin, ttin»b«»»g,
, , LänKKäuse I, K L«,,
, 6em Ks»»»««»» LsU»K»«»»eii«, UinsKerg,
ZU erfolgen.
2, Lei 6er ^vmeI6ung sin6 6is Aktien, lür velcke 6ss LezugsrecKt gelten6
gemsckt vsr6en soll, obne Oiki6en6enscKein in Legleituvg eines 6oppelt
ängetertigten /XnmeI6escKeins, volür ?ormuläre bei 6en oben ervsnnten
Stellen erksltlicb sin6, einzursicden, Die Aktien, kür velcke 6^s Lszugs-
reckt susgeübt vor6en ist, ver6en äbg^siempelt un6 6smnäcKst zurück»
gegeben.
Z. Sei Ausübung 6ss Sszugsreonts — spätestens sm 9. August d.). — sinli
25°/„ des Xklin«ertes llsr b««gen«n Aktion iu?ugl,on g°/g Zünssn Kiei-sut
vom 1. luli tg>6 bis ?um l'sg« 6«r Hin«tKIung sv«ie dss Aufgslll von 60^/<,
«inzuzsblen.
vis «eiiefsn I5in«KIungen sind dsi derjenigen 8teIIe. bei «elobei'
«isr öe?ug susgeübt ist, mit je 2S"/„ des klennv/örte, dsr bsiogenen
Aktien spätestens sm 10. VKtober, 20. Kovsmbsr und 30. vkz:smber >g>6,
und z»sr 2u?ügiioK 5°/„ Minsen vom I. luii IS18 bis ?u den gsnsnnten
üinzablungslerminen zu de«irken, vis dsziebenden Aktionärs sind Ks-
reontigt, sokort beim Leiuge Voli^sKIung zu leisten.
4. Heber 6ie geleistete üinzsdlung ?rir6 sut einem ?urückzugeben6en ^n»
mel^escbeill Juittuug erteilt. Oie ^usKäncHzurig 6er neuen Aktien
nebst Oivi6en6eiisoKeillen un6 I^rneueruogsscKeiiieQ eriolst n°lcb Voll»
zsblung, »der nickt vor 6em 15, August 1916 Fegen Quittung 6erzenigen
Ltelle, bei v?elcder 6ie I?inzaK>ung geleitet ist.
Öie Vermittlung von Ankauf u«6 VerKäuk 6es Lezugsreclites einzelner
Aktien übernsdmen 6ie Anmeldestellen.
Willicd. im 1916.'
Lecker.

Völkerrecht.
AMeber Völkerrecht ist in den beiden Kriegsjahren viel Nn°
sinn zusammengeschrieben worden. So dozirte ein Gelehr-
ter, im Alterthnm sei Völkerrecht nicht denkbar gewesen, weil die
Rechtssubjekte, gleichberechtigte Völker und Staaten, fehlt:«; habe
doch jedes Volk sich für das von der Gottheit auserwählte gehalten
und anderen Völkern keinerlei Rechtsansprüche zugestanden. Der
gute Mann hat sein elementares Schulwissen gründlich ver-
schwitzt; hat vergessen, dafz die Römer ihre Niederlage an der
Allia als eine Strafe der Gottheit für den Bruch des Völkerrechtes
ansahen, den ihre Gesandten dadurch verübt hatten, daß sie in
einem Gefecht der Clusiner gegen die Gallier mitkämpften. Ver-
gessen den Fetialenritus, durch den dafür gesorgt war, daß. nur
nach verweigerter Genugthuung deren Erzwingung durch einen
vor dem Gewissen gerechtfertigten Krieg (puro pioque äusll«) be-
schlossen und der Krieg nur nach feierlicher Ankündung begon-
nen werden konnte. Vergessen anch die langen Verhandlungen,
die dem Peloponnesischen Kriege vorhergingen: wie ängstlich jede
Staatengruppe das eigene Recht und das Anrecht der Gegner
zu erweisen bemüht war, wie dann im Krieg vor jedem neuen
Unternehmen aufs Neue überlegt wurde, ob man dazu auch
durch einen Vertragsbruch des Feindes oder eine von ihm erlitte-
ne Schädigung berechtigt sei. Freilich waren alle am Krieg Be-
theiligte Griechen, doch standen einander selbständige Staaten ge-
genüber; und waren sich auch die Hellenen ihrer geistigen, sitt-

lichen und ästhetischen ^Überlegenheit über die fremdsprachigen*)
Völker stolz bewußt, so ist ihnen doch niemals eingefallen, diese
Völker für rechtlos zu erklären: sie haben Verträge mit ihnen ge-
schlossen und (mit der bei Staatsvertragen bis auf den heurigen
Tag üblichen reservatio mentalis) gehalten. Besondere Beach-
tung verdienen die Worte, mit denen Livius den Camillus jenen
verruchten Schulmeister heimschicken läßt, der ihm die Kinder
der vornehmen Falisker ausliefern will; sie enthalten den Kern
des allerneusten Völkerrechtes. „Mit den Faliskern verbindet uns
keins jener Bande, die von Menschen durch Vertrag geknüpft
werden; aber die von der Natur gestiftete Gemeinschaft besteht
zwischen uns und wird immer bestehen." Das ist der Grundge-
danke der Genfer Konvention: das Moralgesetz wird nur aufge-
hoben, Tötung und Dergleichen erlaubt, so weit es der Kriegszweck
fordert; in allem Aebrigen bleibt seine Verbindlichkeit unange-
tastet, wird die Verpflichtung zur Menschlichkeit auch gegen den
Feind nicht ausgehoben. ,,Die Waffen tragen wir gegen bewaff-
nete Männer, nicht gegen das Lebensalter, dem auch nach Erstür-
mung einer Stadt noch Schonung zu Theil wird." Hier haben wir
den Grundgedanken des tzaager Abkommens von 1907, den schon
König Wilhelm von Preußen beim Einmarsch in Frankreich ver-
kündet hatte: Krieg wird nur gegen die Armee des feindlichen
Staates geführt, nicht gegen die übrige Bevölkerung, namentlich
nicht gegen Weiber und Kinder, so lange sie sich nicht, wie bei
sanatisirten Völkern manchmal geschieht, in den Kampf eindrängt.
Nun habe ich den Hugo Grotius wieder vorgenommen und
gefunden, daß er, über eine weit vollständigere Kenntniß der alt-
klassischen Literatur als ich verfügend, dieser die meisten seiner
Rechtsregeln entnimmt. Er vermißt sich nämlich nicht etwa, ein
Völkerrecht schaffen zu wollen, sondern kodifizirt nur das längst
vorhandene. Als Erster dieses Recht, die zerstreuten Regeln
zusammenfassend, in zusammenhängender Darstellung vorzutra-
gen, drängt ihn das traurige Schauspiel, das die Christenheit
giebt, deren Fürsten und Völker mit einer Zügellosigkeit, ,,deren
sich Barbaren schämen würden", aus den nichtigsten Beweg-
gründen über einander herfallen. Nur selten sieht er sich genöthigt,
auf das Naturrecht zurückzugreifen, weil positive Rechtsbestim-
mungen fehlen, die übrigens selbst dem Naturrecht entquellen.

*) Die eine andere (allerdings, meinte der Grieche, weniger wohl-
klingende) Sprache reden: Das bedeutet bärksri. Lsrbsrus Kie SF« suin>
quiä nun intelliZor ulli, seufzt Ovid in der Verbannung am Ponius,

Die allermeisten seiner Vorschriften vermag er auf Aussprüche der alten Geschichtschreiber und Philosophen, der römischen Iuristen, der Bibel, der Kirchenväter und Theologen zu stützen.
In der Einleitung zeigt er, wie die von der Vernunft erkannte Natur der Dinge, die Gesammtheit menschlicher Bedürfnisse, soziale Gebilde schafft, die ohne eine Rechtsordnung nicht denkbar sind, und wie diese Rechtsordnung durch die offenbarten Gebote Gottes vollendet wird. Wenn nun, folgert er, keine Gemeinschaft oder Genossenschaft von Personen, und wäre es auch eine Räuberbande, ohne Rechtsordnung bestehen kann, so auch die große Gemeinschaft der Völker. Die Völker sind nämlich zu einer Gemeinschaft verbunden, weil keins sich selbst genügt; jedes bedarf anderer Völker, zur Ergänzung seines Mangels an Mancherlei Gütern oder als der Helfer zur Vertheidigung gegen Feinde, zu welchem Zweck Bündnisse geschlossen zu werden pflegen. Mit den Verträgen tritt das positive Völkerrecht ins Leben. Das Naturrecht ist in Allem, was es unbedingt gebietet oder verbietet, als göttliches Recht unveränderlich; in Beziehung auf das naturrechtlich Erlaubte können verschiedene Vereinbarungen beschlossen werden, so daß Widersprüche im positiven Recht nicht überraschen dürfen.
Die Darstellung des Völkerrechtes beginnt mit dem Nachweis, daß, es gerechte Kriege geben könne. Das Recht zur Kriegsführung fließt aus der Pflicht der Selbsterhaltung,- sein Recht mit Gewalt durchsetzen, wenn dadurch Rechte eines Dritten nicht verletzt werden, entspricht der Naturordnung. Der private Krieg, die Nothwehr des Einzelnen, hört auf, sobald der Staat hergestellt ist, kann aber, wenn der Staat versagt, wieder erlaubt werden. Der öffentliche Krieg, von dem nach Neberwindung der Anarchie allein noch die Rede sein kann, ist entweder bellum solemne ex jure Aeutium oder minus solenme, formlos. Zur Solennität des Krieges gehört, daß die höchsten Machthaber ihn führen und daß bei der Erklärung und Führung die hergebrachten Vorschriften beachtet werden. Wenn der feierliche Krieg als solcher gerecht genannt wird, so hat dieses Wort nur die Bedeutung von formgerecht; wie man eine Eheschließung, ein Testament sustum nennt, wenn dabei alle vorgeschriebenen Formen beobachtet worden sind. (Hier hat das justum zugleich die Bedeutung von giltig.) Was unter höchsten Machthaber« zu verstehen sei, welche Schwierigkeiten aus den verschiedenen Staatsverfassungen, aus der Depossedirung und Verzichtleistung oder Abdankung von Regenten entspringen, wird ausführlich unter-

sucht; eben so die Pflicht der Unterthanen und ihr Recht, den Gehorsam gu verweizern, wenn etwas dem Nfliurrech" oder seinem ausdrücklichen göttlichen Gebot Widersprechendes befohlen wird. Soll der Krieg nicht nur formell, sondern auch materiell, innerlich gerecht sein, so muß er eine gerechte Ursache haben. Nicht erlaubt ist, gegen einen Staat zu kämpfen, weil man fürchtet, daß seine Macht bei weiterem Wachsthum dem eigenen Staat gefährlich werden könne. Nützlich möge Das sein, aber gerecht fei es nicht. Das Leben, schreibt Grotius, ist so geartet, daß dem Einzelnen wie dem Staat volle Sicherheit niemals verbürgt werden kann; gegen nur mögliche zukünftige Gefahren soll man sich nicht mit Gewalt wehren, sondern mit Gottvertrauen waffnen und mit Vorsichtmaßregeln, die Keinem schaden. Bekanntlich vermochte auch Bismarck Präventivkriege mit seinem Gewissen nicht zu vereinigen; doch giebt es Fälle, wo ein Präventivkrieg gerechtfertigt erscheint, weil die Gefahr überaus drohend ist und mit dem Krieg nicht nur dem eigenen Volk, sondern auch anderen Völkern große Wohlthat erwiesen werden kann.

Nach Grotius ist ein Volk berechtigt, durch Krieg einen nothwendigen Durchmarsch zu erzwingen, wenn ihm die Erlaubniß dazu verweigert wird, wie den Israeliten von den Amorrhitern geschah. Wie das Marschiren und Reisen durch fremdes Gebiet, so ist auch der Waarentransport ein natürliches Recht, seine Hinderung ein gerechter Kriegsgrund. (Danach hätten jetzt sämmtliche Neutrale einen vollgiltigen Grund, England den Krieg zu erklären.) Grotius hält auch den Krieg, der ein Anrecht bestrafen will, für erlaubt; Bismarck hat in Nikolsburg die selbe Ansicht seines Königs bekämpft. Gewöhnlich, sagt Grotius, verbinde sich diese Absicht mit dem eben so gerechten Zweck der Schadloshaltung. Aus bloßer Kamps- und Abenteuerlust Krieg zu führen, meint Grotius, überschreite die gewöhnliche Grenze menschlicher Verderbtheit; mit Recht nenne Aristoteles diese Artung thierische Wildheit ,!,^:^z). Auch um der Beute oder des Soldes willen die Waffen zu gebrauchen, sei nicht erlaubt. Unter den vierzehn Beweggründen zum Kriege, die einen Schein von Berechtigung haben, führt er an: bloßen Nutzen ohne Nothwendigkeit. Darin ist ihm beizustimmen, nicht aber, wenn er den Befreiungskampf eines unterjochten Volkes in diese Kategorie einbezieht. Uebrigens gelte auch für den Entschluß, zum KrieL die allgemeine Regel, daß man Niemals gegen sein Gewissen handeln darf, in zweifelhaften Fällen also auf den Krieg verzichten und durch Unterhandlungen ans Ziel zu gelangen suchen muß.

Der Erörterung Dessen, was im Krieg erlaubt sei, wird der
heute allgemein anerkannte Grundsatz vorangestellt: Erlqubh M
Alles^was^ der Zweck des Krieges fordert. Die Frage, wie man
sich Denen gegenüber zu vergalten habe, die dem Feind Ge-
brauchsgegenstände zuführen, wird nach Kategorien dieser Ge«
genstände entschieden. Wer dem Feind Kriegsbedarf, zunächst
also Waffen, liefert, ist als Feind zu behandeln, denn er wirkt
an der Seite des Feindes am Kriege mit. Luxuswaaren, Schau«
spieler und Delikatessen soll man dem Feind nicht nur zuführen
lassen, sondern die Zufuhr sogar begünstigen, weil sie geeignet
sind, ihn zu schwächen. Bei Gütern, die im Krieg wie im Frie-
den gebraucht werden, wie Nahrungmittel, Geld und Schiffe,
hängt die Entscheidung von der Kriegslage ab. Ist sie so, daß
der Gegner nicht überwunden werden kann, wenn die Zufuhr
gestattet wird, dann ist es erlaubt, diese Gegenstände dem liefernden
Neutralen wegzunehmen, der aber Entschädigung fordern darf.
In einem Punkt geht Grotius, von der Barbarei seiner Zeit
beeinflußt, weit über das heute geltende Recht hinaus: ihm
scheint erlaubt, im feindlichen Land auch Nichtkombattanten, so-
gar Frauen und Kinder, zu töten, weil auch sie schaden können;
nach unseren Rechts« und Moralbegriffen dürfen sie erst dann
an Leib und Leben gestraft werden, wenn sie geschadet haben.
Die Verurtheilung des Franctireurwesens läßt sich übrigens aus
einem Vorgang der römischen Geschichte folgern, den Grotius
erwähnt. Cicero erzählt ihn im elften Kapitel des Ersten Buches
Oe otticiis. Ein Sohn des Cato Censorius stand im Heer des
Konsuls Popilius. Die Legion, der er angehörte, wurde ent»
lassen, der junge Cato aber blieb aus Freude am Krieg im
Heer. Da schrieb der Bater an Popilius, wenn sein Sohn weiter
kämpfen wolle, müsse er aufs Neue vereidigt werden, denn die
erste Vereidigung gelte nach der Auflösung der Legion nicht
mehr; ein seinem Eid entbundener Mann aber sei nicht mehr
Krieger. Grotius freilich zieht daraus die Folgerung nicht, daß
nur dem Krieger der Gebrauch der Waffe gegen den Feind
erlaubt sei; er meint, die Auffassung Catos entfließe nicht dem
Völkerrecht, sondern nur der römischen Disziplin, die alles Han-
deln dem Willen des Vorgesetzten unbedingt unterworfen habe,
so daß bekanntlich eine ohne Erlaubniß oder gegen die aus-
drückliche Anordnung des Oberbefehlshabers unternommene mili-
tärische Handlung auch dann mit dem Tod bestraft worden sei,
wenn sie glücklich verlief. Aber die beiden alten Heiden stehen
auf einer höheren Stufe der Moralität als der Christ des sieben»

zehnten Jahrhunderts. Cicero leitet die Erzählung mit den Wor-
ten ein: „Für den streng sittlichen Charakter (die sequitas) der
Kriegsführung hat das,römische Volk durch sein Fetialeninstitut
höchst gewissenhaft (ssnetissime) gesorgt. Danach ist ein Krieg
nur dann gerecht, wenn zuvor vergebens Genugthuung gefordert
und wenn der Krieg in gebührender Weise angekündet und er»
klärt worden ist." Nnd er schließt mit den Worten: „Mit so
peinlicher Achtung der Rechtsregeln verfuhr man (aäe« summ^
erat observatio) bei der Kriegsführung." Schreibe doch Cato
in seinem Ärief: Einem, der nicht Krieger ist, isei es nicht erlaubt,
mit dem Feinde zu kämpfen. (I^eA^t enim, jus esse, qui miles
n«n sit, cum Koste puZnare.) Also Franctireurs darf es nicht geben.
Zuletzt wird von der Pflicht, auch dem Feinde Treue und
Glauben zu halten, und vom Friedensschluß, gehandelt. Den
Frieden habe man sich als Ziel im Krieg stets vor Augen zu
halten. Die Mahnung zur Friedensliebe schließt Grotius mit
dem Wunsch, Gott möge den Lenkern der Christenheit das Ver»
ständniß des göttlichen und menschlichen Rechtes verleihen und
in ihnen das Bewußtsein ihres hohen Berufes, Menschenkinder,
Oeo carissimum animal, zu regiren, lebendig erhalten. Freiherr
von Mackay urtheilt in seinem Buch „Die moderne Diplomatie":
„In der Blüthezeit des Humanismus (die war ja 1623
längst der Barbarei gewichen) suchte Grotius mit der Medizin
seines De jure belli et p^eis dem siechen Völkerrecht wieder
auf die Beine zu helfen, freilich ohne jeden Erfolg, weil er nach
der Weise ihm unbekannter chinesischer Vorläufer (und der ihm
bekannten Scholastiker) das Völkerrecht aus einem Voraussetzung»
losen (vielmehr die göttliche Weltordnung voraussetzenden) aber
intelligiblen Naturrecht ableiten wollte. Erst im achtzehnten
Jahrhundert, namentlich durch Moser, wurde es aus dem philo»
sophischen Traumreiche auf Pen geschichtlichen Felsgrund zurück»
geführt." Aber Grotius stützt ja alle seine Regeln auf ge»
schichtliche Vorgänge,- und mit dem Zurückgreifen auf das gött»
liche oder Naturrecht verirrt er sich nicht in ein Traumreilch,
sondern gelangt auf den wirklichen und einzigen Felsgrund, den
es giebt. Gewiß sind es reale Bedürfnisse der Völker, die zur
Schaffung eines positiven Rechtes drängen, und hängt der Aus»
fall der Vereinbarungen von Machtverhältnissen ab; doch Ver»
einbarungen, die gegen die Natur der Dinge oder das Sitten«
gesetz gehen, sind nicht lange aufrecht zu erhalten. Den Einwand,
ein Völkerrecht könne es nicht geben, weil ihm die Exekutivgewalt
fehlen würde, weist er mit der Bemerkung zurück, es habe sogar
zwei Srekutoren: das Gewissen und die Sorge um den guten Ruf

Völkerrecht,
(wir sagen heute: die Oeffentliche Meinung). Das Gewissen ist nach,der katholischen Definition 6ictameli pr^cticum ratwnis, also das Selbe, was Kant die praktische Vernunft nennt) diese er« kennt eben die Natur der Dinge, erkennt, daß, Selbsterhaltung auch für ein Volk Pflicht, Krieg zum Zweck der Selbsterhaltung darum erlaubt ist. Des Grotius edles Bemühen hatte gerade deshalb keine Wirkung, weil im schrecklichsten aller christlichen Jahrhunderte die Ezekutoren schliefen: die Herzen waren verhärtet, die Gewissen durch Aberglauben und Theologasterei verschroben, eine gesunde Oeffentliche Meinung nicht zu hören. Die neuhumanistische Bewegung des achtzehnten Jahrhundert hat die Herzen erweicht, wieder menschlich gemacht und eine die Kulturwelt beherrschende Oeffentliche Meinung geschaffen. Da? Anrecht für^AeM ^u^MMren^ ^ Standpunkt jenseits^von Gu^nö, Wse MWählen, wagt heute kein Volk, keNe^Kegirung nier,r^ All? vernicivn n«nipntlics, auch den Entschluß, zum "Krieg vor dem Gewissen.zu rechtfertigen.

Daß aber die Natur der Dinge sich gegen alles Widerstreben von Interessenten schließlich durchsetzt, zeigt besonders deutlich das Seerecht. Aus der Natur des Meeres folgert Grotius das Recht aller Völker auf seine ungehinderte Benützung. Dem Gegenstand, außer einem Abschnitt im großen Werk, eine besondere Schrift, ZVl^re liberum, zu widmen, veranlaßte ihn die Anmaßung der Portugiesen, die den Holländern den Handelsverkehr mit Ceylon, Java und den Molukken wehren wollten. (Seine Landsleute Habens freilich, nachdem sie seemächtig geworden waren, um kein Haar besser getrieben als die Portugiesen.) Das Meer, sagte er, ist von der Natur oder, was das Selbe ist, von Gott zur Verkehrsstraße der Völker und zu ihrer Versorgung mit Fischen bestimmt. Da es für Alle ausreicht, sind Abkommen über die Benützung nicht nöthig, während geordnete Bodenbenützung ohne Eigenthumsrecht nicht denkbar ist. Ein Eigenthumsrecht auf Meerestheile ist aber auch gar nicht möglich, weil auf dem Meer keine Grenzen zu ziehen sind. Auf dem Land wird das Eigenthumsrecht durch die Errichtung von Gebäuden, durch Mauern und Zäune sinnlich wahrnehmbar gemacht. Vom Meere können nur ganz kleine Theile, wie Häfen und Buchten, als privater oder Staatsbesitz abgegrenzt und gesichert werden. Abkommen über die Fischerei sind möglich und zulässig, wenn einem kleineren Meerestheil Erschöpfung seines Schatzes an Wasserthieren droht. Der Versuch, andere Völker von der Benützung des Meeres auszuschließen, ist eine Störung der hochwichtigen und wohltätigen Einrichtung Gottes, daß kein Land, kein Himmelsstrich

alle zum Leben notwendigen, nützlichen und des Lebens Annehmlichkeiten erhöhenden Güter hervorbringt, darum die Völker zum Austausch ihrer besonderen Naturgaben genöthigr sind und so zu einer Gemeinschaft, zur Menschheit, verbunden werden. Die Natur des Meeres konnte sich nicht sofort durchsetzen, weil sie nicht erkannt wurde, sich nicht geltend machte. Den Ozean zu befahren, hatten die Völker unseres Kulturkreises im Alterthum weder ein Bedürfniß, noch die Möglichkeit. Ihr Meer war das Mittelmeer. Nm dieses kämpften nach einander Kreter, Phönizier, Karthager, Römer, die es dann ganz beherrschten und durch Vernichtung der Seeräuberei zu Dem machten, wozu es bestimmt war: zur offenen Verkehrsstraße der Bewohner seiner Küsten. Nicht dieses Meer selbst, sondern der Handelsverkehr auf ihm wurde dann in der christlichen Zeit wieder Streitgegenstand; und eine Seeherrschaft war möglich, weil es immer nur wenige seefahrende Staaten gab, deren einer durch Vernichtung der Handelsflotten der Konkurrenten ein Monopol des Seehandels erringen konnte. So haben Pisaner, Genuesen, Venezianer, Türken einander verdrängt und für den Mißbrauch des Meeres gestraft, bis zuletzt die Piraterie der Barbaresken dem geordneten Handel für eine Weile ein Ende machte. Eben so verliefen die Dinge auf dem Ozean, auf den die Verbesserung der Schifffahrt den Schauplatz der tzandelskämpfe verlegte. Die Benützung des Weltmeeres wurde nicht sofort Bedürfniß aller Nationen, sondern Spanier und Portugiesen, Holländer, Engländer lösten einander in der beschriebenen Art der Seeherrschaft ab und straften einander für diese Versündigung am Naturrecht. Voraussetzung dieser Seeherrschaft war, daß der Seehandel, aus der Piraterie geboren, von ihr kaum zu unterscheiden war. Kriegsschiffe und Handelsschiffe waren keine streng von einander geschiedenen Kategorien; die Kauffahrer waren bewaffnet, die Kriegsschiffe die unentbehrlichen Instrumente des Handels,
Die EntWickelung der Schiffahrt hat endlich auch die Anerkennung der Natur des Ozeans durchgesetzt und ihn seiner Bestimmung übergeben. Die Erleichterung und Verbilligung des Seeverkehres durch die Erfindung des Dampfschiffes hat die Personen- und Warenbeförderung über See zum Bedürfniß und Brauch aller Völker gemacht, den keine Kriegsflotte beseitigen kann. In der Zeit der sogenannten Seeherrschzsten war der Krieg der Normalzustand; hat doch der Krieg zwischen Holland und Spanien achtzig Jahre gedauert. Bei unserer Art der Kriegsführung würde schon die fünfjährige Dauer den Tod der kämpfenden Völker bewirken; darum ist Friede der Normalzu-

stand. Im Frieden aber können Kriegsschiffe dein Handel ande-
rer Völker gar nichts anhaben. Die englische Kriegsflotte hat
nichts dagegen zu thun vermocht, daß, in einer Zeit, wo es noch
kein Deutsches Reich und keine deutsche Flotte gab, Hamburg
der größte Handelshafen Europas wurde und daß in den letzten
Jahrzehnten Deutschland und Nordamerika sich zu ebenbürtigen
Konkurrenten Englands emporgeschwungen haben. Jetzt kann es
freilich den Seeverkehr sperren und das Wirthschaftleben der gan-
zen Welt schädigen. Aber das Wort Seeherrschaft ist heute nur
noch eine unzeitgemäße Phrase,- und das aufs Naturrecht ge-
gründete ^lare liberum des Hugo Grotius hat sich durchgesetzt.

Neisse. > Dr. K arl Jentsch.

Besuch.

ines Abends lag ich ermattet in meinem Zimmer; da trat
eine Gestalt ein. Sie war gekommen, ohne die verschlossene
Thür geöffnet zu haben, und setzte sich zu mir an mein Lager.
Ihr Gesicht war regelmäßig, aber ohne jeden Ausdruck; einfach
ein Gesicht. Ihre Augen zeigten keinerlei Farbe. Augen. Aber
eine seltsame Gewalt schien ihnen gegeben; wenn ich diese Augen
auf mich gerichtet fühlte, war ich nicht mehr im Stande, mich zu
rühren, und alle Kräfte und Fähigkeiten meines Wesens schwan-
den allmählich. Zuerst verlieh mich die erhabenste, beseligendste
Kraft unserer Seele: der Gedanke.

„Wer bist Du," fragte ich bang die Gestalt an meinem Lager,
„bist Du der Tod?" Die Gestalt blieb stumm. Ich fühlte, wie der
Wille aus'mir entwich.

„Wer bist Du?" fragte ich wieder; „bist Du die Sorge?"

Wieder ward mir keine Antwort. Nun glitt die Fähigkeit
zur Freude aus mir, hinaus, ins Nichts. >

„Bist Du die Enttäuschung?"

Abermals nichts. Nun fühlte ich, wie die Augen der Frem-
den nnerbittlich auch die Fähigkeit aus mir sogen, die uns von allen
die zum Leben unentbehrlichste ist: die Fähigkeit, zu leiden und das
Leiden zu ertragen.

Nur die vegetirende Masse meines Körpers war geblieben. Die
Gestalt erhob sich. Da bat ich: „Du hast mir Alles genommen; so
las; mich wenigstens wissen, wer Du bist, Du, furchtbarer als Tod
und Sorge und Enttäuschung!"

„Ich bin der Alltag", antwortete die Erscheinung; und war
verschwunden.

Wien. MoritzScheyer.

Außerordentliche Kriegsgerichte.

ie einheitliche Strafgerichtsorganisation des Deutsches Reiches ist vom Krieg nicht unberührt geblieben. Das fast in Vergessenheit gerathene Institut der ,,Außerordentlichen Kriegsgerichte" hat der Krieg in neues Leben erweckt. Nicht einheitlich für das Reichsgebiet ließ der Kriegszustand dies« Gerichte wieder entstehen. Dem jeweilig höchsten militärischen Befehlsträger der einzelnen Reichstheile war auf Grund des preußischen Gesetzes vom vierten Juni 1831 über den Belagerungzustand (das durch den Artikel 68 der Reichsversassung reichsrechtliche Geltung erhielt) für sein Kommandogebiet die Ein« setzung dieser Ausnahmegerichte vorbehalten. Seinem Ermessen blieb, als der vollziehenden Gewalt, überlassen, ob er durch eine Zusatzmaßregel zu dem vom Kaiser für das Reichsgebiet erklärten Belagerungzustand auch die Aburtheilung von Civilisten für bestimmte Delikte in Anspruch nehmen wolle. So konnte der einzelne Militärbefehlshaber den Kriegszustand durch die Einsetzung Außerordentlicher Kriegsgerichte verschärfen, die nicht nur für alle Aebertretungen der vom Militärbefehlshaber im Interesse der öffentlichen Sicherheit (Z 9b des Belagerungsgesetzes) erlassenen Verbote zuständig sind, sondern auch für Verbrechen, die das Belagerungsgesetz (Z 10) einzeln aufzählt; über Hoch- und Landesverrath, Mord, Raub, Erpressung, Gefangenenbefreiung und Aehnliches hat das Außerordentliche Kriegsgericht zu urtheilen.

Von Einheit der Strafgerichtsorganisation kann also für die Dauer des Krieges nicht die Rede sein. Die That, die an einem bestimmten Ort gethan, von dem Schöffengericht, der Strafkammer, dem Schwurgericht oder (bei Hoch- oder Landesverrath) dem Reichsgericht zu ergründen und zu sühnen, danach (sofern nicht das Reichsgericht schon in Erster Instanz zuständig war) im weiteren Instanzenzug nachzuprüfen ist, kommt vielleicht in einem Nachbarort vor das Außerordentliche Kriegsgericht. Wollte man den so für das Reich geschaffenen Rechtszustand graphisch darstellen: die Zeichnung würde an die Tage trauriger Rechtszerrissenheit erinnern und Manchem die Frage aufdrängen, ob den Bewohnern eines von feindlichem Einfall nicht bedrohten Landestheiles wirklich zuzutrauen sei, daß sie nur unter dem Zwang rasch arbeitender«

und jede Nachprüfung ausschließender Sondergerichte die Ach«
tung vor öffentlicher Sicherheit und Ordnung bewahren.
Nicht einmal die Bürgschaften, die unsere Strafprozeß«
ordnung dem Angeklagten zu gewähren sucht und die, wie die
dem Reichstag vorgelegten Entwürfe beweisen, auch der Regi-
rung unzulänglich scheinen, sind im Bezirk der Außerordent»
lichen Kriegsgerichte in Geltung. Ein Ermittelungverfahren,
als Vorbereitung der Anklage und der Hauptverhandlung, giebt
es da nicht; deshalb auch keine Anklageschrift, die im ordent-
lichen Rechtsverfahven die wesentlichen Ergebnisse der Er-
mittelungen schildert, die Beweismittel und das anzuwendende
Strafgesetz bezeichnet. Zu gerichtlicher Vorprüfung der Frage,
ob eine tzauptverhandlung nothwendig sei, ist nirgends Raum.
Bringt der Staatsanwalt, der in diesem Verfahren ,.Bericht«
erstatter" heißt, die Sache vor das Außerordentliche Kriegsge-
richt, fo bestimmt es einen Verhandlungtermin, ohne den Ange-
klagten zuvor auch nur zu hören. An eine Ladungfrist, zwischen
Terminsderkündung und tzauptverhandlung, ist das Gericht nicht
gebunden. Vielleicht lehrt erst der Vortrag des ,,Berichterstat-
ters" den Angeklagten, was ihm vorgeworfen wirZ> und wie
dieser Thatbestand die Anwendung eines bestimmten Strafge-
setzes rechtfertigen soll. Beweisanträge des Angeklagten braucht
das Gericht nicht anzunehmen; nicht einmal (was im ordentlichen
Verfahren Grundsatz ist) über diese Anträge einen mit Gründen'
versehenen Beschluß, zu verkünden. Ob es Zeugen, deren Aus-
sage schriftlich vorliegt, auch persönlich sehen und hören will,
steht ganz in seinem Belieben. Eben so, wann und wie oft es
den Angeklagten während der Beweisaufnahme hören und auf
eine mögliche Veränderung der Rechtslage hinweisen will;
kein Gesetz schafft hier feste Regeln. Zwar wird der Vorsitzende,
der vom Vorstand des örtlichen Civilgerichtes aus der Richter-
schaft zu wählen ist, sich gern an die Vorschriften der Strafpro-
zeßordnung halten; doch eben nur da, wo seinem subjektiven
Ermessen die Beachtung dieser Vorschriften nöthig scheint: denn
ihn bindet keine Gesetzesbestimmung. Und hätte er eine miß-
achtet, so bliebe das Nrtheil, da Berufung und Revision fehlt,
dennoch in Rechtskraft und wäre sofort vollstreckbar. Länger als
vierundzwanzig Stunden darf die Vollstreckung nur ausgesetzt
werden, wenn es sich um ein vom Militärbefehlshaber zu be-
stätigendes Todesurtheil handelt.
Nicht nur in Nebendingen ist also dieses Gerichtsverfahren
vom ordentlichen verschieden. Gewiß: auch in diesem Verfahren

kann Recht gefunden werden; und wir dürfen nicht glauben, daß
nach so ungehemmter, so unprüfbarer Prozedur die Zahl de«
Fehlurtheile auf Gipfel steigen müsse. Immerhin birgt dieses
Perfahren mehr Fehlerquellen in sich als das ordentliche: und
deshalb sollte es auf den äußersten Nothfall beschränkt werden.
Tritt dieser Nothfall noch so oft «in, wie bei der Verkündung des
Kriegszustandes angenommen wurde? Das müßte der Gegenstand
einer sorgsamen Nachprüfung sein. Länger schon, als beim Erlaß
der das ordentliche Gerichtsverfahren einschränkenden Verfügun-
gen zu erwarten war, dauert der Kriegszustand und sein Ende
ist noch nicht abzusehen. Ein Ausnahmezustand, der für kurze
Zeit erträglich, sogar gedeihlich sein mag, kann auf die Dauer
schmerzhaft fühlbar werden. Ueberau ist dem deutschen Volk
das Bewußtsein der Notwendigkeit, dem im Krieg erhöhten
Bedürfniß öffentlicher Sicherheit nichts schuldig zu bleiben,
in Fleisch und Blut übergegangen. Es bedarf keiner Eikjustiz,
um die Bürger in Schranken zu halten. Ernste Bedenken regt
aber die Thatsache an, daß im Bezirk Außerordentlicher Kriegs»
gerichte alle Verfehlungen gegen die im Interesse der öffentlichen
Sicherheit vom Militärbefehlshaber erlassenen Verbote in diesem
summarischen Verfahren erledigt werden. Eine Fülle neuer
Verbote ist entstanden; daran knüpft sich der Streit über den
Geltungbereich der einzelnen Verbote und manche noch subtilere
» Rechtsfrage. Jeder Blick in eine Iuristenzeitschrift lehrt, wie
hart bei der Auslegung solcher Verordnung oft die Meinungen
der Fachmänner aufeinanderplatzen, wie oft aus Bezirken, in
denen die Gerichtsorganisation des Alltags noch gilt, der Ruf
an das Reichsgericht ergeht (dessen Senate sich manchmal selbst
nicht ans eine Meinung zu einigen vermöchten). Soll, wo es
sich um so heikle Rechtsfragen, um so viele Verordnungen han-
delt und jeder Bürger in Konfliktsgefahr kommen kann, der
Eine auf ein summarisches Verfahren angewiesen sein, während
der Andere sich in einem mit starken Rechtsgarantien umgebenen
Verfahren zu verantworten hat und hinterdrein noch mindestens
eine neue Instanz anrufen darf? Konnte in diesem Krieg
irgendwo die Meinung entstehen, unser ordentliches Gerichts»
verfahren habe sich nicht bewährt? Nur da, wo dringende
Noch es fordert, sollte ein vom Geist moderner Rechtsanschau-
ung erfüllter Staat in ein wesentlich einfacheren Lebensver-
hältnissen angepaßtes, längst aber veraltetes Gerichtsverfahren
zurückkehren. Rechtsanwalt Or, Max Alsberg.

Künstler und Philosophen.

ie künstlerische Schöpfung hat den selben letzten Inhalt wie die philosophische; Beide sind, heraus aus der relativen Welt des dinglich Vielen, Besinnung unseres Lebens auf das Absolute, geistig Eine. Der Strom der künstlerischen Begeisterung geht sogar, wo er am Breitesten ist, in das Meer der Abstraktion; Dichter formuliren den Hauptgedanken von der Relativität und Negativität der Welt mit einer Kraft und Klarheit, die an den Ausdruck des philosophischen Systematikers heranstreift. Man lese Calderons Verse:

„In den Räumen
dieser Wunderwelt ist eben
nur ein Traum das ganze Leben;
und der Mensch (Das seh ich nun)
träumt sein ganzes Sein und Thun,
bis zuletzt die Träum' entschweben.
König sei er, träumt der König;
und in diesen Wahn versenkt,
herrscht, gebietet er und lenkt.
Alles ist ihm unterthänig;
doch es bleibt davon ihm wenig...
Auch der Reiche träumt; ihm zeigen
Schätze sich, doch ohne Frieden,
Auch der Arme träumt hienieden,
er sei lebend und leibeigen.
Träumet, wer beginnt, zu steigen;
träumet, wer da sorgt und rennt;
träumet, wer von Haß entbrennt;
kurz, auf diesem Erdenballe
träumen, was sie leben, Alle,
ob es Keiner gleich erkennt.
So auch träumt mir jetzt, ich sei
hier gefangen und gebunden;
und einst träumte mir von Stunden,
da ich glücklich war und frei.
Was ist Leben? Raserei!
Was ist Leben? Hohler Schaum,
ein Gedicht, ein Schatten kaum!
Wenig kann das Glück uns geben:
denn ein Traum ist alles Leben
und die Träume selbst sind Traum."

Aehnlich hatte schon Pindar gesungen: das Leben ist eines Schattens Traumgesicht; und Shakespeare im Sturm: Wir sind gleichen Stoffs mit dem der Träume,

Kommen nun aber auch die Dichter mit den Philosophen
wesentlich überein, so Philosophiren sie doch noch keineswegs
(denn sie entwickeln und befestigen nicht Gedanken, sprechen
nur Resultat oder nur Stimmung des Denkens aus, öfter noch
lediglich faustische Sehnsucht, die zuletzt nicht anders denn
schwammig schweifendes, unreifes, jugendliches Philosophiren
genannt werden kann) und machen deshalb wahrlich nicht
etwa die Philosophen unnöthig. Dies so wenig, daß sie selber
der Philosophen nicht entrathen können; die Größten unter den
Künstlern haben Das gewußt und gezeigt: Michelangelo in sei»
nem Verhältnis; zu Platon, Goethe in seinem Verhältnis; zu Spi-
noza. Wir dürfen nicht über dem gleichen Was bei Künstlern
und Philosophen ihr ungleiches Wie aus der Acht lassen: der
geistige Inhalt geht ihnen in verschiedenen Modifikationen auf,
die verschiedenartige Wirkung üben auch auf sie selber. Was
der Künstler im Bild vorstellt und darstellt, Das hat der Philo«
soph unumwunden, in der Art der wissenschaftlichen Demonstra-
tion. Gleich ihr besitzt die Philosophie Klarheit und Sicherheit,
wodurch sie Macht erhält, das geistige Symbol (für die Geisti-
gen) förmlich prosaisch begreiflich zu machen, obwohl die Philo-
sophie selbst, ihrem Wesen nach so über der Prosa und der Wis-
senschaft steht wie Kunst, und hat, gleich dieser, ihr Leben aus
der Phantasie, also aus der Weite des Gedankens. Dem letzten
Inhalt und Wesen nach stimmen Kunst und Philosophie zusam-
men. Wenn der Dichter sagt, wir Menschen sind gleichen Stoffs
mit dem der Träume, so sagt er das Selbe wie der Philosoph,
der sagt: das Denken und die Ausdehnung (oder die Dinge)
sind nur Attribute der Substanz, sind von den unendlich vielen
Attributen der Substanz die beiden uns bekannten Attribute,
anders ausgedrückt: Dasjenige, worin wir Menschen unsere Re-
lativität haben. Enthält dieses Wort Spinozas von der Sub-
stanz und den unendlich vielen Attributen keine Phantasie? Die
überschwänglichste, die je in eines Menschen Herz und Kopf ge-
kommen; und sie bringt des Menschen tzerz und Kopf zur Ruhe,
indem sie mit der Negativität und Relativität zugleich das Po-
sitive und Absolute bewußt macht; die größte wissenschaftlich-
philosophische Phantasie der Wahrheit (man vergleiche damit die
übrigen philosophischen Aussagen vom Absoluten), größer als,ir-
gendwelche Phantasie der Dichtung. Denn Dichtung vergleicht
das Eine aus unserer Welt mit dem Anderen aus unserer Welt;
hier aber wird unsere Welt zum Gleichnis; (wir staunen, daß
wir Solches ins Bewußtsein zu fassen vermögen) und setzt uns

das denkbare Ganze unserer einen Relativität in die Phantasie
von zahllosen Relativitäten und damit in die Phantasie von dem
nicht denkbaren gänzlich Anderen und Angeheuren des absoluten
Wesens. Ein Philosophiewerk und ein Kunstwerk, was ist es An«
deres als das Wagnifz, hinauszugehen über das Menschliche;
im Werk Spinozas und zuhöchst in diesem Werk ist das Wagnis;
völlig geglückt. Die Substanz oder Gott oder alle Attribute Got-
tes: unendlich viele Attribute, so verschieden allesammt unter ein»
ander, wie diese beiden unseres Denkens und unserer Ausdeh-
nung von einander verschieden sind; derart, daß die Relativität
anderer Attribute in keinem Punkt hat von der Relativität unserer
Welt, gar nichts von unserem Denken und unserer Ausdeh-
nung, so wenig wie unsere Relativität gemein hat mit der
Art der übrigen Relativitäten; somit eine Fülle grundverschie«
dener Welten, jede von der Gottheit ein anderer tzuldgedanke
und jede in sich ewiges Wesen ausdrückend, aber alle die un-
endlich vielen Welten nicht neben, sondern in einander, ohne in-
einanderzugreifen, ganz so wie (Das ist die am Stärksten auf-
rüttelnde und erweckende unter unseren Erkenntnissen) unsere
Welten des Denkens und der Ausdehnung in einander sind . .
Ja, Substanz und ihre unendlich vielen Attribute, Das zieht uns
Sonnenstaub aus dem Staube, durchbricht den Naturhorizont
von Sonnensystem, Fixsternen und Nebelflecken und erhöht den
Sinn herrlich hinaus über die spießbürgerlich hochfliegende Be-
schränktheit vom Himmel über uns und vom Sittengesetz in uns;
und, nein, es giebt kein Wort dichterischer Phantasie, diesem gleich
an Kühnheit, erhabener Gluth, Pracht und wundermächtiger Selig-
keit; und wer dieses Wort der Wahrheit zu fassen vermag, Der
hält es, es hält ihn und er ruht darauf unüberwindlich als auf
einem Felsen.
Die Philosophie in unmittelbarer, unverkennbarer Anknüp-
fung an das prosaischp>wissenschaftliche Denken logisch deutlich, sy-
stematisch entwickelnd, macht sehen die Wirklichkeit (Spinoza nennt
die Demonstrationen die Augen des Bewußtseins), macht sehen
das eine Wirkliche, was dem wirklich Sehenden Festigkeit und
Frieden giebt. Das giebt Kunst nicht und dazu vermögen Künst-
ler durch sich selber nicht zu gelangen; vielmehr gewahrt man
an Künstlern, die keinen anderen Leitstern haben als Kunst, ein
Lösfigwerden der Triebe, Verweichlichung und Verweiblichung
des Wesens. Hiermit ist das allgemeine Leiden der Künstler ge-
troffen, womit sie viel Leiden Anderer verursachen; Schwache,
mehr zu beklagen als zu verklagen, können gefährlicher sein als

Schurken. Die Kunst, mit ihrem Gebundensein an die Bildhaf-
tigkeit und das Naturgefühl unserer menschweltlichen Relativi-
tat, an die Wahrheit im eingehüllten Zustand, macht nicht dau-
ernd und für das Ganze ihres Lebens die Künstler frei und bringt
sie nimmer zur gesicherten und positiven Erfassung der Abstrak-
tion- sie bleiben dem Stoffe mehr verhaftet als die Philosophen
und seine Schrecken haben größere Gewalt über sie. Das wird
bewiesen durch ihre melancholischen Anwandlungen, durch ihre
Berührung mit dem Wahnsinn; und wohl nur wenige von ihnen
müßten erst ausziehen, um das Gruseln zu lernen. Sie leiden
viel; es zu gestehen, hindert sie, wenn nicht Furcht, so doch Scham,
die auch sie zurückhält, von den Entzückungen ihres Schauens
das Rechte und Geheimste ohne Schleier zu offenbaren. Selten
werden sie der dunklen Hinderungen ganz Herr, zuletzt hat auch
ihre Freude Leid in sich; während die Philosophen zu Seelen-
ruhe und Heiterkeit hindurchdringen. Philosophie ist vergleich-
bar der Pyramide, deren Bau, bis zur Spitze hinauf, fest steht
und ruht auf breiter, unerschütterlicher Grundlage; Kunst hin-
gegen gleicht der Kugel, der immer beweglichen, nur auf einem
Punkt ruhenden, jedesmal auf einem anderen. So mags gelten,
die verschiedenartige Naturfarbe zu erläutern, das verschiedene
Naturell der beiden, auf dem Grunde der absoluten Besinnung
gleichen Charaktere, je nachdem sie modifizirt erscheinen entwe-
der durch Philosophie oder durch Kunst, die Festigkeit und Si-
cherheit der einen, das Schwankende der anderen.
Nnd die Künstler haben nicht Genüge an der Kunst, weil
sie grundgleichen Wesens und gleichen Blutes sind mit den Phi-
losophen; und darum ist es, daß sie eine verhohlene Konkurrenz
mit den Philosophen treiben. Neberall berühren sie die letzten
Gedankenreihen und suchen geradezu philosophischen Ausdruck,
hundertmal eher als die Philosophen dichterischen. Wirklich Phi-
losophiren und zugleich auch wirklich dichten gekonnt hat nur Pla-
ton, das Wunder und Doppelwunder eines Dichters und Phi-
losophen, der einzige wahrhafte Dichterphilosoph. Gäbe es doch
einen Himmel, der uns bewahrte vor den modernen, nach der
heruntergebrachten Vorstellung von Dichtung und von Philoso-
phie so genannten Dichterphilosophen! Durchweg gilt: kein Philo-
soph ist Dichter, kein Dichter ist Philosoph; und Mischerei
von Dichtung und Philosophie ist das Weder-Noch, womit
sie dem Teufel in die Arme springen; wenn ich Platon einen Dich-
terphilosophen nenne, so soll er damit bei Leibe nicht gekenn-
zeichnet sein als Geschöpf zarter Mitte zwischen Dichtung und

Philosophie, sondern eben als Philosoph und Dichter, dessen Dichtung Ornamentik ist zum philosophisch Konstruktiven und der gleichsam von der Natur bestimmt scheint, die Wesensgleichheit der Philosophie und Kunst vor Augen zu bringen und die Brücke Zwischen Beiden, die von den Philosophen wie von den Kunst» lern zu beschreiten ist. Aber Thatsache bleibt: auch Alleindichter wollen nicht allein Dichter sein, sondern zugleich einen gedankenfesten Bau aus ihrem Innersten errichten; was unmöglich ge-> lingen kann. Flammenhaft schwankend und bleibend nur ist die Bewegung des Gedankens in der künstlerischen Phantasie, und noch viel zu flammenhaft bunt. Doch sie wollen Philosophiren, meinen, es zu thun und gethan zu haben, bleiben davon dennoch im Grunde unbefriedigt, und Die, denen noch am Besten das Denken einigermaßen in Takt und Tempo gelang, suchen alsdann die wirkliche Philosophie, wo sie die neutrale Wahrheit und Nrheit für die Geistigen aller Modifikationen, auch für sich selbst, ausgesprochen finden und lehnen an einen Philosophen sich an. Wie Goethe an Spinoza.

Gewiß war Goethe dem Spinoza kongenial, auch in Gedanken, aber hierin als der Große dem Größeren: „Ich fühle mich Spinoza auf das Innigste verwandt, obwohl sein Geist viel klarer und tiefer ist als der meinige." Sehr innig war die Verwandtschaft und Beziehung. Was darüber zu wissen, ist nicht erschöpft durch Goethes eigene begeisterte Aeußerungen und nicht mit der Kenntniß seiner Abhängigkeit von Spinoza in einzelnen Gedanken und Ausdrücken, noch auch, indem man die Wahrheit empfindet: „Die Lehre Spinozas, aus der mathematischen Hülle entpuppt, umflattert uns als goethisches Lied", der Lyriker Goethe verdankt seiner Vertrautheit mit Spinoza wohl nicht weniger als etwa seiner Vertrautheit mit dem Volksgesang. Viel mehr aber noch bedeutet: daß der Lebenspraktiker Goethe völlig spinozistisch geworden, daß er bei Beurtheilung der vielen Menschen, mit denen er zusammentraf, jegliche moralische Kritik zum Schweigen zu bringen, auch gegenüber seinen Feinden von allem Affekt sich frei zu machen verstand und daß schließlich, wie seine Lebenstechnik und sein Lebenstakt, so auch seine ganze Aeußerungweise und das Instrument seiner Sprache, — nun, vom klassischen Muster in den Wahlverwandtschaften bis zum resignirendsten und blasfesten Geheimrathsstil, was haben wir daran Anderes als die Betrachtung sub specie aeterni und eine Art Sprechen roore Aeometrico? So daß man sagen möchte: Der alters' Goethe hat die mathematische Hülle angezogen. Das ist die weit«

aus bedeutendste von den Nachahmungen verschiedenartiger Stile,
in denen wir Goethe, trotz all seiner nie genug zu bewundernden
Wunderbarkeit und originalen Hoheit, begriffen finden; da ist
mehr als Nachahmung, weil darin Nachahmung und verwand-
ter Geist sich durchdringen; und ist nicht etwa nur literarische
Modifikation, sondern Modifikation und Modellirung der gan-
zen Persönlichkeit. Hinter dieser Hülle steht die Größe und ei-
serne Festigkeit von Goethes Charakter und Lebensführung; und
wir erkennen, daß der Geist der Ewigkeit wahrhaft sein ganzes
inneres Dasein durchheiligte. Wie viel dazu das großartige Bei-
spiel und der Segen des Philosophen Spinoza geholfen, Das
wollen wir nicht verkennen bei dem Dichter, der keineswegs immer
in allen Angelegenheiten (in den Liebesangelegenheiten nicht)
die Haltung und Souverainetät erreichte, die er für sich wün-
schen mußte, und der so klar ausgesprochen hat, „daß die Muse
zu begleiten, doch zu leiten nicht versteht".
Das haben viele Künstler erfahren, sich aber deshalb noch
nicht leiten lassen von Dem, was leiten kann. Im Gegentheil.
Je geringer die Künstler und je mehr solche von ihnen philosophi-
schen Halt nöthig hätten, die so wenig allein aufrecht stehen können,
wie ein leerer Sack, desto eigensinniger Pflegen sie gegen ihr heil
sich zu sträuben. Von Philosophie wollen sie nichts wissen. Weil
sie von Philosophie nichts wissen! Weil sie nicht ahnen, was
Philosophie ist und leistet und sie, die Künstler, ganz im Be-
sonderen angeht; weil sie die Philosophen verwechseln mit Jenen,
die zu den Anderen gehören. Aber Zweierlei ist nicht Einerlei,
trotz bestehender Namensgemeinschaft nicht; Zweierlei übrigens
genau wie in ihrem eigenen Haus, wo ja doch auch zwischen
den echten Künstlern und den anderen Künstlern unterschieden
wird. So dürfen sie denn auch nicht die wahrhaften Philosophen
mit den Metaphysikern zusammenwerfen und nicht glauben, daß
Platon und Spinoza von der selben Art seien wie Immanuel
Kant, der mit ‚überschwemmendenWirkung> unsere Welt von Neuem
scholastifizirt hat, oder gar wie die Philosophie-Philologen von
heute, die Oeden und Putzigen an unseren Nniversitäten, „Die
Philosophie der Kunst", wie sie von Denen hervorgebracht wird,
ist für die Künstler ein Popanz und Gelächter; und die Philo-
sophie-Professoren der Scholastik sind damit das genaue Gegen-
theil von Dem, was, nach der Stellung der Philosophie zur Kunst,
die Philosophen den Künstlern sein sollten. Das kommt daher,
daß die Philosophie-Professoren durchweg das Gegentheil zu sein
pflegen von Philosophen, mit allen ihren Philosophie-GegenstSn-

den, und nicht allein keine Professoren für, sondern welche gegen Philosophie; und daher kommt denn auch, was für die Künstler kommt. Wer müßte mehr sich kümmern um die Philosophie der Kunst oder die Aesthetik als die Künstler; wer aber kümmert sich weniger darum als die Künstler? Die Aesthetik sehen sie an als ein Gespinnst kurioser Leute, die gar kein Verhältnis haben zur Kunst und keins zu den Künstlern; sie entdecken da keinerlei Zu» sammenhang, weder mit ihrer Praxis noch mit ihrer Art des Auffassens, Empfindens, Denkens; da kommt nichts vor von den künstlerischen Naturen, in denen die Idee, die Erfindung und die Phantasie ihres Schaffens wurzelt; sie werden nicht aufgeklärt über die Besonderheit ihrer Naturen und nicht über den Sinn der Begeisterung, als deren Werkzeug sie sich finden bei seltsamen Schöpfungen, so völlig und gewaltig abweichend von allem übrigen Werk der Menschen, unbegreifliche Hervorbrin« gungen innerhalb der Menschenwelt! Indem nun aber die Künstler sich abkehren von Leuten, durch die freilich sie über die Philosophie und die tzerzensbedeutung, yerzensunentbehrlichkeit und tzerzensunersetzlichkeit der Philosophie nichts erfahren können; die, selber erstarrt vom Froste der Scholastik, Andere nicht zu wärmen vermögen; und, von denen geleitet, sie zur verkehrten Thür Hineingerathen würden ins ganz Andere, indem sie, solche Leute verwechselnd mit den Philosophen, die Philosophen und die Philosophie verwerfen und befehden, thun sie, was nicht ungestraft sich thun läßt, was überhaupt von ihnen nicht eigentlich gethan werden kann. Denn sie kommen ohne Philosophen nicht aus; ja, wer kommt denn ohne Philosophie aus, ohne wirkliches Denken, als allein die wirklich Gedankenlosen? Schwer scheint aber begreiflich, daß die Gedanken nicht anders sich in Ordnung bringen lassen als durch Denken, nur durch systematisches Denken, durch Philosophie, und daß es keine Bildung geben kann als mit philosophischem Denken. Was Einer übrigens sein und wissen mag: denkt er nicht auch Philosophisch, so bleibt er roh, wüst, abenteuerlichen Verstandes, und wenn es ihm ernst ist, eine selbstquälerische und Andere quälende Existenz. Wer nicht philosophisch denkt, Der denkt nicht; wer so vom Denken im Allgemeinen wohl hoch spricht, die besonderen philosophischen Gedanken jedoch nicht denken kann, Der kann überhaupt nicht denken. Philosophie ist Denken; wenn aber Philosophie kein Denken ist, dann ist gewiß auch nichts Anderes Denken und jedes Andere schlechter als Denken (was vollauf auch von dem „Denken" gilt, womit unsere Empiriker die Philosophie ersetzen wol-

len). Keine Bildung ohne philosophische Erkenntnis;: Das haben
von Gebildeten die griechischen Gebildeten gewußt, nicht die
schlechtesten der Welt und diejenigen, die am Wenigsten durch
das Volksbewußtsein gebunden erscheinen: unter all dem Hohen,
was sie besaßen, gestanden sie, gestand auch ein Perikles den
höchsten Rang der Philosophie zu; nicht die Religion, sondern
die Philosophie war ihnen Gewissen und Halt,- und geistige Men°
schen sollten nicht ^zu allen Zeiten eben so von der Philosophie
wissen? Schlimm, daß viele Künstler es nicht wissen; und da
gerade die Künstler, wie wir sahen, am Wenigsten ohne Philo-
sophie sein können, so setzen sie an die Stelle der Philosophie
(o Jammer!) ihr Philosophiren. Das ist nicht schön, aber häß-
lich; und heißt nicht mehr eine verschämte Konkurrenz mit der
Philosophie treiben. Künstler, die man am Heftigsten so und so
schelten hört auf die Philosophie, die selben'Künstler hört man zu-
gleich fürchterlich selber Philosophiren. Von der Kunst meinen sie
nicht, daß sie durch Unkunst und Nichtkünstler hervorgebracht wer-
den könne, aber von der Philosophie meinen sie offenbar (ganz so
wie unsere wissenschaftlichen Empiriker), es lasse sich nur mit Un-
kenntnis und Verachtung ihrer Philosophiren, und sie zeigen sich als
Nichtdenker unternehmender im Denken, als Denker sind; sie ver-
achten nicht allein auf die Gedanken herunter, sondern auch gleich
mit auf alles Wissen und Lernen (ein alter Weiser hat gesagt:
Wer nicht lernt, ist des Todes schuldig!): nur ihre wunderthä-
tige Unwissenheit halten sie für geeignet, über Alles zu urthei-
len, — als wenn der Körper ohne Nahrungaufnahme sich be-
haupten und gesund sein wollte. Sehr viele Künstler trifft man
in erstaunlicher Unwissenheit über die Geschichte und die Erzeug-
nisse der Kunst, die sich gewaltig darauf zu Gute thun, wie
sie allem Denken über die Kunst aus dem Wege bleiben
(reden dennoch viel, sehr viel über Kunst und über ihre eigenen
Werke im Besonderen, was sie dann aber merkwürdiger Weise
keineswegs als nicht gedachtes, gedankenloses Geschwätz von Ig-
noranten genommen wissen möchten); und alle Aesthetiken ver-
dammend, wurden die Meisten gar selber (durch ihr eigenes Phi-
losophiren und durch das der Philosophen von ihrer Art
und der Dichterphilosophen) zu Aestheten, zum Aergsten, wo-
zu sie werden konnten. Aestheten: Das sind die schauderhaften
Menschen der Selbstentwurzelung und der Selbstaushöhlung.
Und so sind sie weiter ab von der Philosophie als jemals; in
ihrem Leben nicht ein einziges Mal widerfuhr ihnen die Ge-
walt des Gedankens, die erschütternde Gewalt des Gedankens vom

Einen widerfuhr ihnen niemals in der Klarheit, Bestimmtheit, Anverlierbarkeit der philosophischen Erfassung; und darum sind sie so in der Irre. Sie ahnen nicht, welche die Gedanken der Philosophie sind, die wahrhaft denkbaren, innerlich widerspruchlosen, in aller Gesundheit lebendigen, Frucht bringenden, srei machenden, selig machenden, was Alles an diesen wahrhaften, redlichen Gedanken hängt auch für ihr Schaffen und für ihr Leben - denn sie können nicht leben, ohne daß sie den Kraftboden der Philosophie berühren —, und wie Künstler und Philosophen, trotzdem die Wege, die von ihnen beschritten werden müssen, sie weit auseinanderführen, wie sie dennoch herzinnig zusammengehören und auf einander angewiesen sind gegenüber dem Leben der Allgemeinheit; einem Leben, in dem nichts von der Wahrheit des Geistes, viel vom Aberglauben stets verwirklicht ist, wo in die Praktik der Vernunft immer und überall der Wahn hineinregirt und in manchen Zeiten ganz allein regirt.!

Potsdam. Konstantin Brunner.

Anzeigen.

Die moderne Diplomatie, ihre Entwickelungsgeschichte und ihre Reformmöglichkeiten von B. L. Freiherrn von Mackay. Literarische Anstalt von Rütten & Loening in Frankfurt.

An dem Streit um die Reformbedürftigkeit unserer Diplomatie kann ich mich wegen Mangels an Sachkenntniß nicht betheiligen; nur Eins glaube ich behaupten zu dürfen: daß eine AusSandspolitik, die nur Diplomatie ist, nichts Ersprießliches, am Wenigsten etwas Großes, zn leisten vermag. Ich unterscheide nämlich von der Diplomatie die Hohe Politik. Diese Midie Kunst des leitenden Staatsmannes (wenn, wie in England, eine Oligarchie die Geschäfte führt, der leitenden; Männer), den Tendenzen der Völker-- und Staatenentwickelung, den Bedürfnissen und Strebungen des eigenen Volkes die Ziele zu entnehmen, die er sich zu stecken hat; während Diplomatie die Hilfkunst ist, durch Verhandlungen mit den fremden Regirungen, durch Beeinflussung der Presse, der Öffentlichen Meinung im In- und Auslande die Wege zum Ziel zu bahnen. Herr von Mackah nennt nach dem gewöhnlichen Sprachgebrauch, Beides Diplomatie, unterscheidet aber von der alten Schachspieldiplomatie die Politik Bismarcks, die er als die ideale Politik schildert. Diese Anterscheidung nun fällt so ziemlich mit meiner zusammen, denn die Unterhandlungen der Organe des leitenden Staatsmannes können den Schachspielcharakter niemals ganz abstreifen; und Bismarck ist, während er nebenbei auch Diplomat

war, doch eben vor Allem, als Staatsmann in meinem Sinn groß gewesen; auf die Ehrlichkeit, Offenheit, Gradheit, strenge Sittlichkeit, die Bismarcks Politik adelte, werden die Helfer, die eigentlichen Diplomaten, Wohl oft verzichten müssen. Wenn Mackah in der Behandlung Oesterreichs und Ruhlands ein Zurücklenken Bismarcks in die Methode der alten Diplomatie sieht, so fällt damit kein Schatten auf das glänzende Bild, das er von dem Meister der Hohen Politik entwirft, das würdigste und schönste von allen Bildern, die ich kenne, denn „das tragische Los, immer durch schwere Konflikte sich hindurchringen zu müssen, wo die Noth Entschlüsse erzwingt, wo zum Vaterlandsverräther gestempelt wird, wer nicht die Gelegenheiten am Schopf ergreift, wie sie kommen, und Verachtung und Hohn dem Besten im Nacken sitzt, der nicht den Erfolg auf seiner Seite hat, bleibt keinem großen Diplomaten (ich würde sagen: Staatsmann) erspart."

Der geschichtliche Theil des Buches erzählt, wie die gegen Ende des Mittelalters geborene europäische Diplomatie im päpstlichen Rom ihr Gymnasial-, in der Handelsrepublik Venedig ihr Hochschulstudium durchgemacht hat, das dann von den Seemächten zur Wissenschaft der Weltbeherrschung ausgebaut wurde. Im Mittelpunkt der Darstellung steht überall Bismarck; dann folgen einige Epigonen. Der den Reformen gewidmete Theil zeigt, welche Gefahren für die Gesundheit der Politik das parlamentarische System der >Westmächte birgt, und, daß bei uns noch am Ehesten die unentbehrliche Grundlage für eine gesunde Politik, das gegenseitige Vertrauen von Regirung und Volk, sich herstellen läßt. Die Reformvorschläge können im Rahmen dieser Anzeige nicht flizzirt werden. Der Baron Mackah geht von der Neberzeugung aus, daß die deutsche Diplomatie „auf der selben Höhe des LeistungveriniSgens und fortschrittlicher EntWickelung steht wie alle anderen Organe des deutschen Staatstorpers, allerdings auch deren Schwächen und Fehlbildungen theilt. Vom Scheitel dieses Gesichtswinkels aus muß das Reformproblem betrachtet und der Lösung entgegengeführt werden. Dabei ist vorab eine scharfe Linie zu ziehen zwischen den Aufgaben des Konsulats- und des Botschafterwesens; denn viele der Diplomatie als solcher gemachten Vorwürfe haben ihren Ursprung lediglich in gedankenloser Verwechselung und Verschiebung beider scharf getrennten Amtsgruppen." Der Reformentwurf schließt mit der Erinnerung an den hohen Beruf Deutschlands, „nicht nur der Logiker, sondern auch der Ethiker der Weltpolitik zu werden." Das kleine Buch belehrt gründlich und ist darum ein nützliches Buch; es erhebt und begeistert, weil es von Vaterlandliebe durchglüht ist; und ferner unterhält es angenehm, weil der mit reichem Wissen und plastischer Phantasie ausgerüstete Verfasser gut zu schildern und abstrahirte Wahrheiten, trockene Whatfachen mit sinnigen Bildern zu illustriren versteht.

Neisse. Dr. Karl Fentsch.

Anzeigen.

Und ösch. Gedichte. Im Tenien»Verlag in Leipzig.

Ts giebt stets bereite'Kinder der Zeit. Wer kein Härchen!krümmen konnte, versteht nun, alttestamentarisch zu hassen. Zage Seelen, die Watte in den Ohren trugen, lassen Kanonendonner krachen; über Nacht kommt ihnen Sanftmuth und Pelidenzorn; das Hosiannah und Kreuzige liegt ihnen gar nah bei einander. And dann leben sondern bare Käuze, altmodische, die, so zu sagen, ihr Haus in die einsamen Seitengassen bauen. Solch Einer tritt ins freie Licht und wagt, Lieder zur Harfe zu singen, während draußen die Völker ringen.

Altfränkischer Sonntag,

Irgendwo, im fernen Osten,
stampft das Schicksal über tausend Leiter,
irgendwo, gen Niedergang,
haucht ein einziger Sohn sein Leben aus.
And inmitten grausamen Geschehens
lächelt mild der Sonnentag von gestern,
spannt sich ruhevoll ein zarter Himmel,
lockt Emailleblau auf Maiengrün
aus den Büschen an den stillen Weiher.
Eine Lerche schwirrt, ein Kuckuck ruft,
'Liebe schlendert mit verschlungenen Händen
durch die schattenkühlen Taxushecken;
tief versonnen rauschen alte Zeiten.
Nur wie einer fernen Sense Dengeln
klingt der Flügelschlag von Niesenvögeln,
mahnt an Erntetag der Schnitter Tod.

Triebsand,

Weit bin ich durch das Land gezogen;
ging irr mein Wanderschritt?
Hab' ich mich kreisend selbst betrogen,
glitt dünenwallend mit
der Boden, der zu Sehnsuchtzielen
mich Pilger tragen sollt?
Die Schatten, die einst abwärts fielen,
sind über mich gerollt.
Ich stehe,auf der alten Stelle,
ins Nfer eingekrallt,
urewig quillt und rauscht die Welle,
die von Erfüllung lallt,
vom Hoffen, das, wie Sand zerronnen,
mich zu begraben droht,
vom Lichte, das, zu Staub zersponnen,
fern meiner Welt verloht. ,

Die Zukunft.

Das Glück.

Leise, leise: das Glück steht vor der Thür.
Siehst Du, wie sich die Klinke langsam neigt, ^
ein feiner Lichtspalt sich im Dunkel zeigt?
Hörst Du, wie klingend sich die Angel dreht,
ein Aeolsharfenton melodisch weht?
Streift Dich das Tasten einer zarten Hand, j
der Morgengruß aus langerträumtem Land?
Fühlst Du, wie Dich ein Mantel weich umhüllt,
sein süher Duft den engen Raum erfüllt,
der sich nun dehnt, so tief, so hoch, so weit, , .
daß aus dem Schöße der begrenzten Zeit
helleuchtend wächst empor Unendlichkeit?
Spürst Du den ewigen Geist, wie ich ihn spür'?
Leise, leise: das Glück steht vor der Thür!

G e st e r n.

Leise gleitet unser Nachen,
Silbertropfen rinnen klingend
von den ausgestreckten Rudern;
tönende Erinnerungen
kräuseln auf der Spiegelfläche,
wie ein Windhauch auf der Harfe.
Blau und weiß im Mondenscheine
ruht die Welt, das ferne Ufer,
wo noch gelbe Feuer glimmen,
stirbt dahin; nichts mahnt an heute,
Alles flüstert wie im Traume
von dem Gestern, das uns liebte.

Am Ziel.

Noch braut der Nebel überm Ried
wie zitternder Orgelton,
von ferne weht ein Abschiedslied;
die Sterne verglimmen schon.
Wir tasten uns durch Dorn und Strauch,
durchschauert von Morgenfrost,
umspült von naher Stunden Hauch
traumwandelnd gen rothen Ost.
Das Klingen schwillt, der Thalwind saust,
die nächtliche Fessel bricht;
hell über uns Erlösten braust:
die Sonne, der Tag, das Licht?

Wer an Kriegslieferungen Gefallen findet, meide dieses Buch;
es kommt zu spät oder zu früh. Doch kümmerts den singenden Vogel,
ob der Herbst zu lange währt oder der Frühling zu schnell kam,?

Leipzig. Gustav Hermann.

Phantasus.
Phantasus. Insel-Verlag in Leipzig. 336 Seiten Großfolio.
Seit dreißig Jahren kämpfe ich einen Kampf, der, noch von keinem Zeitungschreibenden beachtet, vom Publikum nicht geahnt und nur erst von wenigen Freunden begriffen, dem deutschen Gedanken (und zwar naturnothwendig, weil die Kraft von Ideen sich berechnen läßt) die Füh» rung auch in der Literatur sichern wird, wie Hunderttausende heute dasür bluten, daß sein Bestehen nicht aus der Welt der Völker ge° drängt wird.
Im „Vorwort" meines letzten Werkes, „Berlin. Die Wende einer Zeit in Dramen. Ignorabimus. Tragoedie," streifte ich diese Idee und schloß: „Karl Goedeke, der alte Goedeke, unter allen unsern Literarhistorikern nicht blos der ganz zweifellos unvergleichlich ver- dienstvollste, sondern auch zugleich der unbestechlich ehrlich-verläß- lichste und objektivste, schrieb in seinem .Grundriß', sünftes Buch, zweites Kapitel, über Martin Opitz: ,Mit ihm und durch ihn beginnt die Abhängigkeit der deutschen Dichtung, die bis auf die Gegenwart fortdauert, bald.von Holländern, Italienern und Spaniern, dann von Franzosen und französischen Engländern, dann von Römern, Griechen und Engländern, darauf vom Mittelalter, von dem Orient und wei» testen Occident und schließlich vom Auswurf aller Weltliteratur .. ^ Ein Weg, der, wenn er auch über glänzende Höhen führt, im ge- schichtlichen Sinn ein Leidensweg ist und möglichst abgekürzt zu wer« den verdient.' Nm diesen .Leidensweg' (man erinnere sich wohl: die .glänzenden Höhen', über die er .geführt', hatten die eine .Schiller' und die andre ,Goethe' geheißen, und was nachfolgte, war Bärme und «meine gesummte Zeitgenossenschaft taumelt auf ihm noch immer), um diesen .Leidensweg' nicht etwa blos .möglichst abzukürzen', son- dern um endlich sein Ende herbeizuzwingen, und darin, mit aller Bewußtheit, habe ich nun seit fast dreißig Iahren meine .Mission' erblickt, gab es nur eine Möglichkeit. Die alte Tradition, die jede Weiterentwickelung niederklammerte, wie mit Polhpenarmen, zu zer- trümmern und an Stelle der Zertrümmerten eine neue zu sundamen- tiren. Jede Wortkunst, Lyrik wie Drama (vom schlapp gewordenen ,Epos', vom Roman, der stets eine Zwitterform war, wie er stets, die Gründe gab ich anderswo, eine solche bleiben wird, eben so vom sogenannten Prosadrama, das sich mir heute, trotz seinem letzten Großen, Ibsen, nur als eine bloße Auflösung spiegelt, sehe ich hier ausdrücklich ab), jede Wortkunst, von frühster Arzell bis auf unsere Äage, war, als auf ihrem letzten, tiefstuntersten Formprinzip, auf Metrik gegründet. Diese Metrik zerbrach ich und fetzte dafür ihr genau diametrales Gegenteil. Nämlich Rhythmik. Das heißt: per- manente, sich immer wieder aus den Dingen neu gebärende, tom» plizirteste Nothwendigkeit, statt, wie bisher, primitiver, mit den Din- gen nie oder nur höchstens ab und zu, nachträglich und wie durch

Zufall, koinzidirender Willkür. Das klingt sehr simpel und hört sich ‚wie nichts an', etwa ähnlich wie die Unckehrung des Satzes, die Sonne dreht sich nicht um die Erde, sondern die Erde um die Sonne, von dem heute, rund dreieinhalbhundert Jahre nach dem Tode des Kopernikus, jeder, so zu sagen, bessere Esel sich einbildet, er hätte sich diesen kleinen Scherz, von dem so viel Aufhebens gemacht wird, eben so leisten können, wird aber in seinen Folgen, und zwar nicht nur für uns und unsere Literatur, sondern auch für alle übrigen, die es eben so befreien wird, genau so unvergänglich bleiben, wie es, auf ihrem Gebiet, die That des frauenburger Domherrn bleiben wird. Lhrik und Drama (bereits bei der ‚Sonnenfinsternis war mir Das aufgegangen, aber erst durch das ‚Ignorabimus' ist es mir heute Gewißheit) haben sich formal wieder zu einer Einheit geschlossen. Den selben rhythmischen Nothwendigkeitorganismus, den jedes mir geglückte ‚Phantasus'-Gedicht darstellt, nur noch entsprechend differenzirter, bilden jetzt auch diese Tragoedien. Meine Arbeit, die mit diesem ihrem ersten Haupt- und konstruktiven Theil hinter mir liegt, war eine mühenvoll lange, die Hemmnisse und Schwierigkeiten, die sich mir entgegengestellt, innere wie äußere, schienen mir oft die denkbar niederdrückendst unüberwindbarsten, aber ich habe sie bewältigt und brauche daher mein Leben, das ich an diese Aufgabe gesetzt, nicht zu bereuen!"

Das mochte sich anhören, wie aus dem Stolz eines Gottes, der nach sechstägigem Schaffen am siebenten auf sein Geschaffenes zurückblickte und „sähe, daß Alles gut war". Es brauchte, als Behauptung, meinetwegen auch noch Keinen zu überzeugen.

Aber man stutzt vielleicht, man beginnt am Ende doch, in seine bisherige Lässigkeit, in sein Ueberhören, in seine Nichtachtung ein gewisses Mißtrauen zu setzen, wenn ich mich heute unterfange, auf mein damaliges „Exempel (formale: Das heißt also künstlerische Wiedereinheit von Lhrik und Drama, wie zu allen großen Zeiten) die „Probe" zu geben. Hier ist sie! Ich saß über der Korrektur dieses Buches, dessen sechstes Heft einen Chklus, wenn ich mich so ausdrücken darf, „religiöser" Gedichte enthält. Zwischen dem mir vorliegenden vorletzten, das mit einer absoluten Verneinung schloß, und dem letzten, das mit einer eben solchen Bejahung begann, schien mir eine kompositionell allzu große Lücke zu klaffen, die ich unter allen Nmständen überbrücken imüßte; und zwar schon für diese Ausgabe und für diese Fassung, so durchaus wissentlich ich im Uebrigen eine ganze Reihe anderer noch als solche belassen hatte.

And ich hörte zugleich deutlich die Worte:

„Und ... doch! Und ... doch! jUnd... doch! Und... doch!"

Diese Worte schienen mir für die gesuchte Ueberleitung „die Melodie" anzudeuten; und ich theilte ihre Begründung, wie ich sie mir dachte, einem Freunde mit, der mir gegenüber saß und mir an einem zweiten Exemplar bei der Durchsicht der Korrektur half.

„Diese Begründung haben Sie im .Ignorabimus", an irgendeiner Stelle, ich glaube, im fünften Akt, schon einmal gegeben! Leider muß ich jetzt fort. Sehn Sie mal nach. In einer Stunde bin ich wieder da."
Im „Ignorabimus"? „Fünfter Akt«? Ich entsann mich nicht.
Aber ich sagte mir: hatte mein Freund Recht gehabt, hatte ich diesen „Inhalt", wie er behauptete, wirklich schon mal gegeben, so mutzte seine Form mit der, die ich hier suchte, identisch sein. So brauchte ich jene Stelle, die ich vollkommen vergessen hatte, nur mechanisch hier einzufügen: und das Gedicht, das ich zwischen den beiden vermitzte, stand da. Ich verrathe und bekenne gern, datz ich an das Suchen der Stellen mit einem gewissen Herzklopfen ging. Mit meinem entweder positiven oder negativen Resultat (Das wußte ich) bejahte sich mir jetzt oder verneinte sich mir sowohl meine „Theorie" als mein Können.
Seite 336, 337. Das wars. Da stands! Und ich las. Mit
stockendem Atheml
Hurra! Nicht ein Wort, das sich verschob, nicht ein Ton, der
nicht „saß", nicht eine Silbe, die verändert zu werden brauchte! Und als mein Freund (ich kann seinen Namen, falls man es wünscht, nennen) zurückgekommen war, stand das Fehlende in meinem Exemplar, entsprechend seiner Inneren Rhythmik, bereits eingeordnet:
Und...doch! Und...doch! Und...doch! Und...doch!
„Unser bestes
Sehnen
schreit nach Gerechtigkeit!
Aus diesem gemeinen, schmutzigen Tohuwabohu, in dem wir Alle be° schlämmt bis an den Hals waten,
verlangt es
selbst den Besudeltsten und Beschmiertesten
nach einer läuternden, regenerirenden, seelischen Transmutation und Wiedergeburt,
nach einem erlösenden, sühnenden Entsündigungbad,
nach einer fleckenlosen
Reinheit!
Wenn auch schon längst nicht mehr in dieser,
so doch in irgendeiner fernen,
tröstenden,
oft nur wie durch einen dunklen Traum erhofften
und erahnten,
imaginären anderen Welt!
Jedem Schmerz,
in unumgänglich nöthiger Wechselwirkung,
nach einem letzten, tiefsten, innersten Empfindungsgesetz in uns,
aus einem uns bereits seit Urbeginn immanenten, weit über unseren Verstand und unsere Sinne gehenden,

ultraimperativen Muh heraus,
entspricht
eine Freude!
Jedem Negativum ein Positivum,
jedem Minus ein Plus,
jedem Relativen ein Absolutes,
jedem Diesseits
ein kompensirendes, alles Irdische wieder wettmachendes,
ausgleichendes Jenseits!
Daran glaube ich, darauf hoffe ich,
daraus baue ich, darauf vertraue ich, darauf schwöre ich, darauf verlasse ich mich,
daran halte ich, halte ich, halte ich
fest!
Und... doch! Und... doch! ^Und...doch! Und... doch!
Und... doch!
Wie leicht, wie erlösend, wie selbstverständlich fügte sich jetzt
an diesen „Uebergang" das Schlußgedicht! Man mag es, an seiner
von mir bezeichneten Stelle, im Zusammenhang nachlesen.
Hatte schon je ein Astronom, allein aus seinen Berechnungen,
auf das Vorhandensein eines bestimmten, noch nicht entdeckten Sterns
geschlossen und dieser Schluß sich dann durch die Wirklichkeit bewahrheitet: hier, im vorliegenden Fall, in einer Disziplin, die noch
ungleich komplizirter war, weil sie eins rein geistige ist, war mir
jetzt genau das Selbe geglückt! Es bewies, bestätigte und bekräftigte
mir: die kommende, unausbleibliche Führerschaft Deutschlands auf
einem Gebiet, auf dem unser Volk, eigenem, unverdächtigem Zeugnis; nach, bisher, trotz einzelnen unleugbar großen Thaten, doch nur
eine im letzten, entscheidenden, weil Evolutionsinn mehr empfangende
als gebende Rolle gespielt hatte! Ein geschichtliches Werden und
Sichentwickeln, das ich geahnt hatte von allem Anfang an und dessen
letzte Schleier jetzt vor mir zerrissen lagen! Einheit, nothwendige,
durch die gesummte Wortkunst, von Form und Inhalt! Rhythmik,
statt Metrik! Determination, auch hier, und nicht mehr, wie bisher,
sogenannte „Willensfreiheit"!
Mit dieser Idee, mit dieser Forderung, über die eine im Prinzip noch weitere Steigerung gedanklich nicht mehr möglich scheint und
die, nach dem klugen Wort des alten Fontane, der sofort damals
hellhörig die Ohren spitzte, als er um 1890 herum ihre ersten Stammellaute vernahm, eine „literarische Weltwende" eingeleitet hat, tappen
wir jetzt anderen Völkern künstlerisch nicht mehr hinterdrein, sondern marschiren wir jetzt ihnen, allen, vorauf und an der Spitze.
Ob mich eine zeitgenössische, „vaterländische", sich so nennende
„Kritik" in ihrer eingebildeten, privaten Geschmacks-Rangliste als
„Dichter" vor Li°tai-Pe und Shakespeare notirt oder hinter Balduin
V

Bählamm: man darf mir wirklich glauben, das; ich letzten Endes
nicht allzu viel Werth darauf lege. Aber der Spaß hört auf, ihr
Hirn hat zu funktioniren, ihr Intellekt darf sich nicht totstellen, wenn
es sich nicht mehr blos um meine Person, die sich selbst vollkommen
gleichgiltig ist, sondern außer mir auch noch um eine Sache dreht!
„Diese Sache", schloß Robert Reß seine 1913 im Verlag von Karl
Reißner in Dresden veröffentlichte Schrift „Im Kampf um Arno
Holz. Eine eröffnete Reihe. I. Arno Holz und die deutsche Presse",
„ist die künstlerisch wichtigste, die es in Deutschland heute durchzu-
kämpfen gilt, und von ihrem Erfolg, oder Nichterfolg wird es ab-
hängen, ob die deutsche Literatur im höheren Sinn sein oder nicht
sein wird." , Sie wird sein, weil diese „Sache", ganz gleich, wie
man sich zu ihr stellt, ob ich ihr noch länger dienen darf oder nicht,
nun auf die Dauer nicht mehr totzukriegen ist!
Die Noth dieses großen Krieges rief unser Volk, aus der Fremde,
zu sich selbst. Möglich, daß ein neues Deutschland einsieht, was
mein Werk der Befreiung, falls man ihm noch zwanzig Jahre der
Weitervollendung vergönnt, für sein geistiges Zukunftwachsthum be-
deuten würde. Mein letztes Ziel mit diesem Lyrikon („Lhrikon", ja-
wohl!), dessen ungefähre Umrisse sich vorläufig nur andeuten, dessen
innerstes, unterstes Grundwollen vielleicht für Manchen noch kaum
zu Tage tritt und dessen gegenwärtiger Umfang von der vollendeten
Fassung, wie sie mir vorschwebt, erst etwa den knapp dritten Theil
bildet, ist ein Weltbild, wie es meine Absicht war, mit meiner be-
gonneneu Dramenreihe, von der ich noch nicht ahne, ob Glück und
Umstände es mir gestatten werden, nochmals und wieder zu ihr zu-
rückzukehren, ein Zeitbild zu gestalten.
Rein „technisch" bemerke ich noch: ich hatte in meiner „Re-
volution der Lyrik", die zu meinem einschlägigen Schassen die
theoretische Grundlage gab, in meinem Eifer als Praktiker einen
kleinen logischen Schnitzer verbrochen; den einzigen, dessen ich mich
schuldig weiß. Nämlich: den Reim völlig auszumerzen, statt ihm,
wie den übrigen überlieferten Hilfsmitteln, sekundäre Bedeutung zu
belassen. Ich nagle Dies hiermit fest und freue mich dieses Fehlers,
da ich sonst, ohne ihn, wie ich das GesZühl habe, nie die Stufe erreicht
haben würde, auf der ich, wie ich glaube, heute, künstlerisch, stehe.
Arno Holz.

Deutsche Verse.

Bild der Freiheit.

Du den Strom, den Bergeshöh» entquollen,
SA Die dunklen wogen majestätisch rollen?
Es sieht bei Dir, ob er auf seinem Pfad
Dir Segen bringend, ob verderbend naht.

Grab ihm ein Bett, so wird er Deine Auen
Erquicken und zur Fruchtbarkeit bcthauen;
Doch stemmst Du Dich entgegen seinem kauf,
So geht Dein Acker, sammt der Frucht, darauf,
Friedrich Hebbel.

Phantasie.

(Aus „Verse und Bilder"; im Verlag der Aktion.)

Ich sehe die Geister in dunkelcn Lauben zechen
Und schimmernde Weiber sich dehnen auf nackten Thronen,
Ich höre, wie Riesen ihre Fesseln zerbrechen.
Fahl schimmern die Schlösser, in denen die Greifen wohnen.
Kolosse schwanken heran, Eherubgestalten,
Nacht im wilden Auge, schwarz rauscht ihr Gesieder
Empor, ködernde Fahnen entfalten
Sich. Chöre verhallen und wilde Sturmlieder,
wohlan I wohlauf, altes Herz! Mit unzähligen Maschen
Ziehen die schimmernden Träume über die Welt,
wer hat sie gewebt? wer will ihre Enden erfassen?
Strahlender Schmuck, der ins Unendliche fällt.

Lied.

Zierliche Birke Du, neige
Dich tief in den Himmel ein,
In Deine hängenden Zweige
Kehrt der Abendstern ein.
In dem zarten Gehäuse
keuchtet er doppelt klar,
Ein Fisch in himmlischer Reuse,
Golden und wunderbar.
Abendstcrn, friedliches Kleinod,
Birgt sich am Himmelsrand,
Purpurflore und wcinroth
Reichen ihm lieblich die Hand,
Abschied und kühles Verwehen.
Lange Dämmerung wacht,
Hirtengesänge gehen
Selig durch die Nacht.
Wilhelm Klemm

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur! Maximilian ßarden in Berlin. —
Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Paß « Sarleb G. m. « g, in «erlin.

IS. August 191Â«.
Ar. 4S.
â€” Die ZuKunst.
Osmen verclen scknell ung grÃ¼ncklick
:8suÂ»torium LÃ¼dlsu:

k^itk'slsmps

(«exer un6 vrockdsus)
! LoetKe»va«KKs»SIu»z,rrieSriek8tr. l?S
HiätetKursn
nsch5chrotii
vr. Möllers

Sil ^r^s!5mclet
GcilemAleikum
GalemGolö
Kigaretten.
pr^i.^r z« ^ ^> 6 s lO
^ s s s IO l2 pfcj^tuck.
20ZlücK,feIäpoÄmsstigverpsckt,V»rt«krSik
S0ÄucK,5eIäpoÄms»tzverpscKl,1«?f,port«?
ZnK,Nuyo?,eK,No^e5ersnkZ,^iZXönMv5äcKsen, !M
Irustkrei.'
> r^« rzs« r^« k^« «s« «si? > r^i? r^« r^s? r«s»k «s» r^s ps» >
^ Seftellunge« H
auf die
Ginbanddecke
zun: 95. Bande der „Zukunft"
(Nr. 27—29. HI- Wuartal des XXIV. Jahrgangs),
elegant und dauerhaft in Halbfranz, mit vergoldeter Pressung ic. zum
Preise von Mark 1.75 werden vsn jeder Buchhandlung od. direkt
vom Verlag der Zukunft. Berlin 8W. 48, wilhelmstr. s»
entgegengenommen.

Frage.
erwarten,tzerrDirektor,daß ich gegen die Versendung von
Schriften, die Annexionen fordern und trotzdem den Regi»
«nden mißfallen, ein kräftiges Wort sagen werde? Ich muß Sie
enttäuschen. Mir scheint der Tadel solcher Versendung völlig
grundlos und ich begreife nicht, daß reinliche Menschen undZei»
tungen aus ihm fast schon einen Sport machen, Auflageziffer und
Vertriebsart öffentlich angeben und dadurch die Behörden in Trab
zu bringen veifuchen. In unserer HeimathlebenLeute, die meinen,
daß man keinen von und nach der englischen Küste steuernden
Passagier» oder Frachtdampfer schonen oder auch nur warnen,
um die Empfindlichkeit der Vereinigten Staaten sich nicht küm»
mern,im I nneren dieSozialdemokraten nicht als and erenim Recht
gleiche Bürger behandeln, den Krieg nur durch einen Friedens»
vertrag enden dürfe, der dem DeutschenReich ungefähr eine halbe
Million Quadratkilometer neuen Landes giebt. Daß diese Leute
empfehlen, die Bewohner der dem Reich anzuflickenden Strecken
wegzujagen oder zu rechtlos Hörigen zu machen, ist mir ein
Schmerz: weils unseren Feinden erlaubt, dieDeutschen Von1916
eines Mangels an Menschengefühl zu zeihen, dessen das Rom
HerAntonine sich zu schämen begann. Die sich so absurd geberden,
find aller Politik fern, rauh aus dem Glauben an die Wirksam»
seit staatsmännisch-diplomatischentzandelns gestoßen und in den
Wahn verleitet worden, Deutschland könne nur gedeihen, wenn

es sich unter allen Umständen selbst zu ernähren, die wichtigsten
Rohstoffe aus Eigenem zu sichern und dennoch andere Staaten
zur Abnahme seines Waarenüberschusses zu zwingen vermöge.
Manche, die nicht auf dem offenen Feuer internationaler Politik
für den inneren Haushalt sich die zu Macht stärkende Speise be»
reiten wollen, wären in vernünftiger Erörterung vielleicht zu be»
lehren.Der aber gewähren dietzerrschenden nicht den schmälsten
Raum. Unmöglich, auch nur zu erweisen, daß neun Zehntel des
unfruchtbar scheinendenZankesvonderAbsicht auf innere Politik
bestimmt sind. Die Absperrung aller Hauptgebiete politischen
Trachtens muß schädlicher wirken als die Verriegelung der sonst
dem Handel offenenReichsthore. In Friedenszeit quillt dem Volk»
nach der Arbeit in Werkstatt, Kontor, Amts- oder Studnstube»
mannichfache Lehre über die ihm fremden Gegenstände gemeinen,
gar internationalen Wesens; jetzt, vor verhängnißvoller Entscheid
dung, ist es auf den armsäligen Bestand des inneren Geistes»
Marktes und auf Gevatterstratsch angewiesen. Der unterirdische
Schriftenversand soll aus der Noth Helfenz redlicher Ueberzeu»
gung, ohne Scheu vor Mühe und Kosten, Genossenschaft werben.
Dagegen sage ich nichts. Bedaure nur, daß solche tzeimlichkeitnoth»
wendig geworden ist (und daß der Verfasser einer mißliebigen
Schrift nicht Generallandschaftsdirektor bleiben dmfte). Ver»
nünftig, würdig, nützlich könnte ich nur den Rechtszustand nennen,
der Jedem gestattet, in der Noth des Vaterlandes sein Meinen
undWollen mit anständiger Offenheit auszusprechen. Ist Späh»
sucht und Angeberei noch immer von Censurzwang untrennbar?
MußderVerstöndigungmit Rußland ErstrebendeDen schimpfen
und in Aechtung verwünschen, der ein leidliches Verhältnitz zu
England vorzöge? Und müssenBeide sich mit hastig verbrüderte?
Wuth auf den Ketzer stürzen, der den Reichskörper vorSplittern
fremden Volksthumes bewahren will und warnend auf dieThat»
fache weist, daß im letzten Jahrhundert keine Nation in Europa
annektirtenLandes froh ward ? Von demHäuflein, das mindestens
fünf Reiche zerstücken möchte, sind die Regirenden nicht durch
Grundsätze, sondern nur durch die Mauer des Entschlusses ge»
schieden, nicht mehr zu nehmen, als zu erlangen ist. Gönnet Je»
dem die Möglichkeit, unter selbst gewählterFahne zu fechten; für
die Einzwängung von zwanzig bis dreißig Millionen Polen, Lei»

ten, Esthen, Litauer, Wallonen, Vlamen, Franzosen, für die Er»
Haltung des von der Reichsverfassung umschriebenen Gebietes,
meinetwegen sogar für die Edensfrucht eines Mitteleuropa (das,
scheint mir, auch vor demKrieg deutschemWillennichtverschlossen
war).Dann wird sich zeigen,in welcher Kämpferschaar dieUeber»
macht glüht. Frei, HerrDirektor, darf sich nur nennen, wer bereit
ist, auch dem Gegner, dem Feind, dem wildestenTollkopf dieFrei»
heit, des Wortes und der Handlung, nicht zu schmälern.
Warum ich so lange nichts über Rumänien gesagt habe?
Weil Neues nicht zu sagen war und die Bedrohung eben so thö»
richt ist wie die Umschmeichelung der Dako»Walachen. Die wer«
den thun, was sie nützlich dünkt; und zunächst wohl abwarten, ob
die Feinde Oesterreich-Ungarns, nach Czernowitz,Kolomea,Bro»
dy, Stanislau, Görz, auch Lemberg und Trieft erobern können.
Ueberredungversuche helfen nicht. Nur die Furcht,daß derFeld»
Marschall von tztndenburg die Russen noch einmal zurückwerfen
werde, kann den Vordrang hemmen. An dem selben Iulitag des
Jahres 1870, da Fürst Karl von Rumänien an den Vetter Wil»
Helm schrieb, sein Gefühl werde «stets sein, wo das schwarzweiße
Banner weht", sprach sein Minister Carp in der Kammer: «Wo
Frankreichs Fahne weht, ist auch Rumäniens Gefühl und Inter-
esse." So, ungefähr, siehts noch heute an der Unteren Donau aus.
Die Volksmehrheit unfrei und stumm; in der dünnen Oberschicht
die Gier nach dem Ehrentitel der Trance 6e I'orient. Die stärksten
Gründe gegen die Verbündung mitRußland deutete der Brief an,
den Graf Julius Andrassy, nach dem Rücktritt aus demAmt, im
April 1880 an den Fürsten Karl schrieb. «Nach meiner Ansicht,
die ich nun, als Privatmann, unumwunden aussprechen kann,
hat Rumänien sowohl in seinem nationalen als im europäischen
Interesse den selben Beruf wieOesterreich-UngarmgegendieSla-
wifirung eines Theiles von Europa und besonders des Orients
eine wirksame Barriere zu bilden. Ihre gemeinsame Aufgabe ist,
das Zusammenfließen der nord» und der südslawischen Elemente
zu verhindern. Ein Abweichen von dieser Richtung müßte unse»
rer Monarchie viele Gefahren, demFürstenthumRumänien den
Untergang bringen. Ich bin überzeugt, daß das seit dem Besuch
des Fürsten Bismarck in Wien zwischen uns und Deutschland
bestehende Verhältniß Eure Königliche Hoheit in Ihren beiden
IS»

Eigenschaften, als Fürst von Rumänien und als Hohenzollern
gleich angenehm berührt hat. Dieses Verhältniß ist nicht ephemer
und beruht nicht auf persönlichen Beziehungen, sondern aus einer
gesunden Realpolitik, die kein englischer Ministerwechsel stören
kann. Weil diesesBündniß nur so weit gegangen ist, wie dieIn»
teressen erheischen, und nicht um eines Haares Breite weiter.wett
es keinem Theil ein Opfer zumuthet, das über dessen eigene In»
teressen hinausginge,wird es bleiben und fest sein. Es beschränkt
sich auf eine natürliche Abwehr einer natürlichen Gefahr und gip-
felt, wie Eurer Königlichen Hoheit ohne Zweifel bekannt ist, darin,
daß ein russischer Angriff auf einen der beiden Staaten beide ver-
eint finden würde. Rumänien braucht, nach meiner unmaßgeb»
lichen Meinung, nur zu wollen, um in einem gegebenen Augen»
blick der Dritte im Bund zu fein; es hat nur in geeigneter Weise
den Entschluß anzuzeigen, sich, wenn es angegriffen wird, an die
beidenReiche zu lehnen. Damit thäteRumänien nur,was Oester-
reich und Deutschland schon gethan haben: es hätte im Voraus
markirt,wo es im Fall eines Angriffes seineStütze suchen würde.
Solche Erklärung Rumäniens würde die beiden anderen Reiche
moralisch binden. Sollte Herr Bratianu aus Wien und Berlin
den Eindruck mitgenommen haben, man sei ihm mit zu viel Re»
serve begegnet, so hätte er geirrt. Als Deutschland und Oesterreich
vereinbarten, dem russischen Kabinet kein Geheimniß daraus zu
machen, daß ein Angriff auf einen der beiden Staaten beide ver»
eint finden würde, bestand eine Gefahr, die eben durch diese Er»
klärung sürs Erste beseitigt wurde. Damals wars keine Heraus»
forderung, auf dem Papier die Konzentrirung vorzunehmen und
zu veröffentlichen; heute, ohne solche Gefahr, könnte die Fort»
setzung desManögers durch die präventive Zuziehung eines drit»
ten Staates als eine krankende Bedrohung Rußlands aufgefaßt
werden, die beiden Staaten fern liegt. Daher eine gewisseZurück-
haltung. Rückt aber die Möglichkeit der Gefahr wieder näher, so,
naturgemäß, auch die Fortsetzung des Begonnenen! Eine Mili»
tärkonvention käme dann von selbst; und ich bin überzeugt, daß
sich das vonEurerKöniglichentzoheit mitunbestreitbarem Ruhm
geführteHeer an das meinesallergnädigstentzerrnreihen würde,
zu Erhaltung des Friedens oder zu siegreicher Entscheidung, je»
denfalls zum Wohl Beider!" Ganz so einfach, wie der Magyar

sie in struppigem Deutsch schilderte, war die EntWickelung nicht.
Erst nach Iahren entschloßKarl sich zu der angebotenenMilitär»
konvention; und als sie, 1914, wirksam werden sollte, sprach das
Ministerium, der König habe, in dem Geheimvertrag, den Kai»
fern sein Wort, nicht Rumäniens, verpfändet, das nicht gefragt
worden sei und dem das gekräftigte Oesterreich-Ungarn ein un»
erträglicher Nachbar wäre. Aus der Bukowina, aus Sieben»
bürgen, dem Banat und anderen ungarischen Komitaten ward
dem Königreich Rumänien ein Gebietszuwachs von fast hun»
dertfünfzigtausend Quadratkilometern, ein Volkszuwachs von
siebenMillionen Menschen verheißen. So großen Gewinn ohne
ernstes Wagniß einzuheimsen, wäre Wonne. Rußland könnte
für dieDuldung bewaffneten Durchmarsches die Bukowina oder,
wenn sein Heer so weit vorwärts käme, Siebenbürgen anbieten
und MinisterpräsidentBratianu sich dann des Briefes erinnern,
in dem der kluge Fürst Karl Anton von Hohenzollern an seinen
Karl schrieb: »Krieg gegen Rußland, zum Schutz der Neutra»
lUät, scheint mir für Rumänien eine Monstrosität zu sein, die
selbst von Europa nicht verstanden würde. "Noch aber dämmt die
Vorstellung deutscher Heereskraft denWillensstrom.der diekou-
manie ^sservie befreien möchte. Nirgends hat eine Lehre Bis»
marcks sich tiefer eingeprägt als dem Rechnersinn der Rumänen
die aus dem Frühjahr 1868: «Rumänien muß das Belgien Süd»
Osteuropas fein, ein möglichst gutes Verhäliniß zu allenNachbarn
erstreben und geduldig warten, bis ihm vom Europäerbaum ein
paar reifeFrüchte in den Schoß fallen. Selbst die Früchte, zumal
unreife, zu pflücken, ist ihm verboten. Mit allen Mächten muß es
gleich gut stehen undin der letzten Stunde, wennAlles zusammen»
bricht, sich der Macht zugesellen, deren Sieg mit Sicherheit zu
erwarten ist.« Dieses Wort löst alle Räthsel rumänischer Politik;
und keine Beredsamkeit von heute undmorgen kann es überlönen.
Noch schlugnicht die Stunde des Zusammenbruches. Das Wetter
kann sich, ehe Herbst wird, noch einmal ändern. »Mit wem wer»
den Sie gehen?« »Mit dem Sieger; denn nur er ist im Recht.«
Was die Feinde am Ende des zweiten Kriegsjahres gesagt
haben? Was sie seit zwei Iahren sagen: daß sie, in zärtlichster
Eintracht, des Sieges gewiß sind. Der russische Generalstabschef
Ale zejew:»Ich glaube, daß die schwierigste Stre cke d es Feldzuges

hinter uns liegt. Wir fühlen, daß derFeind schwächer wird; noch
aber leistet erzähen Widerstand und erst nach gewaltiger Anstren»
gung wird uns gelingen, ihn völlig zu vernichten." Der britische
Generalstabsches Robertson: »Wir haben Menschen, Geschütz
und Geschosse und begrüßen in ruhigerZuverstcht das dritteIahr
des Kampfes für Recht und Freiheit.« Abgeordneter Bissolati:
»Der Krieg ließ uns Frankreichs unverwelkliche Jugend erkennen
und ich bin stolz darauf, daß mein Vaterland Italien der Repu»
blik, zu Rettung europäischer Civilisation, brüderlich gegen die
selben Feinde verbündet ist."StaatssekretärChamberlain: »Die
Eintracht der Nationen und ihrertzeldenheereverbürgt uns voll»
kommenen Sieg." General Turner: »Ich glaube, daß der Krieg
noch in diesem Kalenderjahr enden wird; denn Deutschland und
Oesterreich würden, wenn sie ihn länger führten, an Menschen
und Vermögen so arm, daß sie sich kaum in vier Jahrzehnten er»
holen könnten." Lord Derby: »Wir werden den besiegten Fein»
den Bedingungen aufzwingen, die Europa vom Militarismus
erlösen und auf viele Menfchenalter hinaus den Frieden sichern
werden." Sir Arthur Conan Doyle (dem es Sherlock Holmes
verrathen haben muß): »Wirwerden in Sparpflicht, Deutschland
und Oesterreich aber in Bankerot genöthigt werden." Genügen
die Pröbchen? Mir auch.Nur noch ein paar Sätze ausdemFest-
tagsartikel des Genossen tzerve: »BeimKrämer hört man Klein»
bürgersrauen und Proletarierinnen oft fagen, trotz allen schönen
Reden und Schreibereien sei derFeind nun schon zwei Jahre im
Land und sitze sest in sieben Bezirken. Warum? Weil die Abge«
ordneten nicht das fürs Heer geforderte Geld bewilligt haben. Die
selbe Anklage finde ich oft in Briefen. Und ein Freund erzählt
mir, bei ihm zu Haus, hinter unseren Somme-Linien, sei von
Bauer und Bäuerin täglich zu hören: Den Einbruch der Deut-
schen haben wir der Republik und den Republikanern zu ver«
danken. Nun hat zwar der Abgeordnete Klotz, als Berichterstatter
über den Haushalt, nachgewiesen, daß alles für die Wehrmacht
VerlangtevondenKammernbewilligt worden ist. Aber manniutz
auch dem Volk die Wahrheit sagen. Frankreich ist ein kleines
Landmit neununddreißig Millionen Einwohnern und einemdie»
ser Ziffer angepaßten Heer; Deutschland, mit neunundsechzig
Millionen, kann sich ein größeres leisten. Frankreich ist fast sH on

«ine Macht zweiten Ranges; Deutschland überragt es an Menschenzahl um beinahe das Doppelte, an Industrlekraft ums Drei» oder Vierfache. Da habtIhr die wirkliche Ursache des Unglücks, das unsere nördlichen und nordöstlichen Bezirke erleben und aus dem sie weder der Heldenmut!) unserer Haarigen noch dieLeistung der Führer bisher erlösen konnte. Am Tag der Kriegserklärung hatte Deutschland drei Millionen ausgebildeter Leute, Frankreich nicht viel mehr als die Hälfte. Um von Belfort bis an die Nordsee unsere Grenze dicht zu sperren und vom ersten Tag an der deutschen Mannschaftzisfer nahzukommen, wären wir ver» pflichtet gewesen, dieLandwehr sofort nach vorn zu schicken. Dar» <In war nur zu denken, wenn man die nöthigen Gewehre, Ka» nonen, Geschosse, Uniformen, allen Zubehör hatte und den alten Leuten so viel wie den jungendes aktiven Dienstes zutraute.Dieses Vertrauen brachte (ohne triftigen Grund, wie mir scheint) der Generalftab nicht auf: und deshalb konnten wir die Grenze nur von Belfort bis nach Charleroi decken. Von Charleroi bis ans Meer blieb sie ungeschützt. Da brachen die Deutschen ein, über» IchwemmtenNordfrankreich, bedrohten unseren linken Flügel mit Umfassung und erzwangen so unseren Rückzug. Die Republik hat «inen breiten Buckel! Der Einbruch wurde möglich, weil wir seit vierzig Iahren keine Kinder (oder höchstens zwei in einer Familie) haben wollten. Sozialisten, Republikaner, Konservative: über» all die selbe Wirthschaft. Die Staatsform ist daran unschuldigzder Geburtenrückgang ist älter als die Republik. Deutschland hatte 1871nichtmehrMenschen als Frankreich, dem es heute schon um dreißig Millionen voraus ist.Wären wir nicht vei krüppelt und verrunzelt, sondern ein gesundes, von Lebenskraft strotzendes Volk mit der solcher Stärke enisprechenden Industrie: Deutschland hätte sich den Angriff zweimal überlegt und uns wäre nicht nur der Einbruch, sondern der ganze Krieg erspart worden!" Und warum hat Frankreich mit dem Feuer gespielt, aus dem Welt» brand werdenkonnte? WollteesdieVerkrüppelung.dieRunzeln nicht sehen, von denen (in seinem Blatt l.a Victoire) Herr tzerve nun, am Feiertag, wie von allbekannten Thatsachen spricht? „Rettet dieRasse!« Aus dem ^atm hallt der Schrei des Pro» fessors Letulle ins Gallierland. »Wird Frankreich morgen noch genug Kinder haben, um den Strahl seiner Gesittung über die

dem Frieden zurückgewonnene Ei de hin leuchten zu lassen? Wird
es stark genug sein, um seine Rolle in dem großen Drama der
Menschheit weiterzusptelen? Im Jahr 1893 hatten wir 34300»,
zwei Jahrzehnte danach nur noch 293 000 Rekruten. Trotz der
Warnung, die aus dem Mund unserer berühmtesten Forscher
kam, sank die Geburtenzahl unaufhaltsam. Lannelongue, Char»
les Richet, der liebe alte Meister Pinard predigten die Wahrheit,
leider, in der Wüste. Ist Galliens gütige Erde nicht die freigiebig
Nahrung spendende Amme von einst? Oder sträuben die jungen
Franzosen sich gegen den Ehezwang? Nein; noch ist der Acker
unserer tzeimath fruchtbar, die Weide fett, der Weinberg ergiebig
und die Zahl der Ehen im letztentzalbjahrhundertstetiggestiegen.
Ist das Blut unserer Rasse siech geworden? Blicket auf das von
unserer Mannschaft an derMarne, amPser, in derChamvagne,
vor Verdun, auf jedem Gelände Geleistete! Aber viele französt»
sche Ehepaare wollten höchstens zwei Kinder haben und bedach»
ten nicht, daß nur durch Geburtenfülle die Macht einer Nation
zu sichern ist. Industrie und Handel der fruchtbaren Völker, die
neben uns wohnen, die Ströme der Fremden, die unser milder,
allerLebenslustholdertzimmel anzieht und festhält, bedrohen uns
miMeberfluthung. Wollen wir, die der Germane nicht als einen
Bissen herunterzuschlingen vermochte, uns in blödem Stumpfsinn
von den Nachbarn zerknabbern lassen? Der Abgeordnete Bö«
nazel hat dem Parlament einen Gesetzentwurf vorgelegt, der fick>
auf Pinards alten Grundsatz stützt: ‚Die Geburtenzahl wird nur
wachsen, wenn dieKinder den Eltern Nutzen, nicht Last, bringen/
IedeMutter lebender Kinder soll vom StaatPrämien empfangen:
für die ersten zwei je S00. fürs dritte 1000, fürs vierte 2000. für
jedes noch folgende 1000 Francs. Dieses Geld soll der Mutter,
auch der unverheiratheten, allein gehören; wird ihr aber, damit
sie das Neugeborene sorglich betreue, erst ausgezahlt, wenn das
Kind ein Jahr alt ist. Auch der Vater geht nicht leer aus. Sobald
er dem Amtsvorsteher mindestens vier lebende, seit der Geburt
von ihm vorNoth bewahrte Kinder vorführt, hat er dasRecht auf
2000Francs.Die zu solchemAufwand nöthigenMiltel kann eine
Sondersteuer schaffen,die kinderlose oder nur einKind aufziehende
Männer und Frauen zu tragen hätten. Leset, Franzosen aus
Frankreich, den Gesetzentwurf Benazets und zwinget die Abze»

ordneten, ihn schleunig anzunehmen. Und Du, schmerzenreiche
Mutter, ewig Geopferte, anbetungwürdige Mama, wage, zu
hoffen! Endlich dämmert der Morgen, der Gerechtigkeit beschert.
Segen den Müttern: sie werden Frankreich retten!" Ergrausend
hörtder als FeindVerfchriene die Anpreisung solchen Quacksalber-
mittels. Wenn Frankreich die Wunde von 1871 verharschen ließ,
war es nirgends gefährdet; konnte den Einzelnen und der Ge»
sammtheit Schätze häufen, mit deutscher Bürgschaft ein mächtiges
Kolonialreich, ein nahes Indien, nützen und frei in der Willens»
bahn feines Genius leben. Nun? Die kräftigste Mannheit tot
oder verstümmelt. Die Zeugerkraft in Garben hingemäht. Die
werthvollsten Bezirke verwüstet. Wirthschaft undFinanz bis ins
Tiefste zerrüttet und die Gläubigerschaar in Nord» und Südost»
europa auf absehbare Zeit zu Rückzahlung und redlicher Ver»
zinsung des Geliehenen unfähig. Könnte von solchem Verlust der
Sieg selbst entschädigen ? Deutsche Menschenmehrheit von dreißig
Millionen; bald noch höhere. Frankreichs Stolz müßte sich in
Gewinsel um Bundesgenossenschaft ducken; und die Nation von
unübertrefflicher Tapferkeit würde, weil sie denRussen nichtGeld,
den Briten nicht starke Armeen zu bieten hat, kühl vielleicht, wie
ein schüchterner Bettler, von der Thür der Mächte gewiesen, für
die sie ihr Blut und Vermögen hingab. Nie ist hier gehehlt wor»
den, wie schlimm unsere Politik im Verkehr mitFrankreich geirrt
hat. Doch all ihr Fehl schrumpft dem Auge, das ihn der Raserei
französischer tzeroensucht vergleicht. Deutschland will leben; wird
leben. Den Franzosen ist es derErbfeind: und hat von 1871 bis
1914 doch nie das winzigste Gehöft von ihnen begehrt.

Antwort.

Vorund hinter der Schwelle des dritten Kriegs jahres ist wie»
der heftig auchüberBelgiens Wesen undZukunst gestritten wor»
den. Die Erinnerung an den keltischen Kriegerstamm der LelZae,
die den Römern die Eroberung Galliens Schritt vor Schritt
wehrten, dem großen Julius Caesar sieben Jahre lang wider»
standen, unter Claudius Civilis den Bataveraufruhr zu ernster
Gefahr fürRom machten und denen in Südbritanien Verwandte
lebten, war dem Gedächtniß des mit dem öellum QsIIicum, den
Kämpfen gegen Nervier, Remer, Viromanduer Geplagten früh

entronnen. In Mythosferne schien ihm auchdie«Au am Ufer der
Scheide beiAntwerpen"zu liegen, wo Wagners Deutscher König
Heinrich die Fürsten, Edlen, Freien vonBrabant zur Heeresfolge
nach Mainz heischt, an die Bedrohung durch der Ungarn Wuth
mahnt und die Mannheit aufruft: »Nun ist es Zeit, desReiches
Ehre zu wahren; ob Ost, ob West: Das gelte Allen gleich! Was
deutsches Land heißt, stelle Kampfesschaaren, dann schmäht wohl
Niemand mehr dasDeutscheReich!" DieQälliaSelFlcä war frön»
kisch.dann lothringisch geworden; kam unter spanische, dann unter
österreichische Herrschaft. Die abzuschütteln, drängte zuerst die
hitzige Jugend der Hochschule inLoewen. Die Oesterreicher mußten
Brüssel räumen; kämpften aber noch ein Jahrzehnt lang um das
katholische Niederland und verloren es ganz erst imFrieden von
Luneville (1801). Die «Vereinigten Belgischen Staaten« blieben
derTraum der Sprudeljugend.Bonaparte legtedietzand aufdas
an Menschen und Erd schätzen reiche Land; peitschte und streichelte
es in das Empfinden inniger Gemeinschaft mttFrankreich. Blieb
auf ein selbständiges Leben Belgiens noch Hoffnung? Ein Fran»
zo se,Mirabeau, hatte es als Erster unter Fremden verheißen. Nun
begräbt dererste Franzosenkaiser dieZuversicht.Nach seinemSturz
will der Wiener Kongreß, der das Kunstgebild der neutralen Re-
publik Krakau stümpert und den Polen die Erhaltungihres Volks»
thumes zusagt, im Niederland den Glaubensspalt schließen, der
seit dem Tag der Utrechter Union(1379)zwifchenKatholiken und
Reformirten klafft. Auf Englands Wunsch klebt er Belgien wie»
der an Holland und kürt den OranierWilhelmzumKönig der „Ver-
einigten Niederlande- (deren Südgrenze im zweitenPariser Frie»
den ins Herzogthum Bouillon gestreckt wird). Der Nothbau hält
sich durch drei Lustren. Wie nach der Iakobinerrevolution die Bra»
banter sich wider Joseph den Zweiten und das „wiener Joch "er»
hoben, so steht nach der pariser Iulirevolution.nach der Entthro»
nung des katholischen Bourbonenkönigs von Frankreich, das ge»
drückte Belgiervolk gegen den kalten Knechter, den protestantischen
Oranier auf. BeideStämme: Manien undWallonen; bald auch,
auf den Ruf des klugen Patrioten Louis de Potter, beide Par»
teien: Klerikale und Liberale. Das Sturmlied Masaniellos (in
Aubers Oper «Die Stumme von Portici«) entbindet den Willen
zu offener Rebellion. Ueber dem brüsselerRathhaus flattert das

Dreifarbentuch mit dem Bild des brabanter Löwen. Durch die
Straßen gellt das neue Freiheitlied: „Li-aban^onne". Nach drei»
tägigemStraßenkampf muß das Oranierheer aus dertzauptstadt
weichen. In Schaaren fliehen die Belgier von Hollands Fahne.
Wilhelm läßt von der Citadelle aus die ScheldestadtAntwerpen
inBrand schießen. Die Kleisterarbeit des Wiener Kongresses bin-
det dieTheile nicht mehr. Der alte Gueufentrotz ist erwacht. Bel-
gien will frei fein; weder zu Holland noch fortan, wie das unent»
tröstete Konventsgesetz vom Jahr IV bestimmt, zu Frankreich ge»
hören. „Schwarz'Gelb-Roth seiunserBanner; unter ihm fechten
wir,wenns feinmuß.mit den vervehmtenWaffen derInfamen."
Aezte, Piken, Metzgerbeile, mit Nägeln gespickte Brettspar»
ren: Das taugteindieTagederrebellirendenIunker,die,vordem
Ohr der Statthalterin Margarete von Parma, ein Höfling (1S66)
einen Bettlerschwarm schalt, die sich seitdem gueux nannten, gol»
denes und silbernes Bettelmannsgerälh antzutund Gürteltrugen
und im Dickicht, am verglimmenden Lagerfeuer schworen, mit dem
blutig aus der Bauchhöhle gerissenen Darm dasAntlitz desHer»
zogs Alba und seiner frommen Folterknechte zu striemen. Jetzt
waren andere Waffen nöthig; feinere (und drum wii k samere)er»
stritten den Sieg. Frankreich, dessen König nun Louis Philippe
heißt, will den Einsturz des Niederländerstaates nützen, um dem
seit Leipzig und Waterloo verblaßten Gallierruhm die «Nord»
mark", das Keltenland, zu erobern. Tausende Freiwilliger eilen
aus Frankreich nach Belgien und geloben sich dem Kampf gegen
den Oranier. Sehen die vierGroßmächte, die das Königreich der
VereinigtenNiederlande als einen WallwiderFrankreichsVor»
drangschufen, müßigihr Kunstgebild zerfallen? Metternich stöhnt
über die (vonMirabeau vorausgesagte)Weltreise derRevolution,
dieüberall neue Krater ausbreche; gesteht aber.daßOesterreich» den
Prozeß in den Niederlanden verloren habe." Zar Nikolai will die
Gewalten höllischen Aufruhrs niederwerfen und schickt seinen
Feldmarschall Diebitsch nach Berlin, damit er den Schwiegervater
Friedrich Wilhelm in den Entschluß zum Krieg überrede. Auch der
OranierkönigWilhelm bittet den berliner Schwager undVetter um
Hilfe. Noch schwankt in Preußen die Wägschale. Der siebenzig»
jährige Gneisenau schreibt: »Selbst die Empörung in Polen wird
nicht hindern, daß Deutschland gegen Frankreich unter die Waffen

tritt; denn die Macht Rußlands wird den polnischen Aufstand, beider nie erlöschenden Uneinigkeit dieses halb barbarischen Vol- kes, bald genug dämpfen." Auch sein Generalstabs chef Clausewitz will den Krieg. Stein fürchtet, die Eitelkeit der Franzosen lechze nach schnellerRache an den Bezwingern Bonapartes. Der König befiehltzwardenAbmarschdesViertenCorpsaus Sachsen an den Rhein; zaudert aber vor dem Gedanken an den dritten Feldzug gen Westen. DasNiederland war ihm ein schlechter,unverträglicher, übermüthigerNachbar; und er weiß,daß französtscheTruppen in Belgien einrücken, sobald ein Preutzenbataillon die Grenze über» schritten hat. Das Volk der Befreiungskriege für die Bataverenkel bluten zu lassen, dünkt ihn fast Frevel. Da der belgische Aufruhr nicht mehr zu ersticken ist, wäre noch das Vernünftigste, die Nm» ordnunginfriedlicher Gemeinschaft mitFrankreich vorzubereiten. Preußens Gesandter in London, Heinrich von Bülow (Schwie» gersohnWilhelmsvontzumboldtundGroßoheimBernhards,der Deutschlands vierter Kanzler wurde), soll für diesenPlan wirken: und sindet den Weg an das von Friedrich Wilhelm und seinem MinisterBernstorfferblickteZiel schon leidlich geebnet. Dem Eng» land Wellingtons und Aberdeens war die belgische Sache höchst unbequem geworden. Damit ihm dieHälfteder holländischenKo» lonien bleibe, hatte es auf dem Wiener Kongreß den europäischen Besitz der Oraniermit vlamischem und wallonischemLand breit ge» rundet. Damit dieses Gebiet, das einen wichtigenTheil der Kanal» küsteumfaßt.vorFrankreichgeschirmt sei,hatWellington denBau der Südfestungen beschlossen und geleitet. Ein französischesBel» gien, gar ein mit Prieste, Hilfe aus dem Ketzerbund gelöstes, das die katholischenIren inNachahmunglockt: niemals darf England solche Entwickeln« g dulden. Truppen hinüberwerfen? Dafürwäre die City,die von dem oranischenNiederland nicht den erhofftenGe- schäftszins erhalten hat, kaum zu haben; und der liberale Brite, d er Wahlrechtserweiterung und Handelsfreiheit ersehnt, freut sich an dem Frankreich derIulirevolution und des Bürgerkönigthumes. Das schickt seinen schlaustenMächler.Talleyrand.insInselreich. Der neue Botschafter giebt sich als den redlichen Mann und arg- losen Friedensbürgen. Belgien an uns ketten? Wir denken nicht dran; müssen nur gegen den Einbruch einer fremden Macht ge- sichert sein. Auf diese Straße kann Bülow treten. Die Konferenz

der fünfMächte wird nach London einberufen.Noch einmal ver-
suchtderZar,dem,Barrikadenkönig-(Louis Philippe) diePforte,
die in den Hohen Rath von Europa einläßt, zu verrammeln; er
will sie Frankreichs Bevollmächtigten erst öffnen, wenn die pariser
Regirungsich verpflichtet hat, in Belgien den Rechtszustand wie-
derherzustellen und zu erhalten, der vor der brüsselerRevolution
galt. Das, antwortet Friedrich Wilhelm, »kann niemals erreicht
werden. "Preußen rettet Belgien vor Rußlands Grimm. Nikolai
Pawlowitsch muß in den Haag schreiben, sein Wille sei einsam ge-
blieben und die russische Waffenhilfe werde, wenn die anderen
Mächte desVierbundes nicht mitschlügen, Holland nur schaden.
Am vierten November 1830 beginnt in London die Konferenz.
Im London Wilhelms des Vierten, des Matrosenkönigs,
der noch imNovember daskonservativeMinisteriumWellington
durch dasWhig»KabinetGrey-Palmerston»Russellersetzen mutz.
Die Vertreter des Vierbundes (England, Oesterreich, Preußen,
Rußland) sind einig in derErkenntniß: Belgien darf nicht in die
Machtsphäre Frankreichs gleiten. Den Oraniern, die der Brüsseler
Kongreß,nach derBeschießungAntwerpens, entthront hat,ist die
jüngere Krone nicht zu erhalten. England opfert den Schützling,
wie es manchen Sultan und Dey, wie es gestern die Bourbons
geopfert hat. Ihm soll der neue Staat ein williger Kontorfreund
und dankbarer Küstenwächter werden: deshalb erfüllt es ihm jeden
nicht ganz vernunftwidrigen Wunsch. Soll, wie Rußland und
Preußen empfehlen, die Schleifung der südbelgischen Festungen
beschlossen werden? Palmerston möchte den demüthigenden Be-
schluß hinausschieben;französischenEinbruchwürdejaBritaniens
tzeer abwehren (das ihm stärkerscheint alsjedes aus allgemeiner
Wehrpflicht entstandene; besoldete Freiwillige, faselt er,«finddem
Feldherrn ein besseres Werkzeug als eine Bande von Sklaven,
die ihren Heimstätten mitGewalt entrissen wurden").Einstweilen
genügt Bülows Vorschlag, Belgien für einen neutralen Staat zu
erklären und die Unantastbarkeit seines Gebietes von allen Groß-
mächten verbürgen zu lassen.DerpreußischeAntragwird zugleich
mit der Tyeilung der Niederlande angenommen. Wer aber soll
in Brüssel herrschen? Während der Polenaufstand Rußlands und
Preußens Heere beschäftigt und zum ersten Mal der Plan auf-
taucht, einem österreichischen Erzherzog die Iagellonenkrone zu

geben, heischt Belgien ein Haupt. Der Kongreß denkt an den Herzog
von Nemours, den zweiten Sohn Louis Philippes. An Dessen
Thron ließe Frankreich nicht rütteln; und gewiß ist der junge Herr
sobescheiden bürgerlich wie sein Vater, derzuFuß durch dlepariser
Straßen svazirt und bei Regen irgendeinenBourgeois unter sei-
nem Schirm an dietzausthür geleitet.DieseKandidaturistnatür-
lich nichtdurchzusetzen;zwei Kronen fürOrleans.einFranzoseals
Belgierkönig, die Neutralität eine Posse: keine Großmacht könnte
zustimmen.DieKonferenzbeschließt.daßein den fünf großen Herr-
scherhäusern Angehöriger niemals den belgischen Thron besteigen
dürfe. Preußen versäumt eine bedeutsame Stunde.Da vier Groß-
mächte in dem Wunsch übereinstimmen.Belgien vor dem Einfluß
des französischen Nachbars abzudeichen, winktdemanderen,dem
preußischen Nachbar eine ergiebige Möglichkeit: er müßte sich die
Belgler befreunden undfür dieWahl eines vertrauenswürdigen
Hauptes wirken. Das geschieht nicht. Hollands Gesandter, Graf
Perponcher.wird inBerlin viel höflicher behandelt alsder belgische
Baron Vehr. Und bald darf Palmerston sich als den Vater des
neuen Staates vor Europa brüsten.SeineGnade giebtihm denKö-
nig:denPrinzenLeopoldvonKoburg.EinendeutschenFürstenund
russischen General, der aber als Ehemann der britischen Thron»
erbin zum Engländer geworden war und mählich die Mutter»
spräche verlernte. Als vierzlgjährigerWitwer wird er zum König
der Belgier gewählt; heirathet später des Bürgerkönigs Tochter
Luise; bleibt aber, wo sein Geldmachertrieb es erlaubt, auf dem
Festland der gehorsame Statthalter Englands, dessen jungeKö»
nigin, seine Nichte Victoria, er dem Koburger Albert vermählt.
Sein Königthum wird von dem Oranier bestritten und seine Miliz»
truppe von den tapferen Holländern überrannt. Doch Louis Phi»
lippe hilft. Gr schickt, die Neutralität Belgiens zu schützen, den
Marschall Eerard mit einer Armee über die Grenze und schreibt
an Leopold: »Meine beiden ältesten Söhne werden denFeldzug
mitmachen; auch der Herzog von Nemours, der jetzt Ihre Krone
trüge, wenn ich sie nicht abgelehnt hätte." Holland muß weichen,
aber auch Gerard rasch abmarschiren.Talleyrand entschleiert nun
endlich seinen lange verborgenenPlan: Preußen.Frankreich, Hol»
land theilen das Land; wennAntwerpen und Ostende Freihäfen
werden, wird England nicht widersprechen. Bülow weiß, daß ihn,

wenn er für solchenVorschlag einträte, sein gewissenhafter König
fallen ließe. Zum zweiten Mal rettet Preußen die Selbständig»
keit Belgiens. Das wird nun, nach den Merund zwanzig Artikeln
der Londoner Konferenz vom fünfzehnten November 1831, von
allen Großmächten anerkanntund lebt fortan auf dem Grundrecht
einerVerfassung,derenwichtigsterSatzausspricht,daßalleStaats-
gewalt vomVolk verliehen werde.Leopoldbeschwörtsie;darfnach
ein paar Iahren aber zuverlässigen Handlangern zuraunen: «So
langeBelgien sich nicht von Grund ausändert,binichderStaat."
Noch aber sitzen die Holländer in der antwerpener Citadelle.
Als Pasktewitsch in Polen den Aufstand niedergerungen, Toll
dieHauptstadt gestürmt und in der pariser Kammer der Korse Se»
bastiani gesagt hat, in Warschau herrsche jetzt Ordnung, können
England und Frankreich den müden Ostmächten das Schauspiel
neuen Waffenganges zumuthen. England soll Hollands Schiffe
inBeschlagnehmen.FrankreichdieOraniertruppe ausAntwerpen
jagen; Preußen mag für die Dauer diesesAnternehmensOstbel-
gien besetzen. Mürrisch lehnt Friedrich Wilhelm den Antrag ab;
nachderpolnischenBelästigungwollen die dreiOstmächtesichnicht
in neuen Hader versträhnen und beschränken sich deshalb in die
Geberden .moralischen Widerstandes". Der hindert den Mar»
schall Gerard nicht, als Europens Feldherr vor Antwerpen zu
rücken. Nach vier Wochen ergiebt die Festung sich zwölffacher
Uebermachtzund dieFranzosenziehenheimwärts. Erst nach sechs
Iahren aber räumt König Wilhelm die kleinen Scheldefestungen
Liefkenshoek und Lillo; ist Leopold Herr seines ganzen Gebietes.
Auf ihrer Weltreise ist die Revolution inItalien und Polen zer»
malmt, in Frankreich und Belgien vom Sieg gekrönt worden.
Preußen hat nichts, Frankreich einen gefälligen Nachbar und
Eidam, England einen pfisfigenLehnsmann, der Papst eine neue
Provinz gewonnen, dicht neben dem niederländischen Calviner»
reich denkatholischen Staat, denKardinalRichelieu aus Spaniens
Niederland machen wollte. Der in seinen hellsten Stunden staats»
männisch weise Priester dürfte sich des neuen Gebildes freuen,
wenn deffen Rechtszustand ihm gefallen könnte. Am vierten Ok»
tober 1830 hat die Proviforifche Regirung beschlossen: «Die ge»
waltsam denNiederlanden entrissenenBelgiervrovinzen werden
in einen unabhängigen Staat geeint, dem der Volkskongreß die

Verfassung geben wird.' Die Namen De Potter, Sylvain van
de Weyer, Merode, Rogier stehen unter dem Beschluß; Wallonen
und Fransquillons haben dieMehrheit. In derVerfassung vom
fünfundzwanzigsten Februar 1831 wird allen Besitzern desBür»
gerrechtes (das der Fremde durch die Zrancle Naturalisation er»
werben kann) jede damals erdenkliche Freiheit verbürgt. Kein
Standesunterschied; alleBelgier vor dem Gesetz gleich; allerHeim-
stätte, Glaubens» und Wollensausdruck unverletzlich; derStaat
darf nicht in die Kultordnung eingreifen, nicht Priester ernennen,
nicht die Presse in irgendeineArt von Censur zwingen, unter ke inem
Vormunde dasBriefgeheimniß mißachten, nie einenBürger hin»
dern, von den »im Land gebräuchlichen" Sprachen die ihm be»
queme zu sprechen. Alle Gewalt geht vom Volk aus. Erlasse des
Königs werden erst durch die Gegenzeichnung eines Ministers
giltig, der dadurch die Verantwortungpflicht auf sich nimmt. Die
Volkskammer kann die Minister anklagen und, während beide
Kammern tagen, vor den höchsten Gerichtshof stellen; einen von
dieserInstanz verurtheiltenMinister darf derKönig nur auf den
Ant rag einer Kammer begnadigen. Das gleiche Recht aller Kirchen
und Kulte, das den Katholiken die Verfassung von1813 verleidet
hatte.wurde diesmal nicht erwähnt. In dem belgo»holländischen
Trennungvertrag, den die Staats häupter von Frankreich, Groß»
britanien, Oesterreich, Preußen, Rußland am fünfzehnten No»
vember 1831 unterzeichnen ließen, um eine Störung des durch
den niederländischen Zwist bedrohten Europäerfriedens zu hin»
dern, steht, als Siebenter Artikel, der Satz: »In den zuvor be»
stimmten Grenzen wird Belgien ein unabhängiger und für alle
Zeit neutraler Staat sein und sich zurWahrung dieserNeutralität
gegen alle anderen Staaten verpflichten." Den endgilligenFrie»
densvertrag, den die fünf Großmächte «im Namen der Aller»
heiligstenUntheilbarenDreieinigkeit' mit Wilhelm von Holland
schlössen und in den die Bürgschaft fürB elgiens Neutralität aufge»
nommen wurde, haben im Auftrag ihrer Regirungen die Grafen
Pozzo di Brogo, Sebastiani, Senffl.Pilsach, ViscountPalmer»
ston, Freiherr Heinrich Wilhelm von Bülow und der Holländer
Salomon Dedel unterschrieben. Holland gab den westlichen Theil
Luxemburgs dem Belgierkönig Leopold, behielt den östlichen und
empfing dazu einenTheilvonLimburg mitdenFestungenMaas»

tricht und Venloo. Mit dem neu gebildeten HerzogthumLimburg
tritt der König derNiederlande und Großherzog vonLuxemburg
dem Deutschen Bund beizderBundestag stimmt am fünftenSep»
tember 1839 dem Entschluß zu und sagt: »Die bei diesem für ganz
Deutschland wichtigen Anlaß auch in der Eigenschaft als König
der Niederderlande dem Deutschen Bund kundgegebenen wohl»
wollenden Gesinnungen von Freundschaft und nachbarlicherZu-
neigung zu jederZeit zu erwidern,wird derBund sich stets so be»
reit wie verpflichtet finden." Alles glänzt in schönster Ordnung.
ImApril1839 schrieb der Belgierkönig Leopold, der, seit der
Räumung der Scheldefestungen, Herr seines ganzen Gebietes,
von Englands Haltungim Hader mit Holland und Frankreich aber
durchaus nicht entzückt ist, an die Nichte Victoria: .Die Volks,
stimmung ist schroff gegen England, in dem die Belgier eine Stütze
zu finden hofften, das sich aber in jeder Entscheidungstunde wi»
der sie gewandt hat." Aus dem Bucktngham»Palast antwortet die
Königin:,WennIhreBelgier uns zürnen.sind siesehrungerecht.
Den Druck, den wir aufBelgien übten, war von seinem, nicht von
unseremNutzen geboten. Heute scheints Härte; doch die Zeit wird
lehren, daß England der wahre Freund Belgiens war und ist. Für
Ihr und Ihres Königreiches Wohl und Gedeihen wird meine Re-
girung stets gern thun, was sie irgend vermag." Der Schwichti»
gungversuch wirkt nicht. Mein Land, schreibt Onkel Leopold, «fühlt
sich in bei (sogenannten)Unabhängigkeit, in die es durch dieLon-
donerKonferenz gebracht worden ist, erniedrigt und äesenckantö;
«s wird sich gegen die Dauer eines Zustandes wehren, der seine
Eitelkeit verletzt. Mir scheint, der alte Pierson war im Recht, als
«in derKammer sagte, wahrscheinlich werde ich, wenn es bei dem
Vertrag bleibt, der erste und der letzte König der Belgier sein.
Kommt es so, dann hat England diese ihm unbequemeEntwicke»
iung derDinge verdient. Nach achtIahren harterArbeit blühen»
de, Frucht verheißende Pflanzungen von Denen, die das eigene
Interesse mahnen müßte, sie zu fchützen, verstümmelt zu sehen, ist
dem Politiker ein sehr trauriges Erleb niß. Ich habe nicht mehr
die geringste Hoffnung auf einen Meinungwandel; freue mich
aber, weil ich aus Eurer lieben Majestät einen Funken von Po»
litik Herausgelockthabe, die so freundlichen und hübschen Ausdruck
fand. Ihr ehrliches Herzchen kann ja niemals etwas einem Land,

in dem Sie so innig geliebt werden, Schädliches wünschen.- Un»
wirsch lehnt die Nichte die verzuckerte Pille ab. «Trotzdem Ihnen
die Funken meiner Politik nicht mißfallen, dünkt mich gut, vorzu»
sorgen, daß sie sich nicht mehren; sonst könnte eine Feuersbrunst
daraus entstehen. Leider sehe ich ja, daß wir in dieser einen Sache
nicht übereinstimmen, und muß michdeshalb in denAusdruckauf-
richtigerWünschefürBelgiensWohlbeschränken.' Erstim herbst,
nach einer fruchtlosen Verhandlung über den Besuch des Fran»
zosenkönigs in Brighton.wird die alte Intimitätwiederhergestellt;
und Leopold schreibt: »Ich liebe Sie mit so tiefer Zärtlichkeit, wie
man sie manchmal in Menschen findet, die der Außenwelt davon
nicht viel zeigen. Mein sehnlichster Wunsch ist, Ihnen nützlich zu
fein, und ich erwarte dafür keinen anderen Entgelt als ein Bis°
chen Neigung Ihres warmen Herzens. Ich bin jetzt ja im Besitz
aller Ehren, die ich erlangen könnte, und sitze fester als diemeisten
Fürsten Europas auf dem Thron.' Im Oktober verlobt Königin
Victoria sich ihrem Vetter Albert von Koburg und kündet dem
Oheim, als dem Ersten, die frohe Post (in einem Brief, der den
Bräutigam „auffallend schön und wirklich bezaubernd' nennt)^
Sie trägt Leopolds Bildniß, als sie im Palast dem Geheimen Rath
ihre Verlobung anzeigt. »Mehr als hundert Menschen waren zu»
gegen. So vielenMenschen.meist mir ganzfremden,dieBotschaft
vorzulesen, war eine schreckliche Aufgabe. Ich sühlte, wie meine
tzände zitterten; aber ich war sehr glücklich und man sagt, ich habe
es gut gemacht. Als ich heraustrat, um nach Windsor Castle zu»
rückzufahren, jubelten die Massen mir zu." Kein Wort noch von
Politik. Drei Jahre zuvor hat derBritenkönig in Windsorzu Leo-
pold gesprochen: «Wenn jemals eine Macht, Frankreich oder
eine andere, inIhrLand einzubrechen versucht,müssen wir sie so»
fort mit Wehr und Waffen bekämpfen. England könnte solchen
Einbruch niemals zugeben.' Als Victoria an dieses Wort ihres
Vorgängers erinnert wird, bestätigt sie, daß es auch ihrem Wil»
len den richtigen Ausdruck gebe. Am ersten Februar 1842 schreibt
sie an den Onkel: „Der König von Preußen (Friedrich Wilhelm
der Vierte, der zur Taufe des Fürsten von Wales, unseres lie»
den Eduard, nach Windsor Castle gekommen ist) scheint mir ein
sehr liebenswürdiger Mann, von freundlicher Gemüthsart und
bestem Wollen. Er hätschelt den Gedanken, Belgien in ein intimes

Verhältnis zu Deutschland zu bringen; und ich glaube, daß die
Erfüllung dieses Wunsches den Belgiern sehr nützlich würde."
Aus Lacken antwortet der Onkel: »Gewiß könnte uns nichts nütz-
licher sein als die engste Verbündungmit Deutschland. Die wünscht
auch das belgische Volk. Doch leider stand man in Deutschland
Jahre lang auf einem kindischen Legitimitätbegriff und stieß uns
zurück. Dadurch wird die Annäherung nur erschwert. Die Reise
des Königs vonPreußen (der den,Blusenkönig' Leopold besucht
hat) kann wohlthätig wirken; sie lehrt ihn die westeuropäische Stim»
mung kennen und muß ihn den Klauen Rußlands entreißen."
Vierzehn Jahre später, während des Krimkrieges, spielt Leopold
mit dem Wunsch, Belgiens Neutralitätpflicht abzuschütteln. Vic»
toria schreibt: «In dieser Pflicht wurzelt Belgiens Leben. Die
Großmächte haben für Ihre Neutralität dieBürgschaft übernom»
men und keine Möglichkeit kann Sie vonsolcherPflichtentlasten."
Leopold fügt stch;murrt aber: »Wenn unsere Neutralitätgeachtet
werden soll, muß sie geschützt sein. Frankreich könnte sie, wenn es
in einen großen Krieg verwickelt wäre, leicht brechen, von uns for»
dern, daß wir in Gemeinschaft mit ihm kämpfen, und, wenn wir
uns auf die Neutralität berufen, Belgien besetzen.Dann sind wir
verpflichtet, uns zu vertheidigen, aber auch berechtigt, von den
Bürgen Schutz zu verlangen." Der wird zugesagt. Ist seitdem
hundertmal von London aus zugesagt worden. Weil der zweite
Leopold zaudert, sich am bukarester tzof durch einen Gesandten
vertreten zu lassen, ist Karl von Rumänien verstimmt; hört aber
vom Vater: »Belgien mutz, als neutraler Staat, warten, bis Eng-
land vorangegangen ist.BelgiensStellungistvonFrankreich und
Deutschland ingleichem Maße gefährdetzseineneinzigentzalt hat
es in England. Schweden undDänemmkbrauchen keine Rücksicht
zunehmenzsie sind staatsrechtlichganzanderssituirt als Belgien."
Waxweiler, der bis zum Kriegsausbruch das InMut Loci«,
lo^ique Solvay an der brüsseler Universität leitete (und vor ein paar
Monaten gestorben ist), hat in seinem Buch ,, ^ LelZique neutre
et loM" den Unterschied des neutralisirten Staates von einem,
der aus freiem Willen so lange, wie ihm beliebt, neutral bleibt
und die Neutralitätpflicht abwirft, wenn sie ihm lästig wird, mit
Recht stark betont. »DieNeutralisation eines Staates beruht auf
einem Abkommen, einer Uebereinstimmung, einer Abrede ver»

schiedener Staaten. Die verpflichten sich zu Leistung, die dem neu»
tralistrten Staat den Genuß dauerndenFriedens sichern sollzund
dieser Staat übernimnitPflichten, die das von den Partnern ge»
wünschte Interessengleichgewicht unbedingt verbürgen. So war
nach der belgischen Revolution von 1830 die EntWickelung. Um,
wie 1814, ,die belgischen Provinzen zur Herstellung gerechten
Gleichgewichtes in Europa mitwirken zu lassen', einigten Eng»
land, Frankreich, Oesterreich, Preußen, Rußland sich in den Be»
schluß, ,durch neue Vereinbarung die Ruhe Europas zu sichern,
zu deren Grundfesten die belgo»holländischeNnion gehört hatte.'
Das internationale Grundgesetz Belgiens wurde 1839 durch den
belgv'NiederländischenVertrag geschaffen und die Artikel dieses
Vertrages wurden, am selben Tag, durch zwei von den fünf
Mächten mit Belgien und den Niederlanden geschlossene Ver»
träge unter die Bürgenpflicht dieserMächte gestellt. Jede Macht,
diezurNeutralisirung einesStaatesmitwirkt,wird dadurch Bürge
dieser Neutralität; hat sie zuachtenundvorVerletzungzuschützen.
Sie mit allen erlangbaren Mitteln zu vertheidigen, ist aber auch der
neutralisirte Staat verpflichtet. Deshalb sagt der Zehnte Artikel
der Haager Konvention vom achtzehnten Oktober 1907: ,Der Ver»
such einer neutralen Macht, die Gefährdung feiner Neutralität,
selbst mit Waffengewalt, abzuwehren, kann nicht als feindliches
Handeln gelten.' Und die selbe Konvention verbietet dem Neu»
traten, den Marfch in den Krieg ziehender Truppen durch sein
Gebiet zu dulden.« AlsBismarck, nachFrankreichsKriegserkiä»
rung, das Angebot Louis Napoleons von 1866 ans Licht ziehen
ließ, wollte er den Briten beweisen, von welcher Seite nicht nur
die Neutralität, sondern sogar die staatliche Selbständigkeit Bel»
giens bedroht sei, und ihnen die Furcht einflüstern, der Franzosen»
sieg könne den Kaiser in seine Absicht auf Belgien zurückführen.
Daseist dem Deutschen gelungen. Im August 1370riefLordGran»
ville,zornigim Oberhaus, Ehre und Interesse zwinge Englandzum
Schutz der belgischen Neutralität; und im Unterhaus mahnte
Gladstone an die Pflicht, jeder Europäermacht willkürliche Ge»
bietsvergrößerung zu wehren. Dem Belgischen Gesandten Baron
Nothomb, der deutsche Neutralitätverletzung zu fürchten fchien,
antwortete Bismarck, er sei höchst erstaunt, zu hören, daß ein so
gescheiter Mann ihm den allzu naiven Wunsch zutraue, Bel»

gien in Frankreichs Arme zu treiben. Von der Ueberzeugung,
daß der erste Neutralitätbrecher Belgien in das Feindeslager
drängen, also sich selbst schaden werde, ging wohl auch Sir Ed»
ward Grey aus, als er am siebenten April 1913 nach Brüssel
schrieb: »Die in Belgien entstandeneFurcht, wirkönnten als Eiste
die Neutralität des Landes verletzen,kann nicht von England aus
bewirkt worden sein. Der Belgische Gesandte sagte mir, in einer
Engländergruppe,die er nicht bezeichnen könne, sei erörtert wor-
den, daß England Truppen landen werde, um deutschem Durch»
bruch nachFrankreich zuvorzukommen.Ich antwortete.ich sei durch-
aus gewiß, daß unsere Regirung unter keinen Umständen zueist
die belgische Neutralität verletzen werde, und glaube auch weder,
daß jemals eine Englische Regirung so handeln, noch, daß es je»
mals einer von der Öffentlichen Meinung dieses Landes gestattet
würde. Wir hatten nur die ziemlich heikle Frage zu bedenken, was
uns Wunsch undNothwendigkeit gebieten müßten,wenn dievon
uns mitverbürgte Neutralität Belgiens von irgendeiner Macht
verletzt würde. Verletzen wir sie, durch Truppenlandung, zuerst,
so geben wir dadurch dem DeutschenReich (das ich hier als Bei»
spiel nenne) das Recht, auch Truppen nach Belgien zu senden.
Wir wünschen nur, daß die Neutralität, Belgiens und aller an-
deren Staaten, von Jedem geachtet werde; und ehe sie nicht von
irgendeiner anderen Macht verletzt worden ist, werden wir selbst
unter keinen Umständen Truppen in Belgiens Gebiet schicken. «
In den Wehen und nach der Geburtdes freienBelgierstaates
wurde der Gegensatz zwischen Vlamen und Wallonen dem nicht
Zugehörigen nur selten sichtbar. Niemals aber schien völlig ver»
söhnenderAusgleichmöglich.UnddadeutscheMachtwiederinder
HeimathKarlsdesFünftengebot.hoffteMancher.dieVlamenwür-
den sich um sie schaaren, aufathmend erkennen, daß ihrem Stamm
Frühling, nicht düsterer Winter, naht und die Stunde schlug, die
zwischenGermanen undGalliern den uraltenErbstreitüber dasLo-
tharingerreich schlichtet. Noch ist von solcher Empfindung nichts zu
spüren. Auf die Frage, ob Heldengeist die Vlamen zu schrofferAb»
lehnung deutschen Wesens bestimmt habe, hat Herr Camille tzuys»
mans geantwortet: »Nein. Die Vlamen haben sich gesagt, daß sie
durch dieAnnahme deutscher Geschenke ihr Schicksal dem Deutsch»
landsverknüpfenund nach demAbzug derFremden umdenEin»

tagsvortheil geprellt und obendrein entehrtseinwürden. Deshalb
kündeten sie den Beschluß: ,Wir nehmen Geschenke nicht an und ha-
ben keine Gemeinschaft mit den Blättchen, die thun, als sprächen sie
in unserem Namen. Der Eindringling hat das Recht, giltige Ge»
setze auszuführen, nicht aber das, uns neues Gesetz aufzudrän»
gen. Nicht die Deutschen, sondern die Belgier, nur sie, werden die-
ses neue Gesetz machen/ Auch eine unserer Sache günstige Gesetz-
gebung lehnen wir ab. Von denDeutschen will Flandern selbst das
beste Sprachengesetz nicht annehmen. Nur einen Schwärm leicht»
fertigerIünglinge und alter Romantiker hat das deutsche Banner
zu werben vermocht. Diese großen Kinder haben zwar ein Bis»
chen Lärm gemacht (den der Wind rasch verwehte); stehen aber
allein. Die Erinnerung an den Unverstand, den unsere Regiren»
den oft der Vlamenbewegung zeigten, hat dieses Häuflein aus
der Erkenntnitz verleitet, daß die angebotene Gleichheit die Hin»
nähme preußischer Herrschaft bedinge. Nur ihnen selbst hat diese
unkluge Haltung geschadet. Das merken sie schon: und predigen
drum nicht mehr mit alter Gluth die Notwendigkeit, das,König-
reich Flandern' zu gründen. Ihr Glaube schmilzt, ihre Blätter
welken und sie warnen schüchtern nur noch vor der Gefahr einer
den Vlamen feindsäligen Entente» Politik. Daß einzelne Zei»
tungen drohen, nach dem Krieg dürfedieVlamenbewegungnicht
mehr geduldet werden, ist Thorheit; aber ohne Bedeutung. Der
Einbruch hat den Belgierblock geschasfen und die ungeheure Ar»
beit zur Wiederherstellung des tzeimathbesitzes wird für eine
Weile aller Widerspruchssucht Schweigen gebieten. Wohl wird
noch Kampf der Stämme und Klassen sein; doch die Pflicht zu
einträchtigem Leben und Wirken wird uns vor Krisen bewahren.
Und wenn diese erste Arbeit gethan ist, wird Jeder, in Freiheit,
wieder den Standpunkt wählen, der ihn richtig dünkt. Das Volk,
auch unser organistrtes Proletariat, will ein freies, nicht durch
Annexion vergrößertes, nicht in Dienstbarkeit erniedertes Bei»
gien, dessen Politik nur in Brüssel, nicht an irgendeinem an»
deren Ort, beschlossen wird. Dafür sind Destree, Vandervelde,
Paul Hymans und Andere oft eingetreten. Zwischen ihnen und
uns giebt es im Urtheil über belgische Interessen keinen Gegen»
satz. Und fast alle Vlamen, Klerikale, Liberale und Sozialisten
jeder Art, sind in dem Entschluß einig, denDeutschen nicht zu er»

lauben, daß sie aus der Vlamenbewegung sich eine Kriegswaffe
bereiten. An unserem Block zerschellt der Wille des Eindring»
lings. Wir sind nur Dem feindlich, der uns einjochen will. Wir
sind weder antiwallonisch noch antifranzöfisch, sondern sind die
Vertreter eines Volkes, das mit dem ihm tauglichen Geisteswerk»
zeug seinem Denken die Gestalt bilden will. Muß es, in dem be»
freiten Vaterland und nach dem Erlebniß des Krieges, den Kampf
wieder aufnehmen, so wird das Bewußtsein langer Leidensge»
meinschaft dennoch fühlbar bleiben. Wir verzichten nicht, spielen
aber, weil wir nicht Dummköpfe sind, unser eigenes Spiel. Und
sind so ehrfurchtlos, daß wir in den Glauben neigen, der Deutsche
Reichskanzler, der Flandern retten will, wäre gut berathen.wenn
er zunächst bedächte, wie er sich selbst retten kann." (l. ttumanite.)
Heftiger als der Sozialist führt der bürgerliche Herr Kuffe»
rath die Klinge. «Die 1815 von der niederländischen Regirung
geschaffene genter Universität wurde im unabhängigen Belgier»
staat schnell die wichtigste Schule lateinischer Kultur. Seit ein paar
Iahren fordert die Vlamenpartei diese Hochschule für sich. Weil
dieses Verlangen aber, sogar in den hellsten Köpfen der Partei,
aufWiderstand stieß, zögerte die klerikale Regirung vordem Ent»
schluß zur Umwandlung. Der General-Statthalter Freiherr von
Vissing h at nun die V lamisirung angekündet und schon jetzt das zur
VorarbeitnöthigeGeldinsLandesbudgeteingestellt.DenVlamen
wird mit der Hoffnung geschmeichelt, daßDeutschland ihre,natio»
nalen' Wünsche erfüllen werde. Vielleicht lösen sie sich dann von
dem anglo»franko°belgischen Block. Etliche Narren haben dem
Plan zugejauchzt; aber derGlaube, Deutschland könne dieVlamen
gewinnen, wäre Selbsttrug. Tausende wehrfähiger Vlamen sind,
ohne Furcht vor Swcheldtaht und elektrifizirten Schlagbäumen,
über die Grenze geflohen, um in dem Belgierheer am Vser zu
fechten. Das ist ein schlüssiger Beweis. Die Vlamen wären auch
gar zu arglos, wenn sie gierig nachdem Ködereines Versprechens
schnappten, das erst nach Kriegsschluß eingelöst werden soll. So
weit sind wir noch nicht. Gent wird seine französische Hoch-
schule behalten,eine vlamische aber inMalines,Antwerpen oder
Loewen (dessen Universität bisher srei, vom Staat unabhängig
war) gegründet werden. Die Deutschen möchten den alten Streit
der Stämme und Sprachen aufschüren. Der Hauptförderer ihres

Wunsches ist der holländische Pastor DomelaNteuwenhuis, der
Bruder des bekannten Sozialisten. Der schreibt, Belgien, ,die
lächerliche Schöpfung Palmerstons und Greys^, sei zum Tod der»
urtheilt und die Geburtstunde des Königreiches Flandern nah,
das Lüttich,Brüssel,Tournai, Lille,Dünkirchen umfassen und sich
an das mächtigeDeutscheReich lehnen werde. Gewiß haben Vla»
men oft grimmig wider einander gestritten; doch die von draußen
drohende Gefahr hat sie sofort, ohne Einwirkung derRegirenden,
geeint und diese Eintracht ist seitdem nie gestört worden. So wars
immer in Belgiens Geschichte. Jahrhunderte lang war das Land in
Grafschaften,Herzogthümer,Marquisatszerklüftet;injederSchick-
falsstunde aber hatsein eigensinnignachFreiheit lechzendes.beiAr-
beit und Kurzweil von Fleiß und Künstlergeist glühendes Volk sich
als eine feste Willensgemeinschaft erwiesen. Die Geschichte des
Vlaanderlandes und Walloniens: Seiten des selben Buches. Der
Nothschrei aus Lüttich hat im Herzen Flanderns stets einEchoge»
weckt. Nach langer Bedrückung des Bürgerthumes flammte in bei»
den Bezirken zu gleicher Zeit die Rächerwuth auf und jedesmal
wars dann,als schlüge an Maas undSchelde dastzerz freierMän-
ner in gleichem Takt. Gegen den spanischen Tyrannen, gegen die
schlaffe Oesterreicherwirthschuft, gegen Hollands plumpe Partei»
lichkeit, gestern noch gegen die deutsche Drohung standen Vlamen
und Wallonen auf der Schanze gemeinsamen yeimathempsin»
dens. Nicht der Boden, sagt Renan, macht die Nation, sondern
die Gemeinschaft des Geistesbesitzes. Das haben die schlechten
Psychologen,dieDeutschlands Staatsgeschäft leiten, niemals er-
kannt. Niemals, daß hoch über das Gebiet der Sprache hinauf
sich der Volkswille schwingt, nach ehrwürdiger Gewohnheit und
geschichtlicher Ueberlieferung in Freiheit zu leben. Das v lamisch e
Flandern hat in unserem Jahrhundert tüchtige Historiker, Sprach-
forscher, Dichter, Romanschreiber hervorgebracht; deren Leistung
hob sich aber nie in den Glanz, den Flanderns französische Kul»
tur weithin ausstrahlte. Commynes, der die Geschichte Ludwigs
des Elftm schrieb, und Chastellain, der am Ende des fünfzehn»
ten Jahrhunderts in Frankreichs Literatur hohe Geltung hatte,
stammten aus dem flandrischen Alost. Die Erwirker der belgo»
französischen Renaissance, Verhaeren, Maeterlinck, Van Ler»
berghe, Lemonnier, Eekhoud, Rodenbach, Decoste, sind, sämmt»

lich, in Flandern geborene und erzogene Vlamen. Und die bei»
den Männer, von denen die Vlamenbewegung ausging und
die heute noch ihre sichtbarsten Köpfe sind, der Komponist Be»
noit und der Erzähler Confcience, tragen französische Namen
und haben unverwischbare Spuren der Herkunft aus Frank»
reich in ihrem Blut. In Völkern gemischter Rasse bestimmt eben
die Sprache durchaus nicht immer die Geistesart. Belgiens Feh-
ler war, daß es Französisch ins Vorrecht der Staatssprache
erhob. Die daduich gekränktenVlamen fanden in deuts ch enSchrift-
stellern lärmsüchtige Helfer. Absicht, die jetzt offenbar ist, trieb
Preußen, ihnen Betstand zu gewähren; und unter demDruck der
Deutschthümler glitt die Vlamenbewegung oft in schroffe Fran»
zosenfeindschaft aus. Durch Deutschlands Einbruch aber wurde
der tzaushader bis an die Griechenkalenden vertagt. ,In feier-
licherForm betheuern wirdem belgischen Vaterlandundunserem
König die Treue. Die Vlamenbewegung lehrt nicht die Pflicht
Vergessenz sie erzieht zu Ehrgefühl,Hingebung, Freiheitliebe. Wir
wollen nicht von Fremdherrschaft abhängen und wissen, daß jede
Einfügungssichtbare oder verschleierte) Belgiens in das Deutsche
Reich unsere vlamische Kultur austilgen und der Niederlands»
spräche langsam, doch sicher ein Drittel ihres Bereiches rauben
würde/ Das ist die Antwort, in der dieVlamengruppe desPar»
laments die deutsche Lockung abwehrte. Und die Unabhängigen
Vlamen haben laut ausgesprochen,daß in ihnen nie derWunsch
war, ,die politische Einheit Belgiens zu zerreißen'. Alldeutsche, die
nach solcher Erfahrung noch an dieWirksamkeit ihrerkleinen Kniffe
glauben, haben schlechte Augen oder ein verdumpftes Hirn."
Hat der Glaube an Vlamenhilfe sich je irgendwo eingewur»
zeit? Dann wird rasche Ausrodung nöthig. Die Rheinbundszeit,
die dem Eindringling gestattete, aus einem Stamm die Keule zur
Entlaubung des anderen zu schnitzen, kehrt in West und Ost nicht
wieder. Wir dürfen hoffen, daß in Belgien gerechte Vernunft re»
girt.die sich ungern in Härtesteift, undschütteln die Märvongrau»
samer Tücke wie Staubflocken ab. Nach zwei Iahren schwierigen
Zwitterzustandes heischt aberdie belgische Schicksalsfrageunzwei»
deutige Antwort. Die darf, um des deutschen Blutes, um Euro»
Pas, der Menschheit willen, nicht noch länger verzögert werden.
»5

Johanna in Paris.*)
Tages, als wir auf dem See im Bois ruderten, lächelte die
schöne Frau geheimnißvoll. Auf einmal sagte sie ganz gleich-
mütig: „Nächste Woche sind wir in London."
Ich fuhr empor, saß kerzengrade; starrte sie an. Ihr rothblondes
Haar sprühte. Sie sagte verträumt: „Werner hat sich entschlossen; wir
bleiben länger in London."
Holla! Ich griff nach dem fortgleitenden Ruder und tauchte es
mit einem Ruck ein, daß das Wasser aufspritzte. Das Boot schwankte
heftig. Sie schrie leise. Ich ruderte wie ein Indianer. Sin Kerl am
Afer machte einen zotigen Witz; ein Mädchen kreischte. Als ich inne-
hielt und tief athmend aufsah, erhob sich die schöne Frau; furchtlos
aufrecht im Boote stehend, legte sie ihre schmale weiße Hand auf meinen
Arm: „Wie deutsch Sie sind!"
Meine Schläfen brannten. Ich biß die Zähne zusammen; würgte
an zwei dummen Worten: „Viel Glück!"
Sie, beim Abschied: „Und -nicht wahr, lieber Freund, Sie nehmen
Johanna mit nach Berlin zu meiner Schwester? Nach London können
wir sie doch nicht ... Vielen, vielen Dank und auf Wiedersehen da-
heim im nächsten Jahr!"
Ich küßte ihre Fingerspitzen, kniff die Lippen zusammen, sah
ihrem Wagen nach, — Minuten lang.
Johanna: Das war die Dackelin.
Und ich?!
„Ach, Johanna, wie deutsch wir sind!"
->
Johanna hatte ein goldbraun glänzendes Fell, das mich an das
Haar ihrer Herrin erinnerte. Aus ihren seelenvollen Augen schien
beständig ein sanftes, wenn auch nicht ganz von Vorwurf freies Ver-
wundern zu fragen: Was soll mir mein Gemüth in' dieser Stadt?
Ich liebte sie.
Einmal, als wir mit einander im Bois am See gingen, führte sie
ihre Nase so dringlich den Boden entlang, daß ich stehen blieb. Auch
sie blieb stehen. Wir sahen nns an; und gingen bewegt weiter. Ich
schenkte ihr für zwanzig Centimes Hackfleisch,
Am nächsten Tage ging ich, mit Johanna an der Leine, zum Quai
Montebcllo, um nach meiner Gewohnheit in alten Büchern und Ge-

*) Ans dem lustigen „Friedenssanatorium", das bei Reuß L
Itta, im konstanzer Verlag der „Zeitbücher", erscheint und, wie jeder
dieser hübschen Bände, nur eine halbe Mark kostet.

rümpel zu wühlen. Unterwegs fiel mir auf, daß uns, in geringem Ab-
shand, hartnäckig ein Hund folgte. Einer jener pariser Hunde, in deren
^ganzem Bau und Ausdruck eine gewisse frivole Ueberlegenthuerei nicht
zu verkennen ist.
Johanna sah sich öfter nach ihm um.
Herr Ducrot zeigte mir eine Plakette, gezeichnet: David 1833, Ich
griff zu, ließ vor Begierde Johannas Leine fallen, handelte in zehn
Minuten einen Franc herunter und erhielt die Plakette für acht
Francs vierzig Centimes.
Als ich mich umsah, war Johanna verschwunden. Ich erbleichte.
Herr Ducrot wies hämisch hinüber nach Notre Dame.
Ich rannte, daß die Leute brüllten. Ducrots Wiehern prasselte
nuf meinen Rücken. Es war zu spät. Inmitten eines Kreises von
lachenden Bummlern sah ich Johanna und ... den Anderen. Im An«
gesicht von Notre Dame! Sie wedelte vergnügt, als sie mich sah. Ich
wartete. Auf dem Heimweg überschlug ich die Zahl der Wochen, die
ich in Paris noch vor mir hatte. Mit dunklen Ahnungen ging ich! zum
Concierge, der auch einen Hund besaß. Er klopfte Johanna lächelnd
auf das rothe Fell.
„Frühestens in zehn Wochen, Monsieur!" sagte er beruhigend,
„eher auf keinen Fall." Ich gab ihm dankbar fünfzig Centimes. Und
er setzte hastig hinzu: „In besonderen Fällen dauert es sogar elf
Wochen, Monsieur." Ich athmete auf.
Johanna wedelte.
In der neunten Woche nach dem Zwischenfall bei Notre Dame
lud ich eines Morgens Johanna in eine Droschke. Sie hatte schon
etwas Mütterliches an sich und schnaufte sehr; aber der Concierge ver-
sicherte beim Abschied nochmals mit acht Schwüren, daß es noch lange
nicht so weit sei.
Ich löste für uns Beide Karten nach Berlin. Als wir Paris ver-
ließen, hob ich Johanna ans Fenster und zeigte ihr die Richtung von
Notre Dame. Aber sie schnaufte nur. Ich schnaufte mit und streichelte
ihr rothes Fell.
Adieu, Paris!
In Köln übernachteten wir.
Alles ging gut.
In freudiger Dankbarkeit kaufte ich für Johanna ein Beefsteak.
Aber sie schnupperte nur wehmüthig daran und ließ es liegen. Sie
fing an, sich in merkwürdigen Schlangenwindungen zu bewegen. Mir
wurde angst. Mit dem ersten Zug fuhren wir weiter. Ich streichelte
sie und redete ihr gut zu; sie leckte meine Hand und sah mich so seelen-
voll an, daß alle Furcht von mir wich.
Der alte Herr mir gegenüber hielt die Zeit endlich gekommen,
mich in ein Gespräch zu ziehen.

„Nein, so ein possierliches Thierchen", sagte er und wollte sie
streicheln. Sie aber schnappte gereizt nach seiner Hand. Der alte Herr
lehnte sich beleidigt zurück.
Plötzlich bog sich Johanna zitternd zusammen und brachte win-
selnd ein Junges zur Welt.
Wir fuhren hoch und starrten uns entgeistert an.
Ich kreischte: „Johanna, — lafz Das!"
Der alte Herr zeterte: „Herr, bedecken Sie die Geschichte! Wenn
meine Tochter aus dem Speisewagen kommt: ein unschuldiges Kind!"
Ich entschuldigte mich und zog mit meinem Plaid eine Art spa-
nischer Wand um Johanna.
Das Ereigniß sprach sich im Zug herum. Von allen Seiten
kamen Reisende und gratulirten. Der Gang stand voll Menschen.
Hinter dem Schirm erklang betäubendes Quieken. Als ich wagte, wie-
der dahinter zu sehen, waren bereits drei kleine Ungeheuer vorhanden.
In Hannover waren es sechs; in Stendal kam das siebente.
Jemand sagte: „Bis Berlin wird das Dutzend voll." Alle lach-
ten. Mir standen Thränen in den Augen.
Johanna leckte ihre Kinder.
Berlin. Bahnhof Friedrichstraße. Ich ging neben dem Dienst-
mann, der Johanna und den Koffer trug. Auf meinem Arm hielt ich
das Plaid mit den sieben räthselhaften Geschöpfen, deren Gekreisch
die Luft erfüllte.
Bei der Billetabgabe hielt man mich an. „Gin Hund?" fragte
der Mann, beugte sich vor und starrte auf mein Plaid: „Und was ist
Das?"
„Noch sieben Hunde!" brüllte ich, zum Aeufzersten getrieben.
„Zurück", donnerte der Beamte; „nachzahlen!"
Ein Berliner erbarmte sich meiner. „War Hunde," sagte er, „der
sin ja junge Papajein!"
Johanna winselte. Die Kleinen kreischten. Der Dienstmann
fluchte.
Ich zog mein Portemonnaie.
Peter Scher.

Deutsche Verse.

Der Rhein.

rin im Gebirg,
Tief unter den silbernen Gipfeln
Und unter fröhlichem Grün,
Wo dic Zväldcr schcmcrnd zu ihm

Und der Felsen Häupter über einander
Hinabschauen, taglang, dort
Im kältesten Abgrund hört'
Ich um Erlösung jammern
Den Jüngling, es hörten ihn, wie er tobt'
Und die Mutter Erde anklagt'
Und den Donnerer, der ihn gezeuget,
Erbarmend die Eltern, doch
Die Sterblichen flohn von dem Ort,
Denn furchtbar war, da lichtlos er
In den Fesseln sich wälzte,
Das Rasen des Halbgotts.
Die Stimme wars des edelsten der Ströme,
Des freigebornen Rheins;
Und Anderes hoffte Der, als droben von den Brüdern,
Dem Tesstn und dem Rhodanus,
Er schied und wandern wollt' und ungeduldig ihn
Nach Afia trieb die königliche Seele.
Doch unverständig ist
Das Wünschen vor dem Schicksal.
Die Blindesten aber
Sind Göttersöhne, denn es kennet der Mensch
Sein Haus und dem Thier ward, wo
Es bauen solle; doch Jenen ist
Der Fehl, daß sie nicht wissen, wohin,
In die unerfahrene Seele gegeben . . .
Friedrich Hölderlin.

Der Blinde.

Der Blinde sitzt im stillen Thal
Und athmet Frühlingsluft,
Ihm bringt ein Hauch mit einem Mal
Des ersten Veilchens Duft.
Um es zu pflücken, steht er auf,
Sucht, bis die Nacht sich naht,
Und ahnt nicht, daß in irrem Lauf
Sein Fuß es längst zertrat.
Friedrich Hebbel.

Sommer am Säntis.

Du gute kinde, schüttle Dich!
Ein wenig Luft, ein schwacher Niest!
wo nicht, dann schließe Dein Gezweig,
So recht, daß Blatt an Blatt sich preßt.

Rein Vogel zirpt, es bellt kein Hund;
Allein die bunte Fliegenbrut
Summt auf und nieder übern Rain
Und läßt sich rösten in der Gluth.
Sogar der Bäume dunkles Laub
Erscheint verdickt und athmet Staub.
Ich liege hier wie ausgedorrt
Und scheuche kaum die Mücke fort.
B Säntis, SäntisI Lüg' ich doch
Dort, gerad an Seinem Felsenjoch,
wo sich die kalten, weißen Decken
So frisch und saftig drüben strecken,
viel tausend blanker Tropfen Sxiel:
Glückseliger Säntis, Dir ist kühl!
Annette von Droste-Hülsho ff.
Lied zum deutschen Tanz.
V AngstI Tausendfach Leben!
V Muth, den Busen geschwellt.
Zu taummeln, zu wirbeln, zu schweben,
Als gings so fort aus der Welt!
Kürzer die Brust
Athmet in Lust,
Alles verschwunden,
was uns gebunden,
Frei wie der Wind,
Götter wir sindl
Sprüche.
wie mit dem Krieg, so gehts mit jeder Kunst,
Die Staatskunst selbst nicht ausgenommen.
Das Grübeln, witzeln machet Dunst
Und läßt uns nie zur Flamme kommen,
wie sie Prometheus doch einmal
Durch Einfalt und Vertraun vom Schoß der Götter stahl.
Ich bin ihr wahrer Jakob nicht
Und auch ihr deutscher Michel nicht,
So rein und hold nicht wie der Lenz,
Ich:
Jakob Michel Reinhold Lenz.
Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian garden in Berlin, —
Verlag der Zukunft in Berlin, — Druck von Paß « Garleb S, m, b, g, in Berlin.

An der Aandelßhochschnle Berlin ist die erste Immatrikulation
für das Wintersemester 1916/17 auf Donnerstag, den 26. Oktober, fest»
gesetzt,, Das Nähere ersehen die Leser aus der amtlichen Bekanntmachung
im Inseratenteil dieser Zeitschrist,

Rumänien und Rußland.

MWor fünfzig Iahren rieth Bismarck, dem der Preußenkricg
AM gegen Oesterreich kaum noch auffchiebbar schien, dem Prin»
zen Karl von tzohenzollern, flink auf den Fürstenthron zu klettern,
den Ministerpräsident Bratianu im Namen von fünf Millionen
Rumänen ihm angeboten hatte. «Fahren Sie sofort nach Buka»
rest! Ueber Paris. Kaiser Napoleon soll Ihre Sache, ohne den
Umweg über die pariser Orientkonferenz, bei den anderen Mäch-
ten führen. Rußland und die Türkei werden Protestiren. Oester-
reich wird Alles aufbieten, um Ihre Kandidatur zum Scheitern
zu bringen. Das braucht Sie nicht zu beunruhigen; für dic nächste
Zeit werde ich Oesterreich beschäftigen. Ich selbst werde gegen Sie
stimmen, weil ich im Augenblick Rußland nicht ärgern will und
den Staat nicht dem Familieninteresse dienstbar machen darf. Sin d
Sie aber erst einmal in Rumänien, steht Europa vor einem Kit so
compli, dann findet sich allesAebrige schnell; Proteste bleiben auf
dem Papier und dleThatsache setzt sich Vonselbst durch. Schreiben
Sie aber, bevor Sie abreisen, an den Zaren, daß Sie in ihm Ihren
wichtigsten Schützer sehen und diezuversichtlicheHoffnunghaben,
in Gemeinschaft mit Rußland einst zur Lösung des Orienipro»
blems mitwirken zu können. Läßt sichs gar machen, daß Kaiser
Alexander Ihnen eine Großfürstin zur Frau giebt, dann haben
Sie an Rußland einenfesten Halt. GehtsinRumäniennicht, dann
kommen Sie eben zurück; und werden sich stets mit Vergnügen

eines coup elinnern, wegen dessen Sie Keiner tadeln kann. Doch
glaube ich, daß es gehen wird. Dem Französischen Botschafter
Beredetti habe ich, sous äiscrötion, meineIdee ausgesprochen; er
meint, der Kaiser werde Ihnen ein Schiff zur Verfügung stellen,
das Sie von Marseille nach Rumänien bringt. Ich wäre für einen
gewöhnlichenDampfer;denndietzauptsacheist,daßdieReiseganz
geheim bleibt." DerRath hattzand und Fuß. Kommt von Einem,
der sofort sieht: Die We stmächte werden für Karl, Rusfen und Tür»
ken nicht unversöhnlich sein und die Wiener ihn als ein notwen»
diges Uebel ertragen. König Wilhelm warnt (wie er schon zuvor
t hat) und finde t Bismarcks Plan wieder zu tollkühn; gewährt aber
Arlaub nach Düsfeldorf und entläßt den Prinzen mit den Worten:
«Gott behüte Dich!" Die Pariser Konferenz beschließt, eine Ru»
mäne solle in Rumänien regiren. Aus der Konferenzstadt aber
schreibt die kluge, von der Gunst des Kaisers besonnte Frau Hör«
tense Cornu: „Nahmen Sie anl Auch wenn die Konferenz Sie
nicht anerkennt, sind Sie der Erwählte der Nation und bleiben,
Ihr Leben lang, Fürst von Rumänien. Das ist hier Oeffentliche
Meinung. Sogar die Gegner Ihrer Wahl (außer denMinistern
sinds wenige)fragen mich, ob Sie die muthige Kraft zur Annahme
haben werden. Fallen Sie nicht in den unleidlichen Fehler der
Deutschen, die .Rücksichten'.Wer stets .Rücksichten' nehmen will,
leistet nichts und ist nichts.« Solchen Rath schlürft der Dragoner.
Himmelfahrt. Zwei wichtige Meldungen: die Konferenz hat
die Wahl anullirt und Preußen hat sein Heer gegen Oesterreich
mobilisirt.Oberst vonRedern fordertdesPrinzenRückkehr in die
Garnison. Jetzt muß gehandelt werden. Abschiedsgesuch an Wil»
Helm (ders erst bekommen soll, wenn Karl in Salzburg ist). Ritt
nach Benrath; zum letzten Mal als preußischer Gardedragoner.
Umzug imSchloß. Der Civilist trifft tzufaren und Kürassiere, denen
er vorflunkern muß,morgen werde er wiederinBerlinsein.Fährt
aber, über Freiburg, nach Zürich. Briefe an Louis Napoleon,
Abd ul Aziz,AlezanderNikolajewitsch.DerZar darfden süßesten
Bonbon lutschen. »Des hohen Schutzes, den Eure Majestät mir
zu bewilligen geruhen, will ich mich würdig erweisen. Die Inter-
essen Ihres großenReiches weichen von denenRumäniens nichtso
roeitab.daß ich gehindertwäre, meine PflichtmitehrfürchtigerAn-
h Znglichkeit an EureMajestätzu vereinen.DasVerhältniß der bei-

den Länder soll noch inniger werden. And bis zu bei vonderVor»
Setzung zu bestinimenden Stunde, die den Orient und die Christen-
heit befreit..Ganz schlau. In Sankt Gallen sorgt Landamman
Aepli für Pässe (Karl Anton ist Ehrenbürger der Stadt). Karl
klemmt eine Brille hinter die Ohrmuscheln und ist nun Herr Karl
Hetlingen, der »inGeschäften"riachOdessareist. München; Salz-
burg. Im Wartesaal österreichische Offiziere, die ihn ausSchles»
wig kennen. Balaceanu, Rumäniens pariser Agent, hat gewarnt:
7,Die Oesterreicher lassen Sie erschießen." Eine Zeitung großen
Formates deckt ihnvorgefährlichenBlicken.AufallenBahnhöfen
wimmelts vonMilitär; und Karl Hettingen sitzt zwischen Mittel»
bürgern imüberfülltenAbtheilZweiter Klasse.InBasiasch ist das
<Alschiff schon fort; er muß zwei Tage in dem austro» serbischen
Grenznest warten, läßt es, via Aepli, der unruhvollen Familie
melden;und hört,abends,amWirthstisch:»Der neue Rumänen»
fürst?Den jagen die Walachen doch bald wieder weg.Uebrigens
find die Türken schon eingerückt." Die Geschichte fängt gut an. In
HerPfingstsonntagsfrühe fitzt er, zwlichen Kleinbauern undFracht-
stücken, in der Zweiten Klasse des Donaudampfers. Nach Vier
ist Turnu»Severin erreicht; die erste Rumänenstadt. Er will von
Bord. DerKaiptän hältihn auf. »IhrBillet giltja bis nach Odessa.«
Bratianu, der bisher fremd thun mußte, drängt vorwärts. Der
Prinz springt auf die Landungbrücke: und ist in der neuen Hei»
math. Der mit achtPferdchenbespann!eWagen,denDorobanzen
<Milizreiter im Schnürrock schwarzer Husaren) eskortiren, rast,
über Landstraßen und Blachfelder, Dörfer und Städtchen, nach
Bukarest. Jubel. Täubchen bringen Grußverse und dreifarbige
Schleifen. Eine Blumenlawine wälzt sich auf ihn. Irop 6e tleui-Z?
Vom Himmel strömts in das unter drei Monden verdorrte Land:
And Regen ist Segen. Vor einem häßlichen, einstöckigen Hause
stehet ein Doppelposten neben der Fahne. »Was ist denn da?"
<Seneral Golesku: »Das ist das Schloß.« Karl ist im Orient.
In den letzten Märztagen des Jahres 1866 hatte der Franzö»
fische GeneralkonsulTillos feinem Minister Drouyn de Lhuys ge»
meldet, Rußland wolle die (unter Alezander Cusa erreichte) Ein»
helt der Donaufürstenthümer Moldau und Walachei wieder lö»
fen; wenn dieWestmächte das Gewebe Gortschakows nicht rasch
zerrissen,werde ihr Einfluß versickern. Der bukarester Posten wird

wichtig; und Tillos von dem Baron d'Avril abgelöst, der in der Donaukommisston gesessen hat und nach Konstantinopel delegirt war. Cusa ist entthront, der Graf von Flandern, der Bruder des Belgier königs, hat die Krone abgelehnt, Frau Cornu die Blicke Bratianus und Napoleons auf den Prinzen Karl vontzohenzol» lern Sigmaringen gelenkt. Der soll flink Heirathen; Rumänien, schreibt ihm die Patronin aus Paris, »braucht dasVorbild eines tugendhaften Fürsten und einer glücklichen Fürstenehe; die Un» stttlichkeit ist die schwärende Wunde, die das Land unter dem Türkenjoch erhalten hat." Ein Putsch, der am fünfzehnten April» tag durch die Straßen von Iassy lärmt, wird von Gortschakow in einen Bolksaufstand umgefälscht, der beweist, daß die Moldau sich selbst regiren.nicht von Bukarest abhängen wolle. Prinz Karl ist gewählt worden. Doch das Heer hat lange keinen Sold erhalten und unter den Offizieren gährt es noch; manche, die den Fürsten Cusa vomThron stießen,fühlen sich von derVerschwöreUhat nun befleckt und möchten im BlutDerer,die daraus Nutzen zogen, die Schmach abwaschen. Frankreichs Geschäftsträger warnt: «Ein Prätorianeraufstand ist keine Sühnung; und müßte den Prin zen» denIhrruft, abschrecken." Sind die grimmigen Krieger von Ruß» land bestochen? Baron d'Avril deutet an, daß ers glaube, und meldet seinem Chef, Gortschakow habenachBukaresttelegraphirt: »Frankreich schlägt vor, einen tzospodar auf vier Jahre zu wäh» len. England und Oesterreich sind für Bibesku (den Sohn). Wir antworten: Da von einem fremden Prinzen nicht mehr die Rede ist, muß den Fürstenthümern die freie Wahl eines eingeborenen tzospodars(oder zweier), den Mächten die Bestätigung und Kon» trole vorbehalten werden. Von der Kandidatur des tzohenzollern» Prinzen hat derKönig vonPreußen abgerathen." Zu spät. Wenn der Prinz nicht zusagt, meutert in der Moldau das Heer und die Walachei reißt sich vom Einungband los. Am dreiundzwan» zigsten April sagt Bismarck zu dem Oberst von Rauch, den Karl Anton von tzohenzollern nachBerlin'geschickt hat, Prinz Karl müsse rasch nach Bukarest reifen und von dort dem Zaren den WunsH andeuten, sich einer Kaiserlichen Hoheit von Leuchtenberg zu ver» mählen.DadasrusstscheZettelplänchenmißlungenist.meintOffen» berg, GortschakowsWerkzeug in Bukarest, die tzeirath werde mö^ lich sein, wenn Karl anerkannt und dem Sultan nicht mehr unter»

Ähan sei; denn eine russtschePrinzesstn dürfe niemals unterTürkcn»
-aussicht („p«6ene 5urK«m°) stehen. Vier Tage nach Bismarcks
MahnungmeldetD'Aoril das endgiltigeWahlergebniß: 685969
Stimmen für, 224 gegen Karl. Bald danach, er wcrde von den
Russen derAgitation gegen den fremdenPrinzen verdachtigt. Gor»
^tschakow lügt weiter. Amdreize hntenMaibestätigtdieneueKam»
mer die Wahl. Am zweiundzwanzigsten ist Karl in Bukarest. So
Hots angefangen. Rußland liebte den Kömmling nicht und Eu»
genie Maximilianowna Leuchter berg nahm einen Oldenburger.
Früh hatte Bismarck gemahnt: »Ist Rußland gewonnen,
dann istAlles gewonnen." Karl glaubt ihm lange nicht. Schreibt
noch imIanuar 1868 an se!nenVater:'«Diegrößte Gefahrfür Ru»
Manien wä.e ein Bündniß zwischen Frankreich und Rußland;
Frankreich wendet indiesemAugenbltckAlle s auf, es zu Standezu
bringen. Frankreich ist heuie gezwungen, seine Feinde sich zu
Freundenzumachen.dennNiemandistmit ihm. ImganzenOrient
ist man gegenFrankreich." EinIahrdanach liest er in einemBries
Bismarcks: »Das Erreichbare scheint mir für Rumänien der Titel
eines .Belgien der Donaumündung', für Eure Hoheit derRuhm
«nd der Dank Europas, wie König Leopold sie hinterläßt. Jede
expansive Politik bringt Eure Hoheit auf der einen Seite in Kon»
Mt mitfast allen europäischenMächten, ohne daß eine preußische
Regirung berechtigt wäre, die Kräfte dieses Landes für die dy»
nastischen Sympathien, die Seine Majestät für Eure Hoheit be»
leelen, einzusetzen. Auf der anderen Seite schwächt jedes Streben
Tiach außen die Autorität-Eurer Hoheit im Innern. Wenn diese
Auffassung dieBilligungEurerHoheit finden follte, fo würdestch
<ms ihr das freundliche Verhältniß zu Ungarn von selbst ent»
wickeln. Ich will in keinerWeisezureden, dieBeziehungenzuRuß»
land abzukühlen; sie werden auch unter guten Beziehungen Ru»
müniens zuAngarn nicht zu leiden brauchen, wenn esEurerHoheit
nur gelingt, Beziehungen zu Petersburg, zum Kaiser wie zum
Kanzler, zu Pflegen, die nicht durch den Kanal aufgeregter und auf»
regender Konsularagenten gehen; die Kaiserliche Regirung selbst
ist viel billiger und gemäßigter als ihre orientalischen Agenten.
Gegen jeden Verdacht einer Solidarität mit angeblichen rumäni»
Ichen Absichten auf Siebenbürgen würde jederpreußischeMinister
gezwungen sein, sich mit allen Mitteln zu verwahren. Sobald Eure

Hoheit auf einen wesentlichen Theil der vorhandenen Truppe«
für jede rechtmäßigeBenutzung im Innern zählen können,würde
ich ehrerbietigst zu einem sehr festen, auf Biegen oderBrechen be»
rechnetenAuftreten gegen alle diejenigen Elemente rathen, welche
Eure Hoheit in Händel mit der Pforte oder mit Ungarn zu der»
wickeln bemüht sind. Glauben Eure Hoheit aber nicht, dieMacht
in Händen zu haben, um dieLeute unschädlich zu machen,welche
für fremdes Geld den Frieden und die Sicherheit der Herrschaft
Eurer Hoheit gefährden, dann wüßte ich eigentlich kaum, was einen
Herrn aus so hohem Haus wie Eure Hoheit bewegen könnte, eine
so undankbare Aufgabe weiterzuführen." Preußen ist noch nicht
an das Ziel seines deutschen Wunsches gelangt; will verhüten, daß
die Ruhe der Wochenstube, aus deren Wehen Einheit werden soll>
gestört werde; muß fürchten, daß Rußland, nach dem Drohwort
des erstenNikolai, die Einheit der deutschen Stämme zu hindern
trachten werde; und möchte drum Alles stärken, was, alsmagyari»
sches oder osmanisches Corps, in derStunde der Noth wider den
Zar-Bedränger mobil gemacht werden könnte. Im August I86A
fährt Fürst Karl nach Livadia und wird vom Kaiser Alexander
(dessen Begleiter, lang ists her, noch Osten» Sacken, Kotzebue, Gla»
fenapp, Adlerberg heißen) herzlich empfangen. AlexanderNikola»
jewitsch stöhnt: «Die erste Höflichkeit, die Sie mir erweisen, bringt
den ganzen Erdtheil gegen Sie auf!" Zeigt drum aber doppeltes
Interesse fürdenZustandund(besonders)dieKlrcheRumäniens>
den Pflichtenkreis des Fürsten und die Versuche, ihm das Re»
gentenleben zu verleiden. Karl ist zufrieden; ist entzückt. Da der
Plan der russischen tzeirath scheitert, freit der Fürst Prinzessin Eli»
sabeth von Wied («!-« prince8ses allemancles s«nt si dien ölevees",
sagt Louis Napoleon, noch Europens Barometermacher); und der
Dampfer, auf dem das junge Paar von Baflasch nach Turnu°Se»
verin fahrt, heißt »Franz Joseph". Als der deutsch-französische
Krieg unvermeidlich geworden ist (vier Monate zuvor hat Bis»
marck an Karl geschrieben, »der politische Horizont habe eine so
beruhigte Färbung, daß sich nichts darüber sagen läßt"), wird im
der bukarester Kammer die Regirung laut gewarnt, sich von per»
sönlichenInteressen leiten zu lassen, statt die einzigmöglichePolitik,
die von Rassensympathie gebotene, zu treiben; nur eine sranzö»
fische Politik werde die Nation dulden. Um sich zu halten, muß das

Ministerium antworten: «Wo die lateinische Rasse kämpft, da sind
«nsere Sympathien; und unser herzlichstes Empfinden geleitet
deshalb Frankreichs Fahnen". Wenn Karl noch gezweifelt hat:
jetzt muß er wissen, daß seinThron auf dem schwanken Grunde des
Landes steht, dessen Ehrgeiz gierig nach dem Titel der Trance 6e
l'orient langt. Im Mai soll Rußlands Kanzler zu Chotek gesagt
haben, er kenneRumänien und wisse, daß esweder in sich haltbar
sei noch auf dieLänge eine fremde Dynastie ertragen werde. Soll;
Andrassy, der immer vor russischen Umtrieben warnt, behauptet,
daßGortschakow so gesprochen habe;und knüpft daran denSatz:
«Wir haben genug Schwierigkeiten und denken nicht an die An-
nexion Rumäniens; wir fürchten uns aber auch nich t vor ihm: denn
wir sind unserer Rumänen.in Siebenbürgen, eben so sicherwieder
echtenUngarn und die paar Unruhestifter, die sich ihre Instruktion
von den bukarester Rothen holen, machen uns keine Sorge." (So
spricht jetzt Graf Ttsza.) Als in der tzeinmth die Weihnachtfeier
bereitet wird, ist der von der Kammermehrheit und ihrer »Phana-
riotischen Perfidie" geärgerte Fürst dem Entschluß nah, von dem
Thron zu steigen, auf den ihn vor fast fünfIahren die Volkswahl
hob. Er notirt in sein Tagebuch:, Herr von Prokesch-Osten, Oester-
reichs Botschafter in Konstantinopel, verbirgt kaum noch seine
Freude darüber, daß nun das Ende dertzohenzollerndynastie in
Rumänien sicher bevorstehe und damit vielleicht eine noch grö^
ßere Revanche der Habsburger an den Hohenzollern sich vorbe«
reite." Der selbe Diplomat (dessen Klugheit schon seine frühen
Urtheile über Bismarck und Manteuffel erweifen) hatte, zwölf
Monate zuvor, denRumänen gerathen,noch fünfzig Jahre lang,
„was auch draußen geschehen möge", nur die innere Entwicke«
lung, der geistigen und materiellen Kräfte, zu fördern; und pro«
phezeit, das unabhängige, in Vollkraft erstarkte Rumänien werde
alle Rumänen zu umfassen und, aus dem Landbesitz Oesterreichs
und Ungarns, sich zu vergrößern trachten. (Diese Frist nun ist
verstrichen. Aus Versailles schreibt Bismarck: «Die Thatsache,
daß Eure Hoheit von Rußland keine Unterstützung, auch nicht
eine diplomatische, zu erwarten haben, ist mit der traditionellen
Politik dieses Reiches, die der Vereinigung der beiden Donau»
fürstenthümer (Moldau und Walachei) entgegen ist, im Ein«
klang, während mir für die feindliche Haltung der wiener Politik

gegen Eure Hoheit jede vom Standpunkt der östereichisch»un«
garischen Politik mögliche logische Erklärung fehlt." Da Rado»
«itz, Generalkonsul in Bukarest, ihm eine Resolution der Kam»
mer gegen den Fürsten Karl gemeldet hat, erwähnt er noch ein»
mal »die wiener Arbeit gegen die Konsolidation der inneren Zu»
ständeRumäniens"und deutet die Meinung an, daß Oesterreich»
Ungarn diese falsche WeichensteUung einst bereuen werde.
Daß die Reue nicht früher kam, ist dem blinden tzochmuth
des russischen Kanzlers Alezander Michailowitsch Gortschakow
zuzuschreiben. 1877. Im Londoner Protokoll, das den Balkan»
Völkern den Frieden bringen soll, fordern die Großmächte von der
Türkei das Versprechen, die Christen wirksam gegen Unglimpf
zu schützen. Karl schreibt an seinen Vater: «DtetrostlofenZustände
tn der Türkei bieten nicht die geringste Garantie, daß irgendeine
der versprochenen Reformen durchgesetzt wird; die Christen schwe»
den in forlwähi ender Gefahr, ihr Leben und ihre Habe zu der»
lieren.so daß Rußland über Kurz oder Lang zum Einschreiten ge»
zwungen sein wird. Für uns wäre das größte Glück, wenn die
Katastrophe noch hinauszuschiebenwäre; die geringenFriedens»
Hoffnungen haben sofort etwas Leben in die Transaktionen ge»
bracht und diePapiere sind gestiegen. Ich schickeDir eine Anzahl
Brochuren; die eine, .Rumänien und der Orientfriede', ist von
Ionesku, dem Minister des Auswärligen, der ein besserer Pro»
fessor als Politiker ist. Die theoretischeNeutralität ist schon lange
ein überwundener Standpunkt; die politische Stellung Rumä»
Niens verlangt, daß es mit dem Stärkeren gehe. Da keinem Zweifel
unterliegt, daß Rußland im Kriegsfall bedeutende militärische
Erfolge erringen wird, wenn kein Dritter es darin stört, so ist un»
fereHaltungklarvorgezeichnet. Siewird denmeisten Großmächten
sicher mißfallen; da sie uns aber nichts bieten können und wollen,
müssen wir uns darüber hinwegfetzen. Rußland wäre sehr froh,
wenn es für denAugenblick den Krieg vermeiden könnte. Das ist
den Türken bekannt und deshalb werden sie einen Waffengang
vrovoziren. Der Urlaub Bismarcks und feine Erklärung, daß er
sich ganz von den Geschäften zurückziehen wolle, macht großes
Aufsehen; man will seinen Entschluß mit der Ortentkrists in Zu»
sammenhang bringen. Ich war sehr überrascht, als er unter dem
Beifall des Reichstages leugnete, daß Deutschland an der Orient»

Trage interessirt sei." (Der Kanzler hatte am fünften Dezember
1877 gesagt: «Wir haben in der Türkei Sympathie mit unseren
Mitchristen. Aberich werdezu irgendwelcher aktiven Betheiligung
Deutschlands an diesen Dingen nicht rathen, so lange ich in dem
Ganzen für Deutschland kein Interesse sehe, welches auch nur
— entschuldigen Sie dieDerbheit meines Ausdruckes — die ge»
sunden Knochen eines einzigen pommerschen Musketiers Werth
wäre. Wir müssen mit dem Blut unserer Landsleute und Sol»
daten sparsam sein und es nicht sür eine willkürliche Poll»
tik einsetzen, zu der uns kein Interesse zwingt. Insofern find
wir allerdings der Mindestbetheiligte. Drei Mächte sind in einer
anderen Lage. Die Dinge können eine Gestalt annehmen, die die
türkischen Interessen zu einheimisch englischen, österreichischen,
russischen macht. Unsere Aufgabe, die guten Beziehungen zu die»
sen drei Mächten ungetrübt oder doch möglichst wenig getrübt zu
erhalten, könnte nur gestört werden, wenn irgendeiner unserer
Freunde von uns verlangte, unsere stärkere Freundschaft zu ihm
dadurch zubethätigen,daßwir den anderen Freund, der uns auch
nichts gethan hat und unfer Freund bleiben will, feindlich be»
handeln und unfere stärkere Liebe zu dem einen durch Haß gegen
den anderen beweisen/) Weiter aus Karls Briefen: .Gestern
empfing ich einen russischen Generalstabsoberst, den Großfürst
Nikolai mir geschickt hatte, um die Vertheidigung von Kalafat
<des Schlüssels zurKleinen Walachei) zu besprechen, Rumänien
leidet sehr darunter, daß Alles in sugpenZ« ist; wir get-auen uns
nicht, ernste militärische Maßnahmen anzuordnen, weil dadurch
die Aufmerksamkeit Europas und der Türkei auf uns gelenkt und
Rumänienals Friedensstörerverdächtigtwürde. Ionejku ist vom
Posten des Auswältigen zurückgetreten, weil er gegen jedes
Aebereinkommen mit Rußland ist.- Im April schickt Rußland
<Ae neralstabsoffiziere, die sich dem Fürsten unterstellen, und bietet
Schwergeschütz und Artillerie»Pferde an. Die Mehrheit der in
den Kronrath berufenen inaktiven Staatsmänner ist für Neutra»
lität; weil sie Rumänien als Staat vernichten müßte, ist Karl da»
gegen AmsechzehntenAprllunterzeichnetKogalnicenu,Ioneskus
Nachfolger, den Vertrag, der russischen Truppen das Recht auf
freien Durchzug und auf freundschaftliche Behandlung zuspricht;
Ire dürfen alle Eisenbahnen, Wasserwege, Landstraßen, Verkehrs»

mittel benutzen und über Post, Telegraphen, Nährmittel für Men-
schen und Pferde, unter Entschädigungpflicht, verfügen. Artikel
Zwei des Hauptvertrages:»DamitfürRumänien aus demDurch»
zug der russischen Truppen weder Unbequemlichkeit noch Gefahr
entstehe, verpflichtet sich die Regirung Seiner Majestät des Kai»
fers allerReussen, die politischen Rechtedes rumänischen Staates
zuwahren und sie so zu achten, wieLandesgesetzeundgiltlgeVer»
träge bestimmen. Ferner verpflichtet sie sich, die Integrität Ru-
mäniens inden Grenzen von heutezu erhalten und zubeschützen.*
Das Volk ist unruhig; glaubt nicht an die Kraft und Tüchtigkeit
des Heeres und fürchtet rafchen Türkeneinbruch, der die Haupt»
stadt überschwemmen könne. Wer Geld flüssig hat und nicht an-
gebunden ist, rettet sich in die Ruhe v?n Siebenbürgen.
Nach Kischinew bringt General Fürst Ghika dem Za«n
einen Brief Karls; darin wird AlexanderNikolajewitsch als der
Herrscher gefeiert, der stets zu nationaler KräfttgungRumäniens
mitgewirkt und dessen Ahnen das Walachenland so viel Wohl«
that zu danken habe. Großfürst Nikolai Nikolajewitsch ruft den
Rumänen zu: »AufBefehl des Kaifers rückt die mir unterstellte,
zur Bekämpfung der Türkei bestimmte Armee in Euer Gebiet.
Wir kommen als Freunde, wollen nur Euer Wohl und hoffen,
bei Euch den selben Edelsinn zu finden, den Eure Vorfahren in
früheren Kriegen Rußlands gegen die Tüikei unserem Heer er»
wiesen. Für Eure Freiheit ist das Blut unserer Ahnen geflossen.
Deshalb, glaube ich, haben wir das Recht, Euren Beistand zu
fordern. Das Leid der unglücklichen Christen, die in der Türkei
leben, hat dasMitgefühlRußlands und aller Europäer erweckt.
Ilm diese Armen zu retten, ziehen wir durch Euer Land." Fürst
Karl Anten schreibt an den Sohn: »Ueber die Haltung Deutsch»
lands herrschtdas tiefste Dunkel. Bismarck will entschiedenRuß»
land und Frankreich isoliren, um ganz freie Hand zu behalten.
Das mag ja auch ein ganz richtiges politisches Ziel sein.Aber es
giebt doch noch ein höheres: das der Freihaltung der Unterm
Donau, ohne die der Welthandel nicht bestehen kann. Schon die
Möglichkeit eines russisch»rumSnischen Handelsvertrages, viel»
leicht dermaleinst als Kompensation für gegenseitige Leistungen,
wäre ja für die Handelsinteressen Mitteleuropas eine große Ge»
fahr. Als alterSoldat und Politiker sehe ich dieDlnge,wie etwas

V
Unvermeidliches, nüchtern an; nur als Vater ergreift es mich mit
tiefer Wehmuth, wenn ich Dich in all Kiefen Schwierigkeiten ge»
wahreundDir nichtzu helfen vermag.Die große weltgeschichtliche
Krists ist eingetreten, die über Deine ganze Existenz und Zukunft
entscheidenwird. Möge das Land inden Ereignissen eine Lehre se»
hen,dasWohl des Volkes über Parteihader und konstitutionelle
Doktrin zu stellen!'Im Senat stnd Sturdza und Carp gegen den
Durchzug»Vertrag,der in ein opferreiches undfruchtlosesBünd-
niß führe. Doch wird er, in der vorletzten Aprilnacht, auch hier,
mit einundvierzig gegen zehn Stimmen, angenommen.
DieTürkei hat durch dieAblehnungdesLondonerProtokols
die Russen herausgefordert. Jetzt kränkt sie den Stolz der Ru»
mänen durch die Erklärung, sie habe, weil das Fürstenthum den
Vasallenvertrag gebrochen habe, die Thätigkeit seines diploma»
tischen Vertreters in Konstantinopel »suependirt". In der unga»
rischen Prcsse liest Karl, zur Bezwingung des Rumänenheeres
würde, im Nothfall, ein tzonvedregiment genügen; offene Shm»
pathie mit den Türken und wilde Feindschaft gegen Rußland.
Ruhig in Wogenwuth (Saevis trsnouillls in unäi8): ist die Losung
des Fürsten. Am achten Mai ist sein Heer mobil; fünfzigtausend
Mann mit hundertachtzig Geschützen. Oesterreich»Ungarn und
Frankreich warnen noch einmal vor dem Bündniß mit Rußland;
zu spät. In Plojeschti begrüßt Karl den Großfürsten» Generalifsi»
mus und dessen Sohn (der jetzt denOberbefehl gegen dieTürken
hat). Eine Compagnie der russischen Bulgarenlegion stellt die
Ehrenwache. Beim Gegenbesuch in Bukarest wird Nikolai, dessen
Frau, eine Oldenburgerin, die Cousine der Fürstin ist, als Ver»
Wandler empfangen; er foll in der Sommerresidenz Kotroceni
wohnen, damit die Familien einander recht oft fehen können. Am
zweiundzwanzigsten Mai wird die Unabhängigkeit des Fürsten»
thumes verkündet. FünfTage danach beginnt die Beschießung der
Festung Widin. Volk und Fürst sind von der würdigen Haltung
der Russen entzückt und auf den Straßen verbrüdert die Menge
sich der fremden Mannschaft. Werden dietzeere gemeinsam vor»
gehen? Nur, wenn beide unter russischem Befehl stehen. Gort»
schakow schreibt: „Rußland braucht die Hilfe Rumäniens nicht;
es hat mehr Truppen bereit, als zur Ueberwindung der Türkcn
nöthig sind. Hält Rumänien es für feine Ehrenpflicht, das Os»

manenreich anzugreifen,so darfderenErMungunterkeinenUm»
ständen die großen Operationen des Russenheeres hemmen; nur
^nderenSchattenkonntendieGrundlagendesSchicksalsgeschaffen
werden, denen der Rumänenstaat entgegengeht. Die Ankunft des
Zaren und die Entscheidung an der Donau steht nah bevor: ohne
SäumenundinvollerKlarheitmuß deshalb dieAufgabe derFürst-
lichen Armee bestimmt werden. Sie muß auf Vormarsch und An-
griff verzichten oder fichdemGroßfürstenunterstellen."ImKriegs-
ralh empfiehlt Karl den Russen, so schnell wie möglich Plewna,
das wichtige Straßen beherrscht, zu besetzen. An den Vater schreibt
er: „Ruhige Zuschauer konntenund durften wir nicht bleiben; als
türkische Provinz wollten wiruns nicht behandeln lassen;von der
Gnade Anderer abzuhängen, fand ich meiner unwürdig. Meiner
Armee fälltnun die schöneAufgabe zu, sich für eineIdee zu schlagen.
Kaiser Alexander kommt mitstebenhundert Personen undtausend
PferdennachPlojeschti.AnserVerkehrmitdenGroßfürsten(Niko-
lai VaterundSohn, Wladimir, demLeuchtenbergerSergej) ist sehr
herzlich. Nikolai erinnert in seiner Art und Weise ganz an den
Kronprinzen und istuns wie ein Bruder. Das erleich tert ungemein
die Regelung vieler Fragen, die zu unangenehmem Notenwechsel
Anlaß geben konnten. Russen und Rumänen leben in bestem Ein»
vernehmen.Noch ist es zu keinem Konflikt gekommen." Auch den
Besuchen desZaren, inBukarest undKotroceni, leuchtet dieSonne.
Im Gespräch mit Karl wiederholt Gortschakow, daß er gegen die
Kooperation der beiden Heere sei; Rumänien müsse die Donau»
Mündungen, Rußland aber den Kilia»Arm haben. Karl Anton
schreibt: »Das Austreten des Kaisers und aller Großfürsten ent»
spricht nicht nur der herkömmlichen russischen Höflichkeit, fondern
hat einen tiefenpolitischentzintergrund: die Anei kennung Deiner
Selbständigkeit, Deiner Geburt und Abstammung, im Gegensatz
zur Stellung der früheren tzospodare. Wie es scheint, handelt
Rußland stets noch als Theilnehmer am Dreikaiserbündniß, dessen
Bestand doch sichererseinmag.als anzunehmenwar: unser Kaiser
jedenfalls hält mit dankbarer Treue daran fest. Die Errichtung
eines vereinigten Staates Rum änien» Bulgarien, mit Freiheit der
Donauschiffahrt bis ins Meer, wäre ein großartiger und schöpfe»
rischer Gedanke; nur giebt die Grundverschiedenheit der Natio»
nalitätenAnlatz zu schweren Bedenken." In der letzten Iuniwoche

gehen, bei Vraila, die Russen über die Donau. Gortschakow sie«
delt nach Bukarest über. Karl schreibt nach Sigmaringen: »Ganz
Petersburg ist jetzt in Rumänien; täglich empfangen wir die in»
teressantestenPersönlichkeiten. In denAmbulanzen sind die vor»
nehmstenDamenRutzlands.Vom erstenTag an habeich mit Ent«
schiedenheit erklärt, das rumönischetzeer werde nur unter meinem
Kommando fechten." Soll es denRussen über dieDonaufolgen?
Der GroMrst ist dafür, Gortschakow dagegen; und Andrassy läßt
warnen: Rußland wolle den Rumänen zwar ein Stück der Do»
brudfcha geben, aber den im Pariser Vertrag mit der Moldau
vereinten TheilBessarabiens zurücknehmen. Die rumänische Ar»
tillerie wirkt zur Einnahme der Festung Nikopolis mit; in dem
langen Bericht des Großfürsten an den Zaren stehtnicht ein Wort
über Rumäniens Heer, nur scharfer Tadel feiner unzulänglichen
Eisenbahnen. Karl soll die in Nikovolis gefangenen Türken über»
nehmen und dieFeftung besetzen. Er will nicht.Zuvor müsse über
die Art der Kooperation entschieden sein. Nur deshalb, ruft Ni»
kolai, sind wir bei Plewna geschlagen worden; ein Theil der Ar»
mee Krüdener war inNikopolis festgehalten. Jetzt ist Karl bereit,
die Festung zu besetzen, wenn er sein Heer nach Plewna führen
darf. „DiesesAngebot mißfällt denRufsen,weilsiedieEhreeines
Sieges nicht mit uns theilen wollen. Im Mai hieß es, man brauche
unsere Hilfe nicht. Heute, im Juli, bittet man uns, über die Donau
zugehenunddenRussenzuhelfen.Soändernsich dieVerhältnisse."
Am letzten Iuliabend kommt aus Tirnowa eine Depesche, in
der Nikolai bittet, gegen die türkische Aebermacht bei Plewna ihm
Hilfe zu bringen. Antwort: Wir besetzen und vertheidigen Niko-
volis, können aber erst mit ganzer Truppenmacht über die Donau
gehen, wenn wir, endlich, die To.pedos erhalten, die wir zum
Schutz vor dem zwischen Rahowa und Lom»Polanka lauernden
Türkenmonitor brauchen. Aus Karls Briefen: «Bratianu möchte,
daß wir denRussen zu Hilfe kommen; ich vertrete die Ansicht, daß
wir Bedingungen stellen müssen. Im ru sischen Hauptquartier ist
man sehr niedergeschlagen und bereut die gemachten Fehler. Die
russischen Soldaten sind von unzweifelhafter Tüchtigkeit, aber die
Führung läßt Manches zu wünschen übrig. Ich fürchte, daß der
Krieg sich in die Länge ziehen wird. Das wäre ein Unglück für
unser Land, da ihm die tzauptlebensadern, die Donau und dw

Eisenbahnen, unterbunden sind. Der Kaiser, der seinHauptquar»
tier in Bjela hat, nimmt sich Alles ungemein zu Herfen." Bis in
die letzte Augustwoche wird über die Selbständigkeit des Ru»
mänenheeres verhandelt. Karl wird es führen, sich dem Gesammt»
plan des Großfürsten anpassen und hehlt nicht, daß er auf die
Kampfgenossenschaft stolz ist. Noch bei der Zusammenkunft im
Kaiserlichen Hauplquartier, das ein dürftiges Bulgarenhaus her»
bergt, glimmt aber der Streit fort. Nikolai fragt, ob Karl selbst
sein Corps führen wolle, trotzdem er doch nicht einem russischen
Armeekommandanten untergeordnet werden könne. „Natürlich
nicht: mir aber könnten zehn russische Generale unterstellt werden. *
Der Zar^ört schweigend zu, schenkt dem Gast ein Prunkzelt und
schickt bald danach den Großfürsten mit der Frage, ob Karl willig
sei, alle vor Plewna liegenden russischen Truppen zu führen. Nur
dreißigtausend Mann; und Rumänien kann fürs Erste auch nicht
mehr stellen. Dennoch nimmt Karl das Amt und die Verantwort-
lichkeit auf sich. Wenn die Türken aus Plewna vorbrechen und
die Russen über die Donau zurückwerfen, ist Rumänien in Lebens-
gefahr. Am ersten September läßt er auf der Pontonbrücke bei
Korabia seine Truppen über die Donau marschiren; am zweiten
bringt ihn eine russische Dampfbarkasse an Bulgariens Ufer.
Oum tier in einem verfallenen, fenster» und thürlosen Häuschen
des Dorfes Poradim; fünfzehn Kilometer vor Plewna. Tages»
befehl an die Westarmee, der, in russischer Sprache, die Freude des
neuen Oberbefehlshabers über die Waffenbrüderschaft zweier
tapferen Völker ausdrückt. Die müssen schnell siegen.
Vier Tage lang wird Plewna beschossen; dann, gegen Karls
Bedenken, gestürmt, doch nur die ersteRedoute bei dem Dorf Gri»
witza genommen. Der Balkan ist tief verschneit, in den Schützen»
grüben der Boden zu Schlamm erweicht. Auf den unbestatteten,
verwesenden Leichen hocken Raben. Im Hauptquartier ist die
Stimmung gedrückt, weils auf den Kriegsschauplätzen nirgends
vorwärts geht. Generallieutenant Skobelew wird Führer der
Sechzehnten Division (sein Stabschef,Major Kuropatkin, scheint
dem Fürsten ein Mann von umsichtiger Energie) und General
non Todleben, der im KrimkriegSebastopol vertheidigt hat,wird
^arls Gefährte im Oberbefehl. »Er ist ein liebenswürdiger, ge»
s weiter Mann; seineAbsichten spricht er unumwunden, mit einer

Naren Bestimmtheit aus, die Niemand mißverstehen kann. Durch
und durch deutsch, was er auch eigentlich ist. Wir haben schon
enge Freundschaft geschlossen. Von den Schwierigkeiten einer
Kriegführung in Bulgarien kann man sich in Europa keinen Be»
griff machen; die Strapazen, Entbeh'ungen, Mühen und Sor»
gen sind so unbeschreiblich groß, daß ein Feldzug hier drei Krie»
gen im Occident gleichkommt. Ich befehle jetzt den Truppen auf
der ganzen Linie Selwi»Nikopolis, fast hunderttausend Mann,
und hoffe, trotzdem auch die Türken Verstärkungen heranziehen,
daß in drei bis vier Wochen Plewna bezwungen sein wird. Ganz
Rußland, ganz Europa blickt auf dieses Bulgarennest, das schon
allzu viel Blut gekostet hat. Die Truppen leiden seh? unter dem
Wetter.In den Gräben, wo ich sie besuchte, standen fle bisandas
Knie in Schmutz und Wasser; die Stiefel faulten von den Füßen
und viele Leute haben sich Glieder erfroren.- Erst am fünf und»
zwanzigsten Oktoberfind so viele russische Truppen herangezogen,
daß die Einschließung Plewnas vollendet werden kann. In der
londoner Guildhall rühmt Bea consfield die Tapferkeit der rufst»
schen Truppen und den Edelsinn des Zaren, der, selbstlos, nur
für die Wohlfahrt der geknechteten Christen kämpfe. An Karls
Tifch aber sagt der englische Oberst Wellesley, im nächsten Jahr
werde England in den Krieg eingreifen, weil es nicht dulden könne,
daß Rußland nach Konstan tinopel gelange. Todleben ist dem Für-
sten gleichgestellt; dessen Generalstabschef Fürst Imeritinskij.
«Hier zu kommandiren, ist nicht leicht, denn der Generalstab än»
dert die Dispositionen oft abunddasGroßetzauptquartiermischt
sich alle Augenblicke direkt ein und stiftet dadurch Verwirrung.
Mir scheint manchmal, daß ich den Russen unbequem bin." Am
achtzehnten November wird gemeldet, daß Kars erstürmt ist; am
neunzehnten besetzen die Rumänen Rahowa. Schon einmal sah
dieseFestungdieFeldzeichendertzohenzollern;1396.Sigismund,
der letzte Luxemburger, hat sich zum Ungarnkönig gekrönt und, um
für den Türkenkrieg feinen Säckel zu füllen, die brandenburgische
Alt» undKurmark dem reichenVetter Jobst vonMähre n als Pfand
verschrieben. Der sechste Friedrich von Zollern, Burggraf von
^Nürnberg, zieht mit ihm nach Südost; ist ein Führer des Heeres,
das Rahowa und Widin erobert; bei Ntkopolis aber vom ersten
Sultan Bajestd geschlagen, zerrieben wird. Friedrich soll Sigis»

munds Leben gerettet haben. Der hatnach Iobstens Tod als Deut»
scherKönig dann den nürnberger Burggrafen indieMarkBran«
denburg geschickt und ste ihm 1415 unterthan.Nach dem Erfolg bei
RahowawirdKarl mULob überschüttet undkann seinerFrau schrei»
ben,daß er mit beiden Hauptquartieren und dem ganzen Russen-
Heer jetzt »aus dem besten Fuß stehe". Am zehnten Dezember er-
giebt der verwundete Osman sich mit seinem ganzen Heer. Noch
am selben Abend reitet Karl durch Plerona; kehrt aber nach Pod-
gorim zurück, wo Freudenfeuer lodern. Am nächsten Mittag zieht
ermitAlezander, der ihmdenAadreaäorden mit Schwertern der-
liehen hat, in die eroberte Stadt ein. Sein Abschiedsgruß an die
KaiserlichenTruppensagt: »Ein leuchtendes Vorbild derTapfer-
keit und der höchsten kriegerischen Tugenden seid Ihr für mein
junges Rumänenheer gewesen. Das ruhmreiche Kaiserliche Heer
hat sich meinenTruppen durch ein unzerreißbares Freundschaft»
band verknüpft. Mit Bedauern lege ich mein Kommando über
Euch nieder und mein sehnlichster Wunsch beimAbschied ist, daß
Ihr in den fernerenKämpfenfürunfere heilige Sachcebcn so glän-
zende Erfolge erringen möget wie bisher!" Der Zar verspricht,
beim Friedensschluß der großen Opfer Rumäniens zu gedenken,
dessenFürflenerschätzenundliebengelernt habe. Todleben erhält
das Großkreuz des Sternes von Rumänien mit Schwertern und
Karl schreibtihm: „Der Erfolg unseres Mühens ist IhrerVoraus-
ficht zu danken." AnKarlAnton: «Kaiser Alezander hat in vollem
Maß anerkannt, daß wir der Aufgabe, die uns hier zugefallen
war, gerecht geworden sind. Der Deutsche Kaiser hat mir durch
die Verleihung des Ordens pour I.e Werlte eine freudige lieber»
raschung bereitet. Als ich von ihm Abschied nahm, um nach Ru»
mänien zu gehen, sagte er mir, er könne sich nicht an den Gedan»
ken gewöhnen, daß ein Hohenzollern sich unter den Halbmond
stelle. Ich antwortete, daß ich die Suzerainetät des Sultans nur
anerkenne, um mich eines Tages auf ehrenvolle Weise von ihrzu
befreien. Das ist jetzt eingetroffen. Siebentausend Türken, zwei»
hundertOffiziere und zweiPaschassind von meinenTruppenge»
fangen worden und haben vor mir defilirt; dagegen könnte man
dem Sultan wohl kaum zwanzig gefangene Rumänen vorstellen."
DreiTage vor der Weihnacht trägt ein mitzehn Pferden bespann»
ter Wagen ihn nach Musulimselo. Von dort reitet er, durch eine

Allee von Leichen, nach Nikopolis. »Die Straßen der Stadt glei-
chen einem wüsten Heerlager. Eine Unzahl vonWagen und Kar»
ren hat sich festgefahren; viele Trainknechte liegen, von Kälte er»
starrt, tot neben ihrem kleinen Gefährt. Unwillkürlich denkt man
an die Bilder vom Rückzug der Großen Armee aus Rußland.*
Zweiundzwanzig Grad Kälte. In einer winzigen russischenScha-
luppe gehts über die Donau. Ringsum von heftiger Strömung ge»
triebene Eisschollen. Der Fürst ist bereit, über Bord zu springen,
wenn die gräulich blankenUnholde sein Kähnchen zerstoßen.Drü»
ben war tetBratianu,eineIägercompagnie,einSchwarm jauchzen-
der Menschen. Karl ist wieder in Rumänien. Am siebenundzwan»
zigstenDezember zieht er in die festlich geschmückte Hauptstadt ein.
Aus dem Glückwunschbrief des Deutschen Kronprinzen:»So
viele Vortheile mit der Zeit auch die Masse der Russen erringen
muß, bleibt doch das Faktum, daß Deine Hilfe begehrt werden
mußte, ein bedeutsames Ereigniß. Ferner ist von Neuem bewiesen
worden, daß, wer einen Krieg will, den Gegner nicht unterschätzen
darf. Ich versetze mich in Deine Seelenstimmung: Freude über
den Sieg, Schmerz über die vielen Opser, Hoffnung auf eine neue
Aera Rumäniens und doch zugleich große Unsicherheit über die
nächsteZukunft." Karl Anton spricht deutlicher. »DieDonaumuß
bis ans Schwarze Meer frei bleiben und Rumänien der Hüter
dieserFreiheit fein. Ein anderes Interesse hatDeutschland nicht.
Wenn Rumänien sein bessarabisches Gebiet mit einemTheil der
Dobrudscha vertauschen müßte, würdesolcherTauschdenübelsten
Eindruck machen. Zu Deinem Besten hoffe ich, daß dieses «n ciit
Erfindung bleibe." GeneralGurko überschreitet, trotz grimmiger
Kälte, den Balkan; rückt in Sofia ein (das seit IM nie mehr ein
Ehristenheer sah) und kämpft danach zwischen dem Schipka»
Paß und Philippopel. Milans Serben haben Nisch, Nikolas
Montenegriner die Hafenstadt Antivari besetzt, die Rumänen
Widin eingeschlossen. Da gemeldet wird, daß die Türken Waffen-
stillstand erbitten, geht, in Karls Auftrag, Oberst Arion ins
russische Hauptquartier (Kasanlik); er soll fordern: Anerkennung
der Unabhängigkeit Rumäniens, das alle Donaumündungen,
nach Schleifung der Türkenfestungen, und, zur Entschädigung
von den Kriegskosten, hundert Millionen Francs erhält. Wird
den Verhandlungen nicht ein von Rumänien Bevollmächtigter

zugezogen, dann protestirt es laut und erklärt sie für null und
nichtig. Der Sultan hat die Königin von England um Friedens»
vermittelung gebeten. Nelidow, der Diplomat des Großen
Hauptquartiers, weistArion nach Petersburg: auchNikolai tele»
graphirt, über die Friedensbedingungen, deren Einzelheiten er
nicht kenne, müsse Karl sich mit der peters burger Regirung verstän»
digen.Lüle-Burgas ist besetzt und russische Reiter bedrohen Kon»
stantinopel.In der letzten Januarwoche wird in Bukarest bekannt,
daß Rußland die Interessen Rumäniens, dessenAnabhängigkeit
noch nicht anerkannt sei und das deshalb auf dem Friedenskon»
greß nur durch eine berathende Delegation vertreten fein dürfte, ge-
wissenhaftwahren.ihmdasDonaudeltaunddieDobrudschageben,
aberdiedrei bessarabischenBezirke abfordern werde, die bis zum
PariserFriedendemRussenreich angehörten und deren endgilti»
genVerlustdastzerzAlexandersnichtverwindenkönnte.Trotzdem
ihn derZweite Artikel des Durchzug» Vertrages zurErhaltung des
rumänischen Landbesttzstandes verpflichtet? Dem FürstenGhika
antwortet Gortschakow: «Unser Entschluß ist unerschütterlich. Sie
stehen also vor einer politschen Nothwendigkeit." General Graf
Ignatiew bringt einen huldvollen Brief des Zaren, der Bessara»
bien nicht erwähnt, und einen (an den Minister Kogalniceanu
adressirten) des Kanzlers, der sagt: »Ihr Land schuldet uns
alles bisher Erreichteund wird, wie ich glaube, auch fortan in Ruß»
land seine sicherste Stütze finden, wenn es in einer Stunde, die
für das Verhältniß der beiden Länder vielleicht entscheidend wer-
den kann, von hohem Staatsmannsgeist, nicht von Parteileiden»
schast. sich leiten läßt.« Als Tischgast des Fürstenpaares fragt
Ignatiew, ob Karl sich entschließen könnte, auf den Thron des
Bulgarenfürsten zu steigen. Die Antwort weicht aus, weil die
Möglichkeit solcher Personalunion noch ungeklärtist. DerWaffen»
stillstand wird in Adrianopel beschlossen. Karl schreibt an den
Zaren: »Eure Majestät weiß, wie glücklich und stolz ich darauf
bin, daßich,imBereichmeinerschwachenMittel,IhrenWünschen
willfährig sein konnte. Das Geschehene bürgt für meine Bereit-
schaft, stets versöhnliche Lösungen zu suchen. Grenzbertchtigung
ist, weil sie die nationale Empfindlichkeit berührt, immer eine
heikle Sache; und ich fühle mich verpflichtet, nicht zu hehlen, bah
dem Vorschlag gewisser Aenderungen in Rumänien sich ernste

Schwierigkeiten entgegenstellen würden. Wenn, wie ick zu Hof»
fen wage, eine Lösung gefunden wird, die Rumäniens Interesse
wahrt und seine Würde nicht schmälert, wird im Herzen meines
Volkes das Gefühl dankbarer Hingebung an Eurer Majestät er-
habene Person noch, so weit es möglich ist, wachsen." Auch an
Kaiser Wilhelm schreibt Karl. .Ich wage, zu hoffen, daß Eure Ma-
jestät mir in diesem kritischen Augenblick Ihr warmes Interesse
nicht versagen werde; denn ich kann nicht verhehlen, daß die Auf»
regung über die von Rußland gestellte Zumuthung einen hohen
Grad erreicht hat und ich nur mit Mühe die erhitzten Gemüther
von gewaltsamen Aeußerungen und Handlungen zurückhalten
kann." Kammer und Senat haben beschlossen, unter keiner Be»
dingung ein Stück rumänischen Landes abtrennen zu lassen. Ko»
galniceanu bittet Gortschakow, diesen in sich gerechten Beschluß
nicht als denAusdruck vonRussenfeindschaft oder als Kränkung
des Kaisers aufzufassen,in demRumäniendengroßmüthigen Er»
löser der Orientchristen verehre. In San Stefano wird der russisch»
türkischeFriedegeschlossen-WederausBerlinnochausPetersburg
ist Antwort nach Bukarest gekommen. Dort fordert die Opposition,
daß Karl abdanke, wenn er ein Stück des Landes aufgeben müsse.
Am neunzehnten Februar spricht Bismarck im Reichstag.
»Das wichtigste deutsche Interesse im Orient ist, daß uns die
Wasserstraßen, die der Meerengen und die der Donau vom
Schwarzen Meer aufwärts, in der selben Weise wie bisher frei
bleiben. Hier kommt nichts in Frage; wir können nicht besser, nicht
schlechter gestellt werden, als wir bisher gestanden haben. Daß
Rußland geneigt sein könne, die Anerkennung der Aenderungen,
die es im Orient für nöthig hält, von den übrigen europäischen
Mächten durch Krieg zu erzwingen, halte ich für eine Erwägung,
die von aller Wahrscheinlichkeit ausgeschlossen ist. Ich glaube
auch nicht, daß Oesterreich» Ungarn bereit wäre, die ganze Erb»
schuft der heutigen russischen Eroberungen zu übernehmen und
fürdieZukunft dieserslawischenLänder verantwortlich zuwerden,
durch Einverleibung in den ungarischen Staat oder durch Va»
salleneinrichtung; ich glaube nicht, daß die österreichische Politik
ihren eigenen slawischen Ilntherthanen gegenüber sehr lebhaft
wünschen kann, nun der verantwortliche Herausgeber der künf»
tigen Zustände auf derBalkanhalbinsel sein zu müssen. DieVer»

Mittelung des Friedens denke ich mir nicht so, daß wir bei divcr»
girendenAnsichten den Schiedsrichterspielen und sagen: ‚Sosoll
es sein und dahinter stehtdieMachtdesDeutschenReiches', son-
dern ich denke sie mir bescheidener, ja(ohne Vergleich imUebrigen
fteheich nicht an, IhnenEtwas aus dem gemeinenLebenzucitiren),
mehr als die eines ehrlichen Maklers, der das Geschäft wirklich
zu Stande bringen will. Wir sind mitEngland in der glücklichen
Lage, keinen Streit der Interessen zwischen uns zu haben.es seien
denn tzandelsrivalitäten oder vorübergehende Verstimmungen,
die ja vorkommen, abernichts, was ernsthaft zwei arbeitsame, fried-
liebendeNationen in Krieg bringen könnte; und ich schmeichle mir
deshalb, daß wir zwischenEngland undRüßland unterUmständen
eben so gut Vertrauensperson sein können, wie wir es zwischen
Oesterreich undRußlandsind,wenn sie sich nicht von selbst einigen
können. Wir haben stets vermieden, wenn Meinungverschieden»
heiten zwischen Oesterreich und Rußland waren, eine Majorität
von Zweien gegen Eins zu bilden, indem wir bestimmt für Einen
Partei nahmen,auch wennunsereWünscheinderBeziehungetwa
nach der einen Seite mehr als nach der anderen uns hingezogen
hätten. Aus Gefälligkeit die eigenen staatlichen und nationalen
Interessen hintanzustellen: Das ist ein Opfer, das keine Großmacht
für die fchönenAugen der anderen bringt. Ich bin nicht derMei»
nung,daß wir den napoleonischen Weg zu gehen haben, um, wenn
nicht der Schiedsrichter, auch nur der Schulmeister in Europa fein
zu wollen. Niemals werdenwir die Verantwortung übernehmen,
die sichere, feitMenschenaltern erprobteFreundschaft einer großen,
mächtigenNachbarnation demKitzel, eine Richterrolle in Europa
zu spielen, aufzuopfern. Eine Freundschaft aufs Spiel fetzen, um
in Fragen, an d enen wirDeutsche ein direktesInteresse nichthaben,
einem anderen Freund gefälllgzu sein, mit unserem eigenenFric-
den den Frieden Anderer erkaufen, felbst (um mich eines Am»
versitätausdruckes zu bedienen) als Substitut auf der Mensur
für den Freund eintreten: Das kann ich wohl, wo ich nichts als
meinePerson in die Schanze schlage, aber nicht, wenn ich diePo-
litik eines großen, mitten in Europa gelegenen Reiches zu bera.
then habe. Nur einen Krieg zum Schutz unserer Unabhängigkeit,
unserer Einheit und fürInteressen,die so klar sind, daß, wenn wir
für sie eintreten, nicht nur das einstimmige not hwendige Votum

des Bundesrathes, sondern auch die volle Neberzeugung, die volle
Begeisterung der deutschen Nation uns trägt, — nur einen sol»
chen Krieg bin ich bereit dem Kaiser anzurathen.* Rumänien ist
nur kurz unter den Staaten erwähnt worden, deren Schicksal dem
Deutschen Reich das Opfer alter Freundschaft nicht lohne.
Keine Großmacht will fürRumänien sprechen; unddderHoff»
nung, Rußland umzustimmen, hat Karl entsagt. Er dankt dem Za«
ren für das Geschenk prächtiger Vasen und schreibt: «In dem
Graus dieses blutigen Krieges sehe ich nur einen Lichtpunkt: die
Gestalt Eurer Majestät, heiter und ruhig im Gewitter, Helden»
muthig, ohne Klage und Murren, das vielen Anderen Unerträg»
liche tragend. Ich bin fest überzeugt, daß ohne die Gegenwart Eurer
Majestät, die uns, Alle, ermuthigte und elektrisirte, die Dinge ganz
anders geworden wären. Immer wird uns die Erinnerung löst»
lich sein, daß Eure Majestät geruht haben, als Gast unter unser
niederesDach einzukehren."Dennoch ruftAlezander im Winter»
Palast dem Fürsten Ghika zu: »Rumänien sollte der ungeheuren
russischenDtenste und Blutopfer gedenken; mir scheint, daß es sie
allzu leicht vergißt!" Gortschakow wird noch gröber. Der Fürst
von Rumänien ist der Ehre gewürdigt worden, russische Truppen
zu führen. Auch seine eigene kleine Mannschaft hat sich als tüchtig
bewährt. Erfolg hatte er, feit Todleben und Imeritinskij ihn be»
riethen. Dafür wird er unabhängig, erhält den Dobrudfchatheil
mit dem wichtigen Hafen Konstanz«, muß aber die drei bessarabi»
schen Bezirke zurückgeben. Will er nicht, dann nimmt sie Rußland
und weigert dem Widerspenstigen jedenErsatz.Kommt gar ausBu-
karest Widerspruch gegen den Achten Artikel des Vertrages von
San Stefano (russische Etapenstraße durch Rumänien), so wird
das Fürstenthum besetzt und sein Heer entwaffnet. HatGortscha»
low geflunkert? Am achten April telegraphirt der Gossudar:
»Mein Freundschaftgesühl für Sie und die Fürstin Elisabeth ist
unwandelbar. Leider haben die Herren Ihrer Regirung eine
Spannung bewirkt, die den wahren Interessen Rumäniens nur
schaden kann." Dem Prinzen Alexander von Battenberg sagt er,
Karls Sträuben sei ihm verständlich; nie aber durfte Rumänien
Zweifeln, daß Rußland die bessarabischen Bezirke, die ihm von
1812bis 1856gehörten, zurückfordern werde. Bismarckhattzerrn
Vrattanu empfangen, aber Fügsamkeit empfohlen, die viel, Geld

und Land, einbringen könne. Am dreizehnten Juni beginnt der
Berliner Kongreß. Bratianu und Kogalniceanu werden nicht zu-
gelassen, nur einmal angehört; und der Ministerpräsident berich-
tet: »Nur FürstBismarck hat uns vom Ansang an die Wahrheit
gesagt; er wünschte russo»rumänische Verständigung, die ihm die
Arbeit erleichtert hätte. AlleAnderen wollten, daß wir Schwierig»
leiten machten und Rußland in unbequeme Lage brachten; dann
konnten sie uns opfern und für sich Vortheil erlangen. Die Eng»
länder wollten unser Schicksal verhüllen, bis ihre Wünsche erfüllt
waren. Andrassy hat täglich gesagt, er denke nicht an Krieg für
Bessarabien und uns würde der Widerstand gegen Kongreßbe»
schlösse lächerlich machen. Waddington rieth.eben so praktisch wie
er zu sein, also nach möglichst großer Entschädigung zu trachten.
Der Italiener Corti war zunächst fast grob. Bismarck ist unum»
schränkt« Herr der Situation. Beaconsfield sagt: Inder Politik
ist oft Undank der Lohn für nützlichen Dienst." Der Berliner
Friede giebt dem Fürstenthum die Donaumündungen mit der
Schlangeninsel und die Süd» Dobrudscha mit der GrenzeSilistria»
Mangalia, nimmt ihm Bessarabien und knüpft die Anerkennung
feiner Ana bhängigkeit an die Be d ingung, daß Religion nichtmehr
von Bürgerrecht, Gewerbe, Amt, Ehrenstellung ausschließen
dürfe. Karl schreibt an den Vater: »Hier war man zuerst empört
und die ruhigsten Leute erklärten, um diesen Preis lieber auf die
Unabhängigkeit zu verzichten. Als der erste Zorn überwunden
war, wurde man vernünftiger und sah ein, daß man sich nicht gegen
ganz Europa auflehnen könne. Die Iudenfrage kann nur durch
eine Konstituante und nur so geregelt werden, daß der Jude sich
künftig, wie jeder Fremde, um die Bürgerrechte bewerben muß.
Die vom Kongreß uns zugesprochenen Bezirke haben eine große
Zukunft und ich hoffe,sie rasch inBlülhezubringen.Unsereganze
Aufmerksamkeit muß jetzt auf die friedliche EntWickelung und
Festigung unseres jungen unabhängigen Staates gerichtet sein,
damii wir, wenn im Orient ein neues Unwetter losbricht, mit
wirksamem Nachdruck handeln können." Fast ein Preuße.
Der Zorn wider Rußland verraucht. Depeschenwechsel am
Tag von Griwitza: »Ewig werden unsere Herzen der feierlichen
Stunde denken, in der unsere verbündeten Heere vor Plewnas
gewaltigen Wällen ihr Blut verspritzten. Möge der Allmächtige

dos theure Leben Eurer Majestät auch weiter behüten, wie ers
in der höchsten Gefahr des Krieges vermocht hat!" »Der glön»
zende Sieg, der im vorigen Jahr den unruhvollen Tag krönte,
mahnt uns, Gott zu danken und andächtig auf die glorreiche
Epoche zurückzublicken, in der unfere tapferen tzeere für die selbe
heilige Sache ihr Blut vergossen. Ihnen persönlich und ihren
Blewna-Helden sende ich die neue Kriegsmedaille. Ich küsse die
Hände der Fürstin und empfehle mich ihrem Gedächtnitz. Dank»
bar und gern nehme ich, für mich, für die Großfürsten und die
Mannschaft, das uns verliehene Donau »Kreuz an. Gott segne
unsereLänder zufriedlichemGedeihen!" Am dreizehnten Oktober
rücken die Russen in die bessarabischen Bezirke ein; am achtund»
zwanzigsten November übergeben ihre Civilbehörden die Do»
brudscha den Rumänen. Die schaut auf das Schwarze Meer,
öffnet den Weg in die mediterranische Welt und ist ärmer, auch
dünner bevölkert, aber um dreitausendfünfhundert Quadratkilo»
meter größer als das verlorene Stück Bessarabiens. Neuer Streit
«ntbrennt um die Besetzung des Dorfes Arab»Tabia. Das, sagt
Gortschakow, gehört zu der Festung Silistria, also zuBulgarien;
und derZarwüthet.weil dieRumänen denOrt besetzt haben.Derbu-
karester Ministerrath beschließt die Räumung. DerVater schreibt:
.Trotz derAbtretung Bessarablens scheint Rußland Euch nach wie
vor feindlich zu sein und das übrige Europa, das Deutsche Reich
«inbegriffen, nimmt Dem gegenüber keine feste Stellung ein. Schon
um den Mächten jeden Vorwand zurNichtanerkennung zu neh»
men, wäre wünschenswerth, daß Ihr Eure Iudenfrage schleu-
nigst zum Austrag brächtet und die politische Gleichstellung der
IudensänspKrase vollzöget. Obdann dasaugenfälligeMißwollen
derdeutschenPolitikstchindasGegenteilverwandelnwerde,bleibt
abzuwarten." Der Sohn antwortet: «Vonaußendrangsalirtuns
Rußland in jeder Weife und findet dabei in Deutschland eine
Stütze. Im Inneren schafft die Iudenfrage die größten Schmie»
rigkeiten; sie wird nicht so baldzuerledigensein.NeberRußlands
feindfälige Haltung wundere ich mich nicht; als Gegner ist mirs
lieber als in der Rolle des Vormundes. Aber das unfreundliche
AuftretenDeutfchlands kränkt mich tief. Arab»Tabia (wegen des-
sen Rußland selnenVertreter von hier abberufen hat) will Deutsch»
land den Russen zurückgeben, wodurch Silistria zu einem strate»

gischen Punkt ersten Ranges gestempelt würde. Für Rumänien
aber wäre der Besitz von ganz Silistria, des Schlüssels zur Do»
brudscha, eine Notwendigkeit; und ohne das Zerwürfniß mit
Rußland hätten wir die Festung ja auch erhalten. In der Mol»
dau fürchtet man Ausschreitungen wegen der Iudenfrage. Zwei
Stunden lang habe ich den Metropoliten von Iassy beschworen,
Frieden und Eintracht zu predigen und sich toleranter als Alle
zu zeigen. Als er mir entgegnete, die christliche Moldau dürfe
nicht den Juden ausgeliefert werden, sagte ich ihm, wie gefährlich
es sei, solchen Ideen Nahrung zu geben. Niemand kennt besser
als ich die wirklichen Schwierigkeiten; ich habe sie auch den Ver-
tretern des Auslandes geschildert. Herr von Alvensleben aber,
der für ein paar Tage hierher gekommen war und die Minister
kaum gesehen hatte, hinterbrachte dem FürstenBismarck.dle ganze
Iudenrage sei nur ein Kinderspiel, werde nur als Parteiwaffe
benutzt und das Ausland müsse eine starke Pression üben. Wird
die Arab°Tabia»Frage uns zu Gunst beantwortet, so muß man
versuchen, Geschehenes zu vergessen und mit Rußland in gutem
Einvernehmen zu leben; jetzt sind unsere Beziehungen kalt, aber
höflich und korrekt.Wir haben wenigtzoffnung auf günstige Erledi-
gungderDobrudscha-GrenzfragezdennDeutschlandstehtaufRuß»
landsSeite.Bismarckhält dieGroßmächle,die noch keinediploma-
tische Verbindung mit uns angeknüpft haben, davon ab. Auch eine
andere schwierige Frage, von deren Bea«twortung die Ernenn»
ung eines Deutschen Gesandten in Bukarest abhängen soll, tritt
an uns heran: derRückkauf unserer Eisenbahnen, über den schon
seit einemIahr verhandelt wird,der aber bisher an den drücken»
den Bedingungen der berliner Bankiers gescheitert ist. Juden»
frage und Ankauf der Eisenbahnen sind zwei so große Probleme,
daß sie sich kaum zu'gleicherZeit bewältigenlassen.InbeidenAn»
gelegenheiten machtsich der Einfluß Bleichröders geltend. Welche
Haltung der Kanzler, wenn diese beiden Hindernisse beseitigt sind,
dem kleinen Rumänien gegenüber einnehmen wird, werden wir
sehen. Mags aber kommen, wie es will: die Sympathie mitDeutsch-
land leidet darunter; und diese Thatsache geht mir zu Herzen.*
Bismarck droht, die Iudenfrage an eine Konferenz berliner Bot»
schafter zu weisen; bis die Bedingungen des Berliner Vertrages

erfüllt sind, betrachte er Rumänien als einen abhängigen Staat,
über dessen Zustand er mit der Suzerainmacht in Konstantinopel,
nicht mit der bukarester Regirung, zu verhandeln habe.
Die Kammermehrheit sagt: Da es rumänische Juden nicht
giebt noch je gab, sondern neben ausländischen nur Juden, die
zwar imLand geboren sind, sich aber den Rumänen weder inSitte
noch in Sprache anpassenwollen.kanndieNaturalisation nur den
Einzelnen, durch Sondergesetz, gewährt werden. Das duldet
Europa nicht. Bratianu bildet ein Ministerium, das die Haupt»
Parteien vereint. Im Juni hört Sturdza in Kissingen aus Bis»
marcks Mund: »Ein kleines Land darf sich nicht von Internatio»
nalemRechtausschließen; sonst hängtes an einem Faden, an dem
Jeder nach Belieben ziehen kann. Zwischen Bulgarien, das eine
russisch e Provin z jenseits der Donau ist, und dem eigentlichenRuß»
landbildetRumänien eine eiserneBarriere; es muß sich anDeutsch-
land und an Frankreich halten, von denen es nichts zu fürchten,
sogar Hilfe zu hoffen hat. Zunächst aber muß es, ohne Rückhalt
und Hintergedanken, dem Berliner Vertrag genügen Zu viel
Zärtlichkeit für Frankreich verstimmt in Berlin; und Starke ver»
stimmt ein Kluger nicht muthwillig. Die Juden» und die Eisen»
bahnfrage muß in Ordnung kommen. Strousberg hat die schle»
fischen Magnaten inIhrEisenbahngeschäft hineingezogen. Heute
istAlles drin: großeHerren undLakaien, Hofdamen undDroschken-
kutscher habenAktien. Der König mußte mit seiner Schatulle aus»
helfen.IetzthatBleichröder die Sache indertzand und wirmüssen
ihm beistehen. Unser und Ihr Interesse fordert, daß wir den Kelch
leeren. Schaffen Sie die zwei Fragen aus der Welt: dann wird
Rumänien unabhängig, kann zehn Millionen Einwohner, statt
der fünf, für die feine Staatsschuld zu groß ist, haben, Freunde
gewinnen, in den Orieni fragen, da der Zerfall der Türkei unauf»
haltsam ist, gewichtig mitreden und, bei weiser, vorsichtig fester Po-
litik, seinen Wunsch nach Neutralisirung eines Tages vielleicht er-
füllt sehen." Noch eine Trumpfkarte fällt. Karl Anton hat sich an
den alten Kaiser gewandt. Der schreibt an August«: «Was Ru»
mänien betrifft, so habe ich,wieDu weißt,vonHaus ausdenKon»
greßbeschluß in derIudenft age aufsAeußerste gemißbilligt,freilich
nur spres coup, da ich die Geschäfte nicht führte." (Der Kronprinz

vertrat den von Nobiling verwundeten Vater.) «Seitdem habe
ich mich natürlich fürdiestrikteAusführungderKongreßbeschlüsse
aussprechen müssen, jedoch bei jeder Gelegenheit verlangt, daß
man in der Iudenfrage nicht drängt, denn ich weiß aus Ersah»
rung, was die Juden in jenen Gegenden find, angefangen mit
Posen, Polen, Litauen, Wolhynien; und die rumänischenIuden
sollen noch schlimmer sein I Du wirst Di ch erinnern, daß ich immer die
Partei der rumänischenRegirungnahm, wenn früher Exzessezwi»
schen Christen und Juden vorkamen, während England immer die
andere Seite hielt, weil es in jedem Juden einen gebildeten Roth»
schild sieht. AufmeineNachfrageistmirnun ein neuster Erlaß nach
Bukarest vorgelegt worden, der sagt, daß die Konferenzmächte sich
begnügen würden, wenn nur die Aufhebung des hemmenden Arti»
kels der rumänischen Verfassung als Prinzip anerkannt, die Aus»
führung aber einer späteren Zeit vorbehalten würde." Varnaw»
Liteanu telegraphirt aus Berlin, die Stimmung sei freundlicher
geworden und der Antisemitismus so erstarkt, daß die Stunde zur
Schlichtung des Iudenstreites genützt werden müsse. Am acht»
zehnten Oktober nimmt die Kammer einen Kompromißvorschlag
an, der den strittigen Artikel Sieben der Verfassung dem Wort»
laut des Berliner Vertrages anähnelt und doch das judenfeind»
liche Gefühl der Volksmehrheit schont. Der Senat stimmt zu. Bis»
marck mahnt, nun auch die Eisenbahnsache zu ordnen; sonst könne
er in dem Zank überArab»Tabia den Rumänen nicht helfen noch
sich mit der Erledigung der Iudenfrage zufrieden erklären. Finanz-
minister Sturdza hat mit Bleichröder ein Abkommen vereinbart,
das die störrige Kammer umstößt. Der Bankier protestirt. «Ich
brauche Eurer Königlichen Hoheit nicht erst die Versicherung zu
geben, daß ich bei der Konvention auchnicht einTitelchen Person»
liches Interesse habe und diese Zeilen mir nur vom Interesse an
Rumänien und seinem Fürsten eingegeben werden." Kaiserin
Augusta warnt. »Ganz konfidentiell.aber eilig:Es ist Gefahr im
Verzug(Arab.Tabia und Anerkennung), wennKarl dasVotum
der Zweiten Kammer nicht annullirt, durch welches der berliner
Eisenbahnvertrag gebrochen wird. Der mutz zurAusführung ge»
langen!" Kammer und Senat nehmen ihn an. Die berlinnBan»
kiers sind einverstanden. Am zehnten Februar 1880tritt das neue

Eisenbahngesetz inKraft. Am zwanzigstenwird dieUnabhängigkeit
Rumäniens von Deutschland, England, Frankreich anerkannt.
Brief Karls an Bismarck: »Rumänien ist durch seine geo»
graphische Lage berufen, in der EntWickelung der Orientalischen
Frage auch ferner eine wichtige Rollezu spielen, undistals Wäch»
ter der Mündungen der Donau, dieses größten deutschen Stro»
mes, den deutschen Interessen nahgerückt. Ihnen in jeder Weise
Rechnung zu tragen, ist nicht nur unser aufrichtiger Wunsch, son»
dern steht auch vollkommen in Einklang mit unserer wirthschaft»
lichen EntWickelung. Ich gebe mich der Hoffnung hin, daß mein
Land in allen künftigen Konstellationen auf den wohlwollenden
Schutz desDeutschenReiches zählenkann."ZuBratianu,derden
Briefüberbrachte, hat der Kanzler gesagt, Deutschland werde stets
Rumäniens Freund sein und dem Fürsten in den Königsrang hel»
fen. Kaiser Wilhelm schickt dem Fürsten den Schwarzen Adler.
Areb»Tabia soll denRumänen zufallen, Bulgarien dieObst» und
Gemüsegärten bei Silistria erhalten. Erst nach zwei Monaten ant»
wortet Bismarck. »Daß die Errungenschaften, die der Friede
brachte, abgesehen von der Lösung der Beziehungen zur Pforte,
den Leistungen und der Tapferkeit des Heeres nicht aequivalent
waren, bedaure auch ich; aber bei der Massenhaftigkeit und dem
Schwergewicht derMächte, von welchen Rumänien umgeben ist,
und bei der Schwierigkeit, zwischen ihnen einen moäug vivenäi zu
sichern, deruns einstweilenFrieden gewährt, wußte auch ich keinen
gangbare« Ausweg, auf welchem sich größere Vortheile für Ru»
mänien hätten erreichen lassen. Die Schwierigkeit der historisch
gegebenen Situation ist die, daß jenseits der Donau die nationalen
Anknüpfungpunkte für eine Verstärkung Rumäniens fehlen und
auf der anderen Seite die stammverwandten Bevölkerungen den
beiden großen Nachbarreichen angehören, mit welchen in Frie»
den zu leben für die Konsolidirung der Zustände ein Bedürf»
niß ist und von welchen wenigstens eins zum sicheren Bundes»
genossen zu haben immer das Ziel rumänischer Politik bleiben
wird. In dieser geschichtlich gegebenen Situation war der Erwerb
der Dobrudscha ein pis-sller, dessen günstige Seite, der Besitz der
Seeküste, in der weiteren EntWickelung der Verhältnisse sich als
steigender Werth herausstellen wird." Fünfzehnter Juni: die

Mächte künden in dem Donaugrenzstreit den Spruch, der dem
Rumänenstaat sast fünf Quadratkilometer nimmt,ihm aberArab-
Tabia endgiltig giebt. Karl will den Makedo» undPindus'Ru»
mänen durch die Gründung von Schulen gegen den Hellenismus
helfen und hosft, daß die Griechen von den Türken bald einmal
tüchtig geschlagen werden. FürstUrussow, Rußlands Gesandter,
spricht im Namen des Zaren den Wunsch aus, den im Kampf gegen
den Bedränger der Christenheit erprobten Bund der beiden Völker
noch fester zu knüpfen. Karl ist geschmeidig: er kann mit dem Russen
sich gegen die Türkei verständigen und dem Vertreter des Sultans
andeuten, wie ties Griechenlands Anmaßung sein Fürstenherz
kränkt. Am dreizehnten März 1881 wird die Ermordung Alexan»
der des Zweiten gemeldet. DreizehnTage danach grüßt die Kam»
mer den Fürsten als König Karol den Ersten.Der Vater schreibt:
„Ein sigmaringerKind ein König! Das ist noch nicht verzeichnet,
weder in der Geschichte des fürstlich hohenzollernschenHauses noch
in der dieses bescheidenen schwäbischen Städtewesens! Sehr ge»
spannt bin ich auf die Aufnahme der Notifikation bei den Höfen/
Das Deutsche Reich, Rußland undOesterreich-Ungarn senden so»
fort Zustimmung undGlückwunsch. Am zweiundzwanzigsten Mai
setzt Karl sich die Krone aufs Haupt. »Sie ist geschmiedet aus dem
Metall eines Geschützes, das mit dem Blut unserer Helden be»
netzt und von der Kirche geweiht istzich nehme sie analsein Sym-
bol der Unabhängigkeit und Stärke Rumäniens. Wie ein kost»
bares Kleinod wird sie Zeugniß ablegen von schweren und ruhm-
reichen Zeiten, die wir gemeinsam durchlebt, wird spätere Ge»
schlechter an den Heldenmuth der Vorväter und an die Einheit
vonFürst undVolk erinnern. - Am Tag des Unabhängigkeitfestes
krönt er sich mit dem stählernen Reif. «Kostbare Reichskleinodien
taugen nur da, wo sie als Erbstücke aus vergangenen Iahrhun»
derten geschichtlichen Werth haben." Der Vater hat zugestimmt.
»Der Gedanke einer Krone aus dem Metall eroberter Kanonen
kommt aus der richtigen Erkenntniß, daß ihr Ursprung ein glor»
reicher Sieg ist, ein Sieg der Waffen und der nationalen Selbst»
beherrschung, und ihre Unterlage eine historisch gegebene Demo»
kratie." Unter Fahnen trugen Krieger die Krone ins Schloß.

Der Alternde hat sich, nur mit seinem Manneswort, in den
Dreibund eingefädelt. Durch die Klugheit seines Gesandten La»
hovary von Abb ul Hamid die Anerkennung der türkischen Wa»
lachen als eines Sonderstammes erlangt, die Möglichkeit eines
von derAdria unddemWardar begrenzten albano-walachischen
Staates besonnen und imAusblick auf solches Ziel den Abbruch
des Diplomatenverkehres mit Hellas nicht gescheut. Neutrallsi-
rung Rumäniens? Den Wahn des Dreißigers hatte der Greis
belächelt. Im Balkankrieg wollte er nicht mitfechten; empfing
den Bukarester Frieden, die Grenze Silistria-Baltschik, denAn»
sehenszuwachs wie verspätetes Geschenk. Aus Petersburg kam
der Marschallsstab, kam der Selbstherrscher aller Reussen; kam
bald danach wieder ein Feldherr Nikolai Nikolajewitsch bis in
die Karpathen. Dessen Rückzug hatKarl nicht mehr erlebt. Soein-
fach, einfarbig, eintönig, wie man es jetzt darzustellen pflegt, war
Rumäniens Verhältniß zu den Großmächten nicht; wider das
Gerede Unkundiger zeugen die Akten, aus denen das Wichtigste
hier angedeutet wurde. Urtheil zusprechen, wäre närrisch; wieder
Versuch, ein heftig wollendes Volk in die Wahl anderenWeges
zu überreden. Eine Schaar, deren Väter 18Ä8 sogar unter Habs»
burgs Banner gegen die verhaßten Magyaren zu fechten bereit
waren, verabscheut jeden Ungar als den Erzfeind, preistTrans»
sylvanien als die ehrwürdige Wiege der Dako» Walachen und
heult jetzt: »Lassen wir die Nachbarn, Ungarn und Bulgarien,
hinter Deutschlands Schild erstarken, dann ist die Befreiung un»
serer Brüder mindestens um ein Menschenalter vertagt; morgen
aber werden sie frei, wenn wir mit Rußlands Feldzeichen mar»
schiren. Die wenden sich heute gegen Bulgarien und die Türkei.
Der Thron der Balkanvormacht wird leer; und wir können, ein
seit Trojans Tagen ins Slawengewimmel verirrtes Lateinervolk,
hier nur Hammer oder Ambos sein". Karls Neffe würde über»
rannt, wenn erseinBlut reden ließe. Gortfchakows Unverschämt»
heit ist verschmerzt und Konstanz« das hellste Juwel im Staats»
geschmeide. Regt sich Rumänien, dann glaubt es das Kriegsende
nah. Vor fünf Iahren ergötzte der Franzose Pinon sich an dem
Artikel einer budapesterZeitung.der aussprach,Aehrenthal habe
in der Delegation zwar die »Korrektheit" der rumänischen Regi»
rung gerühmt, in den Schulen dieses korrekt handelnden Staates

werdeaberderschamlosesteIrredentismus gelehrt. .IndenSchul-
büchern steht, Dato-Rumänien habe 298659 Quadratkilometer
und fünfzehn Millionen Einwohner, tzinzugerechnetwerden: Sie-
bend ürgen, das Banat, die Kriflnia, Bukowina, Marmaros, Sza»
bolcs, Szatmar, Ugocsa, Bessarabien. Im vorigen Jahr wurde
von den Lehrern einFragebogen in dieLandgemeindenvei schickt;
darauf stand, zum Beispiel: ,Was weißtDu von dem geknechteten
Rumänien? Welches fremde Land hassest Du am Meisten?' Die
korrekte Regirung hat sich gehütet, dieAntworten nach Oesterreich»
Ungarn gelangen zu lassen. Auf Karten, die sie an dieWände der
Schulhäuser hängt, raubt Rumänien uns Ungarn 180000 Qua»
dralkilometer und stre ckt sich bis in dieZone unsererHauptstadt.Die-
seKarte istin allen Schulen des Königreiches zu finden; jede andere
ist verpönt. Unsere Regirung hatte sich eine verschafftundamBall»
hausplatz vorgelegt; doch der Minister nannte sie in der Delegation
ein Werk unbed achter Phantasie und schickte sie, unter Protest, nach
Bukarest zurück.Spiru Haret, der damals in Rumänien Unterricht»
ministerwar.berief eineKommissionzumEntwurs einerneuenKarte.
Aber die alte blieb, länger als in Un garn und inRumänien die Mi-
nister. Vielleicht läßt Graf Aehrenthal sich mal in ein ernstes Ge»
spräch mit der korrektenRegirun g ein." Der klugeHerrPinon rechnet
schon ernstlich mit der rumänischenIrredenta. »WennWien und
Sofia sich gegen Serbien verbünden.kannRumänien aus solchem
Streit eben so reichen nationalen Gewinn heimsen wie aus tmko»
bulgarischem Zwist. In einem Europäerkrieg könnte es den Oester»
reichern gegen Rußlandbeistehen und.wenn ihm das Glück lächelt,
Bessarabien erobern. DerAustro»RumäneAurelPopoviciwollte
die in Ungarn und Oesterreich lebenden Stammesgenossen in
einen Staat, den dritten dertzabsburgelmonarchie,schaaren.An
einen Bundesstaat, der von Rumäniens Ostgrenze bis nach Cat-
taro reichen sollte, hat ja auch Bismarck gedacht. Sicher ist uns
Nur, daß zwischen Wien und dem Bosporus Dauerbares noch
nichtgewordenistzdaßzwischendenkünstlichenStaatsgrenzenund
den natürlichen Völker» und Sprachengrenzen die Abstände zu
weit sind und so nicht bleiben können." Regt sich Rumänien?Aus
Deutschland hörte es einst die Mahnung, dieKraft desFeindes,
nach dessen Besitz die Gier langt, vor dem Feldzug kühl zu wägen.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian harden tn Berlin, —
Verlag der Zukunft i» Berlin, — Druck von Paß 6 Garleb G. m. b. tz. in Berlin.

2«. Sugust ISl«.
Nr. 47.
Vie Zukunft.
Lanstoriuin LSKIsu:
vr,MS»er5
Oiätsl.Kursn
nsch5chroth
Wi7k5,ftei>osrf,l
i,chron,KrznKK

Vir Isäen Kierroit äis Ileiren Aktionäre unserer Oesellscnsft Tu cker
«n 28, ^u^ust S. ^s, nsedinittägs 4 Hbr, im VervältuvgsgebäuSe 211 ^illick
st^llüaäenilen
eiu,
1. Vorläge Ses LescKäktsbericnts, Ser Lilsn2 nnä Ser (Zevlnn» nnS
VerlustrecKnnvg 5ür Säs (ZeseKältsz ädr 1915/16,
2. Lescnluökässung über üenebraigung 6er Lilsn? unä der <?evinn» unS
VerlustreeKnung und über Verwendung Ses Reingewinns,
3. Tntlsstung ckes A,u5sicKtsräts,
4. Lntlästung äes Vorstsnäes,
5. Crrnäcntiguog Ses ^ufsicklsrats, gegsbenen^IIs eins K^potKeKsriseK
eivgelrägene ObIigstionen»H.nleins sus^ugeden,
6. WäKI 2um ^ulsicntsrst,
7. VsKl äes LiläN2»?rü5ungSc>ussenusses.
Aktionäre, Sie än Sieser Häuptverssnimlung teil^unennren beäbsicntigen,
«olleu ikre Aktien nebst 2wei gleieKIäutenSsn Ver2eiednisssn Serselbsn
spätesten» bis ^uin 22, ^ugusi l>. ^» sn einer Ser nscnbezeicn-
»s>«n Llellen dinterlegen oSer Sie »nSsrweitige Hinterlegung Suren eine
suulicks riescksiniguvg, sus velcder Sie Nummern Ser Kinterlegtsn ^,Kl1sn
eisicktbcn sinS, Sern VorstsnS nsebveisen.
Hinterlegungsstellen sing
un8«r« LessIIseKsktsKssss in WiilivK
<Ii« vsutsons Sank, Seriin, unii inre ^«sigstsllen
Iii« IZsi-linsi' ttsn<i«Isgeseil8viistt, Serlin
«ler Ssi-msr SsnKvsrsin, Lsrmvn, unil ssin» ^«sigstsllsn
ili« I-88sn«r Lreil!t!tn8tslt, H88SN Kunr
I>!>8 SänKnsus 1. frsnll e«.. Lreksld
ilis Denkens I^ätionaibsnK örsmen, unii inre Z!«eili8t«II»n
lier L>,sniniKer SiinKverein, LnemniK, unil ssins Z!»eig8teIIen.
^VlIliLk, Sen 3. August 1916.
vei- Vor8it?snäs I!s8 KufLioKtZi'ats

Dr. 4>
Die Zukunft. —
^V. August Z9I«.
vil»ni Konto pr>o SH. IXSi>, tg<S.
KI.
13 «91«««
1«M»M
5 288 10»
11 «7 SM
828 2M
1«21 IM
25« 2M
I 527 80»
2 78« MI
»9
«5M«
13S5273
,!7
5133«
»«
184N4
58
17.« «95
42
1329 548
142 N5N
18 484^39
2 942134,18
45»4»83«>ÜZ
Aktivs.
XoKIenkelSer- u. ^dd»u Le-
reoktsäme
IZiiKetlk^driK Anlägen , .
üieselei-^nlägen
LIeKtr, icratt- u, I,ioKt.^»Is,g,
VerK»tätten-^nIsgen . . .
VoKn- «. >Virt«cK. tteKKuSe ,
Abraum I<ont«
VeoKsel, ^.
HvpntKeKev^, :^ ^ „' : -
Vertp»piere, L^utionen u,
Leleiligungev
"'4ö««8Ä,««
Die ,4 ?S ksstgeset^te viviSenöe gelangt »«kort in SerlIn dei Ser v«vt»
»eben SsvK, bei Sem LsnKnsnse »Isequier Sc Seeuriu», ^Vn Ser StevKbäKv 8/4, b«
<1er <Z<!»e»seK«kt»K»»»e, vorotkeenstr, 47, 2ur Xus^iuInnA,
Lerlin, IS, August 191«,
O«r Vorsts»«!.
^>A« i'urtiäldbliAktionen
Ser kleine vom Zs,nre I9M
der Anleine vom ^s,nre 1912
5 ige ?»rti»I»0KI!ff»,ti«nen
^nl. v, ^»nre 189« . . .
^nl. v. 3«,Kre IMS . . .
HvpotKeKen
?älonstenerüe«erve. . .
Gläubiger
Iö«U«M
5 52VM
4»««0M
1913W
3S<M
348 NM
7M8S18
29« «M
92««
432«
1800«
4 255
9507«
2S43S
4 «45112
3 «53 507
Korporation 6er XsnönsnnscKart von Berlin
UanüeK-IIocKscKuIe Lerlin
0»5 »mllivke VerzeicKnIs Her Vorlesungen unil Uebungen >m Mnter Ssmestsr ISIL/I7
Seil V^srws von IZLOKS KIWIS«, LIZKQI« ^v, 10. oSsr vom SsKretsris.« Ssr
Der KeKtor! LItibseKer.

e/'/c^/e««« w/>c/
SM /9. S^/sSe/- /9/6.

Berlin, den 2. September lölK.
Die neue Wendung.
Südwest.
onntag; der letzte im Erntemonat. Mittags hat die Sonne für
ein Weilchen Sommer gespielt und aus der Stadt die Men-
schen ins sacht schon welkende Grün hinaus gelockt; doch schnell
dann wieder, als wolle die Launische hinter einem Vorhang die
Folgen ihrer Fopperei abwarten, sich in Wolken verkrochen. De-
ren Grau dunkelt sich in Pech schwarz, wird, über fröstelnden Wan»
derern, von Donner zerwirbelt, von Blitzen geschlitzt; und schüt»
tet neue Ströme in die kaum getrocknete Erde. Ein Glück, daß der
tzaupttheil deutscher Ernte unterDach ist und derLandmannvon
der Nässe noch nicht ernste Gefahr für die Winterkartoffel zu fürch-
tenbraucht.DerSpätnachmittag wirderträglich und spöttisch blin-
zelt das tzimmelslicht auf die Tausende herab, die in Schankgär»
ten, bei Trank, der noch den Namen Kasfee oder Bier trägt, daS
vom Alltag verstaubte Wesen und die vom Regen feuchte Schale
lüften. Mit dem Abend kommt die Nachricht, Italien habe dem
Deutschen Reich den Krieg erklärt. Die war in diesen Tagen zu
erwarten. Italien will von uns nichts, war lange auf deutsche
Kohlenlieferung, eines Tages vielleicht auf deutsche Friedens»
vermittelung angewiesen; hat aber auf beiden Fronten oft unter
der Mitwirkung deutscherTruppen, Helfer, Kriegsmittel gelitten.
Da es nach dem breiten Russeneinbruch in Galizien und die Bu»
kowina, nach seinem Sieg am Isonzo und dem Einzug in Görz
von austro»ungarlschem Angriff gefährlichen Umfanges bis ins

nächsteFrühjahr sich nicht mehr bedroht glaubt und mit England
einenKohlen» und Frachtvertrag geschlossen hat,kann es Mann»
schaften nach Saloniki, Marseille, Tonlon senden und, endlich,
auf der Balkanhalbinsel und in Frankreich zur Ausführung des
Programmes mithelfen, das HerrBriand in den klingenden Satz
geformt hat: »l.'unitS ä'action sur I'unite6ekront."Dlesem Entschluß,
den die Truppenlandung in Saloniki in der vorletzten August»
woche entschleiert hatte, mutzte, wenn die vom Baron Sonnino
behauptete saubere Redlichkeit italischer Politik nicht zu Kinder»
spott werden sollte, der staatsrechtliche Akt folgen, der einen zwei-
deutigen Zustand klärt. Daß eine Viertelmillion neuer Wann»
schaft, deren Sich erung durch große Mengen Schweren Ge schützes
noch nicht verbürgt ist, auf unserem Westfelde den Feinden den
Sieg bereiten könne, scheinen die Verantwortlichen nicht anzu»
nehmen. Die Kriegserklärung Italiens dichtet die Reihen der
Heere, denen die Generale Ioffre und Sarrail befehlen, und zeigt,
daß die Römer, trotz dem argen Blutoerlust ihrer Feldcorps,
noch immer in festem Glauben an deutsche Niederlage wohnen.
Sie istkeinschreckenderDonnerschlag,keinBlitz aus unbewölktem
Himmel: und hallt dennoch mit Elementargewalt in die Seele.
Wer hätte vor drei Iahren gedacht, daß die Zollern, wie bis auf
die Staufer und Habsburger die Kaiser des altenReiches, gegen
Rom das Schwert ziehen würden? Der Blick unseres Geistes
fragt denDichterdes deutschenTasfound den Stifter des Bundes
von 1866, fragt Winckelmann.Mommsen, Hillebrand, Schloezer,
den Schwärm unserer Danteforscher und denKraterkopfCrispis,
ob dieses Schicksal werden mußte. Jetzt erst dünkt uns das Band
völlig zerrissen, das zweiLänder, Willen und Vorstellung zweier
zu Wesensergänzung geschaffenen Völker so lange glückhaft um»
knüpft hat, und das Thor des Orangenhaines verriegelt. Jetzt
erst ist zwischen dem Deutschen Reich und Rom wieder Krieg.
Der war.im entsetzendenSinn des Wortes,seit sieben Jahr»
hundertennicht. Wie unerflehte Vision hebt sich das Bild des Otto»
bertages ins Gedächtniß, da auf dem Karmeliterplatz inNeapel,
vor dem froh leuchtenden Auge Karls von Anjou, das junge Haupt
Konradins unterFreiknechtsbeil auf dasSchafot fiel. Der«ech»
zehnjährige, der Sohn des Deutschen Königs Konrad aus der
ehe mit derBayeri«Elisabeth, war dem RufMischer Ghibellinen

«uf den steilen und schmalen P^ad der Ahnen gefolgt; mit den
Neuntausend, die ihm die unbedachte Verschleuderung ererbter
Habe, sogar der Stammburg geworben hatte, keck über die Alpen
gezogen und zwar vom Papst mit dem Bannfluch, von Roms Volk
aber mit tzätschelgrüßen empfangen worden. Noch einmal, hofft
der Jüngling, wird Staufens Glorie sich über die Lande germa»
nischen un d lateinischen Geistes wölben, derKaisergedanke in neue
Kraft aufblühen und die Schmach enden, die den Folgern Petri
die Willkürmacht gab, in Deutschland Herrscher, nach dem Wort
des Meisters Sigeher, ein- und abzusetzen, nach seinem Belieben
wie einen Ball hin und her zu werfen. Einen Lenz überlebt die Hoff»
nung. DochRom, dasNest der demSizilierkönigKarl, demBru»
der Ludwigs desNeunten von Frankreich, feindlichen Partei, ist
nicht Italien und ein Seesieg derGhibellinen schwächt dieFran»
zosen nicht in Ohnmacht. Bei Skurrola wird Konradin von dem
erfahrenen Feldherrn Erard deValery überlistet, geschlagen, mit
seinem Freund Friedrich von Baden in F üchtlingsversteck ge»
fangen und vor ein Gericht gestellt, das nicht zaudert, den letzten
Stauferkopf vomRumpf zu trennen. Ein Stamm lockert sich; sinkt.
Konradins Vater war in Apulien gestorben, der schöne Sardiner»
könig Heinz (Enzio), der neben der Ehe gezeugte Sohn und Lieb»
ling Kaiser Friedrichs des Zweiten, in einer Falle der Bologner
gefangen, Manfred, ein anderer Bastard Friedrichs, nach kurzer,
musisch prangender Herrschaft in Palermo, von dem wilden Anjou,
dem Degen des Papstes, auf dem Rosengefild bei Benevent be-
siegt und erfchlagen worden. Kein Staufer reckt sich noch in die
Krön e. Das nied errheinische Land, vonje her (und in gewandeltem
Sinnbisin unsere Tage) zur Kürung von Gegenkönigen gestimmt,
hat dem jungen, ernsten und tüchtigen Grafen Wilhelm von Hol-
land das Reichsschwert gegürtet, um das, da es seinerHand früh
entsunken ist, der zehnte Alfonso von Kastilien und der Engländer
Richard vonCornwallis streiten. Dessen Bruder, Englands dritter
Heinrich, Haiden reicherenGoldhort, kannnachRom, nach Bayern,
Braunschweig, Köln, Mainz große Summen spenden und da»
durch erwirken, daß sein Richard aus der aachener Pfalz die Krone
desDeutschenKönigs empfängt. Ueber dieAlpen zu ziehen, war
dem Weichling zu unbequem; Kaiser hieß der Spanier, der nie
«ins Reich kam, König der Brite, der den höchsten Titel nicht be»

schwerlicher Reise Werth fand. In zwei Gestallen verkörpert siH
die dem Inbegriff des Zeitgedankens entsprossene Nothwendig»
keit der Trennung deutscher von italischer Politik. Das Gestirn
derUniversalmacht, das allzu langevor demBlickallerinDeulsch»
landHerrschendenflimmerte.verblaßtz die plump imperiale Suchte
fremden Völkern ein Joch aufzuzwingen, das sie knirschend tra»
gen und in jeder Noth des Zwingherrn abzuschütteln trachten^
weicht dem Wunsch, in der Heimat h ein festes Haus zu bauen.
Das Papstthum war, wie einst durch den ersten Kreuzzug, durch
eine gewaltige Aufbrunst des ChristenwiUens aus der Fährnis
gerettet worden, in die der stete Zank mit den Kaisern es verstrickt
hatte. Seit Temudschin, der Dschengis-Khan (Allmächtige), sein
Mongolengewimmel aus China nach Europa geworfen, Moskau
und Kiew besetzt, die Magyaren zermalmt, Krakau verbrannt, bei
Liegnitz, also nicht sehr weitab von dem Wendendörfchen Berlin,
die Schlesier geschlagen hat, bebt der Erdwesten vor möglicher
Einnistung asiatischer Horden und rüstet sich mit dem Harnisch
neuer Frommheit. Trotz Friedrichs ungestümer Wehr gewinnt
das Papstthum wieder Ansehen. Wenn es auf weltltchenDünkel
und rauhen Eingriff in das Reichsgeschäft verzichtet, ist ihm die
Leitung der Geister noch lange gewiß. Und der Verzicht wird ihm
durch die Gewißheit erleichtert, daß des Reiches Haupt vomSü»
den, von dem Traum der Weltkaiserei, sein Antlitz dem gefähr»
deten, in Elend hinsiechenden Osten zuwenden muß. Graf Rudolf
von Habsburg wird zum Kaiser erwählt. Ein fchlichter Ritter.
Als seinen Urenkeln die Herrschaft über die kräftigstenReich s-
glieder zu entgleiten beginnt, wird dieFrage streitig, ob das vom
Bundestag vertretene Deutschland gegen Italien Krieg führen
solle. Wieder ist eine Ostkrifls Europas, der Krimkrleg, vorher»
gegangen; wieder kommt der Vorstoß aus Frankreich. Das will
Savoyen und Nizza haben und dem König Victor Emanuel zu
seinem Sardinien noch Lombardo»Venetien, Parma, Modena
(und denPrinzenIerome alsEidam) gönnen. InPlombieres hats
Napoleon der Dritte mit dem Minister Grafen Cavour verein'
bart; auch, daß nach Oesterreichs Vertreibung aus Italien ein
Staatenbund unter dem Ehrenvorsttz des Papstes die gemein»
samen Angelegenheiten leiten solle. Sardinien hat eine Ver-
sassung, die längst in den unter österreichischem Absolutismus.

lebenden Lombarden und Venetern bitteren Neid genährt hat
und den Wienern drum unerträglich scheint. WieMetternicheinst
gegen die «Verruchtheit" des deutschen Einheitsehnens, später
Fürst Schwarzenberg gegen die preußische Verfassung wetterte,
so, mit der selben unklugen Schroffheit, wenden die Knirpse sich
jetzt gegen das Italerstreben nach Staatseinheit und verbrieften
Volksrechten: und schüren dadurch den Zorn über die Fremd«
Herrschaft. Günstigere Massenstimmung konnte Louis Napoleon
sich nicht wünschen. Am ersten Januar 1839 sagt er zu dem Oester»
?eichischen Gesandten, der ihm zum neuenIahr den Glückwunsch
FranzIosephs bringt: «Versichern SieIhrenKaiser meiner un»
Verminderten tzochschätzung; daß unsere Regirungen nicht mehr
so gut mit einander stehen wie früher, kann ich nur bedauern."
Schrill, wie Sturmgeläut, klingt das Wort; scheucht Europa auf
und stürztdieBörsenkurseingestern unahnbare Tiefe. Hastig stäikt
Oesterreich seine Wehrmacht in der Lombardei. Frankreich bleibt
still. Sardinien ruft, seine Grenzen zuschützen,ausallenitalischen
Provinzen Freiwillige herbei und weist sie unter den Befehl des
großen Rebellen Garibaldi. Wird Deutschland für Oesterreichs
Sache fechten? Das fordert der vom wiener Preßbureau ange»
feuerte Süden; der Norden ist kühl. Zwei Jahre zuvor hat Na»
Po eon zu dem Herrn von Bismarck gesagt, er strebe nicht nach
der Rheingrenze, deren Besitz Frankreich in rauhe oder sanfte
Annexion Belgiens, Hollands, Luxemburgs verleiten und da»
durch eine feinsälige Koalition aller Großmächte bewirken müßte,
londern wolle in Italien Ordnung schaffen und hoffe für die Zeit
dieser Auseinandersetzung mit Oesterreich auf die Neutralität
Preußens, das dann ja Hannover, Schleswig und Holstein er»
werben und sich dadurch die Möglichkeit sichern könne, eine See»
macht zu werden, die,im Bund mit Frankreich, die »Freiheit der
Meere" (das napoleonische Schlagwort aus dem Jahr 1837
scheint heute Manchem neu) gegen Englands Willkür zu schir»
men vermöge. Nun schlug die Stunde zur Ausführung des Pla-
nes, den der Preuße nur als Privatmann, nicht als Diplomat,
kennen gelernt haben wollte. König Friedrich Wilhelm ist krank;
Prinz Wilhelm, sein Bruder, Regent. «Ich glaube nicht, daß er
schon 1859geneigt gewesen sein würde.in plötzlicher Entschließung
den Abstand zu überschreiten, der seine damalige Politik von der-

jenigen trennte, welche später zur Herstellung des Deutschen Rei»-
ches geführt hat. Die Situation wurde nicht unter demGesichts>
Punkt einer vorwärts strebenden preußischen Politik betrachtet,
sondern in dem gewohnheitmäßigen Bestreben, sich den Beifall
der deutschen Fürsten, des Kaisers von Oesterreich und zugleich
der deutschen Presse zu erwerben, in dem unklaren Bemühen um
einen idealen Tugendpreis für Hingebung an Deutschland, ohne
irgendeine klareAnficht über dieGestaltdesZieles.dieRichtung,
in der, und die Mittel, durch die es zu suchen wäre. Anter dem
Einfluß seiner Gemahlin und der Wochenblattspartei war der
Regent 1839 nah daran, sich an dem italienischen Krieg zu be»
theiligen. Wäre Das geschehen, so wurde der Krieg von einem
österrelchisch»sranzösischen in der Hauptsache zu einem preußisch-
französischen am Rhein. Rußland, in dem damals noch sehr le»
bendigen Haß gegen Oesterreich, würde mindestens gegen uns de»
monstrirt und Oesterreich, sobald wir in Krieg mitFrankreich ver-
wickelt waren, würde, am längeren Ende des politischen Hebels
stehend, erwogen haben, wie weit wir siegen durften. Mein Ge»
danke war, immerhin zu rüsten, aber zugleich Oesterreich ein Ul»
timatum zu stellen, entweder unsere Bedingungen in der deutschen
Frage anzunehmen oder unseren Angriff zu gewärtigen. Aber die
Fiktion einer fortdauernden und aufopfernden Hingebung für
.Deutschland', nur in Worten, nie in Thaten, der Einfluß der
Prinzessin und ihres den österreichischen Interessen ergebenen
Ministers Von Schleinitz, dazu die damals gang und gäbePhra»
seologie der Parlamente, der Vereine und der Presse erschwer»
ten es dem Regenten, die Lage nach seinem eigenen klaren und
hausbackenen Verstand zu prüfen, während sich in seiner politi»
schen und persönlichen Amgebung Niemand befand, der ihm die
Nichtigkeit des ganzen Phrasenschwindels klar gemacht und ihm
gegenüber die Sache des gesunden deutschen Interesses vertre»
ten hätte." (Bismarck.) Dennoch bleibt, trotz der Revolution in
Parma, die Wilhelms Sinn für gesetzliche Ordnung wie Frevel
empfindet, Preußen, bleibt Deutschland demKrleg fern.-undwird
vonOesterreich deshalb der Verletzung einer beschworenenBun»
desPflicht beschuldigt. Wir mußten, so schallts aus der Hofburg,
die Lombardei aufgeben, weil der nächste Bundesgenosse uns-
treulos im Stich ließ. Schon heißt es, dem Frieden von Villa»

franca werde rasch ein franko» österreichischer Krieg gegen Preußen
folgen. Qualm, der Brand oder Glimmen verräth. Sieben Jahre
danach wirdtzabsburg zugleich aus Deutschland und aus Italien
gedrängt. Die Sache des gesunden deutschen Interesses hat in
Berlin gesiegt. Und dem Entenjäger wird Italien zur Bülte.
Nach einem Blick auf Oesterreichs Gebirgsrüstung gegen
Italien hätte Bismarck die UnHaltbarkeit des Bandes erkannt,
in das er dieFeinde von 1839 und 66 überredet hatte. StattMo-
ral zu predigen undStrafe anzudrohen, hätte er gesagt: »Wersich
für den Streitfall so ungeheuren Vortheil sichert, treibt den da»
durch gefährdeten Partner in die Sehnsucht nach neuer Genossen»
schaft." Italien kennt die (jetzt, auf den Tag, sechzig Jahre alle)
Denkschrift, in derFeldmarschall GrafRadetzky ausspricht: «Der
BesitzvonIstrienundDalmatienmußOesterreich wünschenswert!)
machen, daß es in den Besitz von Bosnien und von Belgrad ge»
lange, um von da sich an den Balkan mit dem rechten Flügel an»
schließen zu können.In dieser Stellung istder österreichischerechte
Flügel Herr von den Fürstenthümern (Moldau und Walachei,
der zum Königreich Rumänien vereinten), um wenigstens dro«
hend zubleiben, so wie vom ganzen Orient." Ungern nimmt Rom,
das Istrien und Dalmatien zu den auf Erlösung harrenden Italer»
Provinzen zählt,schondieAnnexlonBosnienshin;undzeihtOester-
reich, als es den Arm nach Belgrad reckt, der Gleichgewichtsstö»
rung und des Vertragsbruches. Den könnte es ohne Helfer nicht
rächen. Da nun aber drei große, drei kleine Europäermächte wi»
der Deutschland und Oesterreich'Ungarn ins Feld gerückt sind,
hofft es, mit einem Sprung an das Ziel seiner Wünsche zu gc»
lan gen.Radetzky rechnete mit dem kleinen Piemont, nicht mit dem
in Einheit erwachsenen Reich, das alle italisch fühlenden und
sprechenden Menschen umfassen, die Adria, beide Ufer, beHerr»
schen, zur Gestaltung des Orientschicksals mitwirken will. Deritalo-
österreichische Krieg warNothwendigkeit (wenn Krieg je eine ist).
Der dem Deutschen Reich erklärte nur Folge. Doch wozu hi'ft
solche Unterscheidung? Klirrend fiel ein Ring, den unfer Herz,
nicht das Auge nur, geliebt hat. Wird der heute alternde Deut»
sche die Kirchen des Heiligen Petrus und des Heiligen Markus,
Fiesole und den Lldo, Ravenna und Siena.MichelagniolosAr»
beitzelle und die Gruft vonPompeji noch einmalbetreten?Strass

weist der Wille unerflehte Vision aus seinem Bereich. Belgien,
England, Frankreich, Japan, Montenegro, Portugal, Rußland,
Serbien, Italien. Der neunte Feind wider uns in Waffen.
Südost.
Soll dieKriegserklärurigItaliens das einzigeEreigniß die-
ses unholden Sonntags bleiben? Daß sich ihr die Rumäniens
«inHaken werde, schien mir immer gewiß. Und vor sechs Tagen
hatte ich Rumäniens Verhältniß zu Rußland nachzuzeichnen be»
gönnen, weil der letzte Zweifel an dem Entschluß der bukarester
Regirung geschwunden war. Schickt Italien Truppen an den War-
dar, dann muß es uns Fehde ansagen. Das thut es nur, wenn
es die Dreibundesgenossen auf neuer Front, an der Unteren Do»
nau, bedroht weiß. Meintet Ihr, die bulgarische Offensive müsse
Rumänien von Eingriff abschrecken und zur Wahrung der Neu»
jralität stimmen? Sie ließ ihm nur noch die Wahl zwischen end»
giltigem Verzicht auf den Kampf und raschem Vorstoß. Den hätte
zeder beträchtliche Erfolg der Bulgaren, die der Rumäne fast so
grimmig wie denMagyaren haßt,ungemein erschwert. Jetzt oder
nie: selbst Herr Bratianu, der so gern noch gewartet hätte, mußte
Zichs sagen. Die zweite Montagsstunde bestätigt die Rechnung.
Klingling! Rumäniens Kriegserklärung ist in Wien angelangt;
unsere wird vor der Nacht in Bukarest sein. Der zehnte Feind.
Dieser stand unserem Empfinden niemals nah. Dennoch heben sich
wieder allerlei Gesichte aus dem Dunkel. Weisen sie ins Licht?
Der Konserenz, die nach Katharinas erstemTürkenkrieg, vom
November1772 bisindenMärz1773.inBukaresttagte,warkeine
Fruchtbeschiedengewesen. ErstalsRumanzowim erneuten Krieg
Warna besetzt und bei Schumi« gesiegt hatte, als die Türkei er»
schöpft und Rußland durch Pugatschews Bauernaufruhr an der
Wolgaverschüchtertwar,wurdederFriedensschluß(imDorfKüt»
schükKainardsche) möglich. Der ersteErfolg zarischer Diplomatie
in Südosteuropa. Füns Jahre danach läßt Katharina ihren zweiten
Enkel auf den Namen Konstantins, des Oströmerkaisers und Ba-
sileus vonByzanz, taufen; und deutet mit diesem Symbolen auf
Rußlands Pflicht, nach dem Erbe der Palaeologen zu trachten.
Bald, spricht sie, wird der deutsche gabsburgerkaiser inRom.der
Zar in Konstantin opel residiren.Nach demTodMariaTheresias

mahnt Kaiser Joseph der Zweite den Gesandten Grafen Ludwig
Co denzl,inPetersb urg denGrundsatz dick zu unterstreichen:»Ver»
eint können wir Alles, ohne Oesterreich aber kann Rußland, ohne
Rußland kann Oesterreich nur schwer etwas Wesentliches und
Nutzbares ausrichten." Im Mai 1781 ist das austro. russische
Bündniß fertig; und gewährt Katharinen (die sich schon, aufMe»
daillen, alsSchützerin allerGläubigen darstellen und imKadetten»
coips eine Abtheilung für Griechen einrichten läßt) jeden erdenk»
lichen Vortheil. Im September 1782 bietet sie Joseph demZweiten,
dersiealsseineFreundin.Verbündete, Heldinanschmachtet, einen
neuen Vertrag an. Erster Theil: Verbürgung beider Besitzstände.
Zweiter:Moldau,WalacheiundBessarabien werden, damitRuß»
land und Oesterreich nichtdurch Nachbarschaft inReibungsgefohr
tommen, in ein unabhängiges Königreich Dazien vereint; Ruß»
land erhält das Gebiet zwischen Dnjestr und Bug nebst zwei In»
sein imArchipelagus, Oesterreich, was es von Bosnien, Serbien
und demBanat Krajowa begehrt; wird, in einem neuen Türken»
jrieg, der Islam nach Kleinasien zurückgejagt, dann ersteht, end»
lich, wieder das alteReich der Griechenkaiser, deren Krone Groß»
fürst Konstantin erbt;dochdarfdiesesReich niemalsmitRußland
Vereint, nie von ihm abhängig werden. Joseph ist einverstanden;
für Oesterreich fordert er die Kleine Walachei bis zurAluta, beide
DonauufervonNikopolis bis h nterBelgrad und alles westlich von
der Linie Belgrad-Kap Rodoni liegende Land sammt Istrien und
Dalmatien; Freiheit von allen Sch iffahrtabgaben anDazien und
Konstantins Reich. Der Plan scheitert an der venetischen Küste.
Nach Ka h arinens Willen darf weder Venedig Festland (Istrien)
noch das künstige Griechenreich den Archipel verlieren. Dann,
PsauchtIoseph,istderTheilungvorschlagtzarlekinswerk;undwenn
KaunitzihnnichtinkühleVernunft zurückzupfte, schriebe erdertzel»
din und Freundin, sie solle sich nicht einbilden, ausihm»une6upe«
machenzu können. Erverschluckts; und sie nützt denBündnißver»
trag, um sich aus der HohenPforte einen günstigen Handelsvertrag
unddanach dieKrim zu holen.In dietz ofburg spendet sie herzlichsten
Dank. Und Joseph schanzt sich in den Glauben, seine Klugheit sei
derFährniß, von der stettiner Russin geprellt zu werden, just noch
ausgewichen.Was aber hat er nun?Außer demihm von dem toska»
nischenBruder zugeschriebenen Ruhm des selbstlosen Friedens»

stifters und Wahrers osmanischer Macht: nichts. Dem Fürsten
Kaunitz, der vor entschlußloser Verzauberung der Stundengunst
warnt, ruft er zu, «ein elendes Stück Bosniens oder Serbiens"
dürfenichtin das Wagnitz eines Kampfes treiben, der großen Ver»
lust bringen könne. Fritz vonPreußen schreckt ihn; wie seinenNeffen
Franz sväterBonavarte. Im Frühjahr 1787 ist Joseph mitKatho
rina in der Krim. Die fordert der Sultan im August herrisch zurück.
NeuerKrieg; in den dieBündnißpflichtnun auch Oesterreich zwingt
(obwohl Joseph, wit Sögur in seinenMemoiren bezeugt, schon er»
kannt hat, daß die Nachbarschaft des Turbans den Habsburger»
nicht so gefährlich istwie die der breitenMütze). Der schöne Patiom»
kin hat seiner unersättlichen Käthe, die ihm persönlichste Dienst»
leistung mit der Krone von Dazien lohnen wollte, nichtnur lnReich»
thum strotzende Dörfer undPrunkpaläste, sondern auch eine starke
Land» und Seemacht vorgegaukelt; Mannschaftaus anderen Gar»
nisonen in neuer Uniform vorgeführt und Listen gezeigt, die vor
RußlandsBatterienundKriegsschiffenAngstmachenmußten.Auf
dem Papier; als die neuen Regimenter marschiren, die Geschütze
Feuer geben, die Schiffe auslaufen sollten, wurde die Täuschung
offenbar. Patiomkin, der gepriesene Taurier und Präsident des
Kriegsrathes, will die Krim opfern und demüthigenden Frieden
schließen. Da strafft Katharina die Muskeln ihres heldischen Wil»
lens; undwendet,noch einmal, dasAergsteab. IhrMnkbesät alle
Osmanenprovinzen mitFeuerflocken; während sieRumanzow an
die Donau, Patiomkin an den Dnjestr vorschickt, läßt sie Griechen
undSlawen.AlbanerundWalachen.TschernagorzenundEgypter
den Pascha von Skutari sogar wider den türkischen Zwingherrn
aufstacheln(undvergißtnicht,ihrenSendlingenzwischenderAdria
und dem Schwarzen Meer auch gegen den lieben wiener Freund
heimlicheWühlarbeitaufzuttagen).ImDezember1788fälltOtscha'
kow (im Kreis Odessa). Bald danach stirbt Abdul Hamid und der
dritteSelimwirdSultanundKhalif.DenVerbündetenlächeltFor»
tuna nun hold. Akkerman und Bender öffnen den Truppen Pa»
tiomkins die Tbore. Suworow und Iosias von Koburg schlagen
gemeinsamdieTürken-FeldmarschallGideonLaudonerobertGra»
diska, Belgrad, Semendria. Am vierzehnten Juli 1790 stirbt er>
als Generalissimus, in Neutitschein. SeinKaiser ist ihm vorange-
gangen. Seit dem zwanzigsten Februarabend ist der zweiteLeopold

Oesterreichs Haupt. Dieses Hauptes Auge blickt, trotz allen Siegen,
nicht heiter in den Lenz. Neuer Ausstand in dem Habsburgischen
Niederland. Britania droht denAliirten.denensie dieAbsichtauf
überrumpelnde Theilung der Türkenbeute zutraut. Preußen hat
sich mit den Polen verständigt, die ihm, Wenns ihnen Galizien ver»
schafft hat, die StädteDanzig undThorn und diePalatinatePo»
sen und Kalisch abtreten sollen; und ist fast auch schon mit den
Türken einig. Leopold fühlt, daß er schnell Frieden schließen muß.
Friedrich Wilhelm der Zweite von Preußen thut, was Fritz nie»
mals gethan hätte: hilft den Oesterreichern aus enger Klemme. Die
Vorarbeit zum reichenbacher Vertrag sichert ihre Nordwestgrenze
und ösfnet den Weg in erträglichen Frieden mit der Türkei, den
England und Preußen, wenn er den skws czuoante bellum nirgends
ändere, rasch vermitteln wollen. In Sisto wa wird er unterzeichnet.
Katharina verwünscht den zaghaften Genossen und schwört, sich
nie vonBritenund Preußen ins Iochknechten zu lassen; Weitzaber
selbst noch nicht, wie sie ungezaust in ruhigeFreiheit kommen solle.
Als sie auf der schwedischen Seite in Ordnung ist und mit dem
.halbnarren" GustavFrieden geschlossen hat, schreibt sie an Pa»
tiomkin: »Eine Pfote haben wir nun aus dem Dreck gezogen; ist
die andere heraus, dann singen wir halleluja". .Sie verliert die
Geduld nicht und nleistert die Nerven. Die englische Volksstimm-
ung, die gegen alles Gerede über denWerthderKrimnochtaubist
und den anglo»russischenhandel nicht schmälern läßt, hindertPitt
an ernster BedrohungRußlands. Und Friedrich Wilhelms Preu«
ßen ist weder stark noch muthig genug, um allein den Kampf gegen
das Genie im Weiberrock zu wagen. Nach langwieriger Ver«
Handlung wird am neunten Januar 1792 in Iassy der russo-tür»
kische Friedensvertrag unterschrieben. Moldau und Walachei
fallen an die Türkei zurück; Rußland erlangt nur die Dnjestrgrenze.
Auch die zweite Pfote ist aus dem Dreck; aber der Traum vom
Triechenreich eines russifchenKonstanttnistzerflattert und großer
Aufwand bringt winzigen Ertrag. Beträchtlicheren immerhin als
dem Balkanrivalen in Wien. Der hat von«allen Vorrechten, die
er alsNachbarundPatron derTürkei einst besaß.nicht eins wieder,
erworben. Und kann Rußlands Machtstellung in Südosteuropa
nicht mehrschwächen;nurmitihmnoch,Wesentliches ausrichten".
...Gestern wandtenAllerAugensich in hie Tiefebene der Dim»

bowitza, wo in Mythentagen der Hirt Bukur seine Heerde wei»
dete, wo Fanarioten einst, Häupter und Sprossen der Familien
Vpsilanti undMaurokordato, alt tzospodare hausten, zweiIahre
lang Habsburg gebot und seit 1867 katholische Hohenzollern
herrschen. Als Alexander von Battenberg dem Ruf derRume»
listen (1883, nach dem Septemberputsch von Philippopel) ge»
horcht und seinem Fürstenthum die autonome Türkenprovinz
Rumelien vereint hatte, fanden Serben und Griechen durch die»
ses vergrößerte Bulgarien das Gleichgewicht auf der Balkan»
Halbinsel gestört und Milan Obrenowitsch, König von Serbien,
versuchte, durch einen Erobererkrieg seine unbequem gewordene
Stellung im Land zu bessern. Er schickte seine Truppen gegen
Widin, das sich aber, unter Usunows Kommando, wider alles
Einbruchsstreben hielt, und gegen Sofia, vor dessen Gemarkung
sie, bei Sliwnitza, geschlagen wurden. FürstAlezander (schon,als
Brecher des Berliner Bertrages.beimZaren inUngnade und allen
russischen Würden entkleidet) weiß, daß er um stine Krone ficht;
rückt den weichenden Serben nach; besetzt ihrPirot; und wird nur
von dem Grafen Khevenhüller, Oesterreichs Gesandten, am Vor»
marsch nach Belgrad gehindert. Der in fünfzehn Novembertagen
ausgefochtene Kiieg wurde durch den (von der Hohen Pforte
vermittelten) Bukarester Frieden vom drittenMärz 1886 beendet.
Serbien und Bulgarien blieben, was sie gewesen waren (das
Konstantinopler Protokol vom fünften April machte den Fürsten
Alezander, zunächst für fünf Jahre, zum Generalgouverneur von
Ostrumelien), und erneuten nur das friedliche Nachbarverhält»
nitz. Kleinkram. Im Frühling des Schicksalsjahres 1312 aber
war Bukuresci, die Residenz der Walachenfürsten, der Schau»
platz einer Staatsaktion (ihres letzten Aufzuges wenigstens) ge»
wesen, deren Ergebniß lange nachgewirkt hat und aus der dem
ernstlich rückwärts gewandten Sinn heute noch wichtige, morgen
zinsbare Lehre quillt. Der schöne Battenberg? Intermezzo.
Seit dem vorletzten Tag des Jahres 1806 führt Rußland
seinen dritten Krieg gegen die Türkei; und mit ihm ist der Sieg,
lieber demAniversum sunkelt, aus schwarzemGewölk,Napoleons
AugegenOst. Wird derRusseihn, wird er den Russen angreifen?
Am zwanzigsten März 1811 hat Marie Luise, die Tochter des
KaisersFranzvonOesterreich,ihmdenKnabengeboren,derlallend

ichonKönig vonRom heißt. Vermuthet ZarAlezander, was Franz.
höre, werde bald auch ins OhrNapoleons dringen ? Graf Stacke!»
berg, derihn inWien vertritt, muß einAllerhöchstestzandschreiben
m die Hofburg tragen. Ich, sagt Alexander darin, will den Krieg
nicht; doch Bonaparte bereitet ihn vor und will ihn offenbar mit
der Wiederherstellung des Königreiches Polen, dem Galizienein-
zugliedern wäre, beginnen. Von dem Gebietsverlust würde er
Oesterreich dannwahrscheinlich anderOstküsteder Adria, mit dal»
mato» albanischem Land, entschädigen. Rußland braucht keine
Grenzdehnung und hat längst erkannt, wie wichtig ihm die Stärk»
ung österreichischer Macht ist. Sichert der Krieg mirPolen, dann
gebe ich Dir, lieber Herr Bruder, die Moldau und die Walachei
bis an den Sereth, gestatte Dir gern, durch die Annexion Ser»
biens Dein Reich abzurunden, und schütze Dich so lange, wie Du
es willst, in den Donaufürstenthümern mit meinem Heer gegen
türkische Belästigung. Ich habe auch nichts dagegen, daß Du, wenn
wirstegen,dieItalerprovinzenzurücknimmst,dieeinstösterreichlsch
waren. Was Oesterreichs Herrschastbezirk weitet, dient auch dem
Russeninteresse. Rumanzow, der Staatskanzler, wiederholt in
einerDepesche seines Kaisers Hauptsätze; sagt auch, wieAlexan»
der, daß vonO esterreich nichtWaffenhilfe,die esnicht leisten könne,
sondern nur wohlwollende Freundschaft gefordert werde. Schon
aber ist mißtrauische Furcht vor Rußland der Kompaß aller wiener
Politik.In dem schönen, von Maria Theresia für den FürstenWens
zel Kaunitz gebauten Palast am Ballhausplatz herrscht Klemens
Metternich, der Rußland ganz genau, bis, ins Innerste, zu kennen
wähnt und immer darauf bedacht ist, nicht »dupirt"und aus dem
Ruf der Allwissenheit geschoben zu werden. NeunTage nach der
Geburt des aiZIon läßt er Großvater Franz dem Zaren antworten.
Sehr herzlich: aber sehr türkisch. Die alte Freundschaft mit den
Osmanen, deren Regirung sich dem Haus tzabsburg immer als
treu bewährt habe, hindere ihn, an Gebietszuwachs zu denken, der
von der Hohen Pforte aus als Ertrag feindsäligen Handelns zu
sehen wäre. Zar und Kanzler lesen auch einen Brief Metternichs,
der, im höflichstenTon, dem Russenreich die Schuld an der üblen
Lage Europas aufbürdet, ihm raschen Friedensschluß mit der
Türkei empfiehlt, die Wahrscheinlichkeit bonapartischen Sieges
andeutet und betheuert, daß O e sterreich, jedem Ehrgeiz, jederLän»

dergier fern, auch jetzt, wie so oft schon, dem Demeinwohl des Erd»
theiles alle tragbaren Opfer bringen wolle. In beiden Briefen steht
kein Wort über Oesterreichs Entschluß für den Fall franko-russi»
schen Krieges. Der Gesandte, Graf Saint-Iulien, sollte in Pe-
tersburg nur sagen, Kaiser Franz werde, was auch geschehe, die
Anabhängigkeitseines Reiches zuwahrenwissen;und,wennRuß-
land (wie Stackelberg angedeutet hatte) Galizien besetze, darin den
casus belli erblicken. Aus Wien kam an Saint-Julien, immer wie-
der, dieWeisung: Nur keine Intimität nochgarBundesgenossen»
schaft mit dem Zarenreich, das dem Abgrund entgegentaumelt;
die Folge solchen Bündnisses wäre der Zusammenbruch unserer
Monai chie.Deshalb weigertder wienertzof auch den Petersbur-
ger Ehestiftungwünfchen barsch die Erfüllung. GoßfürstinAnna
(um die Napoleon geworben hatte) sollte sich dem Erzherzog-
Thronfolger Karl Leopold (der als Kaiser dannFerdinand hieß)
und Amalie von Baden, die Schwester der Zariza, sich dem Erz-
herzog Karl vermählen. Beide Pläne scheitern; der Thronfolger,
schreibt Metternich, ist körperlich so zurückgeblieben, daß seineEl»
tern noch nicht darandenken können,ihn zuverheirathen Januar
1812. Daß die Russen in den Donaufürstenthümern sitzen, ist ärger-
lich. Aber Oesterreich kann sich nicht zu dem Entschluß aufraffen, ge-
gen sie (die es doch fchwach, kopflos, durch Polenaufstände gefähr-
det glaubt) vorzugehen und für die Türkei das Schwert zu ziehen.
Pa sis bleiben, abwarten, den russo»türkischen Frieden nach sei-
nem Wunsch gestalten: da ist Metternichs Ziel. Der Franzosen-
kaiser hat ja versprochen, daß er unter allen Umständen das rechte
Donauufer den Russen sperren und ihnen Serbien niemals gön-
nen wer de. Wenn nun aber Canning, Englands Vertreterin Kon-
stantinopel, richtig voraussah, als er an Hardenberg nach Wien
schrieb, Napoleon werde, sobald seinFeldzug gegen Rußland be-
gonnen habe, durch dieRückgabe der Moldau und Walachei die
Türkei auf seine Seite ziehen?Dann erntetnurFrankrelch langen
Mühens Frucht, wird im Osten allzu stark und Oesterreich hat
keinetzosfnung,seine«Großmuth"(fo nennt Metternich die mark-
lose Schwach hheit der wiener Mächlerei) von der Pforte nach Ge-
bühr belohnt zu sehen. DerOrientfriede mußgeschlossen, derrusso-
türkische Vertrag paraphirt sein, ehe an der Weichsel oder am Rie-
men zwischen Bonaparte und Alexander die Entscheidung fällt.

Seit dem Juni wird in Bukarest verhandelt. Sacht z nach der
Schachermethode desOrientbazars.dieimmerumstzundertfache
mehr zu verlangen vortäuscht, als sie selbst erlangen zu können
glaubt. Nur auf der Basis des Machtzustandes, der vor dem Krieg
war, ist eine Verhandlung möglich: kreischt Hamid Effendi; und
der Russe lacht dem Erzähler der Mär vom skrus quo ante bellum
ins Gesicht. Die Türken werden etwas weicher, alsMichaelKu»'
tusowstebeiRustschukmitmächtigemStreichaufsHauptgeschlagen
hat. Der Herr des Ballhausplatzes ringt die Hände. Rußland
kommt an die Donau, wird Oesterreichs Nachbar: und diese Ge»
fahr sollte, um jedenPreis (nur, schon damals, nicht um den eines
Krieges), doch vermieden werden. Der Russe fordert alles Gebiet
bis an den Sereth,GrenzregulirunginAsten,AutonomiefürSer»
bien.DerTürke will nur den Pruth (wo, Hunderl Jahre zuvor, der
große Peter von denOsManen umzingelt wurde) alsGrenze ge»
währen. Dabei, läßt Metternich dem Reis Effendizutuscheln, solle
er stramm bleiben; derZarwerde bald inBescheidenheit gezwungen
werden. (Daß Alezander sich schon jetzt mit der Pruthgrenze be»
gnügen würde, weiß der Oesterreicher seit dem September; sagts
ober dem Sultan Mahmud und dessen Großwesir nicht.) Nach dem
Zaren Haider Serbe Kara Georg den Wienern die Besetzung Ser»
diens angeboten; auch er vergebens. Am zehnten Februar rückt
das Russenheer in Belgrad ein. Die Türken athmen auf; jetzt,
denken sie, muß Oesterreich sich ja gegen Rußland wenden. Nein.
Metternich hatnur grimmigeWorte; niemals, spricht er zuStackel»
berg.wird mein Kaiser dulden, daß IhrEuch am rechtenDonau»
Afer einnistet. Der Russe hört artig zu; fühlt aber in seinen Nerven
nichts,wasihn dasFürchten lehren müßte. Er kenntseinenMann.
Kennt ihn noch, als Klemens, nun Frankreichs Bundesgenosse,
ihm Rußlands nahen Untergang weissagt und höhnend fragt,
ob denn irgendein Zurechnungfähiger glaube,einKutusow könne
je einen Bonaparte besiegen. Stackelberg saß geduldig in Graz
und wartete; nach der moskauer Katastrophe, als die Große Ar»
mee in wirrerFlucht schonwestwärts strömte.schrieb ihmMetter»
nich dann: »Ich beginne.etwas klarer zu sehen." Soweit sind wir
noch nicht. Beim Abschluß des franko-austrischen Bündnisses ist
in Bukarest der Friede nicht fertig. Metternich will den Türken
beweisen, daß er der festeste Hort ihrerHoffnung ist; überzeugt er

sie, dann helfen sie ihm zu dem Versuch, die Russen von der Do»
nau wegzudrängen. Weil er nicht sicher ist, wie weit an derDim»
bowitza die Dinge gediehen sind, erhält Stürmer, der Internun-
tius bei der Pforte, eine doppelte Instruktion: er soll, wenn der
Friede noch nicht geschlossen ist, anzeigen, Oesterreich habe sich den
Franzosen verbündet, der Vertrag mache beide Reiche zu Bürgen
derIntegrität türktschenGebietes undOesterreich werde milFrank-
reich gegenRußland kämpfen; den letzten Theil derAnzeige aber
fortlassen,wenn derFriedenspakt in Bukarest schon unterzeichnet
sei. Ein allerliebstes Gericht aus der wiener Küche. Doch d« Türke
riecht den Braten, der ihm nicht munden könnte. Siegt Rußland,
meint er, dann wird Polen wieder Königreich, KaiserFranz ver«
liert Galizien und muß davon entschädigt werden. Auf Kosten der
Türkei, versteht sich. (Die Rechnung war nicht falsch: den Oester»
reichern war ja,unter bestimmtenAmständen, dieErwerbung der
Moldau und Walachei zugesichert werden.) So sieht Stürmer, in
der ersten Aprilwoche, am Goldenen Horn die Stimmung. Ge»
meinschaft des türkischen mit dem österreichischen Herr, damit in
Bonapartes Sperrkette, die von der Ostsee bis ans SchwarzeMeer
reichen soll, sich das östliche Schlußstück einfüge? Der Gedanke
funkelt den Diplomaten der Pforte nicht. Sie wollen nicht einmal
einen wiener Stabsoffizier in ihrem Hauptquartier haben; sonst
heischt am Ende auch aus Paris einer Zulaß: und Sir Stralford
Canning läßt keinen Zweifel darüber, daß England den ersten
Schritt in turko»französtsche Waffengenossenschaft strafen würde.
Schon ist Oesterreich, seit dem fünften März nun auch Preußen
den Franzosen verbündet. Soll dem Korsen noch gelingen, die
Türkei seiner Sache zu verpflichten? Sie mit dem Versprechen
der Krim, die Katharina ihnen nahm, in sein Netz zu ködern?
England will schnellen Friedensschluß. And drückt ihn durch.
Am achtundzwanzigsten Mai wird, während Napoleon in
Dresden von den versammelten Fürsten Abschied nimmt, inBu»
karest der Vertrag unterzeichnet. Die Türkei braucht, nach einem
Krieg, der sich ins sechste Jahr hingeschleppt hat, endlich Ruhe;
Schlachten und Hunger, Seuchen und Desertion haben ihr Heer
zerbröckelt.Englandistbereit,ihrneueGuineeszuspenden,undhat
Morusi, denDragoman des bukaresterUnterhändlers, in seinem
Sold. Wer hülse dem Sultan in die Pracht der Ianitscharenzeitzu»

rück? Oesterreich schlägtmit Worten, bombardirt mitNoten; wirft
sein Schwert aber nicht auf die Wagschale. Bonaparte? Der hat
<die russische Staatskanzlei verwerthetinKonstantinopelundBu»
karest den Brief schlau) am zweiten Februar 1808 dem Zaren die
Theilung derTürkei vorgeschlagen und diesenPlanseitdemsicher
nicht aufgegeben. Der hat auch eben erst Narbonne nach Wilna
geschickt. Wer weiß, ob seine sichtbare Kriegsvorbereitung die
Russen nicht nur einschüchtern und in neues Bündniß nöthigen
soll? Kutusow (den man nicht aus Tolstois Auge, als einen un»
thätig frommen,bis zum Ruf destzerrn schlafendenRiesen sehen
darf) nützt jeden günstigen Umstand mit flinker Geschicklichkeit und
erlangt einen Vertrag, der dem Sultan zwar den grö ßtenTH eil der
Donausürstenthümerzurückgiebt.demZarenaberBessarabien.fünf
Festungen, ein Stückchen asiatischer Erde, imGanzen fü n fundvier»
zigtausendQuadratkilometerTürkenlandes,einbringt.DerPruth,
bis zu seinerMündung, und das linkeNfer derlInterenDonau, bis
ans SchwarzeMeer.sollenRußland fortan vonderTürkeiabgren»
zen. Serbien bleibt dem Sultan unterthan und tributpflichtig; doch
wird ihm, im achtenArtikel, zugesagt,daß es seine innerenAnge»
legenheiten selbst ordnen,dieGewährungdermanchenInselndes
Archipelagus eingeräumten Vorrechte erwarten dürfe, nur noch
niedrige Steuern zu zahlen braucheund vorneuerVerfügung des
Großherrn gehört werden solle. Zwarnennt der Vertragjedes Zu»
geständniß einen Beweis barmherzigen Edelsinnes; daß aber in
dem von der Türkei mit einer fremden Großmacht geschlossenen
Pakt diese Zugeständnisse erwähntund festgelegt wurden, war für
dieSerben einErfolg „vonunberechenbarerWichtigkeit-(Ranke):
nnd ihn hatten sie demBezwinger,nicht demFreund derTürkei,dem
Weißen Zaren, nicht dem Kaiser von Oesterreich, zu danken.Als
die russische Garnison aus Belgrad abmarschirt ist (sie hat später
an der Beresina gegen Napoleon mitgefochten), versuchen die Tür»
ten freilich, ihr Wort zu brechen, die serbische Rajah in die alte
Sklavenpflicht zurückzupferchen; und bereiten so selbst sich neue
Aufstandsgefahr. Niemals aber kann ihr Verhältniß zu Serbien
wieder werden, wie es vor der Anerkennung russischen Kontrol»
rechtes gewesen war.Wenn der Bukarester Friede ratifizirt wird.
Wird er? Weder den Türken noch den Russen genügt er ganz.
GeneralAndreossy findet, als er dieGeschäfte Frankreichs in Kon»

stantinopel übernimmt, im Bereich derPsorte die Stimmung sehr
trüb. Die Große Armee überschwemmt Rußland: in solcher Zeit
war die Hingabe so breiter Stücke türkischen Bodens vermeidlich
gewesen; hätte der Zar, der jeden Mann gegenFrankreich braucht,
sich auch mit kleinerem Ertrag beschieden. Die Schlüssel zu den
Heiligen Stätten, die von den Wechabiten befreit sind, werden
aus Arabien nach Stambul gebracht.Noch schwindet die Mond-
sichel nicht von Europens Himmel. Daß sie über der Walachei und
Bulgarien wieder glänzt, ist schön; auch Bessarabien aber brauchte
manihrerHerrschastnichtzuentziehen.IslamischeWuthspähtnach
einem Sühnopfer: und Demetrius Morust wird als Verräther
gehenkt. Auch Alexander ist unzufrieden. Kutusow hat die Türken
nicht in dasBündniß verpflichtet.dasBernadotte alsdieHaupt»
bedingung desFriedensschlusses empfohlenhatte.AdmiralTschit
fchagow soll Kutusow, der im Norden nöthig ist, an derSpitze der
Donauarmee ablösen; ein tüchtiger und verwegener Mann, der
sich aber, weil ers nützlich glaubt, zum Affen Bonapartes ernie»
dert hat und ihm Haltung und Gestus, Räuspern und Spucken
nachstümpert. Vielleicht ist das Schutz-undTrutzbündniß noch zu
erreichen, wenn man die Ratifikation des Vertrages aufschiebt
und dem Sultan Dalmatien und die Ionischen Inseln verheißt.
Er braucht nicht gegen Frankreich vorzugehen; nur zu erlauben,
daß Tschitschagow an der Donau und auf dem Balkan Banden
werbe, sie rasch drille und mitihnen,als dem KhalifenBerbündeter,
von den Illyreralpen aus über das französische Dalmatien her»
falle. Gelang es dann nicht, über Venedig die Fackel des Aufruhrs
in die Schweiz und nach Tirol zu tragen, durch anglo-russischen
Flottenangriff auf Italien das Königreich Neapel in Rebellion
zu treiben, also das Reich des Korsen, während er in Rußland
einbricht, in Brand zu stecken (wie Scipio das Karthago Hanni-
bals, der vor Roms Thore zu rücken trachtet), so mußte die be»
hende Ausführung des Planes mindestens Oesterreich hindern,
dem Bedroher Rußlands Hilfe zu bringen.Zum ersten Mal ent-
schleiert sich den Petersburgern völlig die Stelle, wo Habsburg
sterblich ist. Zum eisten Mal sehen sie deutlich an Oesterreichs
Leib den Sitz reizbarer Schwachheit. Wer die christlichen Völker
der Balkanhalbinsel von der Türkenkette löst, in Freiheit und
Selbstbewußtsein aufscheucht, weckt der wiener Großmacht eine

Lebensgefahr. Denn Blutsbrüderschaft muß die Südslawen und
die Moldo-Walachen auf den Weg zur Einung mit Oesterreichs
Tschechen, Kroaten, Serben, Slowenen, Rumänen drängenzund
ihrRufbleibt in Böhmen, Slawonien, Kroatien, in der Bukowina
und in Siebenbürgen gewiß nicht unerhört. Brennen am Habs»
burgerhaus aber alle Giebel, dann wird der drinnen Lebende
sich hüten, die Löschmannschaft dadurch zu kleinern, daß er dem
Feind Rußlands ein Aimeecorps leiht. Im Juni 1912 hatte
Tfchitschagow alles Mögliche für die Brandstiftung vorbereitet.
Auf seinen Wink würden aus Serbien, Montenegro, Dalmatien,
der Walachei Funken nach Oesterreich hinüberfliegen; und die
Heftfäden, die das Gezettel zusammenhielten, waren so fein, daß
ein Aufgewiegelter vom anderen nichts wußte und der Agitator
in seinem Versteck hoffen durfte, zugleich mit densiebenbürgischen
Rumänen ihre Erzfeinde, die Magyaren, sich gegen Oesterreich
wenden zu sehen. In einer Stunde hemmungloser Keckheit wagt
Alexander.dieMöglichkeitsolcherGefahrinderHofburgandeuten
zu lassen: und erlebt die Freude des Anblickes, daß Metternich
weich wird und neuen Trug, nur ihm unverhüllten, anbietet.
Der listige Klemens hat überall Sprenkel und Leimruthen
gelegt; noch aber kein kostbares Vöglein gefangen. Der Sieger von
Austerlitz und Wagram zwingt ihninHeeresfolge.DieTürkeiläßt
sich durch die winfeinde Selbstanzeige seiner»uneigennützigen Po-
litik« nichtrührenzsiegewahrtdenRussendas Recht, Kriegsschiffe
bis an diePruthmündungzu schicken und noch dreiMonate lang
Truppen an der Donau zu halten. Rußland ängstet mit dem Ge-
spenst slawischer, magyarischer, walachischer Aufstände. Da ist die
nächste Gefahr. Deshalb fchlägt Metternich in Petersburg und
Wilna einTauschgeschäft vor. Erklärt sich bereit,Napoleon übers
Ohr zu hauen, ihm weniger Truppen, als vereinbart ist, zu stellen
und den Krieg nur lau, zur Wahrung des Scheines, zu führen,
wenn Rußland sich zur «Lokalistrung« des Kampfes verpflichte
und nirgends Oesterreichs und Ungarns Grenze bedrohe. Der
Borschlag wird angenommen. Rußland und Oesterreich werden
gegen einander also einen Theaterkrieg führen und forgsam dar-
aufachten,daß sie einander nicht ernstlich verwunden. Handschlag
besiegelt den Pakt. Und nun scheint die Ratifikation des Frie»
Kens von Bukarest kaum noch ein ernstesUngemach. Ernähert die
ig»

nordslawische Vormacht den österreichischen Grenzen und giebt
ihr ein Patronatsrecht auf Serbiens gehorsamen Dank. Doch
Franz und Alexander sind nun ja Freunde; trotzdem ihre Trup»
Pen wider einander ins Feld ziehen. Und da der Sultan den
russophilen Großwestr nach Silistria verbannt und einen den
Wienern ergebenen Mann, Ianko Karadja, zum Hospodar der
Walachei ernannt hat, ist von Südost fürs Erste nichts zu fürchten
und der Ernteertrag in diesem Sommer nicht allzu schmal. Den
Hilferuf der Serben erhören? Unsinn. Die soll das Jucken ihrer
Haut empfinden lehren, wie wenig Rußland fürsiethue.AnTkost»
gründen hats der altwiener Politik nie gefehlt; und wenn unis
Gebälk ihres Reiches das Wasser stieg, hat sie immer, im Ton
gesättigten Glückes, verkündet, daß ihr Gegner morgen ertrinken
müsse. Metternich konnte sich den Franzosen, den Türken, den
Russen, schließlich auch, noch im selben Jahr, den. Briten (Antrag
Cathcart - Walpole) fest verbünden; konnte die Donaufürsten»
thümer und Serbien haben. Er hat Alles abgelehnt oder durch
Spiegelfechterei vereitelt. Und schwor darauf, daß seine Selbst»
losigkeit die Herzen des Zaren und des Sultans, des Regenten
von England und des Franzosenkaisers für immer erobert habe.
... Zweimal hatten,1737 und1788,Russen und Oesterreicher in
Waffengemeinschaft gegen die Türkei gekämpft. Aus beiden Feld»
zügen haben die Führer, trotz der ausdauerndenTapferkeit ihrer
Truppen, keinen dreschbaren Halm auf die Reichstenne heimge»
bracht. Nicht einmal das 1718, im Frieden von Passarowitz, der
den Habsburger« einen Theil serbischen Landes gab, Erlangte,
1739, im Frieden von Belgrad, Verlorene war seitdem aus dem
Feuer türkischer Geschütze und Flinten zurückgeholt worden. Ruß»
land erobert, nach verzaudertenAnläufen, die Krim, Schutzrechte
überMoldau, Walachei, Serbien, das ihm wichtigste StückBessa»
rabiens und die Anerkennung als Vormacht im Balkanbezirk.
Oesterreich selbst muß 1849, nach den Niederlagen des kaiserlichen
Heeres, gegen die Magyaren den Nebenbuhler nach Ungarn ru>
fen; kann nur mit seinerHilfe des Aufstandes Herr werden.Nach
dem Krimkrieg verliert Rußland, 1856, im Pariser Frieden, die
astatische Grenzfestung Kars (die ihm nicht nur strategisch Werth»
voll, sondern auch von der Erinnerung anPaskewitschsSieg zur
Weihstatt geworden war), das Befestigungrecht an den Küstendes

Schwarzen und Asow»Meeres, die freie Benutzung desDonau» strombettes, den Einfluß in die moldo.walachifchen Fürstenthü» mer und fünfzehnhundert Quadratkilometer oessarabischen Bo» Kens. Oesterreich schien zufrieden. Zwar mußte es die Fürsten» thumer, die es feit zwei Iahren besetzt und,nachBuolsWort,«in der Tasche" hatte, räumen und blieb einsam zwischen starken und kühnen Feinden; doch seine Staatsmänner waren gewöhnt, sich, wie Tubal den Shylock, mit dem Blick auf das Unglück anderer Leute zu trösten. Rußland gedemüthigt, von der Unteren Donau weggescheucht, nicht mehr im Glanz des Christenhortes und Schützers habsburgischertzausmacht: Grund genugzu heimlicher Freude.Nach dem BerlinerFrieden noch, als der Zar wieder im Besitz des ihm Entrissenen (und die «Integrität derTürkei«, das seit dem Bukarester Frieden ausgehöhlte Schlagwort, zum Kin» derspott geworden) war, hieß es in Wien und Budapest, die Zer» stückung des Osmanenreiches habe den Erben Peters und Katha» rinens keinen der Nachbarschaft lästigen Nutzen gebracht. Ru» münien, Serbien, Bulgarien, Ostrumelien ganz oder fast frei, Thessalien griechisch, Bosnien österreichisch, dieMeerengen und Konstantinopel unter sicherem Verschluß; und daß dem Rumänen-könig von dem Zaren, dem er in Sieg geholfen hat, Befsarabien abgefordert ward, ist ein Glück: denn zwischenWalachen und Ruf» sen wuchert nunFeindschaft und aufBukarest kann Wien zählen. '«Dertzang in Selbsttäuschung will vomtzirn unserer wiener Freunde nicht weichen; immer neue Schleier webt er ihnen vors Auge und zerrt die klarerVoraussichtBeraubtenindievonihrem Joseph erblickte Gefahr, ,une äupe' zu werden. Die Gemeinschaft derInteressen undderDank, den wir ihrer unter kaum noch trag-baren Opfern bewährten Treue schulden, verpflichtet uns zu nach» drücklicher Warnung; auch, wenn wir wissen, daß sie ungern ge» hört wird. Josephs Orientträume sind mit ihm bestattet worden; und der Rath seines Neffen Karl, des Eroberers von Kehl und Siegers bei Aspern, sich auf die Slawen zu stützen und im Bund mit ihnen die Hegemonie in Südosteuropa an sich zu reißen, ist unter innerpolitischen Bedenken, der Deutschen und der Ma» gyaren, verschüttet. Katharina bot einen Märchenschatz an; der erste Alexander reichen Gewinn; noch der erste Nikolai, für die An» erkennungseinesChristenprotektorates.denBeistandderrussischen

(und, behauptete er 1833, derpreußischen)Wehrmacht gegen jeden
Angriff, zunächst Italiens, auf yabsburgerland. Alles wurde ab»
gelehnt; stets das Beharren in neutralerRuhe gewählt; seitLau»
dons belgrader Ehrentag weder mit noch gegen Rußland das
Schwert gezogen. Die Krimkriegszeit gebar einen Entschluß: zu
dem Ultimatum vom dritten Juni 1854, das die Russen aus den
Donaufürstenthümern trieb und Oesterreich,außerdenKosten der
Mobilmachung und Okkupation, nichts eintrug als den wilden
tzaß aller(nichtpolnischen)Slawen.Schonwebtsich ein neuer Flor.
Rechts soll das unabhängigeAlbanien(das denIialern einLan»
dungsteg, den erstarkten Balkanvölkern das Ziel heißestenTrach»
tens werden muß), links ein rumano-bulgarischerDamm dasReich
der zwei Adlerköpfe, zwei Seelen, zwei Grundgesetze vor der Süd»
slawenfluth schirmen. Vaniwwm vaniws.« In diesen Sätzen wurde
schon vor Iahren hier der greisende Irrthum beklagt, den Bismarck
«die traditionell falsche Weichenstellung«zu nennenpflegte. Hatte
keine Lehre die Erkenntniß gereift, daß der Staatsmann auf»
glühende Feindschaft ersticken oder durch klug opferndeRedlich-
keit in Freundschaft wandeln und die Gluth so seinem Land nutz»
bar machen muß? Rakoczis Lebensarbeit schien, wie Radetzkys
viel spätere Warnung, aus dem Erinnern gefegt. Siebenbürgen,
die Iranssilvania Trajans, war ein Sorgenkind, in dessen Adern
das Fieber heftiger tobte alsjeinBosnienoder anderem Serben»
land. Oesterreicher, Ungarn, Türken, Walachen hatten ruhelos
drum gestritten. Während in Nagy-Szombat über die Möglich»
keit austro-ungarischen Friedens verhandelt wurde, schrieb, im
Juli 1706, Kaiser Joseph der Erste an seinen Gesandten Grafen
Gallas nach London: «Ihr wisset aus dem Verlauf und der Arl
der bisher mit Ungarn geführten Verhandlungen, was und wie
viel Wir aus reinem Wunsch nach Frieden, aus Liebe und väter-
licher Neigung zu diesem Unserem irrenden Königreich zuge»
standenhaben.Aberweitentfernt,irgendwelcheNeigungzuzeigen,
eine Gegenerklärung zu geben, die auch nur einen Schein von
irgendeinem Wunsch nach Frieden enthielte, fingen dieRebellen
(um Zeit zu gewinnen, oder vielmehr, um Uns sie verlieren zu
lassen) an, böswillige Ausflüchte oder schlecht ersonnene Bor»
wände zu machen: daß sie Unsere Antwort nicht annehmen könn»
ten, ehe wir nicht die Siebenbürger als konföderirte Stände an»

erkannt hätten, was Wir aber nicht gewähren konnten und wer» den. Obwohl Unsere Armee in Siebenbürgen seit dem dreißig» sten Mai bereit ist, in Oberungarn einzumarschiren, ihre Vor» rathe binnen Kurzem erschöpft sein werden und eine Meuterei und allgemeines Desertiren aus Mangel an Geld zu befürchten ist, haben Wir eingewilligt, den Waffenstillstand bis zum vler- undzwanzigsten Juli zu verlängern. Wir würden auch kein Be- denken tragen, in eine weitere Verlängerung einzuwilligen.wenn die Rebellen ihre unbegründeten Ansprüche auf Siebenbürgen aufgeben und dadurch Aussicht aufFrieden bietenwürden." Das geschah nicht. Der Friede von Szathmar gab dem Haus Oester» reich das Waldland zurück, das erst 1867, nachdem es noch ein» mal, fast zwei Jahrzehnte lang, selbständig gewesen war, an Un» garn fiel. Stets aber, zuvor und danach, von den Walachen als das Nest und die Wiege ihrer Volkheit begehrt ward. Karl von Hohenzollern hütete sich, den Nachbar muthwillig zu reizen; und sein kluger Vater warnte ihn, sich König der Rumänen zu nennen. „Um keine Nationalitäten frage, namentlich inSiebenbürgenund Ungarn, anzuregen, muß die Titelfrage in dem Wörtchen ,von, gipfeln, als König vonRumänien,was den status quo des jetzigen Landbesitzes bezeichnet undkeintzinübergreifen aufideale Ziele." Ideales Ziel blieb das Waldland auch für den Sohn, der oft Kit» tere Worte über die Magyarisirung sprach. Haftete von all den Kämpfenkeine Spur im Gedächtniß, als über Europa dertzimmel zu brüllen begann ? Im Juli 1914 sagte ichhier, die Rumänen seien seit dem Tag d es BukaresterFriedens nicht aus der Ueberzeugung zu schmeicheln, zu drohen:»Vom Bündniß mit Oesterreich-Ungarn haben wir nichts zu hoffen, als ihm Zugehörige von Rußland und dessen Konsorten Alles zu fürchten;im Bund mitRußland haben wir von Wien, Budapest, Belgrad, Athen, Sofia nichts zu fürchten und im erheiratheten Territorium der tzabsburg»Lothringer Alles zuhoffen. Vor derWahlzwischenBessarabien und austro-ungari- schemLand aberzaudern wtrnicht; dennderGenius unsererVolk- heit reckt nach Europa, nicht über die Steppen des Ostens hin,die Hand. Und jeder mit dem Haß der vorrückenden Slawenmensch- heit erkaufte Gewinn wäre eine sichere Kürzung unseres natio» nalen Lebens; brächte dem Großmachttraum früh die Todesan» kündung.« Und im dritten Kriegsmonat, im Oktober 1914: »Ru»

mönien will nicht unser Freund sein. Das ist sein Recht. Unsere
Pflicht, danach zu handeln." Vor zweiundzwanzig Monaten.
Geradeaus!
Haina und^omania hatten sich über die »idealenZiele" längst
verstandigt; glaubten sich nicht in Verträge gebunden, die, nach
ihrer Behauptung, der Partner durch unerlaubte Verschiebung
der Balkangewichte durchlöchert habe; und hatten sich nur die
Wahl der ihrem Wagniß günstigsten Stunde noch vorbehalten.
Wie lange?Ich sagte schon, daß Italiens Entschluß, Mannschaft
nach Saloniki zu schicken, mir das Ende der Frist anzukünden
schienunddaßichdeshalbvorachtTagen aufRumäniens Eingriff
vorbereitete. Drei Zeugnisse haben seitdem die Vermuthung in
Gewißheit gesteift. Im «L!cKo cle ?aris" wiestzerrIean tzerbette,
ein in Elysions Geheimniß Eingeweihter, den Bulgarenkönig
ins heißeste Fegfeuer. «Auf beiden Flügeln der Saloniki-Front
sind die Bulgaren in Vormarsch: im Westen in der Ebene von
Florina, im Osten auf den Bergen, die Seres beherrschen. Diese
Doppelbewegung hat wahrscheinlich auch eine Doppelursache.
Eine militärische: nach deutscher Lehre muß angreifen, wer An-
griff zu fürchten hat. Eine politische: Bulgariens Kopf fühlt, daß
sein Verrath in einem Kampf zum Austrag kommen muß. Das
fühlen auch wir. Ferdinand von Koburg ist unverbesserlich. Er
muß aus der europäischen Politik verschwinden. Mit ihm das
Werk seiner Tücke. Den Bulgaren wird von dem errafften Ser»
benland nichts bleiben. Als Preis ihrer Freundschaft konnten
sie ein Stück haben. Verräthern gewähren wir nicht eines Zolles
Breite. Den Verbündeten wirds an Willenskraft, Kriegsmilteln,
Geduld nicht fehlen. Brauchen sie viel Zeit: sie werden den Weg
bis ans Ende gehen. Auch derAufmarsch bei Saloniki schien, als-
er begann, ein gefährliches Unternehmen. Die ausdauernde Ar»
beit der von einem klar und weit blickenden Staatsmann geleite»
ten französischen Diplomatie hat daraus eine dem Feind höchst
lästige Drohung gemacht. Aus diesem Schauspiel mag der Bul»
garenkönig lernen: Mit eben so festem Schritt wird der Drohung
die Strafe folgen." Solche Zuversicht war noch nicht hörbar ge»
worden. Im«Platin«ward Fräulein Helene Vakaresku die Stimme
des Grames und der Hoffnung. »Rumäniens Geschichte ähnelt

einem sehr schönen und zugleich sehr traurigen Feenmärchen.
Ein Lateinerhäufl ein, eine vom KaiserTrajan ausgesandteLegion,
gelangt in das Land zwischen Karpathen undDonau, wird unter
dem Orienthimmel heimisch, vertheidigt mit zäher Kraft dasGe»
birg und den Fluß, dringt bis an die Pindusabhänge und in die
Balkanthäler vor und läßt von keinem Dränger die Flamme der
aus Rom ererbten Civilisation ersticken, die sie über dieNachbar»
Völker erhebt. Sie wahrt ihrBlut,ihre Sprache, ihrIdeal; wider»
steht der Umwandlergewalt des mächtigen Byzanz und zwingt
Ungarn, Oesterreich, die Weichsellande, mit ihr zu rechnen. Daß
ihr Siebenbürgen entrissen und magyarischer Tyrannei ausge»
liefert wird, kann sie niemals verschmerzen. Meiner Heimath ist
der Ungar, derDeutsche, der Oesterreicher, aber auch der vonRu»
mänen undRussen ausMusulmanenknechtschafterlösteBulgare,
der die Dobrudscha für sich heischt, ein Gräuel. Gegen die Drei
kämpfen jetzt die Streiter des Gedankens, der Civilisation, des
Rechtes.Neben denBannern.auf denen derdoppelköpfigeAdler
mit vier Schnäbeln die weißen Hirten Transsylvaniens, wie so
viele andere unselige Völker, zerfleischt, kann Rumäniens Fahne
nicht wehen. Deshalb ist, als der große Klieg begann, das Kar»
pathen»Dornröschen in Schlaf gesunken. Vielleicht erwacht es
nun. Nicht Siegfried noch Lohengrin, ich schwörs bei den allmäch»
tigenGöttern, wird die Schöne aus dem Schlummer wecken, son»
dern sicherlich einer der ruhmreich Haarigen, die dem Namen
VerdunUnsterblichkeit erstritten haben.- Irres Gestammel? Die
von tzofgunst besonnte Helena hätte sich so fürchterlich nicht er»
dreistet, ehe inBukarest die Entscheidung fiel. DritterZeuge: ,,I^e
'lemps." Freude über den Anfang des Ringens vor Saloniki.
Warum so spät? Weil dieGeschoßmengeunzulänglich war.»Im
vorigen Jahr gab derTag uns kaum für fzehntausend Granaten.
Jetzt haben wir auch dort ein vollkommen ausgerüstetes Heer; nicht
nur Mannschaft, die ohne starken Artillerieschutz ertraglose Blut»
opfer bringt, sondern auch Geschütze jeden Kalibers und alles für
den Vormarsch in denBalkanUnentbehrliche. Im vorigenSom»
mer labte Deutschland sich an der Hoffnung, der Orientfrage die
ihm ersprießliche Antwort zu finden. Nach gewaltigemAufwand
glaubte es sich des Erfolges sicher. Der wurde ihm auch beinahe im
erträumtenUmfang. Der Rückzug der Russen machte viele austro»

deutsche Divisionen zu andererArbeit freiundunsereSeptember»
offensive hatte, auf zu schmalem Raum und von zu kurzerDauer,
keine strategische Wirkung. Des Feindes Mühe wurde durch die
EroberungSerbiens belohnt und hell schimmerte die freie Straße
vonBerlinnach Konstantinopel. Jetzt, nach elfMonaten,istrirlgs»
um Alles verändert. Seit dem vierten Juni sind die Russen zu
neuem Angriff vorgegangen. Sie nützten die Truppenhäufung
vor Verdun, im Trentino und den Trugwahn, der sie deutschen
Augen als gelähmt zeigte: und erwiesen auf der halben Länge
ihrer Front eineUeberlegenheit, die noch fortwährt. Die Balkan«
wacht ist, weil Deutschland und Oesterreich Anderes zu thun ha»
ben, Bulgaren undTürken anvertraut. DieserAmschwung scheint
in Bukarest den Eindruck gemacht zu haben, der vorauszusehen
war. Auch in Friedenszeit (wir haben seit Iahren, immer wie»
der, darauf hingewiesen) bleibt Diplomatie unwirksam, wenn sie
sich nicht auf Militärmacht stützen kann. Diese ewige Wahrheit
wird zwiefach wahr, sobald das Schwert aus der Scheide ist. Di»
plomatie kann erklären, erläutern, spornen, bremsen; doch nichts
erzwingen. Entschließt Rumänien sich morgen, dann darf Gene»
ral Brussilow sich einen neuen Sieg zuschreiben. Wird sichs ent»
schließen? Das scheint derFeind zu fürchtenzer begreift, daß Ru-
mänien, wenn es thatlos bliebe, selbst das Werk seiner Politik
vernichten würde.Hier ist Gelegenheit zu Mitarbeit an der Lösung
aller Orientprobleme: hier kann der Stifter des BukaresterFrie»
Kens Bulgarien, den unversöhnlichen Feind des Balkangleichge»
Wichtes, mit voller Wucht treffen und zugleich die in Angarn ge»
knechteten Brüder befreien. Die siegreichen Russen und unsere
Saloniki'Armee sind zu Hilfeleistung bereit. Kann eine Regirung,
die Wirkliches aus wachem Auge anschaut, noch mehr erwarten?
Weissagung wäre thöricht. Unser Ehrgeiz drängt nicht über die
Fragestellung hinaus. Wir warten. Glauben aber, in der An»
nähme nicht zu irren, daß noch das Jahr 1916 die Lösung des
Orientproblems bringen wird. Mit vermehrter Kraft werdenwir
1917dann im Westen unsereOrdnung schasfen."Alle drei Artikel
sind am einundzwanzigsten August veröffentlicht worden. Zwei-
felt Einer, daß in Bukarest zuvor der Würfel gefallen war?
Schlechte Sitte darf uns nicht inNachahmungverleiten.In»
brünstige Hingebung an die Sache des Vaterlandes erniedertnicht
in die Schelmenpflicht, im Feindeslager nur Wichte zu sehen.

Wenn unsertzeer sich nur mitGeflndel schlüge.bliche sein Ruhm.
DemStarken ist Gerechtigkeit niemals unziemlicher Luxus.«Dako-
walachische Volkseinheit war den Vätern, blieb den Enkeln das
höchste Ziel allenStrebens; die heiligste Hoffnung feit denTagen
Stephans des Großen, dessen Erdenrest in ein Kloster derBuko»
wina geborgen wurde. Fern fei uns blind wüthender Haß! Ob
Oesterreich stets klug gehandelt, auf feinemBoden den Stämmen,
fürWurzeln undWipfel, den Raum gewährt hat, denWeisheit,
just die eigennützige, gewähren mußte, ist hier nicht zu wägen.
Daß es Erworbenes nicht fahren, abbröckeln, zerfallen ließ, kann
kein Verständiger tadeln. Eben so wenig, daß Ungarn, einsam in
Slawengetümmel, den Schwärm der Ostromanen in das Verließ
magyarischer Wesensart einzugittern trachtete. Wir aber wollen
sein; auch wir erstarken, nicht verkümmern. In aller Natur ist Streit
und der Stärke vermählt sich der Sieg. Vielleicht naht schnell der
Tag, dem Grenzpfähle nur noch Gerümpel sind. Heute gilt, vom
Weißen Meer bis an das Kap der Guten Hoffnung, die Nation,
die der unter Fremdherrschaft lebenden Geschwister nicht achtet,
als unmännisch, unwürdig.Was KönigKarl versprochen, unter-
schrieben hat, bindet uns nicht: wir haben es ihm ins Antlitz ge»
sagt. Ostwärts sollen wir blicken, die bessarabischen Bezirke zu»
rückerobern, die GortschakowsZar Alezander uns nahm? Er gab
uns die Dobrudscha und wir willigten in den Tausch. Land und
Menschenzahl sind viel kleiner als die Provinzen und Massen,
die tzabsburgs Szepter heute noch beherrscht. Unser Wille drängt
gen West; nach Europa, nicht nach Asten. An uns sich zu rächen,
bliebe auch ein furchtbar geschwächtes Rußland noch kräftig ge»
nug; und wer dürfte Deutschen und Austro-Ungarn neuen Krieg
zumuthen, dessen einziger Zweck wäre, den Moskowitern noch ein»
mal Südbessarabien zu entreißen?Das uns wichtigste Stück wird
dem Preis unseres Ringens von den Siegesgenossen gern, aus
freiem Entschluß, zugewogen. Wähnet nicht, was jetzt möglich ist,
müsse wieder einmal möglich werden. Niemals. Wir müssen ver»
zichten.demAugesogarbegehrlichenBlick inUngarns undOester»
reichs Haus verbieten oder heute unserem Wunsch Erfüllung er»
fechten. Wir müssen mit Rußlands Hilfe die Grenze vorrücken
oder sie stehen lassen wie GottesWort. UnserBlut haßt die Ger»
manen nicht; pocht aber imTakt derLateiner.Die würden sich nie
für uns regen, wenn wir ihren Kampf ums Dasein träg begafften.

DasErlebniß, das Geschichte ward, hatTürken.Magyaren.Bul-
garen und dem österreichischen Staatsbegrisf uns in Herz und
Hirn verfeindet. Nurdiesem Merbund beschert unsere Neutralität
Nutzen. Und nach seinem Sieg wären wir einsamer als je zuvor. Er
könnte uns das Zaudern, dieWeigerung derWaffenhilfenicht ver-
zeihen. Sein Bulgarien würde noch größersein undviel mächtiger
sich strecken als das in SanStefano abgegrenzte, das der Einspruch
Oesterreich-Ungarnsschrumpsenhieß.DerVertrag,denwirinBu-
karest, mühsam, schufen und der Carols Leben krönte, wärenurnoch
tauglich, die Pfeife eines Kuruzzen in Brand zu setzen. Wir sahen
Serbien verschwinden. Wir hören von bulgarischem Sieg über
Sarrails Armee. Noch ist der Weg in Gemeinschaft mit Russen
Briten, Franzosen, Italern, Serben offen. Nicht mehr, wenn das
Glück Bulgarien gekränzt hat. An seiner Gunst, an der Gnade
des in Glauben und Wollen uns fremdesten Balkanvolkes, hängt
dann unser Schicksal. Zum letzten Schlag schwingt der Klöppel
aus." So könnte, im Kronrath und auf dem Markt, ein redlicher
Rumäne gesprochen haben. Einer, der sich von Verantwortlich»
keit nicht wegdrückt und die Kräfte richtig zu schätzen meint.
Weh aber ihm, selbst dem Redlichsten, in der Seele Rein»
lichsten, wenn seine Schätzung fehl war! Das müssen wir hoffen.
Merkt der Erdvertheilerchor.datz er die Stimmbänder zu früh ge-
strafft hat? Daß die Kunst des Politikers, die nur aus Wissen»
fchaft reift, nicht zwischen zwei Millionengeschäften, zwei Magi»
sterkursen noch im Papiergestöber der Verbandssekretariate zu
erh asch en ist? Deutsche, Oesterreicher, Ungarn, Türken, Bulgaren:
Alles steht, Eures Lebens ganzer Inhalt und Werth, auf dem
Spiel, das gestern begonnen hat. Da wirdTragoedie: uns, ringt
der Wille des Feindes sich durch. Was aus den Dardanellen
nicht zu fischen.vonGallipolinichtzuerntenwar,sollaufdemFest»
land geheimst.Bulgarien zerstampft, Hellas in denWirbelgerissen,
die Türkei umzingelt, Ungarn zerfetzt, das einsame Deutschland,
wie ein böses Raubthier, durch Noth gezähmt werden. Das im
Besinnen und in der Leitung des Kampfes meisterlich bewährte
Männerpaar ist an die Spitze des Feldheeres gestellt und wird
aus neuem Auge Mögliches und das Nothwendige schauen.
Schöpfet auch in die Seelen neue Kraft! Ihrwerdet sie brauchen.
Nicht, umZucker und Fett zu vergessen. Jede Flamme glühe dem
Vaterland! Jeder Athem rufe unseren Menfchen Gottheit zu Gast l

Ein Brief
(um dessen Veröffentlichung ein kämpfender Offizier ersucht).
Seiner Excellenz dem Herrn Professor Or, von tzarnack.
15. August.
Excellenz,
^An der Frankfurter Zeitung las ich einen Bericht über die
die Eure Excellenz in der vom Deutschen National»
«usschuß einberufenen Versammlung in Berlin gehalten haben.
Gestatten Eure Excellenz, daß ein im Felde Stehender feine An«
ficht zu einem der in der Rede berührten Punkte äußert.
Eure Excellenz halten für die wichtigste Frage, daß nach dem
Krieg das deutsche Wirthschaftleben ein anderes Gewand erhält,
und versprechen sich die beste Lösung von der Herstellung einer
sozialen Gemeinwirthschaft, wohl unter staatlicher Leitung; denn
-nach der Meinung Eurer Excellenz hat die militärische und fis-
kalische Staatswirthschaft sich in der Kriegszeit gut bewährt, wäh-
rend die internationale Privatwirtschaft elend zusammenge-
brochen und aus der inneren Privatwirtschaft eine Profitwirth-
schaft geworden sei.
Ich glaube, den stärksten Beweis für den völligen Bankerot
jeder staatlichen Wirthschaft und Regirungskunst liefert dieser
Krieg. Erstens dadurch, daß er überhaupt ausbrechen konnte:
zweitens dadurch, daß die Staatsregirungen im Zeitraum von
zwei Iahren keinen errettenden Gedanken gefunden haben, ob»
wohl die Interessen sämmtlicher Völler gleich sind und jedes Volk
ein Recht auf Achtung seiner Interessen hat. Dieser Bankerot ist
weniger den Regirungleitern von heute zur Last zu legen als dem
Staatssystem, das den Ansprüchen des zwanzigsten Jahrhunderts
eben nicht mehr genügt, weil ihm die nöthige Elastizität fehlt und
sein partikularistischer, mittelalterlicher Aufbau die natürliche
EntWickelung eher hemmt als fördert.
Vermehrt der Ausbruch und die Dauer des Krieges nicht das
Vertrauen in die Unfehlbarkeit des Staatssysteins von heute, so
ermuthigen die wirtschaftlichen Zustände, die während des Krie-
ges im Inneren bei uns herrschen und unter direkter Leitung der
Regirung stehen, auch durchaus nicht zu dem Schritt, der Eurer
Excellenz nothwendig scheint. Ich erinnere nur an ein Institut,

an die Reichsbank, die unter staatlich bestellter Leitung steht und
deren Versagen in den Devisenkursen und in der allgemeinen
Theuerung deutlich zu Tage tritt. Nein, Excellenz, die Zustände
unserer Tage wecken die Sehnsucht nach der Zeit, in der die inter-
nationale Privatwirthschaft (wo es irgend möglich wird, befreit
von den Fesseln und staatlichen Beeinflussungen, durch die sie
bisher eingeengt wurde) weitaus bessere und für die Konsumenten
zuträglichere Zustände wiederbringt und unwirthschaftliche, jeder
ökonomischen Erfahrung widersprechende Verordnungen in Ver-
gessenheit gerathen läßt.

Eure Ezcellenz sagen: Profitwirthschaft! Die scheint jetzt
allerdings stark eingerissen zu sein; ein Krieg trägt eben nie zur
Verbesserung der Moral bei. Man darf aber nicht vergessen, daß
diese Profitwirthschaft der Staatsregirung und der fiskalischen
Staatswirthschaft verdankt wird. Außerdem wäre auch zu beden-
ken, daß die Staatsregirung die Leute bei guter Stimmung erhal-
ten will und muß, Alm keine Kriegsmüdigkeit auskommen, zu lassen:
und Das erreicht sie am Besten, indem sie Geld, viel Geld der«
dienen läßt, für Lieferungen oder durch ungemein hohe Unter-
stützungen. Nicht der Privatwirthschaft ist also ein Borwurf zu
machen, sondern der Staatsregirung und der fiskalischen Wirth«
schaftpolitik mit ihren nur das Augenblickliche, nicht das Zukünf-
tige bedenkenden Anordnungen.

Wenn ich an diesen Krieg eine Hoffnung knüpfe, so ist es die,
daß unter dem Druck der Finanzfragen ein moderneres europä-
isches Staatssystem sich entwickeln wird, in dem die Aufgaben
einer Regirung (deren Name auch besser durch Verwaltung zu
ersetzen wäre) sich in der Wahrung des Rechtes erschöpfen, das
aber die Regelung aller wirthschaftlichen Beziehungen der natür-
lichen EntWickelung und den von denIMMschen beschlossenen privat-
rechtlichen Vereinbarungen überlädt. Zollpolitik, staatliche Unter-
stützung oder staatliche Bevormundung der Wirtschaft (Kali,
Zucker) haben sich, wie vor dem Krieg, so auch jetzt als ungeeignet
erwiesen; sie haben höchstens für einzelne Interessenten Werth,
sind aber für die Völker wie für die friedliche und natürliche Ent-
Wickelung der Welt eine Gefahr.

Mit vorzüglicher Hochachtung

. Mens Hausen.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Mazimilian garden in Berlin, —
Verlag der Zukunft in Berlin, — Druck von Paß S Garleb G, m, b, tz, in Berlin.

Wagners
t^^^Vz^»^«^ Rmiig in seinem??!^.
j^ich^, rassig, blumig unö aul?ewröenrli'ch
bekömmlich.
Saar Schaurnwerri
vr.MSIIers
DiststKursn
nsch5chroth
MirKsüiilvsm
ichri
IbZlurielltell-LxAmen
I^«rporati«n 6er XauLmsnnscnakt von Lerlin
Uanäels-UocKscKuIe Lerlin
vss smtlivne VerieillNnI» ltsr Vorlesungen ung Uebungen lin «!nter Semester 19Iö/>7
cleu^Ver,»" v"oll °WO»S »KIWI!, ^V, 10, «Ssr vorn SsKrstariat gsr
Zrste ImmstriKuI^tlon: von«er»t»s, clen 2S, UKtodkr. genial» <Ier Vor»
Der IZeKtor: IZII^daeder.

Die Himmelswage.

Antworten.

D8n der Darstellung des Rumänenkrames soll ich vergessen haben, »fingerdick zu unterstreichen", daß König Ferdinand, als dem Zollernhaus Angehöriger, der deutschen Sache besonders verpflichtet sei? Vergessen habe ichs nicht, sondern mit Bewußtsein unterlassen: weil solche Erwähnung mirebensowiderpolitisch scheint wie jedes Gerede über Verrath, Treubruch, Rachsucht, Strafbedürfniß. Ein Fürst, der die Krone eines fremdenLandes erwirbt und aufs Haupt setzt, scheidet aus Haus, Hof, National» gemeinschaft, denen ihn die Geburt zugewiesen hatte, und nimmt mit dem Herrscherrecht zugleich die Pflicht auf sich, nur dem St aats-verband, dem Volk nock>anzugehören, dem die Erwerbung und Annahme der Krone ihn vermählt hat. Ferdinands Oheim, Karl von Hohenzollern, hat diese Pflicht in der ersten Stunde seines Regentenlebens erkannt. Im Mai 1866 kommt er nach Bukarest. Der BürgermeisterDemeterBratianu, IoansBruder, bietet ihm auf rothem Sammetkifsen die Schlüssel der Hauptstadt dar. Karl nimmt sie, dankt, steigt aus der zwölfspännigen Kutsche,während Platzregen, der erste seit drei Monaten, auf die dürre Flur nieder» strömt und, als ein Glücks Vorzeichen, jedes Orientalenherz erfreut, in denvon sechsSchimmeln gezogenenGalawagenund fährt, durch Menschenhecken und Blumengestöber, unter Böllergedröhn und Glockengeläut, bis vor die Metropolie. Am Portal der Haupt» kirche empfängt ihn der greise Metropolit Niphon, Primas von

Rumänien, in dem von Gold funkelnden Gewand, mitTiara und
Silberstab, läßt denKömmling, den römisch»katholischenFürsten,
das Kreuz und das EvangelienbuchderGriechenkircheküssen,faßt
ihn(nach ehrwürdiger Vorschrift über dem Ellbogen) amArm und
führt ihn an die Stufen des dem Ikonostas gegenübestehenden
Thrones. (Das Tedeum, sagt Karl, „ das von einem Chor schöner,
tiefer Männerstimmen gesungen wird, würde erhebend wirken,
wenn nicht der näselnde Ton, in welchem, nach derVorschrift des
orthodoxen Ritus, die Gebete abgesungen wer den müssen, dem
Neuangekommenen störend in dieOhren fiele.-) Aus derKirche,
nur über die Straße, in feierlichem Zug in den Sitzungsaal des
Parlamentes. Auch hier ist einThron bereitet. Obersttzaralambi
spricht die Eidesformel: «Ich schwöre, datzich Rumäniens Gesetze
wahren, seine Rechte vertheidigen, sein Gebiet ungeschmälert er»
halten werde.- Mit der rechten Hand auf dem Evangelienbuch
spricht Karl den Schwur; und antwortet dann auf die Begrüßung-
rede des Kammerpräsidenten: „Da der freie Wille der Nation
mich zum Fürsten vonRumänien erwählt hat, bin ich ohne Zau»
dern aus Vaterland und Familie geschieden, um dem Ruf des
Volkes zu folgen, das mir die Gestaltung seines Schicksals an»
vertraut hat. Seit mein Fuß diesen heiligenBoden betrat, bin ich
Rumäne geworden. Ich bringe Ihnen ein redliches Herz, den
reinen und festen Willen, Gutes zu schaffen, schrankenlose Hin»
gebung an mein neues Vaterland und unerschütterliche, von den
Ahnen ererbte Achtung des Gesetzes. Heute bin ich Bürger, mor»
gen,wennsseinmuß, Krieger; Glück und Unglück wird uns unlös»
lich vereint finden. Eintracht soll uns stärken, einmüthiges Wollen
unsere Kraft auf die Höhe des Geschehens heben.« Von der Eid es»
leistung gehts nach tzaus;über holpriges, verschlammtes Pflaster
vordas einstöckige„Schloß",daszuvorKaserne, Kommandantur,
Spital war und wo im FebruarFürstKusa von rebellischen Ossi»
ziren aus den Armen seiner Freundin, der Serbenfürstin Maria
Obrenowitsch, gerissen und, ehe seine im Seitenflügel wohnende
FraudenVorgangerfuhr,zurAbdankung gezwungen wurde. In
diesen fchmalenZimmernhaustnun, zwischen pariserMöbeln.der
Stgmaringer;entsteht noch am selbenAbend d as ersteMinisterium,
demderMoldauerLaskarKatargiuvorsitzt,derWalacheIoanBra-
tianu, derVater des jetzt für den Krieg verantwortlichen schönen

Schlaukopfes, den Europäerton glebt. Karl weiß, daß er auf beson»
dere Zärtlichkeit der Heimathgewaltennicht mehr rechnen darf; daß
tzausinteressen und dynastischeWünschedenKönigWilhelm und
dessen Minister niemals zu einem nicht von der Notwendigkeit
preußisch.deutscher EntWickelung gebotenen Handeln bestimmen
werden. Nach privatem Fürstenrecht ist er noch ein Hohenzollern
(so, nicht Zoller,muß man,wie mir scheint, schreiben; «äe^olorin«
wird das schwäbische tzerrengeschlecht in der ältesten Urkunde ge»
nannt); im Kalkül derStaatsmänner ward erRumäne.DenAb»
geordneten,nlcht dem Haupt, desFürstenthumes sagt, vor König-
graetz, Bismarck, im Fall ungarischenAufstandes solle auchRu»
mänien sich gegenOesterreich wenden und zugleich kräftig für die
großrumänische Sache arbeiten. Er trennt sich von der Meinung
seines Königs, der an den Vetter Karl Anton geschrieben hat,
auch nach Karls Scheiden aus demZollernhaus bliebe «eine Art
von moralischer Verpflichtung, bei Gefahren für ihn einzutreten.
Wohin aber ein solches moralisches Band Preußen führen könnte,
ist gar nicht abzusehen; bei unserer geographischen Lage zu jenen
Ländern müßten wir, wenn diplomatische Mittel fruchtlos geblie-
ben sein sollten, die materiellen Unterstützungen versagen. Daher
würde Preußen von vorn herein solche moralische Verpflichtung,
als nicht ezistiren könnend, perhorresziren müssen.was doch wie-
derum ein schmerzliches Gefühl erregen muß. Sollte selbst Ruß»
land, natürlich nur widerwillig, in die Wahl eines auswärtigen
Fürsten willigen, so ist vorauszusehen, daß Intriguen über In»
triguen in Rumänien Statt finden werden, zwischen Rußland un d
Oesterreich, und da Oesterreich williger für die Wahl stimmen
würde, so wäre die Anlehnung Rumäniens anOesterreich gegen
Rußland geboten und somit das neu geschaffene Reich mit seiner
Dynastie, von Haus aus, auf der Seite des Hauptgegners Preu-
ßens, das ihm doch denFürsten geben solllDu wirst aus demGe-
sagten entnehmen, daß ich aus dynastischen und politischen Rück-
sichten diese wichtige Frage nicht so couleur 6e rose sehe wie Du."
Solchen Zwiespalt gab es für Bismarck nicht. Der fordert von
Rumänien nur, daß es, unter eingeborenen oder importirlen
Fürsten, vorsichtig seinen Nutzen bedenke. Der Fürst? Eine Fi»
gur, die der stärkere Arm,je nach demBedürfniß, auf demSpiel-
brett verschiebt; 1866 gegen, 1868 für Oesterreich. Seit dem Win»

ter dieses Jahres weiß Karl.daß er vonBerlin nicht mildereBe»
Handlung zu erwarten habe als irgendein fremderBa'kar,Häupt-
ling. Graf Julius Andrassy hat, als ungarischer Ministerprä»
sident, zu dem Marchese Pepoli, Italiens Vertreter am wiener
Hof, gesagt, in dem nahen franko» preußischen Konflikt müsse Un»
garn den Sieg Frankreichs wünschen, wenn der Kanzler des Nord-
deutschenBundes dem bukarester tzohenzollern noch länger die ge«
fährlicheWühlarbeit auf magyarischem Boden erlaube; einPan-
rumanismus, der die Walachen Siebenbürgens und des Ba»
nates dem Apostolischen König wegködern wolle, sei nicht zu dul»
den. Von Pepoli, einem Freunde des Fürsten Karl, erfährts
das florentiner Ministerium; und Wesdehlen, der Preußische
Gesandte,schreibts ausFlorenz nach Berlin. Bismarcks Schläfe
röthet sich. Das fehlte noch. Neben Beust in tzabsburgs Lager
Andrassy als zweiten Feind! Schnell eine Note an unseren
Generalkonsul Grafen Keyserling. Der soll Karl vor die eilige
Wahl stellen: Entlassung des Kabinets Golejku.Bratianu und
- Verzicht auf jeden Umtrieb in Ungarn oder öffentliche Rüge im
Blatt der preußischen Regirung. Den Delegationen Oesterreich»
Ungarns ist ein Rothbuch vorgelegt worden, das dem ruhigen
KarlAnton »von Mißdeutungen und Übertreibungen gegen Ru-
mänien erfüllt" scheint. Preußische Soldaten, heißts in Wien und
Budapest,seien,alsEisenarbeiterverkleidet,nachRumänien gekom-
men. Demeter Ghika wird Ministerpräsident. Karl aber schreibt,
die natürlichen Sympathien der diesseits und jenseits derBerge
lebenden Rumänen könne er nicht aus der Gefühlswelt jäten,
doch »mit Recht erwarten, daß die ungarische Regirung alles Bil-
lige thue, um die Beschwerden der drei Millionen Rumänen, die
im Banat und in Siebenbürgen wohnen, gegenstandlos zu ma»
chen.«Der Herr der Wilhelmstraße grollt, der des Ballhausplatzes
wüthetz imFürstenthumwirdKarl, weil erdentüchtigenOberstlieu-
tenant von Kienski aus dem berliner Generalstab als Berather
für Armeefragen aufgenommen hat, derAbsicht auf Verpreußung
geziehen und hö. t aus allenWinkeln das Gemurr: «Wir wollen
Lateiner bleiben und die Einschmuzgelung preußischen Wesens
nicht in blinder Geduld hinnehmen!" Allmählich bessert sich das
Verhältniß zu den Großmächten; noch aber ist die in Berlin ge»
wünschte entente corämle mit Ungarn nicht möglich, weil (schreibt

Karl) »die Magyaren ihren Rumänen nicht die Rechte zurück»
geben wollen, die sie unter Oesterreich besaßen". Bismarck kann,
bei aller «Anhänglichkeit andasHausHohenzollern",nurnützen,
»so weit vaterländische Pflichten es irgend gestatten. Gegen jeden
Verdacht einer Solidarität mit angeblichen rumänischen Absich»
ten aufSiebenbürgenwürdejederpreußischeMinister gezwungen
sein, sich durch alle Mittel zu verwahren. Die Annexion Rumä»
niens können die Ungarn nicht erstreben, weil sie die Zahl der
nichtmagyarischen Köpfe in ihremStaalswesenohneGefahr nicht
vermehren dürfen. Sie scheinen mir also wesentlich an dem Ge»
deihen der Herrschaft Eurer Hoheit interessirt." Dem Kanzler ist
der Fürst Rumäne, nicht mehr deutscherPolitik pflichtigzund dem
Staatsmann fällt auch im Jahr 78 nicht ein, Karls Vertrag, der
russtschenTruvven den Durchmarsch erlaubt, nach wienerMuster
„eine Schandsäule in Rumäniens Geschichte" zu nennen.
So soll es sein. Der Fremdling hats, Mann und Weib, auf
der Höhe des Wahllandes fchwer genug. Als die Britenkönigin
Victoria sich demschönenAlbertvonKoburg verlobt hatte, mußle
sie ihn bitten, auf die Peerswürde fürs Erste zu verzichten. „Die
Engländer sind gegen jeden Fremden höchst mißtrauisch, weil sie
stets fürchten, er wolle sich in die Selbstregirung des Volkes ein»
mischen. Das würden Sie niemals versuchen. Wenn Sie aber
Peer würden, kamen Sie überall in den Verdacht, eine politische
Rolle spielen zu wollen. Deshalb ists besser,jetzt gar nicht davon
zu reden." Dem Prinzen wurde dennoch boshafte Anfeindung
nicht erspart. Zerrbilder zeigten ihn imKreis einerzottigen,qual»
menden Säuferschaar; seiner Iahreseinkunft wurden im Unter»
Haus zwanzigtausend Pfund abgeknickert; den Titel des König»
Gemahls konnte er nicht erlangen, weil, wie ein Mitglied des Ge»
heimenRathes spöttisch zuBunsen sagte,manihn,wennVictoria
früher sterbe, doch nicht König-Witwer heißen könne. Kränkung
andere, Art hatAlberts Tochter, als Friedrichs Frau. inPreußen
und Deutschland erlebt; immer blieb sie »die Engländerin", wie
MarieAntoinette in Frankreich i.'^utrickienne geblieben war. Ob
der PrInzenexport, ein Bleibsel aus der Zeit, da Länder nicht sel»
tener als Rittergüter den Herrn wechselten, die Sintfluth unserer
Tage überdauern wird? Jedes Volk heischt,groß oder klein, heute
dasRecht, ohne Eingriff und lastenden Machtdruck Fremder nach

dem Ziel seiner GlücksvorsteUung hinzustreben, so lange es da»
durch nicht die fest begründetenRechte anderer Staaten schmälert
oder bricht. Der fremde Fürst, der sich, vermummt und manchmal
dem Lande, das ihn gebar, am Sturmtag zu Leid, diesemRechts»
drang vorspannt, bietet dem Auge kein hehres Schauspiel. Hat
er aber die Bürde solcher Pflicht auf sich genommen, dann muß
er sie so lange tragen wie seine Krone. Auf deutschen Thronen
kann ein Cumberland und ein Edinburg nur Deutscher, in Ma-
drid ein Bourbon-Anjou nurSpanier, in Sofia ein Koburg nur
Bulgare sein. Wer von den zugelassenen Fürsten die Begünfli»
gung der alten tzeimath fordert,zwingt sie, nur lauter noch sich zu
der neuen zu bekennen: wie bei uns ein als »liberal" begrüßter
Minister durch Wort und That erweisen muß, daß er schuldlos
in so argen Verdacht gerieth. Preußisch kluge Konservative jauch»
zen, wenn Einer der Ihren ansSteuer tritt, nicht: AnserMann!
Sonst, wissen sie, muß er zunächst einmal thun, als neige seine
Seele sacht linkwärts. Auch importirte Fürsten mahnt derWeise
nicht laut an die (abgethane) Pflicht, des Geburtlandes Vortheil
zu wahren. Rumänien darf verlangen, daß sein König Rumäne
sei und indemDeutschenReich eine fremde Großmacht sehe. Ob er
diesesReich lau oder heiß liebt: einerlei; wichtig wirdihm.Ruhm
oder Fluch, nur, ob er dessen Kraft richtig oder falsch gemessen hat.
Im „l'emps" sollte neulich bewiesen werden, daß die figma»
ringer den berliner Hohenzollern gar nicht verwandt feien. Die
Gemeinschaft der Abkunft von Friedrich von Zollre (schwäbische
Namensaussprache) sei mindestens zweifelhaft.Der sigmaringer
Zweig katholisch, ein Grafenhaus, bis, 1623, Kaiser Ferdinand
ihm die Fürstenwürde verlieh, der Familienpakt, der die Ver«
Wandtschaft bezeugen sollte, erst aus demIahr 1821,in achtIahr-
hunderten niemals Verschwägerung. Soll dieses GeklitterKarls
Neffen vonSchu!dentlasten?Dadurch,daß er nichtfürs Deutsche
Reich sorgte, lud er keine auf sich. Seine Mutter war Portugiesin.
Seine Königin ist die Tochter des Herzogs Alfred von Koburg
und einer russischen Großfürstin, in England geboren, Prinzessin
von Großbritanien, Schwester der Großfürstin Kyrill und der
Fürstin tzohenlohe-Langenburg. Soll ihr Herz für Deutschland,
für Britanien, für Rußland schlagen?Nur für Rumänien. Dessen
Willensvollstrecker zu sein, hat der König geschworen. Eid und

Verfassung weisen ihm den Weg. Er muh thun, was die Na»
tion fordert, oder vom Thron steigen. Alle FKrstengeschlechler
schillern ins Internationale. Sie mußten. Wie lange noch? Viel-
leicht hätte Ferdinand kräftigere Einwirkung in den Volkswillen
versucht, wenn über ihm nicht die Furcht geschwebt hätte, sträf»
licher Begünstigung des Geburtlandes geziehen zu werden.
Eintzalbdutzend spitziger Briefe rügk, daß ich die Schwierig-
keit der Enährung unterschätze. »Wahrscheinlich, weil Sie selbst
den Lebensmittel-Diktator gefordert haben und nun nichtzugeben
wollen, daß er nichts leistet.« Der Vorwurf trifft mich nicht. Dik-
tatur habe ich empfohlen, nicht neue Bureaukratie; einen Mann,
der den (recht stattlich ausgewachsenen) Beamtenkörper desRei»
ches, der Bundesstaaten und der Gemeinden für die Aufgaben
von heute und morgen rasch zu schulen, tauglich zu machen, mit
dem reinen Feuer seines von Schöpfergeist bedienten Willens
aus Frost in Gluth zu bringen vermag. Was aus dem Vorschlag
in den Gewittern der Kriegsnoth geworden ist, sagt, mit herbstlich
derberFrische, einBrief des yerrnvonOIdenbürg aufIanufchau.
An den Deutschen Landwirthschaftrath.
Es wird mir zum Vorwurf gemacht, daß ich an den Sitzungen
der landwirthschaftlichen Körperschaften nicht mehr theilnehme.
Die Westpreuhen sagen, dah ich zu, Hause mehr nützen könnte als
an der Front, Wer Sie, meine Herren vom Landwirthschaftrath,
sind Zeugen, wie sehr und wie erfolglos ich seit Beginn! des Krieges
versucht habe, meine Auffassung in Fragen der Volksernährung durch»
zusetzen. Es hat wirklich keinen Sinn für einen Kammervorsitzenden,
an Verathungen, deren Ergebnis; schon festgelegt ist, theilzunehmen,
nur der Form wegen oder um als Decknng gegen den berechtigten Un->
willen der Landwirthe zu dienen. Ich will an dem Gang der Ereig-
nisse nicht theilhaben, nachdem ich seit zwei Iahren unter großen
Reisestrapazen vergeblich meine Auffassung rücksichtlos ausgesprochen
habe, weil ich den ganzen Bodsn, auf dein! diese Ereignisse sich ab«
spielen, für falsch halte und für verderblich für unser Vaterland. Das
Schlagwort, „Deutschland befindet sich in einer belagerten Festung,
in der alle Lebensmittel gleich vertheilt werden müssen", hat sich zu
einem Nnheil ausgewachsen, das dem deutschen Volke seine Ernäh-
rung erschwert. Auf dem Pflaster einer Festung wächst keine Nah°>
rung. Die deutsche Landwirthschaft soll sie für das Volk schaffen.
Es muß daher umgekehrt wie in einer belagerten Festung Verfahren
werden. Es muß vor Allem die Produktion gefördert werden; und
dann erst kann man an die Vertheilung gehen. Kein anderes Ge«

werbe kann gedeihen, wenn dauernd Laien mit gesetzgeberischen, wechselnden Anordnungen hineinfahren. So geht es aber der Landwirtschaft auch. Sie verkümmert und ihre Produktionkraft nimmt ab in gleichem Schritt, in dem die Eingriffe zunehmen, denen sie von Leuten unterworfen ist, die nichts davon verstehen oder die bekannten politischen Erwägungen in den Vordergrund stellen. Ich glaube, daß unser deutsches Volk viel mehr unter der zu Schanden gelobten Organisation leidet, als es zu leiden brauchte, wenn diese wesentlich eingeschränkt würde und die freien Berufsstände wieder in Funktion träten. Das Unternehmen, fünfundsechzig Millionen Menschen gleichmäßig zu bewirtschaften, ist undurchführbar. Die Arbeit, die sonst viele tausend Menschen im eigenen Interesse und als Lebensbernf leisten, kann nicht ersetzt werden durch G. m. b. Hs,,, die auf Kosten der Allgemeinheit im Golde schwimmen und nicht von der Brauchbarkeit ihrer Arbeit abhängen.

Als ich im August den Vorschlag machte, das zum Verkauf kommende Getreide zu beschlagnahmen, erwiderte mir die maßgebende Stelle: „Ihr alter Fehler, immer zu radikal". Und jetzt? Sobald irgendetwas noch Loben zeigt, stürzt sich eine mit Monopolgewalt ausgestattete Gesellschaft darauf, mietet eine Etage, kauft Klubsessel, läßt sich photographiren, bekommt Gehälter von vierzigtausend Mark und der bewirtschaftete Gegenstand verschwindet vom Markt und ist nur zu Preisen erhältlich, gegen die jeder private Kriegswucher verblaßt. Das ganze Reichsernährungamt halte ich für eben so verfehlt. Ein Ministerkomitee ist viel geeigneter und besitzt viel geeignetere Organe zu dieser Arbeit.

In Friedenszeiten versorgt die Landwirtschaft das deutsche Volk mit Zucker, Kartoffeln und Gemüse in jeder beliebigen Menge. Der Fleischkonsum wurde zu 95 Prozent, ein beliebig großer Brotverbrauch zu 80 Prozent gedeckt. Zum Fleischbedarf wurden vier Millionen Tonnen Futtergetreide eingeführt. Wenn nun das Mehl gestreckt und Kartoffeln in das Brot gebacken werden, so müßte doch Brot bei richtiger Bewirtschaftung in gewohntem Quantum vorhanden, sein, wenn das bisher verfütterte Brotkorn dazu genommen und außerdem der Fleischverbrauch auf SO Prozent des Friedensstandes herabgesetzt wird. Die Manie, auf alles Mögliche und Unmögliche Höchstpreise einzuführen, hat schon zur Zeit der Französischen Revolution das Volk zum Verhungern gebracht. Zuerst hoffte ich, daß die Höchstpreise wenigstens dazu dienen würden, die Landwirtschaft vor dem Vorwurf zu bewahren, unberechtigt Kriegsgewinne zu erzielen. Das" Gegentheil ist der Fall. Sind die Kartoffeln verfüttert, weil, in Folge der Herabdrückung des Preises, sie das billigste Futtermittel waren, ertönt das Geschrei: Diese bösen Agrarier halten die Kartoffeln zurück. Liefern sie aber anf Befehl der Behörde das ihnen aufgetragene Quantum rechtzeitig, ertönt es: Die Agrarier wollen hohe Preise mitnehmen. Es ist widerlich und erbittert die ländlichen

Kreise, die das Letzte thun wollen und würden, wenn man sie in
Ruhe ließe, so daß sie den Ehrgeiz verlieren, ihren Mitbürgern in
der Stadt in dieser Kriegsnoth selbstlos zu helfen. Was ist denn
nun Großes erreicht? Viele Tausende von Tonnen Getreide sind
verfault wegen schlechter Lagerung, Millionen Centner Kartoffeln
sind erfroren und verfault, große Mengen Fleisch sind verdorben,
der Zucker ist verschwunden, das Gemüse mußte aus Holland kommen,
während das inländische verfaulte, das Fett und Fleisch ist mit Ge-
Walt ruinirt und kann nicht wieder werden, wenn die Schweinezucht,
die zwei Drittel des Fleisches lieferte, nicht anders behandelt wird
als bisher. Zuerst wurden die Schweine unter dem Geschrei: „Das
Schwein ist der Feind des Menschen" totgeschlagen. Dann wurden zu
niedrige Höchstpreise festgesetzt, für die sich nicht mästen ließ, zum
Schluß aber gab das Verbot der Hausschlachtungen dieser nützlichen
Aufzucht so endgiltig den Rest, daß eine Besserung nicht eintreten kann
und wird, wenn nicht Alles rückwärts revidirt wird, was auf diesem
Gebiete geschehen ist. Auch die jetzige Belassung bei Hausschlach-
tungeil bis zur Hälfte und zwei Fünfteln ist Stümperei, die nutz«
los ist. Es ist überhaupt eijn Nnsinn, die Preisfrage vor die der
Produktion zu stellen. Wenn durch die Vertheuerung der Produktion
die Preise um hundert Prozent steigen, werden mit Höchstpreisen
die Lebensmittel vom Markt gejagt. Es wird dem Publikum ver-
wehrt, freihändig zu kaufen, und die Monopolgesellschaft treibt die
Preise noch höher. Ist es nicht ein Skandal, daß, zum Beispiel, der
Centner Graupen bei einem Gerstenpreis von zwanzig Mark durch
Ausschaltung der Konkurrenz bis zu hundert Mark gestiegen war?
Meiner Ansicht nach braucht man sich über.die Wohlhabenden
in Stadt und Land überhaupt nicht zu sorgen. Aber auch den Ar-,
vettern ist es besser, wenn sie sich für ihr erworbenes Geld kaufen
können, was sie wollen. Den Arbeitern auf dem Lande, die auf Na-
turallöhnung stehen (diese so verschrienen Hungerlöhne), ist es noch
nie so gut gegangen wie jetzt. Ihre Naturalien sind im Werth enorm
gestiegen, ihre Nnkosten lange nicht in dem Matze. Die Arbeiter in
der Stadt finden einen Ausgleich in der großen Steigerung der
Löhne. Es kommt ihnen nicht so sehr darauf an, ob die Nahrung»
mittel theuer sind, wie darauf, daß sie sie erhalten können, und zwar
ohne das den Arbeitverdienst schmälernde Stunden lange Warten.
Wirklich schlecht geht es Allen, die ein kleines festes Einkommen
oder eine geringe Rente haben, und Denjenigen, deren Gewerbe dar-
niederliegt, wie Künstlern, Lehrern, Schriftstellern, einem Theil anderer
Gewerbetreibenden, die nicht mit Kriegslieferungen zu thun haben,
allen Arbeitunfähigen, den Familien vieler Kriegsteilnehmer usw.
Allen Diesen soll man zunächst helfen und soll nicht die Hände schließen,
die sich ihnen entgegenstrecken möchten und denen man diese Mög-
lichkeit durch die unausführbare gleiche Vertheilung der Lebensmittel
nimmt. (Gemeint ist: der Versuch, der nicht ausführbar ist.)

Wenn eine Frau in Elbing für zwei Hühner dreißig Mark
bekommt, wird sie, wie ich gelesen habe, wegen Kriegswuchers ver-
klagt. Wen geht es Etwas an, wenn ich von meinen eigenen Leuten
Gänse für zwanzig Mark kaufe, für Lupinen sechzig Mark den Centner
zahle, hundert Mark für Serradelle und dreitausend Mark für Ar-
beitpferde, während das Alles früher den fünften oder gar nur zehn-
ten Theil gekostet hat? Ich will es haben, weil ich glaube, daß es
mir nützt und daß ich mehr geschädigt werde, wenn ich es nicht
habe. Ich weiß, daß ich des schnödesten Eigennutzes geziehen werde,
wenn solche Ansichten laut werden. Aber ich bin an freundliche
Briefe und Postkarten noch aus meiner Reichstagszeit her gewöhnt.
Wenn man seinen Mitmenschen vernünftig dienen will, muß Das hin-
genommen werden. Kinder murren mitunter auch, wenn man ihnen
unbekömmlichc Dinge verbietet.
Der westpreußische Rittergutsbesitzer, Reiterosfizier, Kam»
merherr Elard von Oldenburg halte im ersten Kriegsmonat ge-
fordert: Das zumVerkauf angebotene Getreide wird inBeschlag
genommen, für Getreide und Kartoffeln ein Höchstpreis vorge»
schrieben, zwischen Korn, Mehl, Brot das Preisverhältniß richtig
geregelt, der Handel bleibt zu Kauf und Verkauf frei, wird aber in
demBezirk, wo das Monopol des Staates unentbehrlich scheint,
dessen (reichlich bezahlter) Kommissionär. „Dann hätten wenig»
stens mit dek Sache nur die Leute zu thun, die Etwas davon der»
stehen. Aber das Mehl blieb frei undMillionen überMillionen
wurden den großen Mühlen in die Tasche gejagt, während die
kleinen stillgelegt blieben. Der Karren ist im Dreck und darf nicht
tiefer hineingeschoben weiden durch immer neue Verordnungen
nach der felbenRichtung, die Deulschlandzum Zuchthaus machen,
während es um seine Söhne weint, und die nur immer größere
Schwieligkeiten heraufbeschwören. Der Karren muß vielmehr her»
ausgezogen werden durch allmählichenAbbau der Organisation/
Kunstdünger schaffen, die Kuhhaltung nichterschweren(sonst wird
Milch undButter noch rarer);wederBeschlagnahmenochtzöchst»
preis für Wild, Gerste, Schweine; unbeschränkte Erlaubniß zu
tzausschlachtungen. »Warum soll die Gerste inBeschlag genom»
men werden? Damit die Brauereien zwanzig ProzentDividende
zahlen und das Publikum Graupen und Grütze zu unerschwing»
lichem Preis kauft? Es wäre viel besser, wenn die Gerste in höhe»
remMaß zurSchweinehaltung verwendet würde. Auf dem Land
kann gar nicht genug geschlachtet werden: damit zwischen Land

und Stadt sich ein Verkehr anbahnt, der den Krieg überdauert.
In der Stadt können gar nicht genug Leute sich Hühner und
Schweine halten, um sie selbst zu schlachten und dadurch die an»
deren Verbraucher zu entlasten. Genau möge man revidiren, wo
eigentlich all das Geld bleibt, das all die Hunderte von G.m.b.H.
erhalten, die der Staat errichtet. Bekommt all diese Millionen der
Staat, so ist es eine unerlaubte, weil nicht zweckgemäße und sehr
drückendeSteuerz bekommt sie der Staat nicht, sondern wird damit
herumgeworfen, so ist es noch schlimmer. Wenn man schließt! ch noch
Stadt und Land mit den ewigen und unnützen Erhebungen der»
schont, dann ist ein Anfang zur Besserung gemacht." Diese Sätze er»
weisen, erstens, daß auch in Kriegszeit der Preuße (der Oldenburg
heißt oder seinenNamen aus ähnliche m Lebenskreis erbte) inWort
und SchriftseinerMeinungfreienAusdruckgeben darf;zweitens,
durch ihre knüppeldickeUrvernunft,daß«DerIanuschauer",dessen
stämmige Gestalt ein großerTheil der Presse gern in eines faseln»
den Rüpels verzerrte, trotz mancher Schrulle und einem unzeitge-
mäßen Hang in Patriarchalbrauch ein, wie hier oft betont wurde,
grundgescheiter Mann ist (dessen Rath der Adel West» und Ost»
Preußens vor jedem wirthschaftlich wichtigen Entschluß begehrt).
Und als Kritiker unseres öden Kriegssozialismus ist er durchaus
nicht einsam. Der (leider vom Staats Ministerium aus dem Amt
gedrängte) Generallandschaftdlrektor Kapp hat schon im Früh»
jähr gesagt, statt den Handel auszuschalten und den Hos des Bau-
ers unter Zwangsverwaltung zu stellen, solle man die künstliche
Organisation rasch ins Gerümpel verstauen undinden Segen un»
gehemmt freien Verkehrs zurückeilen. Ungefähr eben so hat im
Hamburger Fremdenblatt der tzypothekenbankdirektor Dr. Ben»
dixen, hat vor ungefähr acht Tagen hier Herr Menshausen ge»
sprachen. In dem von diesen Männern tief durchpflügten Ge»
lande maße ich mir nicht Gutachterrecht an. Ich empfahl zuerst,
»die Versorgung der Städte den Gewerkschaften, sammt demBu»
reaukram und den Bureaukraten aller Rangklassen, anzuver»
trauen"; dann: »einen Diktator, dem alle Behörden, in Stadt»
und Landgemeinden, der Bundesstaaten und des Reiches, ohne
Widerrede gehorchen müßten und der zu bestimmen hat, ob Rübe
oder Korn gebaut, Bier gebraut, Schnaps gebrannt, das Blu»
menbeet dem Gemüse eingeräumt, Suppe verlöffelt, Kuchen ge»

backen werden soll." Vielleicht taugte der Ralh nicht. Die neuen
Behörden haben, mit ihren zehntausend Köpfen, nichts gebessert.
Warum solltendiehaftigZusammengetrommelten.deren »mit
allem Komsort der Neuzeit ausgestattete" Herbergen sich durch
ganze Straßen hin strecken und derenHaushalt (schon derPapier-
und Pappverbrauch) Ansummen verschlingen muß, mehr leisten
als erfahrene Ministerial» und Provinzialbeamte, Kreis» und
Gemeindeverwalter? Die Aufgabe war und ist schwer. Kam aber
nicht wie der Blitz aus wolkenlosem Himmel. Der Reichskanzler
(oder sein Vertreter fürs Innere) räth den Gewerkschaften, den
Aerger über dieNährmittelnoth auf »die englischenAbsperrmaß-
regeln" umzuleiten. Das wäre den Regirenden bequem; trüge
demReichabernichteineshälmchensFrucht.DaßdeutscherKrieg
gegen England uns Seesveire bringen müsse, wußten wir stels;
ist von Bismarck, von Caprivi deutlich ausgesprochen und später
hundertmal als ein Grund des nothwendigen Zollschutzes ange»
führt worden. Auf diesenZustand mußten die Reichswächter vor»
bereitet sein, als die Gefahr des Europäerkrieges auftauchte. Ir»
ren ist von Menschenwesen untrennbar. Mutz aber, heute noch,
Bier gebraut, Schnaps gebrannt, Kuchen,in schon demAuge wt»
driger Menge, gebacken werden? Gehört salomonische Weisheit
zu der Erkenntniß, daß Höchstpreis und Handelsausschaltung den
anständigen Bezug verderblicherWaare nur erschwert? Daß der
Höchstpreis das Wildpret dahin jagt,wo er nicht gilt, und für Kar-
toffeln wohl eine Weile, doch nicht für die Dauer mit Gemein»
fchaftnutzen möglich ist? Daß Ausfuhrverbote deutscher Staaten
und Bezirke jede vernünftige und gerechte Vertheilung rasch ver»
derblicher Waare hindern? Aus einem norddeutschen Waldgast»
Haus belichtete Herr Iacobsohn in seiner „Schaubühne«:

Ich Hause hier seit neun Wochen. Ms ich bei der Ankunft unseren
Brotkarten-Abmeldeschein vorwies, erhielten wir nicht etwa einen
Brotkarten-Anmeldeschein; die Erwartung schon wurde belächelt.
Wohl aber erhielten wir vom ersten Augenblick bis heute: Brot,
Butter, Eier, Fleisch und was sonst zu tzaus kaum nach kleinsten
Maßen, kaum um schweres Geld, kaum mit der größten Mühe zu
erschwingen ist, Das erhielten und erhalten wir ohne Beschränkung,
in einer Qualität, die vor dem? Krieg selten, für einen Preis, der
immer spottbillig zu nennen war. Zum Frühstück und zum dritten
Gang des Abendbrots kommt auf Jeden so viel Butter wie in der

Großstadt die Woche über auf eine mehrköpfige Familie. An den
beiden fleischlosen Tagen giebt es nicht einen Eierkuchen, sondern
sieben übereinander gelegt, die in reiner Butter (und von welcher
Menge!) gebacken sind. Neberhaupt schwimmen die meisten Gerichte
in reiner Butter. Margarine kennt man nicht. Zu Kaffee und Thee
braucht man keine Milch, da an fetter Sahne niemals Mangel ist,
Fleischsorten tauchen wieder auf, die sagenhaft geworden waren:
auf einen bestimmten Wochentag fällt ein Schweinebraten, der gleich
dem köstlichsten Gänsebraten schmeckt; wie davon heruntergesäbelt
wird, Das erinnert an Homer, Derart werden allein in unserem
Gasthof täglich siebenzig Personen (ernährt?) gemästet; und in man-
chem Gasthof manches Nachbarorts zweihundert. Ihnen allen er«
scheint die Unvernunft dieser Verschwendung so arg, daß sie sich den
^lebergang in die Gewohnheiten der Heimath unbedenklich zu er-
leichtern trachten: sie kaufen eine Weile vor der Abreise Butter auf
und lassen sie im Eiskeller des Gasthofs lagern. Es ist klar, daß
in der ganzen Gegend, die sonst zur Reisezeit nicht eben überfüllt
war, auf Wochen hinaus kein Bett und kein Billard zu haben ist
und daß man sich verwundert fragt, ob wirklich nicht erreichbar sein
sollte, von diesem märchenhaften Aeberfluß einen Theil an die
Großstädter abzuleiten.
Das scheint nicht erreichbar; trotzdem die Eisenbahn in fünf
Stunden den Gierigen in dieses umschmatzte Eden trägt. Und
solcher Bericht ist nicht etwa vereinzelt. Aus allerlei Zonen des
deutschen Himmels kommt ähnlicher. Muß der darbende Groß»
städter, der ihn liest,Denen nicht neidig werden, die in solcheSe-
ligkeit verreisen konnten oder von Tante, Vetter, Freund, vom
Schwager des Hausgesindes Fleisch, Eier,Mehl, Linsen, Hühner,
Nudeln, Fettstoff erhalten? In jedem Straßenbahnwagen könnt
Ihr den Neid zischeln hören. (Ueber Fresserei, Fasterei wird ja
viel mehr geredet, gestöhnt alsüberden ganzenKrie5.)Besonders
übel stehts um die Einzelnen, die zu beschäftigt oder nur nicht rüstig
genug für die langwierige Ladenbirfchstnd und keine Dienstboten
haben. Neunzig Gramm Fett, ein Ei, höchstens ein tzalbpfund
Fleisch (oft gefrorenes) in der Woche, bald kein Tröpflein Milch
mehr, Gemüse, Geflügel.Obst auf nie eiträumterPreishöhe, un°
verderbterKasfee nicht zu haben, Kakao ums Drei» bis Vierfache
vertheuert: da gehts, Excellenzen, nicht immer muthig zu. (Daß
man in einer Zeit so ungeheuerlicher Preissteigerung die Leiter
der Berliner Slraßenbahngesellschaft, die für Stoff und Lohn viel
mehr als sonst ausgeben muß, in langen Artikeln schimpft, weil

sie den sinnlos niedrigenFahrpreisum einpaarPfennige erhöhen
will, gehört ins Bild des Irrseins. Dem Armen ist die Erhöhung
der Postgebühr empfindlicher als die des Bahntmifes. Und
mancher Schaffner und Fahrer, der zuvor kein Wanst war, hat
schon dreißig bis vierzigPfundan Gewichtverloren.)Warsnöthig,
den Millionen, die anjedemAbend um dieNahrungdesnächsten
Tages bangen, schriftliche Antwort auf die Frage zuzumuthen,
welche Mengen von Fleisch, Speck, Dauerwaare, Geflügel, Fett
sie im Haushalt haben? Darf ein Gütiger schelten, der auf den
Druckzetteln böse Glossen liest und die Leute knurren höl t, man solle
sie mindestens in Ruhe lassen? Mit jedem Tageslicht schwindet
ein Stück des Glaubens an die Wohlthat des aus Erhebungen,
Karten, Verboten bereiteten Systems. Völlige Unfreiheit und
Kommando Sozialismus: zusammen trägt fichs schwer. Das
Schreckbild, das Eugen Richter einst von dem aus den «Irrlehren
der Sozialdemokratie" werdenden Zustand malte, wird unsere
Wirklichkeit. Der Patron deutscherWirthschaft Charles Fourier,
der Sohn des Webwaarenhändlers inBesan?on, der demKarl»
chen, weils vor einem Kunden den Unwerth eines Stoffes aus»
geplaudert hatte, eine klatschende Maulschelle gab. Als Kauf-
mann?gehilfe sieht Charles in Marseille, daß der Kolonialwaa»
ren Händler, dem er dient, Reis in Haufen verderben und heimlich
ins Wasser schütten läßt, um dem hungeinden Volk, durch Vor»
rathsminderung, den Preis auf noch höheren Gipfel zu treiben.
Ohrfeigen für Wahrhaftigkeit, Trug zuProfitzroeck: fortan ist für
Fourier allertzandel nur noch «das edle GeschästderLüge".Das
will er ausmerzen. Die Menschheit in Phalansterien, Asyl-Pa»
löste, einpferchen und nach den Regeln neuer »Gastrosophie« füt-
tern. Jedem eine umgrenzteLebenshaltung vorschreiben undver»
bürgen. Ueber die Phalangen des Erdballes gebietet, von Kon»
stantinopel aus, der Omniarch. Die Erdachse wird (noch vor
dem Leser) ven ückt, durch Attraktion zwischen Nord» und Südpol
der Ausgleich bewirkt, das Eisgebirg vom Anhauch einer Licht»
kröne geschmolzen, die Tropenhitze ins Wohnliche abgekühlt. Al»
ler Boden kann tzeimath und Fruchtstatt werden. Elephanten
und Tiger sänstigen sich in die geduldige Zahmheit des Lastthie»
res. Die Brut der Haie, Walfische, Krokodile zieht Menschen»
schiffe durch das Meer, dessen Wasser durch Bestrahlung entsalzt

und schmackhaft gemacht wird. Nordsibirien und der Eskimobe»
reich ähneln bald dem Land, wo die Citronen blühen. Die von
Weisheit gepäppelten Menschen werden zwei Meter hoch, vier-
hundert Pfund schwer, leben hundertvierundvierzig Jahre; und
untcr ihnen wandeln im nächsten Saekulum je dreiDutzendMil-
lionen Homere, Newtons, Molieres. Trotz dieser Kosmogonie
war Fourier kein Narr. Die Gedanken der Arbeiteroerficherung,
Produklivgenossenschaft, Organisation der Arbeit und des Kre»
dites hat er früher als einAnderer tief eingerammt.Da wir aber
nicht an seine Lehre'von den zwölf Grundtrieben, sensuellen, af»
fektiven, distributiven, glauben, da unser Staat das Recht auf
Arbeit nicht anerkennt, weder Mindesteinkunft noch zulängliche
Nahrung verbürgt, auch die Türken nicht aus Konstantins Stadt
werfen will:muß «Fouriers Händlerhaß erben undDeutschland
in ein dürftiges Phalansterion wandeln? Was jetzt geschaffen
wird,soll lange währen;denn dieMöglichkeit derLebensHaltung
(denket an Goldknappheit, Rohstoffnoth, Viehstandslücken, Va»
luta, Frachtraum) wird sich erst ein paar Jahre nach dem Frie»
densschluß ändern, tzandeltst nicht Schwindel; wird aber in dessen
Nachbarschaft geschoben, wenn ihm fast nur noch der Verschleiß
von „Ersatzwaare", von trübem Gemisch und dunklem Wengsel
freibleibt, dasschwerer nochalsSchwammdannausdemReichs-
haus zu tilgen ist. Mit dem Handel ifts wie mit der Presse: muß
man sie in der Schicksalszeit,wo es um das Ganze geht, knebeln,
so sind Beide nichts Rechtes Werth und die ihnen Verpflichteten
als nur im Alltagslicht unschädlich Haltbare zu bedauern.

Septembersterne.

Aus demDickicht wirrer Geräusche, die man uns fürWider»
hall der Stimmung vonAthen und Saloniki, Althellas und dem
griechischen Makedonien ausgiebt, fände der nicht von Auge und
Ohr Geleitete sich niemals in Klarheit.Vielleicht ist,wenn dieses
Heft gelesen wird, Ereigniß geworden, was heute nur vermuthet
werden kann. Gewiß ist, daß Basileus Konstantin sich von dem
Generalstabschef Dusmanis, dem Hauptgegner des Staats»
mannes Venizelos, getrennt und Makedonien sich von der dem
König schuldigen Pflicht losgesagt hat Zu bedenken bleibt in der
Wartehalle Dreierlei: der uralteHaß,derHellenen von Bulgaren

scheidet und den nur die Gemeinschaft wider die Türkei für ein
Weilchen überbrückte; der Bündnißvertrag, der Griechenlands
Entschluß besiegelte, Serbien gegen Bulgarenangriff zu verthel»
digen; die Thatsache, daß England, Frankreich, Rußland, die
Schöpfer und Bürgen des Griechenstaates, in dem Schutzvertrag
sich dasRecht gewahrt haben, in jedemFall derWillensdreiein»
heit Truppen ins Land zu schicken und die Verfassung vor Bruch
zu behüten, der (sagen sie) unleugbar ist, seit Venizelos aus dem
Amt gescheucht und die Kammer, ohnetriftigenRechtsgrund,auf>
gelöst wurde. Unter solchem Zwang steht Griechenland vor den
Fragen, ob es, allein auf dem Balkan, zwischen Biskaischen und
KaspischenMeer allein, neutral bleiben, die Mondsichel scharfen
oder stumpfen, mit oder gegen Bulgarien gehen, sich in Ruhe be»
scheiden oder denMarsch for tsetzen wolle, der aufKreta begann und
nach Makedonien stampfte. Diese Bewegung wühlt fort. Blicket
vom Auslauf noch einmal auf den Anfang zurück.
Die kretischen Seeräuber wurden zuerst von dem römischen
Imperator,dann vomgriechischenBasileusgebändigt und unter-
worfen. Dem entreißen die Araber dieInsel des Minosmylhos.
Im zehnten Jahrhundert zwingt Nikephoros Phokas, der schon
alternde Feldherr»Kaiser, den Islam in den Staub. Als Nike»
phoros, das Kreuzszepter in derRechten.in derLinkendieAkakia,
auf goldenen Sohlen, mit Goldbinden um den Leib, als vergot-
teter Autokrator durch eine Weihrauchwolke in die Hauptstraße
von ByMz schreitet, ist der Stegbringer Herr von Kreta. Für
ein Vierteljahrtausend gehört die Insel den Griechen. Fällt, als
die Kreuzfahrer in Konstantins Stadt eingezogen sind, den Ge»
nuesen, dann den Venezianern zu und wird im letzten Drittel des
siebenzehnten Jahrhunderts von den Türken erobert. Griechen-
aufstände, die stets niedergezwungen werden. Ibrahim Pascha
siegt über Capo d'gflr' i. Der Friede von Adrianopel bestätigt
die Türkenherrschaft. Als,nachOttos Gntthronung.PrinzGeorg
von Dänemark zum König der Hellenen gekürt wird (denen Eng»
land, um der gefährlichen Kandidatur Leuchtenberg»Beauhar»
nais zu entgehen, das Recht auf die Ionischen In sein zusprechen
muß) und eine Nichte des Zaren Alezander heimführt, entsteht
das Gerücht, Kreta fei der Braut als Mitgift gewährt. Die Ge»
legenheit scheint günst'g. Preußen hatOesterreich geschlagen und

muß sich gegen den pariser Versach einer revancke pour 8acZ«vä
rüsten. Von Mitteleuropa ist also nichts zu fürchten. A ezander
darf dem Mann der Nichte helfen. Die Kreter stehen auf, Frei»
willige strömen aus Ost und West zu und in Athen ist das Mi»
nisterium Kumunduros bereit, Alles auf ihre Karte zu setzen. Doch
die erschreckten Großmächte interveniren, die Hohe Pforte ent»
schließt sich nur zu winzigen Konzessionen und am neunten Ja»
nuar 1869 verbietet die pariserBotschafterkonferenz den Hellenen,
aufKreta zu landen oder denAufstand durch bewaffneteBanden
zu unterstützen. Auf dem Berliner Kongreß kämpfen Karatheo»
dorij und Mehemed Ali für das Türkenrecht auf die Insel; und
sind ihrer Sache sicher,seit sie wissen, daßBeaconssield zwar «Et»
was für Griechenland thun",den Sultan aber nicht zum Verzicht
auf Kreta zwingen will. Nach dem Kongreß wird dem General»
gouverneur (Wali) ein christlicher Adjunkt (Muchawir) beige»
ordnet, einTheil derLandeseinkünfte für öffentlicheArbeiten re»
servirt und schließlich bestimmt, daß eine aus 49 Christen und
31 MusulmanenzusammenzusetzendeNatlonalversammlung, die
alljährlich mindestens vierzig, höchstens sechzig Tage verathen
soll, Gesetze vorschlage, die der Sultan bestätigen muß, wenn st:
in den Rahmen der Osmanenlegislatur passen und die kaiser»
liche Macht nicht schmälern. Schon diese Klausel macht den kre»
tischen Parlamentarismus zur Posse. Der Wali bleibt Insular»
Tyrann und schaltet hinter dem Ornament einer kor Zkon geschaffe-
nen Verfassung nach willkürlichem Ermessen. Wird, nach neuen
Ausstandsversuchen, von Abd ul Hamid 1889 mit noch weiter
reichender Macht ausgestattet. Den Kretern gehts jämmerlich.
Anter dem Druck der Großmächte bewilligt der Sultan ihnen 1893
einen christlichen Generalgouverneur (Karatheodorij Pascha).
Nngern.Als dieMusulmanen wüthend aufbrüllen und dietzohe
Pforte fragen, ob Rumi auf der Insel herrschen, Christen als
Malis mit der christlichen Parlamentsmehrheit regiren sollen,
finden sie im Vildizpalast einen stillen Helfer. Emin Pascha, der
vom Wali unabhängige Truppenkommandant, ruft zu offenem
Kampf gegen Karatheodorij, entzieht ihm die Polizeimannschaft
und setzt durch, daß der dem Islam verhaßte Mann von Turkhan
Pascha abgelöst wird. Straßenputsche. Russische und griechische
Konsularkawafsen werden gemordet. Wie ein Lauffeuer gehts
2»

durch die Insel. Zuerst schicken Frankreich und Italien, dann auch Britanien und Rußland Kriegsschiffe in die Sudabai. Doch der Bürgerkrieg ist nicht mehr aufzuhalten. In den Städten sind die Türken unantastbar; im Gebirg befiehlt die EpUropie, deren Banden, auch als der Sultan neue Truppen geschickt hat, nicht nieder» zwingen sind. Dars Griechenland müßig bleiben, während die «Schwesterinsel"keuchendumihrLebensrechtringl?InderWeih» nachtwoche des Jahres 1893 schreibt Herr Bouree, Frankreichs Gesandter, aus Athen an Berthelot (der große Chemiker leitet unterBourgeois das internationale Geschäft derRepublit),KöniK Georg habe ihm gesagt: .Wenn die Türken wirklich, wie erzählt wird, fünfBataillone nach Kreta schicken, kann ich für nichts mehr stehen und die Ereignisse müssen ihren Lauf nehmen." Der kluge Paul Cambon (der Bruder des später bei uns akkredirten) ist in Konstantinopel und schildert Herrn Hanotaux (der Berthelot ab» gelöst hat) die Möglichkeiten solcher EntWickelung. Schon kämp» fen auf Kreta türkische Soldaten gegen griechische Freiwillige. Wie lange kanns dauern, bis überall die Hellenen ausstehen und dieRaserei dieses Nationalismus Makedonien ergreift?Europa muß helfen. Europa hilft. Abd ul Hamid verspricht Alles, was von ihm gefordert wird: Amnestie, getreuliche Wahrung der Konstitution vom zwölften Oktober 1873, Ernennung eines christlichen Truppenbefehlshabers. Er kennt seine Leute. Nach kurzer Ruhe kehrt der alte Zustand derWirrniß zurück und ein schlauer Fischer angelt sich was Schmackhaftes aus der trüben Fluth. Berowitsch Pascha, der Fürst von Samos, erfährt, als Kommandant, kaum, was vorgeht. Soll die Minorität der Anmaßung einer radikalen Mehrheit geopfert, die mit Türkenblut gedüngte Insel leichtfertig den unreinen Rumi ausgeliefert werden? So fragen dieMusulmanen.Doch auch die christlichen Kreter sind nicht zufrieden. Heischen, außer dem christlichen Generalgouverneur, der auch über die Truppen frei verfügen müsse.undderAusstchtpflicht derGroßmächte, die griechische Staatssprache und das Recht, die Ein» nahmen, nach einem der Pforte zu zahlenden Tribut, nur für die ^n eressen der Insel zu verwenden. In deren Gebiet wird inzwischen lustig gesengt und gebrannt, geschändet und gemordet. Und der behutsame König Georg, der am Liebsten denHerrgott einen guten Mann sein ließe, kann dem Drang der Oeffentlichen Mei»

nung auf die Dauer nicht widerstehen. Offiziere, Soldaten laufen
aus seinem Heer zu den kretischen Rebellen. Kommts zum Tür»
kerckrieg gegen Hellas? Noch nicht. Abd ul Hamid läßt sich von
dem bittenden, warnendenWort derBotschafterkonferenz erwei»
chen. Berowitsch Pascha soll fünf Jahre lang Walt sein und, als
besondere Auszeichnung, den Rang der Wesire erhalten. Justiz
undPolizei werden imEinvernehmen mit derKonsularkommission
von Kanea reorganisirt. Was für den Wohlstand der Insel ge-
schehen kann, wird ohne Aufschub geschehen. Jubel in der kreti»
schen Christengemeinde. »Lasset uns, die wir Kinder des selben
Landes und an dessen Gedeihen, Christen und Musulmanen, in
gleicher Weise interessirtsind, den altentzader fürimmer vergessen
und, statt einander nach Habe und Leben zu trachten, fortan nur
im Wettstreit friedlicher Arbeit noch um den Sieg ringen."' So
stehts in der Christenproklamation. Endlich Friede auf Kreta. Die
Diplomaten rösten sich am Hochgefühl ihres Erfolges.
Nicht lange. Drei Tage nach der Proklamation kommt aus
Kandia die Kunde von neuem Christengemetzel. Wieder ziehen
Türkenhaufen von Haus zu Haus und sichern sich die Herrschaft
über die Städte. Wieder fordern sie laut das Recht, nach ihrem
Sinn die Infel zu regiren, deren Bevölkerung zu zwei Dritteln
doch aus Christen besteht. Und Abd ul Hamid ersinnt eine neue
Finle. Am die Insel zu »beruhigen«, schickt er Zihni Pascha hin,
der, als Grotzherrlicher Generalkommissar, mehr gelten muß als
der Christ Berowitsch; und bald auch an allen Ecken Feuerchen
anzuzünden versteht. Im Ianuar 1897 Christenverfolgung in Ka-
nea. Der Wali, die Konsuln, die Katholische Misston werden be-
droht,die meistentzäuser zerstört, dieChristen halbnackt durch die
Straßen gescheucht. Auf der Brandstätt fehlts an Brot; nicht ein
Bäcker ist dem Tod entronnen. Die Uebertebenden flüchten ins
Gebirg, hissen die Griechenfahne und beschwören die Brüder in
Hellas, dieInfel zu annektiren.Delisannis verliest im athenischen
Parlament die Depesche, in der Generalkonsul Gennadis das
hoffnunglose Elend der Christen meldet: und wie ein Mann «r»
hebt sich die Kammer zum Kriegsruf gegen die Türken. EinPan»
zer soll hinüber. Und Prinz Georg, des Königs zweiter Sohn,
wird mit einer Torpedoflotille die in Smyrna zusammengezoge»
nen türkischen Truppen hindern, auf Kreta zu landen. Am sech»

zehnten Februar 1897 landet Oberst Wassos dort mit drei Grie»
chenbataiUonen und nimmt im Namen seines Königs die Insel
in Besitz. Hellas muß siegen. Dreihunderttausend Griechen sind
bereit, Konstantins Stadt von der Türkenschaar zu säubern. Der
Epirus, Makedonien, Albanien wirdaufstehen.DervonChristen-
blut triefende Abd ul Hamid, den der Brite Gladstone schon zu»
vor einen Mörder, der Franzose Vandal den Rothen Sultan ge»
nannt hat, fliegt in die Luft, die armenischen und kretischen Mär»
tyrer werden gerächt und die brünstigen Wünsche endlich erfüllt,
die seit denKreuzfahrertagen auf Europens Gewissen lasten. Wie
ein Sauserrausch gehis durch Griechenland; und da? Häuflein
der Nüchternen wird überheult. Daß die Balkanrivalität keinem
Stamm einen Sieg noch gar einen völligenTriumvh gönnt, scheint
vergessen. Wird den trunkenen Hirnen rasch aber eingehämmert.
FmstFerdinand vonBulgarien.der weiter steht als dietzaemus-
vettern.läßtAlez ander von Serbien nach Sofia kommen und ver-
abredet mit ihm, was zu ge 'chl h zn habe, wenn die Griechen nach
Makedonien vordrängen. Das Sammlungministerium Similsch
erklärt, bei jeder Aenderung des status quo müsse auch Serbien
Konzessionen fordern. Schon glimmts in Makedonien. Schon
hetzt der Sultan seine Albanerhorden gegen die Griechengrenze.
Höchste Zeit für die europäische Löschmannschaft. Salisbury läßt
in Konstantinopel herrisch empfehlen, der Insel, unter der Ober«
Herrschaft des Sultans, Autonomie zu gewähren; in A hen, sich
in solchen Erfolg zu bescheiden und die Truppen zurückzuziehen.
Hano aux schließt sich diesem Vorschlag an und sagt in der Kam»
rner:„I-äOete etre rennte en cZepöt par leLuItsn entrelesmainscie
I'üurope et jouim cZeLormsis oVune acimim'stration autonome sous la
su?erainete 6e Is Porte." In Berlin wird der internationalen Po»
litik vom Kaiser die Richtung gewiesen. Der eilt, a's er von dem
Griechenvorstoß gehört hat, in jäh aufflackerndem Zorn zu dem
Marquis de Noailles, dem Botschafter derFranzösischenRepu»
blik, und ruft, die Großmächte müßten den Piiaeus, die ganze
Hellenenküste blockiren; Europa dürfe ein Vo k nicht schonen, das
seinen Nachbar so frivol herausgefordert und den Frieden des
Eidtheiles gefährdet habe. König Georg soll seine Truppen zu»
rückziehen. Er möchte wohl> darf aber nicht;wäre unmöglich, wenn
er wieder nachgäbe. Wird das Versprechen der Autonomie etwa

b, sser gehalten werden als frühere Verheißungen? Sicher nicht. Darfhellas die christlichen Binder schutzlos deriflamischenWuth preisgeben? Nein. Man lasse die Insulaner abstimmen; sie wer» den deutlich sagen, ob sie türkisch bleiben, ob griechisch werden wollen. Dann erst darf Oberst Wassos die Insel verlassen. Britanien hat kaumZeit.fich ernstlich um Kreta zu kümmern. Kitchener ist auf dem Marsch nach Dongola und Berber; der Su» dan wichtiger als das Gekiibbel am Strand des Aegeermeeres. Vielleicht läßt sich doch irgendein Vortheil herausschlagen. Die Großmächte sperren die kretische Küste, um die Landung neuer Truppen (aus Athen und Smyrna)zu hindern, undschickenselbst Kontingente auf die Insel. Die erweisen sich bald als zu schwach; undSalisbury findet.das für denChristenschutzNöthige sei auch von zwei Mächten zu leisten; sogar von einer. Warum sollen Eng» land,Rußland,Deutschland,OesterreichSoldatenimArchipelagos halten? Seit Karl Martel bei Poltiers die Araber schlug, seit Karl derGroße vontzarun al Raschid die Schlüssel zum Heiligen Grabe empfing, ist der Franke im Orient der Westländer, der Christ; das Frankenreich der Wall gegen den Islam. Hat nicht auch die Re» publik (die schon Gambetta gewarnt hatte, aus derKtrchenfeind« schaft einen Exportartikel zu machen) eifersüchtig, noch unter Car» not undGoblet,dasVorrecht i hree Christenprotektorates gewahrt? General Simmons und der Herzog von Norfolk haben Leo den Dreizehnten nicht zu überreden vermocht, in Nordostafrika bri» tische Bischofsttze zu schaffen, die der Gerichtsbarkeit des Kardi- nals Lavigerie, des Primas von Afrika, entzogen wären. Graf Lefebvre de BeHaine, der im Vatikan Frankreich vertrat, hat dc m Papst damals ins Gedächtniß gerufen, was die Römerkirche seit den Tagen des tzeiligenLudwig den Franzosen schulde; daß nach dem Berliner Kongreß am Quai d'Orsay für die wirksame Wah« rung des Katholikenrechtes der Dank der Kurie ausgesprochen worden sei. Und Leo hat in der EncrMka ^spera rerum conciitia alle Missionare angewiesen, in Notfällen sich stets an Frankreich zu wenden, dessen Orientprolektorat auf unzerreißbaren Verträ» gen beruhe« Wer im Erbosten der Hort der Christenheit sein will, mag auch auf Kreta für die Glaubens brüder sorgen. Frankreich soll alsMandatarEuropas dieInselbesetzen.Wohlausgesonnen, Marquis Salisbury; wär' der Gedanke nicht so verwünscht ge»

scheit, man wär' versucht, ihn herzlich dumm zu nennen. Frank»
reich auf Kreta: keine pariserRegirung darf denBriten dann das
Recht zur Okkupation Egyptens bestreiten. Das sieht Hanotauz
ein und lehnt drum den britischen Vorschlag ab, trotzdem Rußland
ihm zugestimmt hat. Die Truppen der sechs Großmächte müssen
bleiben. Kreta (so heißts in der Proklamation der vierAdmirale)
steht unter Europas Schutz und seine Autonomie ist gesichert. Die
Rebellen steigen von den Bergen und ringsum ist Ruhe.
Auf Kreta. Nicht in Griechenland. Das macht jetzt eine un»
heilvolle Dummheit. Statt mit dem Erreichten mindestens zufrie«
denzu scheinen und zu thun.als habe sichs wirklich nurum Christen-
schutz und Autonomie gehandelt, enthüllt es die nationale Selbst-
sucht. Die heimliche und offene Unterstützung der Kreter hat viel
Geldgekostet,dasBudgetistinUnordnung und nur ein sichtbarer
Sieg des Hellenismus kann das Volk zur Hinnahme neuerSteuer-
last bestimmen. Der kühle König ahnt wohl die Gefahr hitziger
Politik; würde aber die Dynastie entwurzeln, wenn er allein sich
der allgemeinen Volksstimmung entgegenstemmte. Wir Griechen
dürfen nicht auf Kreta bleiben ? Die Großmächte sperren die Häfen,
halten die Insel besetzt? Die Enkel der PhihelKnen, die Lands»
leute Byrons vornan, führen heute das Türkengeschäft? Gut.
Den Schlüssel zum Phönikeremporium können wir ihrer Faust
nicht entwinden: aber in Makedonien dem Islam beweisen, daß
Hellas noch lebt. Kronprinz Konstantin wird zum Armeeführer
ernannt. Der Schwager des Deutschen Kaisers und ein Mann, den
schon der Name zum Kreuzzugshelden praedestinirt. Vorwärts!
Oeus lo vult! So tobts durch die Straßen von Athen. Doch der
Herrgott ist noch immer, wie in Fritzens Zeit, bei den stärkeren
Schwadronen. Und das Schicksal schreitet schnell. Am zweiund»
zwanzigsten März haben die Admirale zu Ruhe und Frieden ge»
mahnt. In der fünfundzwanzigsten Märznacht schlachten die durch
neue Armeniermorde gereizten Christen in der Mosch« von Sku-
tari ein Schwein, malen mit dem Blut desThieres Kreuze an die
Mauern.hängendenKadaverüberdiedenBeterngeweihteStätte,
setzen dem abgeschnittenen Schweinskopf einen Turban auf und
lassen ihn in der Mitte des Tempels thronen. In wilder Wuth
yeu lt der Musulman am nächsten Morgen auf. Ein Gewimmel
wälzt sich ins Christenquartier, verwüstet den Friedhof, stampft

über die Gräber hin und reißt jedes Kreuz aus der Erde. Der
Versuch, die Unruhen örtlich zu begrenzen, mißlingt. In Angora
und Tokat, in Adana und Caeserea kommts zu ähnlichen Kon»
flikten. Edhem Pascha steht mit hundertfünszigtausendMann an
der thessalischen Grenze. Sein Heer ist dem griechischen nicht nur
anZahl überlegen. Jeder nicht blindeDiplomatsagtdie Hellenen»
Niederlage voraus und Cambon beschwört seinen Kollegen Maw»
rocordato.in Athen alle s zur Vermeidung solchen Schlages irg end
Mögliche zu thun. Selbst wenn Konstantin, wider jedes Erwar»
ten, gegen dieUebermacht aufkäme, wäre für Griechenland nichts
zu hoffen; die Balkanslawen sind mobilifirt und die Großmächte
haben laut erklärt, der Angreifer dürfe aus so frevlem Beginnen
unter keinen Umständen Gewinn ziehen.Allesumfonst.Zwei Fa»
natismen wüthen wider einanderzzweiDynastien fechten sürdas
Ansehen, das ihnen den Thron verbürgt. Am zehnten April über»
schreiten Griechenbanden die Grenze; bald danach suchen andere
in Thrakien demTürkenheer die Verbindung mitderHeimath ab»
zuschneiden. DietzohePforte läßt feststellen, daß die Banden zum
größtenTheil aus griechischen Soldaten bestehen, von griechischen
Offizieren gefühlt werden: und fchickt dem Fürsten Mawrocor-
dato die ihn und sein Personal schützenden Pässe, erklärt dem
KönigGeorg denKrieg und giebt Edhem Pascha den Befehl zum
Angriff.Die Groß mäch te bleiben neutral und werden trachten, den
Kriegsschauplatz zu verengen. Das Deutsche Reich nimmt die in
Griechenland lebendenTürken unter seinen Schutz; sür die Grie»
chen der Türkei werden Britanien, Rußland und Frankreich sor»
gen (die zum ersten Mal ein Orienthandel vereint).
Rühren die Balkanslawen sich nicht? Ferdinand wäre kein
kluger Kaufmann, wenn er je eine günstige Konjunktur versäumte.
DaAbd ul Hamid die Hellenen auf demtzals hat, muß er den Bul»
garen in Makedonien, dem Land ihrer Zukunfthoffnung, drei
neue Bist hümer und für den Wilajet Monastir eine Handels»
agentur gewähren. Auch Serbien sichert sich einen Brocken: das
Recht, in den Wilajets Monastir und Saloniki Schulen zu grün»
den und nach Aesküb, wo bisher ein griechischer Metropolit saß,
einen Serben zu schicken. Nun mochte Hellas sein Glückprobiren...
Vierzehn Tage nach der Kriegserklärung ist das Griechenheer
auf ungeordnetem Rückzug aus Larissa. Das auf dem Meer ohn»

mächtige Osmanenreich ist nur auf dem Land ernstlich angegriffen
worden und hat, nach kleinen Schlappen, den Feind auf den Weg
nach Pharsalos gedrängt. Wo Julius Caesar im Jahr 48 mit
zwanzigtausen Mann die vierziglausend deö Pompejus schlug,
weicht Konstantin jetzt vor Edhem Pascha (dessen Strategie und
Taktik der preußische General Grumbkow mitberäth). Am sechs»
ten Mai fällt Phmsalos, am achten Volos; am zehnten stehen
die Vorposten des Türkenmarschalls auf den Hängen des Othrys.
Athen ist bedroht. Ist schon seit dem Türkensieg beiTyrnawos in
wildem Aufruhr. Soll es.imAngesicht des Feindes, die Schrecken
einer Commune nach pariser Muster erleben? Georg, der jür
seinen Thron zittert, hat, wie Könige in Nöthen gern thun, einen
Prügelknabengesuchtzund inDelijannisgefunden.Der wird der
zum Schloß hinaufbrüllendenPöbelwuth alsOpfer hingeworfen
und im Ministerium durchRhallis ersetzt. Einentzelden, der mit
gambettischer Energie die letzten Mittel für den Kampf auf»
bieten und dem Feind nie den Rücken zeigen wird. Neue Ent»
täuschung. Rhallis besinnt keine Heroenleistung, sondern sucht
rasch zu retten,was noch zu retten ist.UnddiepatriotischeLeiden»
schaft seiner Landsleute (die wohl nicht, wie Fallmerayer meinte,
als Slawensprossen anzusehen, immerhin aber durch das von
Slawen, Albanern, Kleinasiaten ererbte Blut dem brachykepha»
len Südslawentypus näher als dem Urbild althellenischer Art
gebracht worden sind) kühlt sich schnell, als die Türkenrache die
Hauptstadt umdräut. Europa soll helfen. Europa hilft wieder.
Heischt zunächst aber die Rückberufung des OberstenWassos und
seiner Truppe, die Unterzeichnung des Waffenstillstandes und
die Anerkennung der kretischen Autonomie. Am achtzehnten
Mai erklärt die athenische Regirung sich dazu bereit. Am ein»
undzwanzigsten giebt der von denBotschaftern bestürmte Sultan
den Befehl zur Waffenruhe. Und fünf Tage danach klettert der
letzte griechische Soldat vom Kreterstrand in den Kahn; wird die
letzte Hellenenkanone nach dem Piraeus verfrachtet. Griechenland
ist ruhmlos be siegt. Doch die einst von Phokas et oberte Insel ist frei.
Frei vom Türkenjoch? Ein frommer Wahn. Am neunzehnten
September wird in Konstantinopel der Präliminarfriede ratifizirt.
Griechenland muß sich zu einer Kriegsentschädigung von fünfund»
stebenzig Millionen Mark verpflichten, auf einige Konsularrechte

verzichten, «ine den Türken günstige Regulirung der thessalisch» makedonischen Grenze hinnehmen und seine kränkelnde Finanz» wirthschast einer vonden Großmächten einzuberufenden Kontroi» kommisston unterstellen. Denn die Gläubiger des Griechenstaates sind unruhig geworden und wollen sich die Einlösung der Zins» coupons sichern. Diese Bedingungen scheinen dem Volk zu hart und bieten dem ehrgeizigen Delijannis die ersehnte Gelegenheit, sich an Georg und an Rhallis zu rächen. Seine Rügerede bestimmt die Kammer zur Ablehnung des Präliminarvertrages. Rhallis muß dem Kammerpräsidenten Zaimis den Platz räumen. Am acht» zehntenDezember wird der(vierzig Tage zuvor mit der end giltigen Unterschrift derTürken und Griechen versehene) Friedensvertrag angenommen. Doch das Land ist zerrüttet; der König verhaßt, Kronprinz Konstantin als untüchtiger Feldherr verdächtigt. Beide verstehen, nach kurzer Frist ein Stück der verlorenen Volksgunst zurückzuerobern. Dem König hilft ein Attentat, das seiner Presse erlaubt, ihm die übliche »Unerschrockenheit" nachzurühmen, dem KronprtnzenseineDenkschrift.dieohneBeschönigungderSchwäche die Reorganisation des Heerwesens fordert. Kreta? Griechenland kann in absehbarer Zeit nichts für die Insel thun. Neun Monate zuvor hatHanotaux im Palais Bourbon gesagt,einstweilen(,,pOur !e moment cZu moins«) könne Griechenland Kreta nicht bekommen. Hätte man in Athen diese Unmöglichkeit erkannt und die Ge» Währung der Autonomie als einen Erfolg hellenischen Mühens frisirt! Jetzt schwindet die Hoffnung. Georgs Reich blutet aus hundert Wunden; der Weg nach Makedonien ist von Ferdinand verrammelt; das Balkanslawenthum gegen den Hellenismus ge- waffnet. AufKreta sorgen die von den Großmächten hingeschickten Schutztruppen für äußere Ordnung. Salisbury versucht noch einmal den früher mißglückten Kniff: bietet der Französischen Republik an, einen ihrer Generale zum Wali zu machen. Noch sieht der Franzos in denBriten die Danaer, deren Geschenke nie Heil bringen können; und dieses Mißtrauen lehnt den londoner Antrag ab. Wer soll nun Generalgouverneur werden? Ein Belgier, Schweizer, Luxemburger: aus einem politisch da unten nicht interessirten Staat muß er kommen. Bis er gefunden ist, regirt ein von den europäischen Admiralen beaufsichtigter Aus» schuß derNationalversammlung. Steuern, Rechtspflege, Polizei

werden reformirt, religiöse und nationale Leidenschaften derVer»
waltung fernzuhalten gesucht. Doch in den Hauptstädten sind noch
türkische Garnisonen. Dieser Anblick stachelt den Musulmanen»
muth. In Kandia werden kretische Christen gemordet. Das ginge
ohne Sühne hin; aber auch britische Matrosen verröcheln unter
Türkenstreichen. Zornige Beschwerde im Mdizvalast. Wilhelm
bereitet sich zurReisenachKonstantinopel,Ierusalem,Damaskus.
In Petersburg hat Felix Favre aus NikolaisMund endlich die
Anerkennung des franko» russischen Bündnisses gehört. England
muß, nach Kitcheners Sieg bei Omdurman, auch am Bosporus
zeigen, daß es noch lebt, noch zu befehlen vermag. Der Sultan
giebt nach; zieht seine Truppen aus Kreta zurück. Und dreiTage
vor der Weihnacht übernimmt Prinz Georg die Regirung.
Ein Grieche Generalkommissar für Kreta; einIahr nach dem
Krieg. Ein griechischer Prinz; ein Sohn des Besiegten. Jetzt ist
dieInsel doch frei? Abd ul Hamid lächelt in seinen Semitenbart.
Freil.Er hat 1878 dem Berliner Vertrag zugestimmt, dessen
dreiundzwanzigster Artikel mit dem Satz beginnt: Sublime-
Porte s'enZaZe ä appliquer gcrupuleusement äansI'ZIeäeOetele regle-
ment «rganique 6e 1868, en ^ apportant les mocjificatlong qui seraient
juZees equiwbles.« Zwei Jahrzehnte lang hat er sich mit dieser
Gewissenspflicht bequem abgefunden. Soll er seiner überlegenen
Schlauheit nun etwa weniger fest vertrauen? Nach dem über ein
Christenheer errungenen Sieg, den auf dem ganzen Erdgrund der
Islam wie einen neuen Lenz bejauchzt? Nachdem ein Deutscher
Kaiser ihn eben seinen Freund und den würdigen Erben Saladins
(„eines der ritter ichsten Herrscher aller Zeiten, der oft seine
Gegner die rechte Art des Ritterthumes lehren mußte") genannt,
ihm Hilfe zugesagt und erklärt hat, keine Europäermacht habedas
Recht, das Osmanenreich zu zerstücken? Der Mann derArmenier»
morde und der thesscüischenSiege braucht nichts zu fürchten. Lebt
in hellerem TIanzals im neunzehnten Jahrhundert jeein Sultan.
Ist der glorreiche Padischah, der große Khalif, der dem Islam
gewiß schnell in neue Blüthe hilft. «Den Gläubigen, von denen
es den Blick lange abgewendet hatte, läßt der HerrMohammeds
endlich nun wieder sein Antlitz in Huld leuchten; die Zeit harter
Prüfung ist überstanden und der Tag nah, der dem Islam das
Zeichen zum Vormarsch giebt.- Auf allen Märkten, in allen
Kaffeeschänken des Mondsichelrelches keimt über Nacht solche Zu°

verficht. MagGeorg getrost in Kanea thronen.Europa wähncn.die
Insel sei ihm »remise en äepot«:KretableibtdemGroßherrn.Grie-
chenland ist wehrlos: kann, unterZaimis,Delijannis,Theotokis,
Rhallis, die Parteien nicht einmal zu gründlicher tzeeresreform
einigen; und bietet, als Michaelowskij in Makedonien das Feuer
schürt, dem Sieger vonLarissaBeistandgegen die Komitatschi und
deren bulgarische Helfer an. Die Großmächte haben Anderes zu
thun; sind in Asien und Afrika beschäftigt und froh, wenn sie von
Kreti und Pleti nichts hören. (Georgs Vorschlag, die Insel dem
König der Hellenen zu geben und die Kontingente der Schutz»
mächte durch griechische zu ersetzen,wirdals nichtdiskutirbar ab»
gelehnt.) EinBalkanbund, wieMilan und Georgewitsch ihnträum-
ten, würde erst möglich, wenn das Schisma geschlossen, die grie»
chische der römischen Kirche versöhnt wäre. Das istfürs Erste nicht
zu erwarten. Oesterreich blickt über Mitrowitza hinaus; Rußland
will die südwestliche Flanke nicht noch länger im Käfig des Schwar»
zen Meeres haben; Ilalien ist nicht satt und schielt nach Albanien
und dem Epirus hinüber. Der Nachbar mißtraut dem Nachbar;
würde selbst dem verbündeten das Türkenerbe nicht gönnen. Ein
Staatenbund, der Griechenland, Rumänien, Bulgarien, Serbien,
Montenegro sür die Dauer umschlösse, müßte schon seltsam aus»
sehen;und sollte dann noch die türkischen Provinzen Makedonien,
Thrakien undAlbanien ansein wirresInteressengesträhn knoten?
In der Schweiz leben Deutsche, Franzofen, Italiener friedlich
neben einander;demsüdosteuropäifchenBerglandistfolches Idyll
so fern wir Birmingham derUtopia des Morus. Wenn auch der
Balkan zu einer reichliche Rente abwerfenden internationalen
Massenherberge würde, kämen die Rassen und Religionen wohl
mit einander aus. Bis es so weit ist, mutz man mit Zwietracht,
Sektenzettelung und Bandenkrieg rechnen. Hat der Khalif nicht
mehr zu fürchten als in der Zeit Franzens des Ersten, des Koi
rres-LKretien, der zum Schutzherrn des Sultans wurde. Die «In-
tegrität derTürkei« bleibt Europens Losung. Das weiß der Türke;
und thut auch auf Kreta drum, unter dem Griechenprinzen und
unter dessen Nachfolger Zaimis, nur, was ihm das Rasseninter»
esse befiehlt. Großmächte? Ohnmächte: höhnt der Russe Cassini.
DerPhilhellenismuslebtnichtwiederauf;alleRednerWnfte
der neuen Athener bringen die Stimmung vonMefolongion nicht
mehr zurück. Europa steht in den «Korinthenhändlern, die beiLa»

rissa so hastig auskratzten", nicht die echten Erben der heldischen
Männer, die seit den Tagen des Xerzes tapfer gegen Barbaren»
gewalt stritten; antwortet ihnen, die sich auf Perikles undSolon,
auf Aischylos und Sokrates, in den makedonischen Wilajets be»
sonders laut auf Philipp und Alexander berufen, höhnisch: I gr
habt allzu große Rosinen im Sack. Das geben sie natürlich nicht
zu. «Nur uns Griechen haben die weisen Sultane seit deszweiten
Mohammeds Zeit als eineNation anerkannt und geachtet. Nur
uns ist zu danken, daß die Christenheit im Osten den Druck des
Türkenjoches überlebt hat. Und als den Organisatoren und Er»
Haltern des Orientchristenthumes gebührt uns die Herrschaft über
die Kirche. Was die Türkei den Slawen bewilligt hat, war mit
unserem Blut bezahlt: auf die Kreterrebellion von 1867 folgt die
Anerkennung desExarchates und derKrieg von 1897 sichert den
Bulgaren drei neue Bischofssitze. Die Zunge trügt. Unzählige
Bauern, die einen slawischen Dorfdialekt sprechen, sind nach ihrer
Abstammung und im Herzen Griechen; diese slawophonen tzel» ,
lenen müßtIhr uns zurechnen. Mutzten wir nicht in Makedonien
und auf Kreta unser nationales Lebensrecht wahren? Durften
wir von dem Boden weichen, auf dem von Alexander bis auf
Akritas unsere Heroen gekämpft haben? Nicht unWerth sind wir
solcher Ahnen. Wer uns nachsagt, der Hebung des Rosinenpreises
gelte unsere tzauptsorge, ist ein Verleumder. Wir haben gegen
Türken und Bulgaren gefochten, haben oft genug ihren Drang
gehemmt: und Werdennichtruhen, bis kein Christ in Europa mehr
einer Türkenbehörde zu gehorchen hat. Denn alle Reformversuche
müssen, auch wenn sie in die Wurzeltiefe hinabreichen, fruchtlos
bleiben,wo derMusulman herrscht." Pompös tönende,Wunder
verheißende Sätze. Hätten nur die Griechen nicht in jeder Schick»
salsstundetraurigversagt! SelbstimLande derCochrane,Church>
Gladstone regt sich für ihre Sache kaum noch Begeisterung. Wäh»
rend das Haupt des derdänisch'glücksburgischenHellenendynastie
nah verwandten Hauses tzolstein-Gottorp seinen Krimpalast für
den Empfang des Sultans bereitet (und nicht daran denkt, die
graeko»slawischen Glaubensbrüder zur Eroberung Kretas zu er»
muthigen), überlegt Sir Edward Grey still, wie er seiner Heimath
die kretische Sudabai, die vorletzte Etave auf dem wichtigen Weg
vom Atlantischen in den Indischen Ozean, erwerben könne. Eng»
lcmd weiß, daß es nur mit mohammedanischer Hilfe Indien zu

halten vermag, und wird sich vor offener Kränkung des Islam
hüten. Also auf einemUmweg das Ziel suchen; vor dem Ohr der
Osmanenregirung, vor dem Argwohn des in Saloniki tagenden
jungtürkischen Iakobinerklubs als Friedensanwalt für den swtus
qu« und die ungeschmälerte Suzerainetät des Ostsultans reden
und heimlich aus allen erreichbarenBlasbälgen an der Küste des
Aegeusreiches das Feuer anfachen. Eine stark armirte Flotten»
station in der Sudabai könnte die Landstraße verriegeln, die über
Makedonien und K.einafien einst nach Indien führen soll. An
die Möglichkeit solchen Gewinnes darf man einen beträchtlichen
Einsatz risktren. Kreta türkisch:wer weitz,was da unten noch wer»
den mag, wenn Wilhelm und Gwinner so weiterarbeiten. Kreta
griechisch: Schwächung der neuen Türkei und Erleichterung bri»
tischer Ingerenz. Die Rechnung ist einfach. Nur foll man nicht
wähnen, der Philhellenismus sei darin heute noch ein Nenrer.
DieKreter sind ungeduldig geworden. Welcher unbefangen
Artheilende wills ihnen verargen? Vor fünfzig Iahren verheißt
Gortschakow, damals so ziemlich derinEuropamächtigsteMann,
ihnen die Freiheit (die sie nur unter der Hellenenflagge finden
könnten). Zwanzig Jahre danach sagtBismarck, derin drei Kriegen
gesiegt und dem Berliner Kongreß vräsidirt hat, in Seelenruhe
zu Odo Russell, er sei dafür, gegen kleine Konzessionen in Thes»
salien und dem Epirus den Griechen Kreta zu geben; dann wäre
Südeuropa von einer Reibungfläche befreit und aufderElends»
infel könnte die säkulare Mißwirtschaft enden. Paul Hatzfeld!
schüttelt freilich das Haupt und ist mit dem Chef wiedr.' einmal
gar nicht einverstanden. Doch die Kreter haben das Wort des
Deutschen Reichskanzlers, der demOrient fast schon ein Mythos-
held ist, gehört. Hören achtzehn Jahre später ausdemMunde des
Ministers tzanotaux, daß ihr Wunsch zwar noch nicht («pour le
Moment äu moin8«) erfüllt, ihnen aber, wenn sie die Fiktion türki»
scher Oberherrlichkeit wahren, unbeschränkte Selbständigkeit unter
einem griechischen Generalgouverneur gewährt werden könne.
Alle Schutzmächte einigen sich auf diefeFormel. Prinz Georg ruft
griechische Offiziere und Beamte auf die Insel. Erkennt aber bald,
daß er ohne festen Zusammenhang mit der hellenischen tzeimath
gegen den wühlendenIslam nichts auszurichten vermag; beseufzt
die Schwierigkeit seinesAmtes, dieUnmöglichkeit seinerStellung
und stöhnt am Quai d'Orsay aus: »Ich war den Kretern eine Hoff»

nung und bin ihnen nun die bitterste Enttäuschung. Unter so wi»
drigen Verhältnissen haben eigentlich nur noch zwei Menschen
auf einer Insel gehaust: Bonaparte und Dreyfus." Da ers nicht
länger trägt, legt er sein Amt nieder. Vermählt sich der Prinzessin
Marie Bonaparte, der Herr Clemenceau erwirkt, daß sie als
Stesse Imperiale ins Ehestandesregister eingetragen wird, also
elnenTitel erhält, den sie wederunterrepublikanischem Gesetz noch
selbst unter Louis Napoleon je führen durfte. Warum setzt der
Mann des bloc sich dafür ein? Weil er dem König Georg be»
freundet und auf sichtbarem Posten vielleichtderletztePhilhellene
alten Schlages ist. In vielen Artikeln hat er empfohlen, Kreta den
Griechen zurückzugeben. Jetzt ist er Ministerpräsident; in Frank»
reich mächtiger, als Richelieu und Mazarin dort waren (die nicht
nur einen seiften Schattenübersich hatten). Jetzt muß denKretern
sich Alles zum Guten wenden. Und Clemenceau trügt die Hoff»
nung nicht. Als Europa zaudert, den Griechen Zaimis auf Geoi gs
Platz zu setzen, überredet er den King und die Russen in Ein»
willigung. Bald auch in den Entschluß, im Juli 1909 dieKontin»
gente ausKretaheimzurufenund dadurch zu zeigen.daßdieSchutz-
mächte die Insel nicht mehr«in Depot "haben wollen, tzellas jubelt.
Endlich schlägt den kretischen Brüdern, die in Neid und Sehn»
such t aufOstrumelier.Bosniaken,tzerzegowzen blickten,die Stunde
der Freiheit. Die Hohe Pforte darf nicht länger säumen, die Ver»
fassung anzuerkennen, der sie seit zehn Iahren die Sanktion wei»
gert;darf nicht neue Banden waffnen.als die Nationalverfamm»
lung spricht: Kreta gehört nun unslöslich zu Griechenland. Die
Schutztruppen werden heimgerufen. Nächstens, künden die vier
großmächtigen Patrone den Kretern, sprechen wir mit dem Su»
zerain über Eure Verfassung und Freiheit ein ernstes Wort.
Nächstens: seit fünfzig Iahren heitzts aus irgendeiner Ecke fo.
Worauf noch warten? Bis wieder Christenblut fließt und das
«Zolksachtel, das an den Koran glaubt, zu neuer Rumihetze aus
Smyrna Hilfe wirbt? Jetzt oder nie tagt uns die Freiheit. In
Kanea und auf den Berggipfeln wird die tzellenenflagge gehißt.
Ein Bischen zu spät. Clemenceau ist nicht mehr Minister»
Präsident und Herr Pichon nur ein Kleiner von den Seinen. Der
sagt sich: «Erstens brauchen wir Ruhe zu Haus; sonst scheitertdie
Steuerreform und die Marinekur und mich holt der Delcasft.
Zweitens brauchen wir Ruhe in Südosteuropa; sonst brennts

elnes Tages von der Adria bis an das Ionische, das Schwarze
Meer lichterloh und wir können denachtzehnMilliarden,diewir
Russen und Türken, Serben und Griechen geliehen haben, durchs
Flackerfeuer nachlaufen. Drittens willEngland offenbar die An«
nezion, die Osmanenschwöchung nicht; und die entente coräiale
Wäre gefährdet, wenn wir uns auf diesem heißenBoden von un»
seren Freunden, denBriten und Russen, trennten. Zwar hatCle»
menceau manchmal, unter vierAugen, geredet, als wünsche man
in London, von der Thatsache der graeko. kretischen Vereinigung
überrascht zu werden. Der bleibt aber bis an den Rand des Gra»
bes tete äe Iin«tte;hat auchdas internationaleGeschästniegründ»
lich gelernt. In Vera spricht Eduards Botschafter gegen dieAn»
nexion; und auf Korfu soll Wilhelm dem Schwiegervater seiner
Schwester Sophie diplomatische Unterstützung zugesagt haben.
Das muß genügen: über jedenZweifel hinweg uns dieRichtung
weisen." Pichons pia anima ist in Bereitschaft, sich den anglo»
russischen Wünschen anzupassen. Also: Erhaltung des swws quo
und Unantastbarkeit des Osmanenreiches.Die von Hanotaux in
Umlauf gebrachte Formel. Ob der King damit zufrieden ist? Er
hat sich gewöhnt, auch den ärgsten Verdruß hinter den Fettpolstern
seines stets munter blickendenAntlitzes zu bergen.AmBosporus
aber schwillt jedem Hähnchen der Kamm. DleHellenenflagge muß
bis morgen vom Stock. Griechenland wi?d grob koramirt und
stammelt, sich zu entschuldigen, es habe weder die Annexion ge»
wollt noch die Anschlußerklärung je als giltig anerkannt. Und
der Insel, die von Freiheit träumle, droht völlige Vertürkung.
Seit dem siebenten Oktober 1908 hat sie sich dem Hellenen»
staat verlobt; noch aber den für die Trauung zuständigen Beam-
ten nicht gefunden. In jedem Jahr fast das selbe Erlebniß: Mah-
nung zu Geduld; Einzug undAbzug der Schutztruppen; die blau-
weiße Griechenflagge hinauf und herunter; unnützes Plaudern
und Zaudern. Einer nur rafft sich zu That auf: Venizelos, der,
als Sohn eines griechischen Bürgers unter Türken Herrschaft ge»
boren und beidenReichen zugehörig.das Haupt derInselregirung
geworden ist. Er thut, was alle Anderen nur malten. Er verzich-
tet auf diePrästdialmacht, aufdasbequemeGlückinderHeimath;
läßt sich indie athener Kammer wählen und kommt, trotz dem Wi»
derspruch der Hohen Pforte, die den Boykott des Griechenlandes
noch verschärft, und trotz dem Geraunz der Großmächte als Kretas

Vertreterin dieyauptstadt von Hellas, «um es in HSHerenRang
und edlereSittlichkeit zu heben. "Am zwanzigstenSeptember 1910.
MerWochen nach derAnkunft wird er durch denWillen derNa-
tionalversammlungunddesKönigsMinisterprästdent.ErwiURe-
Vision der Verfassung, Wehrmachtmehrung, Verwaltungreform,
Abwehr von Parlamentsmächlerei, Aemterschacher, Günstling»
wirthschaft,Offiziertyrannis, will einenBund der Balkanstaaten:
und steht nach kurzer Frist am Z!el seines Wollens. Die erste
Wahl sichert ihm 249 von 279 Kammerftimmen. Aus Frankreich
erbittet er für das Heer, aus England für die Marine Lehrmeister.
Durch strengeAufsicht hemmt er Schmuggel, Steuer» und Zolltrug.
LätztSümpfe austrocknen, wüstesLandberieseln,Berge aufforsten,
denBodenkredit erleichtern, eineLandbank gründen, die Rechts»
pflege vor jedem Eingriff, von unten und oben, schirmen. Die
Nation jauchzt demlleberwinder des schmählichenParteiklüngels
zu. Die Herrscherfamilie? Er hat den Prinzen Georg aus Kreta
gedrängt. Doch er geleitet, schon im Dezember 1910, den König
Georg, der seit dem O Pzierputsch vom August 1909 in einem Berg»
schloßchen haust, in die Hauptstadt zurück und giebt bald danach
dem Kronprinzen das Amt des Armee»Inspektors wieder, das
ihm der Aufrührertrutz der Militärliga genommen hatte. Vater
undSohndanken ihm die Rückkunft aufGipfelzdenhohenOrden,
der dieses Dankes Zeugnitz sein soll, lehnt Venizelos ab; «weil
die Pflicht zur Gegenzeichnung des Erlasses ihn zwänge, sich
selbst zu ehren." Kreta? Weil die Nationalversammlung aber»
mals dem Griechenkönig Treue geschworen hat, bestätigen die
zu Sühnung aufgerufenen Schutzmächte dem Sultan, daß fein
Souverainrecht (bis dahin wars stets nur das eines suiersin)
noch anerkannt werde. In Saloniki bildet sich ein »Centralaus»
schütz für den Griechenboykott-. In Kleinasien werden die Reben»
Hügel der Griechen zerstört, ihre Oelbäume verbrannt, ihnen selbst
die nothwendigstenWaaren geweigert und dieTürken, die Grie»
chengruh erwidert haben, als Verpestete eingesperrt. Angst bZn»
digt Herrn Venizelos nicht. Im Vemen, auf der syrischen Hoch»
ebene, in Albanien gährts, Rom rüstet die Herzen zur Eroberer»
fahrt nach Tripolis, ein deutsches Kriegsschiff ankert vorAgadir.
Die Türkei darf ihre Streitkräfte jetzt nicht nach Kreta verzetteln
und Englands Hilfe ist auch durch dieLockung mit dem Endstrang
der Bagdadbahn nicht zu erkaufen. Am zwanzigsten September

scheinen Deutschland und Frankreich über Marokko einig; am
sechsundzwanzigsten erlischt das kretische Generalkommissariatz
am achtundzwanzigsten poltert Italiens Ultimatum in die Pforte.
Venizelos verspricht den Machten, den von KretaAbgeordneten
die athener Kammer zu verriegeln; beredet das türkische Angebot
eines Balkanbundes, obwohl er eben einen, gegen die Thessalien
bedrohende, den Griechenhandel würgende Türkei, mit Belgrad
und Sofia vorbereitet hat; löst das Parlament (dessen Fügsam»
samkeit ihm in 137 Sitzungen 171 Gesetze bewilligte) aus, um den
von Ungeduld empörten Kretern jede Möglichkeit des Eindran»
ges zu nehmen; vertagt, aus dem selben Grund, die Eröffnung
der neuen Kammer (in der wieder fünf Sechstel für ihn sind) vom
Mai in den Juni, vom Juni in den Oktober. Nun ists so weit.
Bulgarien, Serbien, Montenegro marschiren mit Hellas gegen
den Sultan-Khalifen. Der Tag, der ihre Heere in Makedonien
einrücken sieht, erschließt denKretern, denBefreiern vonSamos,
endlich die Griechenkammer. Nach den ersten Türkenschlappen
nimmt König Georg, ohne die Schutzmächte zu fragen, die Infel
in den Reichsverband auf und ernennt den Christen Dragumis
zu ihrem Gouverneur. Georg wird Herr über den Südepirus, über
Saloniki, Drama, Kawala, Seres; sein Sohn, der bewitzelt und
gevehmt war, wächst in Feldherrnglorie. Der Bukarester Friede
drückt Bulgarien, den ältesten Feind, der Byzanz schon sein ge»
wähnt hatte, in dürstige Enge herab; an Rumänien verliert es
sechstausendQuadratkilometer.an Griechenland und Serbien den
haupttheil seines Makedoniens. ZehnterAugust1913. Noch sind
nicht drei Jahre verstrichen, seit Venizelos im Piraeus von Bord
ging. In vierunddreißig Monaten hat er für Volk, Staat, Herr»
scherhaus mehr erlangt als je vor ihm ein Neugrieche; mehr als
in breiterem Zeitraum irgendwo ein heutelebenderStaatsmann.
Das darf der redliche Gegner nicht leugnen noch das Ge»
wicht solchen Verdienstes von der Schale stoßen, die neben dem
Zwilling am Wägbalken schwebt. Nur die Durchleuchtung des
alten Haders lehrt den neuen verstehen. Als Kreter haßt Veni«
zelos die Türken, als Tmko»Grieche die Bulgaren; für Deutfch»
land, dem seine Heimathinsel immer Hekuba blieb, das nicht zu
ihren Schutzmächten gehörte und seit 1890 dem Osmanenreich
zärtlich befreundet war, konnte er nur die dem Starken gebührende
Hochachtung fühlen. In Feindschaft wollte er es niemals reizen:
21.

und wurde doch, ohne Bewußtsein, ein Gestalter des Zustandes,
aus dem der Europäerkrieg aufprasselte. Ohne Kretas Rehelleni-
firung kein Balkanbund (auch, freilich, ohne Panthersprung we»
der Tripolis noch Balkankrieg gegen die Türkei); ohne den
Bund, der dem MinisterTrikupis mißlungen war,ohne denKrieg
und den Sieg kein austro» ungarischer Drang, die Slawenhecke
zu stutzen. Trotzdem die Westmächte ihm stets die Bulgaren vor-
zogen, glaubte Venizelos, mit ihnen, mit Griechenlands Grün»
dern und Bürgen gehen zu müssen, weil in ihm die Ueberzeu»
gung fest war, deutscher, also auch türkischer Sieg werde seinem
Vaterland noch einmal das mühsam eroberte Kreta, österreichi»
scher vielleicht Saloniki rauben. Niemals, hatten dle Iungtürken
oft gesagt, »werden wir aufKandia verzichten, das uns fünfund»
zwanzig Kampfjahre und hunderttausend Krieger gekostet hatzdie
Hingabe Kretas, das uns seit 1669 gehört und um das wir von
177« bis 1900 immer wieder fechten mutzten,würde dem Khalifat
denbrauchbarstenMenschenstoffnehmen.unserenInsel-Paschalik
in der Wurzeltiefe gefährden und demIslam dieAusrodung der
kleinasiatischen Griechen aufzwingen/ Solche Rache hat Veni»
zelos gefürchtet. Um seincmtzellas dieGriechenwilajetsinWest»
kleinasien einzugliedern, war er bereit, den Bulgaren Drama,
Seres, Kawala zu gönnen: und verlor durch die Ankündung dieses
Entschlusses zum erstenMal die Massen gunst. Nun hat Strategen-
bedürfnitz den König genöthigt, das selbe Gebiet bulgarischen
Truppen, die er als Feldherr mit Donnerwort aus den Grenzen
der Menschheit gewlesen hatte, zu öffnen: und die alten Feinde
des Kronprinzen, Oberst Zorbas und andere Köpfe der Militär»
liga, haben sich wüthend gegen den König Konstantin gekehrt. Die
Volksmehrheit hing ihm gestern noch an.AuchRumänien,dessen
Vormarsch 1913 den Griechensteg sicherte, steht jetzt aber im
Treffen. Soll derBafileusIndas Leid des vierten Konstantin, des
Bärtigen, sinken, der die Bulgaren in das Land zwischen Balkan
und Donau eindringen ließ? Er ahnt, daß bulgaro»türkischer
Triumph über Serben und Walachen ihm nicht verziehen würde.
And hat über Venizelos gesagt: «Ich mag ihn nicht, bin aber.wenn
ich ihm zehn Minuten zugehört habe, im Bann seines Wortes/
Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian ßarden in Berlin,
Verlag der Zukunft in Berlin, — Druck von Paß S Sarleb S. m. b, ß. in Berlin.

3eWet lliesWe MW»Wk!

er Krieg ist in ein entscheidendes Stadium getreten. Die Anstrc».
gungen der Feinde haben ihr Äöchstmaß erreicht. Ihre Zahl ist noch g.ößer
geworden, Weinger als je dürfen Deutschlands Kämpfer, draußen wie
drinnen, jetzt nachlassen. Noch müssen alle Klüfte, angespannt bis aufs
Aeußerste, eingesetzt werden, um unerscküttert fe^zustehen, wie bisher, so
auch im Toben des nahenden Endkampfes, Ungeheuer sind die Anbrüche,
die an Deutschland gestellt werden, in jeglicher Äinsicht, aber ihnen muß
genügt werden. Wir müssen Sieger bleiben, schlechthin, auf jedem
Gebiet, mit den Waffen, mit der Technik, mit der Organisation, nicht
zuletzt auch mit dem Gelde!

Darum darf hinter dem gewaltigen Erfolg der früheren Kriegs»
anleihen der der fünften nicht zurückbleiben. Mehr als die bisherige» wird
sie maßgebend werden für die fernere Dauer des Krieges; auf ein finanzielles
Erfchlaffen Deutschlands setzt der Feind große Erwartungen, Jedes Zeichen
der Erschöpfung bei uns würde seinen Mut beleben, den Krieg verlängern.
Zeigen wir ihm unsere unverminderte Stärke und Entschlossenheit, an ihr
müssen seine Hoffnungen zufchanden werden.

Mit Ränken und Kniffen, mit Rechtsbrüchen und Plackerein führt
der Feind den Krieg, Keuchelei und Lüge sind seine Waffen. Mit harten
Schlägen antwortet der Deutsche. Die Zeit ist wieder da zu neuer Tat,
zu neuem Schlag, Wieder wird ganz Deutschlands Kraft und Wille
aufgeboten. Keiner darf fehlen, jeder muß beitragen mit allein, was er
hat und geben kann, daß die neue Kriegsanleihe werde, was sie unbedingt
werden muß:

Für uns ein glorreicher Sieg,
für den Feind ein vernichtender Sch"'

MW RkWMlA NN«« lk M.
i'///« MW MiUAWIWlW.
Zur Bestreitung der durch den Krieg er»
wachsenen Ausgaben werden weitere 5°/« Schuld-
verschreibungen des Reichs und KV^/o Reichs-
schatzanweisungen hiermit zur öffentlichen Zeich-
nung aufgelegt.
Die Schuldverschreibungen sind seitens des
Reichs bis zum 1. Oktober l92tz nicht kündbar;
bis dahin kann also auch ihr Zinsfuß nicht herab-
gesetzt werden. Die Inhaber können jedoch über
die Schuldverschreibungen wie über jedes andere
Wertpapier jederzeit (durch Verkauf, Verpfän-
dung usw.) verfügen.
Bedingungen.
Zeichnungsstelle ist die Reichsbank. Zeichnungen werden
von Montag, den 4. September,
bis Donnerstag, den S. Oktober,
mittags Z Uhr
bei dem Kontor der Reichshauptbank für Wert-
papiere in Berlin (Postscheckkonto Berlin Nr.99)
und bei allen Zweiganstalten der Reichsbank
mit Kasseneinrichtung entgegengenommen. Die
Zeichnungen können aber auch durch Vermittlung
der Königlichen Seehandlung (Preußischen
Staatsbank) und der Preußischen Central-
Gcnosscnschaftskasse in Berlin, der König-
lichen Kauptbank in Nürnberg und ihrer
Zwciganstalten,-sowie
sämtlicher deutschen Banken, Bankiers und ihrer
Filialen,
sämtlicher deutschen öffentlichen Sparkassen
ihrer Verbände,

jeder deutschen Lebensversicherungsgesellschaft,
jeder deutschen Kreditgenossenschaft und
jeder deutschen Postanstalt erfolgen. Wegen der
Postzeichnungen siehe Ziffer 7.
Zeichnungsscheine sind bei allen vorgenannten Stellen
zu haben. Die Zeichnungen können aber auch ohne Ver-
wendung von Zeichnungsscheinen brieflich erfolgen.
?. Etntciwng. Die Reichsanleihe ist in Stücken zu 20000,
Zinsenlauf. 2(M, 50«, 200 und 10« Mark
mit Zinsscheinen, zahlbar am 1. April und 1. Ottober
jedes Jahres, ausgefertigt. Der Zinsenlauf beginnt am
l. April 1917. der erste Zinsichein ist am 1. Oktober 1917
fällig.
Die Schatzanweisungen sind in 10 Serien ein»
geteilt und ebenfalls in Stücken zu: 20 000, 10 00«, 500»,
200», 1000,50«, 20« und 10« Mark, aber mit Zinsscheinen
zahlbar am 2. Januar und I. Juli jedes Jahres, aus-
gefertigt. Der Zinsenlauf beginnt am 1. Januar 1917,
der erste Zinsschein ist am 1. Juli 1917 fällig. Welcher
Serie die einzelne Schatzanwcisung angehört, ist aus ihrem
Tczt ersichtlich.
Auslosung. Die Tilgung der Schatzanweisungen erfolgt durch Aus-
losung von je einer Serie in den Jahren 192Z bis 19Z2. Die
Auslosungen finden im Januar jedes Jahres, erstmals im
Januar 192Z statt; die Rückzahlung geschieht an dem auf
die Auslosung folgenden l. Juli. Die Inhaber der
ausgelosten Stücke können statt der Barzahlung
viereinhalbprozentige bis 1. Juli 1932 unkünd-
bare Schuldverschreibungen fordern.
z. zeichnungs» Der Zcichnungsprcis beträgt:
für die 5°/o Neichsanlcihe, wenn Stücke
verlangt werden 93,— Mark,
„ „ 5°/o Reichsanleihc, wenn Ein-
tragung in das Reichsschuld-
buch mit Sperre bis zum
15. Oktober 1917 beantragt wird 97,s«Mark,
„ „ 4'///« Reichsschatzanweisungen 95 — Mark
für je 10« Mark Nennwert unter Verrechnung der üblichen
Stückzinscn (vgl. Ziffer 6).
«. Suteiluug. Die Zuteilung findet tunlichst bald nach demZeichnungs-
Stuckewng. sch^ ^m. Die bis zur Zuteilung schon bezahlten Beträge
gelten als voll zugeteilt. Im übrigen entscheidet die
Ze'chnimgsstcllc über die Äöhe der Zuteilung. Besondere
Wünsche wegen der Stückelung sind in dem dafür vor-
gesehenen Raum auf der Vorderseite des Zeichnungsscheines
anzugeben. Werden derartige Wünsche nicht zum Ausdruck
gebracht, so wird die Stückelung von den Vermittlungs-
stellen nach ihrem Ermessen vorgenommen. Späteren An-

trägen auf Abänderung der Stückelung kann nicht statt-
gegeben werden.*)
Zu den Stücken von 1000 Mark und mehr werden für die
Reichsanleihe sowohl wie für die Schatzanweisungen auf
Antrag vom Neichsbank'Direktorium ausgestellte Zwisch en»
scheine ausgegeben, über deren Umtausch in endgültigeStiicke
das Erforderliche später öffentlich bekanntgemacht wird. Die
Stücke unter 1000 Mark, zu denen Zwischenscheine nicht
vorgesehen sind, werden mit größtmöglicher Beschleunigung
fertiggestellt und voraussichtlich im Februar n. I. aus»
gegeben werden.
5-Ew» Die Zeichner können die gezeichneten Beträge vom
,ayiunge». ^ September d. I. an voll bezahlen.
Sie sind verpflichtet:
3«°/°des zugeteilt. Betrages spätestens am 1 8. Oktober d. I.,
207« „ „ " .. „ 24.November d.I.,
257° „ „ ,, „ „ 9. Januar n. I.,
257« „ „ „ „ „ ö.Fcbruar n. I.
zu bezahlen. Frühere Teilzahlungen sind zulässig, jedoch
nur in runden durch 100 teilbaren Beträgen des Nennwerts.
Auch auf die kleinen Zeichnungen sind Teilzahlungen
jederzeit, indes nur in runden durch 1dl) teilbaren Beträgen
des Nennwerts gestattet; doch braucht die Zahlung erst
geleistet zu werden, wenn die Summe der fällig gewordenen
Teilbeträge wenigstens 1W Mark ergibt.
Beispiel: Es müssen also spätestens zahlen: die Zeichner
von -«AB °«IVO am 24. Nov., °« UM am 9, Ja,,., °« IM am S, Febr.
„ 2M: im am 24, Nov., ««IVO am «. Februar;
„ ««UM: ««UM am 6. Februar,
DieZahlung hat bei derselben Stelle zu erfol-
gen, bei der die Zeichnung angemeldet worden ist.
Die im Laufe befindlichen unverzinslichen Schatz-
scheine des Reichs werden — unter Abzug von 5°/» Diskont
vom Zahlungstage, frühestens aber vom 30. September
ab, bis zum Tage ihrer Fälligkeit — in Zahlung genommen.
«. Sisckztnfe». Da der Zinsenlauf der Reichsanleihe erst am 1. April
1917, derjenige der Schatzanweisungcn am 1. Januar 1917
beginnt, werden vom Zahlungstage, frühestens vom 30. Sep-
tember 1916 ab,
s) auf sämtliche Zahlungen für Reichsanleihe 5°/o Stück-
zinsen bis zum 31. März 1917 zugunsten des
Zeichners verrechnet.

») Die zugeteilten Stücke werden auf Antrag der Zeichner von dem Kontor der Reichs»
hauptbank für Wertpapiere in Berlin »ach Maßgabe seiner für die Niederlegung gelten»
de» Bedingungen bis zum l. Oktober 1917 vollständig kostenfrei aufbewahrt und verwaltet.
EineSperre wird durch diese Niederlegung nicht bedingt; der Zeichner kann sein Depot jeder-
ze:t — auch vor Ablauf dieser Frist »»zurücknehmen, Die von dem Kontor für Wertpapiere
ausgefertigten Depotscheine werden von den DarlehnStassen wie die Wertpapiere selbst
bel,ehen.

b) auf die Zahlungen für Schatzanweisungen, diel
dem 30. Dezember 1916 erfolgen, 4V.°/i> Stückzinsen
bis dahin zugunsten des Zeichners verrechnet. Auf
Zahlungen für Schatzanweisungen nach dem 31. De-
zember hat der Zeichner 4^2°/° Stückzinsen vom
31. Dezember bis zum Zahlungstage zu entrichten.
Beispiel: Von dem in Ziffer 3 genannten Kaufpreis
gehen demnach ab:
I. bei Begleichung von Reichs»
s) bis zum
Z«. Sep»
tember
d) am
18. Ok-
tober
c) am
24. No»
vember
5°/„ Stückzinsen für
18« Tage
162 Tage
126 Tage
2,50 °/„
2,25 "/„
1,75°/„
Tatsächlich zu
r Stücke
95,S0°/<.
95,75°/«
96,25°/,
zahlender für
Betrag also nur
Schuldbuch»
eintragung
95^0 °/„
95,55 °/„
96,05°/«
II. bei Begleichung vonN eichs»
schatzanweisungen . . . .
6) bis zum
30. Sep»
tember
e) am
18. Ok-
tober
f> am
24. No»
vember
4V2°/° Stückzinsen für
9« Tage
72 Tage
36 Tage
Tatsächlich zu zahlender Betrag
.,12°°/«
«,9«°/«
0,45°/„
93,87°°/.
94,1«°/«
94F5°/.
Bei der Reichsanleiheerhöht sich der zu zahlende Betrag
für jede 18 Tage, um die sich die Einzahlung weiterhin
verschiebt, um 25 Pfennig, bei den Schatzanweisungen für
jede 4 Tage um 5 Pfennig für je IVO Mk. Nennwert.
7. Poftzetch. Die Postanstalten nehmen nur Zeichnungen auf die
„ungen. Neichsanleihe entgegen. Auf diese Zeichnungen
kann die Vollzahlung am 30. September, sie muß aber
spätestens am 18. Oktober geleistet werden. Auf bis zum
30. September geleistete Vollzahlungen werden Zinsen für
180 Tage, auf alle andern Vollzahlungen bis zum
18. Oktober, auch wenn sie vor diesem Tage geleistet
werden, Zinsen für 162 Tage vergütet. (Vgl. Ziffer 6
Beispiele lä und Ib.)
Berlin, im August 1916.
Reichsbank-Direktorium.
Ravenstein. v. Grimm.

'Berlin, den 16. September 1«16.

Adler und Löwe.

HAaris hat Rumäniens Entschluß zum Krieg nicht mit so hoch überschwingender Freude begrüßt, wie mancher Ferne er» wartet hatte. Weil, erstens, der Entschluß so spät gekommen und das Zögern als Weigerung einer der Rasse schuldigen Pflicht begrollt worden war. Die junge, verstümmelt aus den Trümmern des Kaiserreiches erstandene Republik hatte sich aus dem Frösteln ungewohnter Vereinsamung in den Traum von einer Lateiner» gemeinschaft gerettet, aus dem das ernste Wort Wacher sie nie» mals aufzurütteln vermochte. DerBund«DieLerche'(I^I«uette) umknüpfte Literaturvolk aus Frankreich, Italien, Spanien, Por» tugal, Rumänien, Westschweiz, Südamerika und ließ seit dem Sommer 1878 dieVierteljahrsschrift«I.'^IIisncel.ätine«erscheinen. (Daß der pariser Verleger Fischbacher, der bukarester Hempel hieß, trübie die Wonne nicht.) Schon im zweiten Heft wurde der La» teinerwelt die Seele der Moldau und Walachei annektirt. In Rumänien, hieß es da, ist viel Aberglaube, doch wenig Religion; weder heftigerStreitumdenGlaubennochSplitterungin Sekten. Das Verbot desMusulmanenkultessollTürkenanstedelung hin» dern. Politik, nicht Religion, wehrt sich auch gegen das Streben der aus Deutschland, Galizien.Podolien eingewanderten Juden nach vollem Bürgerrecht; das können sie erst erlangen, wenn sie nicht mehr ihr Viddisch sprechen, im Lateinerstaat nicht mehr ein Fremdkörper find. Kaiholischen Ungarn sind nichtnur dieGrenzen

geöffnet, sondern von fromm dem Griechenritus anhangenden
Moldaufürsten sogar Kirchen gebaut worden. Der echteRumäne
kümmert sich nicht um dieReliquien des Heiligen Demetrius, vor
denen, inBukarests Kathedrale, der Slawe kniet; pilgert nicht aus
denAthos, giebt Städten und Dörfern nicht tzeiligennamenz trägt
nicht, wie der sprachlich rumanistrte Grieche, Albaner, Bulgare,
ein Kreuz oderAmuletz nennt seineKirchen nach denZünften der
Maurer, Töpfer, Ger ber, Höker, Essighändler oder nach bekannten
Personen. Eine Kirche, in der alternde Mädchen um Männer,
verlassene Frauen um Rückkehr der Gatten, Luetiker um Heilung
flehen, hatsich barockmit demNamen der Heiligen Venus geputzt.
Da dieLandeskirche selbständig, weder dem konstantinopler Pa»
triarchen noch dem Zaren und dessen russischem Synod unterthan
ist, werden die Erzbtschöfeund Bischöfe von den Kammern erwählt
und römische, griechische Katholiken, Nniaten, Calviner wie ber
autokephalen Landeskirche Angehörige behandelt. An derBahre
eines jüdischen Naturforschers, derRabbi gewesen war.hieltein
rumänischer Mönch die Grabrede. Schon 1823 durfte ein Bischof
in der Predigt von Homer, Platon, Aristoteles (deren Bilder,
fammt denen des Thales und Archimedes, zwischen Heiligen an
der Wand eines bukaresterGotteshauses prangen)mehr als von
den Evangelien und Symbolen des Christenthumes sprechen;
durfte er sagen, die wichtigste Pflicht der Priester sei, den Willen
zurtzingebung an das Vaterland in jedem Bürger zu stärken. Die
«Lerche" wollte erweisen, daß dem Rumänen die Nation mehr gilt
als Religion und er »zuerst und zuletzt Lateiner ist." Das schien
seitdem Gewißheit. Die Waareneinfuhr aus Deutschland über»
stieg ums Sechsfache die aus Frankreich und die Geldsucher gin»
gen mit der Wünschelruthe in die berliner Behrenstraße. Noch
zber stimmte Alexandri jubelnd in Mistrals Hymnus auf dleLa»
teinerrasse ein und vorfünfIahren riefyerrPinon:„UnsereBü»
cher, die Früchte unseres Geistes werden hier heißer begehrt als
allesAndere.DervornehmenGesellschaftistFranzöfIfchwieMut-
tersprache.Für das Bedürfnitz der neuen Schicht, die sich jetzt erst
im Wohlstand hebt, müssen wir sorgen. Das Herrscherhaus wird
sich rumanistren, wenn auf demThron nicht mehr ein Mann sitzt,
der preußifcherDragoneroffizier war.Wir aber müssenReisende
Anschicken, nicht länger deutsche Vertreter unserer Geschäftshaus

ser dulden noch müßig der Entfremdnng einesVolkes zuschauen, dessen Herz, nach demWorlXenopols, durch dasWerk derIahrhunderte dem Herzen Frankreichs verschwistert wurde. "Daß dieses Volkzaudern konnte.Frankrelchd Krieg, den Krieg für dieFreiheit, das Recht, zur Erlösung der von Oesterreich »Ungarn be» herrschtenBrüderzunützen.warwieTreubruchempfundenworden. Auch Zweifel dämpfte die Freude. Der Franzose kennt den Rumänen; die bedenkenlose Geldgier und wüste Genußsucht einer Gesellschaft, in der dasTreiben des großen Strausberg und des kleinen Hallier möglich wmde, die nur in Glitzerprunk ath» menkann.der, Männern undWeibern.Sittlichkeitkaumein Schemen ist und deren Wesen selbst den von Skrupel nicht geplagten Pariser erschreckte, wenn inBukarest derHotelportler ihm ein AI» dum mit den Bildern feiler Frauen «aus allen Kreisen und zu allen Preisen" vorlegte. DerBauer des Getreidelandes geknechtet, alsIüngling, alsGreis der Scholle veischrieben;staltgesun» 0er Industrie ein Spekulantentroß, dem kein Geschäft zu schlecht riecht und manches Bändchen diePolitikerklüngel verknüpft; die Offiziere bunt, wie in alten Stücken der Komischen Oper, einge» hülst, mit goldenen Trlssen, Litzen, Borten überladen, mit Hello» trop oder Korylopsts besprengt, eng, wie in ein Damenkorset, eingeschnürt, oft dick gepudert, manchmal Karmin auf der Lippe und Schwarz in der Wimper. Ist aus solchem Heeresrahmen, von solchem Volk der Ernst, die Kraft und Zucht zu hoffen, die Krieg heute fordert ? Ueberall.schrieb mir 1913 ein kluger Franzos, « glebts anständigeMenschen; dem Auge scheint in Rumänien aber der Prozentsatz geringer als anderswo; und der Spazirgangin der Richtungnach Sofia gestattet noch lange keinllrtheil über dieLei» stungfähigkeit des Heeres." Ich habe tüchtigeWalachen gekannt, die rumänische Diplomatie aus den Grünbüchern schätzen gelernt und mich immer vorUrtheil gehütet, das ganze Völker in Wesenseinheit knäuelt; nie aber Heldenthai oder Schlagkraftprobe darin erblickt, daß König Karl, nach Serben und Griechen, gegen Bulga» rien ins Feld zog und ihm den lange vermißten Dobrudschatheil entriß. Frankreich hat in Qual erfahren, welche Vorbereitung, welche steteSammlung und restloseAusnutzung aller Volkskräfte der europäische Industriekrieg heischt. Rumänien hat gutes Ge» «schütz (von Krupp); doch woher nähme es rasch Ersatz? Millionen

Frauen und Mädchen machen inWest. undOfleuropa jetztMu»
nition, Granathülsen, Stacheldraht und anderes Krieg?geräthx
sind dem grausen Kampf kaum entbehrlicher als die Männer.
Kann Rumänien solche Schaar rasch aus die Beine bringen und
mit dem nöthigen Rohstoff versorgen? Die neunhundert Mann,
die, nach derAblöhnung derDeutschen, Oesterreicher, Juden, den
Geschoßfabriken blieben, wären nur ein für Kinderkrieg zuläng«
liches Arbeiterheer. Furcht vor Enttäuschung lähmte den Fittich
der Freude. Die aber wollte ans Licht. General De Lacro!z trö»
stete: »Rumänien konnte, weil seine Rüstung noch Lücken hatte»
nicht früher schlagen. Die Ausfallung sicherte der sachkundige
Generalstab, dessen Haupt (General Iliesku) ich kennen und be»
wundern gelernt habe.Das warfchwer.weildie Entente» Mächte»
auf dieRumänien sich angewiesen sah,kaum das für den eigenen
Bedarf Nöthige liefern konnten und kein guter, kurzer Verbin»
dungweg offen stand. Dennoch war Alles bereit, als Brusfilows
Offensive begann. Die Offiziere lefen unsere bestenMilitärschrift^
steller und haltenstch meist an denLehrplan unserer Kriegs schule.
Die Rumänen werden wohl in den Karpathen und an derDonau
in Gemeinschaft mit den Russen handeln und unsere Saloniki»
Armee wird ihnen, wenn sie nichtvordringt, mindestens feindlichen
Zuzug aus Südwest vom Leib halten. Früh oder spät wird den
Deutschen der Weg nach Bulgarien und der Türkei gesperrt wer»
den; dieser Vortheil wird an dem Tag erlangt, wo unsere Heere
über dentzauptstrang derBalkanbahn gebieten.' (l.e lempZ.) Aus
diesen vergitterten Sätzen schallt nicht so fröhliche Zuversicht ins
Ohr wie aus dem Iubelruf, den ein ein Kantakuzenos an König
Ferdinand fchickie.und aus der billigen Adresse, in derProftssor
Masaryk, im Namen desCzecho> Slowakischen Nationalrathes,
tzerrnBratianu ruhmreichen Sieges versicherte. Oberstlieutenant
Rousset verheißt (in I.e Petit parisien) rasche Vereinung des Ruf»
sen Letschitzkij mit dem Rumänen Kotesku, auch einen mächtigen
Vorstoß der Armee Iwanow iy der Dobrudscha, staunt aber, wie
andere pariser Schreiber in himmelblauer Uniform und imBür»
gerrock, über dieUnbeweglichkeit der Saloniki. FrontlA lmec Sar»
rail) und mahnt, wieder einmal, nach allen Seiten in der selben
Stunde zugleich (und mit stärkster Wucht auf die „bulgarische
Bande") drein zuschlagen. Genosse Renaudel nimmt (tn l.'Nu-

«nsnite) den General Sarrail in Schutz. Der gerade werde immer
getadelt. Die Ziffer seiner Kampftruppenseinichtsohoch, wie man
geschrieben habe; auch das Russenheer, das durch dieDobrudscha
Vorbreche, viel kleiner, als das böse WTB melde. «Wir Sozia«
listen haben oft,mitderjetztnöthigenZurückhaltung,aufdietzemm»
nisse hingewiesen, die dem Zug nach Saloniki bereitet wurdenzha»
Den sogar (ich verrathe damit keinGeheimniß) in einem Brief die
Regirung zu Entschluß und Handlung gedrängt. DerBrief gehört
Zu den Dokumenten, die das Parlament kennt, die wir aber erst
später veröffentlichen werden. Wenn Sarrail nicht Streitkräfte
von unwiderstehlicher Gewalt hat,kann große Wirkung ihm nicht
gelingen. Ihn in hastigen Entschluß Hetzen und dann, weil Unzu»
längliches mißglückt ist, als Sündenbock opfern: Das ist allzu be»
quem." So beklommen klang derTon, der den Zutritt des neuen
Bundesgenossen, des neunten, ankündete, schon in den ersten
Septembertagen. Wie wars zu erklären? Damals fürchtete Pa»
?is doch nur Verschleppung, die dem Generali simus Hinden»
bürg die ersehnte Zeit zum Vorstoß nach Ost schenken werde.
Der Anfang der nächsten Woche sah ein anderes Bild. Die
-Rumänen waren in Siebenbürgen eingebrochen, hatten Krön»
stadt. Hermannstadt und kleinere, doch nicht unwichtige Orte be»
setzt; Tutrakan und Silistria aber, ihre stärksten Stützpunkte am
östlichen Theil der Unteren Donau, an die Bulgaren verloren
<denen auch schon deutsche Mannschaft, die fast allgegenwärtige,
beistand).Das Hiin sträubte sich, der Botschaft zu glauben. Hatten
die Brüder Brat ianu, der Präsident und der Kriegsminister, ge»
wähnt, Bulgarien werde diesem Krieg fern bleiben, aus dem es
Hen Rück^ewinn des ihm im Bukarester Flieden Genommenen
hoffen durfte? Undenkbar. Vor ihnen lag seit dem zweiten Sep»
tembertag die Kriegserklärung,in derBulgariens Ministerpräsi-
dent Radoslawow sagt, bulgarische Truppen seien am achtund»
zwanzigsten August und am solgendenTag von rumänischen an»
gegriffen, am dreißigsten von dem Gesandten in Sofia, nach der
Ankündung des Verkehrsbruches, die Pässe gefordert worden.
«Auch unser Gesandter Rudew erhielt inBukarest diePässe, ob»
wohl er von seiner Regirung keinen Auftrag empfangen hatte, der
irgendwie einen Abbruch des Diplomatenverkehres in Aussicht
nahm. Die rumänische Regirung hat also den Zustand geschaffen.

denBulgarien nun als eineThatsache hinnehmen muß/DanaH
ist gewiß, daß Rumänien den Krieg gewollt und begonnen hat.
War die Mündung der Dimbo oitza, war Tutrakan und Silistria
ihm großen Einsatzes nicht Werth? Sind beide Plätze samml den
Verbindungwegen in Feindeshand, dann ist das nahe Bukarest
gefährdet und von dieser einzigen starken Basis des Landes bald
vielleicht kein sichererUebergangmehr in die denRussen geöffnete
Dobrut scha. Vierzig Jahre lang haben dieNachbarnum Silistria
gehadert. Rußland zürnte, weil die Rumänen Arab°Tabia besetzt
hatten, das ein Theil der vom Berliner Vertrag den Bulgaren
zugesprochenen FestungSilistria sei. KönigKarl ließ antworten:
«Nach diesem Vertrag giebt es an der Unteren Donau keine
Festungen mehr. Europa hat uns die Dobrudscha gegeben: wo
deren Grenze die frühereRumäniens berührt, kann keineFesiung
ex,stiren!" Vergebens. Auf dem tzofball pfaucht Zar Alezander
den Gesandten Fürsten Ghika an: «Ich bedaure, daß Sie uns
gezwung« n haben, solche Note an Sie zu richten, und habe die
Besetzung Stlistrias befohlen." Rumänien verliert zwar vier
Quadratkilometer, behält aber Arab»Tabia und ist »nicht ver»
pflichtet, eine Brücke über den Fluß zu bauen". (Den Grund»
stein zu der Brücke, die zwischen Feteschti und Cernawoda ihren
Bogen über die Donau spannt «und den nächsten Weg von der
Nordsee ans Schwarze Meer schafft", hat Karl dann doch, im
Spätherbst 1890, gelegt.) Einen strategisch höchst wichtigen
Punkt nennt Herr Pinon die alteCitadelle von Silistria. «Sie ist
d«r Schlüssel zur Dobrudscha. Diese von Bulgaren undmusul»
manischen Tataren bewohnte Provinz hatte in der Zeit der An»
nexion nur eineschwacheMinderheit rumänischer Siedler undist
noch heute nur durch ein dünnes Band dem Kein des Königrei»
ches v er knüpft. Sehnsüchtig blicken die Bulgaren auf diese Ebenen,
die ihrer eigenen natürliche Ausläufer scheinen und wo so viele
ihrer Brüder leben. Den Rumänen aber ist die Dobrudscha un»
entbehrlich. Der mit hohem Kostenaufwand geschaffene Hafen
Konstanz« unddieinihn mündendeEisenbahnliniestnd.inFlach'
land ohne natürliche Grenzen, kühnem Bulgareneindrang aus»
gesetzt. Das Rumärienheer hat dort schweren Wachtdienst. Der
könnte aufhören, wenn Rumänien,als starkeBasis aufdem rech-
ten Donauufer, Silistria hätte. Vielleicht überlassen es ihm die

Bulgaren einst alsPreiS für Mitkampf oder Neutralität im Krieg
wider die Türkei." Das thaten sie nicht. Der zweite Balkankrieg
nahm es ihnen. Jetzt weht ihre weiß°grün»rothe Fahne mit dem
Wappenbild des goldenen Löwen wieder von der Zinne. Ob in
den drei Iahren feit dem Bukarester Frieden die Festungwerke
erneut und gestärkt worden sind? Der Dobrudfchaschlüssel, das
Kleinod, dessen Name so oft in Karls Tagebüchern steht, war ge-
wiß des HSchstenKrafteinsatzes Werth. Möglich ist, daß dieRussen .
versprochen hatten, Silistria zu schirmen. Sie kommen zu spät.
Möglich auch, daß die Erfahrung von der Italerfront sich in Süd-
ostwiederholt: ein nur für Friedensdienst gedrilltes Heer gewöhnt
sich sehr langsam in den tzöllengraus dieses Krieges und der in
ihm schon heimische Mann ist zwei Feinden überlegen. Rumä»
nien, das seit vierzig Iahren nicht gekämpft hat, durfte auf eine
zu Eingewöhnung ausreichendeFrist nicht rechnen. Sein Anfang
war schlecht. Sind die Berichte aus dem Kronrath, der die Kriegs-
erklärung beschloß, halbwegs wahrhaftig, dann sind die Dako»
Walachen ohne üppig blühende Hoffnung in den Kampf gegan»
gen; kam ihr Entschluß ausderUeberzeugung.daß selbst die Nie«
derlage nochfortwährenderNeutralitätvorzuziehen sei. «Bleiben
wir still, dann ist unseren Wünschen (Sie benbürgen, Banat, Bu-
kowina) inRußland, England, Frankreich inAeonen nicht Gehör
zu finden. Die aber werden, wenn wir mit ihnen unterliegen, schon
für uns sorgen." Das wäre Hoffnung auf besseres Jenseits,nicht
Auszugsstimmung, die Sieg verbürgt. Würde aber die seltsam
gedämpften Fanfaren Frankreichs erklären. Im August: Ru»
mäniens Eingriff sichert blitzschnelles Ende. September: Gene-
ral Brussilow hofft aus fester Zuversicht, daß der Hochsommer
1917 dem Zehnbund endgiltigen Sieg bringen werde.
Den Ruhm, zu solchem Meinungwandel mitgewirkt zu ha«
den, darf Bulgarien für sich fordern. Der Feldzug gegen das von
drei Kriegen erschöpfte, von Deutfchen, Oesterreichern, Ungarn
zerstriemteSerbien ward ihm nicht schwer. Jetzt hat seine Stunde
geschlagen. Wohin verhallte derRuf des makedonischen Griechen
Rhigas, der Bulgaren, Hellenen, Albaner, Serben, Rumänen,
Epiroten zum Kampf gegen die Türkei aufrütteln wollte? Vor
vier Iahren klang er wie alte Verheißung. Bulgarien focht in G>»
nossenschaft mitSerbenundErlechen.1913warensiefelneFeinde

(denen Rumänien sich auf bequemem Pfad gesellte). Heute: mit
den Türken gegen Süd» und Nordslawen, Rumänen, gegen den
Enkel des Zar-Erlösers.In welcher Geschichte war je in soschma-
lem Zeitraum so wirresVolksschi ck sal? De rBulgare, hat Griechen»
hochmuth einst gehöhnt, ist gar kein Mensch; und der Tü,ke fand
dasUrtheil sehr weise. Trimmig wurde der Eindringling überall
gehatzt. Auch von den Slawen, die ihn in die Familie der Tataren,
der Hunnenbrut wiesen. Gibbon sagt: »Nach den griechischen
Schriftstellern leiteten die Bulgaren, die an das Schwarze Meer
und den See Maeotis grenzten, Namen und Abkunft von den
Hunnen her. Sie waren kühne und geschickte Bogenschützen, die
ihrer schnellen, unermüdlichen Rosse Milch tranken und Fleisch
atzen, in jedes Land, das fernste, unzugänglichste, einzubrechen
bereit,also tapfer,aber auch imFliehen geübt waren. DieNation
spaltete sich in zwei mächtige Stämme und zwischen denBrüdern
war Feindschaft und wilder Hätz, wie, nach dem Vergleich des
Prokopws, zwischen dem Hund und dem Wolf. Beide buhlten
um die Gunst und die Geschenke des Oströmerkatsers und lechz»
ten nach dem Reichthum Roms. Sie matzten flch eine unbestImmle
Herrschaft über denNamen derSlawen an und wurden aufihren
schnellen Zügen nur durch die Ostsee und die eisige Noth des Nor»
dens gehemmt. Ihre Gestalt und Haut glichen nicht denen der
schwarzbraunen Tataren, sondern ähnelten dem hohen Wuchs
und der weitzen Farbe der Deutschen. Aus roh behauenem Holz
bauten sie, in einem Land ohne Stein und Eisen, ihi e Hütten, die,
in Wäldern, anFluhufer oderMorastrand, mit demDoppelaus»
gang an Biberbau erinnerten. Von dem mit Hirse oder Buch»
Weizen besäten Feld ernteten sie grobe Kost. Die Raubzüge der
Nachbarn zwangen sie, diesen Schatz in die Erde zu bergen; kam
aber ein Fremder, so wurde ihm reichlich von einem Volle ge»
spendet, dessen unschönen Charakter Keuschheit, Geduld und Gast»
sreiheit adelten. Als ihren höchsten Gott beteten sie einen unsicht»
baren Herrn des Donners an/ Auch Thierry lätzt sie (in der Ge»
schichte Attilas) von den Hunnen abstammen. »Aus dem Innern
Sibiriens kamen die finischen Hunnen an den großen Fluß, der
in den tatarischen Sprachen Athel heitzt, und schlugen dort ihre
Lagerzelte auf. Von ihnen, den Wolgaren, empfing der Strom
den Namen Wol^a. Neben diesen Wildlingen schien der in Eu»

?opz, neben Römern und Germanen, schon hundert Jahre lang
heimische Hunne civilisirt. Von Religion und Kultus war, außer
<inem mit allerlei Aberglaubensbrauch verbrämten Schamanis»
inus, nichts zu merken. Furcht erfand den Wahn, der Bulgare
besitze die Kunst, durch Trugbilder den Feind zu blenden, durch
Magie zu verwirren. Sein Bogen war ungeheuer groß, sein kur»
zes Schwert aus rothem Kupfer; jederReiter hatte elnFangnetz,
In das er, nach sicherem Wurf, den Feind einschnürte." DerFran»
zose schreibt dem Stamm alle Laster zu; auch die, von denen der
Brite ihn freisprach. Und die Griechen (Kasafls und seine Ge»
nossen im Verein Hellenismos) dünkt das schwärzeste Schmäh»
wort über die Bulgaren noch immer nicht schwarz genug. Ihre
Wuth ist uralt; sie erwuchs in der Zeit, da Byzantion vor dem
Ungestüm der neuen Barbaren gealtert hatte, und überlebt, bis
4n unseren Tag, die einst tief in das Herz von Hellas gepflanzte
Hoffnung, ein Held habe es von diesem Schrecken befreit.
Vor neunhundert Iahren ritt Kaiser Bastleios der Zweite
durch das Goldene Thor in die Hauptstadt des Oströmerreiches.
Ein funkelnder, glitzernder Grei?. Die Füße in Goldsandalen,
goldene Binden um den Leib, das Kreuzszepter in der zügelnden
Hand, in der linken die purpurne Aka kia und auf dem grauen Haupt
die vonPrunkfedernüberwehteKrone.Vor dem Roß desTrium»
phators schrlttenGesangene: die Töchter des Bulgarenzaren Sa»
nmel, die Zarin Maria und viele Edle, die Ostroms Schwert ent»
waffnet und in Ketten gezwungen hatte. Bastleios kam vom Par»
thenon;hattevorder Rückkehr!« seineResidenzderMutterGottes
Dank und Weihgaben dargebracht und durfte selbst von den ihm
Unterlhanen nun Dank heischen.Der ward ihm in überreichlicher
Fülle. Nie hat das Volk von Byzanz lauter gejauchzt: nie auch
war zum Jubel mehr Grund als beim Einzug des Bastleios Bul»
garoktonos.Der hatte nicht nur die Bulgaren gemetzelt chatte den
Bulgarenstaat getötet, aus derReihe selbständiger Gemeinwesen
getilgt und das Reich damit von dernächsten Gefahr befreit. »Heil
demBulgarentöter!" DieserDankwarverdient. Fast vierhundert
Jahre lang hatte der ural-altaische Schrecken Hof und Volk von
Byzanz geängstet. Schon unter Heralleios (dem Bastleus der
exaltati« sanciae crusi8,dessenAndenkendieKirchenderRömerund
HerGriechen an jedem vierzehntenSeptembertag feiern);als diesen

großen Feldherrn und Organisator außer Persern, Awaren und>
Slawen auch die »vonderWolgaandieUnterdonaugewanderten
FinenhunnischerHerkunft"bedrohten,vorderenAnsturmBelisarK
starkes Schwert fünfundstebenzig Jahre zuvor die Stadt Kon»
stantins geschützt hatte, schloß er mit ihrem Häuptling, dem Bul»
garenkhan Kuwrat, einen Vertrag, der denOströmern aus einem
Feind einen Bun desgenossen zum Kampf gegen die Awaren roan»
dein sollte. Kuwrat blieb treu und wurde von dem dankbaren
Kaiser in den byzantinischen Patriziat aufgenommen. Doch sein
Sohn Isperich wollte sich nicht in die lästige Fessel solchen Ver»
träges bequemen und wandte sich mit rasch zusammengeballter
Macht gegen den vierten Konstantin (Pogonatos), der als Erster
den ganzen Umfang der neuen Gefahr erkennen lernte. Auf Ost»
roms Boden eine ugro-finischeHorde, die aus derTiefebeneSar»
matiens westwärts gewandert und ausdemWinkelzwischenDo»
nau,Dnjestr undSchwarzemMeer in die HaemusprovinzMoesien
vorgedrungen war. DerKa ser, der eben erst arabische, slawische,
awarische Angriffe abgewehrt hat, eilt mit allen für den Krieg zu
Land und zu Wasser freien Truppen herbei; vermag wider den
Feind an der UnterenDonauabernichtsauszurichten.Ums Jahr
680 gründet Isperich sein Balkanreich; den ersten Bulgarenstaat
und zugleich das erste große GemeinwesenslawischerZunge. Denn
die Hordensprossen unterjochen dieSlawenstämme der Nachbar»
schuft schnell, verschmelzen sich den Besiegten, nehmen deren
Sprache an und lassen die Herren von Byzanz ahnen, daß nicht
nur von Asiens Tiefe her die Vernichtung dräut. Slawenstanim»
splitter konnte derReichsleib mühelos ausstoßen; hier aber hatte
die für das politische Geschäft ungemein begabte tzerrenkaste der
FineneineStaatseinheit geschaffen, aufdieauchderTapferenicht
ohne Bangn iß blicken durfte. Schlimme Ersah rung hats die Erben
der tzerakleios und die syrischen Kaiser Ostroms empfinden ge»
lehrt. Iustinian der Zweite, dessen Psychose sich früh schon offen»
bart hatte und der, während er Alles allein zu machen glaubte»
von unsauberen Hofmächlern am Schnürchen gelenkt wurde, ist,
nach kurzem Waffenglück, von den Bulgaren geschlagen, dann aus
dem Exil, in das derVolkszorn den von der schimpflichen Strafe
des Nasenverlustes Entehrten geschickt hatte, von Isperichs Nach»
folger Terwel mit einem fino-slawischen Heer auf den Thron zu»

rückgeführt worden. Das thatTerwel gewiß nicht des Lohnes und
des Titels wegen, den der Kaiser ihm spendete; thats, um das
Reich zu schwächen, das unter dem Szepter eines Irren nicht ge»
deihen konnte. Kaum war Iustinian getötet und Philippikos ge»
krönt: da drangen die Bulgaren wieder mit Feuer und Schwert
bis ans Thor vonByzanz. Der fünfte Konstantin (Kopronymos)
mußte achtmal gegen sie ins Feld ziehen und hat sie schließlich
nur für wenige Jahre geschwächt. Nikephorosverwendetzweimal
zwölf Monate an dieRüstung zum Vernichtungskrieg; wird in der
Hauptschlacht aber vondemBulgarenkhanKrumbesiegt.derseine
Macht nun über Thrakien und Makedonien hin dehnt, Adria»
nopel erobert und Byzanz belagert. Sein Tod rettet Ostrom aus
Lebensgefahr. Sein Erbe Omortag wird beiMesembria von Leon
dem Fünften geschlagen und muß einen Frieden schließen, der das
leicht erhitzte Hunnenblut für dreißig Jahre zu gehorsamerRuhe
verpflichtet.DieKaifersyrifcherAbkunft habenvon ihmnichtmehr
zu leiden.Erleben nur noch, daß Klemens, einSchüler des Slawen»
apostelsMethodios, denKhanBoris (der seitdem Michael heißt)
taust und in dem christlanisirten Bulgarenreich der erste Bischof
wird. Erst dieArmenierdynasttemußsichwiederzumKampfgegen
den Feind im Norden bereiten. Symeon, Michaels Sohn, will
nicht länger dulden, daß fein Reich von einem Häuflein byzanti»
nischer Großhändler ausgebeutet werde. Friedliche Verhandlung
erwirkt nichts und das bedrängte Byzanz Verbündetsich denMa»
gyaren, die in Bulgarien einbrechen, alles Erreichbare rauben»
auf dem Rückweg aber von Symeon gezüchtigt werden. Einem
starken Regenten, der die schwerste Kunst gelernt hat: warten zu
können. Bei Bulgarophygos schlägt er die Griechen aufs Haupt;
überfällt in Befsarabien die Wohnstätten der Magyaren; drängt
im Westen bis an dieAdria vor;und nennt sich fortan denZaren
derBulgaren und Selbstherrscher derRomäer. Ein stolzerTitel;
doch dahinter steht auch eine beträchtliche Macht. Thrakien, Ma»
kedonien, Thessalien, Epirus, Albanien, diesseits und jenseits
von der Donau ansehnliche Gebiete: dies Alles war dem Zaren
Symeon unterthan. Von den Serben empfing er Tribut, vondem
schwachenOströmerkaiserKonstantinPorphyrogennetos Beiträge
zu den Staatskosten. Und derMetropolit der Residenzstadt Pre»
slaw wurde in denRang des Patriarchen erhoben, dem Griechen»

Papstln Konstantinopel alsokoordinirt.Diestaatlicheunddiettrch»
licheSelbständigkeitwargeflchertzfürdasfino-slawischeEroberer-
reich derTag hellsten Glanzes gekommen. EinTag, der verdäm»
mern mußte. Männe? vom SchlagBonapartesvergessen.imWahn
ihrer Gottähnlichkeit, stets, daß auch ihrer Lenden Frucht ein
Schwächling sein kann; drum währtihrerRelcheHerrlichkeit nie-
mals lange. Symeons Sohn Peter muß froh sein, als Byzanz,
das Serben und Kroaten gegen ihn gehetzt hat, nach makedoni»
schen Schlappen ihm einen glimpflichen Frieden und die Hand
der Kaiserenkelin Maria gewährt, DerPatriarchat wird anerkannt
(damitBulgariensich nicht etwa derRömerkirchedesWestenszu»
wende); und für politischeFolgsamkeit sorgt die Byzantinerin auf
dem Zärenth^on. Nikephoros Phokas will dem Reich Symeons
den Todesstoß geben, verbündet sich drum dem Moskowiterkhan
Swjatoslaw, wird von dessen allzu raschem Erfolg aber so ge»
schreckt, daß er hastig eine Verständigung mit den Bulgaren er»
wirkt und die Patzinaken zu einem Einfall anstiftet, der die Russen
nach Kiew zurückscheucht. Doch Swjatoslaw kehrt wieder, schlägt
die Bulgaren, macht den Zaren zum Gefangenen und will im
Sturmschritt nach Philippopel. Eine neue Gefahr für Byzanz:
«ine noch größere. Der Armenier Zimiskes, der auf Theophanos
Wink im Ehegemach den alternden N kephoros getötet und von
ihm, alsNeffe und bester General des Reiches, die Krone geerbt
hat, fühlt, daß es ums Leben geht, und überschreitet, da in Güte
von dem wilden Russen nichts zu erlangen ist, mit seinem tzeer
in Geschwindmärschen die Balkanpässe. Swjatoslaw muß, nach
zäher Gegenwehr, vor der römischen Kriegskunst kapituliren, der
Zar wird aus der Gefangenschaft befreit und Bulgarien jauchzt
dem Basileus» Retter zu. Mit dem ersten Athemzug des aus
schwererNoth Erlösten. Schnell folgt die Enttäuschung. Zimiskes
machtOstbulgarien und Nordthrakien zu Provinzen des Oströmer-
reiches, das die Donau als Grenze braucht, erzwingt das Ende
der kirchlichen Autonomie und gestattet dem entkrönten, aus der
Purpurhülle geschälten Zaren Boris dem Zweiten nur.als ein ohn-
mächtiger Magistros weiterzuleben. Ein fino-slawischer Selbst»
herrscherderRomäerthrontnichtmehr;unddie Kraft des in Make-
donien und Albanien noch erhaltenen westbulgarischen Zarthums
Meint nicht ernstlich zu fürchten. Scheint. Als Zimiskes gestorben

ist und GeneralBardas Skleros zurRebellion gerufen hat, wagt
Westbulgarien denAufstand. ZarSamuelziehtvonseinertzaupt»
stadt Ochrida nachThessalonike; holt aus Larissa die Gebeine des
Bekenners Achilleus; setzt inThrakien, inHellas selbst seinetzerr»
schaft durch; und scheint auserwählt, das Reich Symeons zu er»
neuen. Schon ist bei Sofia das Byzanttnerheer zersprengt, Dyr-
rachion (Durazzo) und der Küstenstrich an der Adria dem Zar»
thum einverleibt und den Serben das Joch aufgezwungen. Doch
Basileios ist entschlossen, an diesen Kampf Alles zu setzen. Drei»
mal muß er weichen; und kehrt immer mit neuem Muth wieder.
Er schlägt diebulgarischeArmee inSplitter, läßtfünfzehntausend
Gefangenen dieAugen ausstechen, die nicht mit der Waffe in der
tzand gefundenen Bewohner des Landes bis nach Armenien
schleppen und sänftigt den Grimm erst, als, nach dem Tode der
Zaren Samuel, Radomir und W adislaw, die stärkste Bulgaren»
Partei, der Grundadel demüthig um Gnade fleht. In Ochrida
findet er hundert Centner Goldes, Haufen kostbarer Gewänder
und die mit Perlen gezierte Krone Samuels. Seitdem heißt er
Basileios Bulgaroktonos und ist der Held der Nation. Er hat
den Bulgarenstaat ins Herz getroffen und Ostrom von dem fast
vier Jahrhunderte lang fortwirkenden Schrecken befreit.
Unter dem zweiten Basileios, sagt der philhellenische Hist0"
riker George Finlay, hatByzanz den Machtgipfel erreicht. «Auf
langerSiekerbahn ließ er seine Adler hin und her schweben; von
der Donau bis an den Euphrat, vom armenischen Bergland bis
an Italiens Küste. Sein unschreckbarer Muth, seine unerbittlich
grausame Wesensharte, Aberglaube sogar und amusischer Sinn:
Alles vereinte flch.um aus ihm denTyPus seinerzeit und seines
Reiches zu machen. Sein Ziel war: die völlige Einheit des By»
zantinerreiches in Europa. Die war nur möglich, wenn Bulgaren
undSlawen niedergeworfen waren.Sprachenv erwandtschaft hatte
diese beiden Feinde Ostroms zu einer Nation verschmolzen; und
so lange man sie frei athmen ließ, mußte gemeinsamer Haß sie zum
Vorstoß gegen die kaiserliche Regirung zusammen kitten." Wenn
dieser Kitt aus den Fugen gerissen, der Block wieder zerbröckelt
war, dmfte der Sieger sich mild zeigen. Mußte; um vor dem Er»
dreisten Verzweifelnder sicher zu sein. Der harte Basileios hats
erkannt; und danach gehandelt. Die politische und die kirchliche

Verfassung des Landes nicht angetastet;Wehr-und Steuerpflicht
nicht geändert; die Privilegien des tzochadels bestätigt; und die
Machtsphäre der selbständ!genKirche vonOchrida erweitert,statt
sie zu verengen. Warum nicht? Die Zarensprossen mochten sichs
in Konstantinopel wohl sein lassen, die besten Bulgarenfamilien
mit ihrem Kriegerblut den byzantinischenReichsadel auffrischen.
Das konnte dem römischen Osten und der Armenierdynastie nur
nützen. Sie nicht mehr gefährden. Denn Byzanz war, an Umfang
und Prestige, wieder, was es in der Zeit Iustinians des Ersten
gewesen war, und brauchte vom tzaemus her nichts zu fürchten.
Fast zweihundert Jahre später, im Herbst Ostroms, kam es
noch einmal zu offenem Konflikt. IsaakAngelos, eingewissenloser
Feigling, hat den Komnenenthron geerbt und haust, well er für
seinen täglichen Feflprunk ungeheure Summen braucht, wie ein
Hamster im Reich. Auf der Balkanhalbinsel lastet der härteste
Druck. Nun wird auch noch eine Hochzeitsteuer eingetrieben. Denn
Isaak hat mit den Ungarn, die dem Andronikos das hellenische
Dalmatien genommen haben, Frieden geschlossen und sich der
<zehnjährigen) Tochter ihres Königs vermählt. Wenn der Bast»
leus einIüngferchen aufsLager zieht,magdasVolkbluten.Dem
aber wird die Last zu schwer. Die Bulgaren wasfnen sich. Peter
und Joannes Asen, zwei Adelige, die sich der Abstammung von
den alten Zaren rühmen, treten in Konstantin opel für dieVolks»
wünsche ein; werden aber mit kaltem Hohn abgewiesen. P r opheten
schleichen durch das von Krämpfen bebende Haemusland und
künden, der Heilige Demetrios habe das von den Normannen
geschändete Grab verlassen und bereite den Bulgaren die Erlösung
aus Knechtschaft Und Fron. In Tirnowo, in der diesem Heiligen
geweihten Kirche, schwört das Volk den FührernTreue und ruft
Joannes Asen zum Zaren der Bulgaren und Griechen aus. Isaaks
Heer ist stärker; doch der neue Zar verbündet sich den Kumanen,
schlägt Ostroms sorglos übermüthigen Feldherrn und stellt, mit
Feuer und Schwert, zwischen dem Balkan und der Donau das
unabhängige Bulgarenreich wieder her. Das dritte Zarthum der
Hunnenerben lebt auf; das letzte in der alten Welt. Zweimal, bei
Berroea und, nach dem Sieg über die Serben, bei Arkadiopolis,
wird Isaak von den vereinten Bulgaren, Wlachen und Kumanen
b. siegt. Den Zaren mordet im Palast ein vertrauter Höfling, den

Hie Schwester derZarinmit ihremLeibe belohnt. Aus Kalspetros,
der nicht lange regirt, folgt Kalojoannes, der aus dem päpstlichen
Rom sich eine Königskrone verschafft (gegen das leichtfertige Ver»
sprechen dauernder Union mit Westrom krönt ihn der von Inno»
zsn; demDritten entsandte Kardinal), wider die Griechen wüthet
und ihnen einen demüthigenden Frieden auszwingt, den make»
domschc «Aufstand der Landsleute offen unterstützt und den Kai»
ser Balduin in die Gefangenschaft schleppt. Er wollte vergelten,
was Basileios an den Bulgaren gethan hatte, überbot den Bul»
garoktonos noch anGrausamkeit und gab sich den Beinamen des
Romäoktonos. Bald nach dem Steg bei Adrianopel ist er, vor
The ssalonike, gestorben. Die Lanze des Heiligen Demetrios,spra»
chen aufathmend die Griechen, hat ihn gelölet. Doch Joannes
Asen, der ihm folgte, wurde zu nicht kleinerer Gefahr. Ein ernster,
«dler Fürst, der entschlossen war, des Rechtes Hüter zu sein,und
sich mit Fug den in Christo dem Himmelskönig getreuen Selbst»
Herrscher der Bulgaren nennen durfte. Die in Byzanz herrschen»
den Lateiner wollen,im Bewußtsein ihrer Schwachheit, den Ortho»
doxenzumVormundBalduinsdesZweitenmachen.ZarIoannes
istbereitund erbietet sich, den Lateinern Thrakienzurückzuerobern.
E in in anderem Glauben Erwachsener als Verweser des von fran»
zöstschen und venezianischen P riestern über schwemmten Reiches?
Der Klerus bäumt sich gegen den Plan. Theodoros Dukas, der
Kaiser von Thessalonike, kündigt dem Zaren den Freundschaft»
vertrag und bricht mit Franken und Griechen in Thrakien ein. Bei
Klokotnika wird sein Heer vernichtet, er selbst gefangen und der
tzaupitheil des Reiches der Angeli fällt den Bulgaren zu. «Ich,
Joannes Asen, habe von Adrianopel bis nach Dyrrhachion alle
Länder erobert: der Griechen, der Albanesen, der Serben. Nur
die kaiserliche Residenz und die Städte ringsum blieben den
Franken. Doch auch sie unterwarfen sich meinem Arm, kannten
neben mir keinen anderen Zaren und fristeten nach meinem Willen
ihre Tage, wie Gott befohlen hatte. Denn ohne ihn ist weder ein
Werk noch auch nur ein Gott. Ihm sei in Ewi^keil Ehre. Amen."
Diese Sätze ließ Joannes in den Stein der Kathedrale von Tir»
nowo graben. Gr hat sich dann gegen die byzantinischen Lateiner
den Griechen verbündet; die Koalition ist aber geschlagen und nach
kurzem Bestand aufgelöst worden. Sein Nachfolger verlor Nord»

Makedonien und inBulgarien selbst wichtige Plätze an denklugerr und tapferen Vatazes. 1246. Fünfzehn Jahre danach zog Mich ael der Achte (Palaeologos) in die Stadt Konstantins ein. Das la» teinischeKaiserthum des Ostens war gewesen. Den Bulgaren, die in Makedonien heimlich wieder das Feuer geschürt hatten, nahm der neue Herr Stenimacho?, Philippopel und die Seestädte An» chialos und Mesembria; sie konnten ihre Wuth nur an den armen Thrakern auslassen, deren Felder bald einer Wüste glichen. Die Osmanenzeit naht. Der seit dem Sieg des Serbenkönigs Stephan Uros um Kraft und Selbstvertrauen gekommene Bulgarensiaat kann keinen wirksamen Widerstand leisten. Iwan Sisman, der Dritte des Namens und der letzte Zar von Tirnowo, muß sich dem Sultan Murad unterwerfen.Der zerstört auf demAmselfeld mit einem Streich die großserbische Staatsmacht. SeinSohnBa- jesid macht aus dem Zarthum ein türkisches Paschalik. In Tir» nowogebietelderSultan.Konstantinopelist seinnächstesZiel.Nach langwierigen,blutigen Kämpfen erst erreichtes ein Enkel Osmans. ImFrühlicht des dreißigsten Maimorgens dringen 1453 dieIa- nitscharenMohammeds des Zweiten in die Stadt, in der gestern noch ein Konstantin befahl. Ueber der Sophienkirche erglänzt die Mondsichel.Der Traum von BulgariensFreiheit ist ausgeti ä umt. Am fünften Oktober 1908 hat ein Westeuropäer mit fester tzand nach der Zarenkrone gegriffen, die 1393 dem letzten Sisman vom Haupt gerissen ward. Ein Koburger; ein Enkel desBürger» königs Louis Philippe. Der weiß, was er wollen darf, und wählt zumtzandeln schlau seineStunde. Stambulow hat ihn dem Hohn Europens empfohlen; von ihm erzählt, der eitle Herr, der als Sechsundzwanzigjähriger den Rock des österreichischen Lieute» nants auszog, beschäftige sich im Fürstenpalast nur damit, eine neue Königskrone zu zeichnen und vor dem Spiegel sich im wür» digen Tragen des Purpurmantels zu üben. Europa Hais lange geglaubtzund erlebt, daß dersür einen Gecken undtzohIkopsAus- gegebene ein neues Bulgarien schuf, an ein paar wichtigen Höfen Freundschaft warb und die letzten Zeichen türkischer Oberhoheit wieBlnsenbrach.Bafileios.Symeon, Samuel lebenals Schatten im Buch der Geschichte. Ferdinand hat sie an den Erben von By» zanz, an dem Islam, gerächt; Sieger und Besiegte. Noch (sagte ich hier, als Ferdinand sich zum König gekrönt hatte) reicht sein

Zarthum nicht von der Donau bis ans südliche Meer. »Werweiß,
wie lange Makedonien derAnziehungskraft desjungen, selbstän»
digen, verwandten Christenstaates widerstehen kann? Bulgarien
^st ein Bauernland, in dem nur noch spärliche Reste des Groß»
Grundbesitzes aus der Paschalikzeit zu finden sind. Eine Agrar»
demokratie, deren Willensrichtung von der Masse der kleinen
Besitzer (fünfbis acht Hektar) bestimmt wird und die keinen Kampf
deshalb mitso emsigem Eifer aufgenommen hat wie den gegen die
Landplage des Wuchers. Bauernland, Kriegerland. Das Finen»
blut ist nicht träg geworden. In zwei Kriegen hat der Bulgare
während der letzten dreißig Jahre gezeigt, was er zu leisten ve»
mag. Zweihunderttausend, mitReserve undLandwehr dreihun-
derttausend Mann. Damit darf man Etwas wagen; braucht man
nicht zu warten.bis der Schlaraffenbraten aus der Pfanne dampft.
Der Koburger Hais längst eingesehen. Bulgarien war,eheOsman
den Griechen Karadschahifsar nahm und von Kleinasten her das
Valaeologenreichbedrohte.Buloariensollundwillnochsein,wenn
die Sichel vom Orienthimmel Europas schwindet. Der Khalif
ist freilich auch zwischen Sofia und Varna eine Großmacht; ists
besonders in Rumelien. Doch ein Khalif, der als Herrscher ins
tzaremsdunkel schlüpfen,Rebellen dieRegentengewaltausliefern
muß und heute anbetet, was er gestern verfluchte?DieSchicksals-
stunde hat geschlagen. Der endgiltige Sieg der Iungtürken vertagt
die Erfüllung des Bulgarenwunfches in Nebelferne; und fegt eine
stürmische Reaktion die dreiste Jugend weg.so stählt sie dem Sultan
den Muth zu neuer Tyrannenthat. Ietztalso oder in naherZeit nie.
An heimlichVerbündeten wirds nicht fehlen: mag auch nichtIeder
gern sehen,daß die Osmanenliquidation in den Tagen russischer
Schwachheit beginnt. Dem strotzenden, dem welkenden Leib des
Oströmerreichs nahte mit Fieberschauern stets eine Krists, wenn
dieBulgaren sich unruhig regten, derSlawenkeil sich breiterund
weiter vorwärts schob.Wird die Erfahrung sich den Erben des By»
zantinersttzes erneuen?" Sie hat sich erneut.Dem Leib derTürkei
wurde das großeBulgarien entbunden; ein größeres, stämmige»
res, als in San Stefano erreichbar schien.Und Geburthelfer war
Großbritanien, das die Vorstellung einer russischen Satrapie in
Südost nun nicht mehr als elnSchreckbild zu fürchten brauchte.
Vor achtunddreißig Iahren, am sechsundzwanzigsten Juni

1878,hatte derBerlinerKor, greß, d ervierzehnTagevorher eröffnet
worden war, die Erörterung der Ostbalkanfragen fo weit gefördert»
daß die Kommission (der Desprez, Haymerle, Hohenlohe, Kara»
theodory, Launay, Oubril, Odo Ruffel angehörten) die Ausar»
beitung dieses Vertragstheiles beginnen konnte. Bulgarien ein
selbständiges Fürstenthum, in Ostrumelien ein vom Sultan nach
erlangter Zustimmung der Großmächte zu ernennender General»
gouverneur: darüber hatten Großbritanien und Rußland sich
schon in dem (von Salisbury und Peter Schuwalow unterzeich»
neten) Memorandum vom dreißigsten Mai geeinigt; und diese
Absicht war in einer Versammlung bequem durchzusetzen, wo
Oesterreich durch die Gemeinschaft der Antipathie mehr noch als
des Interesses an Englands Seite gedrängt und durch die Hoff»
nung auf den in derKonventionvonReichstadtverheißenenBal»
kanbesttzdoch genöthigt war, demReussenherrscher allzu fühlbares
Aergerniß zu ersparen. Die schroffe, fast kriegerisch klingende Rede.
mitderBeaconsfield am ersten Tag den Kongreß verblüfft hatte,
erleichterte die austro-russtsche Verständigung über Einzelheiten.
And die türkischenBevollmächtigten, die diese Einigung hindern
wollten, waren so steif undungefchickt, daß Bismarck ihnen s« inen
Groll nicht hehlte und, als Tyras einen fremden Minister ange»
knurrt hatte, zu Hohenlohe (der nicht als Talent, nur als Krön»
oberstkämmererdesfürsolcheArtigkeitempfänglichenKönigs von
Bayern in den Kongreß berufen war) sagte: »Der Hund ist noch
nicht gut genug gezogen, um zu wissen, wen er beißen soll; wüßte
ers, dann hätte er den Türken gebissen." Makedonien hielt die
Vertreter großmächtigerWeißheit nicht langeauf, PhilippsBal»
kanherrschast und Alezanders Weltreich, die Römerzeit der 1Vla>
ceäonia primaund secuta, dieKämpfe der Bulgaren,Byzantiner,
Seroen.Veneter undTürken waren längst ja verschollen; und die
Griechen und Türken, Bulgaren und Rumänen, Albanesen und
Serben, die jetzt in den Wilajets Saloniki, Monastir und Ko»
sowo am Wardar und an der Struma wohnen, fand der Kongreß
weder gefährlich noch interessant. Makedoniensolltefortanunge»
fähr so verwaltet werden wie Kreta: also mit gleichem Recht für
Christen und Türken. Im Innersten dachten die meisten Delegir-
ten wohl wie Bismarck, der am fünfundzwanzigsten Juni offen
aussprach, ihm sei das Schicksal derBalkanstämme höchst gleich»

giltig und dem Kongreß li ur die Aufgabe gestellt, den Großmächten
den Umfang der Konfliktsmöglichkeiten zu schmälern. So wars
immer, feit dieTürken nachEuropa vorgedrungen sind. Rußland,
Oesterreich und i ie Türkei streiten um die Grenzen ihrer Macht»
bezirke; England und Frank, eich haben zu viele musulmanifchs
Unterthanen, um als uninteresfirte Zuschauer die Verthettung
der Einflußsphären abwartenzukönnen; dleBalkanpawentrach-
ten nach der Befreiung vom Osmanenjoch; Italien möchte die
Adria umfassen, Hellas der alten Größe stolz wieder gedenken
dürfen. Und Jeder betheuert, daß er uneigennützig nur für den
Christenglauben, für der Menschheit heiligste Güter nur Zechte.
Brussa war 1326. Gallipoli 1356 türkisch geworden. Nach
Murads Siegen bei Adrianopel und aufdemAmselfeldwardes
seinen Sohn Bajesid leicht, VulgarienunddieWalachei,Thesfa»
lien und Makedonien zu erobern und mit seinem nach Urchans
klugem Plan organisirten Heer, mitIanitscharenund Spahis vor
die Hauptstadt des Oströmerreiches zu rücken. Die Mongolen»
gefahr zwang ihn, seinen Erben noch der Aufstand der Ungarn
und Serben, Byzanz zu schonen, und erst der zweite Mohammed
zog als Sieger in Konstantins Stadt ein. ErhatdenPeloponnes
und die Krim, Albanien, Trapezunt und die Moldau dem Os-
manemeich unterworfen. In Moskau hatte Iwan der Dritte sich
mitderNichte des letzten Palaeologenkaisers vermählt,denTitel
des Gossudars aller Reussen angenommen und den Griechen
Trachaniotes als Bevollmächtigten nach Deutschland geschickt.
Dcr sollte mit dem Kaiser einBündniß schließen, dem Römischen
König Iwans Tochter antragen (für die der vom Ritter Poppel
empfohlene Markgraf von Baden ein zu armsältger Werber sei)
und brauchbar e Künstler.Baum eister.Bergleute, H andwerkermit-
bringen. Außer dem Reisegeld erhielt er von Iwan achtzig Zobel
und dreitausend Eichhörnchen; als Geschenkfürden KönigMazi'
milian (dem er in Frankfurt vorgestellt werden sollte) einen kost»
baren Hermelinpelz. Nach vier Monaten kam er mit dem Ge-
sandten Georg Delator zurück; und da Oesterreich und Rußland
in demSultanBajefid und demPolenkönig Kasimir gemeinsame
Feinde erkannten, schlössen sie am sechzc hntenAugust 1Ä96 einen
Vertrag, dessen kurzer Text lautete: »Nach Gotteö Willen und
Unserem Belieben sind Wir, Iwan, von Gottes Gnaden Herrscher

im Russenreich, Herr vonWladimir,Moskau,Nowgorod,Pskow,
Iugorien, Wjatka, Perm, Kasan, mit Unserem BruderMaximi»
lian, Römischem König, Fürsten von Oesterreich, Burgund.Loth»
ringen, Steiermark, Kärnthen, übereingekommen, sür immer in
einträchtiger Liebe zu lebenundeinanderinjederFährlichkeitbei»
zustehen. Wenn Polens König und dessen Kinder Dich jemals
Ungarns, Deines Erbes, wegen, bekriegen wollen, so melde es
Uns: und Wir werdenDlr herzlich gern, ohne Trug, helfen. Wenn
Wir nach dem Großfürstenthum Kiew und nach anderem jetzt von
Litauen beherrschten Gebiete trachten, so werden Wir es Dir mel»
den: und Du wirst uns aufrichtig, ohne Trug, Hilfe gewähren.
Auch ohne Meldung, für die nicht stets Zeit bleibt, ist Jeder dem
Anderenzuunverzüglichertzilfe verpflichtet. Gesandten undKauf»
leuten stehen die Länder beider Kronen weit offen." Mit diesem
auf Pergament geschriebenen ,mitdemgoldenen Großfürstensiegel
versehenen, durch Iwans Kreuzkutz geweihten Vertrag reisten
Trachaniotes, Delator und der Staatssekretär Kuleschin wieder
nach Deutschland ab. Da Maximilian, der seine ganze Macht
gegen Frankreich brauchte, sich mit denPolen inzwischen geeinigt
hatte, blieb der Vertrag ein werthloses Pergament (das aber, als
die erste austro-russische Verständigung, heute nicht ganz vergessen
sein sollte). Und da Iwan einsah, daß er allein gegen den Os°
manenstaat, der im Grunde ein politisch organisirtes Heerlager
war.noch nichts vermochte, entschloß er sich, dem Sultan die groß-
fürstliche Freundschaft anzubieten, deren Annahme Bajesid in
Moskau durch den Mund eines Gesandten feierlich verkünden
ließ. Noch war an Balkanstreit zweier Großmächte nicht zu denken.
Noch beinahe dreihundert Jahre lang nicht. Als Johann
Sobieski Wien von derTürkennoth befreit hatte, kamen aus Leo«
polds Oesterreich Gesandte nach Rußland und batendieRegentin
Sophia, das Kreuz nach Konstantin opel zu tragen und die Türken
nachAsien zurückzutreiben. BaronBlomberg sprach zu denBrü»
dern Peter und Iwan Alexejewitsch: «Mag es einst wohl schwer
für Rußland gewesen sein, in der Krim Fuß zu fassen: heute ists
leicht. Kämpfet für das Christenkreuz, schreitet rüstig voran, auf
daß die Ungläubigen von unserer Erde vertilgt werden. Die Zeit
ist erfüllt. Konstantinopel muß der Sitz Eurer Patriarchen sein."
EinLocklied; noch sah Europain den R ussen die zur Musulmanen»

erbschaftBerufenen. DochSophiensGünstlingGalizynhatruhm»
los gegen die Türken gekämpst,Peter selbst,derGroße,ihnen nichts
Beträchtliches abzuringen vermocht und Münnichs Erfolge sind
(unter Anna Iwanowna) fast unwirksam geblieben, weil Oester»
reich, nach lässiger Kriegführung, einen schlechtenFrieden schloß.
Erst der deutschen Katharina lächelt das Glück. Die Russen ver»
Nichten imAegaeischen Meer die Osmanenflotte, erobern die Krim
zurück, dringen bis nach Bulgarien vor, sichern sich die Schiffahrt
auf dem Schwarzen Meer, dem Marmarameer und dasRechtzur
Fahrt durch die Dardanellen und nehmen, unter Suworow und
Kutusow, der Türkei im Frieden von Iassy einen neuen Land»
fetzen. Das nächste Jahrhundert bringt vier Kriege Rußlands
gegendasOsmanenreichz das auch nach demTagvonSanStefano
aber aufrecht bleibt, weil jede Großmacht fürchtet, von einer Thei»
lung könne der Nachbar ein zu großes Stück heimtragen.
Bald nach demBerliner Kongreß wird der Makedonenname,
der einst Südwesteuropa mit Schrecken erfüllte, wieder genannt.
Die halb autonome Verwaltung nach kretifchemVorbild hatAbd
ul Hamid abgelehnt. In Bulgarien bilden makedonische Flücht»
linge Komitees, die des tzelmathlandes Befreiung vorbereiten
sollen. Auch Griechen und Serben sind für die Makedonenfache
thätig. Vergebens. Die Aufstände werden niedergeschlagen, die
großherrlichen Reformversprechen nicht eingelöst. Die Agitation
der Sm afow und Michailowskij hat eben so wenig Erfolg wie der
Bandenkrieg der Iankow und Tzon ew. Rußland und Oesterreich
vermitteln; empfehlen,nachdemderRusseLamsdorffinSofia,Bel-
grad,Wien verhan delt hat, einen Reformplan, den der Sultan ge»
trost anzunehmen geruht. Die Gendarmerie wird in denWilajets
Saloniki, Monastir, Kosowoaus Christen und Mohammedanern
zusammengesetzt und voneuropäifchenOffizierenreorganistrt; die
Osmanenbank wird dafür sorgen,daß die EinnahmendenWila»
jets ungekürzt bleiben; und Hussein HilmiPascha wirdGeneral»
inspektor. Für dieSchreiber giebts nun Arbeit; fürMakedonien
aber kein Heil. Vom Lenz bis in den Herbst 1903 lesen wir von
Kämpfen zwischen türktschenTruppenundInsurgenten.DieFrei»
schaarenderKomiteesarbeitenmitSprengstoffgegenEisenbahnen
und Dampfer,Bank» und Postgebäude; die Türken brennen zwölf»
tausend tzaufer nieder, strafen grausam, kühlen die Rachsucht

und schleppen die nur Verdächtigen ins Gefängniß. Der Oktober bringt das mürzsteger Programm: dieAutonomie wird geweigei t, die Durchführung des Reformplanes aber ernstlich der sucht, tzilmi Pascha bleibt Generalinspektor: ein italienischer General wird Kommandant der Gendarmerie, der die Großmächte das Offizier» corps stellen; Rußland und Oesterreich ernennen Civilagenten; Verwaltung und Rechtspflege werden verbessert. Die Ruhe kehrt wieder. Die Ruhe des Kirchhofes? In dem Vertrag vom achten April 1904 verpflichtet die Hohe Pforte sich, die wegen politischer Vergehen in den letzten anderthalb Iahren Verurtheilten zu be» gnadigen und den bulgarischen Makedonen alleAemterzu öffnen; verpflichtet Bulgarien sich, Waffen und Sprengstoffe nicht über die türkische Grenze zu lassen, dieKomitees der Schreckensmänner nicht länger zu dulden und flüchtige Rebellen auf Wunsch der Pforte in Haft zu nehmen. Alles sehr schön. Alles, damit Etwas zu geschehen scheine. Nur: in den drei Wilajets ändert sich nichts zumGuten und ihre christlichen Bewohner stöhnen nicht leiser als vor dem mürzsteger Evangelium. Wir, sprechen die Rumänen, sind in dieser Provinz die ruhigsten, friedlichsten Leute, werden von dem konstantinopler Patriarchen und von seiner Priesterschaft aber gequält und, zu höherem Heil des PanHellenismus, in un» serem völkischen Empfinden verletzt. Hilft die Hohe Pforte uns nicht bald zur ersehnten Rechtsgleichheit, so treibt sie selbst uns in die Rebellenschaar. Die Hellenen berufen sich auf Salisbury, der gesagt hat, Makedonien und Thrakien seien griechische Pro» vinzen, und auf die Statistik, die beweise, daß in den Wilajets Monastir und Saloniki die Bolksmehrheit griechisch sei (650M Griechen gegen 360000 andere Christen). Wo sie die Majorität haben, wollen sie, einstweilen unter dem Türkenmond, herrschen und Rumänen und Bulgaren die Macht der Zahl fühlen lassen. Gegendiesen Tyrannenplan sträubt sich besonders heftigderBul» gare, der in dem Griechen den Slawenverächter und Türkenknecht haßt, auf seinen Ezarchat stolz ist und ausgerechnet hat, daß seine Kirche viel mehrGläubige zählt als (in diesen Wilajets) derPa» triarchat. Er beschuldigt Türken und Griechen schädlicher Bundes» genossenschaft.willderMakedonenprovinz ihre alten,natürlichen Grenzen zurückgewinnen und das ungebührliche Vorrecht anderer Stämme abschaffen.Daswollen auchdieSerben; »gleichesRecht

zu freiem Wettbewerb': ist ihre Losung. Und auch sie preisen, wie
die Bulgaren, Delcasses Balkarprooramrn, in dem der anodine
Satz prangt: »iVoug ne ciemancions en ^lacecloinc: 6e piivilöge pour
personne.mäis une conciilion lOlerable pour t«us,ä quelque race qu'il3
sppsrtiennent.« Jeder heischtRechtsgleichhelt, findet sich schlechter
gestellt und härter bedrängt als den Nachbar; Alle sind unzu»
frieden. Und Aehrenthal hat, als er das Sandschakbahnprojekt
ans Tageslicht brachte, offen ausgesprochen, daß die guten Ab»
sichten, die das mürzsteger Programm dMirten, in der Wirklich»
keit gemeinen Alltags ohne nützliche Wirkung geblieben seien.
Die wäre nur von innerer Einnng zu hoffen gewesen; vicht
von der Kunst, felndltchesTrachteninduftendeSchleier zuhölkn.
Großen und Kleinen aber fehlte derWiUezu seeli ich redlicher Ver»
stSndigung. Dem Rußland Gortschokows war Bulgarien nur
Werkzeug gewesen; der arme Verwandte, den man freigiebig aus»
stattet, doch in Dankes Pflicht und Gehorsam erhalten will. Ehe
an staatliche Auferstehung Bulgariens zu denken war, hatte der
Patron ihm in kirchliche Selbständigkeit geholfen.Der vomZaren
Samuel ertrotzte, von demKaiserBafileios nach seinem Sieg an»
erkarnteExarchat grenzte ein Erzbisthum Bulgarien ab und gab,
zuerst, dem ehrwürdigen Vater Johannes tzirtenmacht, die sich,
über den tzaupttheilMakedoniens hin, bis ins albanische I anina
streckte. Mit dem Reich (dem dritten, dessen Hauptstadt Ttrnowo
war)verfiel auch dieKlrche.InSofta befahl der tüikt'cheBegier»
beg vonRumelien. Der hinderte den koustantinoplerPatriorchen
nicht, seinetzandaufdas Erzbisthum zulegenunddieflowenischen
Evangelienbücher durch griechische zu ersetzen.Um die selbe Zeit,
im letzten Drittel des achtzehnten Jahrhunderts, schreibt in dem
Khilandartloster auf dem Athos derMönch Paisij an das Ende
seiner Geschichte der Volksstämme, der Herrscher und Heiligen
Bulgariens: »Aus der russischen Sprache habe ich dieses Buch,
in dem ich das von IahrhundertenVerschüttete mühsam samm elte,
in die bulgarische übertragen, weil Sehnsucht nach meinemVolk,
das Serben und Griechen oft mit demVorwurf kränkten.es habe
keine Geschichte, den Trauernden dazu zwang." Eine vergessene
Sprache steigt aus dem Grab. Rasch wirbt sie Apostel und weiß
den neuen, vonRußland genährten Drang inAllslawenbewußt»
sein kluz zu nützen. Der in Rußland erzogene ruthenische Arzt

Venelin bringt alte Urkunden und Volkslieder ans Licht und
kräftigt durch sein Werk das unter der Türkenherrschaft mattge-
wordene Nationalgefühl. Dem entbindet sich das Verlangen
nach Kirchenhäuptern, die der Volkheit nicht Fremdlinge seien.
Rußland billigt den Wunsch; kann ihn aber eist noch dem Krim»
krieg der Erfüllung nähern. Der Großwesir des Sultans selbst
mußdenErdenwandLl manchesgriechischenBischofsrügen. Doch
derPatriarch,derdieGiiechenbegünstigt und leis ringsumAlles
hellenifirt, steht auf seinem Machtrecht und weigert dieTiennung.
Frankreich (heute klingt es wie Fabel), das Frankreich Louis
Napoleons möchte aus Bulgarien einen Schutzwall gegen Ruß»
land machen undschicktIesuiten undLazaristen hin, die dasVolk
in die Schlüsselgewalt des Papstes locken sollen. Vierzehntau»
send Bulgaren bekehren sich zu Rom, die Bulgarisch»UnirteKir-
chengemeinde wird vom Sultan anerkannt und als ihr Bischof
MonsignoreSobolskij eingefetzt. Die Amtszeit des vomHeiligen
Vater in der SiztlnischenKapelle Geweihten währt eine Woche;
dann verschwindet er und hinterläßt nicht die kleinste Spur. Got»
tes Gericht? DieFluth des Bekehrungdranges steht plötzlich still.
Die slawischen Bischöse Ilarion undAuzentios heben dieSttmme
zu ernster Mahnung. Weh Jedem, der seinem Glauben entlief!
Sie werden gevehmt und verbannt; russischer Einspruch ruft sie
zurück. Als der griechische Bischof von seinen eigenen Priestern
aus Ttrnowo vertrieben ist, fordert, im Mai 1867, der Geheime
Bulgarische Centralausschuß laut dteUnabhängigkeit derKirche
und des Staates und bittet den Sultan, den Titel desBulgaren-
königs anzunehmen. «Was soll unsderGrieche?Der sitzt, inlan-
gem Priesterkleid und mit langem Bart, auf seinem gut gefütter»
ten und gestriegelten Gaul und sackt ein, was zu haben ist: Geld,
Gerste,Roggen,Weizen,hafer,Mais,Zwiebeln, Knoblauch, Rü-
ben, Kohl, Bohnen, Heringe, Erbsen, Linsen, Hanf, Wolle, Zie»
genfell.So sieht das Hauptgeschäft dieserPopen aus.diesich dem
Volk als Wohlthäter, als frommeAnbeter des Heiligen Grabes
und desHeiligenBerges empfehlen!" MtdhatPafcha,derdenDo-
naubezirk von bewaffneten Banden säubern soll, räth dem Sul»
tan zu Nachgiebigkeit; je heftiger der Rajahstreit um die Glau»
bensform,destobesser für den Khalifen. Rußland unterstreicht den
Rath. Die Westmächte fürchten, fchroffe Weigerung werde Bul»

garien in Aufruhr treiben, von dem in allgemeinen Europäer»
krieg nicht mehr weit wäre, und verzichten deshalb auf Wider»
rede. Am zehnten Mai 1870 unterzeichnet der Sultan den Fir»
man, dessen Erster Artikel den Bulgarischen Exarchat Wiedel her»
stellt. Sein Gebiet umfaßt den ganzen Donauwilajet (auch Si»
itstria). Der im Rang älteste Me.ropolit heißt Ezarchos und sitzt
dem Synod vor; der Weihe ist er erst würdig, wenn ein Berat
(vomSultanausgestelltesDIplom)ihnernannthat.Ueberdieallen
nicht römischen Orientchrislen gemeinsamen Kultangelegenheiten
mußer sich mitdemPatriarchenverständigen.dernichtsäumendarf^
zu antworten, nützlichen Beistand zu gewähren und, wenn es gc»
wünscht wird, das Heilige Oel zu spenden. Wo, jenseits von den
Grenzen des Wilajets, mindestens zwei Drittel derOrtsbewohner
dem Ezarchos unterthan sein möchten, wird die Umordnung ge»
stattet. „Denen, die solche Erlaubniß zu Zwietrachtsaat mißbrau»
chen, droht die Schärfe des Gesetzes. Die neue Vorschrift giebt
jedem Streittheil, was ihm gebührt, und ihr Zweck ist, den Hader
zu enden. Der Wille des Herrschers leiht ihr Rechtskraft. Hüte
Jeder sich, dawider zu handeln." Ilarion wird zum Ezarchos er»
wählt, aber nicht, durch Berat, imAmt bestätigt. Anthimos emp»
fängt den Berat und denMedjidiehorden;vomPatnarchen aber
die Achtbulle: weil er, nach langemHarren auf Anerkennung, in der
phanarischen Klosterkirche selbst denFirman verlesen ließ, in vol-
lem Ornat des Hochamtes waltete und, gegen die Vorschrift, in der
Liturgie den Patriarchen nicht erwähnte. Trotz der Betriebsamkeit
des russischen Generals Ignatiew und seiner Slawengesellschaft
wird, Jahre lang, den für Makedon ie n erwählten bulgarischen Bi»
schöfen derBerat vorenthalten. Der Patriarch will,daß dieses Land
griechisch bleibe.Schon rüstetRußland zu neuem Kreuzzug gegen.
dieTürkei. Der imMärz1877vonAndrassyundNowikow unter»
zeichnete akstro>lussische Vertrag schließt die Gründung eines
großen Balkanslawenreiches aus; wenn Osmans Erbe aus Eu»
ropa weichen muß, wird Konstantinopel Freie Stadt, Bulgarien
ein selbständiger Staat, der tzellenenkönig Herr über Thessalien»
SüdepirusundKreta.AmvierundzwanzigstenApril erklärtRuß-
landdenKrieg. Als seine Truppen über die Donau gehen, laufen
britische Geschwader indieBesikabai ein; aufMalta istein Coips
in Bereitschaft zu Abfahrt und Landung auf Gallipoli. Im Juli.

berichtet der londoner Botschafter Schuwalow, in Berlin habe
Bismarck, dem nicht gelungen sei, LordDerby in ein Schutz- und
TrutzbündnißgegenFrankreichzu überreden, ihm schleunige und
völlige Verständigung mit England empfohlen. „Dieser Bund
wäre uns der liebste. Mit demvävstlichen und polnischen Oester»
reich ist nie leicht ins Reine zu kommen. Deutsche Intimität mit
Rußland und England stieße nirgends auf tzinderniß.« DieAnt-
wort des Kanzlers Gortschakow ist nicht bekannt geworden. Der
zankt, inderNoth leiste wedertzohenzollern nochtzabsburg, was
der Dreikaiserbund verheißen habe, und spricht zu seinem Zaren
Alezander: »Nur auf Golt und auf das SchwertEmerMajestät
dürfen wir hoffen." Noch ein Schwert muß aus der Scheide.
Russen und Rumären schlagen die Türken und befreien Bul»
garten. Dem giebt, weil Ignatiew unermüdlich für seinen Lieb»
ling sorgt, der Sechste Artikel des Vertrages von San Stefano
das ganzeMakedonien.Der Berliner Friede nimmt es ihm wieder.
Nach einem tzalbjahrtausend schmerzender Knechtschaft ist
Bulgarien nun frei. Auch von den Russen? Alexander von Bat»
tenberg, derim Iuli 1879 als Fürst in Sofia eingezogen ist, schreibt
noch im selben Monat: »Die russischen Beamten sind hier ohne
jede Rücksicht vorgegangen, in allen Ministerien herrscht heillose
Unordnnug und dasRaubsystem ist geradezu sanktionirt.Unter-
zeichne ich dieForderungenderRussen nicht, sowerde ich inRuß-
land der Undankbarkeit und der .Verletzung der heiligsten Bul»
garengesühle' angeklagt. Meine Lage ist wahrhaft schrecklich.Ich
verweigere Alles, was gegen mein Gewissen geht, und muß, um
den Verleumdungen der hiesigen russischen Beamten zuvorzu»
kommen, täglich an denKaiserAlexander schreiben." SiebenIahre
währt die Herrlichkeit des Battenbergers. Er hat das zerrüttete
Serbien der Obrenowitsch (die Oesterreichs Eingriff rettete) be»
siegt und Ostrumelien seinem Fürstenthum angefügt, gegen Ruß-
lands Zorn sich aber nicht zu behaupten vermocht. In Makedo»
nien war er machtlos.AnterseinerRegirung wurde in einer offt»
ziösen Flugschrift beklagt, daß der Mehrheit der makedonischen
Bulgaren jedes Nationalbewußtsein fehle und sie in öffentlicher
Abstimmung zum Griechenthum sich lieber als zum Bulgarismus
bekennen würde. »Nur Makedonien aber gäbe unserem Staat
auf der Balkanhalbinsel Macht und Bedeutung." Das glaubt

auch FürstFerdlnand.Er hat von der Türkei,die ihn nicht aner»
kennt, mehr als von Rußland zu leiden; und sieht den Exarchat
verkümmern. Ochrida, Samakowo.Ueskueb.Veles: nirgends ein
durch Berat ernannterBischof.Erst am vierten August 1890 giebt
der Sultan der Bulgarengemeinde von Ochrida wieder ein Haupt.
Me lange, mit schwarzer, grüner, rother Schrift bedeckte Perga»
«entrolle, die Monstgnore Synestus als Metropoliten einsetzt,
begrenzt, mit nicht überall festen Linien, das Verwaltungrecht
und die Strafgewalt, die Mitwirkung zu Eheschluß und Schei»
dung, Taufe und Erbtheilung und verbietet, einen dem Metro»
politanbezirk Angehörigen inBekehrung zum Islam zu zwingen.
Als Synestus nach Monastir kommt, lähmt Schrecken die Stadt;
der Bulgare wittert Griechenverschwörung, der Grieche bebt vor
bulgarischen Brandstiftern und Plünderern. InderNachbarstadt
Florina reißen Bulgaren die Bilder des Grlechenkönigs, seiner
Frau, berühmter Heerführer und Staatsmänner von den Wän»
den undvernichten sie inFeuer. Und der alte Haß der Religionen
und Rassen erlischt nicht mit der Flamme. Er überlodert ein Bünd»
niß und zwei Kriege der Balkanvölker, demüthige Hingebung an,
unverhohlene Abwendung von Rußland, Niederlage und Sieg
der in Athen und in Sofia Gebietenden. Dieses Feuer wärmt
manchen Großmachtwunsch, der noch nicht auf den Konferenz-
tisch angerichtetwerden darf. Lasset es brennen! Was schiert uns,
welches Stammes Wipfel sich über Makedonien wölbt?
Während des Berliner Kongresses hatte Oubril, der Bot»
schafter des Zaren, eine Sombe ä is, IViacedoine dem Geschäftsträ-
ger der Griechen, seinem Tischgast, mit den Worten zugeschoben:
«i.ä^lacecZoine ä w portee 6e W Qrece!« Das war ein Tafelwitz. Ma-
kedonien aber von des Gossudars Gnade den Bulgaren längst zu-
gefprochen:vonderDonaubisansAegaeischeMeer,vomSchwar-
zenMeerbis an denSee vonOchrida.Als vor neunIahreninSosia
diedreißigsteWiederkehrdes Befreiungtages gefeiert, dasStand-
bildAlezandersdesZweiten enthüllt, dieWaffenbrüderschaftvom
Schipka erneut wurde.jauchzte aus demGruß, der den Großfürsten
Wladimir empfing, die Hoffnung, endlich das lange verheißene
Makedonenland dem Leib Bulgariens einzugliedern. Darf der
Weiße Zar wagen, das vom Großvater, vom Vater verpfändete
Wot t zu brechen und die fleißige, tapfere Bauerndemokratie,deren

Schwert in Thrakien dieTürkenköpfegemähthat,auch nur umbe-
trächtlicheTeileMakedonienszuprellen?1912wurdendieMini»
ster der Balkankönige nach Peters burg vorgeladen; a6 auäienäum
verbum. Den Inhalt dieser Rede konnte noch der Feme ahnen.
»Oesterreich ist Euer Feind. Weil Oestereich es wollte.wurde aus
dem glorreichen Slawenfrieden von San Stefano der elendeBer»
liner Vertrag. (Nicht ganz richtig: denn ohne D'Israeli hätte
Andrassy nicht viel durchzusetzen vermocht; demZornigen tönt es
aber wie vom Horeb gekündete Wahrheit.) «Weil Oesterreich die
Serben nicht in Durazzo, die Hellenen nicht in den Kanal von
Korsu, die Tschernagorzen nicht in Skutari ließ, wollen die Drei
von dem Verlust entschädigt sein, schmälern den bulgarischen
Brüdern die Siegesbeute und Ihr seid, Alle, unzufrieden. Be»
scheidet Euch dennoch ein Weilchen! Nur durch Einheit wird uns
die Herrschaft gewiß. Die Abgrenzung, die wir jetzt beschließen,
hilft Euch überwintern und welke Aderstränge mit neuem Früh»
lingssaft füllen. Bald ruft der Enkel des Befreiers alle Slawen
zum Kampf, auch die noch vom Fremdltn g geknechteten; dann wird
Albanien, Bosnien, die Herzegowina,ist uns das Glück hold, so»
gar schondalmato slawonischesLandgetheilt und außerdenSla»
wenstaaten kann auch Rumäniensich sättigen." DieAntwort wäre
leicht zu finden. .Oesterreich wahrt nur den Rest seines Lebens»
rechtes; thut nur, was es thun muß, um zu hindern, daß seinen
adriatischen Küsten und Häfen, nach demWarnwort des Erzher»
zogs Albrecht, ‚die Kehle zugeschnürt wird.' Wir kämen, trotz
Oesterreich, in Ordnung, wenn Ihr, Russen, je verzichten gelernt
hättet. Gebt den Rumänen das Stück Bessarabiens zurück, das
Ihr ihnen, den Helfern aus der Klemme vonPlewna, abgepreßt
habt. Dannkönnensie dem Nachbar die Dobrudscharäumen. Gön»
netdenBulgarendieSuzerainmachtüberKonstantinopel(dasdie
Sonderstellung einerFreien Stadt erhalten mag). Dann können
sie Saloniki und Monastir verschmerzen. Jeder bekäme, was er
zunächst braucht,und wenn derSastwiederausderWurzelsteigt,
wäre am Slawenstamm die letzte Wunde vernarbt. Doch Ihr wollt
nicht, daß Rumänien sich nach Osten runde, noch, daß ein Bul«
garenkönig, der Oesterreichs tzusarenrock trug und dem Papst
unterthan ist, in die Sophienkirche einziehe. Ihr sähet, heute noch
wie vor dreiundachtzigIahren derNesselrode Eures erstenNiko--

lai, am Goldenen Horn lieber einen ohnmächtigen Sultan als
ein erstarkendes Slawenreich, das Eurem Wink nicht blinden
Gehorsam schuldet." Keiner spricht laut so; Flüsterer tragen die
Wienerweise über Donau und Balkan. Noch verfügt Rußland
über die Stimmen der Westmächte. Der Zar von Moskau krönt
sich zum Gossudar allerSlawen. Erwirkt er allenMachtzuwachs?
Nicht einem ihrer Staaten. Das „ Verbrechen des Bruderkrieges
vor dem, imIuni 1913, seineDevesche die Könige Peter undFer»
dinand warnte, ward Ereigniß; und die »slawische Sache", die
er vor Gefährdung wahren wollte, strahlte seitdem nie in Orient»
sonnenglanz. Serbiens Skupschtina tagt aufKorfu. König Nikola
verstöhnt den Lebensrest in Lyon. Große Stücke des Westgurtes
sind vom Leib Rußlands gerissen worden. Nur Bulgarien, das
die Nordslawen zärtlich, als einen stämmigen Findling, ans tzerz
gedrückt und gehätschelt hatten, ist aufgeschossen; und könnte spöt-
tisch zu den Nachbarn sprechen: «Den Magyaren bin ich vervet»
tert.Euch nurim Glauben verwandt.WozunochMummenschanz?
Ihr ließet mich niemals als echtes Slawengebild gelten. Seit ich
mich drein ergab und an der Seite von Deutschen, Ugro-Finen,
Türken gegen Euch fechte, bin ich mächtig geworden." Mächtiger
als je seitSymeonsTagen.Wider Rußlands Willen stärker, als
Ignatiew in San Stefano hoffen konnte. Der LöwentheilMake»
doniens. Der Schlüssel zurDobrudscha. Das Südstück bis Enos.
Eine Hypothek auf Albanien. Fehlt nur noch Kawala (und Sa»
loni ki?). Hält Bulgarien, was Glücksgunst ihm zuwarf, dann darf
es hoffen, an die Adria oder an Ungarns Grenze zu kommen.
Andrassy,Beaconsfield,Bismarck würden vor diesemSchau-
spiel dem Auge nicht trauen. So groß ist das Ding geworden, das
sie mühsam, gegen Gortschakows Eifern, in Mittelmaß hielten?
Rußlands Liebling nun Rußlands Erzfeind und Alb? Der ruf»
fische Verwaltungdruck war hart,nach dermanchmal anarchischen
Willkür derOsmanenzeit aber nötyig gewesen. DerTürkensproß
Stambulow fühlte die Schwielen als Schmach, dieDankesschuld,
die plumpe Moskowiter grob eintrieben, als unerträgliche Last.
Den nichtBefangenen lehrt derRückblick, daß erst dieHärtung der
Bulgarenhaut den auch in Erdbeben fest enStaatsverband und die
Volksleistungermöglichte, die reizbare Empfindsamkeit den Grie»
chen, Rumänen, Serben bis gestern versagte. Ein Land ohne

Spracheinheit, seineBürgerOrthodoxe,RömischeKatholiken,Mo-
hammedaver, demEzarchen, dem Papst, demKhalisenunterthan,
auf Hauptstädten noch der Firniß des Hellenismus, alleBleibsel
erworbener Civilisation und Kultur von halbtausendjähriger
Fremdherrschast verschleudert, zerstampft, weggeschwemmt, die
aus dem Schoß unseliger Mutter in Knechtschaft Geborenen mit
dem Drachengift grausamer Rachsucht gegen den Ueberwinder,
gegen jeden neuenBedroher genährt: streichelnde Sanftmuth hätte
daraus in so kurzer Frist nicht einen Staat gemacht, der in dem Er»
lebnißvon1878bis1916aufrechtbleibenkonnte.Bundesgenossen-
schaft verpflichtet nicht zu Lüge; spornt aber den Willen, gesunde
Wesenszüge Heller als krankhaft häßliche zu beleuchten. Manche
durfte in der Balkankriegs zeit der Gerechte nicht loben. Möchtet
IhrEinemvertrauen,derleugnet,daßBulgariensgoldenerWap-
penleu eine grüne Zunge hat. und, mit Krönchen und Ringel»
schweif, fast wie ein brünstig aufgerecktes Füchslein stolzirt? Der
Verein von Tollkühnheit, List und geduldig ausdauernd er Kraft
erwirbt auch von dem Gewissenhaften Bewunderung. Das Bul»
garenheer, das den Brüdern Nikolai und Alexander Kaulbars
wohl nicht weniger verdankt als demheldisch schönen Battenberg,
sein Bestes aber gewiß den fünf Kriegen (1877 und 83,1912,13,
13), fcheint heute, trotz Blutverlust und Enttäuschung, stärker als
am Tag von Kirttilisse. Rußland, das schon auf demSchipkapaß
bulgarischen Kliegerstnn schätzen lernte, könnte solche Schutz»
truppe brauchen. Der Koburgerprinz, den die staatsmännisch
kluge Mutter, Klementine von Bourbon» Orleans, erzogen hat e,
war zehn Jahre lang ernstlich bemüht, dem Lande, dessen Krone
ihm nach der Weigerung Waldemars von Dänemark ange»
boten worden war, die Gunst des Zaren zurückzugewinnen. Der
dritte Alexander sputete sich nicht, dem Papisten, austro»ungari»
fchen Offizier und Dulder Stambulows Anerkennung und Huld
zu gewähren.DemBotschafter Mohrenheim gelang in Paris die
Versöhnung. Kronprinz Boris wurde aus dem römischen in den
orthodoxenGlaubensbundgeleitetunddasVerhältnißzumKaiser
Nikolai Alexandrowitsch blieb leidlich, bis Ferdinand sich Zar
der Bulgaren hieß, den Titel Sismans erneute und der Absicht
auf die Einung aller Bulgaren, auch der ihm noch nicht unter»
thanen, am Ende gar auf das Kreuzszepter Ostroms verdächtig
wurde. Er kam andieschäumendeMaritza, sah das blaue Aigaier»

meer, ahnte im Dust die Kuppel der Sophienkirche. Byzantion, Konstanttnopel,Stambul;Zarigrad. Wer wird es abermals umtaufen? Zwei Zaren: und eine Kaiserpfalz. Midia ist näher als Odessa. Doch der Weg dahin vermauert. Der noch im Schwärmertrieb nie ganz entnüchterte Enkel des Bürger» Königs und fürstli» cher Geschäftsmänner erkennt früh genug, daß Symeons Name undImperatorengewalt seinLeben nichtkrönen wird: und beschti» det sich in die Fortsetzung glanzlos stiller Arbeit. Die lohnt dem Rüstigen in einem Lande, das gutenBoden undzähe Bauerschaft hat und dessenSonneTrauben,Tabak,Rosenöl reift. Die Lehrleist» un g der Ackerbau-und Gärtneretschulen mußnochhöher wachsen; im finstersten Winkel der eherne den hölzernen Pflug ersetzen. Saatgut aller Art wird von den Behörden vertheilt, das neuste Ackergeräth angeboten, den Viehzüchtern der münzbare Nutzen behutsamer Rassenveredelung erwiesen, dem Winzer, der aus langeunbestelltem Grund Reben zieht, fürzwölfJahre die Steuer erlassen. Verbreitung des Bauerkredites, Bepflanzung undAuf» forstung des von den Hammeln und Ziegen der Türken abgeknab» Herten Bergbodens,Waldschonung,tzolzzucht,Landarbeiternach» wuchs: hundert Aufgaben winken. Aus Kohle und Wasserkraft kann Industrie werden, die reichlicher zinst als Spinnrad und Webstuhl. Ein dichles Gleisnetz, wohlfeile Frachtsätze und dem Bedarf angepaßte Zollpolitik fördern den Handel. Fünf Jahrhunderte heimloser Trägheit wollen nachgeholt sein; sonst bleibt Europa unerreichbar voraus. Jugend schaffts. Das Volk der jüngsten Generale und Großväter mißt sich selbst Siebenmeilen» stiefel an.Nur dumpfes Knirschen erinnert noch an das dreizehner Unheil. Da steigt aus dem Schwarzen Meer eine neue Sonne. Purpurn erglüht in der Morgenröthe Bulgariens Wappenschi id. In goldener Wehr stolzirt wieder sein Löwe; wie ein Füchslein schlau, geschmeidig und im Gewedel noch selbstbewußt.Den Adler Rußlands kennt er. Das doppelköpfige Raubthier brachten die Palaeologen nach Byzanz, als das Bulgarenreich nur noch in Mären lebte. Dem kohlschwarzen, dreifach gekrönten Burschen mit rothem Schnabel und Fuß zeigt er die giftgrüne Zunge. Und wendet sich zu dem Aar, der auf einem Kopf eine Krone trägt. Der Löwe lebt nur im Mythos heiß besonnterBö ker. Denen ist er.mit versengterMähne und vonGluth fahlem Fell, die Kraft und das Feuer; Kriegerstolz im Leib eines Riefenkaters. Doch

vom Germanen Himmel her haucht der Adler Sturm über die er»
schauernde Welt; und senkt sich dann auf den Wipfel Vggdraftls,
der Weltesche, um, der Erde näher, mit untrüglich scharfem Blick
dieStunde zu erspähen,dieRuhe heifcht, weil länger wirbelnder
Sturm ihre Welt unddderenMenschheitzerbliese.Eben duckte der
Lö we sich unter denWind, einFohlen, eineAntilope, ein en Schakal
zu beschleichen.ehederTtger ihm nurAas übrig läßt.Beiden war
das Gebraus gar nicht lästig; es giebt Gelegenheit (Konjunktur)
undfällt drum nie auf dieNerven. „Warum,Federkopf,kngstDu
denAthemspalt, schonst DeineLungeundstörstunsdieLust?Lange
genug war Ruhe. Wenns ganz still ist, hört das Rind unter meiner
Pranke das Farnkraut knacken und stutzt an der Tränke. Auf un^
serer Erde ist Krieg. Und jedes dazu taugliche Mittel gerecht «
»Nach dem Sieg vonKöniggraetz fragte ich denGeneralvon
Moltke.was erthun würde, wenn Frankreich militärisch eingrisfe.
Seine Antwort war: Eine defensive Haltung gegen Oesterreich,
mitBeschränkung auf die Elblinie, inzwischen Führung des Krie-
ges gegenFrankreich.Dieses Gutachtenbefestigte mich noch mehr
in meinem Entschluß, Seiner Majestät den Frieden auf der Ba»
sis der territorialen Integrität Oesterreichs anzurathen. Ich war
der Ansicht, daß wir im Falle der französischen Einmischung ent»
weder sofort, unter mäßigen Bedingungen, mit Oesterreich Frie»
den und, wo möglich, ein Bündniß schließen müßten, um Frank-
reich anzugreifen, oder daß wir Oesterreich durch raschen Anlauf
und durch Förderung des Konfliktes in Ungarn schnell vollends
lahm zu legen und bis dahin gegen Frankreich, nicht, wie Mottle
wollte, gegen Oesterreich, uns nur defensiv zu verhalten hätten.
Ich war des Glaubens, daß Frankreich zwar für die Offensive
wenig Kräfte übrig haben, aber in der Defensive nach geschicht»
licherErfahrung im Lande selbst bald stark genug sein würde, um
den Krieg in dieLänge zu ziehen, so daß wir dann vielleicht unsere
Defensive gegen Oesterreich an der Elbe nicht siegreich würden
halten können, wenn wir einen Invasionkrieg in Frankreich, mit
Oesterreich und Süddeutschland feindlich im Rücken, zu führen
hätten. Ich wurde durch diese Perspektive zu lebhafterer Anstren»
gung im Sinne des Friedens bestimmt." Der Staatsmann ent-
schied, wie der Feldherr, der Sieger vonDüppel und vonKönig»
graetz, den Krieg führen solle. Adleröblick lenkte den Löwen.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Karden in Berlin. —
Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Pah S Garleb S. m. b. g. in Berlin.

Berlin, den 21. September 1916.

Dichtung und Wahrheit.

K5m August, als ich vor der Hoffnung auf nahe Hochzeit vla» mischen und deutschen Geistes gewarnt hatte, schrieb mir aus Belgien einDeutfcher, dieseHoffnung sei nicht,wie man imReich glauben möge, nur einDunstgebild. «WasSie unwahrscheinlich dünkt, ist: Manche Vlamenmöchtensich umunsere Sache schaaren weil sie erkennen, daß ihrem Stamm Frühling, nicht düsterer Winter, tagt und die Stunde schlug, die zwischen Germanen und Galliern denuraltenErbstreitüberdasLotharingerreichschlichtet. Je länger wir, mit der von Ihnen so oft empfohlenen Regirung gerechter Vernunft, im Land sitzen, desto breiteren Anhang wird diese Empfindung werben." Hoffnung ist in Nothstand ein will» kommener Hausgenosse. Nur darf ihr TrostIted niemals die Erfahrunglehre überschallen, daß jedes Volksempfinden vieltönig ist undDen trügen muß, dessenOhrausderPolyphonie nur einen Ton, den ihm liebsten, ausnehmen will. Zehntausend französische Schollenpflüger, hunderttausend Mushiks würden jedes leidliche Kriegsende wiehöchsteHimmelsgnadebejubelnundinEnglands Altadel undGentry ist ein ganzerSchwarm in dieUeberzeugung gelangt, daß Staatsnothwendigkeit, lauter noch als Menschlich» keit, befehle, sinnloses Wüthen schnell zu enden und den Selbst» mord Europas zu hindern. Dennoch dürfen wir uns nicht in dem Treibhaus des Wahnes verzärteln, die drei Hauptmächte seien zu raschem Friedensschluß bereit; auch nur zu einem, der uns,

an Besitz und Schasfensmöglichkeit, wiedergiebt, was wir bis in
den Sommer 1914 hatten. Noch sind Männer vom Schlag der
Lloyd Ge orge und Mil jukow, die den Puls ihrer Nationen fühlen,
desSieges, eines, freilich, mühsam zu erringenden, geWitz; noch
verpfändet derKelteClemenceaumitHandschlagjedem fragenden
Bauer sein Wort: «Wir kriegen sie unter." (On les aura). Daß
mancherVlame seinVlaanderland gern, als freienBundesstaat,
in das Gefüge des Deutschen Reiches eintreten und vom Druck
wallonischer Vormundschaft erlöst sähe, habe ich nie bezweifelt;
nur,daß so verein zelteWünschegegen denGesammtwillen aufzu»
kommen vermögen, dem der Wallone ein hochfahrender Stief»
bruder, der Deutsche seit gestern derErzfeind ist. Die wuchligsteAn»
klage, die schrillsten Flüche hörten wir aus demMunde derV.'amen
Kufferath, tzuysmans, Maeterlinck, Bandervelde, Verhaeren,
Waxweiler. Ew Blamensproß ist der in Holland lebende Herr
Raemaekers.de ssenwildenDeutschenhaß strotzende Phantasie im
Bund mtt ungemein starker, manchmal genialischerBlldnerkunst
bedientunddessenZeichnungen(eininLondonerschienenerPracht-
band hat sie vereint) dem Ruf deutschen Wesens mehr als alles
Druckwerk geschadet haben. Ein Vlame wars auch, der mir im
August schrieb, dieWarnung vor dem Hoffen auf vlamischeHilfe
sei »nicht ganz so dumm, wirke auf den Psychologen nicht ganz so
lächerlich wiedasMeifle.was aus Deutschland Verne hmbarwerde.
Wenn der Socke nur den Versuch aufgeben wollte, irgend ein frem«
des Volk und befonders uns Belgier zu verstehen! Blamen und
Wallonen wollenzusammenbleiben;ihrtzauszwist ist ihreSache,
in die Ihr nicht hineinzureden habt. Einem Geschenk von Eurer
Gnade würdensie(einpaarelendeGeschästchenmacherzählen nicht
mit) den Tod, die Vernichtung ihres Staates und Volkethumes
vorziehen. Denn selbst die lange geblendete Sippe weiß jetzt, daß
die imReich desaltenEottes so herrlich.organisilten'Germanen
ihre schlimmsten Feinde sind.stets waren und immerseinwerden.
And zerschösset Ihr alle Mauern, Städ< e, Dörfer, Haus vor Haus,
unseres Landes: niemals könntet Ihr fehen, was auf unseremBo»
den, in unserer Seele ist,niemals denGeist des alten Niederlan-
des noch den Sinn belgo> französischer Renaissance begreifen."
Niemals den Hirnwillen und die Seelenvorstellung derWelt, die
von Jan und Hubert van Eyck, von Rubens und Van der Goes,

von dem Schwärmer Ruysbrock und dem Augenschlemmer
Iordaens Unverlierbares empfing?tzier lebte stets Germaniens
Seelchen: flatternde Einbildnerkraft; lebt heute noch wie in der
Zeit, da unter dem goldenen Drachen der Wetterfahne im gen»
ter Beifried die Rolandsglocke hing, die Karl der Fünfte fei»
ner Vaterstadt nahm, weil sie ihm eine Steuer geweigert hatte.
Sind dieEekhoud, Lerberghe, Rodenbach, Verhaeren deutschem
Weltgefühl nicht näher als französischem? Haben die Vlamen»
legenden und der Ulenspiegel Karls de Coster in Gemanenge»
dächtnißnicht tiefereFurche gezogen als je in Gallierbewußtsein?
Und sind nicht Maeterlircks feinste Dramen, die von der Pariser»
nase nur.wie anderer eingeschleppter Kunstduft, berochen worden
waren, nach des Dichters eigenem Geständniß erst auf deutscher
Erde in wirkendes Leben erstanden? Sollte dieseBeachtung und
Achtung etwa Ueberfall und Eroberung vorbereiten? Ich greife
nach einem fünf Merteljahrhunderte alten Werk; nach Schillers
»Geschichte des Abfalls der Vereinigten Niederlande von der
spanischen Regirung". Zeugt es von unüberbrückbarer Fremd»
heit oberdeutschen und niederländischen Wesens? » Eine der merk-
würdigsten Staatsbegebenheiten, die das sechzehnte Jahrhundert
zum glänzendsten der Welt gemacht haben, dünkt mich dieGrün»
dung der nieder ländischen Freiheit. Wenn die schimmernd en Tha»
ten der Ruhmsucht und einer verderblichen tzerrschbegierde auf
unsere Bewunderung Anspruch machen: wie viel mehr eine Be»
gebenheit, wo die bedrängte Menschheit um ihre edelsten Rechte
ringt, wo mit der guten Sache ungewöhnliche Kräfte sich paaren
und die Mittel entschlossener Verzweiflung über die furchtbaren
Künste der Tyrannei in ungleichem Wettkampf siegen. Groß und
beruhigend ist der Gedanke, daß gegen die trotzige Anmaßung der
Fürstengewalt endlich noch eineHilfe vorhanden ist, daß ihre be»
rechnelsten Pläne an der menschlichen Freiheit zuSchanden wer»
den, daß ein herzhafter Widerstand auch den gestreckten Arm eines
Despoten beugen kann. Nirgends durchdrang mich diese Wahr»
heit so lebhaft wie bei der Geschichle jenes denkwürdigen Auf»
ruhres, der die Vereinigten Niederlande für immer von der spa»
nischenKrone trennte: und darum achtete ich es des Versuches nicht
unwerth, dieses schöneDenkmal bürgerlicher Stärke vor derWelt
aufzustellen, in der Brust meines Lesers ein fröhliches Gefühl

seiner selbst zu erwecken und ein neues unverwerfliches Beispiel
zu geben, was Menschen wagen dürfen für die gute Sache und
ausrichten mögen durch Vereinigung. Das Volk, welches wir hier
auftreten sehen, war das friedfertigste dieses Welttheiles und
weniger als alle seine Nachbarn jenes Heldengeistes fähig, der
auch der gering fügigsten Handlung einen höheren Schwung giebt.
lieber diesem Volk hängt die schwere Zuchtruthe des Despotis»
mus; eine willkürliche Gewalt droht, die Grundpfeiler seines
Glückes einzureißen; eine Tyrannei ohne Beispiel greift Leben
undEigenthum an. Der verzweifeln deBürger, dem zwischen einem
zweifachen Tode der Weg gelassen wird, erwählt den edleren auf
dem Schlachtfeld. Einwohlhabendes.üppiges VolkliebtdenFrie-
den; aber es wird kriegerisch, wenn es arm wird. Jetzt hört es
auf, für ein Leben zu zittern, dem Alles mangeln soll, warum es
wünschenswürdig war. Ein feierlicher Spruch derNation entsetzt
denTyrannen, Philipp den Zweiten, des Thrones; der spanische
Name verschwindet aus allen Gesetzen. Jetzt ist eine That gethan,
die keine Vergebung mehr findet. DieRepublik wird fürchterlich,
weil sie nicht mehr zurück kann. Faktionen zerreißen ihrenBund.
SelbstihrschrecklichesElement,dasMeer,mitihremUnterdrücker
verschworen, droht ihrem zarten Anfang ein frühzeitiges Ende.
Sie fühltihreKräftederüberlegenenMachtdes Feindes erliegen
und wirft sich bittend vorEuropens mächtigste Throne, eineSou-
verainetät wegzuschenken, die sie nichtmehrbeschützen kann. End»
lich und mühsam (so verächtlich begann dieser Staat, daß selbst
dietzabsucht fremderKönige seineBlüthe verschmähte) drängt sie
ihre gefährliche Krone einem Fremdling auf. Aber einen Ver»
räther gab ihr in diesem neuen Landesvater das Schicksal. Das
scheint gegen sie vollendet, mit Wilhelm von Oranien ihr retten-
der Engel geflohen: aber das Schiff fliegt im Sturm und die
wallenden Segel bedürfen des Ruderers Hilfe nicht mehr. Die
Geschichte der Welt ist sich selbst gleich, wie die Gefahr der
Natur, und einfach wie die Seele des Menschen. Die selben
Bedingungen bringen die selben Erscheinungen zurück. Auf
eben dem Boden, wo die Niederländer ihrem spanischen Tyran»
nen die Spitze bieten, haben vor fünfzehnhundert Iahren ihre
Stammväter, die Batavier und Velgen, mit ihrem römischen ge»
rungen. Gestehet. Batavier (so redetClaudius Civilis seineMit-

bürger an), wird uns von diesen Spaniern nicht als dienstbaren
Knechten begegnet? Ihren Beamten und Statthaltern sind wir
ausgeliefert, die, wenn unser Raub, unser Blut sie gesättigt hat,
von anderen abgelöst werden, welche die selbe Gewaltthätigkeit,
nur unter anderem Namen, erneuen. Jetzt ist der Augenblick un»
ser. Nie lag Rom darnieder wie jetzt. Wir haben Fußvolk und
Reiterei; Germanien ist unser und Gallien lüstern, sein Joch ab-
zuwerfen. Die Götter halten es mit dem Tapfersten.' Der selbe
Kampfplatz erzeugt den selben Plan derVertheidiguna.Die selbe
Fruchtbarkeit des Geistes in den Heerführern beider Zeiten läßt
den Krieg eben so hartnäckig dauern und beinahe eben so zweifel-
haft enden; aber einenUnterschied bemerken wir doch: die Römer
undBatavier kriegen menschlich,dennfie kriegen nicht fürdieRe-
ligion. Im Schoß des glücklichenBrabants wird dieFreiheitge»
boren, die, noch als Kind ihrer Mutter entrissen, das verachtete
Holland beglücken soll. Aber das Anternehmen darf uns darum
nicht kleiner erscheinen, weil es anders ausschlug.als es gedacht
worden war. Der Mensch glättet und bildet den rohen Stein, den
dieZeiten herbeitragen; aber die Weltgeschichte rollt derZufall.«
Ehe dasBuch, durch das alle vierundvierzigBelfriedsklöp»
pel hallen, für die Michaelismesse des Jahres 1788 gesetzt, ge»
druckt und sauber gebunden wurde, hatte Goethe auf römischer
Erde das Gedicht vollendet, dessen Keim zwölf Jahre zuvor aus
der selben tzistorienzone in den Schoß seines Bildnergeistes ge»
wehtworden war. Zeugtauch der Egmontnichtvon derVerwandt-
schaft deutscher mit niederländischer Menschheit, nicht von dem
Ver ständniß, das anMainund Ilm für das anMaas und Scheide
Gewollte und Empfundene in enger Stille gereift war? Der An»
zeige, die eine Auffrischung des liebenswürdigsten aller politi-
schen Dramen im berliner Hofschauspielhaus verhieß, konnte ich
nicht widerstehen. Vielleicht blühte hier eine Insel, in deren Hain
die vom rauhen Gleichklang des Kriegsgeschreies müde Seele für
ein paar Stunden sich retten durfte. Seltsam, wie fern denLeitern
und Spielern unserer Bühnen alles Staatliche, noch heute, ist;
als wäre es lästiges Beiwerk, an dem sie rasch vorüber, «ins Rein»
menschliche", müssen: so behandeln sie es fast immer. Der spani»
sche Philipp und die schottische Maria, Burleigh und Octavio,
Waldenstein und Questenberg verzwergen zu «Privatpersonen"

mit launisch gezacktem Schicksal; und der Bau, das Leben und Ver»
gehen der Staatsaktion wird nirgends sichtbar. Keinen lehrt die»
ses tzofschauspiel, daß um Ungeheures gehadert wird; daß zwei
Nationen, zwei Religionen einander zornig berennen und jede
schwüre, nur auf dem Grab der anderen wölbe sich ihr zureichen»
derAthemraum.Alba ist eingrämlicherCensorauskleinemAemt»
chen, dens juckt, den Allmachtgrat des Belagerungzustandes zu
erkletternund einen großentzerrnzurüffeln.zuzausen.hinterEisen-
gitterzuschicken.(And dem derObercensornichterlaubt.seinem «na-
türlichen Sohn" zu enthüllen, daß Leichtsinn die Mutter dem Feld-
Herrn Philipps »unbedingt in dieArmegeliefert-hatte. Sounzart
spricht ein Edelmann nicht auf dem Hoftheater. Immerhin wäre
denkbar, daß dermanierliche Herr vonGoethe solcheRoheit gewollt
ha«.) Macchiavell hat keinAn tlitz; ist weder ge Vissenlostzandelnder
noch zu Hieb und Stich tüchtiger Dialektiker. Die Regentin eine
schlaue,mitvorgeschobenemKinn,schlasfenSchulternunddemLau-
erschritt einer von Lust müden Löwin umherschleichende Dame, von
flinkem Geist und bewußtem Plaudertalent; wenn sie, mltgeho»
denen Achseln und Brauen, die Abdankung ihres Vaters er>
wähnt, meint der Hörer, da müsse sichs wohl gar um den Vorsitz
in einem feinen Aufsichtrath gedreht haben. Doch dieser Vater
war Karl der Fünfte, Deutscher Kaiser undKönIg von Spanien.
Dem gebar das vonseinerGnade umfangene Fräulein van Geest
(1522) Margarete. EinemMedici, dann einem dreizehnjährigen
Farnese ward Karls Tochter vermählt; einem Knaben die Zwitter»
Prinzessin, die wie ein Mann schritt, ritt, jagte, keine Anspannung
der Körperskraft fcheute und nur einem Adamssohn, dem edel
züchtigen Ignatius Loyola, blind gehorsam war. »Die Natur,
deren sie durch Grenzverletzungen gespottet hatte, rächte sich end»
lich auch an ihr durch eineMänn erkrankheit, das Podagra. Unter
den Bußübungen, womit sie ihre Eitelkeit kreuzlgtöj ist eine der
merkwürdigsten, daß sie in der Karwoche jedes Jahres einer gewis»
senAnzahlArmer, denen auf das Schärfste untersag' war, sich vor»
her zu reinigen, eigenhändig die Füße wusch, sie bei Tisch wie eine
Magd bediente und mit reichen Geschenken entließ." Wars der
Dame im teaZovn zuzutrauen? Die hatte nieandkmstahlblanken
Verstände des Bischofs von Arras, der als Metropolit derNie»
derlande Kardinal Granvella hieß, ihres Willens Zünglein ge»

wetzt noch je einem Staatsrath vorgesessen. Als hispano» nieder»
ländischer Mischling mußte Margarete aus der Welt Philipps
in Oraniens den Weg weisen, zwischen Velazquez und Rubens
mit dem erworbenen Schimmer ihres Wesens die Regenbogen-
brücke schlagen. Im Hofspiel braucht stes nicht (der klug das Hand»
werk meisternden Darstellerin wäre das Ziel erreichbar gewesen):
denn hier leuchten die zwei Welten nicht auf; und auch das dritte
Element, der Jan Steen, ist kaum zu spüren. Der größte Auf»
wand trägt nur da Kunstzins, wo ein Schöpfer ihn in den Dienst
weisen Planes gezwungen hat; wo Atmosphäre gezeugt, ein
mächtiges Schicksal, von der Wurzel bis in den Wipfel, von
H errschershand nachgestaltet.in Licht und Dunkel gekleidet worden
ist. Doch (ich will heute nicht Schauspielkritik schreiben) der Gang
reut mich nicht. Das Gedicht drängt sich Deutschen wieder vors
Auge. Der Brief des vlamischen Schelters, die Ankündung König»
lichen S chauspieles: willkommener Anlaß zur Erneuung des Ve»
suches, dem schlicht inWunderfülle prangendenWerk endlich die
Schätzung zu werben, die seinem ernsten Zauber gebührt.
»Hierbei, liebeTochter, kommt ein Briefelein von der kleinen
Brentano. Hieraus ist zu sehen, daß sie noch in fremden Landen
sich herumtreibt. Auch beweisen die Ausdrücke ihres Schreibens,
mehr als ein Alphabelh, wie es ihr bei Euch gefallen hat. Auf
ihre mündliche Relation verlangt mich erstaunlich. Wenn sie nur
die allerkürzeste Zeit bei Euch war, so weiß ich zuverlässig, daß
kein ander Wort von ihr zu hören ist als von Goethe. Alles, was
er geschrieben hat, jede Zeile, ist ihr ein Meisterwerk, besonders
Egmont; dagegen sind alle Trauerspiele, die je geschrieben wor»
den, nichts, gar nichts. Weil sie nun viele Eigenheiten hat, so be»
urtheilt man sie, wie Das ganz natürlich ist, ganz falsch. Sie hat
hier im eigentlichen Verstand Niemand wie mich; alle Tage, die
an Himmel kommen, ist sie bei mir und Das ist ihre beinahe ein»
zige Freude. Da muß ich ihr nun erzählen, von meinem Sohn,
alsdannMärchen; da behauptet siedann.so erzähle keinMensch,
und so Weiler.Auchmachtsie mir vonZeitzuZeitkleineGeschenke;
läßt mir zum Heiligen Christ bescheren. Am Ersten Pfingstfest
schickte sie mir mit der Post zwei Schachteln mit zwei süperben
Blumen auf Hauben, wie ich sie trage, und eine prächtige porze»
laneneChocoladetasse, weiß undgold. Jetzt einen großen Sprung

vonBettinen zu den gläsernen Obstflaschen. Die kommen aufAn»
rathen von Herrn Nikolaus Schmidt unfrankirt; bezahlte ich die
Fracht, welches sonst bei mir immer gewöhnlich ist, so möchte es
gehen, wie es einmal mit dem Kistchen gegangen ist, das ein hal»
des Jahr in der Ine herumfuhr, weil es bezahlt war und der
Fuhrmann deshalb auf denFrachtbriefnichtachtele und ihn ver»
lor. Gott befohlen! Grüßen Sie Mann und Sohn von Ihrer
treuen Mutter Goethe." Am neunzehnten Mai 1807 (Bonaparte
ist, um denGossudarAlerander mitKränzen an sich zu ketten,auf
demWeg nach Tilsit, am Goldenen Horn stehen die Ianitscharen
wider Selim auf und Preußen ringt, blutend, aus wunder, ge»
schändete?Brust nach Athem) schreibt Katharina Elisabeths Goe»
the, die Frau Rath, Frau Aja, an die Schwiegertochter Christiane,
ihres Wolfgangs „Bettschatz«, diesen Brief (der einen Lebens»
luftbereich ahnenläßt.ein deutsches Patriziat, das in zwei tzauben-
blumen und einer Porzelantasse köstliche Geschenke sah, und der
drum ausführlich citirt werden durfte). »Die kleine Brentano*
ist Elisabeth, die Schwester des innerlich reichen Splitterdichters
Klemens Brentano, die dann des Iungromantikers Achim von
ArnimFrauwurd e und derLiteraturgeschichte, wie einst Freunden
und Feinden, Bettina heißt. Der waren «gegen den Egmont alle
Trauerspiele, die je geschrieben worden,nichts, gar nichts." Und
die Sibylle der Romantik, die damals Zweiundzwanzigjährige,
die bis in den Lebensherbst so gern das Kind spielte, war mit
dem Ueberschwang solchen Nrtheils nicht ganz vereinsamt. Jean
Jacques Ampere, des Naturforschers Sohn, hat gesagt (und
Goethe, der nur im nobelstenSinn eitel war.hat dieWorteüber»
setzt): »Egmont scheint mir der Gipfel der theatralischen Lauf»
bahn unseres Dichters; es ist nicht mehr das historische Drama
wie Götz, es ist nicht mehr die antike Tragoedie wie Iphigenie,
es ist die wahrhaft neuere Tragoedie: ein Gemälde der Lebens»
szenen, das mit der Wahrheit der ersten das Einfach» Grandiose
der zweiten Gattung verbindet. In diesem Werk, geschrieben in
der Krast der Jahre und der Fülle des Talentes, hat er vielleicht
mehr alsirgendwodasIdealdesmenschlichenLebens dargestellt,
wieihmsolches aufzufassen gefallenhat.-SchillerundKarlAugust,
die meisten Freunde und Biographen haben anders geurtheilt.
.Der Dichter bringt uns um das rührende Bild eines Vaters,

eines liebenden Gemahls, um uns einen Liebhaber von ganz ge»
wöhnlichem Schlage zu geben. Der Schluß bringt einen Sprung
in die Opernwelt, mit dem der Verfasser muthwiUig die sinnliche
Wahrheit zerstört." (Schiller.Der,nachGoethesZeugniß, «keinen
Neid kannle und der letzte Edelmann, sans tacke et 8ans reprocke,
unterden deutschenSchriftstellern war", doch destzerzensSchrein
damals noch nicht völlig von dem Mißmuth gesäubert hatte.derihn
vor Körner einst aufstöhnen ließ: .Dieser Mensch,dieser Goethe
ist mir einmal im Wege und erinnert mich immer wieder, daß mich
das Schicksal hart behandelt hat; wie leicht ward sein Genie von
seinem Schicksal getragen und wie muß ich bis auf diese Minute
noch kämpfen !'),DerZusammenstoß elementarerLeidenschaften,
aus dem das tragische Interesse entsteht, fehlt hier;und derStoff
ist nicht in die dramatische Form verarbeitet worden. Das Stück ist
ein dialogisirter Roman, nicht ein Drama." (Lewes.) »Weil
Goethe den eigentlich hochlragischenKernpunkt des Stoffes nicht
behandeln konnte oder, wegen des .Aufreibenden', das die dra»
matischeArbeit hat,nicht behandeln wollte, darum hielt er sich an
das Episodische, machte aus der großen Aktion ein Genrebild,
reizend und voll höchster Poesie, aber es liegt neben der Sache,
nicht in ihr. Hierin liegt aber eben so viel Selbsterkenntniß wie,
objektiv genommen, Unzulänglichkeit." (Auerbach.) «Egmonts
ThatenlostgkeitimentscheidendenWendepunktdertzandlungzeigt
schlagend, wie undramatisch das ganze Motiv war, das Goethe
dem Stück zu Grunde legte. (Bielschowsly.) «Egmont fällt nicht
als das Opfer einer großen Leidenschaft oder einer Verstrickung
durch das Sitlengesetz, fondern lediglich als das Opfer seines
bodenlosen Leichtsinns, der den Namen einer tragischen Kollision
nicht verdient.' (Bulthaupt.)«Statt zu handeln,hältEgmont einen
großen Monolog mit Anklängen an Shakespeare, an Goethes
Tagebücher und Briefe aus der ersten Weimarer Zeit." (Baum-
gartner.)Daß ein Gefangener nicht handelt, einvon Kerkermauern
Umschlossener «thatenlos" ist, verdient sicher den härtestenTadel.
Das hoher Wunder volle Werk ist fast verschollen; ist auf deutsch en
Brettern, wieProfessor Erich Schmidt sagte, «ein seltener Gast."
Und wenn es inBerlingespieltwordenwar,schriebMancher,viel
sei, «trotz dem Rang des großen Dichters", davon nicht zu halten.
Mußten wir uns nicht schämen? Schon der Thatsache, daß

vor dem Haufen, der sich .gebildet" dunkelt, so unverständiger
Schwatz möglich, in Deutschland noch immer, wie in Schöllings,
Kotzebues und Caprivis Zeit, jede Entschleierung derGroßthuer
und Schaumschläger verpönt, jede Besudelung der Gipfel gern
gesehen ist? Mehr noch der Schande, daß dieses Gedicht, ein den
Bettinen und denAmperes früh einleuchtendes, nie denWeg in
Leben und Wirkung fand? Da Shakespeares Staatenwelt selbst
dem Briten heute fast mylhenfern ist, Ibsens tzaakon undIulian
imNachtreich wacher Seelen regiren.daifDeutschland sagen, daß
keinem anderen Volk einDrama ward,indemso adelige Gefühls»
kraft sich so starker Staatsweisheit gegattet hat. Neben derFülle
seineswogendenLebens,seinersrohen undmuthigenSinnlichkeit
scheinen die Cid und Polyeucte, Berenice und Britanicus nicht
nurgermanischemAuge steif und starr. Zärtlichaber hegt Dieseder
Schoß der Nation, der sie gebar.Jeder kennt sie, hütet sie als ein
Kronjuwel der Volkheit und in jedem Jahr werden sie, an Fest»
tagen, demBlick gezeigt. NnsereNationalfeiertage wurden durch
die Aufführung kindischer Putzstücke und lärmender Albernheit
»verherrlicht".In welchen Sumpf,während des «Aufschwunges
der Wirthschaft" und der nicht minder laut ausposaunten „Evo-
lution der Literatur", deutscher Geist gesunken ist, wird durch die
Thatsache bewiesen, daß allerlei Quark, den eine hungrige Katze
beschnüfseln, nicht schlingen würde, in einem Iammerjahr den
lieben Berlinern wohl öfter vorgesetzt, von den Intelligenzpäch»
tern öfter heruntergelosfelt wurde als Alldeutschlands Bezirken
die Staatsaktion vom Grafen Egmont.seit Bellomo sie 1791 den
Weimarern illuminirt hat. And doch ist hier Goethe im Bund mit
Beethoven, dessen Musik 1814 von der Ilmbühne erklang, also
auch über hundert Jahre alt ist.Müßten wir uns nicht schämen?
Als von Loewen aus, wo die Studenten sich gegen dieMin»
derung ihrer Privilegien bäumten, der Brand brabantischen Un-
muthes nach Brüssel hinüberflackerte, schrieb Goethe aus Rom:
»Ich bin fleißig; mein Egmont (dessenAnfänge ins Jahr 1773 zu-
rückreichen) rückt sehr vor. Sonderbar ists, daß sie jetzt eben in
Brüssel dieSzene spielen, wie tchfle vor zwölfIahren aufschrieb;
man wird Vieles jetzt für Pasquill halten. Ich hoffe, er soll Euch
Freude machen. Sobald er abgeschrieben ist, schicke ich ihn mit der
reitenden Post. Welche Freude wird mirs sein, von Euch zu hören,

daß Ihr dieser Produktion einigen Beifall gebt! Ich fühle mich
recht jung wieder, da ich das Stück schreibe; möchte es auch auf den
Leser einen frischen Eindruckmachen. - Am ersten September 1787:
«tzeute,kann ich sagen,istEgmont fertig geworden.Ich schicke ihn
über Zürich, denn ich wünsche, daß Kayser (Philipp Christoph,
Wielands Züricher Opernkomponist, dem Goethe Studienreisen
ermöglichte) Zwischenakte dazu, und was sonst noch von Musik
nöthig ist, komponiren möge. Dann wünsch' ich Euch Freude da»
ran." Im November an Frau von Stein: «Die Aufnahme meines
Egmont macht mich glücklich und ich hoffe, er soll beim Wieder»
lesen nicht verlieren; denn ich weiß, was ich hineingearbeitet habe,
und, daß sich Das nicht auf einmal herauslesen läßt. Es war eine
unsäglich schwere Aufgabe, die ich ohne eine ungemessene Frei»
heit des Lebens und des Gemüthes nie zu Stande gebrach t hätte.
Man denke, was Das sagen will: einWerk vornehmen, das zwölf
Jahre früher geschrieben ist, es vollenden, ohne es umzuschreiben!
WasDu vonKlärchen sagst, verstehe ich nicht ganz. Ich sehe wohl,
daßDir eineNuance zwischen derDKne und der Göttin zu fehlen
scheint. Da ich aber ihr Verhältniß zu Egmont so ausschließlich
gehalten habe, da ich ihre Liebe mehr in den Begriff der Voll»
kommenheit des Geliebten, ihr Entzücken mehr in den Genuß des
Unbegreiflichen, daß dieser Mann ihr gehört, als in die Sinnlich»
keit setze, da ich sie als Heldin auftreten lasse, da sie im innigsten
Gefühl der Ewigkeit der Liebe ihrem Geliebtennachgehtundend»
lich vor feiner Seele durch einen verklärenden Traum verherrlicht
wird, so weiß ich nicht,wo ich dieZwischennuance hinsetzen soll, ob
ich gleich verstehe, daß ausNothdurft des dramatischen Pappen»
undLattenwerkes die Schattirungenvielleicht zu abgesetzt und un»
verbunden oder vielmehr durch zu leise Andeutungen verbunden
sind... Kein Stück habe ich mitmehrFreiheitdes Gemüthes und
mit mehr Gewissenhaftigkeit vollbracht als dieses." Später: „Um
mir selbstmeinen Egmont interessantzumachen, fingderRömische
Kaiser mit denBrabanternySndel an.- Als Antwort auf seines
Herzogs Kritik: »Es war ein schweres Unternehmen; ich hätte nie
geglaubt, es zu vollenden; nun steht das Stück da, mehr, wie es sein
konnte, als, wie es sein sollte.«Nicht so demüthig klingt des Greises
Urtheil über das Kind seiner Mannesjahre. Vor Eckermanns Ohr
spricht er: »Ich hielt mich sehr treu an die Geschichte und strebte

nach möglichsterWahrheit. Als ich später inRom war, las ich in
den Zeitungen, daß die geschilderten revolutionären Szenen in
denNiederlanden sich buchstäblich wiederholten. Ich sah daraus,
daß dieWelt immer die selbige bleibt und daß meine Darstellung
einiges Leben haben müsse... Durch meinen Goetz und Egmont
habe ich mir Shakespeare vom Halse geschafft; er ist gar zu reich
und gewaltig/Als derFamulus gesagt hat, das Drama sei tiefer
als irgendein anderes deutsches von dem Langen nach Volks»
freiheit erfüllt: »Man beliebt einmal, mich nicht so sehenzu wollen,
wie ich bin, und wendet die Blicke von Allem hinweg, was mich
in meinem wahren Licht zeigen könnte. Dagegen hat Schiller, der
(unter uns) weit mehr ein Aristokrat war als ich, der aber weit
mehr bedachte, was er sagte, als ich, das merkwürdige Glück, als
besonderer Freund des Volkes zu gelten. Ich gönne es ihm von
Herzen und tröste mich damit,daß es Anderen vor mir nicht besser
gegangen ist. Weil ich die Revolutionen haßte, nannte man mich
einen Freund des Bestehenden. Das ist aber ein sehr zweideutiger
Titel, den ich mir verbitten möchte. Wenn alles Bestehende vor»
trefflich, gut und gerecht wäre, so hätte ich gar nichts dawider."
Ueber Schillers Bearbeitung (die 1796, bei Isfiands Weimarer
Gastspiel, auf die Bühne kam, Margarete von Parma und Eg»
monts Traumvision strich, Sätze und ganzeSzenen einflickte, die
fünf in drei Akte zusammenzog und, trotz ihren plumpen Miß-
griffen,nochunterL'ArrongeimberlinerDeutschenTheaterspukte):
«Durch den Glanz, den die Neigung der Regentin auf ihn wirft,
gewinnt Egmont an Bedeutung; und auch Klärchen scheint ge»
hoben, wenn wir sehen, daß sie, selbst übe: Fürstinnen siegend, Eg»
monts ganzeLiebealleinbesitzt.Dassindsehr delikate Wirkungen,
die man ohne Gefahr für das Ganze nicht verletzen darf. Aber
Schiller hatte in seiner Natur etwas Gewaltsames; er handelte
oft zu sehrnacheinervorgefaßtenIdee,ohnehinlänglicheAchtung
vo» dem Gegenstande, der zu behandeln war. Ich hatte damals
so wenig Interesse für den Egmont wie für das ganze Theater und
ließ ihn gewähren. Jetzt ist es wenigstens ein Trost für mich, daß
das Stück gedruckt dasteht und daß es Bühnen giebt, die ver ständig
genug sind, es treu und ohne Verkürzung so aufzuführen, wie ich
es geschrieben habe." (Welche? Nur in Karls ruhe war der Regen»
tin und ihremMacchiavell, vierIahre zuvor, 1823, dieBühnen»

Pforte geöffnet Woldenz inWeimar selbst durfte dasPaar erst 1838,
also lange nachGoethesTod.auf dieBretter.aufdenenauch dann
noch Schillers Verstümmelung in Wort und Szene nachwirkte).
Daß Brackenburg undIetter, derZimmermannund derSeifen»
sieder den Galeriedemokraten weniger gefielen als Schillers Ver»
rina und Miller, Roller und Stausfacher, ist uns heute nicht so
«merkwürdig" wie des Dichters Glaube, er habe sich treu an die
Geschichte gehalten. Die kündet ganz Anderes als sein Gedicht.
LamoralGrafEgmond,Fürstvoy Gaure,der MannIohannens,
einer Pfalzgrafentochter aus Speyer, die ihm in die heiterste Ehe
viele Kinder gebar, war sechsundvierzig Jahre alt, als ihm auf
dem brüsseler Markt, nach demUrtheil des von Alba eingesetzten
„Rathes der Unruhen" (den das Volk den Blutrath taufte), der
Kopf abgefchlagen wurde. Katholik; Schirmvogt einer Benedik»
tinerabtei bei Alkmaar; als Soldat, unter Karl dem Fünften, in
Deutschland, Frankreich, Algerien bewährt und im franko» spani-
schen KriegMitführer, Mitsieger bei Saint» Ouentin und Grave»
lingen. In Philipps Gunst, wie in des Vaters; Statthalter von
Flandern undArtois. Duldsam,dochimRömersinnfromm. Nach
dem Bildersturm hat er in seinerProvinz gegen die Protestanten
soblindwieinBrabantderToledanergewüthet. Er wollteAdels»
Herrschaft, Oligarchie, nicht spanisch straffen Centralismus, und
wurde dadurch.trotzdem er,wie alle^ueux, von sich sagen durfte,
er fei „en Wut Meie roi", dem Hofe verdächtig. Philipp halte
sich in den Wahn gewöhnt,« könne, er müsse jeden derRegirung
und dertzeiligen InquistttonWidersprechenden »zerschmettern".
AlseineschwankendeGestaltstehtdieserEgmontvorunseremBlick.
Auch von ihm dürste, von dem fruchtlos kühnen Krieger, ein goethi-
scher Carlos sprechen: «Es ist nichts erbärmlicher in der Welt
als ein unentschlossener Mensch, der zwischen zwei Empfindun-
gen schwebt, gern beide vereinigen möchte und nicht begreift, daß
nichts sie vereinigen kann als eben der Zweifel, die Unruhe, die
ihn peinigen." Abkunft undtzerrnstolz stimmen ihn früh gegen die
Aufruhrstifter; ob andemFeuer, das ihre frechetzandentfachthat,
aber nicht eine dem Adelsgaumen fchmackhafte Speise garzu-
kochen wäre? Margarete schickteihnnach Ppern; statt mit schnellem
undstarkemArmdortdteRuhe und Ordnung wieder herzustellen,
zeigt er sich zunächst nur,wie eine lebende Hoffnung, den Kirchen-

bildschändern und K!osterstürmern und scheint, auch in Oude»
naarde, ihre Zerstörungwuth zu nähren. Spät erst rasft er sich zu
festem Eingrisf auf; zu spät. Vergebens fleht dann, im Ornat auf
den Knien, der milde Bischof vonVpern umAlbasBarmherzig»
keit: er selbst muß dem Gefangenen die Vollstreckung des Todes-
urtheils ankünden und den unter der Wucht dieser Botschaft fast
Brechenden mit dem Bilde des Kruzifizus stützen. Als ein gläu»
biger, nirgends vomDogma abtrünniger Katholik istEgmont ge-
storben. Holzwarth, ein katholischer Geschichtschreiber d« Nieder»
lande, hat über ihn gesagt: „In Spanien hatte ihn das Wohl«
wollen des Königs entzückt«. (Als er 1565, im Auftrag desunzu»
friedenen Adels, nach Madrid gegangen war.) »In dertzeimath
vermochteerdannnicht,dieMaschendervonseinenFreunden ver»
wickelten Kabale zu entwirren, und das rosenfarbige Licht,in dem
er seinen Souverain geschauthatte, verdüsterte sich.ImZornstrafte
er streng; im Gedanken an seine Popularität, in der Eitelkeit, sie
festzuhalten, gewährte er freigiebigNachsicht undVersöhnungund
machte sich durch die Strenge verhaßt, durch dieMilde verdächtig.
Er war ein eifriger Katholik und hatte doch das Sektenwesen be-
günstigt; er war ein warmerAnhänger des Königs undhatte doch
zum Aufruhr gegen ihn mitgeholfen. Bis in die letzte Stunde der
Entscheidung hinein, bis O r anien die offeneAufforderung zur Re-
bellion stellte, hatte dieser Mann ihn ganz im Netz gehabt, am
Gängelband geführt. Jetzt, wo er mit ihm bricht, wo er sich ent-
schieden für den König erklärt, läßt er sich doch noch mit Miß trauen
erfüllen: als ob es derKönig mit ihm und dem Lande nicht redlich
meine. Immer unsicher auf denWogen der Popularität sich wie«
gend, immer schwankend zwischen der Vasallentreue und derRe«
volution, verfällt er endlich dem Verhängniß seines Charakters/
Die selbe Farbe halte Goethes erste Quelle: des römischen
Jesuiten FamianoStrada Werk«!)« dell« belZico-, das (da es
deutsch nicht erschienen ist, vielleicht in der von dem Ordenö bruder
Du Ryer besorgtenfranzöstschenAusgabe) just in der Zeit auf den
Dichter wirkte, da er auf Elisabeth (Lili) Schönemann verzichtet
hatte und aus wunderSeele nach rascherAusfüllung der»fürchter-
lichen Lücke" trachtete. Der von Strada überlieferten Geschichte
war er nicht treu; und ein dritter Jesuit, der kluge, in seiner Ge»
bundenheit bewundernswerthe AleranderBaumgartner, konnte

von ihm sagen: «Aus einem seine Schuld sühnenden Katholiken
hat er einen Märtyrer der Reformation gemacht, aus einem be-
deutenden Kriegführer und Parteihaupt einen verliebten Ofsizier,
dem es Mehrum Eroberungen aufdem Felde der Liebe als um krie»
gerische Heldenthaten zu thun ist." Konnte ihm, als desNachstre»
bens würdiges Muster, denWiedertäufersprossen und Strumpf»
Händler Joost van denVondel zeigen, der in seinemDrama »Lu»
zifer"(«demhöchstenMeisterwerkderniederländischenDramatik>
einem der großen Marksteine der Weltliteratur") Edleres gewollt
und vermocht, den Abfall der Niederlande als ein Unternehmen
höllischer Kunst durchschaut und die innere Pragmatik der Glau-
benskampfzeit wahrhaftig und großartig gezeichnet habe. Vondel
undGoethe; lächelnd blicken wir aus Märchens Stubeausden ab-
gewetzten.vonMoosüberwachsenenMarksteinderWeltltteratur.
Und begreifen doch nicht, wieunserDichterinden Glaubenkam, er
sei dertzistorie treu geb.ieben. Von derAenderung des egmonti-
schen Familienstandes hat er sich beinahe schlau entschuldigt; und
dabei leis angedeutet, wieersmitderTreuemeine.AisvonMan»
zonis.seinesLleblingsundVerehrers.pariserGesellschafterfolgen
die Rede war, fprach Goethe: »Ihm fehlt nichts, als daß er selbst
nicht weiß, welch ein guter Poet er ist und welche Rechte ihm als
solchem zustehen. Er hat gar zuvielRespektvorderGeschichteund
fügt aus diesem Grunde seinen Stücken immer gern einigeAusein»
ändersetzun gen hinzu.in denen ernachweist, wie treu er den Einzel-
heiten derGeschichtegebliebensei. Nun mögenftineFaltahistorisch
sein; aber seine Charaktere sind es eben so wenig wie meinThoas
und meineIphigenie, KeinDichterhatjedlehistorischenCharaktere
gekannt, die er darstellte; hätte er sie aber gekannt, dann hätte er
sie schwerlich so gebrauchenkönnen. DerDichtermuß wissen, welche
Wirkungen er hervorbringen will, und danach die Natur seiner
Charaktere einrichten. Hätte ich den Egmont so machen wollen, wie
ihn die Geschichte meldet, als Vater von einem Dutzend Kinder, so
wäre sein leichtsinniges Handeln sehrabsurd erschienen. Ich mußte
also einen anderenEgmont haben,wie er besser mit seinentzandlun-
gen und meinen Absichten in Harmonie stände. Wozu wären denn
dlePoeten.wenn sie nur das vomtzistorIkerUeberlieferte wiederho-
len wollten?DerDichter muß weitergehen; uns etwastzöheres und
Besseresgeben.DieCharakteredesSophokles.auchShakespeares

haben,alle,Etwas vonderhohenSeele desgroßen Dichters.Undso
istsRecht; und so soll man es machen.Shakespeare gehtnoch weiter
er macht seine Römer zu Engländern; und zwar wiedermit Recht:
denn sonst hätte ihn seine Nation nicht verstanden." Eine späte
Antwort auf Schillers Kritik, die den liebenden Gemahl, denrüh»
renden Vater vermißte ? Vielleicht; ein Nachwort zu der freundlich
spottendenEpikritik: «DensittlichenTheildes Stückes hatderRe»
zensentgargutzergliedei t; ermag aber.was denpoetischenTheilbe-
trisft, Anderen noch Etwas zurückgelassen haben." In dem kurzen
Fragment »Aus vi einem Leben" sagt Goethe:»Ich wußte jede klei»
nere und größere Begebenheit in einen theatralischen Plan zu ver»
wandeln. Alles Poetische und Rhetorische schien mir angenehm
und erfreulich. Die Weltgeschichte hingegen, der ich gar nichts ab»
gewinnen konnte, wollte mir im Ganzen nicht zu Sinn." DerDich»
ter dünkt ihn Herr auch über die Historie, hoch über ihrem dürren
Reich, insouverainemRechtzujederUmbiegung.jederGestalten»
Wandlung, die er für die Wirksamkeit seines Gedichtes braucht;
und rühmlich treu noch, wenn er nicht (wie der Schnellschneider
des »Clavigo") alle Nähte der überlieferten Menschheitkleider
auftrennt. ObPoetengewaltdieGeschichtewürgt,obElisabethvon
England zum Bud enscheusal und Maria Stuart zur holden Mär»
tyrerin, Beaumarchais zum seelisch reinentzeldett undMacchia»
vellizu einem als Maskenballspanier aus der Wilhelmstraße kom-
menden Pretzreferenten wird: Solches bekümmert ihn nicht. Er
fühlt sich als einen Weltenschöpfer. Auf seinen Ruf wird Licht. Und
in gelassenem Trotz spricht, wie sein Prometheus zum Himmels»
beherrsche?, erzu Kleto:»Hier sitz' ich.formeMenschen nach meinem
Bilde, ein Geschlecht, das mir gleich sei, zü leiden, zu weinen, zu
genießen und zu freuen sich und Dein nicht zu achten, wie ich!" Nur
der Bildner weiß, welchen Geistes Kind der Held sein muß, den er
in der Absichtauf einbestimmtes Ziel braucht; nur erkann des tzel»
den Handeln mit dieser Absicht „inHarmonie" bringen. Und ists
ihm,selbstumdenPreisshakespearischerVolkheitwandlung,gelun-
gen, dann wird er gewiß, dannerst, vonseinerNationverstanden.
Warum gelan g es, bis heute.demEgmontdichternicht? Weil,
wie er 1787 in der Villa Borghese las, die Freunde in der Hei»
math einige Szenen zu lang fanden? Weilderen »Ausstellungen
über Dieses und Jenes" fest und richtig begründet waren? Weil

da' Drama »romanhaft" (Gruppe), „locker gebaut" (Schmidt),
der Schluß „opernhaft und ein Zeugniß vom schlechten Gewissen
des erweichten Tragikers" (Meyer) ist? Nein. Das cZrsme roms-
«esque hielt sich stets in der Massengunst: und wirsind an viel locke»
rerenBau,anungleich gröber eMelodramatikgewöhnt.Die dicksten
Anftoßsteine hatte Schillers Theaterpranke ja weggewälzt. Die
«langweilige'Regentin war ausgemerzt; Richard, der Sekretär,
Platzte in Klarens Kammer und brachte seinem Grasen die Ladung
zuAlba: knapper und straffer sah Alles sich an; und die göttliche
Freiheit borgte, im Traum des zum Tod Verurtheilten, nicht mehr
von der Geliebten dieGestalt. Das half nicht. Schiller hat alsBear»
beiter, von Macbeth bis herab zuTurandot, stets dem Werk nur
geschadet. Und wenn Goethe ihm noch williger gehorcht, Egmonts
Fluchtweigerung auf die Sorge um das gefährdete Familien»
vermögen gestützt, den „in Rache und Schadenfreude unersätt»
lichen" Alba, als Henker vermummt und verlarvt, zur Urtheils»
VerkündungindenKerkergelassen hätte, wärs nur noch schlimmer
geworden. Das Gedicht wird, scheint mir, von der Nation nicht
verstanden, weil sein Hintergrund zu dun'el, weils nicht, wie
jedes auf der Bühne lebensfähigeDrama müßte, insich, durch sich
leibst verständlich ist. Karlund Philipp, Margarete undOranien:
was sind sie dem gestern vor den Guckkasten Gepflanzten? Sche»
inen. Er weiß nichts von ihnen; weder, welche Kastenmacht hinter
dem wortkargen Oranier stehe, noch, weshalb man gerade Karls
Sohn keiner Niedrigkeit zeihen dürfe; nicht das Winzigste von
Gravelingen und Saint>Quentin, von den Schellenkappen und
Pfeilbündeln auf denAermeln der Adelsdiener, von den Bettel»
sackbildern auftzut und Gurt der Gueusen. In ihm wird, fast in je-
derSzene, die nicht nurvonLiebe singt, ein Wissen vorausgesetzt,
das er nicht hat. Zuerst fühlt er dieses Zutrauen wie linde Schmei-
chelwärme; schämt sich auch, zu gestehen, daß ers nicht verdiene;
doch er kann nicht mit, kommt kaum je in Hitze und gähnt bald:
„Eins seiner schwächeren Stücke; bekanntlich." Nicht so zu eigener
wie zu des immerhin bedeutenden Dichters Entschuldung. Er faßt
nicht, wofür und wogegen vorn geredet, gekämpft wird; wie ein
Wacher von diesen Seifensiedern und Pfennigkrämern Wider»
standskraft erwarten kann; vor welchem Bürgerkrieg Egmont
warnt und Oranien nicht bebt; welche Güter Klarens Liebstermit
SS

dem süßen Leben, mit der schönen, freundlichen Gewohnheit des
Daseins und Wirkens bezahlt. Im Spielhaus wird ihm nichts
davon gesagt. Wird sorgsam nur, beim Armbrustschießen, imPa»
last und in der Schwarmrede des langenden, bangenden Mäd»
chens, die Wesensart des Helden entwickelt. Da tritt eine Frau
auf, die andeutet, sie sei die Schwester Philipps des Zweiten
(„Das istBassermann in Don Carlos!"), Allerlei über eine neue,
dem Hörer nochmehralsden Spaniern „fremde" Lehre spricht und
eher für als von Egmont Arges zu fürchten scheint. Ihr Vater
hat abgedankt; wie hieß er doch gleich? Sie wills auch; weil Alba
doch stärker ist «IsFreneda undLasVargas. Wer, wie, was sind
denn Die? Und warum trägt der Schreiber der guten Prinzessin
den Namen des (imOchsenreich verrufensten)Florentiners? Da
kommt, für zwölf Minuten, ein Mann, der über Karls Kinder,
über Königswllltur und Volksführerpslicht höchst Vernünftiges
fagt, seinen Freund E gmont(vorwelcher Gefahr, zum Henker?) in
Sicherheit bringen will, mitder schluchzenden, thränendenStimme
aber kein Gehör findet und, für immer, von ihm und uns scheidet.
WeiseroderGrillenfänger?Oranien: wenn sich nurbei demNamen
etwas Nützliches denken ließe! Auf Schrittund Tritt gehts fo:vorn
und hinten durch Nebel. Daß Schiller, der nicht erst in Wallen-
steins Lager und im Polenreichstag der Kunst, einerMenge selbst
wirre Zusammenhänge flink aufzuklären, Großmeister wurde, die-
sen Mangel gar nicht gespürt hat, ist viel merkwürdiger als sein
Stammsitz im Ersten Rang der Volksgunst. Nach ihm haben
Theaterkundige inGoethesNiederlandkaum je noch ernstlichge-»
birscht. In der Villa Borghese tröstete derLeser kritteInderBriefe
sich mit «der alten Bemerkung, daß der unpolitische, in seinem
bürgerlichenBehagen bequeme Kunstfreund gewöhnlich da einen
Anstoß nimmt, wo der Dichter ein Problem aufzulösen, zu beschö-
nigen oder zu verstecken gesucht hat." Auch in diesem gar nichtpro-
blematischen, menschlich ganzhellenDrama? DasTrostbedürfnitz
eines Geärgerten, der zu neuemWerkFröhlichkeitbrauchte,w!es
in diesen kurzen Schlupfweg, hinter dem er sich sonnen konnte.
Nicht einmal Scherer hat, der Getreuste, seinem Olympier nach»
gesprochen, zwischen Albas Residenz und Klaras Stübchen fei
ein Problem gelöst, beschönigt, versteckt worden. Versteckt blieb
der schwache Punkt des Gedichtes: daß es nicht selbst sich in allen

Theilen erklärt undaneinerWissensvoraussetzungleidet, bieder
Schaumenge Nnleistbares zumuthet, ihr Interesse splittert, in
Wirrniß entgleisen läßt und mählich lähmt. Mittel dagegen? Die
Pariser schicken solchen Dramen eine conterence voraus, die das
Nöthigste, in zierlicheWorte verpackt, herumreicht.Wir haben ja
eine Kritikerzunft. Deren Beruf ist nicht nur, mit Ja und Nein,
Herrlich und Schändlich zu Hökern, sondern, ihrer bunten Kund»
schast dieMittel zu erwerben, durch die man zu denQuellen steigt.
Ueberreichlich würde, wie gekröntenVerschwendern geleiste»
ter Dienst, die leichte Mühe belohnt. Als Volkslied, als Sym.
phonie vom frohenLeben und stolzen Sterben des liebenswürdig»
sten, moderner Menschheit nächstentzelden.derje ein Schaugerüst
beschlitt, und alspoltttschesDrama glänzt, einer allschönenHelena
auf Spartas Zinne gleich, dieses Gedicht von einsamer, doch eis»
freiertzöhe. Deutscher Boden gebars; unter römischer Sonne ge»
dich es in Reife. Wucht und Anmuth hat es, das Brustgewölb,
durch das Mannesathem weht, und zarte Tanzfüße; die über»
müthige Heiterkeit eines Lenzmorgens und den düsteren Ton un»
endlicherTrauer, die aus Grüften in welk raschelndes Laub sickert;
es schwebt und schreitet, kichret und dröhnt wie von Erz; gesellt
von Rubens, Vermeer.Ian Steen und Velazquez die Pracht der
Gestalten; und Beethovens Genius tönt nachbarlich von ihm.
Das Volkslied. Nicht an Klarens Bubensang und Mädchen»
klage denket zuerst (obwohl selbst dem frohnalürlich Fabulirenden
Kräftigeres.vonMenschenblutWärmeres niegelungen ist). Auch
nicht ondie aufMarktundGassegeschaartenBürger.Die stammen
von Shakespeares übel riechenden britischen Römern, römischen
Briten;wurden,manchmal,sogarinderenRüpelrhy hmus einge-
stimmt. Immerhin sind sie, sind auch die beiden Soldaten, Karls
und Philipps, so wirksam und doch fein „schattirt", wie dieNoth»
dürft des Pappen» und Lattenwerkes erlaubte: der feige Schnei»
der, Klugschwätzer, Fortschi ittsparteimann und Hahnrei; der sich
aufgeklärt dunkelnde, auf verlustlose Kundenwahrung bedachte
Krämer; der hitzig fromme, für die Sache des rechten Glaubens
fchlaglustige Seifensieder; der hochnäsig aufs »Pack* schielende
Zimmer'- und Zunftmeister. Thorheit hat rüffelnd gesagt, der
verliebte Graf müsse wohl auch auf der Straße stockblind gewesen
sein; sonst könne er von diesem Häuflein scheckiger Willenskrüp»

pel nicht zuAlba sprechen: «Ich kenne meineLandsleute.Es sind
Männer, Werth, Gottes Boden zu betreten; ein Jeder rund für
sich ein kleiner König; fest, rührig, fähig, treu, an alten Sitten
hangend. Starr und fest! Zu drücken sind sie, nicht zu unter»
drücken/ Thorheit.Was amRinnstein sitzt.holtsich schnellSchmutz-
flecke; was dieGährung wirkt, isttzefe. Pöbel drängt tagein,tag»
aus auf die Klalschgasse; den Kern der Bürgerschaft löst nurschwere
Voth aus dem Schalengehäus. Egmont übertreibt auch, mit Be»
wußtsein; da er nicht, wie ein Schneider oder anderer Narr, von
friedfamem Gewinfel Heil hofft, da er Politiker, nichtAbonnenten»
angler ist, hütet er sich, dem Gegner den Sitz der Schwäche, die
Stelle geringsterWiderstandsfähigkeit zu enthüllen. Soll er, wie
unsere humansten HandlerundWandler gestern zu Franzosen und
Briten,etwa zuAlba sprechen: Wir wollen Geld verdienen, nim»
mermehrfür unser Lebens recht kämpfen? Dumm war er nie; des-
halb: »Zudrückenstndsie.nicht zu unterdrücken." (Vismarck,auch
mit bewußterAbsicht aufeineDämpfungfremdenMachtwahnes:
„WirDeutschefürchtenGott,sonstnichtsaufderWelt/Auchnicht
vom granitenen Neberzeugungsöller herab; aus dem Böschung»
Winkel des Wunsche?, daß es, wie einst die augustinische Mah»
nung »I^on iimeamus nisi Oeum«, sich Gehör erhalle.) Das Vocks»
lied klingt aus dem unsichtbaren Chor der Egmonts Kerker Am»
schleichenden, Ilmsorgenden in unser inneres Ohr. AusBracken»
burgs Zagheit und krummgiebeliger Seelenenge. Aus Klarens
(nur, von dünnemStist, angedeutetem) Verhältniß zur angstvoll
eitlen, unter Kummerfalten bethulichen Mutter. Aus jedem Wo rt,
jedemSchritt des starken Mädchens, das sichWamms und Hosen
ersehnt und unterm schwellenden Mieder doch, alsFürstenschätz»
chen, das Herz einer fein fühlenden Jungfrau birgt. (Nur derMa-
damevon Stein konntesieelnerDirne ähnlichscheinen. Diemochte,
wie alle Weiber ihres Schlages, in der Schöpfung des ihr wich»
tigstenMannes nurtzoldheit, zu der sie Modell gestanden haben
konnte. Und witterte vielleicht auch eine kränkende Erinnerung an
Lili, der noch Geibel, in einem Brief an Ferdinand Eckbrecht
Grafen von Dürckheim»Montmartin, den Ehegefährten zweier
EnkelinnenLilis, «ungewöhnlicheCharakterstärke und, bei weib»
licherAnmuth und Liebenswürdigkeit, ein großes Maß von Opfer-
mut!) und Pflichttreue" nachrühmen durfte.) Klare ist stark; nicht

st^irk genug, den Liebsten aus derToledanerstahlfaust zu befreien,
aber, ins Morgengrau ihm auf die letzte Reise voranzugehen. Sie
ist (unglaublich däuchts und ist dennoch wahr) auf derBühneoft
zu der Klippe geworden,«« der eineWirkungmöglichkeitzerschellte;
fast immer. Sie ist nicht „ganz naiv", vom Wirbel bis zur Zehe
schlicht empfindendesKleinbürgerkind; darf nicht als ein hollän-
disch heiteres, holländisch stämmiges Gretchen gespielt werden:
sor st hat ihr Sturmruf auf der Straße, ihre Bereitung zum Tode
einen fremden, bretternenTon und zwingt keinen Widerhall aus
des HörersBrust.»Sag'mir! Sage! Ich begreifenicht! BistDuEg»
mont ? Der Graf Egmont? Der große Ej mont, der so viel Aufsehen
macht, von dem in den Zeitungen steht, an dem die Provinzen hän»
gen?" Das kommt aus anderer Gefühlszone als Gretchens: »Bin
doch ein arm, unwissend Kind, begreife nicht, was er an mir findt."
Klärchen begreifts; steht nicht beschämt vor ihrem Fürsten und
sagt nicht zu allen Sachen Ja. Nie wäre Gretchen auf die Straße
gegangen, um für ihren Heinrich die Bürgerwehr aus trägem
Schlummer zu pochen. Nie hätte vor ihrem Heinrich (auch dem
Grafen aus Geldern gab Goethes wunderliche Laune ja diesen
Vornamen) Klaren gegraut; und wäre er zehnmal als desBösen
SP eßgesell erschienen. Wie ward möglich, zu verkennen, daß sie
den Stoff und den Wirbel zur Heldin in sich hat? Zu überhören,
daßjedesvonLeidenschaft,aus ihrer Erlebensmitte, auf dieLippe
getriebene Wort »pathetisch" (so sagen wir) klingt, fast jedes ir-
gendwo die Färbung von heroinhafter Gl oßheit hat? Da Mutters
doppelt befeuchteter Mund sie ein verworfenes Geschöpf heißt,
kommt aus kaltem Stolz der Aufgereckten, wie aus Marmorktefern
der blanke, rein im Sonnenlicht funkelnde Strahl, die Antwort,
dieFrage:»EM0ntsGeliebteverworfen?WelcheFürstInneidete
nicht das arme Klärchen um den Platz an seinem Herzen!"
Unbegreiflich, daß noch der in Goethes Welt seit Jahrzehnten
heimische ProfessorErichSchmidtschreibenkonnte: »Schiller selbst
zwingt sich zum Preis Klärchens, einer Gestalt, die seinem eige»
nen Schöpfervermögen ganz fern steht." Nicht so fern doch wie
irgendeine andere goethtsche Frau, näher noch als Iphigenie,
Götzens Schwester und die bleiche Leonore; schaffen konnte sie
Schiller freilich nicht, brauchte sich zu ihrem Lob aber nicht zu
zwingen.»Könnt Ihr denn leben ? Werdet Ihr, wenn er zuGrunde

geht? Mit seinem Athem flieht der letzte Hauch der Freiheit.
Könnt' ich an meinen Busen drückend Euch erwärmen und be»
leben! Wie eineFahne wehrlos ein edlestzeervonKriegeinan»
führt, so soll mein Geist um Eure Häupter flammen und Liebe
und Muth das schwankende, zerstreute Volk zu einem fürchter»
lichen Heer vereinigen." Einnaives Kleinbürgerkind? »O,bindet
mich, damit ich nicht verzweifle, und werft mich in den tiefsten
Kerker, daß ich das Haupt an feuchte Mauern schlage, nach Frei»
heit winsle, träume, wie ich ihm helfen wollte, wenn Fesseln mich
nicht lähmten, wie ich ihm helfen würde!" Das läßt an Schillers
Neigung in grasse Gewaltsamkeit denken. Nnd ist nich!, wie Noras
abstrahirte Gesellsch aftlehre einem Lerchengefieder, demSchä ker»
kittel einer drall lieblichenvlamischenFürstenbuhIeangeflickt.Das
muß (und kann) feitKlarenserstemAuftritt,fchonim Klang ihres
«Leibstückes", vorbereitet werden: fönst verhallts, wie Theater»
ge witter, zwischen Leinwände. Nicht «Egmonts weibliches Eben»
bild" (wieBlelschowskymeinyist Klärchen.sondernselnesWesens
Ergänzung (ausihmpolfernemKlima): mann haftenSinnesinihr
so viel wie in ihm tändelnde Weibheit. Ihr letzter Blick spaltet den
Nebel, der das Mordgerüst einschleiern soll, und dieses Früh»
grauens Ahnung scheucht sie ins Grab. Er sieht sie im Kleid der
kühnsten Göttin; und wähnt sie doch geborgen, wenn er sie, sein
«Kleinod", einem edlen, begüterten Iüngltng vermacht hat.
(Ist hier, wie Lesstng zu sagen Pflegte, dem Dichter etwas
Menschliches begegnet? Man möchte anüberlegtePsychologen-
feinheit glauben. Egmont ahnt nicht, was er in Klare besaß; daß
sie mit ihm zu leben aufhört und ihr Schatten von seinem untrenn-
bar ist.Wie tief leichterSinn dasLiebste selbst unterschätzt,sollte,
denkt derAufmerkende, durch diesen fast frechen Wesenszug offen-
bar werden.Sollte? AlsGoethe inRom las,, amMeisten tadelns»
Werth" scheine den Weimarer Freundinnen KI ärchens Vererbung
an Ferdinand, wußte er keine rechte Antwort, haschte nach Aus-
flucht, trug den Streitfall vors Schiedsgericht der Kauffmann,
die, als von einemLakaien inBett» und Vermögensgemeinschaft
Gkprellte,ohnesicherenWeibsinstinkt,fürsoHeikles deshalb kaum
recht zuständig war, und überklebte die Gewissens bißstelle schließ,
lich mit einem Pflästerchen. »Nur auf subordlnirteWeise konnte
Klärchens indem Gespräch der beiden Männer gedacht werden."

Das hat nicht die Klangfarbe bewußten Willens. Mußte von der
Liebsten denn vor dem fremden Jüngling geredet werden, der aus
zagerGeschlechtsunruhe einen Schleichweg in Männlichkeit sucht?
Klare ist dem entweihten Gottesbild schon in den letzten Schlaf
ausgewichen; und ihr Held, dessen Wesens sie sich einen Theil,
einenkleinen nur, fühlte, empfiehltste, als ein der Bergung würdi»
ges.doch auch bedürftiges Kleinod, einem reichen Knaben, Albas
halb flüggem Sohn. Hat nicht die Absicht auf einen Charakter!»
sirungzweck.dessenNutzenundNachtheildann noch bedachtsam zu
wägenwären,diesVermächtnißersonnen,sollsnurdiefürWonne-
visionen «in Bild und Ton' allzu harte Pritsche des Sträflings
polstern, so ists von abscheulicher Plumpheit. In Egmonts Blut
ein fremder Tropfen. Wirf ihn wieder heraus, guterDramaturg!)
Durch die Symphonie hüpft, früh und spät,einScherzo.Und
in ihrem Helden ist des Weibes mehr, als einem Feldhäuptling
zuzutrauen warznichtmehr.als ihn günstig kleidet. Dieser Egmont
(der, freilich, nicht I^a murale heißen dürfte) ist nicht nur in Lieb»
chens Kammer neckisch.imgestickienSammetrock des Vliesritters
kokett. Auch im Bürgergedräng („Ich vergesse Niemanden leicht,
den ich einmal gesehen und gesprochen habe"); vor seinem Schrei-
ber („Versäume nicht.Elviren zu besuchen.und grüße sie von mir");
tnAlbasSaal,unterschonpechschwarz dräuendem Himmel („Es
ist nicht das schlimmste Pferd; ich Hab' es schon eine Weile und
denke, es wegzugeben"). Er möchte Jedem gefallen, ruht nicht,
bis er wieder Einen, wörs auch nur einyämling,am Köder hat;
und fühlt, wie einevor Spiegeln geschulte Ballfchö ne, noch mit ver-
hängtem oder abgewandtem Blick alle Augen auf sich gerichtet.
Varfsfühlen und in Eitellust courbetiren, ohne vergeckt oder wei»
bisch zu scheinen. Denn er bleibt vom Schopf bis zur Sohle ein
Ritter. Weil ers bleibt, darf er sich unbelächelt an dem Bewußt»
sein rösten, daß die Regentin, des Kaisers Tochter, ihn lieber als
irgendeinen Anderen fleht; und vor der glasirten Kachel, die ihn
spiegelt, in denDufi seines Wesens noch Kunstessenz sprühen. Er
hat gc fochten, gesiegt; ist des Volkes Hoffnung, der Hort des Adels;
aus ^Zternfirnen glitzertseinRuhm, seines Namens Lichtquell Her-
nleder; wenn das Gerüchtsein NahenausGentmeldet,entrunzeln
im Elendsheim sich die Stirnen, gaffen vier, fünf Köpfe aus jedem
Fenster, nickt es und fcharrt vor der morschesten Thür, wird er,

der Größte, der Schönste, wie ein blinkendes Palladion, ein Schutz
verbürgendes Reichspanier, der blaß glotzenden Stadlwinkelbrut
gezeigt. Da GefahrihnimDämmer beschleicht, bebt diePrinzelsin,
schlottert die Menge, weint Oraniens wie in Eisreif gesüßtes
Auge um ihn. Alle Jugend hängt ihm an: Buyck, Richard, Fer»
dinand, Klärchen; der Gemeine aus seiner Schwadron und der
Sohn desTodfeindes, destzenkers. Furchtlos ist er (bis, darin des
Homburgers Vorbild, dicht an den Rand des offenen Grabes) und
dennoch klug wie das listigste Schlänglein; dem Schmälsten Höf»
lich und vor dem gefälligen Spiegel seines Gewissens doch dem
in GoldprunkThronenden nicht unterthan; kühn bis zum Frevel
und.gehts nichtanders.der artigste, behendeste Schmeichler. Sol»
bat und Staatsmann; Patriot undMeisier aller Lebensschlecker»
tunste. «WennIhrdasLeben gar zu ernsthastnehmt,wasistdenn
dran? Wenn uns der Morgen nicht zu neuenFreuden weckt, am
Abend unskeineLust zu hoffenübrigbleibt,istswohldesAn.und
Aueziehins Werth?"«Ich bin gewohnt, vorSpeeren gegenSvcere
zu stehen und, rings umgeben von dem drohendenTod.das mu»
thigeLeben nur doppelt rasch zu fühlen."Beidessprudeltvonder
selbenLippe, ist Schaum der selben Empfindenswelle. SeinWort
trifstwie seineBüchse; «nicht etwa, wenn er Glückoder gute Laune
hat.nein: wie er anlegt.immer rein Schwarz geschossen." Calderons
und Shakespeares größte Herren haben nicht adeligere Allure.
Und er überglänzt, überfunkelt sie, Alle, mit demAdamas leuchte«
eingeborener, nicht erst angeschliffener Liebenswürdigkeit. Die
würbe aus jedem Gewand ihm die Herzen, so lange die Menschheit
sich,inTroas undFlandern,des kraftvoll Schönen nochfreut.Die
wände demScharflichter, wenn ihr zuWirkungFrist bliebe, dos
Schwert ausschwieIigerHand.DerLiebenswürdigste,derS<ärkste:
Achilleus in Sammet und Seide. Weisungen und Alfons, gar
Lelcester und Dunois sind fahl neben ihm. Seit Heinrich, Eng»
lands fünfter, der Sieger beiAzincourt, sein französisches Kälh»
che« freite, kam in solcher Anmuthssülle kein germanischer Held.
A as demKellerhals des politischenDramas schieltund schimpft,
raisonnirt und rülpst Vansen. Enkel desehrenwerthenIackCade,
Ahn des Rechts konsulentenHippus; und, nichtzu vergessen, Schü-
ler derRederijkers, deren Zungen gefecht undMoralitätentrödel
die Niederlande sacht schon von Philipps Krone gelöst halte, als

die Guevz und die Bilderstürmer die heimlich geweiteten Klammern mit Zangen ausbrachen. Die Pamphlete und Locklieder'des Trosses, dessen harmlose Vorfahren die Bürger mit geistlichem Schauspiel ergötzt hatten, wurden, recw aus der Pfütze geangelt, einemPsiffikusvonVansensSchroteinrechtesFressen.WollIIhr aus der Spelunke in die tzerrschafträume? Dann blößetzuvor das Haupt.tzierwohntderGenius.Margarete(diegeistigbeweglichste, des Gehörs in jedem Saal sicherste Spielerin, deren anerkannte Majestät das Mattgold nahendenIungflauenherbstesumschimmert, muß sich für die Ohnmacht der Männin einsetzen) und ihr Macchiavell. (»DerKönig meint aber.hörstDu.Du siehst zu weit. Du solltest Geschichtschreiber sein: wer handelt, muß fürs Nächste sorgen.") Egmont mit Richard, mitOranien, mitAlba (der in der schre ckenden Rüstung spinnenfein, nicht fchwer, nicht nur düster wie schwarzerStahl,sein,nichteineAmmenmärscheuche, sondern ein in unversumpfbareUeberzeugung verankertes GenieblinderMachthäufung scheinen muß.) Das hat kein Drama auf uns bekannter Erde. Sonst krümmt sich dieLippe zu Hohn, wenn auf derBühne von Staatswesen, unserem Tastsinn noch greifbarem, gesprochen wird. Posa und Burleigh, Terzkys und Piccolomini: welcher Mündige behorcht noch ihrerRede Körper, bewundert nicht nur deren Kleid? Hebbel dehnt dieTischlerwerlstattdicht ans Mythen» maß: und Grillparzer bebrütet sein einziges Glücksei, aus dessen Schale morgen,glaubet,desInnernstillerFriedehimmelan krie» chen wird. Bürgergeneral. Egmont, Oranien, Alba: ein Thür» fpalt ist aufgethan und der Lauscher hört im Staatsgeschäft reif Gewordene große Gegenstände der Volkheit, jeder, besprechen. Dieses Gedicht ist auf unseren Schaubühnen «ein seltener Gast". Ist keineRettung? Nirgends auch nur wehrhafterWille? Dann wirdsZeit, vom »GroßenKönig"zuAlba zu gehen. »Freiheit? Weit besser ists, sie einzuengen, daßmansie wieKinderhalten, wieKinderzuihremBestenleitenkann. Glaube nur: ein Volk wird nicht alt, nicht klug; ein Volkbleibtimmerkindisch." Nach dem Erlebniß, dem niemals ahnbaren Opfern, das im Unheilsjahr 1914 anhub: noch immer? Als Schiller die Geschichte des Ab» falls schrieb, glaubte er, den Europäern kehre die tzeldenzeit, der Heldenwille nicht wieder. »Im weichlichen Schoß der Verfeine» rung haben wir die Kräfte erschlaffen lassen, die jene Zeitalter

übt.en und nothwendig machten. Mit niedergeschlagener Bewun-
derung staunen wir jetzt diese Riesenbilder an, wie ein entnervter
Greis die mannhaften Spiele der Jugend." Flitz war gegangen,
Danton und Hoche.Scharnhorstund Tneisenau.Nelson undWel-
lington lebten, Bonaparte toste heran. Verweichlicht, erschlafft,
entartet wähnte auch unser Iahrhundertmorgen die Menschheit
des hellsten Erdtheiles. Zwischen dem Schwarzen Meer und der
Nordsee steht sie nun in Kampf, dessen Gräuel der Zorn des
Achilleus nicht träumte. Daß danach eins ihrer Völker sich von
unerforschlichen: Rathschluß einengen, länger noch wie ein Kind
lenken lassen werde, ist ernstemSinn unfaßlich. DerDeutsche wird
wieder vonFreiheit reden; wird kräftig handeln, sich Freiheit als
unentreißbaren Besitz zu sichern und seines Schicksals Schmied
zu werden,zubleiben.FürPosasGedankenfreiheit und unirdisch
schlackenlose Republik erglühte der Jüngling; der Mann ver»
schanzt und vermauert seine Welt dem Herrscher,der, im Dünkel
derGottähnlichkeit, darin gebieten möchte. «Die Kraft seinesVol-
kes, ihr Gemüth, den Begriff, den sie von sich selbst haben, will er
schwachen, niederdrücken, zerstören, um sie bequem regiren zukön-
nen.Erwillden inneren Kern ihrer Eigenheit verderben; gewiß in
der Absicht, sie glücklicherzu machen. Er will sie vernichten, damit sie
Etwas werden, ein ander Etwas." Solchem Unterfangen würde
aus Millionen Kehlen das Wortnachgellen, das einFreier, Clav»
dius Civilis, früh sprach: «Knechte Dir Asien und anderes Ost.
land, das Könige braucht!" Der deutsche Genius, der. froh stets
fremdem verbrüdert,Niederländern, Schweizern, Franzosen,Po-
len.Iuden aus derbem und fadenscheinigem Stoff nattonaleDra»
men schuf, muß alle Kraft fortan zur Dichtung deutschen Wesens,
zu dessen stiller Läuterung in edle Freiheit aufwenden. Weil ers
lange versäumte, trug keine Spende ihm von draußen Vertrauen
ein. Der Deutsche, heißts, begreift nur den Geist, der seinem
gleicht, und wird nie ein Volk anderer Gefühlsari verstehen. Wi-
derspruch hülfe nicht; und in Selbstvergoltung dorrt der Saft, der
Trieb aller Volkheit. Der Zufall, spricht unser heiliger MannFrie»
brich Schiller,rollt dieWeltgeschichte; weilerDeutschezubedacht»
samem Streifzug in die Geschichte der Niederlande genöthigt hat,
wurdehier.noch einmal,versucht,dem Gedicht, dessen Burgthorsich
erst dem des Ereignisses Kundigen entriegelt, die andächtige Liebe,

nicht fröstelnde Ehrfurcht nur, derLandsmannschaft zu erwerben.
DerFürstvonGaurewagt,demStatthalterseinesKönigs,demDik»
tatorinsAntlitz zurufen: »WieseltenkommteinKönigzuVerstand!
Und sollen sichVlele nicht lieberVielen vertrauen als Einem?" Dem
EnkelberGrafenEgmont.dietzerzogevon Geldernwaren,istFrei-
heit göttlich. «Mit blutbefleckten Sohlen trat sie vor mir auf, die we-
hendenFalten desSaumes mitBlutbefleckt.EswarmeinBlutund
viel« EdlenBlut. Nein, esward nicht umsonstvergossen. Schrei»
tet durch! BravesVolk! Die Siegesgöttin fühttDich an. Und wie
das Meer durch Eure Dämme bricht, so brecht, so reißt den Wall
der Tyrannei zusammen und schwemmt ersäufend sie von ihrem
Grunde, den sie sich anmaßt, weg!" Posas bitterstes Wort, nur
sich selbst dürfe der in Monarchie Heimische lieben, hatte nicht so
spitzen Stachel wie das gelinde, das Alba von Egmont hört.
Kann Belgiens kelto-vlamisches Mischvolk im Ernst be-
haupten, daß ihm die Deutschen stets Feinde waren? Sie gaben
ihm den Beschreibe? und den Dichter niederländischen Ringens
««Freiheit. SiehindertendieEinverleibungBelgiens lnFrank-
reich, das Preußens Zustimmung mit einem Schutz- und Trutz»
bündniß, mit Genossenbörgschaft für alles bis in den Tag von
Königgraetz Erworbene, mit sechs Menschenmillionen bezahlen
wollte. Sie halfen ihm in das Besitzrecht auf den Kongostaat. Hat
Wuth jeden Halm aus dem Gedächtniß des Nachbars gejätet?
Thiers hatte in seiner Geschichte der Französischen Revo»
lution gesagt, Pitt habe das ärgste Verbrechen der Revolutionäre
darin gesehen, daß fledieNiederlandeinFrankreich einzwängten,
die fruchtbarsten und die durch Gewerbe reichsten Provinzen, die
Mündungen der Scheide, der Maas, des Rheins an sich rissen,
ihre Seeküsteso weit streckten, daß sie die schutzlosen Ufer von Essex,
Susfolk, Norfolk, Vorkshire bedroh te, Holl and zur Hinnahme fran-
zösischen Einflusses nöthigten und England mit einem Gurt feind-
licher Uferstaaten einzuschnüren vermochten. Der erste Belgier-
könig Leopold schrieb diese Sätze ab und schickte das Blatt an
Mctoriens Minister Palmerston nach London; zuvor hatte er an
den Rand die Mahnung gesetzt: »Hollands Unabhängigkeit steht
und fällt mit Belgien. Durch die Besetzung von Ostende, Ant»
werpen.desRupelwürdeGrotzbritaniensSeeherrschaftgefährdet
und der innere Friede des Inselreiches zerstört." DieEinfügung

Belgiens wäre obendrein nur dasVorspiel zu der seit Jahrhun-
derten vonFrankreich erstrebten »Rücknahme* des linkenRhein-
ufers. Wo Pipin der Kleine und Napoleon der Große im Hoheit»
recht handelten, muß auch das Dritte Kaiserreich gebieten; und
überIeden hinwegstampfen, der ihm seine «natürlichen Grenzen*
zu bestreiten wagt.Warum giebtBelgienGeldfürFestungbauten
aus.daesnachdenRegelnderVernunft doch keinenFeind haben
wird, nach dem Worilaut der Neutralitätverträge keinen haben
kann? Nie darfAntwerpeneinBrückenkopfwerden,derbrilischen
Truppen die Landung erleichtert. Als Frankreich dem Sardinier»
könig Savoyen sammt Nizza genommen hat, warnt Lor d Granville
vor einem Erobererzug ins Rheinlhal; spricht imUnlerhaus John
Russell: «DerFriedeund die Organisation Europas sind nie sicher
geschirmt, wenn heute diese, morgen jene Annexion zu fürchten ist.
Mächte, die sich für Friedensbürgen ausgeben, dürfen nicht über
die Grenze ihrer Nachbarn greifen, sondern müssen überall frem»
des Recht achten und sich um Festigung, nicht um Erschütterung
des Vertrauens bemühen." In der ^«rninA?«st steht: »EinVer»
trag, aber auch unsere europäische Machtstellung zwingt uns,
Belgiens Unabhängigkeit zu vertheidigen." Siegt Oester« ich über
Preußen, so streckt Frank«ich sich bis an den Rhein. DaVer»
dienst und Glück sich anders verketten, muß Sadowa gerächtwer»
den. Für Kleinstaaten ist in Europa nicht mehr Raum; daß nur
den Großen die Zeit noch günstig sei, ist schon auf Sankt»yelena
offenbart worden. Der Kaiser ist jeder .Nationalität" ein gütiger
Schützer; doch belgische Nationalität giebt es nicht.Preußenwird
zufrieden sein, wenn es weiß, daß Louis Napoleon nicht nach den
Rheinprovinzen trachtet (deren Vertreter in Oberingelheim laut
den Entschluß angekündet haben, fest zu Deutschland zustehen)
und die nothwendigeReichsmehrung in Belgien und Luxemburg
sucht. Jules Favre wird niedergebrüllt, als er in der Kammer von
den Ministern das Versprechen fordert, die beiden Länder nicht
anzutasten. Der KriegsministerMarschallNiel fährt nach Mau»
beuge, um die Vorbedingungen des Einbruches zu prüfen. An
PreußensWillfShrigkeit ist nicht zu zweifeln. Gewiß nicht?Kühl
lehnt Bismarck das von Benedetti ihm gebrachte Angebot ab;
trotzdem die Annahme ihm Frieden erkaufen würde. Nie kanns
der Kaiser, der sich als Verhuels Sohn und drum als Nieder»

Dichtung und Wahrheit,
Zander fühlen darf, verzeihen. Der Zwist über die Spavierkrone
ist ihm und seinem Klüngel bequemer Vorwand. Das Ziel: Preu-
ßen zu züchtigen, die Erinnerung an Belle-Alliance und König»
graetzzu tilgen und durch neuen Machtglanz dem morschen Kaiser»
reich das Herz des murrenden Volkes zurückzugewinnen. Aus
dem Aufruf zum Krieg funkelt der Satz: »Preußen, dem wir uns
in und nach dem Krieg von 1866 höchst freundlich erwiesen, hat
unserem geduldigen Wohlwollen die Anerkennung geweigert."
^Richtiger wäre gewesen: Preußen will nicht zuschauen, während
wir Belgien verschlingen.) Dreiundzwanzigster Juli 1870.
Zwei Tage danach liest England, dessen Gespräch seit einer
Woche das Bangen um Belgiens Neutralitat andeutet, in den
«1'imes» einen Vertragstezt, „dem, seit der Militarismus des Er»
sten Kaiserreiches zerbrochen wurde, aus der Europäergeschichte
nichts irgendwie Aehn liches zu gesellen wäre.«Fünf Artikel. Der
Franzofenkaiser bestätigt Preußens Machtzuwachs; verpflichtet
sich zu Anerkennung eines nord» und süddeutschen Staatenbun-
des mitgemeinsamemParlamentzundschlietztzuSchutz undTrutz
ein Bündnitz mit dem König von Preußen, der ihm die Erlangung
Luxemburgs erleichtern und mit allen Wehrmachtmitteln beiste»
henwird.wenndieAmständedenEinmarschfranzösischerTruppen
inBelgien und die Eroberung dieses Königreiches heischen. Die
Herrscher verbürgen einander ungeschmälertenLandbesttz und wer-
den in Angriffsgefahr ohne Säumen das zu kriegerischer Abwehr
Nothwendige gemeinsam beschließen. Diesen Vertrag hat, im
Frühjahr 1867, der Gesandte Graf Benedetti Herrn von Bismarck
angeboten. Fälschung? Das Faksimile, das der «OrapKic« ver»
breitet, kommt aus der Werkstatt zweier tzoflithographen. Bri»
taniens Zorn heult so wild auf, wie unser Ohr ihn erst nach dem
Lusitaniatag hörte. Noch am selben Abend fragt D'Israeli, ob die
RegirungihrerPflichteingedenkfeiundAuskunftüdereinenVor-
gang gebenwolle, der die Oeffentliche Meinung tief erschreckt habe.
Gladstone antwortet: er wisse nicht, woher und auf welchem Weg
der Verlrag in die Zeitung gelangt fei, und erwarte über die fehr
ernste Sache aus Paris und Berlin rasche Ausklärung. Am sieben»
undzVanz gsten Juli sagt Herr de Lavalette, Napoleons Gesand»
ter, imAuswärtigenAmt: Darüber ist geplaudert, doch nie ernst»
Haft verhandelt und der Plan schließlich von beiden Kabineten

verwokfenworden.Ollivier.derineinemBriefandiepariserPresse
Alles geleugnet hat, wird von Bismarcks Telegramm an Bern»
storsf widerlegt. Da steht, was Granville, was England schnell
hören soll. Im Juni 1866 hat Frankreich für ein Gebiet zwischen
Rhein undMosel dreihunderttausend Mann (gegen Oesterreich)
und Landgewinn angeboten;imFrühling 1867denVertrag über
Belgien, den Benedetti selbst, auf Gesandtschaftpapler, vom er»
sten bis zum letzten Wort schrieb und korrigirte. Die Veröffent»
lichung sollte Frankreich hindern, nach der Mobilmachung den
Plan Benedettis aus dem Aktenschrank zu holen und Friedens-
schluß ausBelgiensKosten vorzuschlagen. Das berlinerDiploma»
tencorps könne sich von der Echtheit des Dokumentes leicht über»
zeugen. Neue pariser Ausrede vei tönt ohne Widerhall. Der alte
Guizot schreibt an den tzerausgeber der»lim««:, In einem Laby»
rinth gewissenlos wirrer Ver Handlungen wollte die R< glrung Na»
pole ons während derle tzten vier Jahre die zuKrieg gegen Preußen
günstige Gelegenheit erlauern oder diesem Krieg ausbiegen. Das
wäre durch Landgewinn möglich geworden, der die Eitelkeit des
Kaisers gefüttert und ihm die Ruhe wiedergegeben hätte.-Die ist
verthan.ImmetzertzauptquartierunterzeichnetderGeängsteteden
Ausruf, aus dem sich der (seitdem speckig gewordene) Satz spreizt:
»An unserem Sieg hängt das Schicksal der Freiheit undCivilisa-
tion Z' Der Herzog von Gramont versucht, der Satanskunst Bis-
marcks die Schuld zuzuschreiben. Der abgefeimte Preuße wollte
Frankreich indieAnnezionderWestschweizundBelgiensverleiten
und für seine tzelferleistung dann hohen Preis einstreichen. Be»
nedetti bestätigt, daß seine Tugend verführt werden sollte, doch
keusch widerstand. (Die starre Tugend des arglosen Gemüthes,
das dem GrafenCavourdas schöneSavoyerland erpreßt hatte und
den bescheidenen Pieußenkönig in Ems unanständig belästigte.)
Die hastig gewebten Wortschleier zerfetzt BismarcksNote an die
Vertreter der norddeutschen Bundesstaaten. Im Ton getroster
Ruhe wird die Geschichte des Vertrages erzählt. Elf Gesandte
haben dietzandschriftBenedettis er kannt. Der letzteZweifel schwin-
det. Ist Belgien noch bedroht? England verheißt ihm Schutz. ^
Am ersten Augusttag fordert die Regirung Ihrer Majestät
vom Parlament einen Zuschlags kredit; zwei Millionen Pfund
Sterling werden ihr gestatten, sür die Dauer des deutsch»franzö»
fischen Krieges das Heer um zwanzigtausend Mann zu vermeh»

ren. (Der in Ziffern von heute Eingewöhnte glaubt, einer Mär
aus Lanzknechtzeit zu lauschen.) D'Ifraeli: .Aus kunstvoll ge»
schmiedeten: Planen eines von keiner Schranke gehemmten Ehr»
geizes istKrieg geworden. Der Vertrag, der uns zwingt, Belgiens
Neutralität zu schützen, ist nicht ein Erbstück aus den finsteren
Tagen Pitts undCastlereaghs. Gr entstand in der Zeit des Frie»
dens,derReformen und sparsamer Haushaltung. Die Führer der
Liberalen haben ihn mitberathen und danach die Vollziehung
empfohlen. Jede Regirung hat, als ein Lebensinteresse Britani»
ens, dieNothwend igkeit erkannt, daß der von Dünkirchen und Ost»
ende bis an die Nordseeinseln reichende Theil derFestlandsküste
freien, inFrieden gedeihendenVolksgemeinen gehöre,nicht einer
großen Militärmacht, die vom Gesetz ihres Daseins in dieSucht
nach Vorherrschaft getrieben wird. Dadievonuns verbürgteNeu»
tralität noch nicht verletzt, noch, hoffe ich, nicht einmal gefährdet
5st, brauche ich in dieser Stunde nur der Gewißheit Ausdruck zu
geben, daß England feine Pflicht erfüllen und das Recht freier
Völker stets wahren wird." John Russell: «Wo sichs um ihr
Recht und Gebiet handelt, sind die Franzosen ungemein emp»
findlichz leicht aber vergessen sie, was sie anderen Mächten schul»
den. Aus heftiger Eifersucht blicken sie lange schon auf das Wachs»
thum Preußens, fürchten, daß dieser Staat sie im Vorrang euro»
päischer Nationen ablösen werde, und möchten sich bis an die
Rheingrenze dehn en. Dieser Drang bedroht auch Belgien, dem wir
uns mit heiligem Wort verpflichtet haben. Wir müssen Belgien
vertheidigen.Wenn wir uns dazu bereit zeigen, wird Frankreich,
wird Preußen die Neutralität achten. Die Entwürfe und Zette»
leien wurden nur möglich, weil unser Wille nicht erkennbar ward.
Da nur zwischen Ehre und Schmach die Wahl bleibt, kann ich nicht
zweifeln, daß dieRegirungsichaufdemPfadderEhrehaltenwird;
nur er ist unseres Volkes würdig und jeder andere müßte uns
bald aus der Großmachtstellung verleiten. Bonaparte HU die
Bedeutung Antwerpens richtig eingeschätzt, als ers eine Eng-
lands Herz bedrohende Pistole nannte. Seit er den Einfall im
unser Land plante, ist die Bedeutung dieses Hafens noch ge»
wachsen. Napoleon wollte in Boulogne starke Geschwader sam»
meln und von dort aus unsere Insel überfallen. Niemand wird
heute noch an die Wirksamkeit solchen Unternehmens glauben.
Anders wäre ein von der Scheide ausgehender Angriff zu beur»

theilen. Die Tiefe des Wassers gestattet da die Schaarung eincr
gewaltigenFloite.Jetzt haben wir nur zu bedenken, wieBelgien,
Europa, die Welt von unserer Bereitschaft zu redlicher Pflicht»
erfüllung zu überzeugen ist." Diese Bereitschaft,sprichtGranville,
vor den Peers, deutlicher aus als Gladstone vor denCommons.
Am neunten August wird in London ein neuer Vertrag unter»
zeichnender bis an das Ende des zwölften Monats nach derRa»
tifikation des franko» deutschen Friedenspaktes den König von
Preußen und denKaiser derFranzosen noch einmal zugewissen»
hafter Wahrung derbelgischenNeutralität verpflichtet und wider
den Brecher dieses Gelöbnisses dem anderenReich den Beistand
der britischen Wehrmachtsichert. Ohne auf einen anderen Kriegs-
schauplatz überzugreifen, wird Grotzbiitanien mitFlotte undtzeer
dem Kämpfer Hefen, der Belgiens Neutralität und Unabhängig»
keitvertheidtgt.ImUnterhauspreistOsbornedenVertrag.»Nicht
nur vomInteresse unseres Landes ließen wir uns leiten.Wenn die-
ses kleine Volk, das eine große Geschichte und ein heißes National-
gefü hl Hafnach der GewährungjedermöglichenFreiheitvon frem-
dsrGier verschlungen würde, fchlügejedem öffentlichen Recht, je-
demGesetz,das bis heute dieVölker band.morgen dieTodesstunde.
And hatte England, mit seinem Ansehen und Vermögen, müßig
so frevler Besudelung der Menschheitgeschichte zugeschaut: nicht
eineStimme könnte es von derMiischuld freisprechen." Leopold
der Zweite und sein Minister D'Anethan danken in der brüsseler
Kammer dem Schützer, von dessen Inselthron der Wille zur Le»
bensrettung über den Kanal winkte. Nicht den Preußen. Was
aber wäre geworden, wenn Bismarck sich 1867 in den Länder»
schacher bequemt oder 1870 nicht, durch dieVeröfftn 'ichung der
Antragsurkunde, Frankreich abgeschreckt und Eng and aufge»
scheucht hätte? Nicht einen preußischen Schornstein, nicht eine
Fußbreite neutralen Bodens ließ er sich abschmeicheln, abdrohen.
And antwortete, in den Argonnen, dem Engländer, der ihn gefragt
hatte, ob er vielleicht, wie Louis Napoleon erzähle, nach Holland
schiele: »Daran, lieber Herr, denkt beiuns höchstens irgendein Ge»
schichtprofesfor. Holländer sind nichtDeutsche; und über dieEinung
der Deutschen streben wir nicht hinaus." Wird das Gedächtniß
der Niederländer einst wieder des Nebels ledig, dann dämmert
wohl die Erkenntniß, daß auch einem Preußen ihr Dank gebührt.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Warden in Berlin. ^
Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Paß « Garleb S, m, b, g, in Berlin.

Berlin, den 29. September 191«.

Michaels Tag.

)^elasius herrscht als Papst überRom; und will, als ein rechter ZW) Folger Petri, jeder Seele, in der Prunkhülse und im schäbigsten Kittel jeglicher, Hirt sein. Frißt an der Wand des Glau, bensgefäßes nicht noch Rost, dünstet sie nicht noch üblen Ruch aus der dunklen Zeit heidnischen Brauches? Noch raufen, wie um weihendes tzeiligthum, zwei alte Stadttheile um den Kopf des zum Erntedankfest mit Broten gekränzten, ans Opfermesser aus» gelieferten Oktoberpferdes. Noch schleichen im Sühnmonattzun» derte von dem Kruzifizus durch den palatinischen Hain in die Grotte desLuperkus, des in Ziegenfell gekleidetenWolfsabweh» rers, und denken vor dem Götzenbilde des Zeus Lykalos, der Menschenopfer geheischt und erhalten hat, der Wölfin, aus deren Zitzen an dieser Stätte Romulus und Remus einst Lebenssaft sogen, all der unters Kreuz bestatteten Welten des Pan, des Faunus und ihrer Satyrn. In ihre wilde Andacht weht kein Hauch des Christgeistes, darauf sie, wie auf Fels, stehen, in Wirbel» stürmen sich einwurzeln sollten. Das springt, lärmt, foppt, kreischt, knäuelt sich und ersinnt listige Bosheit. Ein Bock wird geschlachtet, mit dem blutigen Messer zweenvornehmenIünglingen dieStirn gestreift, mit zwei weißen, in Milch getränkten Wollbäuschen die Blutspur abgewischt, an Spießen aus Weidenholz das Bocks» fleisch gebraten. Weh, wenn unter der von Blut betropften Stirn der Mund der Jünglinge nicht lacht; Weh den Feldern und Heer» den, wenn das winzigste Mißmuthswölkchen die Lust des Opfer»

mahles trübt! So laut muß sie werden, jede Schläfe so heiß, daß
Scham in den nie versiechenden, von Gesträuch verschleierten Quell
untertaucht, die Geburt aus wüstemTaumelnicht zu schauen. Die
Gilde derjungenLuperkuskrieger wirft das Gewand ab,blößtvon
dem letzten Fetzen den Leib, gürtet ihn mit Bocksfellstreifen oder
schneidet gar aus demFell nurRiemchen: und rast so,als sei der
GräueltagbacchischenWahnes wiedergekehrt, durchdieAecker.die
Stadt. Unter den Sohlen der Läufer, heißts, wird die Flur, vom
Schlag derRiemen die getroffeneFrau fruchtbar. Fast fünfhundert
Jahre nach Petrus kann Solches da noch geschehen, wo der Ring
desMenschenfischers dietzand deshimmelspförtners ziert?Gela-
sius schreibtdenRügebriefwiderdenSenatorAndromachus und
all die römischen Scheinchristen, die sich in die alteForm der Lu»
perkalienfeier erniedern.und befiehlt, daß sie fortan einem neuen
Marienfest weiche. Die Heilige Jungfrau hatte sich, als wäre
ihrErstling von derKraft eines Sterblichen,eines von Erbsünde
wurmstichigen Adamssohnes gezeugt worden, dem Gebot des
Moses unterthan und war am vierzigsten Tag nach des Knaben
Geburt zu Reinigung und Opfer in den Tempel geschritten, tzö»
ret Ihr, Christen, nicht mehr dieStimmedes greisen Simeon, dem
verheißen ward.vor seinemHingang werde er den Erlöser sehen?
Vom Arm der geläuterten Mutter, die zwei Turteltauben, als
das Losgeld der Aermsten, ins Heiligthum gespendet hat, nimmt
er das Kind, segnet es und holt aus alter Brusttiefe Glücks laute.
»Nach Deinem Wort lassest Du, Herr, nun Deinen Knecht sah»
ren, da sein Auge dasHeil,das allenBölkern strahlende Licht er»
blickt haNDieser hier wird denFaUVieler.auch die Auferstehung
Meler in Israel wirken, wird das große Zeichen sein, gegen das
sie in Schaaren sich auflehnen werden; und in das Herz feiner
Mutter wird sich ein Schwert bohren, auf daß sich der Wille einer
Menschheit offenbare." Fühlet Ihr nicht das Schwert? Grauset
Euch nicht selbst vor der neuen Offenbarung unreinen Willens?
Nicht, Frucht zu wecken, dem Schoß der Erde und der Lebensge»
fährtin abzuschmeicheln, ist Eures Amtes, fondern, inWeihe der
Empfängniß zu harren und Empfangenes wieder zu weihen. Bor
Aeberhebungwarne,inDemuthgewöhneEuch das Fest derReini-
gungMariae.MitschlankenKerzenausweißemWachs.derFrucht
unbefleckten Leibes.mit froh verglühendem Licht wallet in Helle!

Das Sendschreiben und die Anordnung der Lichtmeßfeier
Hat von dem Herzen des Heiligen Vaters den düsteren Flor nicht
gelöst. Trauernd umfängt sein Blick die im rothen Kleid schim»
merndeStadt. Stirbt dasWolfsblut nie aus undsänftigtRaub-
thierheit sich niemals in das fromme Bewußtsein gebundener
Menschenpflicht? «Das könnte uns im Ring unsrommer Nach»
barn nur lähmen. Bösessinnensie; und hättenden von Gewissens»
bißWunden bald übermocht.Stark zu werden,mit jedemerlang»
baren Mittel unsere Kraft zu mehren, mahnt höchste Pflicht.
Menschen undBrot brauchen wir. Wer dem Schoß und derScholle
Frucht schafft, sichert uns Zukunft. Und hilft dazu kein Segen des
milden Gottes: junger Wille zum Leben jauchzt Denen, die auf
witterndemOpfei stein der vonWeihrauch weggescheuchten Götter,
auf blutigem Ambos mit dem Hammer erzenen Muthes uns
»Glücksbeute fchmieden.-Aus derTiefeistderWiderhallso trotzt»
gen Verlangens bis auf die Zinne Petri gedrungen. Als den Licht»
Hringerbund preist dieser Schwärm sich der blinden Menge an,
die tausend Sonnen nicht in Klarheit geleiten könnten? Alter
Frevel tappt, unberathen, in alten Sündernamen. Lichtbringer
hieß sich schon der wider Gottes tzeerschaar Empörte, der vor dem
>ChristengesichtimBildedesDrachenssteht.LuziferunddochFürst
der Finsterniß; Schlange und Satanas, Herr über alles Gekröch.
Aus dem Himmel ward er geworfen, ist der Erde, des Meeres
Schrecken, will das hehrste Weib, die Mutter des Knäbleins,
morden. Der aber wachsen Adlersfchwingen. Sie entfleucht aller
Nothzund da derDrache dieFluth schlang und in ihr die Gehaßte
zu ersäufen trachtet, öffnet die Erde zu breitem Geklaff ihre Kiefern
und trinkt den Strom, der Reinheit ersticken, die Biene und ihr
Wachs in ein Grab schwemmen sollte. Ehe Dieses geschah, noch
über dem Siegergebrüst des Lichtbringers brannte ein großes
Zeichen vom Himmel: im Mantel der Sonne glüht eine Frau,
zwölf Sterne reihen sich zu ihres Hauptes Krone und ihren Fuß
tützt, als Schemel, derMond. FraßestDu, siebenköpfiger, sieben»
<ach gekrönter Dwche, all die Kerzen vomDach unserer Welt und
zaukelstdeshalbimScharlachdesSchuppenflimmersdenLuzifer?
StandhafteTreue der Erzengel hat Dich überwunden; nurWunfch
aber, der sich Gewißheit dunkelte, sah Dich verrecken. Du lebst.
Und mir ist, als solltestDu währen bis in den Jüngsten Tag. Als
ig»

sei Deine Sendung, vom Lid rastender Menschheit die Mohn»
stäubchen wegzublasen.aus derenNebelduflSchlaf werden könnte?
Aergerniß und Wetzstein den Nächsten zu sein. Noch wüthestDu
fort.zerkaustimZelt unseres Glaubens die Kerzen und empfiehlst
Dich als Fackelträger. Doch kein Licht ist als vom Erlöser.
»Nie leuchtete eins als von ihm/ Vor Gelasius, dessen Zu»
verficht, über den Schutt des Kummers hin, aus die Lippe ge»
sprungen war, steht der Erzbischof von Sipontum.Durch die ap»
penninischeWildniß ist er vonderAdria an denTiber geeilt.In»
brunst war seinemRoß der Sporn und Zweifel die Peitsche. Selt-
same Zeichen hatten sich indem sonnigen Weideland feinertzeerde
gehäuft. «Deiner Allsicht, Heiliger Vater, brauche ich unser Gar»
ganusgebirg nicht zu malen noch zu berichten, daß die nach drei
Seiten zum Meer abhängige Felsmasse ein Münster trägt. Am
vorletztenTag des siebentenRömermonats nun,dajustderMeß»
ner zu Andacht rief, brüllt uns Sturm auf, dessen stinkiger Athenr
mit Pechschwarz und Schwefelsträhnen den Himmel umdampft.
Die Wuth seinerGurgel reißt einen Trichter, tief.weit und gisch»
tig wie Höllenschlund, in das Meer. Blößt es den Grund und
rahmt den Garganus in breiteren Strand? Für kurzen B ickes
Dauer. Dann bäumt sichs und wird vom Gebrüll des Sturmes
auf nie erspülte Höhen getrieben. Jetzt beleckt es den Kamm; schon
spritzt Brandungschaum an die Mauer der Kirche. Angst jagt die
Frommen aufs Trockene. EineFrau aber kann, dieweil ihr Schoß
ein Kind trägt, dem hastigen Bedränger nicht mehr entfliehen.
Mühsälig watet sie, treibt nun in der Strömung: und Schreck ent-
bindet dem Leibe die Frucht. Sind Beide verloren ? Sonnenbrunst
tilgt in gefräßiger Schnelle das Pech und den Schwefel, über»
dröhnt den Sturm und schüchtert ihn mit herrische inLohen so ein»
daß er lels wird und sich furchtsam unter den Tang duckt. Ein
Lenzmittag leuchtet: und aus dem noch gewölbten Wasser sitzt, wie
auf einem Topasthron mit schmaler Diamantborte, die Mutter
und schaut lächelnd auf das saugende Kind an der Brust. Nun
ist es satt, verhängt die Guckfenster in der runzeligen Stirn: und>
wird durch die Gasse, die das vom Willensblitz gespaltene Meer
aufthut, vom Arm der Mutter in das von Myrthe umblühte
Heim, in die Daunenwärme getragen. Dahin wälzt sich viel Volk,
die von Wunderskraft Geretteten mitFragen,auch mit demFin»

Ter zu betasten. Ein schlichtes Weib, von den Genossinnen ihres
Standes nicht unterschieden. Den Heiligen Michael, spricht sie,
habe ich angerufen; und der Erzengel hob uns aus Wassersnoth.*
,Das vermag er. Unter Seraphim und Cherubim ist kein
Stärkerer. Die seinem Schild eingeprägte Frage übersetzt seinen
Namen in die Sprache des Erdwestens. ,Wer ist wie Gott?' In
dem mit solchem Namen Gesegneten ist, wie in Gabriel, die Kraft,
«nd, wie in Raphael, das Heil des Herrn; ist die Weihe, Banner
«nd Schwert, Künder und Schirmer des heiligsten Willens zu
sein. Tausendmal Tausend dienen dem Vater im Himmel und
zehntausendmal Hunderttausend hängen am Wink seinesAuges;
besinne, wie das Wesen Dessen sein müsse, dem die Schildwehr
«nd das Werkzeug der Todesstrafe anvertraut ward. Daß Du
<rm Eingang Deines Berichtes Zweifel andeutetest, läßt mich um
Deine Seele bangen. Michael dämmt und fürtet den Kindern Is>
raels das Rothe Meer; entrückt, damit Vergottungsucht sie nicht
in neue Sünde verleite, ihrem Blick den Leichnam des großen
Moses; entwallt und erstreitet dem Iofua die Stadt Jericho;
schließtin der Löwengrube die nach Daniels Fleisch gierigen Mäu-
ler; löst derIudenheit von Babylons Kerker denRiegel. Er war,
nach der Offenbarung Johannis, auserwählt, als Führer der
treusten Schaar den Drachen zu fällen, ,die alte Schlange, die
mitTeufelslist die ganze Welt aus der Glaubenspflicht lockt', und
die Frechheit des in Lichtbringersamt Gespreizten mit derFrage
aufzuschlitzen: Wer ist wie Gott? Die Ketten der Finsterniß, die
den widerspänstigen Troß, wie SanktPetrus schreibt, bis in den
Tag peinlichen Gerichtes fesseln sollten, knotete Michaels Hand.
In seines Fittichs Flugbahn entschwebte die Magd mit dem Kna-
ben der Wuth des von Staub geblendeten Verfolgers. Von dem
klirrenden Pochen seines Feuerstahles wurde die Erde wach und
trank den Strom, der Mutter und Kind in seinen Wirbel reißen
will. Durftest Du staunen, da der Heilige abermals zwei Leben
fristete? Weil die Springfluth das Werk des Erzfeindes war,
der die Sintfluth nachzustümpern und obendrein Frommen den
Weg in Gottes Haus zu sperren gedachte, mußte der Erzengel in
beschworene Wehrpflicht zurückkehren. Weil das Wetb nicht in
den Schlamm des Wunsches sank, um den Preis des in ihm spros-
sendenLebens sich selbst zu retten, ward es himmlischenBeistan»

des würdig. Vom überflutheten Feld rief fester Glaube den Schutz» Herrn. Nagt an einem Oberhlrten der Zweifel, ob Heilige sind?"
«Nur, ob sie Irdische noch mit Umgang begnaden. Neige dem anderen Theil meinesBerichtesDeinOhr. In den Gargan» scheuchten verirrt sich ein Rind. Auf der Jagd erspäht der reiche Besitzer der Heerde es vor einer Höhle, will ihm, daß es nicht wieder seiner Laune nachtrabe, das Fell lochen und schickt drum einen Pfeil von der Sehne. Der aber wendet sich in derLüft, saust zurück und bohrtflch in den Rumpf des Schützen. Durch die Waid- mannschaft geht ein Schaudern. Ihrer Meldung muß ich ent» nehmen, daß Gottes Wille durch dieBestrasung des Fleisches an Sühnpflicht gemahnt hat. Der ganzen Gemeinde werden drei. Fasttage, drei Bettage vorgeschrieben. Nach der dritten Mitter» nacht schwebt, als wäre kein Dach über mir, ein Geharnischter an mein Lager. Aus Dämmergrau glänzen die Flügel, über dem Schild funkelt ein ernstes, doch nicht drohendes Auge und eine Stimme ungewöhnten Klanges spricht: .Michael, der vorGottes Thron steht, stehest Du. Den Berg, der des Rindes Zufluchtstatt war, wählte ich mir zu Rast: und will nicht, daß ihn ungebührliche Strafe besudle. Wo Einer aus GottesGefinde weilt, ist fürFre» vel nicht Raum.' Und war danach verstummt und verschwunden. Deine Heiligkeit erräth, daß ich in derFrühe mit allen dem Herrn Geweihten in feirlichem Zug den Berg erstieg und vor der Höhle sie zu Gebet schaarte.Noch betrittmein Fuß sie nicht. Denn indem Stein waren Zehenmale und Stapffpuren, als habe ein Reisiger» der nicht zu schreiten gewohnt ist und deshalb die Sohle nicht kleidet, das Hohl in den Fels eingetreten. Durfte ein Knecht fick> derWeihung vermessen,wo vielleicht der Heilige sich die Herberge bereitet hatte? Drei Fasttage, drei Bettage sollten das Dunkel hellen. Nach der dritten Milternacht schenkt sich mir das selbe Gesicht; und die im Flüstern gewaltige Stimme spricht: .Deine Ahnung hat nicht geirrt. Gottes Gnade schuf die Grotte und von ihr ist sie geweiht. Tritt, dennoch, ein: so wirst Du mich finden/ Was aber fanden wir, heiliger Herr? Eine steinerne Kirche, die vom Himmel ihrLicht erhielt und all meinem gläubigen Volk Ob» dach bot. Schmuckloser Fels; doch derAltar völlig inPurpur ge- kleidet. Sankt Michaels Steinkathedrale heißt sie uns.KeinThor

öffnet und schließt sie. Sobald aber Nacht wird, ists, als fei das
Hohldes Einganges von Quadern verrammelt, die Menschenkraft
nicht sprengenkann. Nach Sonnenuntergang nirgends einSpält»
chen. Ist Dieses nun Traum, wars Erlebniß? Und müßte Dein
Richtspruch den Zweifel, der hieran haftet, als Sünde verwerfen?"
«Nie wäre leichter büßliche vor meinen Stuhl gelangt. Diefer
Zweifel, mein Sohn, ist dasPflanzlein aus der Trift bescheidenen
Gemüthes:und ihn dürfte gerechter Spruch des Strengsten nicht
tadeln. Unwerth fandest Du Dich des von so steiler Höhe, in so
wundersam leuchtendem Bogen aus ein Menschenhaupt gespen-
deten Gnadenbornes. Lehrt aber nicht Schriftund Ueberlieferung.
daß kahle Einfalt oft von Wunders Huld eine Krone empfing?
Dein Bisthumist arm und niemals hätte ich die Hoffnung gewagt,
der hochwürdige Thronwächter, Sendling und Streiter werde in
diefem Sumpfland, das Menfchenleiber in Fiebern schwächt, sich
die Herberge suchen. Teufelstrug konnte Dich im Schmeichelbild
äffen. Doch das Antlitz, das über den Schild hin zu Dir fprach,
ist nicht von unserer Art; ist wahrlich Michaelis. Was rief ihn?
Der Heldenklump wollte in Apulien nicht schmelzen; immer aufs
Neue ward der darbende Christ zu Götzen gelockt, denen Unglaube
dieMacht zu Erdbereicherung und Handelsförderung nachtusch»
elte. ,Die Predigt, die Euch eingarnte, war einem unfrohen, na«
hen Weltunterganges gewärtigen Stamm zugedacht, der in
Wunsch nach neuem Trieb sich nicht mehr erkühnte; nimmer zinst
sie Einem, der schassen, Sümpse in Kornboden wandeln, Ur»
enkeln der gelobte Schicksalswalter sein will.'Ich kenne das Lied;
manchen zuvor Tüchtigen stahl es aus meiner Heerde. Die zu
schützen, zu mehren, stieg der Erzengel von Gottes Burg. Nicht
der verlaufene Ochs, das im Traum aus der Reihe geglittene
Rind foll bluten; auf den Schützen, der Verführerstücke an blö»
dem Vieh rächen wollte, lenkt Michael den Pfeil zurück. Keine
Beule auf feiner Wehr, keine Rostspur auf der Flammen sprü»
hendenKlinge;und rein, wie dieWaffe,flecklos derWille zu jeg-
licher That. Wo aus Sümpfen sich Fels reckt, kann eine Kirche
werden. Wo Inbrunst die Pulse durchglüht und den Lauf des
Lebenssaftes schleunigt, webtPurpurstch heimlich um denAltar.
Staune nicht, wenn nach derHeimkehr die gestern rauhenWänt e

Dich mit edlem Bildnerwerk grüßen. Finsterer Nacht, in der Dein tzöhlenmünstervon unsichtbaren Panzerthürmen gesperrtist, kann sich höheres Wunder entwlrken. Noch, freilich, dünkt mich das höchste die Erneuung der ältesten Ehristkunde: ,Du bist Petrus und auf diesenFels baue ich meine Kirche/Klang in aller Papst-thumsgeschichte das Rädchen am Sporn der Römerhalbinsel jemals so fröhlich? Zu guter Stunde trügest Du vom Garganus Balsam in mein stilles Haus. Trübsal hatte schwarze Schleier ge» spönnen. Gegen Manichäer, Spältler, trutzige Ketzerei das Bann-schwert zu heben, hat Keinem die Amtspflicht erspart. Schon aber fürchtete ich, derBöse Feind sei unüberwindlich, nicht zu Leben nur, dessen Aergerniß fromme Widerstandskraft wach halt, sondern zu Sieg hienieden bestimmt und tzeidengeist unausrodbar wie geiles Antraut. Morgenroth hat die Schatten verscheucht. Sehet: Aus Sümpfen steigt das Heil und in Berghöhlen leuchtet friedlich der Stern Mariens.tzorchet hinaus: DasStöhnen desKreuzgebälkes verfcholl.Folgemir,gesegneterSegensspender,insKonststorium."
Aus einem Winkel prustet Gelächter den heiligen Männern nach. »Welcher Wortschwall um einen Ochsen! Soll der ledeme Kömmling vor derganzenZunftgefürsteterPriester erzählen, wie sich ein Rindvieh verlief, an der hemmenden Felswand eindrö» selte und von fcharfer Prellkante der Pfeil auf den Schützen zu» rückflog? Gar den Aufputz des Alltagsvorganges noch einmal <msfpreiten und dann als Fahne der Zeit neuen Seelenglanzes hissen? Junge Augen fehen den Fadenfchein. Behang aus der Rumpelkammer. Gelaflus zürnt den Luperkalienbrüdern und will das Geschwür ihresWähnens ausbrennen. Mit derGluth einer Kerze, Tropf? Dort wurde die Politik der reichen, gut gefütterten Leute, hier wird die der armen und dürren gemacht. Jene durf» ten die nackten Rümpfe zeigen.Diese müßten durch eine Ruthen» Hecke gesalzenen Hohnes keuchen. Ist Einer schön, stark und jedes Genüßliche ihm erlangbar, dann will er, daß ringsum Alles strotze und er die Pracht schlürfe wie einst Milch aus Mutters braun» rosa Brustknospe. Der Häßliche, Bresthaste, Fahle, nicht an den dampfenden, duftenden Mahltisch Zugelassene verschreitdie Sin» «e, ächtet die Fröner und heult auf dem Markt der .seelischen Wer-ths' die Preise auf Gipfel. Bocksblut befruchtet, Bocksstank aus Fell und Riemen quirlt den Samen; Lammsblut spült von der

Sünde rein.die demBockigen nie bewußt war.DieZiege reibt sich an
dem Bock und läßt ihn an kitzeligen Mittagen nicht, ehe er ihr ein
Andenken in den Schoß warf. Doch das Oben muß anders sein als
das Unten; aus ruchlosem Asbest. Wo Andacht werden soll, darf
nichts an Thierheit erinnern; auch nicht an Mannesgestrampel,
Schweiß, hitzig verkittete Leiber. WennAlkmenchen der eheherr»
lichen Majestät Amphitryons unterliegt, wird einIphikles. ohne
besonderes Merkmal, draus; soll Herakles werden, so mußZeus
Allerhöchstselbst sich aus Herens Wolkenbett nach Theben, zuder
schönsten Perseustochterbemühen.DieMutterjungftaulichneben
Dem geduldigen Gatten, derVaterGott oderGeist: sonst hinkt der
Wille zu Anbetun g. Brunst, Flamme, Licht darf im Hochzeitreigen
nicht fehlen. Von Ormuzd, Izdubar, Osiris zur Christkerze: wie
lange rennt mein lahmer Fuß schondurch dieWelt! Den Solariern,
mitdenSonnenrofsen am Wagenstrang und den Strahlen im Kö-
cher, wird jedes Ding leicht. In solcher Rüstung wäre ich mit dem
kithärischen Löwen, dem Eber vom Erymanthos, den Stuten des
Diomedes.sicher auch mit denfünfzigTöchtern des Thespios fertig
geworden (und hätte mich nur, der Verwandschaft wegen, von
Typhons Kindern, der neunköpfigen Schlange und dem nemei»
^chen Leun, weggedrückt). Wir, in Finsterniß, ohne Glanz und
Strahl, hatten härtere Arbeit. Ahriman, Python, Satanas, Beel-
zebub, Loki, Fliegen-Bal, Schlange, Drache, Sammael, Luzifer
<als Neckname): Furcht heiße mich, wie ihr beliebt. Nur, Muhme,
fordere nicht, daß Einer, der Aeonen sah, vor alten Puppen hin»
sinke,weil sie inKleidstoff von gestern gewickelt sind.DeinSipon»
tum, Erzbischöfliche Gnaden, war das Sipus der Griechen, aus
DemZeusLykaios Menschenopfer erkieste und in dessenBuchtder
jüngere Lichtgott, Apollon, nach dem Gekos mit Nymphen abends
gern die Brust kühlte. Auch ein Fruchtmehrer, den der Bräuti»
gam auf dem Weg ins Ehegemach um Beistand flehte; und den
Gelasiern deshalb ein Gräuel. Römische Siedler tragen ihre Göt-
ter an den Garganus.tzöretIhr, Heilige, nicht noch ihres Athems
Nachtrab?DieSchwangere ohne Gatten, das vomPfeil nicht er»
reichte Weidethier, Gottheit, die vom Zahlungfähigen Sünde ab»
wendet, die Berghöhle als Wohnstatt freundlich ernsten Schutz»
«eistes, das Purpurgewand des Altars: auch hier ist ein Rom.
Gin anderes wird; sein Priesterheer berennt und erobert die Küste.

Trocknet es die Sümpfe? In den Seelen: schallt Antwort.Derew
Gehäus kann aber indem verpesteten Land nichtdauern.Um den
Fels streckt sich Oede und einsamhocktein bleicherMeßner indem
Steindom. Grimmerer Streit als mit Bocksjüngern dräut bald
den Päpsten. Streit um weltliche Macht, deren unersetzbaren
Werth sie begriffen haben; Streit mit den Kaisern, die ihrer Krone
römischeWeihung ersehnen. Aus Tarent kommt ein junger Fürst,
verbündet wider Rom sich den Sarazenen, wird in Palermo zum
König von Sizilien gekrönt, ein Hort derGhibellinen und Sipon»
tums Erwecker. Da schwirrt ein Pfeil; prallt von dem Eisenkoller»
durch das er ins Herz dringen sollte, und ritzt dem Schützen eine
Schrammein dentzals.Diepäpstliche Bulle wirbtdem Gebannten
die Schwerter Toskanas und manchen Dolch aus dem Römlinger»
nest. Noch aber ragt auf bebender Erde das Kreuz. HatMichael
diesen wilden König gefällt? Wie Purpur ist um den Röchelnden
der Angersrand. Meine dunkle Klinge grüßt die blitzende des
Urfeindes. Noch immer jung, rosig und blond? Licht ist bekömm»
lich. Ein wackerer, fester Kerl, treu und auf feineArt redlich. Nur
leugne mir, Blanker, nicht, daß der Kram durch die Jahrtausende
im Innersten unverändert blieb. Gewand und Teppich wechselten
mit derMode Gegen den Wolf und denBock aber kam bis heute
das Lamm niemals auf. Wenn Du nicht merktest, wie jeder Klüngel
sein Geschäft mit tzimmelsflicken übernäht, aus dem Weihkessel
ihm Wohlgeruch ansprengt, bist Du nicht weiser gewoiden. seit
Dein Fuß meintzirndach trat und Dein Blick hoffte, die Schlange,
der Drache, Satanas, Sammael sei vernichtet. Schau um Dich»
auf Hirten und Heerde«, Wächterl Wer ist wie Gott?"
Hinter den hohen Fenstern dort ist das Konsistorium der Kar-
dinale. Ein graues Haupt hat lange hinauf geblickt. Jetzt senkt es
sich in ein Buch. «Angebeten und ungewarnt nimmt Natur uns
in den Kreislauf ihres Tanzes auf und treibt sich mit uns fort, bis
wir ermüdet sind und ihrem Arm entfallen. Sie schafft ewig neue
Gestalten; was da ist, war noch nie; was war, kommtnicht wieder:
Alles ist neu und doch immer das Alte. Wir leben mitten in ihr
und sind ihrFremde. Sie spricht unaufhörlich mit uns und verrälh
uns ihrGeheimniß nicht. Wir wirken beständig auf sie und haben
doch keine Gewalt über sie. Sie baut immer und zerstört immer;

und ihre Werkstatt Ist unzugänglich. Sie lebt in lauter Kindern;
und die Mutter: wo ist sie? Jedes ihrer Werke hat ein eigenes
Wesen, jede ihrer Erscheinungen den isolirteften Begriff: und
doch macht Alles Eins aus. Es ist ein ewiges Leben, Werden
und Bewegen in ihr: und doch rückt sie nicht weiter. Gedacht hat
sie und sinnt beständig; aber nicht als ein Mensch, sondern als
Natur. Sie hat sich einem eigenen, allumfassenden Sinn vorbe»
halten,den ihr Niemand abmerken kann.Die Menschen sind alle
in ihr und sie ist in allen. Mit allen treibt sie ein freundliches Spiel
und freutsich.je mehr man ihr abgewinnt. Sie liebtstch selber und
haftet ewig, mit Augen und Herzen ohne Zahl, an sich selbst. Sie
hat sich ausein andergesetzt, um sichselbst zu genießen; immer läßt
sie neue Genießer erwachsen, unersättlich, sich mitzutheilen. Sie
freut sich an der Illusion.Wer diese in sich und Anderen zerstört,
Den straft sie als der strengste Tyrann. Wer ihr zutraulich folgt,
Den drückt sie wie ein Kind an ihrtzerz.Sie spritzt ihre Geschöpfe
aus dem Nichts heraus und sagt ihnen nicht, woher sie kommen
und wohin sie gehen. Sie sollen nur laufen; die Bahn kennt sie.
Sie hat wenigeTriebfedern, aber nie abgenutzte. IhrSchauspiel
ist immer neu, weil sie immer neue Zuschauer schafft. Leben ist ihre
schönste Erfindung; und der Tod ist ihr Kunstgriff, viel Leben zu
haben. Sie hüllt den Menschen in Dumpfheit ein und spornt ihn
ewig zum Licht. Sie macht ihn abhängig zur Erde, träg und schwer
und schüttelt ihn immer wieder auf. Sie giebt Bedürfnisse, weil
sie Bewegung liebt. Wunder, daß sie alle diese Bewegungen mit
so Wenigem erreicht! Jedes Bedürfniß ist Wohlthat; schnell be-
friedigt, schnell wieder erwachsend. Man gehorcht ihren Gesetzer,
auch wenn man ihnen widerstrebt; man wirkt mit ihr, auch wenn
man gegen sie wirken will. Ihre Krone ist die Liebe: nur durch sie
kommt man ihr nah. Sie macht Klüfte zwischen allen Wesen und
Alles will sie verschlingen. Durch ein paar Züge aus demBecher
der Liebe hält sie für ein Leben voll Mühe schadlos. Sie belohnt
sich selbst und bestraft sich selbst, erfreut und quält sich selbst. Ver-
gangenheit und Zukunft kennt sie nicht. Gegenwart ist ihr Ewig-
keit. Jedem erscheint sie in einer eigenen Gestalt. Sie verbirgt
sich in tausend Namen und Termen und ist immer die Selbe."
Die Blätter sinken. Hat hier ein Priester neuer Gottheit ge»
lauscht?Wie einetzostie blinkt dietzout aus dem grauen Scheitel»

Rathenau und Schleich.
Rathenaus Kriegswerk.
ie sonderbare Trennung der Kräfte, zu der uns der Feind zu
verurtheilen sucht, diese Spaltung des deutschen Geistes
in Musik und Militär, in Kant und Schlieffen, in Wei-
mar und Potsdam^ hall, so ijrrig sie in dieser Form er-
scheint, sehr tiefe Gründe im deutschen Wesen, die heute zu er-
örtern nicht cm der Zeit ist. Im Krieg selber gab es Zeichen von
diesem Zwiespalt, denn so geschlossen die strategische und die sol-
datische Leistung ist, so problematisch mußte, namentlich bei
Kriegsbeginn, die kulturelle wirken; und es gab Dokumente, die
man nur mit großer Ueberwindung vor dem Ausland unangegrif-
fen liesz. Waren nun (darf man nach zwei Kriegsjahren fragen)
Männer in Deutschland, die ihren musischen oder philosophiren-
den Geist mit einem Ruck zur Thatkraft in Gefahr umstellen konn-
ten? Es waren diele, berühmte und namenlose; und wirklich that
im Ganzen Jeder, was er konnte. Jenseits der Hunderttausende,
die eingeborenes Empfinden oder das Gesetz des Staates von den
Büchern zu den Waffen rief, standen Tausende, die Glück und
Geschick genug besaßen, ihren Geist unmittelbar auf den Kriegs-
zweck zu richten, und von ihnen haben ein paar Hundert wichtige
Dinge gefördert. Auch ist es nicht sehr erstaunlich, daß sich die
yroßen Praktiker jeder Art bald an die leitenden Stellen des
Kriegszustandes berufen fühlten.
And doch sehe ich unter diesen privaten Praktikern keinen, der
das Durchschlagende, das Allernothwendigste sofort, im ersten
Augenblick, nach eigener Idee und ohne Vorbild gesehen und ge-
than hätte, wie Der that, von dem ich berichten will. Nm wie viel
weniger fände sich ein Geist, Philosoph oder Künstler in Deutsch-
land, der eines so elementaren Zugriffes sich rühmen dürfte!
Als vor zwei Iahren Rathenaus letztes philosophisches Werk
erschien, glaubte ich, in kritischer Besprechung von einem Brauch
des Taktes abweichen und ihn, den Autor, öffentlich apostrophiren
zu dürfen: „Hier also ist ein Mann, dem sich an Nm ständen kein
Dutzend schaffender Männer in Deutschland vergleichen kann:
durch Stellung, Bildung, Unabhängigkeit in jedem Sinn den
Änderen Köpfen praktisch überhoben. Sein Ideal heißt Solidari-
tät der Gesellschaft, er lebt in einem konstitutionellen Staat, ist
,^ung genug und alt genug und könnte durch Weltklugheit endlich

«einmal die hier in seinem Buche niedergelegte Menschenliebe in
großem Stil fruchtbar machen. Warum entzieht sich dieser Mann
dem öffentlichen Leben? Deutschland ist viel zu arm an solchen
Erscheinungen, als daß sie sich hinsetzen dürften, um ausgezeich»
nete Bücher zu schreiben." Im Frieden ist es nicht geschehen, im
Krieg (sieben Monate, nachdem diese Zeilen geschrieben waren>
geschah es im größten Maßstab. Rathenau hat den Rohstoff
gesammelt, ohne den ein Land den Krieg verliert. Keinem pri»
vaten Manne schuldet Deutschland so viel des Dankes und der
Lobrede im Kriege wie Walter Rathenau.
In diesem Gehirn rang sich in den ersten Tagen eine Sache
durch, die sich aus spekulativen Gedanken, aus empirischer Er»
Fenntniß und aus künstlerischer Phantasie sehr deutsch, sehr
faustisch zusammenschloß. Denn alle drei Elemente waren nöthig,
um eine Frage zu stellen und zu beantworten, deren Schnelligkeit
mnd Genialität durch ihre Einfachheit scheinbar verdeckt wird.
Was lag denn näher, als am Abend jenes vierten August, als
England Krieg und Blockade erklärte, zu fragen: Haben wir genug.
Rohstoffe im Lande, um uns längere Zeit zu halten? Metalle,
Textilien, Chemikalien, Sprengrohstoffe, sind sie da, sind sie kon»
tingentirt und sind es genug, um einen ungeheuren Kriegsbedarf
zu decken? Lag eine Frage näher?
Aber obwohl tausend industrielle Gehirne die Gefahren (und
auch die Vortheile) am ersten Tag erkannten, denen sie der Krieg
entgegenführte, obwohl Jedermann um das Fünftel der Volks»
ernährung sich zu sorgen begann, das wir vom Ausland brauchen:
kein Privater fragte, wonach ein Einziger fragte, oder wer es>
etwa that, dem fehlte Initiative, Muth, Gefühl der Verantwor»
Itung oder das Bewußtsein der geschichtlichen Entscheidung, die
in der einen Frage lag, um stehenden Fußes zur Behörde zu gehen
und dort zu fragen: Haben wir genug? Es ist historisch wunder»
bar und soll in deutscher Geschichte unvergessen bleiben, daß unter
allen deutschen Industriellen der einzige Philosoph Dies that!
Sollte die Beschäftigung mit den Problemen der Welt, des Men-
schen und der Seele, die manchem rein arithmetischen Finanz-
mann stets unheimlich an ihm war, am Ende doch mehr bedeuten
als ein Spiel, einen Ehrgeiz, eine Liebhaberei?
Am achten August ging Rathenau aufs Kriegsministerium
und erfuhr, was fehlte. Ami neunten mittags übertrug der
Kriegsminister von Falkenhayn mit einem fehr kühnen und glän-
zenden Entschluß diesem Privatmann, zu schaffen, was fehlte,
Ein Handschlag vereidigte ihn, ein Erlaß gründete d« „Kriegs-»

Rohstoff-Abtheilung". Der Mann, der als einziger Privater
diese nachdenkliche, theoretische Frage gestellt hatte, war nun, mit
einem erfahrenen Major, als Einziger berufen, eine schlagende,
praktische Antwort zu geben. And wieder sieht man, wie an einem
Schulbeispiel, das; Phantasie und Weltgefühl die praktischeste
Arbeit nicht lähmen, sondern beflügeln.
,,Es war Mitte August," erzählte er sehr schön später in einem
Vortrage, „vor meinem Fenster breitete ein wundervoller Ahorn
seine Aeste aus und überschattete das Dach. Nuten lag der schöne
Garten des Kriegsministeriums, darin schritt eine Wache langsam
jauf und ab,- zwei alte Kanonen standen auf dem Rasen in der
KZoune, Und hinter dieser friedlichen Stille ein hoher Schorn»
stein, der deutete auf das Riesengebiet der deutschen Wirtschaft,
das sich jenseits ausbreitete bis zu unseren flammenden Grenzen.
Dieses Gebiet der donnernden Bahnen, der rauchenden Essen, der
glühenden Hochöfen, der sausenden Spindeln, dies unermeßliche
fNZirthschaftgebiet dehnte sich vor dem geistigen Auge; und uns
war die Aufgabe gestellt, diese Welt, diese webende und strebende
Welt, zusammenzufassen, sie dem Kriege dienstbar zu machen, ihr
einen einheitlichen Willen aufzuzwingen und ihre titanischen
Kräfte zur Abwehr zu wecken."
Das Erste, was er gewinnen mußte, waren Menschen. Zuerst
waren es fünf und sie saßen in vier kleinen Zimmern. Die Zahl
wuchs im Qudrat der Zeitdauer, heute sind es sechshundert; sie
arbeiten in Häusern, die eine Straßenfront füllen; so ist diese
ueue Abtheilung größer als irgendeine in einem preußischen
Ministerium. Zwischen diesen beiden Zahlen spannt sich die
Riesenarbeit eines Willens. Alles war an der Front, Menschen
fehlten. Manche blieben zwei Tage, dann gingen sie wieder, es
paßte ihnen nicht, von neun Ahr früh bis zwölf Uhr nachts für
eine ihnen noch unklare Sache umsonst zu arbeiten. Andere blie»
den und thaten das Ungewohnte: ein Elektriker hatte das Leder«
Wesen unter sich, ein Metallurge die Chemischen Industrien, ein
Rationalökonom die Textilien. Alle mußten erst lernen, Beamte
zu sein, Alles war improvisirt, wie nie in Preußen eine Behörde
gewesen. Nur Einer, der mit menschlichem Ton mitmenschliches
Vertrauen einzuflößen wußte, nur Einer, der seine Ueberlegcn»
heit verhüllte und dennoch zu befehlen wußte, konnte diese Schaar
anführen.
Und doch mußte Alles sofort geschehen. „Es galt, Organi»
Kationen täglich und stündlich neu zu schaffen, Verfügungen zu
entwerfen, umzuarbeiten und anzupassen, Verhandlungen mit

Industriellen zu führen, Versammlungen einzuberufen, eiw
Korrespondenz von zweitausend täglichen Nummern zu bewäl
tigen, daneben mit den Behörden die Fühlung aufrechtzuerhalten
neu eingetretene Menschen anzulernen, dem Strom der Besucher
Her Fragenden und Wünschenden Stand zu halten. Es gab ak
und zu Professoren, die sagten, Alles sei falsch und wir müßt«
Don vorn anfangen. Es kamen auch Abgeordnete, die sagten
Alles sei allerdings falsch, und was die Professoren gesagt hätten
sei auch falsch. Es müßte nochmals geändert werden. Abgesehen
Don einer grauenhaften Schreibarbeit hat es uns nicht geschadet.'
Die erste praktische Frage, die Rathenau sich stellte, war di<
Frage der Deckung: Wie lange ist das Land mit unentbehrlicher
Stoffen versorgt? Eine schlüssige Antwort gab es nicht, denn di<
Antworten der Fachleute gingen um das Zehnfache auseinander
'Rathenau wagte es mit einer Hypothese; und diesmal entschied
nicht der ^Philosoph noch der Künstler in ihm, sondern der Gelehrte
Das Deckungverhältniß, schloß er, muß im Durchschnitt der deut»
schen Wirthschaft annähernd das Gleiche sein wie bei einer große»
ren, beliebig herausgegriffenen Gruppe. Darum fragte er die
Lieferanten des Kriegsministeriums nach dem Deckungverhältniß
der verschiedenen Stoffe und schloß von diesen neunhundert bis
tausend Centren auf das Verhältniß im ganzen Lande. Nach drei
Wochen wußte er, was die Fachleute in sechs Monaten anzugeben
sich erboten hatten. Bei wenigen Stoffen überschritt die Deckuno
"des damaligen, seither weit überschrittenen Kriegsbedarfes die
ZFrist eines Jahres, fast durchweg war sie erheblich geringer.
Die Stoffe, um die es ging, schienen zuerst gering an Zahl,
-etwa ein Dutzend. Jetzt sind es über hundert, die hier organisirt
Verden.
Als Rathenau die Stoffe kannte und ihre Deckung, sah er
vier Wege, um die Wirthschaft im Lande nach der Nöthigung
eines blockirten Landes umzugestalten. 1. Alle Rohstoffe mußten
zwangläufig werden, Luxus und Nebenbedarf mußte gewaltsam
unterbrochen, Alles so eingedämmt werden, daß es selbstthätig in
die Endprodukte mündete, die das Heer brauchte. 2. Alle verfüg«
baren Stoffe mußten durch Kauf im neutralen, durch Beitreibung
im okkupirten Ausland ins Inland gezwängt werden. 3. Alles
sonst Unerhältliche mußte im Inland, zum Theil mit neuen Metho-
den, erzeugt werden. 4. Schwer erhältliche Stoffe mußten durch
leichter erhältliche ersetzt, Surrogate geschaffen werden.
Die Widerstände waren Fragen der Kompetenz, des Mißver-»
ständnisses; vor Allem waren sie gesetzgeberischer Natur. „Was

das Kriegsleistungsgesetz uns freistellte, war, wenn man es seine?
theoretischen Ausdruckes entkleidet, ungefähr so viel, wie wenn
ich sage: Kommt ein Rittmeister in ein Dorf, so kann er sich vom
prtsvorsteher Hafer geben lassen, und macht ihm der Ortsvorstehev
Schwierigkeiten durch Säumigkeit, so darf er in gewissen Aus-
nahmefällen sich den Hafer selbst nehmen." Es fehlte zuerst ein
Grundbegriff, um den wirthschaftlichen Kreislauf juridisch um-
zugestalten. Ein neuer Begriff der Beschlagnahme wurde von
Rathenau geschaffen und bald sanktionirt: die Waare war nicht
Staatseigenthum, aber ihre EntWickelung und ihr Weg wurden
einem Höheren Willen untergeordnet; sie darf perkauft, verarbeitet
werden, Form und Ort ändern, aber das Gesetz hindert sie, ande-
rem Zweck als dem der Kriegführung zu dienen. Andere wollten
statt Dessen konfisziren und griffen Rathenau an. Er erwidert:
„Hätten wir die Güter auch nur eines Wirthschaftkreises, etwa der
Metalle, requirirt, also alles Kupfer, Zinn, Nickel, Aluminiums
Antimon, Wolfram, Chrom, so wären wir Besitzer geworden von
Millionen einzelner Warenposten und jeden Tag wären un-
gezählte Anfragen gekommen: Was soll mit diesem Waaren«
Posten gemacht werden? Darf er gewalzt, gezogen, gegossen wer-
den? Wer soll ihn bekommen? Er wird dringend gebraucht. lind
auf der anderen Seite hätte die ganze Verarbeitung stillgestanden,,
bis eine neue Vertheilung vorgenommen war, und die Neber-
wachung und Verrechnung von Milliarden Werthen unbekannter
Posten wäre uns zur Last gefallen."
Trotzdem gab es, im Augenblicke der Beschlagnahme, eine
furchtbare Erschütterung. Denn die gesammte Friedensarbeir
zahlloser Fabriken stand plötzlich auf den einen Wink hin still; und
ein Gefährte von der AEG konnte Rathenau mit dem Vorwurf
begegnen: „Was Sie da gemacht haben, kann uns sechzigtausend
Arbeiter brotlos machen!" Er wußte aber, was er that, und in
diesem Augenblick hat ihn wohl das ethische Grundgefühl, das
aus allen seinen Schriften spricht, Entschlüsse fassen lassen, die-
viele Männer der Finanz und Industrie toll oder ideologisch-
nannten. Es mutzte gewagt werden, denn „wer konnte wissen
(sagte er in seinem Vortrage), ob nicht die Tonne Salpeter, die?
hier freigegeben wurde, bei einer belagerten Festung oder bei
einer Schlacht den Ausschlag geben würde? Irgendwo mutz man
Verantwortungen übernehmen; und wir haben es gethan."
Nach zwei Monaten war die ^Umstellung der deutschen In-
dustrie vollzogen. Wie aber sollten nun Kriegsaufträge und»
Lieferungen vermittelt und ausgeglichen, wie sollte der Strom

der Waaren aufgesogen, aufgespeichert und vertheilt werden?
Mathenau fand den Begriff der Kriegs°Wirthschaft°Gesellschaften,
Von denen heute Jeder spricht, als wären sie hundert Jahre alt.
Er hat ihn aus dem Nebel gerissen, er hat als Erster den Wider»
streit eines zwangläufigen Güterverkehrs mit der Selbstverwal«
tung der Industrien geschlichtet und so, wie nebenher, ein Grund»
Problem des Staatssozialismus praktisch gelöst. Unter dem
Widerspruch der Gelehrten, unter dem Widerstande der In«
dustriellen, aber mit verständnißvollster Unterstützung des Kriegs»
Ministeriums, mit.steter, weiser Unterstützung anderer Behörden,
hat er, Denker und Praktiker, den neuen Begriff gestaltet, den er
«rdacht, und jede Woche neue Gesellschaften gegründet; zuerst
die Kriegsmetall», dann die Kriegschemikalien-Gesellschaft, dann
kamen Jute, Wolle, Kammwolle, Kautschuk, Baumwolle, Ledert,
Häute, Flachs, Leinen, Roßhaar, und jede Gründung forderte
iange Vorverhandlungen, Einigungen, Beschaffung von Direk»
toren, Prokuristen, Geschäftsräumen. Heute zählt das Beamten»
personal der Gesellschaften, Zweig» und Nebenorganisationen!
nach Tausenden, ihr Umsatz nach Hunderten von ^Millionen Mark;
ihr Hauptbuch ist das größte der Welt.
Inzwischen wurden Belgien, Polen und Nordfrankreich er»
vbert und ein „geographischer Glücksfall" ließ die gesammten
Centren des kontinentalen Wollhandels in unsere Hände gelan»
gen; viel Kautschuk und Salpeter kam dazu. Nun hieß es, diese
Schätze heben, ohne das Recht zu beugen und ohne die Länder in
ihrer Wirthschaft zu vernichten. Also wurden Filialen errichtet,
Lager aufgenommen, Beschlagnahmen erwirkt, Umladeplätze, Ver»
zollungwesen, Transporte geregelt, und während sich die Gelehr»
ten noch lange wegen der Frage der Uebereignung stritten, waren
die Objekte längst vertheilt.
Aber von Allein das Wichtigste blieb der Schuß. Es galt,
Stickstoff herzustellen, sollten Salpeter und damit Explosivstoffe
genug vorhanden sein. Zu einer Zeit, wo Alle noch auf einen
kurzen Krieg hoffen durften, erlangte Rathenau vom Stellvertre»
tenden Kriegsminister die Erlaubniß, eine beliebige Zahl von
Ehemischen Fabriken zu bauen. Zu Weihnachten waren sie unter
Dach, ehe noch die, Verträge vom Rieichsschatzamt genehmigt
waren. „Die Stickstoff»Fabrikation war eine deutsche Produk»
tion geworden, ein Weltproblem war gelöst, die schwerste tech»
nische Gefahr des Krieges war abgewendet."
Als Falkenhayn im Frühling 1915 nach Berlin kam und
fragte, wie es, acht Monate nach Gründung der Abtheilung, da»

mit stände, konnte Rathenau erwidern: „Der Krieg ist von der Beschaffung des Rohstoffes unabhängig. Es wird so viel beschafft und geschaffen, wie nöthig ist. Aus unseren Grenzen kommt nur Das hinaus, was unsere Kanonen hinausschleudern. Der Plan Lloyd Georges, die Blockade ist unwirksam geworden."

Freilich, es ist leicht für eitle und enge Gehirne, heute zu sagen: Wäre nicht er, so wäre ein Anderer gekommen Z Niemand zweifelt, daß das Geschick des Reiches nicht am Einzelnen hängt. Es ist eben so beschränkt, wie Du Bois-Reymonds Deutung des lFaustfchlusses war, heute zu sagen: Was that er denn? Er schuf nur eine Organisation. Rathenau hatte es immer schwer, weil er sich erlaubte, mächtig und dennoch Philosoph zu sein. Das Aus» land hat seine That längst erkannt und Times und Corriere haben öffentlich Italien und England befragt: Wo haben wir solche Männer? Sicher war Dies ein Werk, das Einer machen mutzte. Wer es war, ist aber am Ende kein Zufall.

Indem die oberste Behörde Gründung und Aufbau dieses Werkes, das ein Bollwerk, das ein Kriegsorgan ist, einem Pri» vaten anvertraute, widerlegte sie für immer das alte Vorurtheil von der Beamtenhierarchie in Preußen und zeigte zugleich, wie ein bestimmter guter Instinkt in gefährlicher Stunde dem Manne sagt, was der Mann bedeutet. Niemals genug kann man die großartige Amsicht rühmen, mit der Falkenhayn und seine Nach-' folger dem Privatmann vertrauten. Aber nicht irgendein Gene» raldirektor: nur eine menschlich bedeutende Erscheinung konnte dies Werk in dieser Stunde erdenken, übernehmen, thun. Es bedurfte eines Mannes, der neben der Forderung des Tages das Symbol dieser Aufgabe erfaßte, der sie von innen, von der Seele her belebte und der, gewohnt, Zehntausenden zu befehlen, dennoch an jenem Tage sofort begriff, daß ihm zum ersten, vielleicht zum einzigen Male nach vielen Vorübungen das Schicksal eine Sen» dung gab, wo höchste Thatkraft sich zu idealstem Zwecke rühre. Dies Werk wird anonym, drei Buchstaben sprechen es aus: die „K.R.A." besteht; und heute schon, seit längst ihr Gründer Zurückgetreten, fragen Viele von den Tausend, die sie umfaßt: Was hatte doch dieser Doktor mit unserer Abtheilung zu thun? ß)as ist gerecht, ist preußischer Stil und Niemand wünscht es anders. Wir aber sind berufen, seinen Namen mit großen Lei« tern über den Riesenbau zu schreiben, der auch im Frieden nie aufhören wird, wachsend zu bestehen. Das Vat»r'au^ seine Retter kennen!

Schleichs Schaltwerk.
AWnter den Wenigen, denen diese Generation gestattet, zugleich
zu denken und zu handeln, sind wohl nur ein paar, die in
gewissem Betracht original zu wirken sich erkühnen; sie wagen, zu
denken, ohne zu plätschern, sie wagen, zu handeln, ohne nachzu«
ahmen: Männer von vorbildlicher Wirksamkeit in den Provinzen
der Welt, zugleich aber von tiefer Kraft in den Provinzen des
Denkens. Was Karl Ludwig Schleich, mitten in kriegsärztlicher
THStigkeit, philosophisch zusammenraffte, will ich andeuten, in»
dem ich die Bemerkung vorausschicke, daß Bücher, wie Schleichs
neues Werk: „Vom Schaltwerk der Gedanken" (S. Fischer) im
deutschen Frieden nur sehr selten, im Kriege gar nicht erscheinen,
von einem Arzte nie geschrieben worden sind. Wirklich müssen
Männer wie Schleich, faßt man ihr thatkräftiges und ihr philo»
sophisches Werk in Eins, zu den ersten Geistern der Nation ge»
rechnet werden, während sie im Grunde Autodidakten sind, wie
der ihnen etwas verwandte Fritz Mauthner, den übrigens Schleich
„einen unserer tiefsten und kühnsten Denker" nennen darf.
Schleich kennt und pflegt diese philosophische Selbständigkeit
in sich. Ein gewisses Werk über Kant und die neuere Gehirn»
forschung — sagt >er einmal — müßte geschrieben werden, er
aber „möchte es aus unbestimmter Furcht vor Systemen nicht
schreiben, weil die Natur stets reicher ist als jedes menschliche
System^. Kein Wunder, daß diesen handelnden Männern ihr
platonisches Denken besonders von den Fachgenossen verübelt und
daß auf Schleich, den Arzt, nur mit entschuldigendem Lächeln ge»
blickt wird, erwähnt man seine „philosophische Schrulle". In
Wahrheit sind die Fäden von einem zum anderen Gewebe solchen
Lebens stets sichtbar; man braucht sie nur zu finden. Vollends
ist bei Schleich von einem Dualismus gar keine Rede; und es ist
doch so flach wie gefällig, zu sagen, wie schön, wie sonderbar es
sei, daß in diesem vortrefflichen Arzt auch ein Stück Philosoph,
auch ein Stück Künstler stecke. Weil Schleich Phantasie hat, wie
jeder große Feldherr, Erfinder, Dichter, Arzt, deshalb sollte eine
Kluft seinen Beruf von seiner Neigung trennen? Er hat so viel
Berufung zum Denken wie Neigung zum Heilen, man muß nur
die Brücke suchen. In seinem neuen Werk wird sie auch Denen ficht»
bar, die sie in dem früheren Bande „Von der Seele" nicht fanden.
Denn dieses Buch ist goethisch; und etwas Edleres ist darüber
nicht zu sagen. Das heißt: es hält sich stets sinnlich an seine Ob»
jekte, begnügt sich aber nie mit deren bloßem Anschauen, sondern

läßt immer die Quelle des Gleichnisses darüber rieseln. Dies
Gleichgewicht von Idee und Beobachtung, und wie das Eine vom
Anderen unterstützt und gehoben wird, folgt aus Natur und Bil-
dung seines Autors. Denn es ist durchaus kein Zufall, daß Dies
der selbe Mann gedacht hat, der eine neue Form lokaler Narkose er»
dachte. Als tief der Kreatur verbundener Mensch hat Schleich den
Leidenden durch die Betäubung ihrer Nerven helfen müssen; als
ein nach Seele in der Welt überall fahndender Gehirnforscher
hat er das schlafende Gehirn belauschen müssen: so, um zu heilen
und um zu studiren, erfand er nothwendig und schenkte der Welt
ein großes Mittel der Narkose. Das ist nicht nur symbolisch;
es ist logisch. Organisch hängen seine Arbeiten zusammen. Vor
über zwanzig Jahre lehrte er das „Rotation-Skelet", eine Art
von Schwingungaxe, die im Rhythmus des Alls sich nur halten
kann durch die Raserei der Moleküle. Heute zieht er daraus
nicht etwa geistige Folgerungen, sondern er kommt darauf nur
zurück, wie anr einen crganischen Ausdruck der selben philo-
sophischen Grundidee. Seine Arbeiten über schmerzlose Ope-
rationen und über die Seele gehen so direkt in einander über,
daß er in der Lage ist, eine in der anderen zu zitiren, und heutq
darf er stolz bekennen, daß seine „Beobachtungen der Narkose
und Deutung des tzirnmechanismus zu einem richtigen Mittel
des Verständnisses vom Aufbau des Lebens geführt und es aufs
Aeußerfte wahrscheinlich gemacht haben, daß das Gehirn aus
dem Rückenmark heraus entwickelt ist, wie dieses aus dem Sym«
paticus". Auch in diesem Sinn ist das Werk goethisch, indem
eigene biologische mit eigenen kosmischen Betrachtungen, einan»
der fördernd, zusammenstoßen.

Dieser Forscher hat sich für den Organismus des Menschen,
besonders für das Gehirn eine ästhetische Leidenschaft und eine
metaphysische Neigung bewahrt, an die man nicht glauben möchte,
wenn man erfährt, daß er ehemals Jahre lang in Virchows Auf-
trag Schädelmessungen gemacht hat (die er heute für ziemlich
werthlos erklärt). Im Anschauen dieses Gehirnes und nach langen
!Neberlegungen, die, frei von aller naturforschenden Anmaßung,
sich lediglich ihrer Resultate bedienten und sie mit schöner Will-
kür zu gruppiren wußten, vertritt Schleich heute als Philosoph
einen „idealistischen Mechanismus": er fragt nach der Thätigkeit
gewisser Muskeln für den Ablauf der Gedanken. Dies bedeutet
eine völlige Absage an jeden Materialismus, wie immer sein
Vorwand oder seine Maske heiße, eine Absage, wie sie leiden-
schaftlicher nie von einem exakten Forscher ausgesprochen wurde,

am Wenigsten von einem Arzt. Behaupteten die Materialisten,
das; Etwas im Gehirn das Seelische schaffe, so postulirt Schleich,
„daß, was an diesem Mechanismus geschieht, die in mich ein-
gelassene, meinem Körper als Herr und Wächter gesetzte Theil«
seele der Weltseele affizirt, sie hebt, sie jubeln macht oder wei«
nen, ‚sie kränkt, sie erfreut, je nach meinem Verhalten". Er
untersucht also, ob die Struktur des Gehirnes zureichend einge«
richtet sei, ob der Bau nicht geradezu zwinge, die Möglichkeit
eines „universellen Orgelspieles" anzunehmen, und nennt dabei
das Gehirn „die Aeolsharfe, auf der Seele, Weltall, Gott, Um»
weit, Mensch, Thier und die ganze Natur ihre Wunder abspielen
können". „Mein Geist", sagt er an anderer Stelle, „kann aus
meine Seele wirken, aber ist weder mit ihr identisch, noch kann
er sie erschaffen, er 5st eine Brücke zum Seelischen in mir und im
All. Diese Brücke ingenieurhaft zu rekonstruiren, im Exveri«
ment sie zu gewissen Schwingungen zu zwingen, Das ist der
Wissenschaft gestattet, ihr Amt, ihr Auftrag. Ueber die Brücke
hinwegzuschreiten vermag kein menschliches Wort, keine lieber«
legungsie ist zu fein, zu flüchtig und der Materie zu fern, gier
verlischt der Strahl der Wissenschaft, hier flammt die Morgen«
röthe der Kunst und der Ehrfurcht."
Man bemerkt, dieser Geist ist völlig Feind jedes Monismus,
jedes psycho-physischen Parallettsmus und auch der Psycho°Ana«
lyse Freuds. Sachlicher und biologisch konsequenter als seine
Gegner so sehr verschiedener Herkunft, ist er doch zugleich unend«
lich freier, phantastischer als sie. Was er metaphysisch braucht,
hat er meist physiologisch selbst zu erforschen gewußt; denn Jenes
ist das Primäre und Alles muß sich seinen Grundideen unter«
ordnen, die eigentlich Grundgefühle sind. Einiges darf er von
anderen Forschern erwarten. Lange hatte er schon die Abhängig«
keit des Nervengeschehens im Gehirn von Muskeln und Blutge«
säßen behauptet: und darf nun bei der neuen Entdeckung eines
Gehirnmuskels triumphiren, die ihm Professor Benda zugeführt
hat. Wieder ist es eiw Wettlauf von Gelehrten, wie bei der Ent«
deckung des Achten Planeten, den Leverrier längst berechnet hatte,
als Galle ihn entdeckte; es kann kein Zweifel sein, daß Leverrier
und Schleich der vollere Kranz gebührt.
Auf diese Kenntnis; und Erkenntnis; des Gehirns baut
Schleich se^ne besten geistigen Schlüsse, ohne doch je von jenen
Erkenntnissen zu diesen Schlüssen angeregt worden zu sein. Denn
ihm ist alles Greifbare nur Bestätigung eines vorgeschauten in«
neren Bildes; und so allein ziemt es sich für den Denker. Aeber«

raschemd tritt Dies hier besonders in seiner Physiologie des Willens zu Tage, wo er den Willen weder frei noch unfrei, sondern eine Kombination bewußter und unbewußter Aktionen nennt; vom Sympaticus her sei der Mensch unfrei, sein Handeln geschehe lohne eigene, geschehe unter Verantwortung der Mächte des Himmels und der Erde. Diesem Unterbewußtsein stehe aber die Vernunft gegenüber, „die aus Erkenntniß und Phantasie geborene Fähigkeit, Motive abzuschätzen, an die Zukunft, an unser Ich, unsere Würde, unsere Verantwortung vor Gott und Menschen zu denken, sie, diese schwebende Reservekraft", die sich in direkten Kampf mit den Meldungen des sympathischen Zwanges einlassen könne. „Also ist der Wille die Diagonale von unterbewußten und bewußten Spannkräften, die beide am Gitter der Neuroglia-Muskeln rütteln".

Doch er geht weiter. Als Erster hat er den Muth, aus unerklärlichen Erscheinungen der medizinischen Wissenschaft die letzten Schlüsse zu ziehen. Aus gewissen Fällen der Hysterie, wo sie geradezu Gewebe produzirt, schließt er direkt auf das meta« physische Problem der Inkarnation, aus anderen ähnlichen Erscheinungen auf eine Art Hellsehen der Krankheitmöglichkeiten? er scheut sich nicht, den Tod aus Autosuggestion in einem bestimmten Falle festzustellen, wo er selbst Arzt war, und ruft nach Alledem: „Wie sollen wir diese Dinge erklären? Es ist ja die reins Metaphysik! Erlebnisse, beinahe jenseits von physischem Geschehen, fast jenseits von Kausalität? Wir sehen hier beinahe in das Wunder der Welt, wir schauen dem Beweis ins Auge, daß die Idee Plastisch sein kann . . . Was wir nicht mehr verstehen können, Das ist der Mechanismus, wie die Phantasie, diese Umschaltung der Sinne, diese rein geistige Kraft ihre Faust in das Gewebe schieben kann und es nun zwingt, Stoffe anzusetzen."

Indem Schleich so die Grenze des Sinnlichen überschreitet, tritt er in unmittelbare Nähe zu okkulten Ideen und weicht ihnen nicht aus. „Das ist okkult, theosophisch", schließt er einen seiner erstaunten, zugleich begeisterten und dem ühtgen Aussprüche, An anderer Stelle läßt er den Verstand Das thun, was das Unterbewußtsein „im Rath der unsichtbaren, vielleicht kosmischen Motive beschließt". An einer dritten Stelle finde ich sein nahezu okkultes Bekenntniß, er glaube, daß die befruchtete Eizelle „Etwas vom Bilde ihrer Vorfahren behalte und so sich der neue Organismus langsam dem erinnerten Lebensbild im Ganzen anpaßt".

Aber wie man bei ihm nie sicher weiß, nach welcher Seite jetzt sein Temperament wohl ausschlagen wird, sagt er von der

Phantasie einmal ganz rationell, sie könne „die Spiegelbilder
«lies Geschehens doch nur aus der Wirklichkeit nehmen."
Eden, so unsicher sind Schleichs Beziehungen zur Welt als
Vorstellung, zu Kant. Zwar macht /er eine große Verbeugung
Vor ihm und versichert, er habe ihn durchaus studirt, aber er ist
im Stande, Kants Grundgedanken nebenbei fast unbewußt zu ne»
giren. Als er nämlich von der Sehkraft des Prismas und
Aehnlichem gesprochen hat, schließt er: „Sind Das nicht übri-
gens Beweise dafür, daß die Gegenstände der Welt wirklich da
sind, so, wie wir sie wahrnehmen?" Eben so skeptisch muß, ich
«iner Gleichsetzung seiner „drei Registerzüge des Gehirns" mit
Kants drei Grundbegriffen a, priori gegenüberstehen.
Dies aber sind nur Zeichen für das Fluktuirende, systemlos
Genialische eines Weltbildes, das aus tiefströmendem Grund«
gefühl und klar fassenden Blicken gespeist wird. Dieses Grund-
gefühl ist eine Art von praktischem Pantheismus: immer spricht
Schleich vom Aether, immer spricht Schleich von Beseelung, über«
all fühlt er den, Rhythmus der Seele. Er sieht die Seele des Gases
und die Seele des Kristalles. „Wenn das Glas in Prismaform
uns Farben zeigt, sie also in sich bildet, was thut es dann? Es
empfindet Licht und zerlegt es: es sieht." Auf die Gestirne ge-
richtet, weist uns das Prisma glühende Metalle, die wir nun
erst auf Erden suchen: also differenzirt das Glas noch feiner als
das Auge. Oder er läßt das Silbersalz auf einer Glasplatte
Sterne aufspüren, sie sichtbar machen und schließt, daß dieses
Salz entdeckt. Alle Metalle oxydiren: sie athmen also wie wir.
„Kristalle haben eine organisirende Seele, Perlen sterben, selbst
Diamanten erlöschen die Augen." Dies von einem Naturfor-
scher zu hören, ist doch recht erlösend für uns Andere, die von je
daran glaubten, die aber unter dem eiteln Lächeln profaner Dok-
toren erröthen mußten, wenn sie es wagten, Leben und Tod auch
nur der Perle zu behaupten.
Neber das Gedächtniß hat Schleich die tiefsten Dinge gedacht
und ist viel weiter vorgedrungen als etwa Höring, der uns nach
dem hübschen Vergleich mit der Schlittenbahn recht unbefriedigt
entließ. Sein pantheistisches Grundgefühl faßt er vielleicht am
Schönsten dort zusammen, wo er das Metall als einen Orga-
nismus ansieht, „in dem Sternen-Milliarden von Riesenmole-
külen, um sich rasend, die Form des Ganzen, vielleicht eines
ruhenden und träumenden Gottes bilden". An dieser Stelle
zeigt Schleich seine Verehrung für einen verkannten Vorgänger,
denn er fügt hinzu, er küsse dabei dem alten, ahnenden Fechner

die verspottete Stirn. Diese Ehrfurcht bewährt er oft Forschern, während er sie mit kalter Skepsis zergliedert. Seine Ehrfurcht hängt mit einer anderen Tugend zusammen, die in ihm höchst entwickelt und geradezu bestimmend wacht: mit jener Kraft deK Gleichnisses, die nicht die Dinge allein, sondern zugleich ihren Gleichnißwerth erfaßt. Es ist nicht die schweifende Phantasie, die diesen Arzt und Denker auszeichnet und als Künstler ent> hüllt. Betrachtet er, daß das Gold die schmutzigsten Gifte an sich reißt, in dem sie nur mit Gold°>Trichlorid chemisch zu bin» den sind, so schließt und fühlt er zugleich den tiefen Sinn, daß, es „Fermente wie Menschenseelen faßt und niederreißt. Gold» sucht ist seelischer Niederschlag, Fällung des Besten". Und er fügt ganz schlicht hinzu: „Ist Das nicht bemerkenswerth?" Oder er sagt plastisch: „So ist also das Gedächtnitz die muskulär in Szene gesetzte Erinnerung, Erinnerung aber bedeutet das selbst» thätige Schwingen einmal oder^ öfters getasteter tzarmoniefolgen"; gleich darauf aber das Selbe bildnerisch: „Gedächtnitz gleicht einem tzarfenspiel, das durch Hämmern und Zupfen in immer gleichen Akkorden das erste Lied wiederholen mutz, Erinnerung gleicht dem tzarfenspiel, das der Windhauch von ungefähr er« regt, dem Wellenstreicheln, das Aeolus im Spiel über die Wogen» kämme dahin wehen läßt."

Diese Gleichnitzkraft stellt sich in seinem Stil in einer Reihe blendender Vergleiche und Epigramme dar, die ihm ermöglichen, dem Laien die schwerste Gehirnanatomie sacht einzuschmeicheln. Freilich sind seine Bilder manchmal gehäuft, werden barock, aber wenn er phantastisch umhergeschweift ist wie etwa dort, wo er von Schlaf und Traum, von der Königin und von den müden Tauben der Gedanken geschwärmt hat, ruft der Professor in ihm den Lehrer Plötzsich zur Ordnung; und so führt er ohne Uebergang mit den drei Kathederworten fort: „In der That . . ." Auch ist sein Stil, weil er stürmisch fließt (im Grunde der Stil eines Neberredners), zuweilen in Gefahr, keinen Punkt zu finden, und ein Merker könnte ihm einen Satz von einundzwanzig Zeilen ankreiden. Aber Alles ist so belebt von Epigrammen, Bildern, Visionen, daß man es kaum bemerkt, und neue Prägungen leuchten überall hervor. Am Liebsten umkreist sein bildnerischer Geist das Ge° Hirn selbst, und wer aus den ersten Seiten dieses Buches die herrliche Vision des Gehirns schöpfte, würde glauben, einen Künst« ler als Laien zu hören, wäre nicht Alles im stärksten Matze fundirt und verankert. Die tiefsten Aufsätze dieses Bandes schei« nen mir die ersten über das Gehirn und das Gedächtniß und wie«

verum die letzten über Stoffwechsel im Gehirn, über Hysterie
und über den Kreislauf des Lebendigen zu sein. In der Mitte ist
Einiges matter, Einzelnes (Der Sinn der Kunst) unzureichend;
die kleinen Kriegsaufsätze, die daneben stehen, stören das Ganze,
ohne ihm ein Zeitkolorit zu verleihen, das auch ganz überflüssig
wäre. Denn dies Buch ist für die Dauer. In seiner Grundfarbe
ist es nicht optimistisch noch pessimistisch, sondern, wie dem Werk
eines Mannes ziemt, der zugleich handeln und denken kann: es
ist getrost. Es glaubt an ein stetes Empor, an eine EntWickelung
aufwärts. Der Autor muß, bei aller Melancholie, eine heiter
gefestigte Natur sein. Gelegentlich ergreift er einen Geist wie
den Ignatius von Loyola, schüttelt ihn, betrachtet, was heraus«
fällt, und übernimmt wohlgemuth für seine Praxis bei Neur->
asthenikern die Iesuitentechnik der Selbstbeherrschung.
Autodidakt und Künstler, wie er ist, spannt er den Forscher
und den Arzt ein und läßt sich über die wohlgerundete Erde
ziehen, während sein Geist, über die Wolken schweift.
Athen. Emil Ludwig.
Flaggenschmuck, Prozessionen von heimziehenden Krie«
gern, in Staub und Schmutz, mit geborstenen Geschützen und an
den Helmen die Blume. Ihnen entgegen wallen stöhnende Witwen
in wehenden Schleiern, trunkene Invaliden mit schlenkernden Holz-
beinen und dem Eisernen Kreuz auf der Brust und, bachantisch tau-
melnd wie Bienen nach genossenem Blüthenhonig, die Gassenjugend
mit überlautem Freudengeheul. Alles ist bunt und laut. Nur der
schwarze Zug der des Gatten, Vaters, der Söhne Beraubten stör/t,
hemmt, macht nervös. Er zieht sich wie eine Schlange hin nnd durch
die Luft geht es wie ein Lästern, Klagen, Anklagen und Ueberwinden,
— aus Noth. Jetzt windet sich die Schlange empor, reckt sich und um-
ringelt die mannenterbten Mädchen und die Frauen von Krüppeln,
so daß sie mit ihnen eine Alles überragende dunkle Gestalt auf hohem
Kothurn bildet. And sie spritzt den Geifer auf den Siegeszug und
auf die Kreuze der Hügel und zischt: Da habt Ihr den Sieg, den
Ruhm, das Heldengrab oder die Renten zeitlebens. Ihr habt Euer
Werk gethan. Ihr ruht auf Lorber, schaut in die Sonne oder habt
Frieden, Unsterblichkeit und wieder Lorber. Aber sagt, sagt: Was
bleibt uns? Die Roth versengter Dörfer, Arbeit auf wüsten Feldern,
Pflege, Freudlosigkeit, alle Pflichten des Staates, nur kein Bürger-
recht. Gut, kein Recht; aber gebt uns doch Freude oder die Hoff-
Skizzen.
Allzumenschliches.

nung auf Freude! Wir Sklaven, wir von Arbeit und Leid Ge°
peitschten wecken und fördern das nächste Geschlecht. Und wird es groß
und gut und will sich das> Land verjüngen: Weh uns, wir Haben
gesiegt? Dann kommt die Revanche... So spricht kleiner Geist.
Gottvater, der das Zischen vernimm!t, zieht die Stirn in Falten
und spricht: „Mir scheint, ihnen wäre der Friede Besiegter lieber?"
And Maria singt aus den Wolken: „Nehmt Euch die Zeit, den Jam-
mer mit Inbrunst zu lieben," So sieht Gottheit das Geschehen.

Der stagnirende Sumpf.

Die Menschen haben mit dem Krieg ihre liebe Noth. Die Buben
müssen Soldaten spielen und die Mädchen Soldatenmütter; die
Frauen schicken ihren Männern Pakete ins Feld und die Männer
müssen den Inhalt vertilgen, Dank- oder Renommirbriefe schreiben
und sich bedauern lassen wegen der Schützengräben, der Lebensgefahr
und ähnlicher Peinlichkeit. Dazwischen geht der Krieg fort. Mal platzt
irgendwo was. Man hat den Feind geschädigt. Es steht in der Zeitung
und man bemüht sich, pflichtschuldig Freude zu zeigen. Im Grunde
weiß man, daß es so weiter geht, morgen wi!e gestern. Schon viele
Menschen sind über diese Phase hinweggestorben, auch „Civilper-
sonen"; denn in anderthalb Iahren stirbt Mancher. Diese Leute neh-
men also den Gedanken ins Grab, daß kein Aufhören ist und kaum eine
Veränderung. Kriegslieferanten verdienen maßlos, Siebenzehnjährige
werden zu Lieutenants befördert, Profesforen müssen von der Pieke
auf dienen und die Weiber von Trinkern, die an der Front sind, wer-
den fünffach unterstützt. Die Helden kämpfen und bluten. Die Daheim-
gebliebenen, Schwächlinge, nicht Vollwerthige, behaupten, wie die jun-
gen Etapenoffiziere, der Krieg sei eine Lust, eine Pflicht, eine Noth-
wendigkeit und müsse durchgehalten werden, endlos durch. Auch Idea-
listen giebt es. Die kämpfen für die große Idee, die größer ist als das
Glück des Individuums. Jeder hat so eine Idee. Aber wenn sie echt
ist, opfern sie dafür sich und die Ihren, ihre Habe und ihr Gut. Wenn
sie aber nicht echt ist, jagen sie Andere in Kampf und Opfermuth. Sie
bleiben zu Haus; wo es ja auch Orden giebt.

Ich habe gegen die große Idee nichts. Sie erhebt uns über die
Materie, sie bewirkt, wie wir sehen, Wunder; und schließlich ists gleich-
giltig, aus welchem Grund sich ein interkontinentales Geschlecht in
einer bestimmten Epoche zerfleischt., Nur: schön ists nicht. Aber sen-
sationell, nicht wahr, Ihr Pankees? 'Wäre es ein kleiner Krieg, der
zwischen zwei Ländchen hinplätscherte, würde er Euch nicht imponiren;
denn Ihr wißt nicht genug Geographie, um Euch besagte Ländchen
an der rechten Stelle auf der Karte zu denken. Und dann —: Ihr seid
nnn einmal für die Masse: Masse Kampf, MMe Tod, Masse Krieg.
Wird die Masse schlammig und droht, zu versanden, dann nehmt Ihr
die große Angelruthe und stochert ein Bischen darin herum.
Nur nicht zu weit vorbeugen, Ihr Lieben: sonst fallt Ihr herein! Dr. Käthe Brodnitz.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur.- Maximilian Hörden in Berlin. —
Verlag der Zukunft in Berlin, — Druck von Paß « Garleb G, in. b, g, in Berlin.

Autoren-Register zu Band 83—96.
(Die fetten Zahlen bedeuten den Band.)

Adler, «urd.
Frühe Abend an dem Flusse, der
93, 361.
Ahrens, Georg.
Wir Deutsche in Amerika 90, 274.
Alsberg. Rechtsanwalt vi. Max.
Kriegsgerichte, außerordentliche SS,
158.
Arndt, Ernst Moritz.
Deutscher Trost SS, 322.
Fahnenschwur, der LS, 293.
Scharnhorst 8g, 420.
Sturmwind SS, 422.
Vaterlandlied SS, 292.
Vahr, vr. Richard.
Iudenfrage in Polen, die 94, 147.
Recht aus den Schlüsselroman, das
SS, 237.
Schmoller als Politiker SS, 114.
Weg der Sozialdemokratie, der 9S,
134.
Zwei Welten S7, 213.
Bauch, Professor vr. Bruno.
Psychologen und Philosophen SS, 137
Baudelaire, «Charles.
Heldentod, ein 91, 217.
Behrendt, Walter Aurt.
Berliner Osthafen SS, 2SS.
Benedikt, Professor vr. Moritz.
Oesterreich als slawische Vormacht
90, 387.
Bermann, Richard, A.
Dublin SS, 149.
Bie, Gskar.
Opera domique SS, 331,
Bismarck, Lürst Btts von.
Vor Paris SS, 353.
Blei, Franz.
Wahrheiten 92, 383.
Brachvogel, Tarr?.
Romantische England, Has S7, 83.
Brentano, Riemens.
Feind, der SS, 327.
Gottesmauer, die SS, 391.
Lied der Frauen, wenn die Männer
im Krieg sind SS, 327.
Brodnitz. vr. Aäthe.
Skizzen 94, 62, 9«, 391.
Skizzen, drei SS, 33.
Vrunner, Ronstantin.
Künstler und Philosophen SS, 161.
Politischen Parteien und der Patrio»
tismus, die S7, 257.
Ruhm SS, 80.
Buber, Martin
Seder des Anwissenden, der S7, 26.
Vullard, Arthur.
England den Krieg sieht, wie 92, 61.
Bunsen, Marie von.
Japanische Frauentypen, drei SS, 17.
Vollmondnächte 93, 263, 321, 94, 54.
Waarenhaus der vernünftigen
Menschen, das SS, 137.
Bürger, Gottfried August.
Feldjägerlied SS, 28.
Claudius, Mathias.
Weihelied SS, 323.
Dahn, Felix.
Deutsches Lied SS, 425.
Es war einmal ... SS, 420.
Siegern, den SS, 28.
Damaschkes Adolf.
Friedensschluß, nach 94, 171.
Dauthende?, Max.
Arkadien, in SS, 196.
Dehme!, Richard.
Lied an Alle 91, 159.
Delius, Rudolf von.
Nero SS, 26.
Diederichs, Gugen.
Deutsche Gesinnung 92, 87.
Dimmler, vr. Hermann.
Reichswirthschaftamt 92, 327.
Dohm, Grnst.
Lafontaines Fabeln S7, 32.
Dostojewskis., Fjodor.
Brief, ein SS, 230.
Dostojewskijs Briefe S7, 228.

Dreyfus, Lucien.
Iudenbuch eines Buchjuden, das
SS, 366.

Vroste-HMshoff, Annette von.
Sommer am Säntis 36, 207.
Sterbende General, der SS, 359.
DÄnwald, Willi,
tlcce Komo S7, 323.
Gisler, Prof. vr. Max.
Faust von Delacroix, der S7, 280.
Srnst, Paul.
Vorbild, ein 32, 260.
Gugenie delle Grazie.
Mondkalb, Pechvogel, Amtsschimmel
»S, 425.
Gillenberg, Herbert.
Dresdener Theater SS, 252.
Gverth. Erich.
Prosa 32, 275.
Faßbenoer, Prof. vr. Martin.
Kern der Iesuitenfrage, der S5, 307,
Federn, vr. Rarl.
Richelieu S7, 392.
Fischer, Adolf.
Menschen und Thiere in Deutsch»
Südwest S3, 213.
Flemnring, Hans.
Verdun 3S, 29.
Fontane, Theodor.
Adelig Begräbnis; SS, 361.
Erstes Bataillon Garde SS, 357
Marsch, auf dem SS, 362.
Seydlitz SS, 325.
Siegesbotschaft SS, 294.
Förster-Nietzsche, Elisabeth.
Nietzsche, der einsame SS, 298.
Franken, Elfe.
Tod, der S7, 220.
Fred, w.
Politik der Bücherei, die SS, 395.
Fromer, vr. Jakob.
Ghetto, das SS, 184.
Neuland 31, 149.
Gedichte und Sieder.
Drei Reiter, die 30, 391.
Frau des Kommandeurs, die 33, 220
Fürs Vaterland SS, 422.
Kein schönrer Tod. . . SS, 297.
Lied zum deutschen Tanz SS, 203.
Nun nach Frankreich S3, 343.
Ostern 1915 30, 395.
Schnee 30, 394.
Soldatenlieder SS, 232.
Sprüche 3S, 208.
Geibel, Emanuel.
Einst geschieh«! SS, 423.
Geiger, Prof. vr. Ludwig.
Kumboldt, Wilhelm und Karoline von
34, 87.
Gelber, Adolf.
Berchtolds Politik S7, 54.
Gleichen'Ruftwurm,
Alexander von.
Sarg, der 31, 301.
Göhler, vr. Georg.
Krieg und Kunst 3«. 103.
Golöbeck, Eduard.
American« 32, 56.
öe Is r, Oermsns! 30, 247.
Potsdam in Amerika 35, 83.
Wilson und der Bindestrich 33, 191.
Goethe, Johann wslfgang von.
Blücher SS, 325.
Deutschen, die SS, 385.
Epimenides Erwachen, des SS, 383.
Kriegsglück SS, 405.
Pvlitikum SS, 386.
Wie der Krieg einst aussah SS, 5U.
Greif, Martin.
An Deutschland SS, 358.
Keil den Gefallenen 31, 160.
Greinz, Hugo.
Tote Fliegen S7, 192.
Gro'z. Btto.
Schutt von Ostia, der 31, 205.
Gurlitt. Prof. vr. Ludwig.
Fall Otto Groß, der SS, 304.
Hancke, Lrich.
Israels und Liebermann LS, 160.
Handl, Willi.
Strike, ein verlorener 30, 300.

Harden, Maximilian.
1812 s. Feldzug in Rußland 32, 281.
I86't. SS, 403,
1866 s. Äimmelsschlllssel 31, 33.
s. a. Moral im Krieg 31, 253.
1870/71 s. Einer gegen Vier SS, 205
s. a. Weder Rausch noch Furcht
SS, 237.
Adam, wo bist Du? SS, 59.
Adler und Löwe 3S, 303.
Adventisten s. Was sollen wir thun?
S3, 317.
„Aktion", Vorwort zur 33, 335,
Albanien s. Spoliarium S7, 337.
s. a. Wacht in Sümpfen 30, 63.
Alexander 11. s. Russische Äörner SS, 89.
Alexander Alexandrowitsch s. Politik
im Krieg SS, 285.
Alexandriner s. Gestern und heute
30, 253.
Alkoholverbot in Rußland s. Nach
zwei Iahren 38, 119.

Aller Seelen SS, 129.
Amerika s. Du hast es besser 90,18Y.
s. a. Unheiliges Volk 90, 34? s. a.
Wilson, der wahre 9S, IN s. a.
Wilson SS, 55.
Amundsen s. Splitter SS, 205.
Andrey, Bischof s, Götterdämmerung
94, 1.
Angola s. Punsch SS, 407.
Antwerpen s. Warsckau-Antwerpen
SS, SS s. a, Äört Ihr die Toten?
SS, 97.
Apokalypse s. Misericordia gl, 67.
Asmodaios s. Werdet nicht müde!
SS, 365.
Aufgebot, Letztes SS, 349.
Bagdadbahn f. Theo-Mantie SS, 373.
Balkan s. Theo-Mantie SS, 373.
Balkankrieg f. Sternenwage SS, 61.
Barre s. Stimmen der Feinde 93, 253.
Baumwolle f. Notizen 92, 189.
Bebel f. Moritz und Rina SS, 35.
Beidler, Isolde f. lutte le Loräe
S7, 40S.
Belgien f. Wir sind Barbaren SS, 269
f. a. Werdet nicht müde! SS, 365.
f. a. Krieg um Frieden 9S, 193.
s. a. Mördergrube SS, 29.
s. a. Frage und Antwort 9S, 179.
Belgiens Neutralität s. Äimmels«
schlüssel 91, 33.
Berchtold s. Moritz und Rina SS, 35.
Berlin und Paris SS, 166.
Berliner, der Fall s. Trio S7, 69.
Berliner Kongreß s. Adler und Löwe
SS, 303.
von Bethmann-Äollweg f. Feuer»
werk SS, 137 s. a. Theo-Mantie
SS, 373 s. a. Aufgebot SS, 349
s. a. Mann, der starke 94,241 s. a,
Krieg um Frieden SS, 193 s. a.
Fest des Geistes 95, 251 s, a. Unter-
irdischen 9S, Z09.
Bismarck s. Äimmelsschlüssel gl, 33
f. a. Osterspazirgang gl, 1 s. a.
Nebelmonat 93, 159 s. a. Lebens-
mittel 9S, 139 f. a, Marswache
90, 285 s. a. Mann, der starke S4,
241.
Bildertaufe f. Schall und Rauch S7,
237.
Blockade s. Donner SS, 157.
Boche s. Nebelmonat SS, 159.
Sock es s. Nach hundert Tagen SS, 191.
Bode, Dr. s. Schall und Rauch »7,237.
Bonaparte s. Ollä ?o6rigä S7, 101
s. a. Februa S4, 127 s. a. Sie sind
fertig SS, 1.
Botha-Land f. Soll und Äaben 32,93.
Brache, Grüne S7, 371.
Briand f. Nebclmonat S3, 159 f. a.
Februa S4, 127.
Brief, ein SS, 135.
Briefe SS, 163.
Brot des Lebens, das SS, 317.
Bryan f. Wer hat es besser? Sl, 341.
Buch der Aerzte f. Wer hat es
besser? Sl, 343.
Bulgarien s. Wird im Osten Licht?
SS, 31 s. a. Sternenwage SS, 61
f. a. Adler und Löwe 9ö, 303.
Bülow f. Krebs am Äimmel 9>,3I3,
s. a Osterspazirgang 91, I.
Bündnisse s. Kennst Du das Land? 9>,
223 s. a. Krebs am Äimmel 91, 313.
Buren s. Soll und Saben 91, 93.
Caillaux s. Orbis pictus S7, I f. a.
Bracke S7, 371.
Calais s. Parole: Calais SS, 301.
Cambon s. Nebelmonat SS, 159.
Canning s. Politik im Krieg »9, 285.
Cavell, Edith s. Sehnsucht nach Frie»
den? 93, 221.
Censur s. Unterirdischen SS, 309.
China f. Notizen 93, 337 f. a. Ver-
klungener Ruhm SS, 281.
Churchill s. Iulmond 93, 231 f. a.
Sehnsucht nach Frieden? SS, 221.

Chwostow s. Nebelmonat S3, 159.
Cid, der tote s. Osterspazirgang Sl, I.
Civil - Gefangene s. Unheiliges Volk
90, 349.
Clemenceau s. Epistel S2, 157 s. a.
Götterdämmerung 94, I s. a. Le»
bensmittel 9S, 139.
donte clrolstique s. Brache S7, 371.
Coriolanus s. Globus-Theater SS, 1,
Danzig s Virement SS, 171.
Dardanellen s. Aufgebot SS, 349 f. a.
Marswache S«, 285 s. a. Öfter-
spazirgang 91, I.
Delcasse s. Oktoberrennen 93, 99.
Demonstratio s. Spoliarium »7,337.
Derby, Lord s. Götterdämmerung
94, 1.
Deroulede s. Virement SS, 171.
Deutsch-Dänischer Krieg s. 1864
SS, 403.
Deutsche Kriegsbereitschaft s. Weder
Rausch noch Furcht SS, 237.
Deutscher Frühling 91, Ibl.
Dichtung und Wahrheit 9S. 335.
Dmowski-Marsch f. Im sechsten Mo-
nat 90, 127.
Dobrudscha s. Adler und Löwe SS, 303.
Doehring, Äofprediger s. Lebens-
mittel 9S, 139.
Donner, die sieben 90, 157.

Doumergue s. Brache 87, 371.
Dreibund s. Kennst Du das Land?
gl 2ZZ.
Du hast es besser 90, 13?.
Dum.Dum SS, 397.
Durazzo s. Mars wacht noch 94,185.
Egypten s. Stern und Stall 90, l.
Einer gegen Vier SS, 205.
Einkreisungspolitik s. Oktoberrennen
SS, 99 s. a. Krieg um Frieden
SS, 193.
Elsaß-Lothringen s. Kaiserland SS, I
s. a. Löschgranalen S6, 69 f. a. Wir
sind Barbaren SS, 269.
England s. Liquidation SS, 35.
Engländer, an die SS, 129.
Englands Kriegserklärung s. Krieg
und Friede SS, 333.
Entscheidung, vor der 94, '67.
Erserum s. Mars wacht noch 94, 135.
Evolution s. Feuerwerk SS, 137.
Lxamen conscientise s, 1864 SS, 403.
Falsche Mäuler SS. 69.
Faschoda s. Oktoberreimen 93, 99.
Februa 94, 127.
Feldzug in Nußland 92, 281.
Ferdinand, König von Rumänien s.
Himmelswage 96, 269.
Fest des Geistes, das 95, 251,
Feuerwerk SS, 137.
Fimbulwinter s. Geht die Welt unter?
SS, 223,
Fliegerpfeil s. Aufgebot SS, 349,
Flöte, die grüne s. Theater 95, 223.
Frage und Antwort 9S, 179.
Frankreich und Deutschland «7, 203.
Franz Ferdinand s. Principes SS, I
s. a. Wetterscheide SS, ZS s. a. Nach
zwei Iahren SS, II«.
Franzosen, an die SS, I.
Französische Generale über das
deutsche Keer s. Wir müssen siegen
SS, 171.
Fremdwörter s, Sehnsucht nach Frie-
den? 93, 221.
Friedrich der Große s. Wacht in
Sümpfen 90, 63.
Friedrich Wilhelm IV. s. kZo^sIties
SS, 171,
Fritz von Preußen s. Deutscher Früh'
ling gl, 161 s. a. Krebs am Kimmel
gl, 313 s. a. Moral im Krieg 91,253
s. a. Will Rußland Frieden? 92,1.
Frühlingsgewitter 94, 265.
Gallieni s Fest des Geistes 9S, 251.
Gallipoli s. Götterdämmerung 94, I.
Gapon s. Schlacht der Schatten SS, 255.
Gefangene in Serbien s, Notizen 93,
337 s. a. Sternenwage 93, 61.
Geht die Welt unter? SS, 223.
Generalstab s. Einer gegen Vier SS,
205.
Genesis s. Kaiserland SS, 1.
Georg II. s. Principes SS, 1.
George, Lloyd s. Macht geht vor
Recht S4, 39.
Gesicht, das letzte SZ. I.
Gestern und heute 90, 253.
G iolitti s. Aufgebot SS, 349 s. a.
Krebs am Äimmel 91, 313.
Globus-Theater SS, I.
Goethe in Frankreich s. Franzosen,
an die SS, I.
Goethe in Verdun s. Mars wacht
noch S4, 185.
Goltz, von der s. Lebensmittel SS, 129.
Goremykin s Nebelmonat S3, 159.
Gortschakow s. Russische Körner SS.
89.
Goschen s. Sie sind fertig 9S, I.
Götterdämmerung 94, I,
Grey f. Krebs am Äimmel 91, 313,
s. a. Aller Seelen 93, 129 s, a.
Krieg um Frieden 9S, 193.
Griechen s. Sternenwage 93, 61 s. a.
Sehnsucht nach Frieden? 92, 221.
Griechen, für die SS, 68.
Griechenland s. Brot des Lebens 90,
317 s. a, Deutscher Frühling 9t,

161 Mars wacht noch 94, 185 s,a.
Volksschicksal 9S,337 sa.Kimmels-
wage 9S, 269.
Großfürst Nikolai 92, 341 s. a, Ge°
ficht 93, I.
Großindustrie im Kriege f. Wer hat
es besser? 91, 343 s. a. Notizbuch
92, 309.
Kardens „Verbannung" s. Notizen
92, 189.
Hartwig s. Falsche Mäuler SS, 69.
Keine s. Deutscher Frühling 91,161.
Kelfferich s, Notizen 93, 3Z7 s. a.
Iulmond 93, 281 s. a. Berlin und
Paris 9S, 165.
Kerve s. Wer hat es besser? 91, 343
s, a. Poincare 92, 125.
von Keydebrandt s. Fest des Geistes
95, 251 s. a. Wilson 9S, III.
Kimmelsschlüssel, die 91, 33.
Kimmelswage die 9ö, 269.
Kindenbmg f. Parole: Calais SS,Z0I.
s, a. Gestern und heute 90, 253.
Kodier s Wirhelfen uns selbst SS,I6I.
Kolland s. Moritz und Nina SS, 35.
Köllenfahrt 91, 193
Körl Ihr die Tote»? S9, 97.
Kuerta s. Wilson-Kuerta SS, 27Z.
Kumbert s. Götterdämmerung 94, I.

Kundert Tagen, nach SS, 191.
von Iagow s. Kaiserland 86, 1.
Iagowator s. Schall und Rauch 87,
237.
Jahrhundertfeier s. Feuerwerk 85,137.
Japan s. Geht die Welt unter? 89,
223 s. a. Adam, wo bist Du? 98, 59.
Iapan-Amerika s. Du hast es besser
98, 189.
Iaures s. Notizbuch 92, 309.
Iaworski s, Quadragesima 90, 221.
Im sechsten Monat 90, 127.
Internationale, die s. Mördergrube
9S, 29.
„Interview" mit Karden s. Brot des
Lebens 90, 317.
Interview mit v. Wiegand s. Krieg
um Frieden 9S, I9Z.
Io K Co. s. Orbis pictus 87, 1.
Iormungandr s. Einer gegen Vier
88, 205.
Joseph von Arimathia 87, 35.
Italien s. Principes 88,1 s. a. Auf-
gebot 89, 349 s. a. Schlacht der
Schatten 89, 255 s. a Was sollen
wir thun? 89, 317 s.a. Wacht in
Sümpfen 90, 63 s. a. Köllenfahrt
91, 193 s, a. Kennst Du das Land?
91, 223 s. a. Krebs am Kimmel
91, 313 s. a. Moral im Krieg 91,
253 s, a. Deutscher Frühling 91,
161 s. a. Sternenwage 93, 61.
Italiens Kriegserklärung an Deutsch»
land s. Wendung 9ö, 239.
Juden, die s. Moritz und Rina 8S, 35.
Iudicum s. Kaiserland 88, 1.
Iulmond, unter dem 93, 281.
)unius alter s. Unterirdischen 9S, 309.
Kaiserhoch im Reichstag s. Spolia-
rium 87, 337.
Kaiserland, das 88, I.
Kapp s. Unterirdischen 9S, 309.
Katechismus der Deutschen s Wir
müssen siegen 88, 171.
Katharina von Ruhland s. Notizbuch
92, 30S s. a. Politik im Krieg 89,
285 s. a. Krieg um Frieden 9Z, I9Z.
Kaufmann von Venedig s. Theater
88, 205,
Keller, Gottfried s. Mirakel 87, 169,
Kennst Du das Land? 91, 223
Kimitschau s. Geht die Welt unter?
89, 223 s. a. Notizen 93, 337,
Kipling s, Quadragesima 90, 221,
Kitchener s. Fest des Geistes 95,251,
Kokowzew s, Nussensteine 88, 307,
Kolubara s, Stern und Stall 90, I,
Kongostaat s. Wir sind Barbaren
88, 269.
König Karol s. Kört Ihr die Toten?
89, 97.
König Lear s. Theater II 88, 239.
König Otto s Koyslt,es 85, 171.
Krebs am Kimmel, der 91, 313.
Krieg, der 88, 137. 204,
Krieg um Frieden 95, 193.
Krieg und Friede 88, 333.
Krieg, Russisch-Japanischer s. Geht
die Welt unter? 89, 223.
Kriegsgewinnsteuer s. Iulmond 93,281.
Kriegsschulden s. Wilson 95, 55.
Kriegswirthschaftstellen s. Kimmels»
wage 98, 259.
Kronprinz s. Feuerwerk 85, 137.
Krupp s. Parole: Calais 88, 301,
s. a. Notizen 85, 239.
Kulturwelt-Aufruf s. Kört Ihr die
Toten? 89, 97 s. a. Was sollen
wir thun? 89, 317.
Kut-el-Amara s. Lebensmittel 95,139.
Lamra 88, 103.
Lebensmittel 95,139, s. a. Im sechsten
Monat 90, 127 s. a. Marswache
90,285 s. a. Kimmelswage 9K, 269.
Lebensmittelcentralen s. Berlin und
Paris 95, 165.
Liman von Sanders s. Orbis?,ctus
88, I

Liquidation 88, 35.
Löschgranaten 88, 69.
Ludendorff, s.Gestern und heute 90,253.
Luftangriffe s. Sehnsucht nach Frie»
den? 93. 221.
Luxemburg s. Deutscher Frühling 91'
161.
Macbeth s. Globus-Theater 95, 1.
Macht geht vor Recht 94, 39,
von Mackensen s. Virement 88, 171.
Maeterlinck s. Mirakel 87, 169. s.a.
Berlin und Paris 95, 165.
Makedonien s. Kimmelswage 98, 269,
s. a. Adler und Löwe 96, 303.
Marine s. Werdet nicht müde! 88,
365 s. a. Tirpitz 91, 97.
Mars wackt noch 94, 185.
Marseillaise s Poincare 92, 125.
Marswache 90, 285.
Masuren s. Gestern und heute 90,253.
Meininger, der s Principes 88, I.
Mexiko 87, 135 s. a Wilson-Kuerta
8S, 273, s. a Orbis ?ictus 87, I,
s. a, Volksschicksal 95, 337.
Michaels Tag 96, 367.
Mirakel, das 87, 169.
Misericordia 91, 67.
Moltke s. Einer gegen Vier 88, 205.
Monaco, Fürst von s. Krieg und
Friede 88, 333.

Montenegro s. Siegel 32, 31, s a.
Julmond SS, 2S1, s, a. Götterdäm.
merung 34, l.
Moral im Krieg gl, 253,
Mördergrube, die SS, 29.
Moritz und Rina SS, 35.
Nach zwei Iahren 36, 119.
Nährmittelwucher s. Oktoberrennen
33, 99.
Napoleon s. Weltbrand SS, 373, s. a.
Moral im Krieg 31, 253, s a.
Misencordia 31, 67 s. a. Wer hat
es besser? 31, 343 s. a. Feldzug in
Rußland 32,281 s, a. Aller Seelen
33, 129 s. a. Wir helfen uns selbst
S3,161 s. a. Siegel 32, 31.
Nebelmonat, im 33, 159.
Nesselrode f. Feldzug in Rußland
32, 281.
Nikolai I s. Osterspazirgang 31, 1.
Nikolai Alexandrowitscb s. Quadra»
aesima 30, 221 s.a Will Rußland
Frieden? 32, I,
Nikolai Nikolajewitsch s. Wer hat es
besser? 31, 343.
Northcliffe s, Notizen 34, 213,
Note an Amerika s. Wilson 3S, III.
Notizbuch 32, 309.
Notizen SS, 239, 32, 139, 33, 337, 34,
213.
Oculi SS, 341.
Oedipus s, Theater 34, 97.
Oesterreichische Armeefiihrer s. Mise-
ricordi 31, 67.
Oktoberrennen 33, 99.
von Oldenburg auf Ianuschau s.
Äimmelswage 3S. 269.
O»ä pociriclä S7, 101.
Orbis piclus 87, I.
Osterspazirgang 31, I.
Pallenberg s, Adam, wo bist Du?
3«, 59.
Papst, der erste S3, 331.
Paris, Belagerung von s. Berlin und
Paris 3S, 165.
Parole: Calais SS, 301.
Patriotismus 31, 371.
Pau, General s. Wir müssen siegen
SS, 171.
Pau-Elvsion s. Brache S7, 371.
Persten s. Im sechsten Monat 30, 127
s, a. Sie sind fertig SS, I,
Pirouette s. Adam, wo bist Du?
3S, 59.
Poincare s. Brache S7,371 s, a. Ber-
lin und Paris US, ,65,
Poincare, an Äerrn 32, 125 s, a
Epistel 32, 157,
Polen s. Paralipomena SS, 355 s. a.
Splitter SS, 205 s. a. Warschau-
Antwerpen SS, 65 s. a. Politik im
Krieg, «3, 285 s. a. Im sechsten
Monat 30, 127 s. a Quadragesima
30, 221.
Poljakow s. Orbis ?ictus S7, 1.
Politik im Krieg SS, 235.
Portugal s. Kört Ihr die Toten? «3,
97 s. a, Mmn, der starke 34, 241
s. a. Notizen 34, 213.
?our le Klents s. Einer gegen Vier
SS, 205.
Preußenspiegel SS, 103.
Principes SS, l.
Prophezeiungen s Was sollen wir
thun? SS, 317,
Psalter und Äarfe 31, 127.
Punsch SS, 407.
Quadragesima SS, 221.
Ramsey Notizen 32, 189.
Rasputin s Lamra SS, 103 s. a. Ge-
ficht 33, I s. a. Russische Körner
3S, 89.
Nathenau, Emil 31, 394.
Ribot s. Brache S7, 371.
Romeo und Julia s Theater III SS,
273,
Roosevelt s, Verklungener Ruhm SS,
231,
Rosebery s, Götterdämmerung 34, 1,

Rouget s. Poincare 32, 125.
Ko^sllies SS, 171.
Rumänien s. Trio S7, 69 s a. Aufgebot »3,349 s. a. Kennst Du das Land? 31,223 s, a, Frage und Antwort SS, 179 s, a, Äimmelswage 3S, 269 s, a Adler und Löwe 3ö, 303 s a, Wendung 3ö, 239.
Rumänien und Nußland 3ö, 209.
Russen s. Politik im Krieg SS, 285 s. a, Schlacht der Schatten SS, 255 s. a. Aufgebot SS, 349.
Russensteine SS, 307.
Russische Äörner SS, 89,
Salandra s. Krebs am Äiinmel 31, 313.
Saloniki s. Aller Seelen 33,129 s.a. Notizen 33, 337 s. a, Oktoberrennen 33, 99.
San Franzisko s, Punsch SS, 407 s. a. Sentiments SS, 31.
Sarajewo s, Principes SS, I.
Sasonow s. Quadragesima SS, 221 s. a, Mars macht noch S4,185 s, a. Russische Äörner SS, 89.
Lcancialum s. Notizen SS, 239.
Schall und Rauch S7, 237.
Schlacht der Schatten, die SS, 255.

Seegefecht am Skagerrak s. Fest des Geistes SS, 251.
Sehnsucht nach Frieden? 93, 221.
Serbien s. Stern und Stall 90, l s. a. Äöllenfahrt 91, 193 s. a. Iulmond 93, 231 s.a. Nach zwei Iahren SS,
Shakespeare s. Globus-Theater 95, 1 s. a. Theater 86, 205 239 273.
Sie sind fertig SS, I.
Siegel, die sieben 92, 31.
Siegfried und Isolde s. Tutte le Corde 87, 405.
Slawa s. Verklungener Ruhm 9S,28I.
Soll und Äaben 92, 93.
Sommernachtstraum s. Theater 86, 205.
Sommerzeit, neue s. Wilson 95, 55.
Sonderfrieden s, Psalter und Äarfe 91, 127.
Sozialdemokratie s. Spoliarium 87, 337 s. a. Mördergrube 95, 29.
Splitter 85. 205.
Spoliarium 87, 337.
Starke Mann, der 94, 241.
Starke Männer s. Nebelmonat 93, 159.
Stein, Freiherr vom s. Kaiserland 86, I.
Stern und der Stall, der 9I>, 1.
Sternenwage, die 93, 61.
Stimmen der Feinde 93, 253 s. a. Dum-Dum 88, 403 s. a. Franzosen 89, I s. a. Geht die Welt unter? 89, 223 s. a. Kört Ihr die Toten? 89, 97 s. a. Wir helfen uns selbst «9, 161 s. a. Wacht in Sümpsen S«, 63 s.a. Wie gehts den Feinden? S0, 33 s. a. Brot des Lebens 90,317 s. a. Donner 90, 157 s. a. Gestern «nd heute 90, 253 s. a. Quadra-gesima 90, 221 s. a. Unheiliges Volk 90, 349 s. a. Stern und Stall S0, l s. a. Deutscher Frühling 91 161 s. a, Äimmelsschlüssel 91, 33 s. a. Misericordia 91, 67 s. a. 'Osterspazirgang 91,1 s.a.Psalter «nd Äarfe 91, 127 s a. Februa 94, 127 f. a, Götterdämmerung 94, 1 s. a. Macht geht vor Recht 94, 39 s. a. Fest des Geistes 95, 251 s. a. Volksschicksal 95, 337 s. a. Sie sind fertig 96, I f. a. Adam wo bist Du? 9S, 59 f. a. Frage und Antwort 96, 179.
Stolypin f. Will Nufil,.nd Frieden? 92, 1.
Sumurun s. Theater 95, 223.
öuum (^uique f. Krieg und Friede
Tat Twain Asi s. Unhciliges Volk 90, 349.
Theater 88, Z05.
Theater II 86, 239.
Theater III S6, 273.
Theater, Deutsches 95, 223.
Theater im Krieg 94, 97.
Theo-Mantie 85, 373.
Tirpiy 91, 97 s. a Notizen 94, 213 s. a. Mann, der starke 94, 241.
Trapezunt s. Sie sind fertig 96, 1.
Trio 87, 69
Triple-Alliance s 0!la ?«6nc1a 87, 101.
Triple-Entente s. OIIs ?«clric1? 87, 101.
Tsmgtau s. Geht die Welt unter? 87, 223
Türkei s. Politik im Krieg 89, 285 f. a. Aufgebot 89, 349 f. a. Wir helfen uns selbst 89, ISI s. a. Brot des Gebens 90, 317 s. a. Stern und Stall 90, I s. a. Sentiments 85, 31 s a Russensteine 86, 307.
Tutte le Corde 87, 405.
Unheiliqes Volk 90, 349.
Unterirdischen, die 95, 309.
Unterirdischer Schriftenversand f. Frage und Antwort 96, 179.
Unterseeboot'Kneg s. Donner 90, 157

s. a. Quadragesima 90, 221 s. a.
Tirpih 91, 97 s. a. Mann, der
starke 94, 241 s. a. Wilson 95, III.
Unvergeßlich 87, 68.
^enizelos s. Brot des Lebens 90, 317
s. a, Deutscher Frühling 91, 161
s. a. Oktoberrennen 93, 99 s. a.
Sternenwage 93,61 s. a. Äimmels»
wage 96, 269.
Veränderlich 85, 341.
Verdun s. Franzosen 89, 1 s. a.
Notizen 94, 213 s. a. Mars wacht
noch 94,185 s.a. Lebensmittel95,139,
s. a. Mördergrube 95, 29.
Verklungener Ruhm 95, 281.
Virement 86, 171 s. a. OIIs?«äri6a
87, 101.
Viviani s. Brache 87, 371 s, a.
Aller Seelen 93, 129.
Volksschicksal wird, wie 95, 337.
Waarenhäuser s Trio 87, 69.
Wacht in Sümpfen, die 90, 63.
Wackes f. Notizen 85, 239.
Wafurlogi f. Nach zwei Iahren 96,1 l 9.
Wagner s Tutte le Corde 87, 405.
Warschau s. Notizen 92, 189.
Warschau-Antwerpen 89, 65.
2?

Was sollen wir thun? 89, 317.
Wedekind, Ehrengabe für 87, Z02.
Weder Rausch noch Furcht 8», 237.
Wehrpflicht in England s. Götter-
dcimmerung 94, I.
Welsen und Zollern s. Feuerwerk
8S, 137.
Weltbrand 88, 373.
Weltfrieden s. Schlacht der Schatten
89, 2SS.
Wendung, die neue 98, 239.
Wer hat es besser? 9«, 341.
Werdet nicht müde! 88, 365.
Wertheim, W. s. Trio 87, 69.
Wetterscheide 88, 3S.
Wie gehts den Feinden? 90, 33.
Wiegler, Paul s. Brache 87, 371.
Wielopolski s. Im sechsten Monat
90, 127.
Will Rußland Frieden? 92, 1.
Wilson, der wahre 9S, III,
Wilson wäre, wenn ich 95, SS.
Wilson-Äuerta 8S, 273.
Wir helfen uns felbst 89, 161.
Wir müssen siegen 88, 171.
Wir sind Barbaren 88, 269.
Wird im Osten Licht? 93, 31.
Witte s. Schlacht der Schatten 89,2S5
s. a. Unheiliges Volk 90, 349 s. a,
Osterspazirgang 91, I.
Woodrow'Mctoriano s. Orbis pictus
87, 1.
Man'Shi'Kai s. VerklungenerRuhm
9S, 281.
Zabern s. Notizen 8S, 239 s. a. Ver-
änderlich8S, 341 s.a. Punsch 85,407
s. a. Kaiserland 8S, 1 s. a. Lösch-
granaten 88, 69.
Zahnärzte im Kriege s. Siegel 92, 31.
Zar Nicolai s. Schlacht der Schatten
89, 255.
Zeppelin s. Feuerwerk 8S, 137.
Zweite Epistel 92, 157.
Hart, Julius.
Wie das Leiden in die Welt kam 88,135.
Ha uschner, Auguste.
Äeimath 93, 27 t.
Hearn, Lafcadio.
Nach dem Krieg 98, 51.
Hebbel, Friedrich.
Bild der Freiheit 98, 177.
Blinde, der 98, 207.
Schlachtlied 88, 387.
Verschiedener Kasus 88, 393.
Hegar, Prof. Dr. Alfr.
Renaissance und Regeneration 87,17.
Heinitz, Dr. Georg.
Volksschulordnung in Großberlin 8S>
126,
Hennig, vr. Richard.
Transpersische Eisenbahn, die 85,254.
Hermann, Zvalter.
Friedensziele 95, 90.
Hermann, ZValther.
Kriegererlebnitz 92, 275.
Hemmet. Alfred Walter.
Koffnungen 88, 59.
Hildebrandt, Prof. vr.
Anfang, der 88, 36« s. a. Wyneken,
Brief 87, 130.
Hochstetten, Gustav.
Vaterunser des Weltkrieges, das
122.
Hsfmann, vr. wolfgang.
Ruinen 91, 367.
Hölderlin, Friedrich.
Rhein, der 98, 206.
Holitscher, Arthur.
Christliche Wissenschaft 94, 144.
Holz, Arno.
Phantasus 98, 173.
Hornstein,
Ferdinand Freiherr von.
Briefe 86, 168
Hutten, Ulrich von.
Deutschland 88, 417.
Jentsch, vr. «arl.
Alten Sprachen, die 94, 75.

Arbeitlose in der Arbeithetze 90, 398.
Brief, ein 93, 190.
Briefwechsel 85, 169.
Christenthum und Menschheit 92,369>
s. a. Brief 93, 190.
Deutsch im Gymnasium 94, 155.
Entwurzelten, die 92, 206.
Erkenntnitzkritik 86, 294.
Keilsarmee, die 88, 119.
Äomer 91, 28 Z.
Jesuiten im alten Deutschland 87, 303.
Landwirthschaft auf Aktien 87, 263.
Mutter und Volk 95, 330.
Nation und Dynastie 88, 116.
Nörgler, ein 90, 271.
Orient »nd Occident 96, 46
Paralipomena 85, 355.
Polen und die Weltlage, die 85, 69.
Polen, unsere 85, 1.
Seele und Wirthschaft 87, 271.
Völkerrecht 96, 149.
Weihnachtmessen, die drei 88, Id.
Willensbildung 95, 24«.

Jerusalem, Prof. Dr. wilh.
Mach, Ernst SS, 321.
Psychologen und Philosophen SS, 85
Igel, Glifabeth von.
Grenzen und Uebergänge Lö, 62.
Manen Bismarcks, den S1, 368.
Zlonge, Vr. Moritz de.
Republiken in Deutschland 30, 183.
Kahn, Harr?.
Er und ich SS, 349.
««lisch. Paul.
Kolorit 32, 243.
Maria Stein SS, 266.
Äimmelhannes 33, 329.
Ratzenstein, Minna.
Wie schwer! SS, 403.
Keller, Gottfried.
Slill-Leben 32, II?.
Kleist, Swalo von.
Preußische Armee, an die SS, 387.
Kleist. Heinrich von.
Sichere Friede, der SV, 284.
Letzte Lied, das SS, 423.
Was gilt es in diesem Krieg? SS, 393.
Klemm, Wilhelm.
Verse und Lieder SS, 173.
Knobloch. Alfred.
Kelvin, die S7, 150.
Jung Carol 32, 333.
Varzin, in SS, 394.
Köhler, Professor Dr. Friedrich.,
Religiöse Idee des Krieges, die 33,21 I
Kullberg, Gmil.
Englands Seeraub gl, 212.
Sabon.
Aktionärwünsche SS, 270.
American« S7, 224.
B. E. W. SS, 46.
Bankabschlüsse SS, 338.
Bankbilanzen SS, 98.
Banken, die armen SS, 167.
Bankenjahr, das 31, 123.
Baumwolle, amerikanische 32, 391.
Berliner Sorgen Sö, 403.
Bilanzen SS, 345.
Börse 3«, 220.
Börsenreformen S7, 29.
Börsenwetter S7, 368.
Börsenwitz 32, 152.
Brot und Geld 32, 121.
Devisen 34, 92.
Eisen und Kohle SS, 269.
Eisen und Stahl 33, 277.
Elektrogeschäfte SS, 303.
Englands Traum SS, 330.
Export SS, 99.
Feinde S7, 131.
Fiskus und Geschäft Sö, 66.
Französische Wirtschaft SS, 337.
Fürstenberg tnumpnsns SS, 65.
Geldkrieg SS, 234.
Geldtendenzen S7, 166.
Geschäft im Krieg SS, 394.
Gold-Pool 30, 281.
Goldprobe 31, 309.
Goldsammler SS, 131.
Groß und Klein SS, 370.
Grundstücktaxen 34, 152.
Äandelswünsche 34, 182.
Kerbstkurs 32, 336.
Hypotheken SS, 126.
Illusion SS, 236.
Kapitalerneuung SS, 412,
Krieg SS, 201.
Kriegsgewinn und Börse 32, 246.
Kriegsgewinnsteuer SZ, 361.
Kriegskonjunktur 32, 89.
Kriegssteuern 34, 292.
Kriegswirthschaft 30, 217.
Kriegszinsen SS, 426.
Kriegszustand SS, 298.
Mexikos Bankerot SS, 134.
Monopole 30, 186.
Moratorium SS, 266.
1913. Sö, 2«.
Neu-Schaafhausen S7, 199.
Orientgeschäfte SS. 300.
Reserven SS, 202.

Revanche SS, 99.
Nyederkapital SS, 202.
Rohstoffe SS, 30.
Russische Wünsche SS, 435.
8. 8. 8. 33, 155.
Scheidemandel SS, 100.
Schlußakte «7, 65.
Sentiments SS, 31.
Staatsfinanzen im Krieg 30, 121.
Südbahn SS, 165.
Valuten und Devisen SS, 407.
Verlorenes Geld S7, 331.
Verrechnung 30, 378.
Versicherung S7, 268.
Viribus unitis S7, 299.
Wechsel SS, 187.
Werften SS, 234.
Wertheim, W. S7, 98.
Zehn Prozent SS, 62.
Zinn und Leim S7, 432.
Zinsgarantie SS, 398.
Zucker und Fett SS. 188.
Zwangsfyndikate 32, 217.
Lamartine, Alxhonse de.
Friedensmarseillaise, die 31, 118.

Lamb, Charles.
Man» ohne Ohren, der 86, 63.
kapp, vr. Adolf.
Wahrheit, die 30, 215.
Larsen, Professor Aarl.
Auswandererschicksal LS, 130.
Franzosenbriefe g4, 287.
Lehmann, Lilli.
Parsifalzeit, aus der LS, 55.
Lehrs, !Nax.
Erlkönigs Tochter 32, 75.
eewandowfk?,
Professor vr. Max.
Internationalität der Wissenschaft,
die 92, 249.
«ien, A.
Frankreichs Äochschulen 82, 361.>
Liljedahl, «rnst.
Finland und der Weltkrieg 32, 221.
Liliencron, Delev von.
Attacke, die SS, 296.
Ballade, kleine SS, 295.
Wer weiß, wo? SS, 3dl.
«Menihar, Gustav.
Khalif Storch SV, 144.
Lingg, Hermann.
Ablösung 32, 209.
Katalaunischen Feldern, auf den SS,
417.
Soldatenlied SS, 27.
Lissauer, Grnst.
1914 SS, 407.
Schlachtgebet des alten Dessauers SS,
295.
Lothar, «ssrnst.
Antwort auf Kulturfragen 32, 388.
Luöewig, kZellmuth Juan.
Briefe SS, 163.
Ludwig, Gmil.
Rathenau und Schleich 36, 373.
Werke, die letzten S7, 117.
Mahlte, vr. A.
Briefwechsel SS, 169.
Mahn, Paul.
Jenseits SS, 141.
Marriot, Gmil.
Äeilige Beppo, der 30, 403.
Wahrheit, die SS, 156.
Werdegang, mein S7, 309.
Marsop, Paul.
Pfitzner in Straßburg, Äans SS, 389.
Mauthner, Fritz.
Gruppe, Otto Friedrich LS, 314.
Meier-Graefe, Julius.
Delacroix und die Anderen SS, 294.
well. Max.
Valois, Margarete von SS, 326.
Mercerau, Alexandre.
Worte vor dem Leben SS, 362.
Merwin, Prof. vr. Verthold.
Gottsucher SS, 231.
Kasprowicz, Jan 32, 2Z9.
Meyer, Alfred Richard.
Strickende Frauen SS, 404,
Migerka, Helene.
Glaube SS, 90.
Minbing, Julius.
Reimlied von Zorndorf SS, 402.
Moellendsrff, Vixl. Ing. w. von.
Germanische Lehren aus Amerika S6,
323 f. a. Zeller, Brief SS, 401.
Technische Motiv, das SS, 414.
Moras, August.
Gebet des Alten Dessauers SS, 27.
Mörike, Eduard.
Tambour, der SS, 360.
Moszkswski, Alexander.
Äohen Berg, vom 32, 116.
Rundfragen an mich selbst SS, 246.
Münchhausen.
Vörries Freiherr von.
Äunnenzug SS, 388.
Krieg SS, 421.
Münzer, Kurt.
Soldatenbraut, die 32, 211.
Aebelong, Edith.
Jugend 32, 272.
Aeumann, Felix.

Leibpage, d.r SS, 356.
Nohl, Johannes.
Jean Paul, der Dichter des Unbe»
wußten SS, 42«.
Gkkas, vr. Andreas.
Griechen, für die SS, 66.
Bxvenheimer, vr. Franz.
Seelen, schwarze SS, 352.
Pfizer, Paul.
Einst und Jetzt SS, 400.
Poincar6, Henri.
Moral und Wissenschaft SS, 359.
pringsheinr, Rlaus.
Bachs Matthäuspassion SS, 150.
puttkamer. Albert« von.
Dragonerballade 31, 369.
Mein Vaterland SS, 261.
Rathenau, Walther.
Rathenau, Emil 32, 23.

Raunau, Rose.
Thür an Thür 34, 168.
Raventhal, Herwart.
Stimme der Jugend, die 8S, 355.
Stimme des Donners, die 88, 356.
Stimme des Gebets, die 88, 354.
Stimme des Opfers, die 88, 354.
Reck-Malleczewen, Dr. Fritz.
Antwort 88, 268.
üeberseedeutsche 8S, 152.
Reitzenstein,
Hans Joachim Freiherr von.
Letzten Funken, die 38, 153.
Riedinger, Erwin.
Zwerge und Mohren 8S, 370.
Rssenberg,
Rechtsanwalt vr. Rurt.
Frankreichs Bevölkerung 87, 356.
Rückert, Friedrich.
Sonett, Geharnischtes 88, 26.
Sonette, Geharnischte 88, 328.
Salm, Rarl.
Frühen Stunden, die 88, 97.
Salus, Hugo.
Ballade der Witwe 8S, 230.
Böhmisches Soldatenlied 90, 120.
Bruckner, Anton 35, 136.
Feldherrn Trinkspruch, des 80, 117.
Offizierballade 80, IIY.
Windischgraetzdragoner 38, 118.
Sanbt, Gmil.
Mamburgs Zollanschluß 85, 224.
Schaeffer. Albrecht.
Dem Sommer zu 8S, 138,
Scheffler. ttarl.
Peterskirche, die 85, 263.
Scher, Peter.
Bankroffts Erlebniß gl, 155.
Johanna in Paris 88, 204.
Schwester, eine 82, 120.
Scheper, Dr. Msriz.
Aretiner, der 88, 314.
Besuch 88, 157.
Cervantes 85, 87.
Schiller, Friedrich von.
Deutsche Treue 88, 385.
Johanniter, die 88, 356.
Karthago 83, 386
Schlacht, die 88, 33Z.
Schmiö, Prof. Dr. Ferdinand.
Bosnien 88, 189.
Schmidt Pauli, Elisabeth von.
Zeit der Leere, die 87, 398.
Schmitz. Gskar A. H.
Geschlechtliche Aufklärung 83, 196.
Judenfrage, die 85, 243.
Schoexx, Met«.
Dannevirke 85, 209.
Schönaich-Carolath,
Smil Prinz zu.
Deutschland 88, 323.
Schröder, Rudolf Alexander.
An die deutschen Krieger 83, 404.
Oden 88, 2V.
Schubert, Srnst.
Mithridate 84, 234.
Schuck, L.
Weiß-Schwarz 87, 435.
Schulenburg, Werner von der.
Antwerpen 83, 222.
Bitte an den Äeiligen Franz 82, 381.
Äohenzollern°Schulenburg 87, 335.
Preußen 88, 132.
Preußische Adel den Kohenzollern,
der 87, 149.
Südfranzvsen 88, 95.
Schwangart, E.
Verse 85, 330.
Schwann, vr. Mathieu.
Camphausen, Ludolf 32, 263.
Schwartze, Rudolf.
Üeberseedeutsche 87, 23.
Seidel, Ina.
Wilde Mädel, das 32, 332.
Selbstanzeigen.
Aretz, Dr. Peter, Die EntWickelung
der Diskontpolitik der Bank von
England 33, 216.

Bahr, 0,-. Richard, Ernst Bassermann 88, 200.
Beaulieu, Keloise von. Die Namen» lose und das junge Mädchen 87, 267.
Bernus, Alex, von, Liebesgarten 88, 159.
Birnbaum, Dr. Karl, Die psvchopa» thischen Verbrecher 88, 276,
Blau, Bernhard: Äeymann, Walther, Der Springbrunnen 83, 152,
„ Keymann, Walther, Die Reh» rungbilder 33, 152.
„ Äeymann, Walther, Kriegsgedichte und Feldpostbriefe 33, 152.
Blei, Franz: Einstein, Karl, Bebuquin 38, II«.
Böhmer, Emma, Freie Sklavinnen,, S4, 60.
Im Sanatorium 87, 296.

Braun, Felix, Das neue Leben sS, 364.
Caemmerer, Charlotte von, Berufs» kämpf der Krankenpflegerin in Krieg und Frieden 93, 155,
Carossa, Or. Kons, Doktor Bürgers Ende 87, 365,
Däubler, Theodor, Am Meer 93, 334.
Diederichs, Eugen, Zur Neuorien» tirung der deutschen Kultur nach dem Krieg 94, !3l.
Ehrenstein, Albert, Der Mensch schreit 94, 61.
Die weiße Zeit SS, 158.
Enking, Ottomar, Ach ja, in Althagen SS, 402,
Etzel, Gisela, Die Lieder der Monna Lisa SS, 262.
Felden, Emil, Königskinder SS, 20«.
Fischer, Max, Keinrich von Kleist SS, 334.
Flex, Or. Walther, Klaus von Bismarck, eine KanzlertragoedieS7,26S.
Förster-Nietzsche, Elisabeth, Wagner und Nietzsche zur Zeit ihrer Freundschaft 92, 390.
Franck, Dr. Ernst, Die Kalkdiät, SS, 199.
Friedrich, Prof. Gust,, Die Farce des Jahrhunderts oder des Monisten Glück und Ende S7, 193.
Friedrich, Sans, Weltwanderung SS, 364.
„ Paul, der moderne Dichter S7, 267.
„ Deutsche Renaissance S7, 366.
„ Richard Wagners Meister» werke SS, 44.
„ :Madame de Stael, Ueber Deutschland S7, 366.
Fritsch, Karl: Molo, Walter von, Im Titanenkampf «ö, 333,
Führer, Dr. Rich, Nanna oder die deutschen Katholiken und die Phi» losophie S7, 265.
Fuhrmann, Ernst, Schriften «7, 297.
Geiger, Prof, Dr. L.: Pustkuchen, F. W, Wilhelm Meisters Man» Verjähre SS, 125.
Goldschmidt, Ernst Friedrich, Keim» arbeit, ihre Entstehung und Aus» artung SS, 432.
Gottschalk, Kermann, Der Fluch der Arbeit 94, 60.
Gregori, Ferdinand: Maskenkünste SS, 293.
Grofzmann, Stefan, Grete Beier, SS, 201.
Grün, Ella: Ewald, Prof. Or, Ueber Altern und Sterben SS, 200
Kaeckel, Walter, Ernst Kaeckel im Bilde S7, 97.
Käfker, Kermann, Die Aufgaben der Kinematographie in diesem Kriege 90, 278.
Kardekopf, Ferdinand, Lesestllcke 95, 3Z5.
Karden, Maximilian: Pfemfert, Franz, Die Aktion 93, 335.
Ravenstein, Martin: Frank, Bruno, Die Schatten der Dinge SS, 431.
Hermann, Gufta», Und doch SS, 171.
Hertz, Wilhelm G, Ein Wanderer in der Wüste 90, 109.
Kirsch, Or, Julian, Die Genesis des Ruhme« 90, 103.
Koffmann, Camill, Briefe der Liebe SS, 259.
„ :Brod, Max,Tycho Brahes Weg zu Gott 9S, 332.
Koexter, K. John, Ornaments Lpiritus 90, 273.
Kuber, Jakob: Sandrock, Christoph, Lydia S8, 333
Zeutsch, Or, Karl, Die Zukunft des deutschen Volkes und der Krieg 91, 393,

Führer des Volkes «7,197.
„ :Grupp, Georg, Kultur»
geschichte des Mittelalters
8S, 400.
„ :Kiefl, Franz T, Leibniz S9,
43.
„ :Mackay. B. L, Freiherr von.
Die moderne Diplomatie SS,
169.
„ :Pohorilles, Noah Elieser,
Das Popol WuhSS, 43,
Jerusalem, Prof, Or, Wilhelm, Der
Krieg im Lichte der Gesellschaft»
lehre 92, 390,
Jünemann, Or. Franz, Der Philoso»
phische Idealismus und das Grund»
Problem der Erkenntnistheorie S7,
63.
Kanehl, Or, Oskar, Lyrische Antho»
logie S7, 323.
Wiecker Bote S7, 329.
Kassowitz.Schall, Or. Julie: Prof.
Max Kassowitz, Gesammelte Ab»
Handlungen S7, 94.
Kerler, Dietr. Keinr,, Jenseits von
Optimismus und Pessimismus SS,
263.
Ketelhodt, Freiherr von. Der Sach»
Klemm, Wilhelm, Kerbst 93, 334.

Klette, Or, Werner, Unsere Feinde, wie sie einander lieben 33, 154.
Knobloch, Alfred, Gläserne Wände SS, 45
Krause, Or, Äerm, Die Familien» fideikommisse S7, 62,
Kutfchbach, A, Die Serben im Bal> kankrieg 1912 und 13 und im Kriege gegen die Bulgaren 85, 193.
Leppin, Paul, Severins Gang in die Finsternis; S7, 61.
Lewin, Dr. Ludwig, Friedrich Kebbel, Beitrag zu einem Psychogramm, 8S, 4ZZ.
Löwenstein, Eugen, Nervöse Leute g0, 109,
Major, Erich, Die Quellen des künst» lerischen Schaffens SS, 199,
Maltzahn, Wilhelm Freiherr von: Tzschirner, Äans Erich, Der Kon° zessions-Schulze S«, 277.
Marbod, Ernst, Der Charlatan SS, 401.
« Maruschka SS, 401.
Mayer, Paul, Wunden und Wunder SS, 263.
Minden, Martin, Stell den Strauß von rothen Rosen S3, 155.
Mühlestein, Sans, Die Eidgenossen SS, 193.
Nissen, Momme: Jessen, Karl L, Friesische Heimathkunst SS, 261,
Rowak, Keinrich, s 6äncinZ Uirl »7, 32s.
Oesterheld, Erich, Leila SS, 333.
Ätto Friedrick, Erste Ernte SS, 160.
Picard, Jacob, Das Ufer SS, 160.
Piper, Dr. Otto, Bedenken zur Vorgeschichtforschung SS. 334.
Plotke, Georg I., Zur Mutter »7,367.
^Preyer, Axel Thierry, Lebens» Änderungen K7, 96.
Reicks, Ilse, Das schmerzliche Wunder S0, 279.
Reminghaus, Dr. Paul, Das Wesen der doppelten Buchführung S7,365.
Roda Roda und Gust. Meyrink, Die Uhr SS, 264.
Rogge, Marcello, Auf den Wegen des Lebens SS, 363.
Sachs, Or, Äanns, Imago S7, 128.
„ Internationale Zeitschrift für ärztliche Psychoanalyse S7, 128.
Sakheim, Arthur, Marion in Roth SS, 124.
Schering, Emil: Peladan, Der Prinz von Byzanz SS, 201.
Schlaf, Johannes, Das fachmännische Zugeständnis; S4, 179.
Schmitz, Oskar A. Ä. Die Weltan-l schauung der halbgebildeten SS, 335.
! „ Äaschisch S7, 6Z.
Schönherr, Johannes: Kreyer, Max, Stehe auf und wandle! SS, 334
Schulenbuxg, Werner von der, Antiquitäten SS, 45.
Judas S7, 297.
Schwabe, Toni, Deutsche Kriegerbibliothek gl, 393.
Seegers, Adolf: Wehrmann, Io» Hannes, Menschen ohne Äeimath S7, 265.
Seelhorst, Maria, Das Vermächtnis; der Marianne Torburg 87, 297.
Silberer, Äerbert, Probleme der Mystik und ihrer Symbolik 87, 295.
Stilgebauer, Dr. Edward: Nathusius, Annemarievon,Jch bindas Schwert 87, 295
Strich, Dr. Michael, Liselotte und Ludwig XlV. «S, 433.
Tagger, Theodor, Forderungen und Verheißungen SS, 96.
Treß, Joseph, Mordhymne 87, 323.
Vielhaber, Walter, Das Iesuslied SS, 198.
Werfel, Franz, Der Dichter spricht

S3, 334.
Zweig, Arnold, Die Novellen um Claudia SS. 434.
Sello, Lrich.
Gardedragoner bei Mars.la'Tour, die SS, 264.
Jüngste Lieutenant, der SS, 262.
Sil-Vara.
Land ohne Musik, das S2, 232.
. Silbergleit, Arthur.
Fächer, der SS, 95.
Simnrel. Professor vr. Georg.
Fall Iastrow, der SS, 33.
Simon, Helene.
Friede im Krieg SV, 275.
Kinderrecht SS, 289.
Organisation der Arbeit SS, 357.
Schmoller als Lehrer SS, 122.
Skal, Georg von.
American« SS, 192.
SomVart, Professor Werner«
Völker und Kapitalismus SS, 103.
Sxiero, Heinrich.
Franzosen, zwei S2, 269.
Stavenhagen. Willibald.
Anstellung inaktiver Offiziere, die SS, 219.

Stegeinann, Herbert.
Dichter, ein vergessener 86, 83.
Steinborn, Stadtrath Max.
Billiges Vieh, theures Fleisch SS, 19«.
Strasser, Nadja.
Gefangen in der Äeimath 93, 205.
Straub, Harrtet.
Frauenemanzipation S7, 290.
Strautz-Blsen, Hermann.
Kleinstadt und Großstadt SS, 42,
Suse, Theodor.
Bismarcktag SV, 39o.
Leise schreiten die Toten 9«, 124.
Nachtgesichte S7, 51.
Schulter an Schulter S9, 221.
Zweite Jahr, ins 92, 2IV.
Sveöberg, The.
Alchemie SS, 161.
Sybel, Heinrich von.
Friedrichs dunkle Tage 95, 102.
Tagger, Theodor.
Timmel, Georg S9, 36.
Techet, üarl.
Russen, Magyaren, Osmanen SS, 85.
Thewalt, Karl I.
Äotelakademie 92, 80.
Tichauer, Grnst.
Briefe SS, 165.
Tischert, Hr. Georg.
Eisenindustrie SS, I5Z.
Traurwein, Susanne.
Deutschland an Gluck 91, 367.
Trebitsch, Arthur.
Briefe SS, 167.
Treitschke, Heinrich von.
Lied vom schwarzen Adler, das SS, 389.
Trubetzkoi, Fürst.
Balkanwirrniß SS, 95.
Uhland, Ludwig.
An da^ Baterland SS, 323.
Vaihinger. Prof. Dr. Hans
Gruppes weckung SS, 14.
vallentin. vr. Berthold.
Antike und Klassizismus SS, 120.
Verwegen, vr. Johannes tNaria.
Fichte 90, 381.
vildrac, Tharles.
Skizzen, zwei 91, 306.
Vogelweide. Walter von der.
Vaterland 91, 158.
Voß, Richard.
In leuchtenden Kerbstestagen 91, I5S
„Unsere Kinder sollen es einmal gut
haben" SS, 401.
Walser, Robert.
Brief eines Dichters an einen Kerrm
SS, 196.
Kleist in Thun SS, 124.
De walsh, Dr. F. T.
Deutsch-Amerika SS, 33.
Weber, Katharina.
Christliche Wissenschaft 93, 317, 94,
280.
weifzmann, Dr. Adolf.
Bies Oper 91, 293.
Wengen, Der von.
Mahnspruch 93, 277.
willner. A.
Goltzberger, Ludwig Max SS, 214. Z
Wolf, Professor Dr. Julius.
Sexualforschung SS, 351.
Wölls, Julius Ferdinand.
Blinde Krieger, der SS, 137.
West und Ost 91, 208.
wyneken, Dr. Gustav.
Anfang, der SS, 387.
Brief S7, 130.
Isenburg und Büdingen.
Friedr. will?. Fürst zu.
Deutschen Wald, vom 94, 228.
Krieg zum Frieden, vom 96, 43.
Jukunftpläne 93, 309.
Jahn, Walter.
Grofzstadtanstand S7, 321.
Jeitlin, vr. Leon.
Ist Deutschland reich? SS, 391.
Feiler, Sinil.
Brief, ein SS, 401.

Aweig, Stefan.
Dostojewskij Sll, III.
Lissauers Gedichtwerk SS, 257.